Princeton University Library
32101 042855468

Digitized by Google

)902
.444
v. 17

Library of

Princeton University.

XVII. Jahrg. October 1892. 1. Heft.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet von

P. K. Rosegger.

Druck und Verlag von „Leykam“ in Graz.
Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) 3 fl. 60 kr. = 7 M. 20 Pf., mit franco Postzusendung

Inhalt.

	Seite
Dem Heimatlande. Gedicht von R.	1
's Gupfert. Eine Geschichte aus Steiermark. Von P. K. Rosegger	2
Das geheimnisvolle Hirschgeweih. Geschichte von Alexander Bataźs	12
Ein stummes Bekenntnis. Aus der Schrift eines Landpfarrers mitgetheilt von Hans Matser	18
Prosa. Gedicht von Robert Hamerling	25
Vacano. Erinnerungen und Briefe. Mitgetheilt vom Heimgärtner	26
Im Schweizerhofe zu Luzern. Aus dem Tagebuche eines russischen Fürsten von Leo Tolstoy	35
Da Michert vorm Feind. A Stückl in da steirischn Gmoansproch. Von P. K. Rosegger	48
Über das Geld und die Namen der Münzen. Von Theodor Bernaleken	54
Unser zweijähriges Dirndet. Aus dem Tagebuche eines Vaters. Von P. K. Rosegger	57
Der Todtentanz in Hamburg. Von Sophie von Khuenberg	61

Kleine Laube.

's aufgweckti Dirndt. In da steirischn Gmoansproch von Rosegger	65
Sind die Frauen besser als die Männer? Von R.	65
Gedankensplitter. Von Adolf Frankl	66
Was das Liserle hat erzählt. Von M.	67
Lustige Zeitung	68
Vogelmörder. Von R.	71
Die Pantoffeln des Propheten. Ein Gedicht in Prosa von Fritz Mauthner	73
Auch ein Gedicht?	73
Der Kanzlei-Schimmel. Von M.	73
Mein Franz. Von Hans Fraungruber	74
Kampfhahnerei. Von R.	75
Bücher	75
Postkarten des „Heimgarten"	80

VICTOR BERGMANN

10 Herrengasse **Graz** Herrengasse 10

empfiehlt sein

Wäsche- und Bettwaaren-Etablissement

billigste Anfertigungen

von

Kinder- und **Braut-Ausstattungen**

Bett-, Leib- und Tisch-Wäsche

Flanell- und abgesteppte Decken

Matratzen-Einsätze

Eisen- u. Gitterbetten

Kinderwägen

Roßhaare und Bettfedern

zu reellen Preisen.

Zum Bergmann.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

P. K. Rosegger.

XVII. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1893.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XVII. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.

Seite

's Gupferl. Eine Geschichte aus Steiermark. Von P. K. Rosegger 2, 81
Das geheimnisvolle Hirschgeweih. Geschichte von Alexander Balázs . . . 12
Ein stummes Bekenntnis. Aus der Schrift eines Landpfarrers mitgetheilt von Hans Malser 18, 98
Da Micherl vorm Feind. A Stückl in da steirischn Gmoansproch. Von P. K. Rosegger 48
Allerseelen. Von G. v. Berlepsch 88, 174
Der Pfarrer von Sankt Kathrein. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger 104
Wia da Hons da Grethl schreibb. A Dorfgschichtl in da steirischn Gmoansproch. Von R. 139
Es müssen doch schöne Erinnerungen sein! Erzählung von Bertha von Suttner 161
Das Gelöbnis der Gurgler Buben. Nach einem glaubhaften Berichte mitgetheilt 169
Peter Huckepak. Weihnachtsmärchen aus den steirischen Bergen von Ferdinand Schiffkorn 204
Carlotta. Novelle von Ferdinand Schiffkorn 241, 321, 402, 488
Das Glück des Brüllerlagers. Eine Geschichte aus dem wilden Westen. Von Bret Harte 256
Der Kickel. Eine Erzählung aus der Waldheimat. Von P. K. Rosegger . . 265
's Bettelstudentl. Eine Geschichte aus Tirol. Von Karl Wolf 338
Mein Großvater. Eine Erinnerung an die Vorzeiten in der Waldheimat. Von P. K. Rosegger 347
Wie ich Großhändler werden wollte. Jugenderinnerung von Ferdinand Pfeiler 381
Das Weib des Obristen. Aus der Mappe meines Urgroßvaters. Von Adalbert Stifter 386
Jung Hanerle die Trutzige. Eine Geschichte aus Steiermark. Von P. K. Rosegger 420
Aus dem Skizzenbuche eines Wanderers. Von E. Salburg 431
Ihr Zimmerherr. Ein Genrebild von Sophie von Khuenburg 436
's böse Kaderl. Eine Geschichte aus den Alpen. Von P. K. Rosegger 481
Das neue Liderl. Ein kleiner Schelmenroman von Hans Malser 561
Liebe und Wohlthätigkeit. Eine fürs ganze Jahr passende Weihnachtsparabel. Von Anna Hartenstein 576
Das „Gut an sich". Eine Geschichte von Th. H. Pantenius 616
Der Krieglacher Himmel. Von R. 641
Thurm-Rudi. Erzählung von C. v. Carro 647
Wie Joggeli eine Frau sucht. Ein ländliches Bild von Jeremias Gotthelf 652
Die Schulprüfung. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger 696

(RECAP)

Seite

Die Nacht vor der Hinrichtung. Eine Skizze von Hans Malser 702
Der versteigerte Herr Gemahl. Eine Geschichte nach der neuen Art von Hans Malser 721
Heimatzauber. Von G. v. Berlepsch 728
Unser alter Kachelofen. Erinnerung aus der Waldheimat. Von P. K. Rosegger 736
Wie der welsche Franz das Beten lernte. Eins aus Nordböhmen. Von R. Maras 761
Gott ist barmherzig. Von Hans Fraungruber 788
Ein Inserat. Novelle von Max von Weißenthurn 801, 881
Der Executions-Soldat. Nach freien Überlieferungen erzählt von P. K. Rosegger 810
Wie es dem Schmied-Stachel in der Liebe ergieng. Eins von drüben, wo es auch so Sachen gibt. Von P. K. Rosegger 861
Der Muselgraf von Thalegg. Eine Geschichte aus Tirol von J. C. Platter 897
Wir lassen schön danken! Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger 907
Eustach Weberhofer. Eine Erinnerung aus der Jugendzeit von P. K. Rosegger 921
Unschuldig. Von Arthur Achleitner 942

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Kreuzsäulen und Hauskapellen. Eine Schilderung aus den Alpen von R. . . 109
Spaziergänge in der Schweiz. Von P. K. Rosegger 114
Weihnacht. Von Adalbert Stifter 189
Wie die Meraner Volksschauspiele zustande kamen. Von Karl Wolf 217
Da Schweizerkas. A kloans Stückl aus n steirischn Bauernlebn 230
Winterabende im Gebirgsbauernhause. Von R. 290
Da Regnschirm. A kloans Bildl aus da Hüttn 312
Der „Duttenblaser-Tattel". Ein Bildchen aus dem Volksleben. Von Rosegger 398
Da Stiefelknecht. A Schwaukl in da steirischn Gmoansproch von P. K. Rosegger 556
Drei Paar Schuhe. Ein Bericht aus dem Volksleben. Von P. K. Rosegger 596
Scherzhaftes aus dem Gebirge. Von Heinrich Noë 600
Eine Bauernhochzeit aus der Riegersburger Gegend. Mitgetheilt vom Bauernsohne Josef Faist 676
Kutscher. Eine Schilderung aus dem „Chiemgauer Volk" von Hartwig Peetz 765
Die roth Federn. A Gschichtl va da steirischn Olm 794
Unsere liebe Frau. Einiges über den Marien-Cultus in den Alpen. Von P. K. Rosegger 823
Die Gnomen im Königsberge. Von August Brunlechner 831
Der Schmeißrinnbock vom Gamskarspitz. Ein Bildchen aus dem Hochgebirge von Arthur Achleitner 835
Wie Landmädchen ihre Liebesbriefe schreiben Mitgetheilt von Jos. Faist . . 873
Andreas Hofers Heimkehr aus Mantua 912
Da Hoderlump. A Stückl in da steirischn Gmoansproch 928

Land und Leute. Charakterbilder.

Was ein Amerikaner über Steiermark sagt 294
Aus dem Wiener Volksleben. Von Vincenz Chiavacci 302
Das Urtheil eines Engländers über uns 375
Grüne Ostern und fröhliche Leute. Ein Osterbild vom Lande. Von Heinrich Sohnrey 515
Das Reich Liechtenstein. Ein Reisebild von Ludwig Hevesi 540
Eine Audienz beim heiligen Vater 549
Was ein Engländer über die deutsche Frau sagt. Von Sidney Whitman . 667
Aus der Welt der Hochstapler. Pariser Skizzen von Paul Lindenberg . . 769
Passionsspiele im Böhmerwalde. Von Leopold Herzog 930

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Seite

Über das Geld und die Namen der Münzen. Von Theodor Vernaleken . 54
Vogelmörder. Von R. 71
Die wunderbare Höhle. Ein Bild aus der Unterwelt. Von Heinrich Noë . . 121
Was der Fortschritt versprochen hat 130
Thierschutz und Volkserziehung. Von H. B. 135
Der Wille zum Frieden. Von Richard Reuter 151
Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Von Karl Pröll 222
Deutsche Familiennamen. Von Robert Hamerling 440
Wie die Fahrpläne entstehen. Skizze aus dem modernen Verkehrsleben. Von A. Oskar Klaußmann 444
Auswandern? Eine brennende Frage für die Ziehenden und Bleibenden . . . 520
Der Himmel und das Himmelreich. Von Theodor Vernaleken 526
Was bedeutet das Wort „Heimgarten“? Von Theodor Vernaleken . . . 553
Wie das Volk dichtet. Nach Adalbert Svoboda 583
Die Schulverwaltung in den hervorragendsten Culturstaaten Europas. Von Julius Weinhardt 588
Das Wetter im Sprichwort. Von Robert Hamerling 664
Ein Blick in die Welt unter unseren Füßen 779
Alte Blitzableiter 787
Die Grenzen des ärztlichen Berufs. Von O. Bähr 837
Bedenken gegen die Volksbildung. Von H. S. Volker 845
Was kann der Lehrer für den Thierschutz thun? Von Josef Killer 853
Vom Familiensinne. Pädagogische Winke für Eltern und Erzieher. Vom Oberlehrer J. Weinhardt 915
Von der Intelligenz des Weibes. Von Paul Mantegazza 934

Über Sitten und Unsitten. Plaudersames.

Im Schweizerhofe zu Luzern. Aus dem Tagebuche eines russischen Fürsten von Leo Tolstoy 35
Unser zweijähriges Dirndel. Aus dem Tagebuche eines Vaters. Von P. K. Rosegger 57
Der Kanzlei-Schimmel. Von M. 73
Ein Sendschreiben aus dem Fegefeuer 156
Die Wegzehrung. Aus dem Tagebuche meines Wanderlebens 184
Reiter, wo hast du dein Pferd? 228
Alles, was Athem hat, lobe Gott! 234
Lass dich nicht irren, deutsches Volk. Von Robert Hamerling 275
Soll die Presse für den Krieg oder für den Frieden sein? Von A. Berger . 297
Die Ära der Hausknechte. Von August Kruhl 367
Was der liebe Herrgott für Kostgeher hat. Von P. K. Rosegger 371
Gedanken über das Sterben. Von Helene von Stedern 392
Das Gouvernantenthum. Ein Missstand unserer modernen Erziehungsweise. Von Clara Stockinger 449
Ein müßiges Gespräch 457
Der Bierfimpel. Ein Bild zur Erbauung aus Oberabelsberg 460
Geistliches Königthum. Von M. 551
Staatsventilation. Von M. 551
Schulmeister aus Commisstuch. Von R. 551
Herr Ego, der Lebenswucherer. Eine Plauderei über alles und nichts. Von R. 592
Touristik und Bergfexerei 624
Der Bauer sein eigener Kaufmann. Von R. 631
Ein verzweifelter Vorschlag. Von R. 631
Kriegslustig! Von R. 632
Der bedenkliche Hochzeitsbrauch. Eine Zuschrift 683
Von der Liebe zu seinem Volke und Vaterlande 689
Über die körperliche Züchtigung. Aussprüche hervorragender Männer für und gegen dieselbe. Gesammelt und mitgetheilt von Koloman Kaiser . . 692

Seite

Großstadt 706
Ein Wort an Christen 707
Geld. Von M. 748
Sa sind wir. Ein ruppiger Spaziergang 757
Das Paradies der Grazer. Eine Plauderei van R. 841
Mein erster Kranz. Plauderei von Karl von Carro 857
Ein Naturgesetz der Kriegslustigen. Von H. 946
Neuer Durst nach religiösem Idealismus. Von R. 947

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Vacano. Erinnerungen und Briefe. Mitgetheilt vom Heimgärtner 26
Volksschauspiele in Graz? Von Rosegger 147
Noch ein Brief Vacano's 150
Erinnerungen an Friedrich Schlögl. Von P. K. Rosegger 198
Die Wiener Volksbibliotheken 229
Meister Anselm Hüttenbrenner. Lebensskizze eines steirischen Tondichters. Von Hans von der Sann 278
Was Friedrich Schlögl den Bücherausleihern zu sagen hat! 311
Eine Künstlerin, die nicht wohlthätig sein will 312
Franz Nissel. Von Friedrich Marx 362
Volk und Heimat. Gedichte eines krainischen Deutschen. Besprochen von Dr. Emil Ertl 453
Ein Gelehrten- und Dichterleben. Von Bernaleken 465
Eine Erinnerung an Vacano. Mitgetheilt van Paul Andow 505
Künstlerisches Schaffen. Was will es? Was muss es? Von Friedr. von Hausegger 529
Ein junger steirischer Dichter. Von P. K. Rosegger 535
Wie sich ein gallichter Kritiker blamieren kann. Von R. 537
Ein neues Buch von Kürnberger 551
Eine Sprachdummheit? Von M. 553
Zum Gedächtnisse Adalbert Stifters. Nach bisher zumeist ungedruckten Briefen Stifters und Mittheilungen über denselben. Von Dr. Anton Schlossar 604
Ein norddeutscher Erzähler. Von Emil Ertl 612
Dichter-Missgeschick 622
Ein ungedruckter Brief Hamerlings 630
Das Ende der Wagnerei 633
Das Ende der Wagnerei? Von Dr. Friedrich v. Hausegger 710
Der bettelarme Zola. Von M. 711
Klaviertyrannei. Von S. Tunner 753
Ein Schweizer Dichter. Von M. 869
Bücher 75, 158, 236, 313, 399, 473, 557, 635, 716, 797, 876, 949

Gedichte.

Dem Heimatlande. Gedicht von R. 1
Prosa. Gedicht von Robert Hamerling 25
's aufgweckti Dirndl. In da steirischn Gmaansproch von Rosegger 65
Mein Franz. Von Hans Fraungruber 74
In der Kunstausstellung. Von Jenny von Reuß-Hoernes 149
's Haimatgsang. In innviertler Mundart. Von Franz Stelzhamer . . . 158
Maximilian. Ein Gedicht von Ferdinand Ebhard 188
Mein Passierschein. Wohlgemuth gesungen von Franz Stelzhamer 215
Dann ja! Gedicht von Adolf Frankl 221
Zeitbild. Gedicht von Jenny von Reuß-Hoernes 227
Rosen pflanzt man nicht auf Herzen. Gedicht von R. 264
Einem Realisten. Gedicht von Franz Wolff 289
In Friedl sei Bigoutigkeit. Gedicht von R. 293

Seite

Bete für mich! Gedicht von Joſ. Stelzhamer 301
Menſch. Gedicht von Pfeiler 308
Die Müllerknechle. Gedicht von Ludwig Fulda 311
„Menſchliches, Allzumenſchliches.“ Von Jenny von Reuß-Hoernes 359
Tantalus. Gedicht von M. 370
Genie. Gedicht von M. 374
Mädchenklage. Von Ottilie Bibus 391
Mein tapferes Weib. Gedicht von Roſegger 392
O ſonniger Süden. Von P. K. Roſegger 401
Glücks-Schmiede. Von A. Frankl 430
Aus den Todtentänzen. Von A. Pichler 439
Gleichgewicht. Gedicht von H. 452
Betrüada. Von P. K. Roſegger 463
Wanſt krank biſt, mei du! Von P. K. Roſegger 466

Der Poetenwinkel:

Romanze. Von Jenny von Reuß-Hoernes 466
Quiſiſana. Von Ottilie Bibus 467
Glaube. Von Ludwig Brunner 467
Das Sliefkind. Von B. Del-Pero 468
Zuflucht. Von Grober 468
Der Tod und der Poet. Von Grober 468
S erſte und s letzte Buſſerl. Von Hans Ludwig 469
Der Faſttag. Von Richard Kraftel 469
Einer Todten. Von Sophie von Khuenberg 713
An meinen Knaben. Von Angelika von Hörmann 713
Leicht zu finden. Von Pfeiler 713
Neuer Sang mit allem Klang 713
Im Zeichen der Myrte. Von Franz Tiefenbacher 714
Die Arbeit. Von Hans Fraungruber 714
D' Muatta. Von Hans Fraungruber 714
Seelenſprache. Von A. Z. Wood 714
Gib Ochtin! Von K. E. G. 714
Toleranz-Edict gegen trübe Stunden. Von Frd. Traugolt Kotſchy 714
Die unſichtbare Schönheit. Von M. Ernſt 715
Weinlied 715
Beim Kunſtmäcen. Von Jenny von Reuß-Hoernes 790
Sonett. Von Jenny von Reuß-Hoernes 790
Die Braut. Von Joh. Alboth 791
Der Mutter Reichthum. Von Franz Tiefenbacher 791
Legende. Von G. v. S. 791
Im Beichtſtuhl. Von Jenny von Reuß-Hoernes 948
O, ſchmähet nicht die Dulderin. Von Franz Tiefenbacher 948
In den Alpen. Von Ella Hruſchka 948

Lais es ſein. Gedicht von M. 504
Oſterglaube. Gedicht von P. K. Roſegger 514
Die Heldin von Radkersburg. Gedicht von Ferdinand Ebhardt 524
Umgekehrt iſt auch gefahren. Gedicht von R. 539
Gäiſtern gor ſpot af d Nocht 547
In der Krypta. Gedicht von Jenny von Reuß-Hoernes 548
Eigenſinn. Von Hans Fraungruber 557
Die Verſuchung. Ein epiſches Gedicht von Hans Falle 572
Des Herrn Gebot. Von R. 582
Sinngedichte. Vom Volksſchullehrer Adolf Frankl 628
Modernes Sinnen und Dichten. Von Michi Wunderbaldinger 629
Steh af d Seitn! Gedicht von R. 635
Der Schelm. Gedicht von M. 646
Schönheit. Gedicht von Albert Möſer 662
Aus den Todtenlänzen. Von Adolf Pichler 675
Lieder eines Ausgewanderten. Von Hubert Müller 687
Grimming. Ein Sagenſang von A. Berg 741

Seite

Das ganze Leben ist Komödie. Von Gustav Starcke 747
Veilchen. Ein Gedicht von Sophie von Khuenberg 785
Leicht verführen zum Wahn. Gedicht von Ludwig Fulda 817
Jungfer Wirtin. Gedicht von Hans Falke 818
Gedichte. Von S. Fritz 822
Weisung. Gedicht von Franz Halm 834
Dem Pessimisten. Gedicht von R. 866
Frisch o'zapft! Gsangln in altboarischer Mundart von Josef Fellner . . . 867
Die Modernen. Gedicht von Jenny von Reuß-Hoernes 872
Gib acht, was ich dir sage. Gedicht von R. 896
Das Bankett zu Rabenstein. Gedicht von Ferdinand Ebhardt 914
Der gute Spruch. Gedicht von J. Immergrün 921
Gedichte. Von Heinrich Hango 940
Um nichts. Gedicht von Christoph Mickwitz 942
Festgruß zur zwanzigjährigen Gründungsfeier des Lesevereins in Krieglach . . 946

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen. Schwänke.

Lustige Zeilung 68, 469, 715, 796, 874
Der Sammler und die Sammlerin. Von Fritz Mauthner 156
Die Perlenschweine. Ein neues Märchen von Königsbrun-Schaup 232
Ein sparsamer Verschwender. Thatsache aus unseren Tagen 309
In der Mordau. Eine Hochlandssage von Arthur Achleitner 395
Ein Schlaumeier 466
Ein Jagdabenteuer 554
Die Gabe ohne Vergeltsgott 629
Ein paar Schnacken aus dem Böhmerlande 634
Steirische Volkssagen über den Teufel. Von Hans von der Sann 742
Der schlaue Kuhmelker 874
Legende. Wörtlich aus dem Französischen übertragen 874

Verschiedene Sachen.

Der Todtentanz in Hamburg. Von Sophie von Khuenberg 61
Sind die Frauen besser als die Männer? Von R. 65
Gedankensplitter. Von Adolf Frankl 66
Was das Liferle hat erzählt. Von M. 67
Die Pantoffeln des Propheten. Ein Gedicht in Prosa von Fritz Mauthner 73
Auch ein Gedicht? 73
Kampfhahnerei. Von R. 75
Gedanken in schlaflosen Nächten. Von R. 132
Aus dem Volksmunde. Kinderreime, Sprüchel, Trutz-, Scherz- und Schelmenliedchen aus Niederösterreich (Viertel unter dem Manhartsberg). Gesammelt und mitgetheilt von Kotoman Kaiser 143
Ein Held, ohne Krieger gewesen zu sein 308
Ein- und Ausfälle. Von Adolf Frankl 310
Wiederkehr dieses Lebens! Von P. K. Rosegger 311
Sprüche. Von Friedrich von Hausegger 464
Von Junggesellen, den armen Schelmen 471
Wiederholung des Lebens. Von R. 472
Spruch. Von Rudolf Baumbach 556
Zur Beherzigung. Von Michel Knittl 575
Die Frau auf der Pferdebahn 792
Kochrecept zur Bereitung eines guten Ehegatten. Von Kowy 793
Die zehn Gebote der Amerikanerinnen 873
Eine Wahrheit. Von Buddha 845
Aus der Fibel eines Weltmannes. Von A. Z. Wood 705, 945
Postkarten des „Heimgarten" 80, 160, 240, 320, 400, 480, 560, 640, 720, 800, 880

Heimgarten
1. Heft. October 1892. XVII. Jahrg.

Dem Heimatlande.

Hörst du das Läuten, Freund?
Was soll's bedeuten, Freund?
Weckt es nicht wonnig des
Wanderers Drang?
Glaube den Glocken nicht,
Lass dich verlocken nicht
Von der Sirene
Weltpreisendem Sang!

Und musst du dennoch fort,
Jagend von Ort zu Ort,
Suchend die Ziele, die
Nirgendwo sind,
Kehre fein balde um,
Freund, in dein Heiligthum,
Wo du bist Gatte und
Vater und Kind.

Reiße vom Strande dich,
Eh' fremde Bande dich
Stumpf gemacht, nimmer ihr
Sklave sollst sein.
Denn deine größte Kraft
Und deine Meisterschaft
Sprosst aus der heimischen
Erde allein.

469512
0902
.444
Digitized by Google

Panz're mit Steirererz,
Land, deines Sohnes Herz,
Heb' auf den Schild ihn, des
Leuchtenden Firn.
Kränze mit Lärchenreis
Und mit dem Edelweiß
Würdig des Älplers
Teutoniſche Stirn.

Öſtlicher Roſenhauch,
Südlicher Lorbeerſtrauch
Gleicht nicht des Tannenbaums
Duftendem Reis.
Was auch in weiter Welt
Herrliches aufgeſtellt,
Heiliges Heimatland,
Dir ſei der Preis! R.

's Gupferl.

Eine Geſchichte aus Steiermark. Von P. K. Roſegger.

In einem Waldthale, durch welches die Landſtraße zog, war ſeitwärts, unweit von dieſer Straße, eine felſige Engſchlucht. Aus derſelben kam ein ſteiniges Wildbachbett, in welchem kein Waſſer rann und kein Pflänzlein ſtand. Zur Frühjahrszeit gieng es manchmal wild her in dieſem Bette zwiſchen den wuchtigen Steinblöcken, da hörte man weithin die Waſſer toſen, da ſtieg ein Thaunebel auf in die alten knorrigen Fichten, die am Hange ſtanden, und im Nebel flimmerten manchmal die Farben des Regenbogens. Jetzt im Hochſommer war alles todt und dürre. Zwar in einer Felſenrunſe zeigten ſich am Stein die Flechten feucht, und aus einer Baumrinde, die als Rinnlein in die Kluft gelegt war, tröpfelte ein Wäſſerlein. Es tröpfelte nur und verſickerte wenige Schritte unterhalb im Sande.

An dieſem Brunnen kauerte ein junges Weib. Es war nicht gar groß, aber hübſch rundlich, hatte ein breites Geſichtlein, ein kleines Stumpfnäschen und vergiſsmeinnichtblaue Augen darin. Es war im Sonntagsgewande der Bäuerinnen und hatte neben ſich ein Bündel liegen. Mit dem einen Beine ſtemmte es ſich an den Schutt, mit dem anderen kniete es auf einem Steinvorſprung, ſo daſs ein Weniges von den ſtrammgeſpannten ſchneeweißen Strümpfchen zu ſehen war. Mit der einen Hand klamte es ſich an der rauhen Wand feſt, mit der anderen hielt es ein kleines Thonkrüglein unter die tropfende Rinne.

Dieſes Menſchenweſen war auf ſeiner weiten Wanderung in der Sonnenglut ſehr durſtig geworden und hatte hier in der öden Schlucht eine Quelle geſucht. Nun ſchon ein Weilchen hielt es das Gefäß hin, und

immer noch war nicht so viel Wasser darinnen, dass es klecken konnte für den trockenen Gaumen.

Und als diese Weibsperson so im Ruhen und Sinnen wartete auf die allmählich sich sammelnde Labnis, da kam von der Straße her ein Mann gestiegen und kletterte hinan zur Wasserschöpferin. Er war vierschrötig und schwerfällig, hatte ein freundliches, gebräuntes Gesicht, dunkles Haar, dichten, gekräuselten Vollbart und war im fahlen Gewande armer fahrender Leute; an seinem Beinkleide klaffte sogar, wenn auch gerade nicht sehr weit und auffallend, eine Naht auseinander und das Schuhwerk war wesentlich platt und schief getreten. Das beste an seinem Kleide war ein Filzhut mit grünem Bande und einer keck lich geschwungenen Auerhahnfeder. Der Mann hatte keinen Stock und kein Arbeitswerkzeug bei sich, es war leicht zu erkennen, dass auch er die Quelle suchte.

„Da ist auch eine Durstige!" also grüßte er das junge Weib.

„Es will nicht rinnen", antwortete sie und schaute in das Thonkrüglein, welches kaum erst den vierten Theil gefüllt war.

„Wer bist denn du?" fragte der Mann und lehnte sich an einen Felsblock nahe neben ihr.

Jetzt blickte sie ihn erst einmal ordentlich an, und weil bei gewöhnlichen Leuten kein langes Umstreichen üblich ist, ehe sie miteinander bekannt werden, so antwortete sie frischweg: „Wer ich bin? Wenn ich dies sag', nachher weißt so viel wie früher."

„Nun, so sag's halt. Ein bissel wirst doch wer sein."

„Ja, ich bin das Gupferl!" Dabei lachte sie hell auf.

„Wieso?" fragte der Mann und schaute ihr munter in das gutmüthige Gesicht. War es nicht doch ein wenig traurig, ein wenig abgehärmt, dieses nette Gesichtel?

„Freilich, das Gupferl bin ich!" fuhr sie fort. „Weißt nit, was das ist, ein Gupferl? So eine Draufgab', eine freiwillige Zuwag', etwas Überflüssiges, das man just nimmt und just braucht, wenn man's hat, und das freilich niemandem abgeht, wenn's fort ist."

„Wenn man's so nimmt", entgegnete er, „nachher ist eigentlich jeder Mensch ein Gupferl, und ich selber bin schon ein großer Gupf, ein verdammt überflüssiger, wenn man's so nimmt. Aber überflüssig nit für mich selber, verstehst! Für mich bin ich die Hauptsach' und mir sind die anderen Gupf, die anderen. — Dass aber du ein Gupferl sollst sein, ein so sauberes Weibsbild, das versteh' ich nit."

Sie blickte in ihr Krüglein.

„Ist es schon voll?" fragte er.

„Noch lang nit. Alle Vaterunser lang ein Tröpfel."

„Mir scheint, Dirndl, du zählst die Zeit auch nach Vaterunsern. Eine gute Uhr, aber langweilig. Hast hübsch Zeit, dass du mir vom Gupferl was sagst. Wie bist denn du ein Gupferl worden?"

„Ja, mein Mensch, das wär' eine lange Geschicht'. Und eine alte Geschicht'. Lass es gut sein."

„Ich kann mir's schon denken", versetzte er mit Theilnahme. „Zuerst in die Welt herein, ohne dass wer nach dir gerufen hat; keine Ehr' bringst mit, aber viel Sorg' und Verdruss, da überflüssig, dort überflüssig, überall ungut aufgenommen — ist es so?"

„Wirst nit weit fehlen", sagte sie ruhig, „ist man nachher so viel, dass man arbeiten kann, kommt der harte Bauerndienst, aber nit als Feldmagd und nit als Stallmagd und nit als Küchenmagd, sondern jedem als Beihilf', dem Knecht zur Knechtin, der Magd zur Dienerin, ein zweifüßiges und zweihändiges Ding für alles, was andere nit thun wollen — alleweil nur das Gupferl."

Etwas unsicher schmunzelte er: „Wie du fein gerathen bist, wundert es mich aber doch . . .“

„— Auf das geh' ich nit ein“, sagte sie.

„Ist dein Krügel schon voll?“ fragte er.

Da solches noch immer nicht der Fall war, redete sie weiter: „Die Arbeit ist einem ja nit zu hart. Wär' dumm, wenn einer Bauernmagd die Arbeit zu hart thät sein. In meinen halbgewachsenen Jahren hat mich eine Nähterin in die Lehre genommen. Die ist freilich wohl gut gewesen auf mich, aber frühzeitig gestorben. Hab' bald wieder müssen in den Bauerndienst. Und wieder Schuhhadern sein, wieder der Patsch sein; gar nie ein gutes Wort, gar nie ein: «Recht ist's!» und: «Brav bist!» — Mein Gott, wenn man nur weiß, dass andere mit einem zufrieden sind, nachher ist man's selber auch. Sonst verlangt man eh nichts auf der Welt. — Na, so hab' ich's wohl frei nit mögen aushalten im Bauerndienst, und wie einmal im Sommer eine Stadtfrau bei uns im Bauernhaus gewesen ist und gesagt hat, wenn ich Lust hätt' in die Stadt, so kunnt ich mit ihr kommen, sie thät für ihr Haus ein Dienstmädel brauchen, da bin ich halt nachher mit in die Stadt Graz. Dort ist's ja so viel schön, wie es heißt, und schlechter kann ich mir's nit mehr machen, nur besser. Ja, hab' ich gemeint! — Mensch, du bist mir stockfremd, aber das muss ich dir vor Gott dem himmlischen Vater ins Gesicht sagen: Wer auf der Welt das Fegefeuer abbüßen will, der soll bei einer Stadtherrschaft Dienstbot' sein! Weiß zwar nit, was ich so viel Schlechtes hab' angestellt mein Lebtag, dass ich so hart hab' müssen Buß' thun, ein ganzes Jahr lang. — Ich sag' dir's, wenn sie einen Hund haben, oder ein anderes Thier, das wird in manchem Haus besser gehalten, wie der Dienstbot'. Kein Mensch glaubt's, wie höllisch wüst so eine feine Stadtfrau kann sein! Da sind die Bauersleute dagegen noch Engel, die essen mit einem noch aus einer Schüssel, und geben immereinmal eine Raststund', lassen sich's angelegen sein, dass man bisweilen in eine Kirche kommt und an der armen Seel' nit Schaden leidet. Im Stadtdienst bist das reine Vieh, oder was noch Schlimmeres, weil sie vor dir Kisten und Kästen zusperren. Aber arbeiten, arbeiten, oft schier Tag und Nacht, Feiertags wie Werktags. Und der Hochmuth bei der Herrschaft. Pfui Teufel! hätt' ich bald gesagt. Und dabei verlangen sie Anhänglichkeit — es ist rein zum Lachen.“

Also sprach die Person und wurde dabei ganz erhitzt. Sie mochte wohl so schlechte Erfahrung gemacht haben. Es war, als ob sie seit langem gesammelte Lasten von ihrem Herzen loswälzen wollte, nun da einmal ein Mensch vorhanden war, der ihr theilnehmend zuhörte. Wahrscheinlich war ihr in der Stadt jeder Verkehr mit Menschen untersagt gewesen, selbst mit der Mitdienerschaft, also dass sie wie eine Verbannte eben musste mitten in der Menge.

„Herrendienst wär' auch mein Letztes“, sagte jetzt der Mann. „Diese Leute sind so über die Maßen fein gebildet, dass es ein gewöhnlicher Mensch bei ihnen nit aushalten kann. — Erst vor etlichen Tagen hab' ich von meiner Straßen aus in ein fürnehmes Herrenhaus hineghorcht, wo die Frau Baronin just ihr Stubenmädel verjagt. Das Mädel ist eilends gegangen, hat sich aber im Reden tapfer gewehrt, und wenn ich sagen sollt', welche von den zwei Weibsbildern in Red' und Antwort die unverständigere war, so müsst' ich wohl der Frau Baronin die Ehr' geben. Das Mädel hat lauter Wahrheiten gesagt, aber immer höflich, die andere kotzengrob und so verleumderisch, dass man sie zehnmal bei Gericht hätt' verklagen können. Endlich macht das Mädel einen artigen Knix vor der

Dame und sagt: «Euer Gnaden, ich bin halt ein ganz ungebildetes Geschöpf und kann nit so schimpfen und mag nit sagen, was ich mir denk' über Euer Gnaden. Aber denken thu ich mir ganz das Richtige!» — Ein feiner Trumpf! Hat mich gefreut. — Natürlich hast auch du bei deiner Stadtherrschaft das ganze Jahr kein einziges freundlich Wort gehört."

Hierauf entgegnete die Magd: „Eins hab' ich gehört. Ein einziges, aber nit von der Frau —"

„Vom Herrn?"

„Errathen hast es. Ein ganz unschuldiges Wort, wie du es vielleicht zu einem alten Pferde sagst, oder zu einem Esel. — «Bist ja doch ein armes Wesen!» hat er gesagt, der Herr, — Mensch, und jetzt war's aus! Von dieser Stund' an hätt' mir die Frau Wasser und Luft vergiftet, wenn sie hätt' können. Und wie mir das Licht aufgeht wegen der Eifersucht, da hab' ich meine sieben Sachen zusammengepackt und bin fort."

„Und wohin willst?" fragte der Mann.

„Ja, Mensch, wenn ich das selber wüßt'!"

„Du, schau, jetzt ist das Krügel voll!" rief er.

„Wahrlich, es ist voll", sagte sie und hob das Gefäß. Er langte hin, nahm ihr das Krüglein aus der Hand und trank es aus auf einem Zug.

„Vergelt's Gott, Gupferl!" Mit diesem Worte gab er ihr den leeren Krug zurück. „Brav bist, daß du mich labst. Schon einen heidenmäßigen Durst hab' ich dir gehabt."

Sie schaute ihm nur ein wenig verblüfft ins Gesicht, sagte aber nichts. — Wenn er schon gar so viel Durst hat gehabt, so ist ihm der Trunk Wasser wohl vergunnt.

Als sie hierauf ihr Töpfchen nochmals unter das tropfende Rinnlein zu halten begann, meinte er, wozu noch eine Weile hinhalten, es sei doch nur eitel Wasser. Sie solle mit ihm kommen, beim nächsten Wirtshause würden sie etwas Besseres trinken.

Dieser Mensch ist wirklich gut, dachte sie, nahm ihr Bündel unter den Arm und gieng mit ihm. Ach, wie lange hatte sie kein gütiges Wort mehr gehört! — Er führte sie sorgsam an der Hand über das Steingeröll hinab zur Straße.

Dort stand ein zweiräderiger Karren, der mit einer grauen Plache kobelartig überspannt war. Nach vorne giengen zwei Deichseln mit einer Querlatte, an welcher der Karren gezogen werden konnte. Im Kobel gab es mancherlei Sachen: Frisch geschnitzte Holzwaren, als: Tennschaufeln, Rechen, Kochlöffel, Sprudler, Nudelwalker, einen Korb mit hölzernen Eßlöffeln und dergleichen. Daneben ein Bund Kleider, ein Holztrühlein mit Rasierzeug, auch ein Töpfchen Fett war da und ein Stück halbvertrockneten Kuchens darunter, dann Tabakrauchsachen, eine alte Zither ohne Saiten, und anderes. An der Ecke war noch eine Art von Bett, eine Strohschichte, auf welcher Kissen und Decken in unordentlichen Wulsten durcheinander lagen. — An der vorderen Seite war der Kobel durch ein paar Bretter abgeschlossen, an der hinteren Seite war eine Art Vorhang angebracht, denn hier war der Eingang. Diese Dinge hatte der Mann seiner neuen Bekannten mit gewissem Stolze gezeigt.

„Gehört alles mein!" sagte er wiederholt. „Hab' mir alles selber erworben, redlich erworben. Von Haus aus, mußt du wissen, bin ich ganz arm gewesen. Ja, meine Liebe! Als Kindel ist es mir nit viel anders ergangen als vielleicht dir. Auf der Gassen bin ich gefunden worden von einem Zimmermannsgesellen; der ehrliche Finder hätt mich gern zurückgegeben, aber der Verlustträger hat sich nit gemeldet. Hat mich der Zimmermann halt behalten müssen. Wenn ich den Leibfehler nit hätt, wär ich

auch Soldat worden, bin's sogar schon gewesen, haben mich aber nit sattfüttern können, bin ihnen so hundsmager geworden vor lauter Hunger, dafs sie mich wieder ausgelassen haben. Ich thu so viel gern essen, mufst wissen; soll ein Leibfehler sein, hat der Regimentsarzt gesagt. So schmeifs doch dein Bündel hinein! Was sollst denn tragen, wenn wir den Wagen haben! — Na, so bin ich nachher Holzwaaren-Fabrikant geworden, und was ich im Winter schnitz, das verkauf ich im Sommer. Anfangs ist mir das Schnitzen nit gut von der Hand gegangen, da hab ich einen Lehrling aufgenommen und an dem hab ich halt so lang herumgemeistert, bis ich's selber loskriegt hab, wie man's macht. Seither schnitzt mir der Lehrling die schönsten Schaufeln und Löffeln und meine Fabrikate haben schon ein Ansehen im Land. Und überall, wohin ich komm', haben mich die Leut' gern. Und schon gar wenn ich wollt Zitherspielen!"

„Kannst Zitherspielen?" fragte das Gupferl.

„Und ob ich kann! Das ganze Weibervolk wird dir rebellisch, wenn ich zitherspiel!"

„Ich hör's auch gern."

„Aber jetzt sind keine Saiten drauf. — Und so kannst dir denken, dafs mir nichts fehlt. Sehr gut geht's mir, kunnt's nit besser wünschen. — Steig' jetzt in den Kobel, Gupferl, wir fahren!"

„Ich soll da hineinsteigen?" fragte die junge Magd, „ja wo hast denn das Rofs?"

„Ist schon eingespannt!" rief der Mann lustig, sprang vorne zwischen die Deichseln und hob sie zum anziehen.

„Ja wart', ich werd mich von dir herumziehen lassen!" lachte die Magd. „Da spann ich mich lieber zu dir, wenn wir Platz haben miteinand da in dieser Lucken drin."

„Platz haben wir schon", sagte er und machte ihr an seiner Seite Raum, also dafs sie nun zweispännig den Karren zogen entlang die Straße.

Anfangs besorgte er die ganze Kraftleistung selber, so dafs die Magd schier leer neben ihm hertrabelte. „Wär nit schlecht!" schnaufte er, „wenn ich mein Gschlofs nit allein weiter bringen kunnt! Was ich gestiftet hab, das kann ich auch regieren!"

Nach einer Weile war für sie Gelegenheit vorhanden, stramm anzuziehen, denn er hatte sich eine Tabakspfeife in den Mund gesteckt, weil ein Locomotiv auch dampfen müsse; es dampfte nun zwar, aber es zog nicht mehr gut. Dem „Gupferl" war's recht, dafs es sich hier nützlich erweisen konnte.

Als es gegen Abend gieng, waren die felsigen und waldigen Berge nicht mehr an ihrer Seite; in ein Hügelland kamen sie, reife Kornfelder überall, emsige Schnitter sichelten und Getreidefuhren ächzten schwer gegen die Dörfer hin.

„Sind Narren, dafs sie sich so schinden!" murmelte der Eigenthümer des Karrens, „wenn sich's der Mensch anschicken kann, bringt er's weiter." Und mit Behagen blickte er auf sein bewegliches Besitzthum, mit welchem auch die volle Freizügigkeit verbunden war.

Als sie mit dem Karren eine Anhöhe hinauf mufsten, sagte der Mann: „Zieh an, Mädel!"

„Thu's ohnehin wohl, Hansel!" antwortete sie.

Er schmunzelte, denn Hansel hieß er nicht, und ziehen that er auch nicht; sie wollte aber seinen Namen wissen. Hierauf, als sie rasteten, wagte das Gupferl die Frage: „Wie heißt du?"

„Schau nur einmal in den Kalender, mein Name steht eh drin", scherzte er.

„Und möcht auch gern wissen, wie alt du bist."

„Was glaubst? Rath einmal.“

Sie ſchaute ihm forſchend ins Geſicht. — Zwiſchen dreißig und fünfzig. Bei den Mannsbildern kennt man ſich nicht aus. Vom Haar fehlt noch kein Grandt (Härchen), der Bart kohlſchwarz, im Geſicht noch kein Rumpfen (keine Runzel), die paar feinen Faltlein unter den Augen ſtehen ihm gerade gut. Weil er ſicherlich das Weiberleutgernhaben kann. Die Naſe iſt etwas breit gerathen und hat in der Mitte eine Einſattelung, die nicht nöthig wäre — aber das thut nichts. So liebe Augen hat er . . . Das war ihr heimliches Denken.

„Biſt doch mehr auf der jungen Seiten“, ſagte ſie.

„Wirſt es ſchon ſehen!“ war ſeine Antwort. „Wirſt alles noch erfahren, nur Geduld! — Ein geſcheiteres und ein ſtärkeres Dirndel gibt's nimmer, wie du biſt.“

Da zog ſie wieder an.

Im nächſten Bauerndorfe machten ſie Halt.

„Der Löffel-Greg! Der Löffel-Greg iſt da!“ riefen die Leute und kamen am Feierabend zuſammen, um ſeinen Karren zu ſehen, was für ſchöne und brauchbare Sachen er wieder mitgebracht hatte. Sie kauften Rechen, Schaufeln, Eſslöffeln, denn in jener Gegend ſind zur Zeit noch Holzlöffel der Brauch, die zwar nicht ganz ſo glatt über die Lippen gleiten als die neumodiſchen aus Blech, hingegen aber bei weitem mehr faſſen.

Als das Geſchäft — und ein leidlich gutes! — gemacht war, barg der Greg — nun wuſste ſie ſeinen Namen — den Karren in einem Hof, gieng ins Wirtshaus, beſtellte Nachtmaht und Stube für ſich und ſein Weib. Ein bis an den Rand gefülltes Weinglas ſchob er vor die Magd hin. Ihr aber war der Durſt vergangen, und ohne Durſt trinken, das war ſie nicht gewohnt. Zwei Portionen Kathsbraten wurden aufgetragen.

„Iſs nur brav, Gupferl!“ lud der Greg ein. „Jedes Röſſel will ſeinen Hafer.“

Er war mit ſeiner Portion in wenigen Augenblicken fertig. Da ſie noch mehr als die Hälfte vor ſich hatte, ſo meinte der Greg, er wolle doch einmal koſten, was ihr Braten etwa für einen Fehler habe, weil ſie gar ſo langſam daran kaue — und verſchlang ihn in zwei Biſſen. Hierauf ſchien er ſelbſt davon überraſcht zu ſein, daſs die zwei Teller ſich ſo ſchnell geleert hatten und meinte, das ſei halt ſein Leibfehler. Ob das Gupferl noch eine zweite Portion wünſche? Sie bedankte ſich und bezahlte ihre erſte.

Als dieſes Abendmahl vorüber war, legte der Greg ihr ſeine Hand auf die Achſel und liſpelte: „Jetzt werden wir halt nachher müſſen raſten gehen. Ich kann mir's denken, du wirſt müd ſein.“

„Gar nit, gar nit!“ antwortete die Magd haſtig. „Heut hab ich ja Feiertag gehabt. Das Biſſel marſchieren macht mir nichts.“

„Du biſt halt eine Mordsgredl, du!“ alſo lobte er ſie und trachtete in die Schlafſtube. Sie verſprach bald desgleichen zu thun und gieng hinaus in das Freie, denn es war eine wunderſchöne Nacht.

Vor einem hölzernen Häuschen, unter dem zerſplitterten Lindenbaum, ſtand eine Gruppe von Männern und Weibern, und immer noch kamen langſamen Schrittes andere herbei, die ſich auch hinſtellten und endlich ins Haus traten. Aus den kleinen Fenſtern drang Lichtſchein.

Auf eine Frage, was da drinnen ſei, erfuhr unſere Magd, daſs in dem kleinen Hauſe ein Leichnam ruhe, zu welchem die Nachbarsleute zuſammenkamen, um die Nacht über bei ihm zu beten und heilige Lieder zu ſingen. Das kam dem armen Gupferl überaus gelegen, denn ſchon hatte ſie ſich den Kopf zerbrochen, wo ſie die Nacht

zubringen sollte. Zu lebendigen Mitmenschen hatte sie kein rechtes Vertrauen mehr, so ging sie zu den todten.

Etwas so Schönes hatte sie in ihrem Leben nicht gesehen, als diesen Todten. Es war ein Knabe von etwa zehn Jahren mit runden Wangen, leicht aufgeworfenen vollen Lippen, schattigen Augenwimpern, mit weichem blondem Haar, das quer hereingekämmt war in die schneeweiße Stirn. Da lag er schlank ausgestreckt auf der Bank, zu seinen Häupten ein Crucifix und zwei Lichter. Nahe der Bahre knieten Leute und beteten still, oder standen herum und führten leise Gespräche. Der Lindenbaum stand noch draußen, wenn auch gespalten und zerrissen durch den Blitz. Der Knabe, welcher um den Baum herum einem Schmetterling nachgejagt, war leblos hingetaumelt auf den Rasen. Das war gestern gewesen. Im letzten Winkel der Stube saß die Mutter, die ihn verloren hatte, sie weinte nicht, sie betete nicht, sie redete nicht, ganz still und friedsam saß sie da auf ihrem Dreifuß, blickte vor sich hin und nickte manchmal ein wenig mit dem Haupte.

Die Magd, welche wir immer das Gupferl heißen müssen, weil sie überall überflüssig war, hatte sich in der Stube zu mehreren Weibern gesellen wollen, aber man hielt mit der Fremden nicht viel Gemeinschaft. So setzte sie sich hinter dem Ofen auf eine Bank, hörte von dort aus den Todtenliedern zu, die gesungen wurden, betheiligte sich von dort aus an dem Gebete und betrachtete von dort aus das traurige Leben auf der Welt.

Die Nacht währte lange. Als die Fenster blass wurden, legten sie den todten Knaben in einen schmalen Holzsarg, um ihn dem Grabe zuzutragen. Das Gupferl irrte draußen auf den Wiesen, sah die Nebelstreifen zergehen, sah das Morgenroth leuchten an den zarten Wölklein des hohen Himmels und an dem Kirchthurme, sah in der aufgehenden Sonne ihren langen Schatten über die thauige Flur hin, hörte das unendliche Morgenlied der Vöglein all und betrachtete nun von da aus das traurige Leben auf dieser Welt.

Endlich als die Leute mit Sensen und Sicheln, mit Spaten und Wagen ihr Tagewerk begannen, gieng sie nachsehen, ob es bei dem Karren ihres Weggenossen noch in Ordnung sei. An demselben stand er schon, der Löffel-Greg. Anfangs war er nicht in bester Laune, bald hatte er wieder sein freundliches Gesicht und mit diesem fragte er sie: „Wann fahren wir denn weiter?“

„Meinetwegen kann es gleich sein“, gab sie zur Antwort, und keine Rede sonst, ob sie miteinandergehen wollten, oder auf wie lange, oder wohin. — Er trank noch eine Schale Kaffee, sie ein Töpfchen Milch, dann stopfte er seine Pfeife, sie warf wieder ihr Bündel in den Karren und beide spannten sich dran.

Wo sie an Häusergruppen vorbeikamen, schrie der Mann: „Der Löffel-Greg! Der Löffel-Greg!“ Das einemal gab's ein paar Kreuzer Erlös, das anderemal ein paar Zehner — manchmal auch gar nichts, denn — folgerte man — wer etwas zu essen hat, der hat auch einen Löffel, und wer nichts zu essen hat, der braucht keinen.

Als es heiß geworden war, schoben sie den Karren in den Schatten einer Ahorngruppe, die neben der Straße stand, und setzten sich hin. Der Greg that schläfrig, wollte sein Haupt auf ihren Schoß legen, dass sie ihm mit den Fingern das Haar kraue. Sie hingegen wusste eine nothwendigere Beschäftigung. Schon seit gestern war ihr an seinem Beinkleide die klaffende Naht ein Dorn im Auge. Während der Greg im Kobel sein Gewand wechselte, bereitete sie das Nähzeug und bald war der Schaden heil. Bei

dieſer Arbeit fand ſie im Hoſenſack zuſammengeballt ein Büſchel Banknoten. Es waren zwar nur ordinäre zu einem Gulden, doch das Gupferl empörte ſich ob ſolchen Leichtſinns.

„Für was hat man denn Säcke, wenn man das Geld nicht hineinthun ſoll?“ vertheidigte er ſich. „Soll ich es auf die Straße werfen?“

„In der Bruſttaſche ſollſt es tragen, ſonſt verlierſt es.“

„In der Bruſttaſche ſucht's jeder Straßenräuber, im Hoſenſack ſchaut kein Menſch nach“, war ſeine ſchlaue Meinung.

„Haſt eine Leibjacke an?“ fragte ſie.

„Hätteſt dich gekümmert drum!“ antwortete er. „Freilich hab ich eine an.“

„So werde ich dir in die Leibjacke das Geld einnähen.“

„Meinetwegen, wenn du's ſo haben willſt.“

„Ich will es ſo haben“, ſagte das Gupferl, „und meines will ich auch gleich dazunähen.“

„Haſt du auch Geld?“

„Umſonſt werde ich dem Drachen nicht gedient haben.“

„Haſt viel?“

„Drei Wochen lang kannt ich gnädige Frau ſpielen, wenn ich wollt'!“

Der Greg that aus Überraſchung einen Pfiff. „Ein Prachtkerl biſt, Weib!“ rief er, „mit dir hab ich's glücklich getroffen.“

Als die Gewandſachen in Ordnung waren, ergab ſich auch noch Zeit zum Haarkrauen, denn auf der Straße war's ſo heiß, und im Ahornſchatten war's ſo lieblich. — Der gute Greg, faſt ſchlief er ein auf ihrem Knie. Einmal neigte ſie ſich, um ihre Wange auf ſein Haar zu drücken, that es aber nicht, er hätte es wahrnehmen können, wer weiß, ob's ihm recht geweſen wär! — Aber ſo froh war ſie, ſo ſelig, daſs ſie endlich einen Menſchen gefunden, dem ſie Gutes thun konnte, und der deshalb nicht böſe ward.

Am zweiten Abend kehrten ſie in einem einſam ſtehenden großen Bauernhofe ein, wo man für die Herberge kein Geld nahm. Am Morgen, bevor ſie weiterzogen, ſchenkte der Greg dem Bauer eine Tennſchaufel, der Hausmutter einen Sprudler, den Kindern jedem einen Löffel und dem kleinſten Knaben noch einen hölzernen Vogel dazu, welcher ſchön wiſperte, wenn man beim Schweif hineinbies.

Am nächſten Tage hatte der Greg ein Elend mit ſeiner Tabakspfeife, erſtens wollte der Stein nicht Funken geben, dann wollte der Schwamm nicht gloſen, dann hatte die Pfeife keinen Zug, dann wollte das Kraut nicht brennen und endlich lockerte ſich fortwährend das Rohr, ſo daſs der Mann oft zurückbleiben muſste, um das Zeug in Ordnung zu richten. Das Gupferl war mit dem Karren voraus; über die Ebene gieng's gut, bergwärts gieng's mühſam. — Das arme Weib! dachte der Greg, wie ſie ſchwitzen muſs! — Ging aber ſo langſam hinterher, daſs er ſie nicht einholte und rauchte argen Tabak.

So hatten ſie angefangen und ſo thaten ſie weiter.

Drei Wochen lang ſpielte das Gupferl die gnädige Frau — am Zugkarren. Dann war ihr Geld zu Ende, und auch das ſeine. Denn ſeit der Löffel-Greg wuſste, daſs wer anderer für ihn ſorge, ſorgte er ſelbſt nicht mehr. Ja, er unterließ es ſogar, ſeine Waren auszuſchreien, er verſchmähte es, in Bauernhäuſern zu übernachten. Er hatte das „Gott ſei Dank nicht mehr nöthig!“ Das Gupferl war eine große Freundin von Salat, verzehrte ihn oft von zwei Portionen; ſo muſste er den zweifachen Braten eſſen. Sie trank kein einziges Glas Wein, ſo konnte er deren zwei trinken. Sie war ſeit ihrer Nähterei her geſchickt in der Kunſt, für Weibsleute Hauben und Hüte aufzuputzen und Weibergewand mit zierlichen Bändern und Maſchen zu ſchmücken. Damit ge-

wann sie manches Stück Geld, also brauchte der Mann nicht immer ans Verdienen zu denken. Wenn sie auf der Reise waren, so ließ das Gupferl es sich nicht nehmen, den Karren zu ziehen, also konnte er im Kobel liegen und sich endlich einmal ausruhen von seiner Arbeit. Er hatte gearbeitet genug, er war Fabrikant und Kaufmann in einer Person gewesen, er hatte gekargt und gedarbt, er hatte es endlich zu einem eigenen Hause gebracht; wenn es auch auf Rädern steht und geht, es ruht sich doch gut darin. Und da ihm Gott nun ein so gutes fleißiges Weib geschickt, so ist erreicht, was je sein höchster Wunsch gewesen war; er kann auf dem Stroh liegen und Tabak rauchen.

Den Tabak besorgte ihm ja auch das Gupferl und wie er schon haushälterisch war, so benützte er denselben doppelt, fürs erste rauchte er ihn, fürs zweite sammelte er hernach aus der Pfeife den Rest und nahm ihn in den Mund.

Das Gupferl hatte dem Greg auch Zitherſaiten gekauft. Er zog sie mit großer Umständlichkeit auf, wobei eine um die andere entzweisprang, so dass er die Geduld verlor, und das Instrument in den Winkel warf.

Als sie eines Abends in einem Wirtshause eingekehrt, wo nach einem Jahrmarkt Burſche mit ihren Dirndeln beisammen waren, denen es ums tanzen gieng, wollte das Gupferl, dass der Greg sich ein paar Groschen mit Zitherſpielen erwerbe. Der Greg zeigte sich dazu nicht aufgelegt. Nachdem er aber Wein getrunken hatte und die Mädeln ihn fortwährend bestürmten um seine süße Kunst, nahm er die Zither hervor und hub an, mit einem Fischbeinspänchen die Saiten zu kratzen und mit den Fingerspitzen auf dem Tastbrette herumzutappen. Da huben die Leute an zu lachen: „Das soll Zither gespielt sein? Der kann ja nicht einmal einen Ton greifen!“

Das Gupferl nahm ihm die Zither aus der Hand — ausspotten läßt sie ihn nicht. Wem sein Spielen nicht recht ist, der soll sich seinen Tanz selber pfeifen.

Zu Anfang August in einer schwülen Regenzeit war es, dass unsere Hausiererleute eines Tages auf der Straße umkehren mussten. Das Wildwasser hatte eine Brücke weggerissen und im Straßengraben und weit auf den Feldern hin standen die braunen Wasser, und die Nebel hiengen vom Himmel wie schmutzige Fetzen, als wollten sie das Wasser wieder aufsaugen. Unser Karren kehrte zurück ins nächste Dorf. Dort läuteten auf dem Thurme die Glocken, ein Feuerwehrmann gab Hornsignale, Männer schleppten große Balken, andere verstopften Hausthüren und Fenster mit Brettern und Stallmist, die Weiber bargen Hausrath in höher gelegenene Theile des Ortes. Der Greg hatte seinen Karren auf dem Dorfplatze stehen lassen und horchte nun. Auch seine Genossin horchte. In der Luft war ein dumpfes Tosen zu vernehmen, so dass manchmal davor der Erdboden zu beben schien, aber man wusste nicht woher es kam. Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen wurden durch die Gassen gejagt. An der Kirchhofsmauer unter freiem Himmel stand ein Krankenbett, die alte Frau, welche darin lag, rang die Hände. „Heiliger Gott, dass ich die zweite Sündflut noch hab' müssen erleben!“

Plötzlich schoss zwischen den krachenden Häusern die trübe Flut heran.

„Halloh marsch!“ rief der Greg, erfasste die Deichseln seines Fahrzeuges und lief im Trab damit durch die Gasse einen steinigen Waldweg entlang der Anhöhe zu. Das Gupferl schob von hinten nach. Oben am Waldhange hielten sie an.

„Schau du, was wir für ein bequemes Haus haben“, sagte nun der

Greg. „Ist im Thal Überschwemmung, so ziehen wir es auf den Berg, und ist im Dorf einmal Feuer, dass gar der Herr Bürgermeister sein Haus muss niederbrennen lassen, fahren wir mit unserem Gschloss davon. Wir haben alleweil leicht lachen."

„Ich kann nit lachen, wenn so viele Leut' weinen", entgegnete das Gupferl und eilte wieder dem Dorfe zu, wo an einem Wiesenraine aufsichtslose Kinder balgten, nahe an den Wassertümpeln. Diese Kinder bewachte sie, führte sie zur Kirche hin, die etwas erhöht stand und mit Kisten und Kästen und Körben und Bündeln und zerstreuten Habseligkeiten fast vollgestopft war.

Der Greg stemmte rückwärts am Karren die Doppelspreize ein, damit das Zeug nicht auf und niederschaukeln konnte. Das musste allemal geschehen, wo er sich von Zeit zu Zeit niederließ.

Vom grauen Himmel regnete es und regnete es.

Zur Zeit huschte den Waldweg eine sonderbare Gestalt heran. Ein bräunliches Weib mit großen schwarzen Augen und schwarzen Haaren, die in unzierlichen Strähnen niedergiengen aus dem zinnoberrothen Kopftuche, welches wie ein Turban um das Haupt geschlungen war. Ein gelber weiter Mantel hieng faltenreich an dem Körper, unten in eine Schleppe auslaufend, welche hinstrich über dem schlammigen Boden. Weder Pack noch Bündel hatte dieses Weib bei sich, an der Hand aber hielt es einen langen Pilgerstab, am oberen Ende versehen mit einem Kreuze. Um den üppigen Leib hatte sie ein wulstiges Gürtelband geschlungen und daran hieng ein Rosenkranz.

Als diese Person zum Karren kam, in dessen Blechenkobel der Löffel-Greg lag und Tabak rauchte, bat sie um Unterstand. Gerne gestattete es der Hausherr, dass sie sich unter sein Dach setze und räumte ihr Platz ein.

„Gottes Strafgericht!" sagte die Fremde in ungefügen Lauten und zeigte mit ausgestreckter Hand hin auf das überschwemmte Thal.

„Hat Sie mein Weib nit gesehen?" fragte der Greg. „Eine junge hübsche Person, sie muss Ihr ja da unten begegnet sein. Sie ist hetzen gegangen, oh das ist ein Engel! Mir ist allemal bang um sie, wenn ich sie nit an meiner Seiten seh!"

Die Fremde wusste keine Auskunft zu geben, schien auch nicht gewillt, solchen Bekenntnissen weiter zuzuhören. Nachdem sie den Greg mit durchdringendem Blicke angesehen hatte, streichelte sie ihn an der Hand und lispelte: „O armer Mann, du hast auch einen lieben Menschen im Fegefeuer!"

„Wer, ich? Wieso?"

„Mir bleibt nichts verborgen", fuhr sie fort, „durch das Astloch eines morschen Sargbrettes habe ich's gesehen. Ich glaube, ein Frauenzimmer war's, sicherlich deine Mutter, deine Schwester, oder eine andere. Sie schreit um Hilfe, dass es zum Erbarmen ist, sie ruft deinen Namen."

„Was Sie da sagt!" entgegnete der Greg und paffte an seinem Rauchzeug.

„Drei heilige Vespern fehlen ihr", redete die fremde Person weiter. „Auf dem Luschariberg im Kärntnerland sollen sie gelesen werden. Ich bin auf dem Wallfahrtsweg dorthin und weil du mir so barmherzig Obdach gibst, so will ich dir die Vespern gerne besorgen. Einen Silberthaler werden sie kosten alle drei — für die arme Seele."

Als sie so gesprochen hatte, schmunzelte der Greg und sagte: „Na, Frau Pilgerin, da kommt Sie zu mir an den Unrechten. Unten im Dorf bei den alten Weibern kann Sie mit so Sachen schon was ausrichten, ich kenn' den Spass. Aber der Frau werden ja die Läufeln nass, wenn Sie sie nit besser hereinzieht

unter das Dach. Sie kann schon herrücken, wenn Sie will, wir haben Platz genug."

Mittlerweile hatte das Gupferl unten mitgeholfen beim Bergen und Retten. Und als die größte Gefahr vorüber war, das Wasser zu fallen begann und die Leute an eine Mahlzeit denken konnten, wurde sie beim Gemeindevorstand zu Tisch geladen. Sie dankte höflich, sie habe sehr wenig Hunger, aber wenn sie bitten dürfe, dass man ihr etwas Kraut und Fleisch in einem Topfe mit heimtragen lasse, so sage sie dafür tausendmal vergelt's Gott.

Also kam das Gupferl mit Kraut, Knödeln, Fleisch und einer Flasche Apfelwein zurück an den Waldhang zu ihrem Greg. Der verzehrte die Gottesgaben mit einer großen Gier, denn sein „Leibfehler" schien durchaus nicht heilen zu wollen, im Gegentheil, dieser verschlimmerte sich eher. Während er sich's schmecken ließ und die Magd ein wenig Ordnung zu machen trachtete im Kobel, sagte sie auf einmal: „Schau, Greg, in der Religion bist halt doch noch nicht so schlecht, als du immereinmal thust."

„Meinst?"

„Weil ich da im Stroh just deinen Rosenkranz hab' gefunden."

Der Greg blieb ganz gleichgiltig und murmelte so nebenbei: „Immer einmal muss der Mensch beten."

„Es ist ein altes Sprichwort, dass groß Wassernoth beten lehrt", setzte sie bei, und die Sache war abgethan. —

(Schluss folgt.)

Das geheimnisvolle Hirschgeweih.

Geschichte von **Alexander Balázs.**

Ins Deutsche übertragen von **Adolf Kohut.***)

„Hören Sie, meine Herren, meine Geschichte, die zwar nicht sehr unterhaltend, dafür aber desto lehrreicher ist."

Mit diesen Worten pflegte Herr Andreas Porzan die einzige Erzählung, welche man je von ihm gehört hat, zu beginnen.

„Ich glaube, keine Indiscretion zu begehen, wenn ich sie hier ausplaudere — zumal die Geschichte ebenso erbaulich für die Herren wie für die Damen der Schöpfung sein dürfte . . ."

„Die Sache", fuhr Herr Andreas Porzan fort, „ereignete sich vor acht Jahren, im zweiten Jahre meiner Ehe.

An einem schönen Frühlingsmorgen saßen wir beide beim Frühstück, das heißt, wir hatten eigentlich schon gefrühstückt, doch saßen wir noch zusammen, scheinbar in die Lectüre vertieft. Die Wahrheit zu gestehen, schmollten wir miteinander.

Meine Frau machte mir bittere Vorwürfe darüber, dass ich einen Theil meiner Abende außer dem Hause verbrächte und wollte es durchaus nicht begreifen, dass selbst der beste Ehemann einer kleinen männlichen Gesellschaft, einer unschuldigen Zerstreuung bedürftig sei. Sie bezweifelte sogar, dass das Bier an der Quelle besser als zu Hause schmecke; sie be-

*) Aus „Heitere Lebensbilder." Humoresken von Alexander Balázs, aus dem Magyarischen von Adolf Kohut. (Leipzig. Ph. Reclam.)

hauptete, das sei nur Einbildung, welche die Männer zu ihrer Entschuldigung oder um die Frauen zu ärgern, erfunden hätten!

Als sie ihre Vorwürfe zum erstenmale vorbrachte, widerlegte ich dieselben eingehend. Ich suchte ihr begreiflich zu machen, dass niemand, besonders kein Advocat wie ich, mit den gesellschaftlichen Verbindungen brechen dürfe, und dass man schon deshalb auf einige Stunden weggehen müsste, um dann mit umso größerer Freude zu seiner kleinen Frau zurückkehren zu können.

Doch alle meine Gründe verfiengen nicht! Die Erfahrung lehrt, dass die Frauen gewisse Dinge nicht verstehen *wollen*.

Am anderen Tage verbitterten neue Vorwürfe meinen Kaffee, und nach einiger Zeit verzehrten wir unser Frühstück, ohne ein Wort miteinander zu wechseln.

An jenem verhängnisvollen Tage lasen wir beide die Zeitung, das heißt, jedes für sich, und thaten so, als wenn wir ganz und gar in die Lectüre versunken gewesen wären.

Plötzlich klingelte es und Susi, das Stubenmädchen, brachte mir einen Brief, den, wie sie sagte, der Briefträger soeben abgegeben habe.

Ich öffnete das Couvert und was finde ich?

Ich wäre beinahe von meinem Stuhle gesunken — eine Caricatur: ein menschliches Antlitz mit einem Hirschgeweih mit sieben großen Hörnern!

Rasch verbarg ich den Brief und freute mich, dass ich mit meiner Frau auf gespanntem Fuße stand. Jetzt konnte sie mich wenigstens nicht fragen, was der Brief enthalte, noch ihn ihrer Gewohnheit nach — wie gefährlich ein solcher Gebrauch ist, sah ich jetzt erst ein! — erbrechen.

Nach einigen Minuten stand ich auf und begab mich in mein Zimmer, ohne meine Aufregung zu verrathen.

Hier zog ich den Brief hastig hervor und prüfte die Caricaturzeichnung.

Ist es möglich, dass das Hirschgesicht mir auch nur einigermaßen gleiche?! Lass doch sehen!

Ich besah mich im Spiegel und gewahrte zum Schrecken, dass die Caricatur getreu meine Züge trug.

Aber die Hörner? Was bedeuten dieselben?

Ich zerriss die abscheuliche Zeichnung in tausend Stücke und musterte genau die Briefadresse.

Die Schrift war zwar deutlich, aber entstellt — ich konnte den Schreiber nicht herausfinden.

Wer mag tollkühn genug sein, mich in so feiger Weise zu beschimpfen!?

Ich ließ in meinen Gedanken meine Bekannten, Freunde und Fremde Revue passieren. Gegen wen sollte ich Verdacht hegen?

Hörner auf meinem Kopf, den meine Frau so liebt, ja fast anbetet! Welche Einfalt und Thorheit!

Sorgfältig verschloss ich das Couvert, der Zeit und dem Zufalle die Enthüllung des Geheimnisses überlassend.

Es gibt nur einen Menschen in der Welt, auf den ich eifersüchtig sein konnte, denn er war mein Nebenbuhler und verlangte sogar die Hand meiner Frau. Doch erhielt er einen Korb und wanderte nach Louisiana aus. Sollte er zurückgekehrt sein? Nein! Dieser ritterliche Mann ist einer so feigen Rache nicht fähig!

Mein ganzer Tag wurde mir verdorben! Auf dem Gericht plaidierte ich so zerstreut, dass ich zwei Processe verlor, und ich aß so schlecht zu Mittag, wie schon seit Jahren nicht!

Schließlich tröstete mich der Gedanke, dass das Ganze nur ein schlechter Spass sein werde — ich mit einem Hirschgeweih! So was kann nur ein erbärmlicher Scherz sein!

Abends begab ich mich zu meiner Zerstreuung in den Club; ich spielte Tarock und verlor, denn auf jeder

Karte erblickte ich ein Hirschgeweih; die Pferde, auf welchen die Könige sitzen, sah ich für Hirsche an.

Verstimmt kehrte ich heim, entschlossen, sofort umzukehren, wenn meine Frau mir wieder Vorwürfe machen sollte. Doch meine Befürchtung war unbegründet; sie reichte mir, als ich eintrat, lächelnd ihre kleine Hand und bat mich, Zank und Streit zu vergessen; sie sehe ein, dass ich recht habe; ein Mann müsse sich zerstreuen!

Augenscheinlich wollte sie unsere Versöhnung besonders feierlich machen, denn sie trug zum Abendessen mein Lieblingsgericht auf: einen Hirschkopf mit Trüffeln und Pilzen.

Hirschkopf! Der Zufall macht oft die besten Witze.

Aber es schmeckte gut, und da ich mit meiner Frau einen so vortheilhaften Frieden geschlossen, verzehrte ich es heiter und mit bestem Appetit.

Doch wollten die Hörner mir nicht aus dem Kopf, und ich befahl Susi, der Zofe, von jetzt an mir meine Briefe direct zu geben, respective auf meinem Schreibtisch zu placieren.

Tags darauf tranken wir aufs neue unter fröhlichem Geplauder unsern Frühstücktaffee — trotz alledem spitzte ich immer das Ohr, wenn die Klingel ertönte.

So vergingen mehrere Tage; ich vergaß beinahe die Hörner und verbrachte meine Abende sorglos im Kreise meiner Freunde, als ich eines Morgens auf meinem Schreibtische wieder das wohlbekannte Couvert mit der Adresse vorfand.

Mein erster Gedanke war der des Dankes für Susi, die, meines Befehles eingedenk, mir den Brief direct brachte. Ich war mit meiner Frau wieder versöhnt, so dass sie ihn sicherlich zuerst gelesen hätte.

Ich gestehe, dass ich das Couvert nur mit Bangen öffnete. Diesmal fand ich keine Zeichnung, sondern einige Zeilen vor, von derselben Hand geschrieben, deren Buchstaben ich von der Adresse aus sehr gut kannte.

„Mein Herr! Ich muss mit Ihnen deutlicher sprechen. Sie sind vertrauensselig; aber seien Sie auf der Hut, denn man betrügt Sie!

Eine Freundin."

Das war der Inhalt des abscheulichen anonymen Briefes.

„Eine Freundin!" Es war also eine Dame, die mich so tollkühn zu verletzen wagte!

Gibt es in der Welt etwas Abscheulicheres und Feigeres, als durch anonyme Briefe Beleidigungen und Verleumdungen zu bewerkstelligen?

Also selbst eine solch unschuldige und makellose Frau, wie mein Louischen, ist vor Verdächtigungen nicht gefeit!

Doch soll der anonyme Ehrabschneider nicht triumphieren! Seine erbärmlichen Insinuationen sollen unbeachtet bleiben! — rief ich zornig aus und zerknitterte den Brief.

Mein Louischen besitzt unbedingt mein grenzenloses Vertrauen. Wer könnte und dürfte je an ihr zweifeln! Sie ist die verkörperte Güte, Liebenswürdigkeit und Treue und hat nur den einen Fehler, dass sie mich zu sehr liebt! Daher will sie, dass ich stets in ihrer Nähe bleibe und kein Vergnügen ohne sie mitmache.

Um die Gedanken an den dummen Wisch mir vollends aus dem Kopfe zu schlagen, speisle ich an diesem Abend mit meinen Freunden und kehrte ungewöhnlich spät nach Hause.

Beim Frühstück wagte ich meiner Frau kaum unter die Augen zu treten, indem ich eine heftige Gardinenpredigt erwartete; doch wie angenehm wurde ich enttäuscht, als Louischen mit freundlichem Antlitz und einem süßen Lächeln auf ihren rosigen Lippen mich begrüßte. Alle Vorwürfe bestanden in der bescheiden ausgesprochenen Bitte, mein Weg-

bleiben vom Abendbrote ihr vorher anzuzeigen.

„Mein lieber Paul, ich will dich nur um etwas bitten. Wenn du wieder einmal mit deinen Freunden Abendbrot speisest, was man ja im Grunde keinem Manne verübeln kann, so sende mir vorher einen Boten mit einer Zeile, damit ich dich nicht vergebens erwarte. So ist zum Beispiel gestern dein für dich bestimmtes Beefsteak ganz verdorben. Bitte, versprich mir's!"

„Ich verspreche es!" rief ich aus und küsste mein kluges Frauchen auf die rothen Lippen. „Ich gehe noch weiter und gelobe, dass ich niemals — das heißt nur selten vom Abendbrot wegbleiben will und dann werde ich es dich wissen lassen."

Sie drückte dann meine Hand, dankte für meine Aufmerksamkeit und meinte, sie habe nie daran gezweifelt, dass ich ein taktvoller Gatte sei.

„Taktvoller Gatte!" . . . Dieser Ausdruck berührte mich, offen gestanden, etwas unangenehm. Taktvoller Gatte hat einen so eigenthümlichen Sinn . . .

Doch Louischen hatte in ihrer Naivetät gewiss nicht daran gedacht, eine solche Bedeutung dem Worte unterzulegen! Die Ausdrücke der Frauen dürfen wir überhaupt nicht kritisch zergliedern, besonders nicht diejenigen meiner Gattin, die ohne Zweifel ein Engel ist, aber in Sachen des Stils nie ganz taktfest war.

Als ich nach dem in heiterster Stimmung genossenen gemeinsamen Frühstück mich in mein Zimmer verfügte, fand ich einen Brief auf meinem Schreibtisch. Hastig erbrach ich das Couvert — wieder ein anonymes Schreiben, nur aus wenigen Zeilen bestehend, die mir aber das Blut in die Wangen trieben. Man höre:

„Mein Herr! Ihre Freunde müssen Sie sehr gern haben, da sie Sie auch in Ihrer Abwesenheit vom Hause besuchen, oder haben Sie den gestrigen Abend zufällig in Ihrer Wohnung verbracht? Sind Sie blind, oder wollen Sie absichtlich nicht sehen?"

Der Zettel entfiel meinen zitternden Händen, das war keine Verdächtigung mehr, sondern eine förmliche Anklage.

Also war gestern jemand hier, und meine Frau verschwieg es mir!? — Ist's möglich? Bin ich das Opfer eines häßlichen Traumes, oder ist mein Louischen, die ich für den herrlichsten und tugendhaftesten Engel in Frauengestalt gehalten habe, eine Heuchlerin, eine Betrügerin? — Nein, es kann nicht sein! Ich darf ihr edles Herz durch keinen Verdacht kränken — hier muss ein Irrthum oder ein Missverständnis obwalten. Ich muss mir vor allem Gewissheit verschaffen.

In diesem Augenblick trat Susi mit der Wasserkaraffe herein. Ich nahm mich zusammen und fragte in möglichst gleichgiltigem Tone: „Um wieviel Uhr kam gestern abend der Herr?"

„Gegen sechs Uhr, etwa eine halbe Stunde später, als der gnädige Herr in den Club gegangen war."

Ich war niedergeschmettert. Gern hätte ich noch tausend Fragen an die Zofe gerichtet, aber es fiel mir noch zur rechten Zeit ein, dass ich meine Frau, mag die Angelegenheit wie immer stehen, nicht compromittieren durfte.

Kaum war Susi draußen, fiel ich wie vernichtet in meinen Stuhl. —

„Also es ist kein leerer Traum, sondern entsetzliche Wirklichkeit!" stöhnte ich, von Eifersuchtsqualen gepeinigt. „Meine Frau ist mir untreu! O, falsche Welt!" Der Altar stürzte zusammen, das Götterbild wurde zerschmettert! Mein Leben verlor seinen Zweck und Wert, und nun beherrschte mich nur noch der Gedanke an Rache. . . . Ja, Rache!

Um mich jedoch rächen zu können, dazu bedurfte ich vollgiltiger Beweise ihrer Untreue; ich musste den Räuber

kennen lernen, der mir das Herz meiner Frau entwendet und mein Glück zertrümmert hatte! Ich fühlte, dass ich meine Aufregung und meine Leidenschaft zügeln musste und dass sie nicht ahnen durfte, dass ich meine Schande kannte.

Louise schöpfte augenscheinlich keinen Verdacht, denn ihr Gesicht strahlte vor Freude, und sie lächelte schelmisch, als ich in ihr Zimmer trat.

O wie verstand sie es meisterhaft, ihre unwürdige Rolle zu spielen? Wie sehr war sie an die Maske der Heuchelei gewöhnt!

Wir setzten uns zu Tische. Sie schwatzte und scherzte in heiterster Stimmung und nicht ein einzigesmal senkte sie ihren Blick, als ich ihr forschend in die Augen sah.

Ich fieng an sie zu hassen und erschrak über ihre Verworfenheit.

Plötzlich schrie sie erschrocken auf: „Lieber Paul, du wirst mir jetzt gewiss zürnen!"

„Warum denn?" fragte ich, in der Überzeugung, dass sie über neue Kabalen brüte.

„Wegen meiner Vergesslichkeit! Gestern Abend war ein gewisser Szivak aus der Provinz hier, der dich gern sprechen wollte: als er dich nicht traf, hinterließ er einen Brief für dich; er liegt auf deinem Tische; soll ich ihn dir holen?"

„Nein, ich danke. Ich werde schon selbst nachsehen, ich muss doch wieder an die Arbeit."

Der Brief Szivaks bestätigte zwar die Worte meiner Frau; wer bürgt mir aber dafür, dass er gestern der einzige Besucher war? War sonst niemand in meiner Abwesenheit bei meiner Louise? —

Ich musste Gewissheit haben! Ich klingelte nach der Zofe.

„Sie scheinen an Gedächtnisschwäche zu leiden!" schrie ich sie an. „Warum haben Sie mir nicht mitgetheilt, dass gestern abend noch ein Herr mich sprechen wollte?"

„Noch ein Herr? Davon weiß ich nichts, gnädiger Herr!" sagte sie mit einer Aufrichtigkeit, welche jeden Zweifel ausschloss.

„Gut denn, Sie können gehen! Doch bitte ich mir's aus, dass Sie mich davon in Kenntnis setzen, sobald jemand mich besucht, wenn ich nicht hier bin."

Szivak war kein Frauenverführer — ein Greis von fünfundsiebzig Jahren, der kaum noch gehen und sprechen konnte und mich in einer geschäftlichen Angelegenheit sprechen wollte — auf den durfte ich nicht eifersüchtig sein!

Allmählich begann ich mich zu schämen. Du hältst dich, sagte ich mir, für ein Weltkind, und doch gehst du in die naivste Falle.

Wer wird einen anonymen Brief ernstlich beachten!? —

Es wird wohl am besten sein, ein wenig meine Lebensweise zu ändern und nur selten einen Abend außer dem Hause zu verbringen! Es ist ja immerhin nicht gut, wenn die Frau weiß, dass der Gatte um die und die Zeit nicht zu Hause ist. Dann muss man ja auch der Welt wegen etwas thun. —

Ich arbeitete den ganzen Nachmittag hindurch und auch am Abend stand ich von meinem Schreibtisch nicht auf.

Gegen acht Uhr abends trat meine Frau in mein Zimmer.

„Wie? Du bist noch zu Hause?" fragte sie erstaunt. „Ich dachte, du wärst schon im Club."

„Ich fühle mich heute nicht wohl, und überdies habe ich sehr viel zu thun; ich gehe daher nicht aus."

„Du bist doch nicht krank? Wie heiß ist deine Stirne und wie kalt deine Hand!"

„Nicht doch, ich habe nur etwas Kopfschmerz."

„Armer Paul! Ich eile, um dir ein Glas Limonade zu bereiten; du sollst sehen, das wird dir gut thun."

Gleich einer Gazelle hüpfte sie aus dem Zimmer und kehrte bald mit der genannten Erfrischung zurück.

Die Limonade hatte in der That die beste Wirkung; sie erfrischte mich zusehends.

„Du darfst nicht mehr so angestrengt arbeiten! Du verdirbst dir noch deine Augen. Komm! plaudern wir ein wenig, oder, wenn es dir lieber ist, spielen wir Piquet; ich verstehe auch etwas davon. Ich habe es deinetwegen erternt, aber du bist schlecht, denn du hast es mit mir noch nicht gespielt und mich also auch nicht auf die Probe gestellt."

„Du hast Piquet gelernt? Und bei wem?" fragte ich überrascht.

„Das ist ein Geheimnis! Doch vor dir habe ich keins — von meinem Bruder Gustav."

Da ich kein Spielverderber sein wollte, setzte ich mich hin, um mit ihr zu spielen. Welche Überraschung! Sie zeigte sich als eine perfecte Piquetspielerin und gewann mir in rascher Reihenfolge drei Partien ab.

Der Abend verfloss merkwürdig schnell, und schon lange hatte mir das Abendbrot nicht so gut wie heute geschmeckt.

„Morgen will ich, wenn du es wünschest, mit dir auch Tarock spielen, was mich Gustav gleichfalls gelehrt hat. Ich war neugierig, zu erfahren, warum du es mit sotchem Eifer im Club spielst. Es ist in der That ein sehr interessantes Spiel."

Tags darauf spielten wir Tarock und ich gewahrte mit Erstaunen, dass Louise auch hier Meisterin war.

So verflossen fünf Tage, ohne dass ich, wie ich zu meiner Verwunderung bemerkte, im Club gewesen wäre.

Na, heut muss ich doch hin, wenn . . .

Ja wenn . . .

Warum sollte ich's nicht gestehen! Die Erinnerung an jene verwünschten anonymen Briefe rumorte noch immer in meinem Gehirn. Wenn die Klingel ertönte, bekam ich stets heftiges Herzklopfen, und wenn ich nach Hause kam, fiel mein erster Blick auf den Tisch, ob dort nicht die gefürchteten Schriftzüge zu erblicken wären. —

Doch ich begab mich in den Club.

„Brr! Welche Schwüle! Welcher Tabakdampf! Wie könnt ihr es hier aushalten!" rief ich, als ich in das Clublocal trat.

„Oho! lieber Paul", riefen mehrere Stimmen, „es ist nicht wärmer als sonst, und auch der Tabaksqualm ist derselbe — du bist nicht mehr daran gewöhnt, weil du schon so lange nicht da warst!"

Ich sah mich im Spielsaale um, für mich gab es keine Partie mehr, da alle Welt bereits occupiert war.

Ein anderesmal hätte ich mich an einen der Tische gesetzt und dem Spiele zugesehen — heute fiel mir's ein, dass zu Hause doch die beste Luft sei, dass ich an meiner Frau einen tüchtigen Partner habe und sogar im Schlafrock sitzen könne.

Kurz entschlossen, verließ ich das Local und gieng nach Hause.

Meine Frau empfieng mich mit großer Zärtlichkeit; wir spielten Piquet und verbrachten den Abend in animiertester Unterhaltung.

Mein tugendhaftes Leben beginnt seit jenem Tage — ich habe mit meinen Junggesellengewohnheiten gründlich gebrochen und bin ein solider Ehemann geworden. Ab und zu besuche ich zwar noch den Club und trinke dort eine Tasse Kaffee, aber zum Abend bin ich wieder zurück, oder verbringe, wenn ich eingeladen bin, die Abende stets in Gesellschaft meiner Frau.

Ich habe mich überzeugt, dass ich keine bessere Gesellschaft haben könnte — besonders seitdem mein Söhnchen Richard geboren wurde. . . .

Und was die anonymen Briefe betrifft, so ist es merkwürdig, dass dieselben ganz und gar aufgehört haben. Mag der Briefträger noch so

oft kommen, ich erschrecke nicht mehr vor dem Klange der Klingel!

Ich weiß es noch heute nicht, wer die Hörner auf meinen Kopf gezeichnet und wer die anonymen Verleumdungsbriefe mir ins Haus geschickt hat.

Es ist mir nicht gelungen, den Attentäter zu entdecken, obschon wir jetzt gemeinschaftlich nach dem Urheber fahnden, denn mit der Zeit habe ich Louise in das Geheimnis eingeweiht. Ich stehe noch immer auf dem Standpunkte von ehemals — was Gewisses weiß man nicht.

Nur ein Umstand hat mich stutzig gemacht, und noch heute vermag ich nicht, ihn mir zu erklären:

Warum wurde meine Frau so roth wie eine Klatschrose, als ich ihr zum erstenmale den Kopf mit dem Hirschgeweih zeigte? Und warum lächelt sie stets so ganz eigenthümlich, wenn ich diese Sache berühre? —

Ein stummes Bekenntnis.

Aus der Schrift eines Landpfarrers mitgetheilt von Hans Malser.

In Sanct Anna im ***thale hatten sie einen Pfarrer, von dem hier die Rede sein soll. Im Leben und in der Seelsorge unterschied er sich nicht viel von den meisten seiner übrigen Amtsbrüder, er war streng kirchlich, gewissenhaft, dabei wohlwollend und menschlich treu und widmete sich ganz den Pflichten seines Sprengels. In den acht Jahren, da er Pfarrer zu Sanct Anna war, erwarb er sich die Liebe seiner Pfarrkinder im hohen Grade und weil er stets gesund und rüstig war, so freute man sich der Voraussicht, an ihm noch viele Zeit lang einen guten Hirten zu haben.

Das ist anders gekommen. In seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre traten bei ihm fast plötzlich Spuren einer geistigen Störung auf. Er, der sonst jahrelang kaum über die Gemarkung seines Sprengels hinausgekommen war und sich stets wohl fühlte in seinem stillen Dorf, begann plötzlich unstet zu werden. Er reiste anfangs in die ziemlich entfernte Landeshauptstadt zur Trauung eines Verwandten, kehrte nach kurzer Zeit aufgeregt zurück, begann dann Fußwanderungen zu machen durch das Land, ins Gebirge, wobei er sich sogar seiner priesterlichen Kleidung entledigte und weltliche anzog. Er wurde da und dort gesehen, ohne dass man erfahren konnte, was der Zweck seiner Reise sei. Ins Hochgebirge soll er hinangestiegen sein, ganze Nächte soll er mit gemieteten Wagen umhergefahren sein, und gar abgehärmt soll er ausgesehen haben. Mit Verbrechern und Gerichten wollte er zu thun gehabt haben, aber weiter war nichts von ihm herauszubringen.

Als er endlich nach Hause kehrte, war er ganz gebrochen und verfiel in ein Nervenfieber. Während desselben schrieb er mit Bleistift auf lose Blätter, wie man glaubte, allerlei Phantasien hin, die er aber stets vor den Augen des Wärters zu verbergen wusste. Unter seinem Kissen verbarg er die Blätter und eines Tages befahl er, dass man im Ofen Feuer anmache, weil er etwas zu verbrennen habe.

Bevor das aber geschah, verfiel er in Bewusstlosigkeit, aus der er nicht mehr erwachte.

Die Blätter aber, die der Pfarrer während seiner Todeskrankheit geschrieben, sind erhalten geblieben und lassen tiefe Einblicke thun in die Ursache, welcher die „Geistesverwirrung" des braven Seelsorgers entsprungen war. Unter dem Vorbehalte, Namen zu verschweigen oder zu ändern, und bestimmte Familienverhältnisse berührende Nebensächlichkeiten wegzulassen, darf die Schrift abgedruckt werden, was ohne jede weitere Bemerkung hier geschehen soll.

Die Schrift des Pfarrers.

Seit neunzehn Jahren hatte ich die Stadt nicht wieder gesehen. Seit der Vollendung meiner Studien nicht wieder. Daher war mir die Gelegenheit, endlich wieder einmal dahin zu reisen, recht erwünscht gekommen; in meinem kleinen Sprengel war nichts gewesen, was mich zurückgehalten hätte. Drei Tage kann man ja wohl einen Stadtherrn spielen. Eine Nichte von mir hatte einen Kaufmann geheiratet und haben sie sich halt vom Vetter wollen trauen lassen. Aber nach dem Hochzeitsmahle reiste das junge Ehepaar ab, habe weiter nicht gefragt wohin, und ich stehe allein da. Bekannte habe ich nicht gar viel da drinnen, und die paar habe ich auch nicht mögen aufsuchen, so ein Landpfarrer wächst sich anders aus mit der Zeit und taugt nicht recht zu den Stadtleuten, nun darüber wird auch der Himmel nicht einfallen.

Streichest einen Tag so herum und schauest dir was an und nachher fahrest wieder heim, hab' ich mir gedacht, aber der Fuchs läuft in fünf Minuten weiter, als ich gekommen bin an dem Tage in der Stadt. Regen. Mitten auf die Gasse gießt er herab. Wieder ins Wirtshaus? Oder gar ins Kaffeehaus? Das steht mir schon gar nicht an. — Steht ein großes Gebäude da und laufen Leute hinein. Ihrer viele eilen hinein. Was ist denn da drinnen? frage ich einen, denn dass es keine Kirche, oder so was ist, habe ich wohl gesehen. Ja, das wäre das Landesgerichtsgebäude und heute wäre ein interessanter Process, ein gar interessanter! Dank schön, sage ich. Und wenn andere hineingehen, so wird wohl unsereiner auch hineindürfen, derweil vergeht die Zeit bis zu meinem Eisenbahnzug und vielleicht zahlt sich's aus.

Ausgezahlt hat es sich, o Gott im Himmel!

Weil ich schon da bin, so dränge ich mich auch vor, wozu hätte der Mensch seine Ellbogen! Und bis zum Geländer — weiter geht's nicht mehr. Voran stehen schon ihrer zwei mit Federbuschen und langen Messern, die wie Grashalme gegen Himmel stehen. Und zwischen ihnen der arme Sünder. Und die Hände übers Kreuz. Ohnehin auch aus dem Gebirge, soviel ich seinem Lodengewand absehe, weiter gekannt habe ich ihn aber nicht. Der Mensch hat mir gleich erbarmt. So zusammengebrochen und sein Gesicht wie Lehm, als ob er schon gestorben wäre und der Leichnam stünde nur so da — und auf der Stirn die großen Schweißtropfen. Und die Augen zuckten doch bisweilen so herum, als ob er unter den vielen Leuten einen suchen wollt', der ihm zu Hilfe sollt' kommen. Ja, und die Herren lesen eine Weile aus Schriften, nachher reden sie eine Weile, und nachher lesen sie wieder und der arme Mensch hätte heilig eine alte Frau umgebracht, die Geld gehabt haben soll. Gesteht's aber nicht ein und er hätt's nicht gethan und so wahr ein Gott im Himmel lebt, er hätt's nicht gethan. Das hat ihm freilich nicht viel geholfen. Solche Beweise! Was hilft das Leugnen! Am betreffenden Abend, Ostersamstag soll's gewesen sein, ist er gesehen worden, wie er in das Ausgeding-

häuslein der alten Bäuerin geht, und zurückgehen hat ihn am selbigen Abend niemand sehen. Am nächsten Morgen schaut ein Kirchengeher zum Fenster hinein, liegt sie drinnen mitten in der Blutlache. Erschlagen, wie sie feststellen, mit einem stumpfen Instrumente. Daneben ein blaues Sacktuch, auch blutig, das ist des Steger-Tobi seins — so heißt der Angeklagte — und auch sein Gebetbuch ist gefunden worden im Häuslein. Er wird aus der Kirche geholt, mitten vom Hochamt weg. An seinem Werktagsgewande sind Blutspuren gefunden worden. Er leugnet, was er kann, auf ein Nasenbluten redet er sich aus und die alte Frau hätte ihm seine Wäsche besorgt und sein Gewand ausgebessert, und deswegen wäre er dort gewesen und deswegen wäre das blutige Sacktuch dort gewesen und sein Gebetbuch, das wohl aus der Rocktasche gefallen sein müsse. Hernach hat man ihn gefragt, wie lange er im Häuslein gewesen am selben Abende? Ja mein Gott, eine Viertelstunde, oder so etwas, er habe die Monatswäsche bezahlt und dann sei er wieder fortgegangen. Wohin er gegangen wäre? Denn nach Hause sei er nicht. Ja, er wäre auf den Berg zum Osterfeuer, wo viele Leute beisammen gewesen. Jetzt von den vielen Leuten hat ihn aber keiner gesehen und er hat sich nicht ausweisen können, wo er die Nacht zugebracht hatte. Als man seinen Kasten durchsucht, hat man altes Silbergeld gefunden. Das hätte er von seiner nun schon verstorbenen Großmutter bekommen. Und in seinem Kasten war eine versilberte Halskette gefunden worden, die als der ermordeten Frau ihre ist erkannt worden. Von dieser Kette sagte der Tobi aus, dass daran ein Ringlein gebrochen war und die Frau ihn ersucht hätte, den Schaden wieder heit zu hämmern, weil er sich manchmal auch mit so kleinen Klempnerarbeiten beschäftige. Und so hat er sich bei allem ausgeredet, und hat aufbegehrt, wie er unschuldigerweise um seinen ehrlichen Namen käme, und hat nachher wieder so bitterlich geweint, dass es einen Stein hätte erbarmen mögen. Das hat aber alles miteinander nichts geholfen. Sonst auf keinem Menschen ein Verdacht, und bei ihm so viele Beweise, dass ich mir denke: Armer Mensch, es hilft dir nichts, gestehe es nur reumüthig ein. Und endlich, wie ihn der Staatsanwatt und die Richter ganz und gar überwiesen, ist er still gewesen und auf seiner Bank gesessen wie ein geknicktes Rohr. Er sollte es nur offen und rückhaltlos eingestehen, hat man ihm gesagt, damit könne er sich sein Schicksal erleichtern. Er ist still gewesen und hat nichts gestanden.

Mir ist schon angst und bange geworden und ich hätte den lieben Gott bitten mögen, dass er dem armen Sünder die Gnade, seine Schuld zu bekennen, ins Herz gießen möge. Die Geschworenen sind schon unruhig und richten sich zum Urtheilsspruch. Da höre ich wieder Namen nennen, und auch den der ermordeten Frau. Marie Schmulbacher, insgemein die Bachhäuslerin genannt, aus Reithofen. — Jetzt der Name ist mir bekannt, ich habe ihn schon nennen gehört — wann, wo nur gleich? — Gerechter Jesus, jetzt fällt es mir ein. Jetzt taucht in mir eine Erinnerung auf, die für alle Ewigkeit begraben sein soll, begraben, begraben, wie die Todten begraben. — — So an drei, vier Monate früher ist's gewesen, am Vorabende des Festes der Himmelfahrt Christi, ist ein Mensch zu meinem Beichtstuhl gekommen, schrecklich verstört und erregt und hat mir anvertraut, dass er die Bachhäuslerin umgebracht hätte. Die war aber nicht in meinem Sprengel gewesen, sondern in einem Dorfe, das vier Stunden weit abgelegen, genannt Reithofen. Vom Mord ist wohl auch bei uns gesprochen worden. Und er — der vor mir kniet —

wäre ein weitläufiger Vetter zu ihr gewesen und ihr unverbrieft sechshundert Gulden schuldig. Und das Geld hätte sie haben wollen. Und in der heiligen Osternacht wäre es geschehen und er bitte um Buße und Lossprechung, weil er gar krank sei und mit dem Herrgott auf gleich kommen möchte. Ja, dem habe ich freilich gesagt, dass an eine Lossprechung nie und nimmer zu denken sei, solange er nicht hingehe und sich selber dem Gerichte überliefere. Und habe ihm die furchtbare Vergeltung in der anderen Welt vor Augen gehalten, und die Seligkeit des Büßers, und habe ihn mit aufgehobenen Händen gebeten, wie ein Mensch den anderen nur bitten kann. — Fortgewankt ist er vom Beichtstuhl, und ein paar Tage nachher, da höre ich, der Radmacher Simon habe sein kleines Anwesen verkauft. Zeitweilig recht kränklich und verzagt, dann doch wieder übermüthig, und man kenne sich frei nicht aus mit ihm. Jetzt sei es ihm eingefallen, er wolle die Welt sehen, und sei fort. Die Leute haben sich darüber verwundert und haben gemeint, der Radmacher müsste ein Radel zu viel im Kopfe haben und er sei ihnen schon eine Weile her nicht recht vorgekommen und es wäre jammerschade, wenn ein so braver Mensch auf einmal thäte überschnappen. Aber näher gegangen ist es auch keinem und wie das schon so geht, nach etlichen Tagen, als er fort ist, hat niemand mehr von ihm gesprochen.

Jetzt, das alles ist zu dieser Stunde aufgestanden in mir, so schreckbar wie das jüngste Gericht. — Und die Richter und Geschworenen sind schon hinausgetreten und in etlichen Minuten werden sie hereinkommen und d i e s e n Mann zum Tode verurtheilen. Und ich weiß es, dass er jenen Mord nicht begangen hat. Und da bin ich über die Planke gesprungen und der Diener hat mich zurückhalten wollen, und ich habe gesagt: Zu den Herren muss ich eilends, es ist Lebens und Sterbens wegen! — Ich muss durch einen schmalen Gang, und da springt mir ganz plötzlich das Colare auf und da komme ich zu mir selber: Geistlich bist! Das Geheimnis ist dem Beichtvater anvertraut! — Schon meine Hand an die Thürklinke ist gelegt, zum Richterzimmer aber jetzt fahre ich zurück, als hätte mir einer die Faust ins Gesicht geschlagen. — Das Beichtsiegel! . . . .

Wie auf einer Flucht, so eile ich die Treppe herab und dem Bahnhofe zu. Ein Zug wird abgeläutet, ich frage nicht erst wohin, ich springe hinein und fort geht's. — Das Beichtsiegel! Wer im Beichtstuhle vor dir gekniet ist, was er dir bekannt hat, was immer es gewesen, es geht dich nichts an, du weißt nichts davon, darfst nichts davon wissen. Denn nicht dir ist es gebeichtet worden, nicht dir, dem irrenden Menschen, der missverstehen, missdenten, nach Leidenschaften urtheilen kann, sondern dem ewigen dreieinigen Gott. Gott hat's gehört, er kennt die Schuld und die Unschuld. Gott ist allmächtig, um die Unschuld zu erretten, wenn es also in seinem Willen liegt, du, Mensch, mische dich nicht drein! — So habe ich mich selber wollen ruhig machen, aber immer sehe ich den armen todtenblassen Menschen vor dem Gerichte stehen, und er kann's nicht beweisen und sie halten ihn für schuldig und sie wissen es nicht anders, und ich weiß es und ich bin das Grab. — Neben mir im Wagen sitzt ein Weib mit zwei munterspielenden Kindern. Das etwa dreijährige Mädchen macht sich an mich heran, legt ihre weichen Händchen auf mein Knie, schaut mich mit ihren vergissmeinnichtblauen Äuglein an und ich will das Kind anlächeln und bin gar kein Mensch und bin nur ein Grab! — Herr! Allmächtiger! Wird dein Ruf nicht einst auch die Gräber öffnen? Ist es nicht dein Wille, dass die Unschuld sieget? Und kann ich nicht das Werkzeug deines

Willens sein? — In diesem Augenblicke können sie das Urtheil verkündigen. — Der Unglückliche steigt, von der Übermacht irrender Menschen umgeben, zum Hochgerichte hinan, und sein letzter Gedanke, sein letzter Herzensschrei in diesem Leben ist Verzweiflung an aller Gerechtigkeit. Und ich weiß es und ich könnte es verhindern, dass der Unschuldige getödtet, der Richter zum Mörder wird! — Und ich fahre dahin durch das schöne blühende Land, als ob mich alles nichts angienge. — Und wie mich solche und noch andere Gedanken überwältigen, da springe ich auf und will an der Sicherheitsleine ziehen, dass der Zug anhalte. Ist nicht ein Menschenleben in Gefahr? Aber ich finde keine Leine; es ist ein sogenannter „gemischter Zug", an welchem die Vorrichtung oft fehlt. Ich weiß nicht mehr, was ich soll, die Thür sprenge ich auf, springe auf das Trittbrett hinab, höre noch den Schrei der Frau im Wagen und liege auf dem Sande.

Als ich zu mir komme, sehe ich vom Zuge nur mehr die schwarze Wand des hinteren Wagens; ich glaube, er hat's bemerkt und will halten, ich laufe über den Damm hinab und ich eile gegen die Stadt zurück. Die Leute sind auf der Gasse stehen geblieben und mögen gedacht haben: Was denn der Pfaff' will, dass er so lauft! — Wie ich zum Gerichtsgebäude komme, strömen gerade die Zuhörer heraus und mit Befriedigung sagen sie's: Verurtheilt zum Strange!

Ich dränge mich durch hinein und hinauf. An der Treppe begegnet mir, von zwei Wachen begleitet, schwer gefesselt, der arme Sünder. Sein Auge weint nimmer, sein Mund zuckt nimmer — sein Gesicht ist ganz starr geworden. Ich stürze auf ihn hin und schreie: „Unschuldig bist! Verzweifle nicht, ich will dir helfen!" — Er schrickt auf, seine Knie wollen ihm brechen, doch ich habe jetzt keine Zeit für ihn, ich stürme hinauf zu den Richtern. Diese meinen, ihr Tagewerk sei vollendet, nehmen gerade ihre Überröcke von den Nägeln. „Ihr Herren!" rufe ich sie an. „Ihr lieben Herren! Es ist nicht gut! Es ist nicht gut!" Und mehr kann ich vor Aufregung nicht sagen.

Sie schauen mich an und sie geben mir einen Stuhl, dass ich niedersitze und sie fragen, was das bedeuten soll.

Ich falte vor ihnen die Hände und kann vor Weinen nicht reden. Und endlich habe ich's doch gesagt: Er ist unschuldig.

Woher ich das wüsste?

Ja, das könne ich nicht sagen.

Ob ich die Beweise erbringen könne?

Gott im Himmel, nein! Das dürfe ich nicht und ich hätte ohnehin schon zu viel gesagt.

Also handle es sich um ein Beichtgeheimnis?

Da habe ich mein Gesicht verhüllt mit den Händen und es wäre besser gewesen, ich hätte kein Wort gesprochen — und habe wieder davon wollen.

Das haben sie aber nicht angehen lassen und sie haben gefragt und ich habe geschwiegen, und sie haben endlich nur mehr gefragt, ob ich glaubte, dass der Verurtheilte unschuldig wäre — und ich habe geschwiegen. — Und jetzt muss ich's dem Papier anvertrauen, weil es sonst nicht zu ertragen ist und dann muss ich's doch verbrennen, weil's niemand erfahren darf von mir aus, dem Beichtvater.

Hierauf ist zur selben Stunde bei Gericht Folgendes beschlossen worden: Das Beichtsiegel des Priesters, denn um ein solches handle es sich offenbar, sei unantastbar. Aber auch das gefällte Urtheil sei es. Die Schuldbeweise ließen in der That keinen Zweifel zu und der Tobias Steger sei von den Geschworenen schuldig erklärt worden, und zwar einstimmig.

Aber die Gnade Seiner Majestät verwandle vielleicht die Todesstrafe zur lebenslänglichen Kerkerhaft und wenn die Möglichkeit vorhanden sei, die Schuldbeweise zu entkräften, so werde sie wohl im Laufe der Zeit zu Tage treten.

Ein gar hartes Wort. Und doch habe ich das Haus getröstet verlassen. In die Kerkerzelle habe ich mich hineingebeten und habe dem armen Sünder Trost zugesprochen und habe ihm gesagt, ich wüßte zwar nichts, sei jedoch überzeugt von seiner Unschuld und würde nimmer ruhen, bis sie ans Tageslicht gebracht. Derweil möchte er doch sein hartes Geschick mit Geduld ertragen und denken, er büße damit andere Sünden ab, wie sie jeder Mensch hat, und wem Gott das Fegefeuer schon auf die Erde entgegenschicke, den habe er lieb und der müsse in Demuth dafür danken. — „Unschuldig bin ich freilich!" hat er nachher ausgerufen, „aber das hätte ich mir nicht gedacht, daß mir in der schwersten Stunde meines Lebens ein solcher Trost sollte zutheil werden!"

Dann bin ich nach Hause gereist. Meine Pfarrkinder daheim, die haben sich verwundert. Den besten Humor, haben sie gesagt, hat er nicht mit nach Hause gebracht von der Hochzeit, unser Herr Pfarrer. Nachher höre ich, daß das Gericht erneute Nachforschungen pflegt, aber es kommt nichts heraus,als daß in nächster Nähe der Wohnung des Tobias Steger unter einem Wegbrücklein ein blutrostiger Hammer gefunden wird, mit welchem der Mord verübt worden sein konnte. Auch wird ganz sichergestellt, daß der Tobias in jener Osternacht seiner Aussage entgegen weder bei dem Osterfeuer auf dem Berge, noch in seiner Wohnung gewesen war. Aufs äußerste getrieben, gibt er an, daß ein junges Weib seinen Aufenthalt in jener Nacht nachweisen könne, aber genannt hat er's doch nicht.

Ich habe um diese Zeit angefangen zu forschen nach dem Radmacher Simon. In der Nachbarschaft herum hat schon gar niemand was von ihm gewußt, hingegen soll beim Tafernenwirt ein zugekehrter Schweinetreiber gesagt haben, das beste Geschäft hätte er im Krumpenbachthal gemacht, wo sie jetzt die Eisenbahn bauen und viel Leute beisammen wären aus aller Herren Länder, und den Radmacher, den er von da aus kenne, wo er vor zwei Jahren an ihn einen Züchtling verkauft, habe er dort auch gesehen. Nun denke ich, da muß man einmal hinüberschauen ins Krumpenbachthal. Dieweilen sind im Sprengel die Blattern ausgebrochen, habe nicht fort können und eines Tages lese ich im Wochenblatt: das Todesurtheil über den Raubmörder Tobias Steger bleibe aufrecht und Seine Majestät lasse der Gerechtigkeit freien Lauf. Und die Leute haben gesagt, dem verstockten Missethäter geschähe ganz recht. Und wegen der vielen Morde, die nach einer Begnadigung allemal erfolgen, sei des Königs Strenge ganz in Ordnung.

Einen ganzen Tag bin ich schier verloren umhergegangen! später habe ich erfahren, daß die Leute recht den Kopf über mich geschüttelt hätten und gesagt: mit unserem Pfarrer kenne man sich nimmer aus.

Dann schreibe ich einen Brief an das Landesgericht: Im Namen Gottes und der Gerechtigkeit bitte ich, an dem Tobias Steger das Urtheil noch nicht zu vollziehen, sondern zu warten, bis ich die Beweise für seine Unschuld beigeschafft haben würde. Ich bringe sie bald, ich setze mich selber dafür ein. — Weiß nicht, ob der Brief an seinen Bestimmungsort gelangt sein wird, Antwort habe ich keine bekommen. Und ist es mir eingefallen, ob ich vor meiner Reise in das Krumpenbachthal nicht noch selber zum Gericht gehen sollte. Was hilft's? Mehr als ich schon gesagt, darf ich

nicht sagen, es ist ohnehin schon zu viel. Und wenn ich alles könnte sagen, was dann? Dann bin ich kein Priester und meine Aussage ist die eines erstbesten Menschen, die nichts bedeutet, weil sie nichts beweisen kann, und das Gericht kann darauf nicht hören. Nichts bleibt mir übrig auf der Gotteswelt, als den Simon Radmacher aufzusuchen und ihn zu bestimmen, sich selber zu stellen.

Ich schreibe noch einmal an das Gericht: Nur noch um vierzehn Tage Aufschub bitte ich! und mache mich auf die Reise.

Diese Reise werde ich wohl nimmer vergessen. Sogar verkleidet habe ich mich, dass man mich beiläufig für einen Schullehrer hätte halten können, der auf einer Vacanzreise ist. Und zu meinen Pfarrkindern habe ich gesagt: So lange noch die schöne Herbstzeit sei, und daheim alles in Frieden, wolle ich doch eine kleine Gebirgsreise thun und bei der Gelegenheit ein paar Verwandten besuchen im Krumpenbachthal drüben. Recht ungeschickt mag ich das vorgebracht haben, denn die Leute haben wieder gemeint: Mit dem Pfarrer sei es nicht in Ordnung. Aber ich bin in Gottesnamen davon.

Ja, die Tage waren freilich schön und die Gegend war auch schön und ich habe vornehme Leute begegnet, die alles haben können auf dieser Welt und doch zeitweilig mit nichts eine so große Freude, als mit dem finsteren Wald und mit dem rauschenden Gebirgsbach und mit dem wilden Felsenberg. Wird freilich wohl merkwürdig sein für Leute, die das nicht oft vor Augen haben. Unsereinem ist so etwas nicht seltsam und wer noch dazu ein so schweres Geheimnis tragen muss, der hat wohl nicht viel Rares (Gutes) auf so einer Reise.

In der ersten Nacht habe ich bei einem Amtsbruder übernachtet. Haben so über allerhand geplaudert und da muss er es gemerkt haben, was mir anliegt, weil er mich auf einmal bei der Hand nimmt und sagt: „Ja mein Lieber, wir haben wohl einen harten Stand!“ Und weiter nichts und ich bin fürder allein, wie ich allein bin gewesen.

Am Abende des zweiten Tages im Krumpenbachthal, wo sie die Eisenbahn bauen, da geht's zu! Die ganze Gegend wenden sie, wie einen alten Rock; schon bald wie es in der heiligen Schrift heißt: Jedes Thal soll ausgefüllt und jeder Hügel soll abgetragen werden, was krumm ist, soll gerade, was uneben ist, zu einem ebenen Wege werden. Aber der Heiland, der da kommen soll, auf den bin ich gar nicht neugierig. Und überall Leute mit Spaten und Krampen und Wägen und Schiebkarren, und überall kracht das Pulver, als ob Osterfonntag wäre, und wenn ich so hinschaue auf die Schutthaufen und Mauerungen und Abgrabungen, da kann ich's nicht begreifen und denke, wenn sie nicht mehr verstünden als ich, da möchte hier schwerlich eine Eisenbahn werden. Zu allen Arbeitsleuten gehe ich und den Radmacher finde ich nicht. Und wie ich seiner Nachfrage halte, weisen sie mich an ein Weibsbild. Das wäre die Seine gewesen, vielleicht wüsste sie was von ihm. Eine große rothhaarige Person, soweit tüchtig ausgestattet, aber Stimme wie ein Mannsbild. Die lacht, wie ich dem Radmacher Simon nachfrag' und sagt: Wenn der sich nicht schon erhängt hätte, so wäre er gewiss in ein Kloster gegangen. Etliche Wochen sei er beim Eisenbahnbau gewesen und sie sei mit ihm gegangen, weil er Geld gehabt habe. Aber wie das Geld verputzt gewesen, habe sie ihn vertauschen wollen für einen Unterhaltsameren, da hätte aber den Grillenfänger keine mögen und da sei er betend worden und vor jedem Wegkreuz niedergekniet und nicht lange drauf davon — weiter wisse sie nichts, und einen Betbruder liebe sie nur zur Aushilfe, so lange er

Geld habe. — Über der ihre Aufrichtigkeit habe ich mich also nicht beklagen dürfen. Ein schreckliches Weibsbild!

Jetzt bin ich wieder dagestanden und habe nicht gewufst, wohin. Im selber Thal bei den Eisenbahnern ist mir wohl oft das Haar zu Berg gestiegen. Ein Landpfarrer, der ruhig unter seinen Bauern sitzt, weiß nichts. Nie hätte ich geglaubt, dafs der liebe Gott so unterschiedliche Kostgeber hat. Man liest ja viel von dem leichtsinnigen Lebenswandel der Weltleute, aber dafs es so arg wäre, und dafs es so selbstverständlich wäre, und dafs sie sich damit noch prahlen, wie der Pharisäer mit seinen Tugenden, und dafs gar keine Schamhaftigkeit mehr vorhanden wäre, und gar kein Christenthum, das hätte ich nicht geglaubt. Die Nacht, die ich in jener Arbeiterbaracke habe zubringen müssen, hat mir große Noth gethan. Erst wie ich die Gegend hinter mir habe und weiter ins Gebirge komme, wo wieder die Bauern und Hirten sind, da ist mir leichter geworden. Und auf derselben Straße habe ich auch eine Spur gefunden vom Radmacher. Sie führt gegen den Wallfahrtsort zum Heiligen Wasser.

Wenn ich ihn finde, wie wird's mir gehen?

(Schluss folgt.)

Prosa.

Gedicht von Robert Hamerling.

Ein Stückchen Prosa, Herr, aus Ihrer Feder
Wär' uns erwünscht", schreibt mir der Redacteur.
„Bild, Skizze, wie's beliebt!" — Ich zieh' vom Leder
Und schick' ihm neue Verse. — „Danke sehr,
Doch, bitt' ich, nächstens Prosa!" — Und mit jeder
Epistel mahnt er: „Prosa, lieber Herr!" —
Zum Teufel! Prosa nur und immer Prosa!
Vertraut man Reime sich nur mehr sub rosa?

Ist Poesei verfehmt im Lande Steier?
Und findet man sie ungern wie ein Haar
Im Suppentopf? Sind Verse Kuckuckseier,
Gelegt ins Nest der Prosa? Ward sogar
Zur Vogelscheuche schon des Dichters Leier,
Vor welcher Reißaus nimmt die Leserschar,
Die sich erlustigt, abhold jeder Mystik,
Im Kraut- und Rübenfeld der Journalistik?

Als Aschenbrödel mufs die Dichtung walten?
Sind Hochgefühle nicht mehr gut genug,
Zu stopfen kleine Löcher in den Spalten
Des Wochenblättleins? Die euch aufwärts trug,
Die Muse, soll auch nur mehr unterhalten?
Verzichten soll der Vogel auf den Flug?
Ihr wollt vom Pegasus mich 'runter haben?
Auf plumpem Gaul der Prosa soll ich traben?

Nein, nimmermehr! zum Trotz — nicht eine Zeile!
Hätt' ich Novellenstoff wie Ufersand,
Wüfst' ich zu zaubern Feuilletons in Eile,
Und wüchsen Skizzen mir auf flacher Hand,
Könnt' ich mit Prosa pflastern eine Meile,
Und strotzte voll das Pult mir bis zum Rand,
Und schreit ihr heiser euch darnach wie Raben —
Nicht eine Zeile Prosa sollt ihr haben.

Es wäre denn, dafs der verschmähten Dichtung
Genugthuung zuvor würd' auf ein Haar,
Durch dieser Verse Druck und die Verpflichtung,
Zu leisten das gewohnte Honorar:
Das heißt in Frankreich: baare Geldentrichtung,
In Deutschland heißt's ein freies Exemplar
Der Zeitungsnummer, d'rin mit Achselzucken
Der Redacteur gewagt ein Lied zu drucken.

Vacano.

Erinnerungen und Briefe. Mitgetheilt vom Heimgärtner.

„Und wenn du bald hören solltest, dass ich dorthin gegangen bin, woher die Kindlein kommen, nämlich in das Land, das niemand kennt, so schreib' mir einen freundlichen Nekrolog. Gelt, das versprichst mir? 's thät' mir wohl, das zu wissen."

Also schrieb der Schriftsteller Emil Mario Vacano mir vor zwölf Jahren. Er fühlte sich schon damals sehr krank, herzleidend. — Nun ist aber das Nekrologschreiben für gute Freunde keine angenehme Arbeit. Um so schwerer wird sie, wo ein undefinierbarer Charakter darzustellen ist, wie es hier der Fall. Und bitter wird sie, wo man es mit einem lieben guten Kerl zu thun hat, wie es wieder hier der Fall.

Der stattliche Mann mit dem bräunlich gerötheten, treuherzigen Gesichte und dem schönen blonden Barte soll in seiner Jugend — Kunstreiterin gewesen sein! So geht die Mär, die man noch obendrein mit anderen romantischen Zügen auszuschmücken pflegt. Ich lebte mit Vacano viele Jahre lang in guter Freundschaft, aber von seiner Kunstreiterepoche ist zwischen uns nie die Rede gewesen. Dass er im Kloster war, auch dass er viel mit fahrenden Künstlerleuten zu thun gehabt, hat er mir wohl angedeutet, auf weiteres habe ich nicht gefragt. Bei seiner etwas sprunghaft und grotesk angelegten Natur mag es wohl sein, dass er sich gelegentlich einmal auf den Spass einließ, als eine Kunstreiterin verkleidet zu fungieren; es mag auch sein, dass mancher 'reingefallen ist und vielleicht gar Versuche machte, die geheimnisvolle, seltsam schöne Akrobatin zu erobern. Eingebildet hat er sich aber späterhin nichts darauf, denn sonst hätte er sicherlich davon gesprochen.

Klug wurde man übrigens aus der Persönlichkeit Vacanos nicht. Er trug einen Mosesbart und eine Lorgnette; „Patriarch und Gigerl" unterschrieb er sich einmal, und ein anderesmal sagte er von sich selbst, er sei eine Cokette und ein Betbruder in einer Person — und gerade untreffend finde ich diesen Ausspruch nicht. In den Nächten fast frivol für das Orpheum schwärmend, am Tage im gothischen Dome in verzückter Gläubigkeit vor dem Altar kniend — so habe ich ihn selber gesehen. Ich besitze ein von ihm selbstgezeichnetes Bild seiner Person Er hatte in der That einen Christuskopf, auf diesem Bilde arbeitete er ihn noch mehr nach solcher Seite hin aus und gab dem Haupte mit dem wallenden Haar einen Heiligenschein. In den über der Brust gefalteten Händen sind die Wundmale zu sehen. Auf der edelgeformten Christusnase hat er — einen Zwicker.

Treffender als durch dieses Bild kann Emil Mario Vacano wohl kaum gezeichnet werden. Wenn er sich im Mönchshabit abbilden ließ, und das Bild einer Angebeteten widmete; wenn er in einem Sarg liegend die Cigarette

rauchte, so war das nichts weniger als Blasphemie bei ihm, sondern nur das Vergnügen am Extremen und Wunderlichen. Er konnte im Tingel-Tangel jauchzen vor Vergnügen und in der Messe weinen über seine Sünden. Er war wirklich von innerer Gläubigkeit erfüllt, gleichzeitig sich freilich seiner modernen Weltlichkeit bewusst. Vacano war ganz Herz, und wie das Herz sächlich ist, so konnte man auch von ihm sagen: er ist in seinen Empfindungen weder Mann noch Frau. Die Liebe, die er in seinen Erzählungen oft und glühend beschrieb, will er nicht gekannt haben, wenigstens nicht concentriert. Er war immer der Liebende, auch wenn er mit dem Freunde sprach, scherzte, betete, oder an ihn schrieb.

„Vor fremden Leuten", so sagte er einmal, „schminkt man sich manchmal sein Herz und seine Briefe, wie man seine Wange schminkt (er soll dies bisweilen gethan haben), aber bei Freunden, mit denen man kost und ei ei macht, hätte das Schminken keinen Sinn." — Wen er ins Herz geschlossen, dem war er ein treuer Knabe durch und durch.

Seine Werke sagten mir nur zum Theile zu. „Die modernen Vagabunden", „Der Baum der Erkenntnis", „Die Kirchenräuber", „Bilder aus dem Harem", „Die Töchter Babels", „Leichtes Blut" hat das Weltkind Vacano geschrieben in leichter französischer Manier. Merkwürdiger waren mir die philosophischen Plaudereien, die er in seinen Werken „Die Gottesmörder" und „Die Heitigen" herausgegeben hat. Seinen Namen setzte er nicht auf den Titel dieser Werke und bei dem fast ascetischen Geiste, der in den beiden Büchern weht, wäre kein Mensch auf die Vermuthung gekommen, wer der Verfasser ist. Einen lauteren Schrei der Überraschung habe ich wohl mein Lebtag nicht ausgestoßen als damals, als der Verleger Gustav Heckenast in Pest mir mitgetheilt, das Werk „Die Gottesmörder" habe Vacano geschrieben. Es ist ein wunderliches Buch, eigentlich schade, dass es nie recht in die Lesewelt gedrungen, oder dass es so schnell vergessen worden.

Mit sprühenderem Geiste hat wohl selten ein deutscher Autor über die erhabenen Dinge geschrieben, als Vacano in diesem Buche. Ich will es doch gelegentlich für die Heimgartenleser einmal hervorholen.

Persönlich kennen gelernt hatte ich Vacano gelegentlich eines Besuches bei unserem gemeinsamen Verleger Heckenast. Wir sahen uns darauf häufig in Wien, seine oft kindliche Art, sein volksthümlicher Humor, der nicht in seinen Büchern, wohl aber in seiner Person war, seine oft drollige Koketterie und seine Wunderlichkeit in religiösen Dingen interessierten mich, ich gewann ihn lieb, und er auch mich, obwohl mein Wesen ihm viel zu frostig vorkam. Mit einem eiskalten Engländer vergtich er mich einmal, trotzdem harmonierten wir miteinander. Ein bisschen eifersüchtig war er nur auf andere meiner Freunde, und einmal gestand er mir, dass er sich oft sehr in Zaum halten müsse, um in meiner Gegenwart nicht anzuheben, meine Freunde heftig zu beschimpfen. Eines Tages gieng er weiter und machte seinem Ärger Luft darüber, dass manche Zeitungen meine Bücher lobten. „Ich will dich tausendmal mehr loben!" rief er aus, „nur andere sollen es nicht thun, das kann ich nicht vertragen, das ist abscheutich. Deine Dichtungen verstehen sie gar nicht, aber sie loben dich, weil sie dich in ihrer Coterie haben wollen." — „Sie haben mich aber nicht und sie kriegen mich auch nicht und du bist ein tächerlicher Mensch!" So meine Antwort. Von diesem Tage an ist unser Verhältnis ein kühleres geworden. Wir blieben zwar in freundschaftlichem Verkehr, er war ein gern gesehener Mitarbeiter des „Heimgarten"

und stellte sich auch gerne ein, aber die alte Schwärmerei wurde nicht mehr so laut. Meine herbe Antwort hatte ihm offenbar weh gethan, aber in dem von ihm berührten Punkte verstehe ich keinen Spafs. Übrigens hatte er sich als Beleidiger gefühlt. Jahre später schrieb er mir: „Wennst mich nur einmal recht beleidigen möchtest, so einen rechten Stoß ins Herz. Sonst schäme ich mich zu todt, dafs ich dir damals so unrecht gethan habe."

Vor etwa einem Jahre schrieb er mir, ob ich ihm nicht eine Stelle verschaffen könnte, irgend eine, in einer Zeitung, in einem Comptoir, als Lohnschreiber, was immer, nur dafs er leben könne. — Er war sehr arm und sehr einsam geworden. Bisher hatte er seit Jahren still in St. Pölten gewohnt. Sein Mütterlein, bei dem er gelebt und das er zärtlich geliebt, war ihm auch gestorben. Für Kinder armer Verwandter hatte er gesorgt, das war nun ebenfalls vorbei. Schriftstellerisch vermochte er sich wenig mehr zu erwerben. Körperlich war er sehr krank, gebrochen. Während seine österreichischen Freunde noch bemüht waren, ihm im Vaterlande eine entsprechende Stellung zu verschaffen, nahm er den Ruf eines Freundes nach Karlsruhe an. Ich glaube, bei einer Zeitung war er dort thätig. Noch manch kurze aber herzliche Karte kam von ihm. Ich schämte mich, dafs ich nichts für ihn hatte thun können, und suchte nachzutragen, aber er schrieb, es gienge ihm wohl, nur gesund sei er noch immer nicht.

Dann kam die Nachricht, dafs er am 9. Juni 1892 in Karlsruhe gestorben sei, in einem Alter von einundfünfzig Jahren.

In der letzten Zeit hatte er ganz zurückgezogen gelebt, und mit Recht. Ein Mensch wie er kann von der Welt unmöglich verstanden werden. Das wäre ja nicht so schlimm, aber *miss*verstanden, missdeutet werden, den Gegenstand von wohlfeilem Spott und frivolen Witzen bilden, das war freilich seine Sache nicht. Bacano gehörte zu jenen Personen, in welchen eine launische Natur die extremsten Anlagen und Neigungen gleichsam versuchsweise zusammenzutragen liebt. Dafs er solch loses Spiel wohl durchschaute, dafs er sich nach den gegebenen Richtungen hin auszuleben suchte, dafs er sein dadurch entstandenes Mifsverhältnis mit Anderen fühlte, dafs er aber trotzdem seine Artung nicht verleugnete, sondern ihr unbekümmert freien Lauf liefs, das war sein Leiden und sein Glück und seine Bravheit.

„Ich bin ein sehr ausgesprochener Charakter, ohne aber einer zu sein", sagte er einmal, vielleicht doch zu strenge urtheilend. Ich fand, dafs er ein sehr liebenswürdiger Charakter war und habe während der zwanzig Jahre unserer Bekanntschaft nichts Gegentheiliges erfahren. Dafs er ganz anders war, als andere Leute, konnte nur dazu beitragen, mein Interesse für ihn zu erhöhen. Sprudelte sein heifses Herz hervor, so mufste man ihn lieb haben, gefiel er sich in Übertreibungen, in Schwärmereien und Verzückungen, so brauchte man ihn ja nicht ernst zu nehmen. 's ist schade um ihn.

Von seinen vielen Briefen an mich, die ich habe, will ich einige mittheilen, sie werden die beste Beleuchtung zu dem Gesagten sein. Mit Vorliebe nannte er mich in den Briefen Lex, in Anspielung auf meine Erzählung: „Der Lex von Gutenhag." Die Briefe sind in frischer Stimmung und Laune leicht hingeworfen und entbehren stets die Angabe des Datums und des Ortes, wo sie geschrieben wurden. Die meisten stammen aus seinem Wiener Aufenthalte in den Siebziger Jahren. Der erste hier mitgetheilte Brief kann nur im Jahre 1872 geschrieben worden sein. Wo er in der Mehrzahl redet, da meint er unseren

gemeinsamen Freund Karl B., der damals bei ihm wohnte. Wo er in schwungvollster Begeisterung von mir spricht, da ist es nicht meiner Vorzüge, sondern seines Wohlwollens wegen.

Vielleicht ist manchmal auch ein bisschen Ironie dabei.

Lieber guter Lex!

Ich wollt' Dich ja recht ausschimpfen, Du verlotterter und verlorner Mensch! Also verliebt bist Du! So ein Schlucker, so ein Milchbart, so ein kaum den Windeln entschlüpfter Rutschipeter denkt ans Heiraten! O Gott, o Gott, is doch die Welt verdorben! Pech und Schwefel sollt's regnen, wenn's nach der Gerechtigkeit gieng! Aber unsern Herrgott muss rein der Schlag troffen haben auf beiden Arm, vor lauter Schrecken und Entsetzen über euch elendigs in Grund und Boden verdorbenes Burschngschmas! Verliebt sein! heiraten bevorst no a Glatzen hast! Und gar a so a unschuldigs Maderl von sechzehn Jahrn zum Traualtar verführen wollen, und zu allen privilegierten nachfolgenden Zweideutigkeiten! I Du Don Juan, Du Hottentott, Du Schlaraff, Du Sybarit', Du Lüstling, Du — — Aber was nutzt das alles. Wenn d'Liab amal da is, da nutzt der größte Tugendeifer des wohlmeinenden und tugendsamen väterlichen Freundes nix mehr, und es bleibt mir nur übrig, still die Hände zu ringen, dreimal zu seufzen wie 's in den alten Betbücheln vorgeschrieben is nach jedem Leiden, und — Dir Glück zu wünschen. Glück zu wünschen, dass Dich der liebe Gott so reich gesegnet hat: dass er Deinem liebevollen Herzen das Wesen gezeigt hat, welches Du recht aus ganzer Seel' und fürs ganze Leben lieben kannst, grenzenlos und treu, und dass das Wesen noch ein braves, unverdorbenes ist, welches Dir die gleiche Lieb' entgegenbringt. Und also Glück auf, von Herzen, liebs Lexl! Und greif' zu, sobald Du kannst — denn je eher man sein Glück in's eigene Stüberl nimmt, desto sicherer hat man's: 's Glück wart' nit gern lang, wird leicht ungeduldig. Also überrasch' uns bald mit der Nachricht, dass die Ausstattung schon angfangt wird, und der Tischler sein Hobel ansetzt zur Wiegn. I hoff, Du wirst uns nit verschmähn als Kranzelführer.

Die Beschreibung von Dein Zimmerl is so köstli, dass wir's beinah schon auswendig kennen.

Was soll ich Dir denn von uns schreiben? I hab jetzt mei Zeit, wo alles was ich schreib', untern Hund is. Wann nur 's Frühjahr schon da wär, die ersten Schneeglöckerln, und der erste laue Wind, der so laut ist und immer über die Felder singt, dass von dem Gsang' alle Eiskrusten zerschmelzen über den aufwachenden Grashalmen. O im Frühjahr da schreibt sich's gut, da schreibt sich's schön, nit wahr? —

Ich küss und grüß Dich tausendmal, alter Lex, und grüß auch das gewisse Bildel auf deinem Schreibtisch mit der Hohenlied-Spitzbüberei. Ich hab' das Madel schon deshalb gern, weil's dich gern hat, und weil's dich recht glücklich machen wird, wie ich mein' — das sieh' ich aus jeder Zeilen Deines Briefes, der so recht durchglänzt ist von inniger Liebeslieb, wie ein Mairosenstrauch von der Sonne.

Mit inniger Freundschaft Dein
Emil,
sonst genannt Miltschi.

Lieber, herziger Lex!

Heut ist Sylvester. Das alte Jahr geht zu End' und das neue fangt über ein paar Athemzüg' an. Da denk ich denn herzli an Di —. Schau nur, was für ein schofles Papier ich nimm', um dir in aller Eil zu schreiben, was mir das Herz eingibt —. Aber ich hab' grad kein andres (Papier, nit Herz!) zu Haus.

Also Lexerl, sei r e c h t glücklich

im neuen Jahr! Heirat Dein Dirndl sobald als möglich und b'halt's dann so lang als möglich. Du hast a guts Herz, du groß's Herz! Und drum is Dir der Himmel auch grad so viel Glück als wie Ruhm schuldig! — Ich küsse Dir recht innig 's Goscherl für all die Freundschaft die Du mir im alten Jahr erwiesen hast, und's Handerl für all die schönen Sachen, die Du g'schrieben hast!

Mit Gott!

Dein Emil.

Apropos:

Ich war jetzt recht glücklich die paar Tage in St. Pölten. Jetzt geht's wieder zurück nach Wien — nach dem Fegefeuer in der stinkenden Journalistenhöll'. Wenn ich mich nur in meine dortige Arbeit einheimeln könnt'! Aber ich versteh es halt nit, mir mein Platzerl recht keck zu suchen.

Lieber theurer Lex!

Das is einmal schön von Dir, dass D uns Dein liebes Brautgoscherl anschaun lassest — aber recht garstig ist's wieder, dass wir uns das Bildt nit behalten dürfen, hörst? So a liabs Gsichterl, das ma gar so gern recht oft anschaun möcht, soll man wieder weggeben! Geizkragen abscheulicher! — Na, na, wir danken dir doch recht herzlich für die Freud, die'st uns gmacht hast mit dem Anblick. Und eifersüchtig brauchst auch nit zu sein, denn aus dem lieben Gsichterl auf dem Bild, da guckt ja die lieb' Unschuld und die Bravheit heraus, und die zwei Äugerln gleichen zwei Lichterln, die am Altar der Treue angezündet sein vor dem Allerheiligsten; und dieses Allerheiligste hat die Form eines schönen Herzens, und darin Dein herzallerliebster Name.

Du redst von meiner Krankheit, Lex! Dank Dir für Deinen Genesungswunsch, der das für sich hat, dass er aus Dichtermund kommt, und Dichter sein ja, wie der stoanalte Tattl, der Virgil sagt, Propheten. Aber ich fürcht', ich fürcht ... Du hast dir in deiner Krankheit die Flügel bewegen können ... aber ich. Ich werd' dir demnächst mein Zustand schildern; die G'schicht von einer traurigen Seel'. Vielleicht schickst mir ein Recept; aber für mich gibt's nur eins: a bisserl Lärm, a bisserl Komödiespielen, a bisserl Koketieren können. Gelt, das is komisch? Und dalket? Aber der Vagabund regt sich spät oder früh, und in meiner Anständigkeit, Stille und den engen Grenzen der Resignation einer Magdalena stirbt man langsam aber sicher; und was noch ärger ist, man kann nicht mehr schreiben! —

Lieber Lexl, gnua für heut. Ich könnt' doch nur lamentieren, und ich will Dir Glück wünschen! Dir und Deinem Mutterl und Deinem Emil *) die fröhlichsten Feiertag!

Deine Emil und Karl.

Du, weißt, was ein recht's Trankl wär' für mein Zustand? Geh, mach' mir amal a kleins Gstanzl, an Emil-Vierzeiler, den ich mir in mein Betbüchel legen könnt', und der Frieden macht zwischen den Heiligen und den Hauswurstelu, die sich da drin balgen um mein armes Herz wie einst Engel und Teufel um die arme Seel Moses!

Lieber, einziger Lex!

Dank Dir für Deinen guten freundlichen Brief.

Was Du uns von dem allerneuesten weisen Rathe über Dein zersplittertes Talent erzählst, hat mich recht lachen gemacht. Was soll denn der echte und rechte Volksdichter mit seinem Talente anders machen, als es „zersplittern", d. h. so viel Perlen als möglich heraufholen aus dem Grunde seines Herzens, d. h. echte Perlen! Sollst du vielleicht all die prächtigen und echten Sachen

*) Meinem Jugendfreunde, auf den er angeblich sonst immer eifersüchtig war.

ungeschrieben lassen, um eine große Land-Idylle zu schreiben à la Luise von Voss, die Dir Deine Wohlmeiner am Ende doch ganz „gutmeinend" herunterschimpfen würden? Sei überzeugt, Lex, Herzensbuberl, wenn Dir Dein Inneres sagt: jetzt, Rosegger, schreib was Langes, Überwältigendes, dann wirst du lange an kein Feuilleton denken. Aber die Feuilletons sind darum nicht schlechter, weil sie kurz sind. Im Gegentheil, vielleicht. Ich meine, die Iliade müsste jeder Mensch lieben, wenn sie kein Heldengedicht wäre. So aber bewundert man sie nur, und die einzelnen wunderprächtigen Naturbilder darinnen werden von dem Embonpoint des Ganzen erstickt. Also schreib' deine G'schichteln ohne Zwang, recht aus deinem Genius heraus, und zwing Dich nicht zu dicken Büchern, ehe du selber dick geworden bist, du Poet meines Herzens!

Ich war in den letzten Tagen recht traurig, weil das Tagblatt so infam schimpft über mich. Was habe ich denn diesen Leuten gethan? — Na, ich hoffe, das Holzhacken im Sommer, das wird mir wieder ein frohes, vertrauensvolles Herz machen! Bleibt's dabei? — Ich schick' Dir hier mein Bildel mit. Meine Wange freut sich schon auf dein Patschhandert — ich bin jetzt so blass, dass ich wirklich ein bisserl Röthel brauch. Und so umarm ich dich herzinnig und bin mit echter Freundschaft und aufrichtiger Bewunderung

Dein Miltschi.

Lieber verehrter Freund! Lieber Alter!
Allerliebster Lex! Lieber Roserl!

Viel tausend herzinnigen Dank für Deinen guten Brief. Das ist uns so ins Leben gefahren wie ein Sonnenstrahl in ein fröstelndes Samenkorn seine Wärme schickt. Es war schlechtes Wetter, wir waren trüb und verdrießlich und haben die ganze Welt von der schwarzen Seiten angschaut. Da kommt Dein Brief, und wir haben ihn gelesen, und wieder gelesen und haben recht fröhliche Gesichter gemacht, weil unsere Herzen auch recht fröhlich geworden sind.

Lieber Lex! Wir reden oft, oft von Dir! und heut hat uns Heckenast Deine „Gestalten" geschickt. Wir haben seit einer Stund schon „Stucker" zehne gelesen, und kugeln uns vor Lachen und machen „Krikerln" vor Rührung. Ja hörst, Kerl, Du bringst es ja zuwegen, dass das Österreicherlandl nebem seinen Goethe-Grillparzer auch seinen — — — O Gott, ich beneide Dich so, dass ich Dich frei umbringen könnt!

Was den Kalender anbetrifft, sag' ich mit Freuden „Ja". Aber von einem Honorar kann keine Red sein, weil ich dem Heckenast schuldig bin, und nicht er mir.

Lieber Lex, ich wünsch' Dir für die Weihnachttäg das größte Glück. In der Stunde, wo nach unserem Glauben der süße Erlöser uns geboren worden ist, werden wir in die Sterne schauen und an Dich denken. Und dabei werd' ich den lieben Gott recht andächtig bitten: „O lieber Himmelvater! Gib deinem Dichter, den du auserwählt hast unter Tausenden, noch den letzten Glanz, das höchste Glück, den Glauben. Den Glauben an den Vater, an die eingeborne Vaterlieb und an den Schutzengel, den heiligen Geist der Fürsehung."

Ich weiß, Du lachst nicht über mich; mir bist du recht, grad so wie du bist, und dem lieben Gott auch, aber ich möchte Dich nicht nur groß und gotdherzig, ich möchte Dich auch so recht, recht glücklich sehen im Innersten des Herzens.

Lieber Lex! Gott segne Dich, Dein Stüberl, Deinen Schreibtisch, Deine Eltern, Deine Geschwister und Deinen Herzensfreund zu dieser Stunde, wo jedes kindliche Herz fühlt, dass Mithras, die Sonne, geboren wird fürs nächste Jahr.

Es küßt Dich herzinnig Dein aufrichtiger Bruder und Freund

Emil.

Die paar dalketen Kleinigkeiten hat das Christkindl bei uns für Dich abgegeben. Ich hab' mehr gefordert. Aber das Christkindel hat geschachert und gesagt: „Arme Leut kochen mit Wasser."

* * *

Liebster bester Lex!

Wir danken Dir herzlich für Dein liebes gutes Brieferl, und ich insbesondere für die echten lieben alten Bildeln, welche die richtigen Betschwester-Bildeln*) sein! Du hast mir damit eine große Freude gemacht. Nochmals herzlichen Dank dafür!

An was schreibst Du denn jetzt? Kriegt man bald wieder ein neues Buch von Dir zu Gesicht? Lass uns, Deine Bewunderer und Verehrer, ja nicht zu lang darauf warten, Faulpelz! —

Wir waren jetzt vierzehn Tag in Mödling, weil der Karl dort hat ausmessen müssen. Ach, die Naturluft thut so wohl, so wohl! —

Was machen denn Deine Leutln? Und Dein Herzensfreund?

Schreib bald und viel, und sei „stürmisch" umarmt von Deinem liebenden Freunde

Emil.

Lieber abscheulicher Lex!

So lang nit schreiben?! Ich könnt' Dir die Augen auskratzen und hass Dich, ich kann dich nit mehr ausstehen! Fauler Ding übereinander, treuloser, garstiger!

Mitschi.

Mein lieber guter Freund!

Mit großer Freude habe ich die neuliche Sendung lieber grüner Bändchen erhalten — und Dank Dir und Deinem Herrn Verleger vom Herzen für dieselben! Wenn Du wüsstest, wie erfrischend, wie blumenwürzig mich solche Lectüre anmuthet in meiner Abgeschlossenheit von der Welt, vom Leben, von Kunst und Literatur! Nun möchte ich aber auch einmal wacker darüber schreiben.

Dabei mein Großer, Theurer! möchte ich Dir aber auch ein Gefühl gestehen, das ich eben den „Leuten" nicht sagen mag — es ist kein Tadel, denn wer mag tadeln, was man so hoch hält? — es ist nur Ehrlichkeit des Liebenden — denn ich liebe Deinen Genius unaussprechlich! Und das ist: wenn ich Deine Geschichten lese, dann habe ich oft das Gefühl, dass Du zu — literarisch bist. Ich weiß kaum, wie ich das präcisieren soll? Dein Genius war frisch, voll und ganz schon als „Kind", er war in Dir fertig von Deinem ersten Liede an, wie Minerva fertig mit Panzer und Schild aus Jupiters Kopf sprang. Dann wardst du gebildet, gedrillt, gehobelt, verfeinert von allen; Du lasest Stifter und dergleichen, und hast Deinem ehrlichen Ich ein feines, wenn auch bäuerliches Sonntagsgewand angezogen „für die Leser". Es ist manchmal, als schriebst du mehr fürs Ausland als für uns; so sehr mühst du dich, rein und aller Welt schriftsprachverständlich zu sein in Form und Wort. Die Jargonworte, die doch der Grundstock sein sollten, erscheinen dann wie Aufputz. Bei Dir, dem Steirerredner! Möchte doch in Prosa von Dir Geschichten lesen, geschrieben so ganz, wie dir der Schnabel gewachsen ist! — Dann kommst Du wieder, weil Du fühlst, dass Du zu literarisch (ich finde eben keinen Ausdruck!) bist. Oft hab' ich mir gedacht: wenn der Rosegger nur nie etwas gelernt hätte, dann wären auch seine Erzählungen unvergänglich, wie sein Geist. Du solltest schreiben wie das Volkslied, und nicht wie Stifter, Auerbach in seinen

*) Er sammelte damals Heiligenbildchen, wie man sie an Wallfahrtsorten kauft.

späteren Sachen; oder Anzengruber, wenn er einen Bühneneffect sucht. Schreib einmal ein paar Geschichten ohne „Stil", ohne „Gemüthlichthuerei", so wie das Volkslied singt, und du wirst unübertrefflich, weil echt sein! —

Ich weiß nichts zu sagen, was ich sagen will, das spür ich — aber versucht habe ich's doch. Und dass ich Dich ahne und verstehe und liebe, viel echter als hundert andere, die Dich bewundern, das glaubst Du mir wohl?!

Hast mich noch immer lieb? Bist nicht barb auf mich? Fühlst, wie gern ich Dich habe und das, was Du sein kannst und — sein wirst? Dein dankbarer

Emil.

Eben fällt mir ein, dass ich früher Anzengruber als Effectdramatiker citiert hab'. Glaube nicht, dass ich ihn deswegen unterschätze. Aber ich liebe ihn eben am meisten in dem, was das Publicum nicht zu schätzen weiß: sein „Doppelselbstmord" zum Beispiel, ist vom Anfang bis zum Schlusse ein Meisterwerk — echt, einfach, unvergleichlich und so herrlich wie ein Raimund-Stück.

Lieber Peter!

Dank Dir herzlich für die Zusendung des „Heimgarten" mit dem „Bösen Blick". Da les' ich auch in derselben Nummer ein Gedicht von „Hilarius". Du bist mit ihm gewiss in irgend einer Art in Verbindung. Frag ihn doch mal, ob er nicht Baron Rast heißt: und wenn er so heißt, ob er nicht derselbe Baron Rast ist, der im Jahre 1840 in Schönberg in Mähren*) einen kleinen Emil Vacano über die Taufe hielt (als Stellvertreter für dessen Onkel Alois Ritter von Flick); einen Emil, der seinen Taufnamen erhielt nach dem Helden des Gedichtes: „Der Schutzgeist." Es wär ein liebes Zusammentreffen, wenn Pathe und Täufling sich nach so langen Jahren in Deinem Garten begegnet hätten auf ihrem Lebenswege, lieber Peter.

Aber ich schwatze da — und Redacteure haben wenig Zeit für Gemüthsduselei.

Mit tausend herzlichen Grüßen Dein aufrichtiger alter

Emil.

Bester aller Poeten!

Gelt, Alter, meine literarischen Jugendsünden wirf mir nit mehr vor — versprich mir das. Es waren Reiterreclamen, denen nicht ich das cachet verlieh. Was dafür zu büßen war, das habe ich — weiß Gott! — gebüßt; ärger, schmerzlicher, härter, als ich es in Worten schildern kann! Du weißt nicht, friedreicher Poet, wie elend ich bin, und wie schuldlos.

Also nicht wahr, was meine ersten Federn verschuldeten, das sei begraben zwischen uns. Du stehst mir so hoch, und ich habe Dich so gerne, dass mir ein leisester Vorwurf aus Deinem Munde bitter weh thut — und ich bin krank, rettungslos krank im Herzen — das geringste Leid, die leiseste Aufregung kosten mich Tage der schrecklichsten Leiden. Also antworte mir nicht auf den Inhalt dieses Briefes. Aber sende uns bald wieder ein freundliches Wörtchen, welches von Wohlsein und Hoffnungen Deines eigenen lieben Selbst erzählt.

Wir grüßen Dich innigst.

Gott schütze Dich für und für, Dich und die Deinen, und leite Dich weiter Deine Bahn.

Emil.

Mein lieber guter Freund!

Wir hatten uns immer so gut verstanden über alles. Ich glaub nur in einem Punkt nicht: über'n Anzengruber. Nun, und der ist ja fast nie zwischen uns zur Sprach' gekommen.

*) Vacano's Geburtsort.

Der Anzengruber, das ist einer, vielleicht der einzige Schriftsteller auf der Welt, der mir „weh thut“. Ich rede hier natürlich nur von seinen Schriften, da er mir persönlich ganz fremd ist! Nicht, dass ich an seinen Stücken etwas zu tadeln fände, dass ich etwas aussetzen könnt', dass mir seine Werke nicht die als eines Hochbegabten und Berufenen erscheinen: aber er sieht alles so gallig: er lässt die Menschen so verzagen, so verwildern, und so viel bittern Schmerz ertragen und wieder so viel Bosheit und Falschheit kochen im Herzen. Bös oder unglücklich oder lächerlich, schauerlich oder elend zum Vergehn ist ihm der Mensch; wenn ich ein Stück von ihm gesehen hab', oder wenn ich ein Gsetzel von ihm gelesen hab', das sind Augenblicke, wo mir die Welt missfällt, wo mir der Mensch kein feindlicher Bruder mehr ist, sondern ein erbarmungsloser oder verstockter Feind anderer Wesenheit. Meine eigenste innerste Natur bildet eine so schreckliche Dissonanz mit eben der Anzengruberschen. Halt' aber nicht dafür, dass ich ihn, den du so hoch hältst, nicht nach seinem vollen Verdienste schätze.

Und jetzt genug für heut. Ich habe da mehr geplaudert als ich wollte und sollte. Ich wollte Dir nur danken für Deinen lieben Brief und Dich und die Deinen innig grüßen. Sobald ich ein bisserl wohl bin, schreibe ich Dir ein kleines Geschichterl und werde Dich fragen, ob es Dir passt.

Und nun mit Gruß, Handschlag und Dank Dein aller

Emil.

So, jetzt wird man sich nicht einmal mehr 's Herz ausschütten dürfen vor einem guten Freund, wird nicht einmal „in seinen vier Wänden“ ein bissel seine Meinung sagen dürfen über die uncollegialen Collegen? „Ihr verschimpfiert einander!“ sagst Du. Na, mein Schimpfen hört kein Mensch als Du. Aber die anderen „geistvollen Wiener Poeten“, die lasseten sich ja lieber die Zungen ausreißen, als dass sie dem „Vacano“ nur ein bissel Gerechtigkeit widerfahren lasseten, was doch alle ausländischen echten und wirklich bedeutenden Schriftsteller thun und gethan haben! Warum kann ich denn den Rodenbergs, Heyses, Heigels, Hackländers, Mühlbachs, Freytags was sein, und nur diesen neugebackenen Feuilletonlern nicht, deren Name über die Wiener Ringstraße nicht hinausklingt? Warum können mich denn Franzosen, Italiener, Ungarn, Holländer übersetzen, und nur diese Wiener Genies von eigenen Gnaden wissen gar nicht, dass ich überhaupt die Feder führen kann? Nicht an ihrem Lobe liegt mir, aber bezeichnend genug ist es doch, und ein Beweis, dass eine Wiener Clique existiert! Und zu einem guten Freunde kann ich doch von dieser Clique reden, und sie auf den Glanz herstellen, in dem sie sich mir zeigt?

So, und jetzt lassen wir alle die Herren Schriftsteller liegen, wo sie sich selber hinlegen. Zwischen mir und Dir sollen sie abgethan sein für alle Zeiten, und keiner von allen diesen Kerln soll unser schriftliches oder mündliches Gespräch mehr verschandeln und stören. Basta. Ich streich' sie aus zwischen uns.

Emil.

Lieber Peter!

Ich schrieb Dir gestern auf deine freundliche Karte ein paar Zeilen in der Hast meiner Ankunft. Heut' hab' ich nun die Absicht, zu einem längeren „Schwatz“ zu kommen.

Von Dir kann ich nichts reden, da du mir nichts erzählst von deinem jetzigen Leben — so muss ich wohl ein bisschen von mir sprechen.

Mit meinem Leiden will's, obwohl ich wieder den Muthvollen spiele, noch immer nicht recht werden; der Doctor

weiß keinen Namen dafür als: „Herzfehler“ — und seine Medicamente nehmen die Müdigkeit nicht von mir — sie geben mir auch den verlornen Lebensmuth nicht wieder. Armer alter Doctor — das von ihm zu verlangen! . .

Noch immer herrscht hier das süße, laue Wetter — ich habe diesen schmerzlichen Herbstton in der Natur zu lieb — die Erde erscheint mir wie eine sterbende junge Braut, sich geliebt wissend, und selbst liebend. Mit dem alten, süßen Lächeln auf dem müden und blasser werdenden Gesichte sucht sie die Umgebung über die Nähe des Abschiedes zu täuschen — und kämpft mit dem zwingenden Gesetz der Natur bis zur Unmöglichkeit — und sie fassens erst alle, nachdem es geschehen! Sie haben sich einwiegen lassen in die alte Ruhe — und glauben an das Scheiden erst, wenn ihnen die Glöcklein das dumpfe „Vorbei“ ins Herz läuten.

Das ist aber eine triste Rêverie.

Sehr fleißig will ich den Winter sein, wenn's die Kräfte zulassen; auch studieren — ein bischen Theologisches, ein bischen Sternkunde, ein bischen dies und ein bischen das, — und viel spazieren gehen, und versuchen, gar nicht launisch zu sein und keine Grillen zu fangen. Mit so viel und noch mehr guten Vorsätzen geht der Emil in den Winter hinein. Qui vivra —?

So, nun schließe ich für heute mein Plauderbrieferl. Der Tisch liegt voll Blätter, die Briefmappe sieht ordentlich wassersüchtig aus, so viel unbeantwortete Briefe sind drin — und ich soll aufräumen, und bin doch so sterbensmüde, wie kein Wort es sagen kann — und so ruhesehnsüchtig wie nach langem, langem Pilgern nach einem heiligen Gnadenorte, wo man alle Kirchthüren verschlossen gefunden hat. Ich wünschte nur einmal „ausschlafen“ zu können — dürfen wir das hier unten wohl jemals?

Emil.

Im Schweizerhofe zu Luzern.

Aus dem Tagebuche eines russischen Fürsten von Leo Tolstoy.*)

Um einhalb acht wurde ich zu Mittag gerufen. In einem großen, prächtig ausgestatteten Zimmer im untern Stockwerk waren zwei lange Tische gedeckt, zum mindesten hundert Gedecke. Drei Minuten etwa dauerte die wortlose Bewegung der Zusammenkunft der Gäste, das Rauschen der Frauenkleider, leichte Schritte, leise Gespräche mit den höflichen, fein gekleideten Kellnern; alle Plätze wurden von Damen und Herren eingenommen, die sehr schön, sogar reich und überhaupt außerordentlich sauber gekleidet waren. Wie im allgemeinen in der Schweiz, bildeten den größten Theil der Gäste Engländer, und daher war der Hauptcharakter der allgemeinen Tafel ein strenger, durch die Sitte anerkannter Anstand und ein Mangel an Geselligkeit, der nicht aus dem Stolze hervorgieng, sondern aus dem geringen Bedürfnis der Annäherung und

*) Aus dessen hochinteressanten gesammelten Werken, welche, von Raphael Löwenfeld ins Deutsche übersetzt, bei Richard Wilhelmi in Berlin erschienen sind.

einer gleichen Genügsamkeit in der bequemen und angenehmen Befriedigung der eigenen Bedürfnisse. Von allen Seiten schimmern die glänzend weißen Spitzen, die glänzend weißen Kragen, die glänzend weißen, echten und mechten Zähne, glänzend weiße Gesichter und Hände. Aber die Gesichter, von welchen viele sehr schön sind, drücken nur das Bewusstsein des eigenen Wohlbehagens und den gänzlichen Mangel an Theilnahme für die ganze Umgebung aus, wenn sie sich nicht unmittelbar auf die eigene Person bezieht, die glänzend weißen Hände mit den Ringen bewegen sich nur, um den Kragen glatt zu ziehen, um den Braten zu zerschneiden und den Wein in das Glas zu gießen; keine Seelenregung spiegelt sich in ihren Bewegungen. Familien wechseln von Zeit zu Zeit mit leiser Stimme ein paar Worte über den angenehmen Geschmack einer Speise oder des Weines oder über die schöne Aussicht vom Rigi mit einander, einzelne Herren und Damen sitzen neben einander, ohne ein Wort zu sprechen, ja ohne sich auch nur einen Blick zuzuwerfen. Wenn von diesen hundert Menschen von Zeit zu Zeit zwei mit einander plaudern, so sprechen sie sicher vom Wetter oder von der Besteigung des Rigi. Messer und Gabel bewegen sie kaum hörbar in den Tellern, von den Speisen nimmt man wenig, Erbsen und Obst wird unbedingt mit der Gabel gegessen. Die Kellner, die sich unwillkürlich der allgemeinen Schweigsamkeit fügen, fragen flüsternd, welchen Wein man befiehlt. Bei solchen Mahlzeiten wird mir immer drückend, unangenehm und am Ende traurig zu Muthe. Mir ist dann, als hätte ich eine Schuld begangen und müsste bestraft werden, wie in meiner Kindheit, wo man mich für Unarten auf einen Stuhl setzte und spöttisch zu sagen pflegte: „Nun ruhe dich aus, mein Jungchen," während in den Adern das junge Blut pocht und im anderen Zimmer das fröhliche Lärmen der Brüder zu hören ist. Früher hatte ich mir Mühe gegeben, mich gegen dieses Gefühl der Beklemmung, das ich bei solchen Mahlzeiten empfand, zu empören, aber vergeblich: alle diese todten Gesichter haben auf mich einen unwiderstehlichen Einfluss, und ich werde dann selbst todt wie sie, ich habe keinen Willen, keinen Gedanken, ich beobachte nicht einmal. Anfangs versuchte ich mit den Nachbarn ein Gespräch zu beginnen, aber außer Phrasen, die offenbar zum hunderttausendstenmale an derselben Stelle und zum hunderttausendstenmale von derselben Person wiederholt wurden, erhielt ich keine Antwort. Und alle diese Menschen waren doch weder dumm, noch gefühllos, viele von diesen erstorbenen Menschen haben sicher ein solches Innenleben wie ich, viele ein weit mannigfaltigeres und merkwürdigeres. Warum also berauben sie sich gegenseitig eines der schönsten Genüsse des Lebens, — des Genusses des Verkehrs, des Genusses am Menschen?

Wie anders war es in unserer Pariser Pension, wo wir zwanzig Menschen der verschiedensten Nationen, Berufe und Charaktereigenschaften uns unter dem Einflusse der französischen Geselligkeit an der gemeinsamen Tafel wie zu einem Vergnügen zusammenfanden. Dort gab es sofort von dem einen Ende des Tisches zum anderen eine allgemeine Unterhaltung, reich an Scherzen und Witzen, oft sogar in gebrochener Sprache. Da plauderte jeder ohne Sorge darüber, wie es ihm glücken würde, was ihm gerade einfiel; dort hatten wir unseren Philosophen, unseren Streithahn, unseren Schöngeist, unseren Narren — und alle gehörten allen; dort schoben wir gleich nach der Mahlzeit den Tisch beiseite und tanzten im Takt oder auch nicht im Takt auf dem staubigen Teppich Polka bis zum späten Abend; dort waren wir viel-

leicht ein wenig kokette, nicht gerade sehr vernünftige und ehrwürdige Menschen, aber wir waren doch Menschen. Die spanische Gräfin mit ihren romantischen Abenteuern, der italienische Abbate, der nach der Mahlzeit die Göttliche Komödie vortrug, der amerikanische Doctor, der zu den Tuilerien Zutritt hatte, der junge Dramatiker mit dem langen Haar, die Pianistin, die, wie sie selbst sagte, die schönste Polka der Welt componiert hatte, die unglückliche, schöne Witwe mit ihren drei Ringen an jedem Finger, wir verkehrten alle mit einander in menschlicher, wenn auch oberflächlicher Weise und nahmen einer vom anderen theils flüchtige, theils tiefere herzliche Erinnerungen mit. Bei den englischen Tables d'hôtes aber denke ich oft, wenn ich all diese Spitzen, Bänder, Ringe, pomadisierten Köpfe und seidenen Kleider sehe: Wie viele lebendige Frauen würden mit diesem Putz glücklich sein und wie viele andere Menschen würden sie damit glücklich machen! Es ist sonderbar, daran zu denken, wie viel Freunde und Liebende — höchst glückliche Freunde und Liebende — da vielleicht neben einander sitzen, ohne es zu wissen. Und Gott weiß, warum sie dies nicht erfahren und warum einer dem anderen nicht das Glück gibt, das sie so leicht einander geben könnten und nach dem sie so sehr begehren.

Mir wurde traurig zu Muthe, wie stets nach solchen Mahlzeiten, und ohne den Nachtisch abzuwarten, entfernte ich mich in der trübsten Gemüthsstimmung, um in der Stadt umherzuschlendern. Die engen schmutzigen Straßen ohne Beleuchtung, die geschlossenen Läden, das Zusammentreffen mit betrunkenen Arbeitern und Weibern, welche Wasser holten oder sich beständig umschauend durch die Gassen huschten, vertrieben nicht nur meine traurige Stimmung nicht, sondern verstärkten sie noch. Draußen war es schon ganz dunkel, als ich, ohne mich weiter umzusehen und ohne einen bestimmten Gedanken, nachhause gieng, weil ich hoffte, mich durch den Schlaf von der düsteren Stimmung zu befreien. Mir war entsetzlich, herzenskalt und einsam zu Muthe, wie es wohl ohne ersichtliche Ursachen vorkommt, wenn man an einen neuen Ort übersiedelt.

Ich sah immer nur vor mich hin und gieng so die Uferstraße entlang auf den Schweizer Hof zu, als plötzlich die Töne einer sonderbaren, aber außerordentlich angenehmen, lieblichen Musik mein Ohr trafen. Diese Töne wirkten im Augenblick belebend auf mich, als wäre ein heller, heiterer Sonnenschein in meine Seele gefallen. Mir ward wohl und heiter. Meine schlummernde Empfänglichkeit richtete sich wieder auf, alles, was mich umgab, die Schönheit der Nacht und des Sees, gegen die ich vorher gleichgiltig gewesen war, entzückten mich plötzlich wie etwas Neues. Unwillkürlich vermochte ich in diesem Augenblick alles in mich aufzunehmen: den überzogenen Himmel mit den grauen Flöckchen auf dem dunklen Blau, das von dem emporsteigenden Mond beleuchtet war, den dunkelgrünen, glatten See mit den Flämmchen, die sich in seinem Wasser wiederspiegelten, die nebelumflossenen Berge in der Ferne, das Quaken der Frösche aus Fröschenburg und den thaufrischen Schlag der Wachteln vom Ufer drüben. Unmittelbar vor mir aber an der Stelle, von der die Töne kamen und auf welche meine Aufmerksamkeit besonders gerichtet war, erblickte ich im Halbdunkel mitten in der Straße eine Menge Volks, die sich im Halbkreis drängte, und vor der Menge in einiger Entfernung einen winzigen kleinen Mann in schwarzer Kleidung. Hinter der Menge und dem Manne erhoben sich an dem dunklen, grauen und blauen, zerrissenen Himmel einige schwarze Pappeln schlank in die Luft,

und zu den beiden Seiten der alterthümlichen Domkirche ragten majestätisch zwei ernste Thurmspitzen zum Himmel.

Ich trat näher heran, die Töne wurden heller; ich unterschied deutlich die fernen, süß in die Abendluft sich wiegenden Accorde einer Guitarre und einige Stimmen, die einander ablösend nicht ein Thema sangen, sondern in eigener Weise nur die Hauptstellen anschlugen und so das Thema erkennen ließen. Das Thema war eine Art liebreiche und anmuthige Mazurka. Die Stimmen schienen bald nahe, bald ferne zu sein; bald ertönte ein Tenor, bald ein Baß, bald ein Fistelton mit knurrenden tirolischen Jodlern. Es war kein Lied, es war eine leicht hingeworfene meisterhafte Skizze eines Liedes. Ich konnte nicht begreifen, was es sein sollte. Aber es war sehr schön. Die wollüstigen, schwachen Accorde der Guitarre, die liebliche, leichte Melodie und die einsame kleine Gestalt des schwarzen Männleins inmitten der phantastischen Umgebung des dunklen Sees, des hindurchschimmernden Mondes, des schweigsamen, gen Himmel ragenden Thurmes und der schwarzen Pappelreihen, alles war so sonderbar, aber so unaussprechlich schön oder erschien mir doch so.

Alle die wirren, unwillkürlichen Eindrücke des Lebens erhielten für mich plötzlich Bedeutung und Reiz. Mir war, als wäre in meiner Seele eine frische duftige Blume aufgeblüht; statt der Müdigkeit, der Zerstreutheit, der Gleichgiltigkeit gegen alles in der Welt, die ich einen Augenblick vorher empfunden hatte, fühlte ich plötzlich ein Bedürfnis nach Liebe, eine Fülle von Hoffnungen und eine grundlose Lebensfreude. Was kann man noch verlangen, was noch begehren — sprach es leise in meiner Brust, da ist sie und umgibt dich von allen Seiten, die Schönheit und die Poesie. Sauge sie mit vollen großen Zügen in dich ein, genieße sie, soweit deine Kraft reicht. — Was kannst du noch begehren? Alles ist da, alle Glückseligkeit . . . . .

Ich trat näher heran. Das kleine Männlein war, wie mir schien, ein umherziehender Tiroler. Er stand vor dem Fenster des Gasthofes, den einen Fuß vorgestellt, den Kopf zurückgeworfen, klimperte auf seiner Guitarre und sang mit verschiedenen Stimmen sein anmuthiges Lied. Ich empfand sofort Neigung zu dem kleinen Manne und Dankbarkeit für die Wandlung, welche er in mir hervorgerufen hatte. Der Sänger trug, soviel ich sehen konnte, einen alten, schwarzen Rock, er hatte schwarzes, kurzes Haar und eine ganz bürgerliche, einfache, alte Mütze auf dem Kopfe. Seine Kleidung hatte nichts Künstlerisches, aber die nachlässige, kindlich heitere Pose und seine Geberden bildeten mit seinem kleinen Wuchse ein rührendes und zugleich ergötzliches Schauspiel. Auf der Freitreppe, an den Fenstern und auf dem Balkon des prächtig erleuchteten Gasthofes standen die Damen in glänzendem Schmuck und in ihren üppigen Kleidern, die Herren mit den glänzenden Kragen, der Pförtner und die Lakaien in den goldgestickten Livreen; auf der Straße stand die Menge im Halbkreis, und weiterhin auf dem Quai unter den Kindern hatten sich die vornehm gekleideten Kellner, die Köche mit den weißen Mützen und Schürzen und junge Mädchen, die Arm in Arm lustwandelten, versammelt; alle schienen dasselbe Gefühl zu haben, das ich empfand. Alle standen schweigend um den Sänger herum und lauschten ihm aufmerksam. Rings herrschte Stille, nur in den Zwischenpausen des Liedes hörte man in weiter Ferne über den See herüber den Ton eines Hammers und von Fröschenburg kamen in abgerissenen Trillern die Stimmen der Frösche herüber, übertönt von dem feuchten, einlönigen Schlag der Wachteln.

Das kleine Männlein in der Dunkelheit mitten auf der Straße schwärmte wie eine Nachtigall Strophe um Strophe, Lied um Lied. Obgleich ich ganz nahe an ihn herangetreten war, hörte sein Gesang nicht auf, mir großes Vergnügen zu bereiten. Seine kleine Stimme war ungewöhnlich angenehm, und die Zartheit, der Geschmack und das rhythmische Gefühl, mit welchem er seiner Stimme gebot, war außerordentlich und ließen an ihm eine große natürliche Begabung erkennen. Den Abgesang jeder Strophe sang er immer anders, und man konnte erkennen, dass all diese anmuthigen Variationen mühelos und aus dem Stegreif kamen.

In der Menge — sowohl oben im Schweizer Hof als auch unten auf dem Damme — hörte man häufig ein beifälliges Flüstern, es herrschte ein achtungsvolles Schweigen. Auf den Balkons und an den Fenstern nahm die Zahl der geputzten, malerisch im Glanze der Lichter des Hauses an das Geländer gelehnten Frauen immer mehr zu. Die Lustwandelnden blieben stehen, und auf der Uferstraße standen überall unter den Linden Männer und Frauen in Gruppen. In meiner Nähe standen, in einiger Entfernung von der großen Menge, ein aristokratischer Koch und Lakai und rauchten ihre Cigarren. Der Koch empfand den Zauber der Musik mächtig, bei jedem hohen Fistelton nickte er dem Lakai mit dem Kopfe entzückt, erstaunt zu, und stieß ihn mit dem Ellbogen, als wollte er sagen: Wie der singen kann, he? Der Lakai, aus dessen breitem Lächeln ich ersehen konnte, welchen Genuss er empfand, antwortete auf die Stöße des Kochs mit jenem Achselzucken, welches bedeuten soll, ihn könne man nicht so leicht in Erstaunen setzen, er habe schon bedeutend Schöneres gehört.

In einer Pause, als der Sänger hustete, fragte ich den Lakeien, wer er sei und ob er oft herkäme.

„Zweimal im Jahr kommt er", antwortete der Lakai, „er ist aus dem Aargau, er bettelt sich so durch."

„Wie? ziehen viele solcher Leute herum?" fragte ich.

„Gewiss", antwortete der Lakai, der nicht bald verstanden hatte, wonach ich fragte; als er aber meine Frage begriffen hatte, fügte er hinzu: „O nein, jetzt sehe ich nur diesen einen, mehr gibt es nicht."

In diesem Augenblicke hatte das kleine Männlein das erste Lied beendet, warf gewandt seine Guitarre zurück und sprach etwas in seiner deutschen Mundart, was ich nicht verstehen konnte, was aber in der herumstehenden Menge lautes Lachen hervorrief.

„Was sagte er denn?" fragte ich.

„Er sagt, die Kehle sei ihm trocken, er würde gern Wein trinken", erklärte mir der Lakai, der neben mir stand.

„Wie, er trinkt wohl gern Wein?"

„Das thun sie alle gern", antwortete der Lakai lächelnd und mit einer Handbewegung gegen ihn.

Der Sänger nahm seine Mütze ab, schwang seine Guitarre und gieng auf das Haus zu. Er warf den Kopf zurück und wandte sich an die Herrschaften, die an den Fenstern und auf den Balkons standen. „Messieurs et mesdames", sagte er mit halb italienischer, halb deutscher Betonung und in dem Tonfall, in welchem Gautier ihr Publicum anzusprechen pflegen, „si vous croyez, que je gagne quelque chose, vous vous trompez; je ne suis qu'un pauvre tiaple." Er hielt inne und schwieg eine Weile, da ihm aber niemand etwas gab, warf er wieder die Guitarre um und sagte: „A présent, messieurs et mesdames, je vous chanterai l'air du Righi." Das Publicum oben schwieg, blieb aber stehen und wartete das folgende Lied ab; unten in der Menge lachte man wohl, weil er sich so komisch ausgedrückt hatte, vielleicht auch, weil

man ihm nichts gegeben hatte. Ich gab ihm einige Centimes, er ließ sie gewandt von einer Hand in die andere gleiten, schob sie in die Westentasche, setzte seine Mütze auf und begann wieder das anmuthige, liebliche Tiroler Lied zu singen, das er l'air du Righi genannt hatte. Dieses Lied, das er für den Schluss gelassen hatte, war noch schöner als all die vorhergegangenen, und von allen Seiten hörte man in der immer wachsenden Menge Laute des Beifalls. Er hatte das Lied beendet. Wieder schwang er seine Guitarre, wieder nahm er die Mütze, streckte sie vor sich hin, näherte sich auf zwei Schritte den Fenstern und sagte wieder seine unverständliche Phrase: „Messieurs et mesdames, si vous croyez, que je gagne quelque chose" — die er offenbar für sehr geistreich und witzig hielt, aber in seiner Stimme und seinen Bewegungen beobachtete ich jetzt eine gewisse Unentschlossenheit und kindliche Scheu, die bei seiner winzigen Gestalt etwas besonders Rührendes hatten. Das vornehme Publicum stand noch immer so malerisch im Scheine der Lampen auf den Balkons und an den Fenstern und ebenso glänzend in seiner kostbaren Kleidung. Die einen plauderten gesittet und artig miteinander, offenbar über den Sänger, der mit ausgestreckter Hand vor ihnen stand, andere blickten aufmerksam und neugierig hinunter auf die kleine schwarze Gestalt; auf einem der Balkons ertönte das wohlklingende und fröhliche Lachen eines jungen Mädchens. In der Menge unten wurden die Reden und das Gespött immer lauter und lauter. Der Sänger betete zum drittenmale seinen Spruch her, jetzt mit noch schwächerer Stimme, ja, er brachte ihn nicht einmal zu Ende und streckte wieder die Hand mit der Mütze aus, ließ sie aber sofort sinken. Und zum zweitenmale warf ihm nicht ein einziger von diesen hunderten glänzend gekleideter Leute, die sich herangedrängt hatten, um ihm zuzuhören, auch nur einen Heller zu. Die Menge lachte mitteidlos. Der kleine Sänger schien förmlich noch kleiner zu werden, nahm seine Guitarre in die andere Hand, hielt seine Mütze über den Kopf und sagte: „Messieurs et mesdames, je vous remercie et je vous souhaite une bonne nuit" und setzte seine Mütze auf. Die Menge brach in ein lautes, jubelndes Lachen aus. Von den Balkons verschwanden die schönen Herren und Damen allmählich in ruhigem Geplauder. Auf den Boulevards begann die Promenade wieder von neuem. Die Straße, die während des Gesanges verstummt war, belebte sich wieder; nur einige Menschen beobachteten den Sänger, ohne an ihn heranzutreten, aus der Entfernung und lachten. Ich hörte, wie das kleine Männlein etwas in seinen Bart brummte, sich umwandte und, als wäre er noch kleiner geworden, mit schnellen Schritten auf die Stadt zuging. Die fröhlichen Spaziergänger, die ihn beobachteten, folgten ihm in einiger Entfernung und lachten.

Ich wusste gar nicht, was ich aus all dem machen sollte, ich begriff nicht, was es bedeutete, und schaute, an eine Stelle gebannt, gedankenlos in die Dunkelheit auf das winzige Männlein, das sich in der Ferne verlor und das mit Riesenschritten auf die Stadt zuging, und auf die lachenden Spaziergänger, die ihm folgten. Ich empfand ein Gefühl des Schmerzes, der Bitterkeit und vor allem der Scham für das kleine Männlein, für die Menge, für mich selbst, als hätte ich um Geld gebeten, als hätte man mir nichts gegeben und über mich gelacht. Und ich ging auch, ohne mich umzusehen, beklommenen Herzens mit schnellen Schritten nachhause auf die Freitreppe des Schweizer Hofes zu. Ich konnte mir noch immer keine Rechenschaft geben von dem, was ich empfand, ich wusste nur,

Digitized by Google

daſs etwas Drückendes, Ungelöstes meine Seele erfüllte und mich umklammerte.

In dem prächtigen, erleuchteten Thore begegnete mir der Pförtner, der höflich beiseite trat, und eine englische Familie. Der stämmige, schöne, hoch gewachsene Mann mit dem schwarzen englischen Backenbart, dem schwarzen Hut, das Plaid über dem Arme, einen kostbaren Spazierstock in der Hand, führte träge und selbstbewusst eine Dame am Arm, in einem auffälligen Seidenkleid, einem Häubchen mit schillernden Bändern und prachtvollen Spitzen. An ihrer Seite gieng ein hübsches, frisches junges Mädchen, in einem anmuthigen Schweizer Hut, mit einer Feder à la mousquetaire, unter dem die weichen, langen, hellblonden Locken um ihr weißes Gesicht herabfielen. Vor ihnen sprang ein zehnjähriges, rothwangiges Mädchen einher, mit vollen weißen Knien, die unter zarten Spitzen hervorblickten.

Eine wundervolle Nacht, sagte die Dame mit süßer Stimme, gerade als ich vorübergieng.

Ohe, brummte der Engländer träg vor sich hin. Ihm schien so wohl in der Welt zu sein, daſs er selbst zum Sprechen keine Lust hatte. Und ihnen allen schien das Leben auf Erden so friedlich, so bequem, so rein und leicht zu sein, aus ihren Geberden und ihren Zügen sprach eine solche Gleichgiltigkeit gegen alles fremde Leben und eine solche Überzeugtheit davon, daſs der Pförtner ihretwegen beiseite getreten und sie gegrüßt habe, und daſs sie, wenn sie heimkommen, ein sauberes ruhiges Bett und Zimmer finden würden, und daſs alles dies so sein müsse, und daſs sie auf alles dies ein Recht haben — daſs ich plötzlich unwillkürlich den herumziehenden Sänger mit ihnen vergtich, der müde, vielleicht hungrig, beschämt jetzt der lachenden Menge entflohen, begriff, welches der schwere Stein war, der auf meinem Herzen lag und einen unaussprechlichen Zorn gegen diese Menschen empfand. Ich schritt zweimal an dem Engländer, hin und zurück, vorüber, wich ihm beidemale nicht aus und stieß ihn mit unsagbarem Genuſs mit dem Ellbogen. Dann gieng ich die Treppe herab und eilte in der Dunkelheit in der Richtung auf die Stadt zu, in welcher das kleine Männlein verschwunden war.

Ich begegnete einer Gruppe von drei Leuten und fragte sie, wo der Sänger sei. Sie lachten und zeigten ihn mir vor uns. Er gieng allein mit schnellem Schritt, niemand hatte sich ihm genähert — er schien noch immer zornig vor sich hin zu brummen. Ich holte ihn ein und schlug ihm vor, noch irgend wohin zu gehen und mit mir eine Flasche Wein zu trinken. Er gieng immer noch in demselben Schritt und sah mich mürrisch an; als er aber begriffen hatte, um was es sich handelte, blieb er stehen.

„Gut, das nehme ich an, wenn Sie so freundlich sind", sagte er. „Gleich hier ist ein kleines Kaffeehaus; hier kann man hinein — ein einfaches", fügte er hinzu und zeigte auf eine Trinkstube, die noch offen war.

Das Wort „ein einfaches" brachte mich unwillkürlich auf den Gedanken, nicht in ein einfaches Kaffeehaus zu gehen, sondern in den Schweizer Hof, wo die Menschen waren, welche seinem Gesange zugehört hatten. Obgleich er in scheuer Erregung einigemale den Schweizer Hof abgelehnt hatte, indem er meinte, es sei dort viel zu fein, bestand ich doch darauf. Er that nun, als ob er nicht im mindesten verlegen sei, schwang fröhlich seine Gnitarre und gieng mit mir zurück über die Uferstraße. Einige müßige Spaziergänger waren gleich als ich auf den Sänger zugetreten war, langsam herangekommen, sie hatten gehört, was ich mit ihm gesprochen, und folgten uns jetzt in lebhaftem Ge-

spräch bis zu der Freitreppe, wahrscheintich weil sie von dem Tiroler irgend eine Vorstellung erwarteten.

Ich bestellte bei einem Kellner, der mir im Flur begegnete, eine Flasche Wein. Der Kellner tächelte, warf uns einen Blick zu, antwortete kein Wort und rannte vorüber. Der Oberkellner, an den ich mich mit derselben Bitte wandte, hörte mir ernsthaft zu, betrachtete die scheue, kleine Gestalt des Sängers vom Kopf bis zum Fuß und sagte dann in strengem Tone zu dem Pförtner, man solle uns in den Saal zur Linken führen. Dieser Saal zur Linken war die Trinkstube für das Volk. In der Ecke dieses Zimmers wusch ein bucktiges Mädchen das Geschirr, und die ganze Einrichtung bestand aus nackten Hotztischen und Hotzbänken. Der Kellner, der eingetreten war, um uns zu bedienen, sah uns mit einem herabtassenden, spöttischen Lächeln an, steckte die Hände in die Taschen und führte mit der buckligen Geschirrwäscherin ein Gespräch. Er wollte uns offenbar merken tassen, dass er sich in seiner gesellschasttichen Stellung und seinem Werte unermesstich über den Sänger erhaben fühtte, und dass es für ihn nicht nur nicht beteidigend, sondern wahrhaft belustigend sei, uns zu bedienen.

„Wünschen Sie einfachen Wein", sagte er und btinzelte mir mit einem vietsagenden Btick auf meinen Genossen zu, indem er seine Serviette von einer Hand in die andere gteiten ließ.

„Champagner, und vom besten", sagte ich, und bemühte mich, eine recht stotze, würdevolle Haltung anzunehmen. Aber weder der Champagner noch meine vermeinttich stotze und würdevolle Hattung machten Eindruck auf den Diener: er tachte, stand eine Weile da, betrachtete uns, sah recht gemächtich auf seine goldene Uhr und gieng mit tangsamen Schritten aus dem Zimmer, als ob er spazieren gienge. Bald kam er mit dem Wein und in Begleitung zweier anderer Lalaien zurück. Zwei von ihnen setzten sich zu der Geschirrwäscherin und ergötzten sich mit fröhlicher Aufmerksamkeit und einem freundlichen Lächeln in den Zügen an unserem Anbtick, wie Eltern sich an tieben Kindern ergötzen, die artig spielen. Nur die bucklige Küchenmagd schien uns nicht spöttisch, sondern mit Theitnahme zu beobachten. Obgleich die Unterhaltung und die Bewirtung des Sängers mir sehr schwer und unbehagtich war unter diesen Lalaienbticken, gab ich mir doch alle Mühe, so unbefangen als möglich zu bteiben. In der Beleuchtung konnte ich ihn besser beobachten. Er war ein sehr kleiner, aber proportioniert gebauter, muskulöser Mann, nahezu ein Zwerg, mit borstigem, schwarzem Haar, beständig thränenden, großen, schwarzen Augen ohne Wimpern und mit einem außerordentlich angenehmen, reizendgeformten Mündchen. Er trug einen kleinen Backenbart, sein Haar war kurz, seine Kleidung äußerst einfach und ärmlich. Er war unsauber, abgerissen, verbrannt und hatte im allgemeinen das Aussehen eines nothteidenden Menschen. Er hatte mehr Ähnlichkeit mit einem armen Händler als mit einem Künstler, nur in seinen beständig feuchten, gtänzenden Augen und dem zusammengetnissenen Mündchen tag etwas Originelles und Rührendes. Dem Äußern nach hätte man ihn auf fünfundzwanzig bis vierzig Jahre schätzen können, in Wirktichkeit war er achtunddreißig Jahre att.

Er erzählte mir mit gutmüthiger Bereitwilligkeit und sichtbarer Aufrichtigkeit Fotgendes aus seinem Leben: Er stammte aus dem Aargau. Schon als Kind hatte er Vater und Mutter vertoren, andere Verwandte hatte er nicht. Vermögen hatte er nie besessen; er hatte die Tischlerei erlernt, aber vor zweiundzwanzig Jahren hatte er den Knochenfraß in der Hand be-

kommen, und das hatte ihm die Arbeitsfähigkeit genommen. Er hatte aber von Jugend auf Neigung zum Gesang gehabt, und so begann er zu singen. Die Fremden gaben ihm manchmal ein paar Groschen. Er machte seinen Beruf daraus, kaufte sich eine Guitarre, und so zieht er nun das achtzehnte Jahr durch die Schweiz und Italien, und singt vor den Gasthäusern. Sein ganzes Gepäck ist die Guitarre und das Beutelchen, in dem er augenblicklich nur anderthalb Francs hatte, die er heute für sein Nachtquartier und Abendbrot brauche. Alljährlich, schon das achtzehntemal, durchwandert er alle besser besuchten Orte der Schweiz: Zürich, Luzern, Interlaken, Chamounix u. s. w. Über den St. Bernhard geht er nach Italien und kommt über den St. Gotthard und durch Savoyen zurück. Augenblicklich fällt ihm das Herumziehen schwer, weil er sich erkältet und einen Schmerz in den Füßen hat, den er Gliedersucht nennt, einen Schmerz, der mit jedem Jahre zunimmt, und weil seine Augen und seine Stimme schwächer werden. Trotzdem begäbe er sich jetzt nach Interlaken, Aix-les-Bains und über den kleinen St. Bernhard nach Italien, das er ganz besonders gern habe; er scheint im allgemeinen mit seinem Leben sehr zufrieden zu sein. Als ich ihn fragte, warum er in die Heimat zurückkehre, ob er da Verwandte, ein Haus oder ein Stückchen Land besitze, zog sich sein kleiner Mund wie ein gefalteter Stoff zu einem Lächeln zusammen, und er antwortete mir: „Oui, le sucre est bon, il est doux pour les enfants“! — und blinzelte den Lakaien zu.

Ich verstand kein Wort, in der Gruppe der Lakaien lachte man.

„Nichts von alledem; würde ich sonst so herumziehen?“ erklärte er mir. „Ich kehre immer wieder nachhause zurück, weil es einen doch immer nach der Heimat zieht.

Und er wiederholte noch einmal mit einem verschmitzt selbstgefälligen Lächeln die Wendung: „Oui, le sucre est bon —“ und lachte gutmüthig. Die Lakaien waren sehr vergnügt und lachten laut, nur die bucklige Magd am Waschfass betrachtete das kleine Männlein mit ihren großen gulen Augen ernst und hob ihm die Mütze auf, die während des Gesprächs von der Bank gefallen war. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass herumziehende Sänger, Akrobaten, ja sogar Gaukler sich gern Künstler nennen. Darum spielte ich auch meinem Nachbar gegenüber darauf an, dass er ein Künstler sei. Aber er nahm diesen Vorzug gar nicht für sich in Anspruch, sondern betrachtete sein Geschäft sehr einfach als ein Erwerbsmittel. Als ich ihn fragte, ob er die Lieder, die er singe, selbst mache, wunderte er sich über die seltsame Frage, und antwortete: es seien ja alles alte Tiroler Lieder.

„Aber das Lied vom Rigi ist nicht alt“, sagte ich.

„O, das ist schon vor fünfzehn Jahren entstanden. Ein Deutscher in Basel — ein sehr kluger Mann! — hat es gemacht. Ein vortreffliches Lied. Er hat es, müssen Sie wissen, für Reisende gemacht.“

Und er begann den Wortlaut des Liedes vom Rigi, das ihm so sehr gefiel, herzusagen, indem er es ins Französische übersetzte:

Willst du auf den Rigi gehen,
Brauchst bis Weggis keine Schuhe,
(Weil man mit dem Dampfer fährt).
Dann von Weggis nimm dir einen Stab.
Auch ein Mädchen nimm dir untern Arm,
Kehre ein und trink ein Gläschen Wein.
Aber trinke nur nicht allzuviel;
Denn wer trinken will, muss den Wein
verdienen . . .

„O, ein trefflich Lied!“ schloss er.

Die Lakaien fanden wahrscheinlich das Lied sehr hübsch, denn sie waren näher herangetreten.

„Und wer hat die Musik gemacht?“ fragte ich.

„O, niemand! Um vor den Fremden zu singen, müssen Sie wissen, braucht man immer etwas Neues.“

Als man nun das Eis brachte, und ich meinem Genossen ein Glas Champagner eingoss, wurde ihm offenbar unbehaglich zu Muthe. Er sah die Lakaien an und rückte sich auf der Bank hin und her. Wir stießen auf die Gesundheit der Künstler an. Er trank ein ganzes Glas und hielt es für nöthig, in Gedanken zu versinken und tiefsinnig die Augenbrauen zu heben.

„Schon lange habe ich solchen Wein nicht getrunken, je ne vous dis que ça. In Italien ist der Asti vortrefflich, aber dieser ist noch besser. Ach, Italien! . . . Herrlich ist das Leben dort!“ fügte er hinzu.

„Ja, dort weiß man die Musik und die Künstler zu schätzen“, sagte ich, denn ich wollte ihn auf den Misserfolg vom heutigen Abend vor dem Schweizer Hofe bringen.

„Nein“, antworteleer, „in der Musik kann ich dort niemand Genüge thun. die Italiener sind selber Musiker, wie es keine mehr auf Erden gibt; nur mit meinen Tiroler Liedern geht es noch. Die sind ihnen etwas Neues.“

„Nun, sind die Herrschaften dort freigebiger?“ fuhr ich fort, denn ich wollte ihn veranlassen, meinen Zorn gegen die Bewohner des Schweizer Hofes zu theilen. „Dort kommt es wohl nicht vor, wie hier, dass in einem ungeheuren Gasthaus, in dem reiche Leute wohnen, hundert Menschen einem Künstler lauschen und ihm nichts geben?“

Meine Frage wirkte keineswegs, wie ich erwartet hatte. Es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, den Leuten böse zu sein; im Gegentheil, in meiner Bemerkung sah er einen Vorwurf gegen sein Talent, das nicht vermocht hatte, eine Belohnung zu erringen, und er bemühte sich, das vor mir zu entschuldigen.

„Nicht allemal bekommt man viel“, antwortete er; „zuweilen ist auch die Stimme matt, man ist müde — ich bin doch heute neun Stunden gegangen und habe fast den ganzen Tag gesungen. Schweres Ding! Und die vornehmen Aristokraten . . . haben manchmal auch keine Lust, Tiroler Lieder zu hören.“

„Aber trotzdem, wie kann man nichts geben?“ wiederholte ich.

Er verstand meine Bemerkung nicht.

„Das macht es nicht,“ sagte er, die Hauptsache ist, on est très serré pour la police hier zu Lande; hier erlaubt man uns nach den republikanischen Gesetzen nicht zu singen. In Italien kann man singen, so viel einem beliebt, kein Mensch sagt einem ein Wörtchen. Hier, wollen sie es einem erlauben, so erlauben sie es, wollen sie nicht, so können sie einen ins Gefängnis sperren.“

„Wie ist das möglich?“

„Gewiss, wenn man jemand einmal gewarnt hat und er noch einmal singt, kann man ihn ins Gefängnis sperren. Ich habe schon drei Monate gesessen“, sagte er lächelnd, als wäre dies eine seiner angenehmsten Erinnerungen.

„Ach, das ist schrecklich“, sagte ich. „Wofür denn?“

„Das ist hier so nach den neuen republikanischen Gesetzen“, fuhr er immer lebhafter fort. — „Sie wollen nicht einsehen, dass auch ein armer Teufel sein Leben fristen muss. Wäre ich kein Krüppel, so würde ich arbeiten. Und dass ich singe, thut es etwa jemandem Schaden? Was soll das heißen? Die Reichen können leben wie sie wollen, un pauvre tiaple, wie ich, soll auch nicht mehr leben können? Was sind das für republikanische Gesetze? Wenn es so steht, wollen wir keine Republik . . Wir wollen einfach . . . wir wollen — er stockte einen Augenblick, — wir wollen natürliche Gesetze.“

Ich goss ihm wieder das Glas voll.

„Sie trinken nicht“, sagte ich zu ihm.

Er nahm das Glas zur Hand und verneigte sich gegen mich.

„Ich weiß, was Sie wollen", sagte er, kniff die Augen zusammen und drohte mir mit dem Finger. „Sie wollen mir einen Rausch beibringen und dann sehen, was aus mir wird; aber nein, das wird Ihnen nicht gelingen."

„Warum sollte ich Sie berauschen wollen?" sagte ich. „Ich möchte Ihnen nur einen Genuss bereiten."

Es that ihm gewiss leid, dass er mich beleidigt hatte durch die häßliche Auslegung meiner Absicht. — Er war verlegen, erhob sich und ergriff mich am Ellbogen.

„Nein, nein," sagte er, und seine feuchten Augen sahen mich mit einem flehenden Ausdrucke an; „ich habe das nur so im Scherz gesagt."

Und gleich darauf leierte er irgend eine entsetzlich wirre und gekünstelte Redensart her, welche besagen sollte, dass ich doch ein guter Kerl sei. „Je ne vous dis que ça", schloss er.

Solcher Art fuhren wir fort zu plaudern und zu trinken, und die Lakaien hörten nicht auf, sich ungeniert an unserem Anblick zu ergötzen und, wie es schien, über uns lustig zu machen. Trotz meiner fesselnden Unterhaltung konnte mir das nicht entgehen, und ich muss gestehen, ich ärgerte mich immer mehr und mehr darüber. Einer von ihnen hatte sich erhoben, war an das kleine Männlein herangetreten, sah ihm gerade auf den Scheitel und begann zu lächeln.

Ich hatte schon einen tüchtigen Vorrath von Zorn gegen die Bewohner des Schweizer Hofes bereit, den ich nun an jemanden hätte auslassen können, und dieses Lakaienpublicum regte mich, ich muss es gestehen, gerade recht an. Der Pförtner trat ins Zimmer, ohne die Mütze abzunehmen, und setzte sich mit aufgestemmten Ellbogen neben mich an den Tisch. Dieser letztere Umstand reizte meine Eigenliebe oder meine Eitelkeit und brachte mich zum Äußersten und ließ den unterdrückten Zorn zum Ausbruch kommen, der sich den ganzen Abend in mir angesammelt hatte. Warum grüßte er mich im Thor, als ich allein war, ehrerbietig und macht sich jetzt, weil ich mit dem herumziehenden Sänger dasitze, in grober Weise neben mir breit? Meine Brust glühte von dem heißen Zorn der Entrüstung, den ich gern bei mir sehe, ja sogar anfache, wenn er über mich kommt, weil er beruhigend auf mich wirkt und mir wenigstens auf kurze Zeit eine außerordentliche Geschmeidigkeit, Energie und Kraft aller physischen und moratischen Fähigkeiten gibt.

Ich sprang von meinem Platze auf.

„Warum lachen Sie", schrie ich den Lakaien an, und ich fühlte, wie mein Gesicht blass wurde und meine Lippen unwillkürlich bebten.

„Ich lachte nicht, nur so" — antwortete der Lakai und zog sich von mir zurück.

„Nein, Sie lachen über diesen Herrn, und welches Recht haben Sie, da zu bleiben und hier zu sitzen, wenn Gäste da sind? Wagen Sie es nicht, sitzen zu bleiben", schrie ich.

Der Pförtner brummte etwas vor sich hin, stand auf und gieng zur Thür.

„Welches Recht haben Sie, über diesen Herrn zu lachen und neben ihm zu sitzen, während er Gast ist und Sie ein Lakai sind? Warum haben Sie heute bei Mittag nicht über mich gelacht und sich nicht neben mich gesetzt? Etwa weil er ärmlich gekleidet ist und auf der Straße singt? — etwa darum? — und weil ich einen feinen Rock habe? Er ist arm, aber tausendmal besser als Sie, davon bin ich überzeugt, denn er beleidigt niemanden, und Sie beleidigen ihn."

„Ich habe gar nicht gelacht, was wollen Sie!" antwortete mein Feind,

der Lakai, schüchtern. „Hindere ich ihn vielleicht, hier zu sitzen?"

Der Lakai hatte mich nicht verstanden und meine deutschen Reden waren nutzlos gewesen. Der grobe Pförtner wollte sich des Lakaien annehmen, aber ich fiel so stürmisch über ihn her, dass auch der Pförtner that, als ob er mich nicht verstünde und nur eine Bewegung mit der Hand machte. Die bucklige Küchenmagd am Waschfass nahm meine Partei. Ob sie meine wüthende Stimmung bemerkt hatte und einen Scandal befürchtete, oder ob sie meine Ansicht theilte, sie versuchte zwischen mir und dem Pförtner zu vermitteln, redete ihm zu, still zu sein, weil ich recht hätte, und bat mich, mich zu beruhigen. „Der Herr hat recht; Sie haben recht," sagte sie. Der Sänger machte ein ganz jämmerliches, erschrecktes Gesicht und bat mich, weil er offenbar nicht verstand, warum ich im Zorne sei und was ich wollte, sobald als möglich fortzugehen. Aber in meiner Brust ward die wüthende Redseligkeit immer mehr entfacht. Alles trat in meine Erinnerung, die Menge, die ihn verlacht hatte, die Zuhörer, die ihm nichts gegeben hatten, und um nichts in der Welt wollte ich mich beruhigen. Ich meine, wenn die Kellner und der Pförtner nicht so nachgiebig gewesen wären, ich hätte mich mit Wonne mit ihnen gehauen, oder ich hätte mit einem Stock ein wehrloses englisches Mädchen über den Kopf geschlagen. Wäre ich in diesem Augenblick in Sebastopol gewesen, ich hätte mich mit Wonne gegen die englische Front auf Hieb und Stich gestürzt.

„Und warum haben Sie mich und diesen Herrn in diesen und nicht in jenen Saal geführt, he?" fragte ich den Pförtner aus, indem ich ihn bei dem Arme ergriff, damit er mir nicht entwische. „Mit welchem Recht haben Sie nach dem Äußeren bestimmen dürfen, dass dieser Herr in diesen und nicht in jenen Saal gehört? Sind nicht in dem Gasthofe alle Leute gleich, die zahlen — nicht bloß in einer Republik, sondern in der ganzen Welt? Eine saubere Republik! . . . Schöne Gleichheit! Die Engländer hätten Sie nicht gewagt, in dieses Zimmer zu bringen, dieselben Engländer, welche diesem Herrn gelauscht haben, das heißt, die ihm jeder einige Centimes gestohlen haben, die sie ihm hätten geben müssen. Wie haben Sie es wagen können, uns diesen Saal anzuweisen?"

„Der andere Saal ist zugeschlossen", antwortete der Pförtner.

„Das ist nicht wahr", schrie ich, „der Saal ist nicht zugeschlossen."

„Dann wissen Sie es besser."

„Ich weiß, dass Sie lügen."

Der Pförtner wandte mir den Rücken.

„Ach, was ist da viel zu reden", brummte er.

„O nein, da ist wohl zu reden", schrie ich, „Sie führen mich sofort in den Saal."

Trotz des Zuredens der Buckligen und der Bitten des Sängers, lieber nachhause zu gehen, rief ich den Oberkellner und gieng mit meinem Genossen in den Saal. Als der Oberkellner meine zornige Stimme hörte und mein erregtes Gesicht sah, wagte er kein Wort des Widerspruchs und sagte mit verächtlicher Höflichkeit, ich könne hingehen, wohin es mir beliebt. Ich konnte dem Pförtner seine Lüge nicht beweisen, denn er war verschwunden, ehe ich in den Saal gieng.

Der Saal war wirklich offen und erleuchtet und an einem der Tische saß ein Engländer mit einer Dame beim Abendessen. Obgleich man uns einen besonderen Tisch angewiesen hatte, setzte ich mich mit dem abgerissenen Sänger ganz nahe an den Engländer heran und befahl, uns die noch nicht ganz leer gewordene Flasche herzubringen.

Digitized by Google

Die Engländer blickten erſt verwundert, dann erzürnt auf das kleine Männlein, das halb todt, halb lebendig neben mir ſaß. Sie raunten ſich einander etwas zu, dann ſchob ſie den Teller fort, rauſchte in ihrem Seidenkleide davon, und beide verſchwanden. Ich ſah durch die Glasthür, wie der Engländer auf den Kellner zornig einſprach und dabei beſtändig mit der Hand nach der Richtung zeigte, wo wir ſaßen. Der Kellner ſteckte den Kopf durch die Thür und warf uns einen Blick zu. Ich erwartete mit Freuden den Augenblick, wo jemand kommen würde, uns hinauszuführen, und wo es mir möglich wäre, meine ganze Entrüſtung gegen ſie auszulaſſen. Aber zum Glück ließ man uns, ſo unangenehm es mir auch damals war, unbehelligt.

Der Sänger, der erſt den Wein abgelehnt hatte, trank jetzt haſtig den ganzen Reſt, der in der Flaſche war, um nur ſo ſchnell wie möglich davonzukommen. Aber er dankte mir doch, wie ich glaube, voller Herzlichkeit für meine Einladung. Seine feuchten Augen wurden noch feuchter und glänzender, und er drückte mir ſeine Dankbarkeit in einem höchſt ſeltſamen, wirren Satze aus. Und doch that dieſer Satz, in dem er etwa ſagte, wenn alle Menſchen die Künſtler ſo ehren würden wie ich, ſo wäre er glücklich, und er wünſche mir alles Glück, mir ſehr wohl. Ich trat mit ihm zuſammen in den Flur hinaus. Da ſtanden die Lakaien und mein Feind, der Pförtner, der ſich vor ihnen über mich zu beklagen ſchien. Ich glaube, ſie hielten mich alle für einen Verrückten. Ich hielt das kleine Männlein an der Stelle feſt, wo ſie alle ſtanden, und hier nahm ich mit all der Hochachtung, die ich nur mit meiner Perſon auszudrücken vermag, den Hut und drückte ihm die Hand mit dem gelähmten, verdorrten Finger. Die Lakaien thaten, als ſchenkten ſie mir nicht die geringſte Aufmerkſamkeit; nur einer von ihnen brach in ein ſardoniſches Lachen aus.

„Am 7. Juli 1857 ſang in Luzern vor dem Hotel Schweizer Hof, in welchem die reichſten Leute wohnen, ein herumziehender armer Sänger eine halbe Stunde lang ſeine Lieder zur Guitarre. An die hundert Menſchen hörten ihm zu. Der Sänger bat ſie alle dreimal um eine Gabe. Nicht einer gab ihm das Geringſte, und die meiſten verlachten ihn.“

Das iſt keine Erfindung, ſondern eine poſitive Thatſache, die jedem, dem es beliebt, von den ſtändigen Bewohnern des Schweizer Hofes beſtätigt werden kann, nachdem ſie aus den Zeitungen feſtgeſtellt haben, wer die Engländer waren, die am 7. Juli im Schweizer Hof gewohnt haben.

Das iſt ein Ereignis, welches die Geſchichtsſchreiber unſerer Zeit mit unauslöſchlicher Flammenſchrift in das Buch der Geſchichte eintragen ſollten.

Da Micherl vorm Feind.

A Stückl in da steirischn Gmoansprach. Von P. K. Rosegger.

Schauts, Leut, schauts, do steigg an Olmbua daher. Weit aussa von Gebirgsgrobn kimbb er, und den Olmbuabn, den mitassn mar ins oagnster ouschaun. Au iada Mensch, sogg mar, is a Klosta lonk, oba mit seiner oagnan Klosta gmäissn und derawäign is ah da kloan Baurukniepl nit küazer as wias Moß, däis er mit boadn Ormen auskloftern kon. Is saweit ka Schond und kan Ehr; wan er doupelt sa olt sein wird, wird er ah doupelt sa lonk sein. Zan Soldotwern und zan Heiratn is s nouh long Zeit.

An schwarn, grean Huat hot er auf, a hochi Buttn, und die broatn Krempn stehn um und um doni, dass ma s kloani rothi Gsichtl vöili nit siacht, däis drunter is. In broatn grean Huatbond mit da grossn Mäissingschnolln stäickt a saggrischa Hauhnstouß, as wia ban ar an Jaga. Ums Hatsl da weißi rupfani Psoadukrogn mitn kerschrothn Holstüachel, däis übers getbbtoamad Hangerl owa zsomdraht und ban grean Housntroga onknüpft is. Astn s täiderani Höisl, schen mausfarbi, ban Housnthirl und ban Nadl über d Haxan owi weiß ausgstäibb, ban Knean aufknöipfelt, dass ma leichta geht. Astn die grosgrean Strümpf, auf und auf vul Knöterler und hasn a por rundi Wadl hot da Bua, sauber eingschnürt in Bundschnachn, däi stork und schwar gnoglt sein. Da grawloudnani Jangga mitn grean Aufschtäign und mitn hirschanan Knöipsn schnabelt hintn und boad Seitn ban Schössln ausanond und aus n Sock gugg da rothi Zipf von Schneitztüachel. Voron ban Housntroga, wo ih gsogg hon, dass s Holstüachl onknüpft is, häukt ah nouh in an blown Tüachl a Binggerl. Birn oda Knöidler oda souwos is diner und da Bua holt sei Haudl drüba, dass s Binggerl nit z viel hin- und herbinggeln kon ban Gehn. Mit der oudern Hond holt'r an lonkn Steckn, den er fäist ausfäitzt und in Erdboudn steßt.

Nan und a son stiefelt er stad und weitschriati daher va der Olm, da kloan Bua, und wan er nit sa kloan wa, sa müad ma hell moan, as war a Grossa!

Und wir er hiaz ason daherstiefelt nochn Grobn ausser und schon ins weiti Thol kimbb won d Müazzuaschloga Morkhäuser onhäibn, do siacht er asn broatn Wäig, den ma do Strossn hoaßt, an Schibl Kinda banond, kloan Buabn und Mentscherla. Ormileut-Kinda va da Fabritn und son. S thoal sein borsuaßad und hobn a zoudads Gwond on; s thoal sein nix gwoschn und niz kampett, räickn oanonda die Zung für, zarn oanond ban Fetznfliagan hin und her; a Bua pockt a Mentschl ban Schoupf und s Mentschl schreit: „Au, da Muada sog ihs!" Astn häibn die Buabn ollmitanonder on: „Du Klogfist, du Klogfist! Kriagst an roathn Kidl!"

A son treibn s as und iuser Olmbua, wir er s siachst, bleibb er

ſtehn und ſchaut hin und bleibb ſtehn. Vergleichs za däi Stroßnkinda ſchaut s aufgramſti Büabel in ſein Baurngwond aus wir a kloana Berggrof. Oba ſeini großn kerſchbraun Augn, de wern hiaz, wir er aſon hinſchaut, nouh ollaweil gröſſa. Ma kent ſih nit aus, gſollt eahm da Kindaſchibl, weil er n a ſou onſchaut, oda fürcht er ſih vor eahm, weil er nit weidageht.

Und d Stroßnkinda, die zoudadn, wias in Berggrofn daſechn, de dadodern ſih ah; ſe wern ſtad, rührn ſih nit und ſchaun an on. — Hiaz a ſou ſtehns aweit do. Epper a zechn Ktofta weit ausanond ſtehns do, as wia wans ongnoglt warn, der Olmbua wendt koan Aug von Kindern und däi häibn noch und noch on mitanond z fleantſchln und in Buabn kimbbs für, ſe hättn wos in Sinn.

Und wiar er long a ſou gſtondn is, da kloa Bua, do deult er eahm: ollaweil kon ih nit ſtehn bleibn do, ſiſt vaſam ih eppa gor in Bodan. Sein Steckn fäitzt er füri und ſtiefelt uochn Wäig weita. Die Ondern thoan nix dasgleichn, as wia wans ausweichn wultn. Do bteibb da Bua nouhamol ſtehn, thuat ſein groſſn Huat awenk af d Höch und frogg mit an ſchnürlfein Stimmerl: „Wia viel is s dan?“

„He he he!“ lochns hiaz auf, ollzgteich, wiar a Schouck Goaß s, a ſou gmegazns.

Da Bua moant, ſe hättn an nit vaſtondn und frogg nouhamol: „Wia viel is s dan?

„He he he!“ kreiſchns wieder auf, und a Dirndt ſchreit käick drein: „Wia viel is s, frogg er, und as is gor koan Uhr do!“ Hiaz lochns erſt, daſs s olls ſchebert.

„Olmjoudl!“ ſchimpft a zuichta Bendl her, ſchiaßt zuher und zupftn ban Janggafliegl. Der Olmbua mocht a por Hupfa nochn Wäig ſuat und däs is gfahlt; wias ſechn, daſs er laſſn will, kriagns Schneid, ſpringen an noch, um und um auf eahm zuwi, ſtritn an on, zupfn an ban Jaugga, reißn an ban Jabtin, zwickn an da die Wadl; da Bua hot zthoan, daſs s n nit zan Binggerl kemen, zan blown, däickts mit da Hond und lon ſih derawäign nit recht wihrn. Die zoudadn Kinda jöilſnan und ſpoutn und zupfn und reißn. Mitn Steckn haut er nit zua, mitn Ellbognan mocht er a por Steſſer und mocht an Soz auſſi — laſſt oba nit davon. Hinter a Häitſchnſtaudn fäitzt er ſih fäitzt und ſogg: „Gehts na her, wans enk trauts!“ Gonz in Güatn ſogg ers: „Gehts na her, wans enk trauts!“

Und hiaz traun ſie ſih nit. Die Buabn zoagn eahm die Zung und ſchrein: „Olmjoudl! Olmjoudl!“ D Mentſcherla zoagn eahm d Feign und ſchrein: „Otmjoudt! Olmjoudl!“

Da Bua ſchimpft nit zrugg. Nix ſogg er, ols wia ollaweil: „Gehts na her, wans enk trauts!“ D Füaßla hot er ausanondagſpreizt as wir a Korndäickl, d Fäuſt hot er tipelt, ſeini Ängla ſtäichn höllaſch trutzi her und ſeini weiſſn Zahntla beißt er überanond, daſs s ſchoagazt. A ſou ſteht er do.

A Mentſchl buckt ſih, häibb a hondvull Sond auf und ſaatn übri. Däis is gor nix gwen. A zweits Mentſchl reißt an Schibl düri Grosholm oh, ſchmeißtn übri. Däis is ah nix gwen. A Büaſchl nimbb an Stoan und ſchleidertn hin. Da Bua duckt ſih hinta dHäitſchnſtaudn, oba da Stoan ſchlogg eahm in Huat von Koupf. — Hiaz is s ernſt, denkt er eahm, hiaz gehn mas on. In da Gſchwindikeit reißt er ſei blows Binggerl auf, die Knöidl, de drina ſein, feiert er übri, oans noch n ondern, mit an iadn trifft er an Feind, den ba da Hond, den aft da Bruſt, den mittn ins Gſicht, daßs na gleih botſcht und ausanonda ſpritzt.

„Audſche!“ ſchrein d Mentſcherla.

„Fui, fui!“ ſchreins und häibn on zan ſpiazln, fohrn ausanond, nehmen dFüaß üba dOchſl und häibn on zan laffn. Hoſt as nit gſechn, as wia wäikblofn feins gwen.

Der Olmbua wußlt ſei blows Tüachl zſom, wiſcht ſeini Händ in Blutſchnan oh, nimbb ſein Steckn und ſtiefelt weita.

Durchn Mork ſopp er eini, thuat Rochfrog nochn Bodan; geht nit long her, ſa hot ern.

„Na“, ſogg da Boda zan kloan Olmbuabn, „wos is s dan mit dir, va wou kimſt dan her? wen ghörſt dan, wia hoaßt dan, wos willſt dan?“

Sogg da kloa Bua: „Grüaß Goud! Ih kim von Hochreitgrobn auſſa, bin in Kruiſſnberga ſei Bua, hoaß Micherl und hät gern wos für inſa graws Rous, s graw Rous is krouk.“

„Wos fahltn dan?“

„Se woaß ih nit. Mei Boda ſogg, die Kulika wurds hobn.“

„Wia gſtäilt ſa ſih dan?“

„Af da Stroa wolggs um, dSchinku räikts af dHöch und ſchnäiblazn thuts, daſs s á Graus is.“

„Thuats hitzn?“ frogg da Boda.

„Se woaß ih nit recht.“

„Thuats routzn?“

„Se woaß ih ah nit recht.“

„Is s oublaht?“

„Jo, fruadler oublaht is s.“

„Hot da dei Boda nix mitgäibn?“

„Jo, zwen Zwoanzga“, moant da Bua.

„Sunſt nix!“

„Jo, ſiſt wuhl a nouh wos.“

„Ih muaßs wiſſn, wias durchgeht. Wou hoſt as dan?“

Af däi Frog wird da kloan Bua kruißroth übers Gſichtl, und aftn gigazt ers auſſer, er häts nit meh. Intawäign warn an ſchlimi Kinda bigäingg, de hätn an ausghäizt und dena hät er dRoußbirn oll ins Gfriß gſchmiſſn.“

Hiaz is da Boda dogſtondn mit ſeina Wiſſnſchoft. Und lochn hot er ah nouh müaſſn. A groſſi Floſchn Päichöl hot ern mitgäibn in Micherl; „däis in Rouß fleiſſi einguiſſn“, hot er gſogg, „olli Tog drei-, viermol a Trinkglaſl vul; wurd ſcha bäiſſa wern, und wans nit bäiſſa wurd, müad er holt wieda kema. Wans die Kulika war, wurds wuhl eh ſcha hin ſein, bis er hoamkam.

„Und wans hin is?“ frogg da Micherl.

„Selm kints dFloſchn äis austrinkn. Kounſtn thuats an Zwanzga.“

Und hiaz hot er ſei Soch zohlt, da Micherl, und aftn hot er gehn kina.

Ins Wirtshaus is er gonga, zan Poußtwirt, wou ah ſei Boda gern einkehrt, ſelm kriagg mar an guatn Wein. A holbs Seidl deaf er eahm kaffn und a Semel eintunkn, daſs er ſtork wird und dagehn mog hoan, auffi afn Berg.

Und hiaz wurds as wiſſn wöllu, meini liabn Leut, wos die zoudatn Goſſnkinda hobn gmocht, wias da Micherl vajeikt hot ghobb.

Däs kon ih euk ah ſogn. Die zoudatn Goſſnkinda, wias da Micherl vajeikt hot ghobb, ſein üba dWieſn zoudlt und hobn ſih vaſtäikt in aner oltn Heuhütn, und durch die Bräitaſiagn hobns auſſagambb, ob er nit eppa gor nochkimbb und eahna nouh a por in die Papn ſchmeißt. Und wias a weil a ſou guggn und gamen und daſs ſa ſih nit fira traun, do häibb von Meutſcherlan oans ou, die kloani Gelbhorad is s, häibs ou zan ſperräidn.

„Schombbs euk, ſchombbs euk!“ ſoggs, „ſein euk a gonza Schouk und laffts davou wia dHoſn, vor au oanzign Olmbuabn! Schombbs euk, ſchombbs euk!“

„Jäiſſas!“ gibb ihr a Büabl zrugg, „wos däi zſomräidt! Biſt nit du ah glaffn, Nochtwochteriſchi?“

Sogg die Gelbhorad: „Ih bin freitih ah glaffn, ih bin a Weibadi. Ober äis feids Buabn, a gonza Schouk Buabn. Glaffn feids as wia dHofn! Edfeign feids, fchombbs enk, fchombbs enk!"

Seins ſtill gwen af dos und hobn ſih akrat aweuk gſchombb. Do fleanſchlt oana fein Kamerodn ins Ohrwaſchl: „Er geht eh wieda zrugg, wan er hoamgeht. Paſs' ma n auf!"

„Gilt ſcha, paſs' ma n auf!" ziſchlns oll nud reibn eahna dHänd und ſchuiſſn durchanond und räidns aus, wias in Olmbuabn ban Buachnwaldl oubn aufpaſſn und übarumpln und durchprügln wölln.

„Jo jo!" moant die Nochtwochteriſchi, die Gelbhorad, de ſcha gonz aufbrocht is üba fölchti Monleut, „va hintn übarumpln, weils enk voron nit trants, öis Erdfeign. A gonza Schouk fein eahna davonglaffn as wia dHofn, ſchombbs enk, ſchommbs enk!"

„Mir wern eahms ſcha zoagn!" drnſchlt oauer und dipelt dFäuſt, „der Olmjoudl wird eahms mirkn."

Und auſſi va da Heuhütn und auſſi üba dWieſn, da gonzi Schouk, dSäikl vul Stoan ongſtäikt, Zaunſteckn ohgriffn und ins Buachnwaldl eini, wou da Fnaßſteig durchführt auffi in Hochreitgrobn.

Wia däis die Gelbhorad fiacht, die Nochtwochteriſchi, daſs ſih die kloan Buabn ſa wild herrichtn, do wird ihr ongſt und bong um an Olmjoudl. Wan s a ſou thoan, is s gfahlt mit eahm. Wa douh ſchod um eahm; a ſou a gramſta Bua! War ihr load um eahm, wan an wos poſſirad intawegn. Und ſie hät eahms nouh ſelber afn Hols ghäitzt, däis Gſindl, däis vadächtigi! — Hoamla ſchleicht ſa ſih wäik und auſſi nochn Wäig gegn an Mork. Leicht bigäingg s n, nochha ſtäikts eahms.

Richti, nochn Huhlwäig ſtieſelt er daher in ſein ſaubern Steiragwandl, in Orm die groß Floſchn, wir a Kindl trogg ers und gwäign ſteigg er daher, daſs s nit z viel beidlt wird, daſs da Stöipfl nit ſpringg und daſs ers nit ausflezt, ſei Pöichöl.

s Mentſchl ſteht aweuk af d Seitn, zuzlt in an Finger und traut ihm nit onzräidn. Wir er vabei is, wotſchlts n noch und ſogg gonz vazogg: „Du Bua!"

Da Bua draht ſih um.

„Du Bua", ſogg s Mentſchl, „bitt dih um Goudswilln, geh nit durchs Buachnwaldl. Se paſſn dar auf."

„Suln ma nar aufpaſſn!" ſogg da Micherl trutzi.

„Se wölln dih ongehn!"

„Suln na hergehn!"

„Schlogn wöllns dih, Bua!"

„Sulln na herſchlogn!"

„Ih bitt dih gor ſchen, geh nit auffi!"

Da Micherl ſogg nix meh, ſtieſelt weita.

Die Nochwochteriſchi reißt ihr an Horflonggn übers Gſicht und beißt eini, ſa ſpringgiſti is s af den Buabn, daſs er ihr nit fulgg. Daweil da Micherl trutzi in Buachnwaldl zuageht, huſcht ſie durchs Gſtauda hintn übri, daſs s durchs Gräißer olls kunt ſechn, wos s epper ohgabad.

Da Micherl geht ſchon in Schochn eini und thuat nix dasgleichn. Do mochts da gach an Pfiff in Gſtauder und hoſt as nit gſechn ſeins ſcha do ah. A gonza Rudl vou olln Seitn her übern Buabn, oba der nix vagäiſſn nimbb ſei Floſchn ban Krogn und hauts in erſtbäißtn übern Bugl daſs d Scherbn fliagn und die ſchworz Suppn um und um in Feindn af eanhneri Zoudn und ins Gſicht ſpritzt.

„Er hot ſcha wieda wos!" zert oauer und ſchnouſelt und ſpiaztl und ſchier möichtns in liabaſt wieda laſſn. „Schmeiß ma n zſom!" ſchreit oana va die Zoudatn — und her über eahm! — Die Gelbhorad ſchaut va weitn zua. „D Stondarn keman, d Stondarn keman!" ſchreits uma, hilft oba nix,

de Lug; se na her über eahm, oll über an Hausn, dos schwuablazt na grod a sou va lauta Händ und Füaß und Fetzn, dass ma sih go nit auskennt, und milln thoans oanond mit da Faust af die Köipf, und krotzn und beissn und pfnaufn und tretn thoans oanond, und von Micherl siacht ma scho gor nix meh, grod sei greana Hnat mit n Fäiderustoß sliagg umi zwischn die Bam, und oan Fetzn um an ondern, dass ma moant se hättn an zrissn.

Die Nochtwochterischi geht da Grugl on, davon rents und owi buurts gäign an Mork, dass as lautmali mochad, ehs n nouh gor fräissn, in ormen Micherl.

Wia s za da Strotzn kimbb und umschaut, jäissas, do drndlns daher, die zoudatn Buabn. Und wia schauns aus! Über und üba vul Pöichöl. Den is da Jangger mittn ausanond übern Bugl, an ondern hänkt d Honsn übern Hintern owi; der oan hot an ends Bal afn Hirn und an Horfetzn in da Hond; der ondri hot a blows Aug und a zkralti Wong; wieder an ondra holt't mitn Fingern sei Nosn zua, dass er nit ausblüat intawäign — und a son kemans dahergwoaslt, die zoudatn Buabn.

Wia die Gelbhorad den Aufzug siacht, do scheibb sa sih um und wieda durchs Gstanda zrugg zan Buachwaldl, schaun, wos s mitn Micherl is. Nochn zsomtretnan Hoada, nochn aufgrafftn Mias is da Ploß leicht zan kena, wons grafft hobn; Gwondfetzn liegn ah um, und die ohgrissnan Zaunsteckn und d Floschnscherbn und die Pöichölfleck afn Bondn, oba von Olmjoudl nix — nit a Stückl. Nit amol da greani Hnat is do, nit amol sei Steckn. Da gonzi Micherl is suat.

„Hesassa Hulzäipfel, auskeman is er! Zoudnbuabn, schombbs enk, schombbs enk!"

A sou di Gelbhorad und hoamzua in oan Saus. —

Hiaz war ih siati. I richli, öis möichats noh wissn, wia da Micherl hoamkeman is olßa lara, wos da Boda gsogg hot und wia s in grawn Rous geht. Dank da Nochfrog, in grawn Rous gehts guat. Wia da Bua hoamkimbb, is s in d Aarn gspont, thuat kornäiggn und die Kulika is scha vabei gwen. Sei Gwandl hot da Micherl scha fanber ohputzt ghobb, und wia da Boder afin frogg, va won er die Krotza her hätt, in Gsicht, sogg da Bua: „Ah nix, a wenk grafft hobn ma." —

Und aftn, ehs mar ausanonda gehn, mnaß ih scha nouh wos varothn. Die Gelbhorad, die Nachtwochterischi — olli Sumter is s va der Zeit on afn Kirchplotz gongan und hot gspegerlirt, obs in Olmjoudl nit sachat. Wunafeltn is er vahondn; oba sar onst er sih zoagg, is er ollamol a wenk grössa. Die Gelbhorad schant ah fleißi zan wochsn — und af oamol, ma glabbs nit, wia die Zeit vageht, seins groß ollzwoa. Und amol afn Tonzbondn, wia die Gelbhorad in frischn Buabn allweil a son vorn Augnan umsteht, dasiacht ers und pockts her und: drah dih Waberl um und um!

Selm is da Michel scha Baur gwen af sein Hoamatshaus, und zan Heiratn wars ah.

— Wos hon ih dan gsogg? Hon ihs nit gsagg? Heint hot ers owa gschmissn va da Konzl, da Pforrer, in Micherl und die Gelbhorad.

Orma Micherl! Vor an ganzn Schibl Zoudnbuabn hast dih dawihrt; vor da Weibadn host dih nit dawihrn möign!

Erklärungen zum „Micherl vorm Feind."

Dieses Stück ist ziemlich strenge nach den Naturlauten gehalten und keiner der echten Ausdrücke, die am Wege lagen, ist umgangen worden. Daher bedarf es der folgenden, sich dem „Micherl" anschließenden Erklärungen.

oagnster: eigens, besonders.

Klosta: ursprünglich eine Länge, die ein Mann mit beiden wagerecht ausgestreckten Armen misst; etwas ausklostern: so mit ausgestreckten Armen messen. Die Klafter eines Kindes ist folglich kürzer, als die eines Mannes.

doupelt far olt, doupelt ja lonk; statt so: fa, vor dem Selbstlaut: far. doni: hintan, hinweg.

Viele Betonungen werden so gedehnt, z. B. mäissn: messen, däis: dieses, das, welches. Höisl: Höschen. löiderani Housn: Lederhose. Knöidler: Knödeln. Knöiterla: Knötchen (Mehrzahl). Böili: Völlig. Ferner: steigg: steigt, kimbb: kommt, springg: springt u. s. w.

da rupfani Pfoadnkrogn: der Hemdkragen aus grober Leinwand.

s gelbbloamad Hangerl: der gelbblumige Brustfleck.

Ban Nadl über d Haxan owi weiß ausgstäibb: An der Naht hinab die Oberschenkel mit weißem Zwirn ausgesteppt.

Ban Knean: Bei den Knien.

Hasn a por rundi Wadl: so fast ein par starke Waden.

da grawloudnani Jangga: die graulodene Jacke.

Binggerl: kleines Bündel.

diner: drin.

Müazuaschloga Morkhäuser: die Häuser des Marktfleckens Mürzzuschlag.

Fabritn: Fabrik.

Schibl, Haufe.

s thoal sein borfuaßad: ein Theil davon ist barfuß.

a zoudats Gwond: ein zerlumptes, zerrissenes Gewand. Zoudn-Kinda: verwahrloste Kinder in zerlumpten Kleidern.

ban Fetznfliegnan: bei den Zipfen der Fetzen.

Mentsch: Mädchen. Mentschl: kleines Mädchen.

Klogsist: Schimpfname für einen Anzeiger, Hinterbringer, Verräther. „du Klogsist, kriagst an roathn Kidl": bekommst als Judaslohn einen rothen Kittel. (Sprichwörtlich.)

s aufgramsti Büabl: das aufgeräumte frische Bübchen.

de dadodern sih: diese erschrecken, verblüffen sich.

fleantschln, fleanschln: flüstern, zischeln.

Boda: Bader, Arzt. in Bodan: des Baders, dem Bader.

wia viel is s dan?: wie viel Uhr ist es?

wiar a Schouk Goaß s, a sou gmegazns: wie ein Rudel Ziegen, so meckern sie.

dass s olls schebert: dass es hallt und schallt, auch schrillt.

Olmjoudl: Spottname für einen Burschen, der aus dem Gebirge ins Thal kommt.

onstritn: antupfen.

a znichta Bendl: ein nichtiger Zwerg, unansehnliches Knäblein.

schiaßt zuha: springt plötzlich heran.

Jablin: Ärmel.

jöilfnan: lärmen, kreischen.

Häitschnstaudn: Hagebuttenstrauch.

d Feign zoagn: die bekannte geringschätzige und spöttische Geste, wenn man den Daumen zwischen den Zeige- und Mittelfinger der geschlossenen Faust steckt.

Korndäickel: ein aus Korngarben aufgestellter Schober.

die Zahntla schoagazn: die Zähnchen knirschen.

dass s schoagazt: dass es knirscht.

boschn: klatschen.

audsche: auweh.

spiazln: spucken.

nehmen d Füaß üba d Ochsl und lassn: nehmen die Beine über die Schultern und laufen (sprichwörtlich).

zsommwutzln: zusammenballen.

Blutschn: Huflattich, große Blätter, in Blutschnan: in den Blättern.

durchn Mork sopp er eini: durch den Marktflecken trabt er festen Fußes hin.

s graw Rous: das graue Pferd.

Wia gstäilt sa sih dan?: wie gehabt es sich?

d Schinkn räikts af d Höh: die Beine reckt es in die Höhe.

schnäiblazn: zucken, mit den Beinen umherschlagen.

fruadler onblaht is s: sehr bedeutend, entschieden aufgebläht ist es.

kruißroth: krebsroth.

gigazn: stottern.

bigäingg: begegnet.

d Roußbirn ins Gsriß gschmissn: Pferdemistknollen in das Gesicht geworfen. (Diesen zwar nicht sehr ästhetischen Gegenstand kennt die feinste Dame in der Kalesche und jede Hausfrau in ihrem Garten; er soll ausnahmsweise als humusbildend auch im „Heimgarten" nicht verschmäht werden.)

Pöichöl: Pechöl, Terpentin, in verdünntem Zustande als Mediein für Hausthiere angewendet.

müad: müßte.

vajeikn, auch verjaukn: verjagen.

zoudln sagt man von laufenden verwahrlosten Kindern.
Bräitasiagn: Bretterfugen.
aussagama: herauslugen, gucken.
Papn: derber Ausdruck für Mund.
die Gelbhorad: die mit dem gelben Haar.
die Nochtwochterischi: die des Nachtwächters.
sperräidn: etwas Unliebsames sprechen, schimpfen.
schombbs enk: schämt euch!
Edseign: unentschlossener Mensch, Feigling.
duschln: zischeln, heimlich hetzen.
d Faust dipeln: die Faust ballen.
gwäign: glatt, gleichmäßig.
ausfletzn: ausgießen, verschütten.
nochwotschln: barfüßig nachgehen, watscheln.
Horflonggn: Haarsträhne.
G stauda: Gesträuche.
wos s epper ohgabad: was es etwa geben würde.
zern: kreischen.
schnoufeln: schnuppern.
in liabast: am liebsten.
pfnausn: schnauben.
da Grugl ongehn: der Greuel ankommen.
buurn: heftig hinlaufen, s Radl buurt owi üba d Leitn.
lautmali mochn: mit dem Munde laut verkünden, auch: ein Gerede in Umlauf bringen.
daherdrudln: langsam und mißmuthig daher trotten.
an ends Bal asn Hirn: eine mächtige Beule an der Stirne.
a zkralti Wong: eine zerkratzte Wange.
ausbtüatn: ausbluten.
daherwoasln: wie verlassene Waisen traurig herantommen.
nochn zsomtretnan Hoada: nach dem zertretenen Heidekraut zu schließen.
Hesassa Hulzäipfel! Ausruf freudiger Verwunderung.
in van Saus hoamzua: geradeswegs. gleichsam in einem Schwung nach Hause,
olßa taara: leer, ohne etwas mitzubringen.
Aarn: Egge.
olli Sunler: alle Sonntage.
gspegaliert: speculiert, getauert.
sahad: sehe.
drah dih Waberl um und um, sprichwörtlich für tanzen.
er is Baur worn heißt soviel als: er hat den Hof übernommen.
va da Konzl owagschmissn, sprichwörtlich für: Aufgebot einer Heirat.
sih dawihrt hobn: sich erwehrt haben.

Über das Geld und die Namen der Münzen.

Von Theodor Vernaleken.

Mit dem „schnöden" Gelde hat sich der Volksmund immer viel beschäftigt, und dabei seine Philosophie in hundert Sprüchen kundgegeben. Sprüchwörter sind der Geist der Völker und das Volksmäßigste, was es überhaupt nächst der Sprache nur immer geben kann. Nur einige derselben mögen hier platzfinden:

1. Um Freiheit ist oft gekommen,
   Wer viel Geld genommen.
2. Wer dient dem Geld, der ist sein Knecht,
   Und so geschieht es jedem recht.
3. Das Geld regiert die ganze Welt.
4. Das Geld erhebt zu Ehrenständen,
   Es redet ohne Mund und gewinnt mit stillen Händen.
5. Ist eine Sache noch so krumm,
   Mit Geld dreht man sie bald herum.
6. Hat das Mädchen gar kein Geld,
   Es vielen Männern nicht gefällt.

Dies alles bleibt beim Alten, auch wenn in Österreich eine neue Geldzeit sich eröffnet.

Hätte jeder seine Schuld bezahlt, so könnte er fröhlich ausrufen:

Abgethan sind nun die alten Schulden,
Fahrt wohl, ihr Kreuzer und ihr Gulden!
Es leben hoch die Heller und die Kronen!
Die werden fortan bei uns wohnen.

Von unserem Standpunkte aus, der mit dem Geschäfte nichts zu thun hat, wollen wir die Benennungen der Goldmünzen näher ins Auge fassen, obgleich es altbekannte Namen sind. Vorerst aber fragen wir: Was bedeutet das Wort Geld überhaupt?

Bis vor hundert Jahren schrieb man Gelt, weil es mit gelten zusammenhängt, denn was gilt, das ist

Gelt. Noch gegenwärtig ſchreibt man Entgelt und entgelten, unentgeltlich, Vergeltung. Nur das Hauptwort Geld (als Münze) wird jetzt allgemein mit d ſtatt mit t geſchrieben, veranlaſst durch den Genitiv: des Geldes. Das frühere Wort Gelt (von gelten) bezeichnet urſprünglich jegliche Leiſtung, die zu entrichten iſt, auch Erſatz (Wergelt = Mannugeld), Abgabe, Gegenleiſtung. Zahlung, Zins nannte man die Gülte, daher: gültig beſſer als „giltig“. Goethe ſchreibt immer: gültig, und wem unſere Sprache nicht gleichgültig iſt, der ſchreibt auch ſo, weil dies geſchichtlich richtiger iſt und wohllautender obendrein.

Wie alles, ſo hat auch das Geld ſeine Geſchichte. In den Anfängen der Cultur fand ein einfacher Tauſch derjenigen Gegenſtände ſtatt, deren eine jede der Parteien gerade bedurfte. Als aber die techniſchen Fertigkeiten ſich vervielfältigten und die Theilung der Arbeit ſtieg, konnte ein einfacher Austauſch den wachſenden Bedürfniſſen nicht mehr entſprechen und je weiter ſich der Kreis verſchiedener Beſchäftigungen ausdehnte, deſto mehr bedurfte man zum Austauſch einer Ware, welche für alle den gleichen Wert beſaß und ihnen unentbehrlich war. Denn welcher Zufall wäre es, gerade denjenigen Menſchen zu finden, der dem eigenen Mangel abhelfen könnte und zugleich vom eigenen Überfluſs begehrte! Wie ſelten würde z. B. der Nagelſchmied einem Viehhändler begegnen, der genau ſo vieler Nägel bedarf, als eine Kuh wert iſt! Die Nothwendigkeit führte alſo dazu, eine allgemein beliebte Ware, die theilbar iſt und leicht übertragen werden kann, als Maßſtab zur Vergleichung aller übrigen Tauſchwerte und zur Vermittelung zu wählen, und dieſe Ware nannte man Geld. Als Metall iſt ſolches erſt in geſchichtlicher Zeit nachweisbar. Die Erfindung der Münze wird den Ägyptern zugeſchrieben. Die erſten Nachrichten über das Geld, und zwar die Silbermünzen, finden wir im Alten Teſtamente, wo nach Geneſis 20 bereits Abraham von Abimelech tauſend Silberſtücke als Sühngeſchenk erhält. In Griechenland war das „Talent“ eine dem Gewichte entſprechende Geldſumme und beſtand aus Silber oder Kupfer. In letzterem Worte iſt eigentlich der Name der Inſel Cypern enthalten, von wo Griechen und Römer anfangs mit Kupfer verſorgt wurden. Kleinere Münzen waren Drachme und Obolus. Bei den Römern galten Unzen, Seſterzen und Denare. Letztere ſind als Hauptmünzen bei den Franken zu betrachten und wurden bei den Deutſchen Pfennige (Pfenninge) genannt. Zugleich mit der römiſchen Währung hatten die Frankenkönige auch die im römiſchen Reiche geltende Satzung angenommen, daſs das Münzrecht ein Recht (Regal) des Staatsoberhauptes ſei. Später, als das Lehnsweſen überhand nahm, zerſplitterte ſich dieſe Münzhoheit und kam auch an Städte und Klöſter. Im Mittelalter kamen Goldmünzen in Umlauf aus Byzanz (Conſtantinopel) und in den italieniſchen Freiſtädten Venedig und Florenz. Aus dieſer Periode ſind uns noch geblieben die Bezeichnung Dukaten und Gulden. Dukate (italieniſch ducato) heißt eigentlich Herzogsſtück und war ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert eine Goldmünze in Deutſchland, als Handelsmünze in Öſterreich und anderen Ländern. Die Bezeichnung Gulden wurde urſprünglich nur vom Goldgulden gebraucht und ſtammt vom „güldenen“ Dukaten oder solidus von Florenz, woher die lateiniſche und italieniſche Benennung „Florin“ abgeleitet ſind.

Hauptmünze im Verkehr aber war bis zur Entdeckung Amerikas der ſilberne Denar oder Pfennig. Letzteres Wort ſoll aus dem Kettiſchen ſtammen und ſoviel als Kopfſtück bedeuten. Von solidus ſtammt die ſpätere Münzbezeichnung der Italiener soldo, ent-

sprechend dem deutschen Schilling oder ursprünglich Schildling, von dem auf die Münzen geprägten Wappenschild. In England sind zwanzig Schillinge gleich einem Pfund Sterling. Die alten Groschen waren (zuerst in Böhmen) anfangs dicke Münzen (von grossus = dick), später kleinere Silbermünzen überhaupt. Das Silber zu den Thalern kam zuerst aus den Bergwerken von Joachimsthal im Erzgebirge, daher die kurze Benennung Thaler (statt Joachimsthaler). Das Deutsche Reich rechnet jetzt bekanntlich nach Mark und Pfennigen. Das Mark bedeutet das Innerste, der Kern und ist ein allgemein germanisches Wort. Man sagt: Es geht ihm durch Mark und Bein. Als Neutrum auch in der Bedeutung von: Metallgewicht, z. B: ein Mark Silber; als Feminin, die Mark, bedeutet es: Grenze, Zeichen, Geldstück. Die Grenzländer des Reiches erhielten den Namen einer Mark: Steiermark, Dänemark. Die Mark als Bezeichnung eines gewissen Gewichtsatzes von Edelmetallen (Gold und Silber) kann nur darauf fußen, dass ein bestimmtes Stück mit einem Zeichen versehen und in solcher Form als Werthmesser in den Handel gebracht wurde, wo es zuerst als Barren, später als Münze umlief, zuerst in Niederdeutschland. Die Mark galt also als Rechnungsmünze von Gold oder Silber im Gewicht eines halben Pfundes. Das Silberstück, die Mark (auch so in der Mehrzahl) bildet nach dem deutschen Reichsgesetze von 1873 die Rechnungseinheit, und ist gleich hundert Pfennigen.

In Österreich bestanden bisher Gulden und Kreuzer. Vom Gulden ist oben schon gesprochen. Das Wort Kreuzer ist herzuleiten von dem Kreuzzeichen auf den Münzen, wie noch in der üblichen Abkürzung xr. An ihre Stelle tritt nun in Österreich die Krone gleich hundert Hellern.

Das Wort Krone, ursprünglich Fürstenkrone, bezieht sich auch auf Münzen mit einer Krone beprägt. So sagt Hans Sachs: „Ich bring ein gülden Ring, in lieb ist wol acht Kronen wert." Es gab Gold- und Silberkronen. Nach der Frankfurter Taxordnung von 1623 war die Silberkrone 1 fl. 44 kr. Als Münzbenennung finden wir die Krone im Deutschen Reiche zu zehn Mark, in Dänemark zu hundert Oere, ebenso in Norwegen und Schweden. In der neuesten österreichischen Geldwährung ist die Silber-Krone Rechnungseinheit = hundert Hellern. Zwanzig und zehn Heller in Nickel, ein Heller in Bronze. Österreich ist das einzige Land, welches die alte Benennung Heller wieder eingeführt hat. Der Heller ist eine oberdeutsche Münze und hat den Namen von der Reichsstadt Schwäbisch-Hall, wo sie zuerst geprägt wurde. Wie Thaler aus Joachimsthal, so Haller, Häller, Heller aus Hall. Zwei Heller machten einen Pfennig aus; beide werden oft zusammen genannt, z. B.: Er hat seine Schulden bezahlt bei Heller und Pfennig. Heller galt als Münze von geringstem Wert; man sagt: ich geb' keinen Heller dafür, wie man auch hört: Ich bin dir keinen Deut schuldig. Deut war eine kleine niederländische Kupfermünze. Da auch die Heller von Kupfer waren, so sagt Hebel verstärkend: Obgleich einmal drei lustige Studenten auf einer Reise keinen rothen Heller mehr in der Tasche hatten. Dass Heller, wie der alte Obolus, sehr volksthümlich war, beweisen auch die Sprüchwörter: Es ist ein guter Heller, so einen Thaler bringt; wer zum Heller gemünzt ist, wird nie ein Groschen.

Und schließlich heißt's: Wer den Heller nicht ehrt, ist der Krone nicht wert. Das wollen wir uns gesagt sein lassen!

Unſer zweijähriges Dirndel.

Aus dem Tagebuche eines Vaters. Von P. K. Roſegger.

Es iſt noch jemand gekommen. Anfangs nannten wir dieſe fünfte Knoſpe das fünfte Rad am Wagen; jetzt iſt ſie jenes Rad in unſerem Uhrwerke, an welchem das Gewicht hängt, welches den Zeiger auf die gute Stunde rückt und an welchem die — Unruh zuckt. Es iſt das allermerkwürdigſte Kind, welches je vom Himmel geſtiegen, niemand hat ein ſolches Kind, mit einer einzigen Ausnahme — bloß jede Mutter hat eines.

Aber ſo merkwürdig iſt gar kein Kind, daſs ſich die Mutter, der Vater all ſeine kleinen Eigenheiten merken würde, darum iſt es wohlgethan, wenn man all die Großthaten des kleinen Weſens beizeiten mit der Feder anmerkt, damit man einſt nach vielen Jahren beim Wiederleſen ſolcher Aufſchreibungen jubeln oder — weinen kann.

Martha heißt ſie, die Bewirtende, die uns mit Himmelsbrot ſpeiſt, welches in jedem Wörtchen liegt, das aus dem Munde eines Kindes kommt.

Hinter dem Tiſche hat ſie ſich verſteckt. — „Ja, wo iſt es denn, mein kleines Dirnderl, wo?“ — Stellt ſie ſich jetzt auf die Zehen, an der Tiſchkante ſieht man die winzigen weißen Fingerlein ihrer Händchen. Jetzt hebt ſich ein flachsblondes Köpfchen empor, ein paar runde Blauäuglein — mehr nicht. Denn weiter geht's nicht mehr, ſo ſtramm ſich die Zehen (ach wie klein mögen ſie ſein!) auch anſpannen. — „Gugu!“ — Aber jetzt iſt ſie ſchon wieder untergetaucht, und wer das ganze Unbandlein ſehen will, der muſs ſchon unter dem Tiſche durchgucken. Gott, iſt das ein kleines Frauenzimmer! Ihr vergiſsmeinnichtblaues Röckchen mit den weißen, aufrechten Streifen iſt um die Mitte mit einer Schleife gebunden, und der untere Theil, welcher bis zu den Knien geht, ſieht aus, wie der faltige Waffenrockſchoß eines römiſchen Kriegers; aber die Ärmel bis zu den Handgelenken ſind kaum ſpannlang. Ein paar weiße, oder auch nur bedingt weiße Strümpfchen und ein paar Schühlein, die gar nicht viel plumper ſind, als die Klauen eines Rehes, vollenden nach unten hin das Menſchenknöſplein. Der faſt eirunde Kopf ſteht auf einem ſchlanken Hälslein. Im roſigen Geſichtl ſind Augen, Naſe und Mund hübſch nahe aneinandergerückt, und gar ernſthaft ſchaut das drein. Warum muſs der Mann lachen, wenn er ein Kind anblickt, und warum ſchaut das Kind ſo ernſthaft, wenn es einem erwachſenen Menſchen ins Antlitz ſieht? Der erſtere ſchaut ins Paradies zurück, das letztere auf die traurige, ſchuld- und leidbefurchte Erde.

Das zarte, ſchlanke Geſtaltlein, ſo ſteht es da; was ſage ich, ſtehen? Es läuft, es hüpft, es tanzt, es kollert, es kriecht — aber ſtehen? ſitzen? Nein. Ich bin der Turnapparat: über meine Füße ſpringen, auf meinem Knie reiten, an meinem Arm ſich ſchwingen, an meinem Rücken

klettern, auf meiner Achsel balancieren. „Aufheben, Vata!“ sagt sie mit ihrem hellen Stimmlein. Ich hebe sie mit beiden Händen, so hoch ich kann. „Noch höher, Vata!“ Das Kind glaubt, der Vater könne alles.

Ist sie an meinem Arm und will zu Boden, so sagt sie bloß: „Eins-zei!“ Das heißt, sie will zu Fuß gehen. Man hat sie nämlich anfangs bei den ersten Gehversuchen commandiert: „Eins-zwei! Eins-zwei!“ Seither glaubt sie, jedes Gehen heiße: Eins-zei! —

„Vata, boumm! Latet! Biefetäger!“ Sie ist die erste, die das Schellen der Thürglocke hört, mich ruft zu kommen, weil der Briefträger erscheinen wird. Bewegungslos auf einmal ist ihr Gestaltlein, in ihrem Gesichte der Ausdruck höchster Erwartung; denn der „Biefetäger“ hat eine große Tasche, und von einer Kindsmagd weiß sie, dass in dieser Tasche Raum für schlimme Kinder ist. Doch es schichtet sich ganz freundlich. Der „Biefetäger biugt Biefe. Biefetäger bav!“

Das war früher. Heute hat sie sich das störrische „R“ vollkommen unterworfen, und wenn sie willig ihre Flasche Milch getrunken hat, sich willig auf das Stühlchen gesetzt, willig ins Bett gegangen ist oder eine andere Großthat von Selbstüberwindung ausgeübt hat, welche des Lobes wert ist, sagt sie langgezogen und feierlich: „Braaav!“ Solche Anerkennung spendet sie sich aber nur, wenn das Lob von anderer Seite ausbleibt. Loben wir sie, so hört sie ruhig und ernsthaft zu, dann sagt sie: „Dank sön!“

Noch einige Ausdrucksformen, die sie sich selber gebildet hat. „Vata, hin g e h s t?“ (Wohin gehst du, Vater?) „Da drin i s t?“ (Was ist da drinnen?) „Toni m a c h t?“ (Was macht Toni?) Hat sie irgend etwas angestellt, so verräth sich das schon in ihrem stillen Betragen, in ihrer ängstiglichen Miene. Da fängt sie sogar an, zu schmeicheln: „Mutta, lieb bist!“ — „Mutta, gut sein!“ — „Mutta, nichts sagen!“

In der Frühe, wenn sie mir zu einem Guten Morgen das Händchen reicht, langt sie zuerst fast allemal das linke her. Das nehme ich nicht an. Wenn der Vater Geschichten macht, warum nicht sie auch! Das rechte Händchen gibt sie nicht her, das versteckt sie hinter dem Rücken, als hätte sie keines.

„Martha! Du gibst mir die rechte Hand!“

Sie blickt mich verwundert an, dann versucht sie es nocheinmal mit der linken.

„Martha! — Du gibst mir die rechte Hand!“

Gut, sie gibt die rechte Hand und ist nun selbst ganz vergnügt darüber, dass der kleine Trotz überwunden ist. Fröhlich läuft sie davon.

„Dirndel!“ rufe ich ihr nach, „es fehlt noch etwas. Das Knixerl mußt du mir machen!“

Sie wendet sich um und macht mit den Knien eine überaus graziöse Verbeugung. Da ist es auch schon geschehen, dass sie vergaß, sich umzudrehen, so dass ich vom Knixerl nur den hinteren Theil bekam — darauf allemal ein Halloh in der ganzen Familie.

Mit ihrem Trotzköpfel hat sie überhaupt so manchen Strauß auszutragen. Sie will nicht folgen, wenigstens aufs erste Wort nicht; und wenn jemand mit ihr zankt und pottert, das macht ihr Spaß, und jetzt folgt sie erst recht nicht. Beim Vater ist's anders, der braucht ihr in ruhigem Ernste ein-, höchstens zweimal den Befehl zu geben, und sie ist das fügsamste, gemüthlichste Kind. Ja, wenn sie auf Zureden anderer etwas thun soll, was sie nicht mag und doch wieder möchte, sieht sie sich manchmal ordentlich hilfesuchend nach dem Vater um, dass e r ihr befehle. Sie will mich nie fortlassen, wenn ich bei ihr bin, deutet mit dem

Händchen auf einen Sessel: „Vata, sitzi!“ Doch ist es auch schon geschehen, dass sie mir plötzlich die Hand reichte: „Vata, adee!“ Dann plante sie irgend ein Schelmenstück, bei dem sie eine Autorität nicht brauchen könnte.

Ein andermal spielt sie selber die Erzieherin. Mache ich durch irgendeine Ungeschicklichkeit ein kleines Geräusch, so sagt sie in ruhig verweisendem Tone: „No, no, Vata!“ Eines Tages, als sie sich lustig auf dem lehmigen Erdboden wälzte, ruft ihr die Mutter zu: „Geh, du bist ein Schweindl!“ — „Pfui, Mami!“ darauf die Kleine.

Für ihre Geschwister ist es übrigens nicht gut, mit ihr Kirschen essen. Nur das Geringste ihr über quer, und sie hebt drohend den Arm: „Hauen!“ Im Augenblick kommt ihr auch die Hand aus und der Genosse hat eines im Gesicht. Zumeist ist vor solchem Ereignisse sie selber mehr erschrocken, als der Geschlagene; einerseits ist über das Verbrechen eine schwere Strafe verhängt, andererseits macht vielleicht der Geschlagene ein weinerliches Gesicht: „Martherl, jetzt hast mir weh gethan, jetzt weine ich!“ Derlei genügt vollauf, um ihren Zorn zu löschen; mit zärtlicher Miene streichelt sie den Beleidigten an der Wange: „Ei ei! — Ei ei!“ — Wenn sich während des Streichelns aber doch die Fingerchen manchmal krümmen, dass es einen kleinen Kratzer gibt — nun so sind wir dafür eben ein weibliches Wesen, an welchem sich Streicheln und Kratzen nicht so genau auseinanderhalten lässt.

Übrigens hat sie in wenigen Monaten an Selbstüberwindung schon Erkleckliches geleistet. Eine Kindsfrau, von der Kleinen „Viefrau“ genannt, hatte ihr mancherlei Unzukömmlichkeiten angewöhnt. Die Ruthe, welche hierauf ins Haus kam, verursachte der Kleinen anfangs manchen Spass, denn sie hielt die mit einem rothen Bändchen zierlich zusammengebundenen Birkenreiser für ein Spielzeug oder für eine Ceremonie. So oft sie sich etwas zuschulden kommen ließ, rief sie allemal selbst nach der Ruthe: „Marthi lim! Uthe holen!“ Als sie aber merkte, dass die Ruthe immer rücksichtsloser ward und die feierlich energische Handhabung derselben schon ins Bedenkliche gieng, erhob sie sofort Protest, wenn von der Ruthe die Rede war. Und dennoch scheint es mir, war es weniger die Strafe, als andererseits Lob und kleine Belohnung, was sie zur Ablegung mancher Unarten hauptsächlich veranlasst.

Mit einer wahren Leidenschaft hält sie zu ihrem Kindsmädchen Toni. Es mag sie welch ein Schmerz immer treffen, ihr weinender Hilferuf ist: „Toni!“ Mit der zärtlichsten Kosung: „Meine Toni!“ umfängt sie die Füße der Angebeteten. „Ja ja, deine Toni!“ riefen wir dann bisweilen aus, was zur Folge hatte, dass sie nun selbst nicht mehr „meine“, sondern „deine Toni“ sagt. Es kommt ja oft genug vor, dass Kinder, weil sie mit „du“ angesprochen werden, glauben, sie heißen „du“ und sich selbst „du“ nennen. Es ist keine Kleinigkeit für ein junges, zartes Gehirn, mit den Complicationen der Sprache fertig zu werden.

Von der Schwester Grethe ist ihr wiederholt gesagt worden, sie sei in der Schule; darauf hin ist nun jeder Abwesende „in der Sule“. Wenn sie nach etwas gefragt wird, was sie nicht weiß, nicht versteht, so antwortet sie kurz: „Nein!“, das heißt so viel als: Ich weiß es nicht, ich kann nicht antworten, ich verstehe dich nicht. Also bilden die Kleinen ihre eigene Art, um sich zu behelfen.

Ihre größere Schwester nennt sie nach dem Vorbilde der Dienstboten „Fräuln Anna“; fragt man, wie sie selbst heiße — „Marthi Rosa-segger.“ Ihre Mutter nennt sie gewöhnlich

„Mutta“, in übermüthiger Laune „Muado“, in zärtlicher Stimmung „Mami“, in Anflug von Trotz „Frau“. Eine begeisterte Freundin ist sie von kleinen Kindern, die sie gerne bemuttert. „Gleine Kindi brav sein! Gleine Kindi fön heidi, heidi, fön lulu gehen! Mutta sonst bös!“

„Heidi heidi“, damit bezeichnet sie alles, was schläft oder ruht, oder irgendwo aufbewahrt liegt. „Huti heidi heidi machen!“ sagt sie, wenn ihr Hut in die Schachtel gethan wird. „Katzi heidi heidi machen!“ wenn mein Pelz in den Kasten gehängt wird. Ihr liebster Aufenthalt ist Vaters Stube, wo „Vata reibt“ (schreibt) oder „A se be (A B C) macht“ (liest). Wenn nun aber der Vater manchmal von dem freundlichen Besuche nicht viel Notiz nimmt, wenn er ruhig weiterarbeitet oder überhaupt nicht mit ihr plaudert, steht sie verblüfft da, schaut mit ihren runden Äuglein fast erschrocken drein und flüstert: „Vata bös!“ — Voter bös! Das ist so ziemlich das unangenehmste, was ihr passieren kann. Vom Vater ein finsteres Gesicht, das geht schier noch über die Ruthe, doch ich möchte nur einmal den Vater kennen, dem es einem so drolligen Dirndlein gegenüber gelingt, das strenge Gesicht fünf Minuten lang aufrecht zu halten. Die Stirne in Falten ziehen, wenn das Herz lacht! Doch das Kind hat's bald weg, dass es nicht auf die Stirnfalten ankommt, denn solche hat auch Großmamo und Großpapa, sondern vielmehr auf den Blick. Ein einziger kurzer Blick genügt, um das Gesichtlein der kleinen Martha sofort gänzlich zu verändern — von der übermüthigsten Grimasse bis zur beklommensten Miene, in welcher das Weinen zuckt. Aber sie trachtet beizulegen; leise schleicht sie um mich herum, sucht mit der Hand vom Stiefel den Staub zu wischen, und wenn sie an dem Hausrock etwa gar irgendwo einen Schaden findet, so sagt sie: „Loch, zerrissi, Marthi topfen (stopfen).“

Stets kommt sie in mein Zimmer des Abends, unmittelbar bevor sie schlafen geht. „Papa!“ Damit reicht sie mir das Händchen. Das ist aber nicht alles, jetzt geht sie zu allen Bildern, Bilderchen und Statuettchen, die an der Wand hängen oder auf dem Tische stehen; jedes erreichbare berührt sie, gleichsam mit der Hand grüßend, mit den Fingerspitzen: „Papa! — Papa! — Papa!“ Und erst wenn sie sich von allen ihr lieben Gegenständen so verabschiedet hat, verfügt sie sich an Seite der „Toni“ willig in ihr Schlafstübchen. Zum Schlafen bedient sie sich mehrerer Tüchelchen, die sie sich an die Wangen und an das Kinn legt. Ohne solche Tüchelchen schläft sie nicht ein. Dann will sie zum Einschlafen ihr Cigarl haben — den Saugstoppel, auch wenn er trocken ist.

Mit einem solchen Saugstoppel im Munde stand sie eines Tages in der Kapelle, wo in einer Nische der Leichnam Christi liegt. Sie schaute eine Weile nachdenklich auf ihn hin, endlich begann sie, anfangs leise, dann immer lauter zu rufen: „Himme-Vata, steh auf! Himme-Vata, steh auf!“ Als der Himmel-Vater aber immer schlief, wollte sie ihm den Saugstoppel in den Mund stecken, worauf ihr größeres Schwesterlein, die Grethe, sprach: „Pst! Lass ihn schlafen! Er ist müde geworden beim Welterschaffen!“

Eines Tages wurde ein neugeborenes Kind ins Haus gebracht, an welchem wir Pathenstelle zu vertreten hatten. Der Martho wurde schon im Voraus gesagt: „Eine große Puppe kommt!“ Sie freute sich sehr auf die große Puppe, wirde sie nehmen und schaukeln und allerlei Kurzweil mit ihr treiben. Als sie nun aber dem kleinen Wesen ins rothe Lärvchen sah, und wie es bei geschlossenen Augen und mit auf-

gesperrtem Mäulchen krächzte, da machte unser Dirndel ein überaus erschrockenes Gesicht, rührte das Kleine mit keinem Finger an, barg ihr Haupt endlich am Busen ihrer Toni und hub an, zu schluchzen. — Eine Puppe erwarten und ein wirkliches kleines Kind sehen, ich glaube, das war eine ihrer größten Enttäuschungen.

Dass ein Mensch von zwei Jahren mit nichts eigentlich in Stannen zu setzen ist, das weiß man. Er kann erschrecken, er kann verblüfft sein; aber sich über etwas wundern, das kann er nicht, etwas unbegreiflich finden, das wird er nicht, weil er von einem Begreifen oder Nichtbegreifen überhaupt nichts weiß, weil ihm die Thatsache als solche genug ist. Als die kleine Martha den ersten Eilzug vorbeisausen sah, machte sie große Augen und horchte; als er vorüber war, gieng sie wieder an ihr Blumenpflücken — und nichts weiter.

Das ist ein Menschenkind. So fängt es an. Und was noch kommen kann und kommen muss, es weiß noch nichts davon. Was da ist, es denkt über nichts, es staunt über nichts, es ist ihm alles selbstverständlich. Es weiß nichts von einem Anfange, es weiß nichts von einem Ende, es ist, und damit Punctum.

Der Todtentanz in Hamburg.

Ein Schreiben von Sophie von Rhuenberg.

Göttingen, im Sept. 1892.

Jetzt, da ich die Centnerlast der Furcht, die mich bedrückte, von der Seele habe, da ich frei aufathmen kann, fern von der Stätte des Jammers, jetzt erst bin ich imstande, das Erlebte wiederzugeben und mich auf traurige Details zu besinnen. Im Anfange, als sich das Gerücht der Cholera sprungweise von Mund zu Mund fortpflanzte, nahm man die Sache nicht gar zu ernst. Man interessierte sich dafür, wie man sich eben in der Großstadt für alles Neue interessiert, gleichviel ob es etwas Gutes, oder Schlimmes sei. Man las die Zeitungen, man sprach darüber, aber man dachte an keine nahe, drohende Gefahr. Es sei ja nur drüben, in der Hafengegend, meinten die Leute. Man ist es ja leider gewohnt, dass die Armen, Schlechtgenährten, die Paria der Gesellschaft zeitweilig von dem Elend mit besonderer Ausdauer und Tücke umgarnt werden. Es war also am Ende auch nichts dabei, wenn ein paar solcher erbärmlicher Existenzen an Cholera nostras oder selbst an asiatischer Cholera zugrunde giengen. Du lieber Gott! Was isst dies Volk nicht alles zusammen! — von dem Hafen bis zu uns herüber, in die reinlichen, gartenumsäumten Wohnungen der besseren Classe ist ein weiter Weg! Und überdies wiegte uns der Senat mit den beruhigendsten Versicherungen in eine Art von hypnotischer Zuversicht. Aber schon nach wenigen Tagen änderte sich das Bild der Stadt und die Stimmung der Bevölkerung. Man sprach von nichts anderem, man stürmte die Bureaux der Zeitungen, jeder wusste zu erzählen von Krankheit und Tod, alle zitterten bei dem Wort und dennoch klang es immerfort und überall von allen Lippen. Selbst die Kinder auf den Straßen rotteten sich zu-

sammen und discutierten über das neue, furchtbare Gespenst!

Aus Rußland war es herübergekommen, von den russischen Auswanderern nach dem Elbehafen verschleppt. Und die maßgebenden Stimmen in Hamburg riefen nicht „halt" — das war das eine große Versäumnis, das an der Bevölkerung von Hamburg begangen wurde. Dem „Geschäft" zuliebe, dieser einzigen, großen Triebfeder aller Unternehmungen in der Hansastadt, ließ man die Waren ungehindert einführen und wagte es nicht, ein energisches Veto dagegen einzulegen. Um die Interessen einzelner, hervorragender Firmen nicht zu schädigen, gefährdete man lieber die ganze Stadt, gab all die tausend ahnungslosen Menschen dem Elend und das Ansehen der Stadt dem Spott und der schärfsten Kritik aller Zeitgenossen preis. Das zweite Versäumnis, das schon seit Jahrzehnten mit vollster Gemüthsruhe begangen, zeitweilig aufgedeckt und immer wieder vertuscht und beschönigt wird, ist der vollständige Mangel an gutem Trinkwasser. In den Tagesblättern ist so viel und so bezeichnend darüber geschrieben und getadelt worden, daß man nichts Neues mehr darüber zu sagen hat. Auch hier ist es wieder eine vorwiegende Rücksichtnahme für die Crösusse Hamburgs, die an dieser todtbringenden Flauheit und Lauheit die Schuld trägt. Die gutsituierten Kreise der Bevölkerung trinken sehr viel Bier und ziemlich viel Wein. Wo das Bedürfnis nach nicht alkoholischen Getränken sich geltend macht, werden die Gläser mit den besten Mineralwässern, wie Appolinaris, Fürstenbrunn ꝛc. gefüllt und in solchen Häusern fällt es natürlich niemand ein, das abscheuliche Elbewasser zu trinken, das trotz aller Filtrierung von Schmutz und Millionen schädlicher Infusorien erfüllt ist. Wo man sich also längst an das prickelnde Wasser der Gesundbrunnen gewöhnt hat, bedarf es ja keines anderen Wassers und überdies würde eine zweckentsprechende Leitung wohl Millionen kosten und nichts tragen — ergo, es wäre ein schlechtes „Geschäft" und nur sehr schwer, sehr zögernd, ohne innerliche Begeisterung beschäftigt man sich seit Jahren mit einer Änderung, die aber bis heute nicht gediehen ist. Jetzt, nach all diesen entsetzlichen Erfahrungen, wird man freilich diese strafwürdige Apathie bereuen und mit allen Mitteln gutzumachen suchen.

Wenn ich an die letzten Tage in Hamburg zurückdenke, überfällt mich noch immer ein leichter Schauder. Die Stimmung in den Straßen war, trotz den wie gewöhnlich verkehrenden Pferdebahnen und Droschken, eine auffällig gedrückte, unsichere, schwüle. Einer fürchtete den andern. Man wich einander aus und dennoch, wie die Kinder, die sich vor dem finsteren Zimmer scheuen und doch hineingeschickt sein wollen, suchte man Gelegenheit, sich darüber auszusprechen. In jedem Geschäfte cursierten andere Meldungen. Dort war ein junges Dienstmädchen plötzlich zusammengestürzt, hier hatte sich ein alter Mann in Schmerzen gewunden. Schulkinder kauften Pfefferminzen und erzählten von erkrankten Mitschülern. Im allgemeinen wurde nichts gekauft als Cognac, Wein, Thee. Am größten war der Zuspruch in den Apotheken und Droguerien, um all die angerühmten Desinfectionsmittel zu erwerben und sich mit Cholera-tropfen und Opium für die schlimmsten Fälle vorzusehen. Kopf an Kopf gedrängt standen die Leute bis spät des Nachts in und vor der alten Apotheke am Gänsemarkt, Ecke Valentinskamp, und einer blickte dem anderen mißtrauisch und ängstlich in das sorgenvolle Gesicht und manche Schreckensgeschichte gieng dort von Mund zu Mund in halblautem Geflüster. In den Blumenhandlungen wurden nicht Liebessträuße, noch Palmen und Orchideen für die Erker der reizenden Villen gekauft, sondern Kränze. Grüne,

mit matten Blumen und Trauerschleifen geschmückte Todtenkränze. Immer wieder Kränze. Und in den großen Tischlerwerkstätten wurde Tag und Nacht gehämmert. Särge, immer wieder Särge. Täglich mehr — sie konnten gar nicht so rasch geliefert werden, als man sie brauchte. Und so band man die Leichen in schwarze Säcke und führte sie des Nachts in jenen unheimlichen rasch rollenden, schwarzen Wägen durch die langen Straßen nach der Leichenhalle. Dazwischen fuhren auch die Kranken in den Droschken ähnlichen Rettungswagen nach dem Krankenhause. Zuweilen, wenn ein grausamer Zufall die Wärter verwirrte und die Zeit zu knapp war, um Lebendiges vom Todten zu trennen, führte man den Sterbenden, neben dem Todten ruhend, in dem gleichen Wagen....

Oftmals lag ich des Nachts wach und horchte auf die unaufhörlich rollenden Räder. In der Todtenstille meinte ich das Ächzen bis herauf zu hören — oder waren es nur die Straßensteine, die unter diesen grausigen Lasten sich knarrend aneinander schoben?! Dann horchte ich angestrengt auf die Athemzüge meiner Kinder und wenn sich eines im Schlafe regte, schnürte mir eine unsagbare Angst Herz und Kehle zusammen. — Dies plötzliche Sterben ist so entsetzlich. In zwei, drei Stunden kann alles vorüber sein und die Wange blauschwarz, die jetzt so rosig glüht. Es war eine furchtbare Vision....

Aber wie vielen ward sie zur entsetzlichen Wahrheit! Man irrt, wenn man die in den Zeitungen geschilderten Scenen für übertrieben hält. Sie sind es leider ganz und gar nicht. Im Gegentheil. Der Jammer ist größer, als die Phantasie des trübsinnigsten Pessimisten ihn ausdenken kann. Die Zahlen, diese trockenen, harten Zeugen des herrschenden Elendes, sie allein schon sprechen eine erschütternde Sprache. Und an jede einzelne Nummer dieser Zahlen knüpft sich das tragische Schicksal eines Menschenlebens, einer ganzen Familie.

Vater und Mutter stehen in dem vereinsamten Hause, aus welchem eben das letzte der fünf Kinder hinausgetragen wurde. Sie weinen nicht, sie sind erstarrt vor dumpfer Verzweiflung. Der Mann geht hinaus und erhängt sich an dem nächstbesten Balken, die Frau stürzt sich ins Wasser. Und dort, in dem gegenüber liegenden Hause sind beide Eltern todt. Fünf Kinder im Alter von zwei zu zehn Jahren stehen weinend an der Thürschwelle, hungernd, angsterfüllt und dennoch neugierig auf den Wagen harrend, der Mutter und Vater abholen soll. Drinnen aber, in der verpesteten Stube, unter den befleckten Kissen und Federbetten liegt der noch schwach athmende Säugling an den erkalteten Brüsten der Mutter....

Die Nachbarn stehen im weiten Kreis um das vergiftete Haus, sie möchten helfen, aber sie wagen es nicht. Ihr Leben ist elend und dennoch wollen sie nicht sterben. Einige trinken, um sich zu betäuben; man hält die Trunkenen für krank und schleppt sie mit den übrigen nach den Baracken. Die Arbeit stockt, eine allgemeine Furcht erfasst die Leute. Auch die schwarzen Säcke genügen schließlich nicht mehr und man wirft die Todten nackt — (die Kleider müssen sofort desinficiert oder verbrannt werden) — übereinander in große Möbelwagen. Die Wärter und Träger sind oftmals volltrunken und lassen die Leichname aufs Straßenpflaster niederfallen. Sie müssen trinken, um den Anblick so vieler entstellter Menschen ertragen zu können. Sie bekommen zehn Mark pro Tag. Das ist viel für so arme Teufel. Aber es ist viel zu wenig für das Entsetzliche, das sie stündlich mitansehen müssen. Selbst die Nerven solcher Menschen, die, stark wie Schiffstaue, auf keine Erschütterung reagieren, sie

fangen an zu zittern in diesen Tagen und müssen gewaltsam strammgezogen werden ....

In dieser, die ganze Stadt durchflutenden Todesangst, gab es allerdings auch einige Wenige, die mit klarem Muth ihrem Berufe nachgiengen und furchtlos die Brandung überschauten, die zu ihren Füßen toste und sie jeden Augenblick erfassen konnte. Der eine, weil er sich mit allen Mitteln des Reichthums bis in das kleinste Detail dagegegen schützen konnte, der andere, weil er einstmals im dichtesten Kugelregen gestanden und noch immer das opferwillige, treue Soldatenherz in seinem Inneren pochen fühlte! Hat ihn das Geschoss des Feindes nicht getroffen — so wird auch die mordende Seuche den Braven verschonen! —

Über die Beschaffenheit der Krankenhäuser, die Tüchtigkeit der Ärzte, die Fahrlässigkeit der Behörden, haben die Tagesblätter so viel gesagt, dass sich nicht viel mehr darüber sagen lässt. Eines ist gewiss: man hat die Sache im Anfange zu leicht genommen und ungenügende Vorbereitungen getroffen. Als sich die Situation dann mit einemmale so rapid verschlimmerte, konnte man nicht rasch genug die nöthigen Anstalten treffen, verlor den Kopf und vergrößerte dadurch die Gefahr. Berlin musste mit Zelten, Betten, Särgen, mit Ärzten und Pflegern aushelfen, die bedrohte Bevölkerung machte sich erbittert Luft, die Zeitungen erhoben ihre mächtige Stimme und namentlich die auswärtigen Blätter ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, die stolze Hansastadt gehörig zu geißeln. Auch politisch dürfte diesem Drama von Hamburg noch ein bedeutsames Nachspiel folgen. Preußen wird sich — einem tausendfachen on dit zufolge — die Wohlfahrt der nordischen Hafenstadt so angelegen sein lassen, dass es die Verwaltung derselben selbst in die Hand nehmen wird und das wäre wohl der härteste Schlag, der die freie Hansastadt, die nichts weniger als preußenfreundlich gesinnt ist, treffen könnte!

Im gegebenen Augenblicke wird es freilich die erste Pflicht sein, an die sanitäre Sicherheit des Volkes zu denken, die an viele tausend zählenden elternlosen Kinder bleibend zu versorgen, die Seuche endgiltig zu besiegen und vor allem eine Wasserleitung zu schaffen, die, bacillenfrei, gesundes, frisches Quellwasser in die Wohnungen der Hamburger Bevölkerung befördert. Im Anschluss an diese wichtigste Neuerung, werden dann auch die elend engen, winkeligen Wohnungen schwinden müssen, helle, freundlichere Häuser werden an Stelle der unheimlichen, irrgartenartig verschlungenen Höfe und finsteren Spelunken treten und dann, wenn dieses goldene Zeitalter für Hamburg hereingebrochen ist, wird die große Hansastadt nicht nur interessant und für die Geschäftskundigen ein guter Boden zu einträglichem Erwerb, sondern für alle ein gesunder, angenehmer Aufenthalt sein. Wir hoffen von Herzen, dass dieser Umschwung auch ohne die gefürchtete Mitarbeiterschaft des preußischen Drills möglich sein wird. An Millionen hat ja Hamburg keinen Mangel. Diesmal handelt es sich eben darum, sie nicht zur Erhöhung des eigenen Luxus, sondern für das Heil der Allgemeinheit auszugeben! —

Kleine Laube.

's aufgweckti Dirndl.

In da steirischn Emoansproch von Rosegger.

Nit bold hot mih wos sou viel gschreckt,
Wia heint ba da Nocht sei Kloupsn.
An Buabn, der umgeht, Leut aufweckt,
Den sul ma namta schoupsn! —
Die Gluat is dämpft, die Thür fest zua,
Die Küa hobn eahna Fuada;
Ih bet mei Nochtgebet, schtof ein
Und tram va meina Muada. —
Hiaz schebert's Fenster. Ih zuck auf
Und moan, as kam a Wetta;
Do wischbelts daußt: „As gschiacht da nix,
Moch auf, ih bin dei Betta.“
Hiaz fong ih mih zan fürchtn on
Vor seiner und vor meina;
Ih hon an gern zan narraschwern,
Drum losts ih n heint nit eina.
Er kloupst und wischbett nouh aweil,
Thuat süassi Gsangla singa;
Ih sog nix mehr und s Herz will ma
Van Fenster aussi springa.
Und weil ih gor nix meh hon gredt,
Sa hot er's endla losin,
An Seufza mocht er nouh und geht
Stad weita noch da Stroßn.
Ih drah mih um, ih setz mih auf,
Ih geh zan Fensta lousn;
's is still wia in der ewign Rua,
Na d Herdgtuat thuat nouh glousn.
Mir dougazts Bluat, mir siadt mei Koupf,
Der Mensch, der gibb ma z schoffn! —
O Goud, de Nocht vagiß ih nit! —
— — Und hät scha sou guat gschlofn!

Erklärungen: schebert: klirrt. lousn: horchen. dougazn: toben, heftiger, fieberiger Puls.

Sind die Frauen besser als die Männer?

Eine angenehme Nachricht, meine Damen! Die Frauen sind besser als die Männer. Es gibt erwiesenermaßen viel weniger weibliche Verbrecher, als männliche. Zum Beispiele: In Frankreich stehen hundert verbrecherischen (d. h. erwischten und abgestraften) Männern nur zwanzig verbrecherische Weiber gegenüber, in Deutschland hundert Verbrechern neunzehn Verbrecherinnen; in unserem Österreich gibt es nur vierzehn Verbrecherinnen, wo hundert Verbrecher sind. In Italien gibt es noch weniger; in Sachsen aber so viel als in Frankreich.

Wie kommt das?

Sind die Frauen thatsächlich besser? Ah, bitte um Vergebung, das nicht. Die Frauen haben nur weniger Gelegenheit und Anlass, Verbrechen zu begehen. Besonders die Frau geordneter Gesellschaftsclassen: sie lebt und waltet im Hause, behütet und versorgt von ihrem Manne, der im feindlichen Leben steht und im Kampfe um sich und seine Familie leicht gegen das Gesetz verstößt, von der Noth gedrängt zum Verbrecher werden kann.

Darum ist in jenen Ländern, in

welchen die Frau noch „unselbständig“, dem Manne noch untergeordnet ist, der Procentsatz der weiblichen Verbrecher geringer als dort, wo sich die Frauen emancipiert haben oder auch unfreiwillig persönlich und direct den Kampf ums Dasein mitkämpfen, ihr Brot persönlich verdienen müssen, wo sie — gleich dem Manne — „Herren der Welt“ sind.

In den Fabriken z. B., wo Weiber gleich den Männern arbeiten müssen, in jenen Amtskreisen, in denen das Weib wie der Mann thätig ist, auch auf dem Lande, wo die Magd so gut wie der Knecht ihren Bissen Brot erwerben muss, gibt es unter den Frauen kaum weniger Verbrechen, als unter Männern. Wenn die Frau sich im allgemeinen weniger gegen den Staat und die öffentliche Ordnung und in persönlicher Gewaltthätigkeit gegen Erwachsene vergeht, als der Mann, so desto mehr gegen schwache Personen und gegen das Vermögen anderer. Die Kindsmorde, die Morde und Mordversuche aus Eifersucht nehmen eine wichtige Stelle ein. Der erste Schritt zur Verworfenheit ist bei dem Weib der Verlust der Ehre; sinkt das Weib einmal, dann sinkt es tiefer als der Mann, ist roher und grausamer, ist weniger fähig sich zu beherrschen, weniger fähig zur Umkehr. Weil das in der Natur zu liegen scheint, so pflegt der Richter gegen weibliche Verbrecher um einen Grad nachsichtiger zu sein, als gegen männliche.

Ich weiß es nicht, ich habe von den lieben Frauen mein Lebtag nur Gutes erfahren, ich sage hier nur nach, was ein gelehrter Mann, Ludwig Fulda (in Westermanns Illustrierten Monatsheften, Juli 1892) behauptet. Ich hätte seinen Aufsatz über das „Weibliche Verbrecherthum“ sicher gar nicht beachtet, wenn der Anfang desselben nicht so verlockend mit dem geringen Percentsatze geziert gewesen wäre.

Da wir nun aber schon so weit gekommen sind und da ich geradezu trostlos sein würde, wenn unsere lieben Frauen nicht um ein Erkleckliches besser und edler wären als die Männer, so rathe ich Jeder im Guten, sich vor jener „Emancipation“ zu bewahren, die auch das Weib erbarmungslos ins feindliche Leben hinausdrängt, sondern sich möglichst in die Hut des Hauses, der Familie zu bergen und dort die Beherrscherin der Welt zu sein.

Und damit unsere Herren Männer ihrer Pflicht, eine eheliche Familie zu gründen, wieder mehr eingedenk werden, so ist den Frauen ein Verbrechen sehr gerne nachgesehen, ein Diebstahl, gegen den kein Staatsanwalt einzuschreiten pflegt: Sie sollen den Männern das Herz stehlen.

R.

Gedankensplitter.

Von Adolf Frankl.

Klage nicht!

O klag' nicht, wenn auf trauter Spur
Auch Übles kommt gezogen!
Im Sonnenschein und Regen nur
Entsteht der Regenbogen.

Alte Frauen.

Kommt ein Baum zu Jahren recht,
Wird die Rinde rissig!
Kann ein Weib schon beißen schlecht,
Wird es erst recht — bissig.

Der eine und der andere.

Der eine war im Schwindeln groß,
Vom andern ward nur Gutes kund;
Der erste kam aufs hohe Roß,
Der letzte aber — auf den Hund.

Gutes und Böses.

Das Erdenglück, es wär' gewiss
Von ungleich läng'rer Dauer,
Wär' manches Böse nicht so süß,
Manch Gutes nicht — so sauer.

Armut.

Armut ist die schlimmste Plage,
Ohne Frage,
Da sie selbst den reichsten Mann —
Quälen kann.

Verdienste.

Hört man rühmen die Verdienste
Von gewissen Leuten,
Meint man wohl nur die Gewinnste,
Welche sie erbeuten.

Schminke.

Ein Weib, das sich bestrichen hat,
Verräth, dass es — schon alt ist,
Und gleicht dem welken Rosenblatt,
Das jämmerlich — bemalt ist.

Jung und alt.

Solang man jung ist, träumt man gern
Von „glanzumfloss'ner künft'ger Zeit";
Doch scheint des Lebens Abendstern,
Dann heißt der Traum: Vergangenheit.

Gottes Wille.

„Dein Wille soll geschehen
Im Himmel wie auf Erden!"
So hört man viele Flehen
Mit innigen Geberden.

Ist aber Gottes Wille
Zuwider ihrem Wollen,
Dann knirscht so mancher stille:
„Der Teufel soll das holen!"

Vererbung des Wissens.

Könnt' das Wissen man vererben,
Wär' es wohl von großem Nutzen:
Doch dann möchten manche Erben
So wie Geld, es auch — verputzen.

Sauertöpfe.

Ist Lieb' und Lust von kurzer Dauer
Bei diesem und bei jenem Tropf,
Dann denke: Wird die Milch gleich sauer,
War sicher nicht ganz rein der Topf.

Was das Lieserle hat erzählt.

„Mutter, Mutterle. Nicht weinen, wenn ich terben muss. — Bei der Nacht, wie mir so viel die Bust hat weh than, da hab ich's wohl sehen, Mutterle. — Der liebe Tott, der lasst die lange Leiter herab vom Himmel und seist und Lieserle soll 'nausssteigen und nimmer Bust weh haben. Bin ich bleich 'nausdudert, aber in meinem Popf hat's ringel ringel reia temacht und Füsseln schwuppern und sagt der liebe Tott: Fall nicht, Lieserle! ich 'eck die Hand hinab, geis au! und hat mich tanz 'nauf togen.

Und beim Himmelsenzer haben die Engerln ein bauseidenes Polsterlele hinthan und ich und der liebe Tolt haben uns so dauflümmelt und herabbeschaut, und der liebe Tott hat sagt: Lieserle, da hast mein Operndlas und schau 'nab, wo du dewesen bist. Mutterle, und da ist alles ebelig und mutzig dewesen und alles kappelt so um im Moast und thut Loch traben und Sloß bauen und Kieg führen und so Sachen und der liebe Tott sagt: Das sind die Mensen. Und die alte Fau Mule hab ich auch sehen, die thut immer tricken. Und das Loch sütten sie zu und das Sloß sallt dusammen und Fau Mule thut Tumpf tricken.

Sage ich: Lieber Tott, wo sind mein Mutterle und Vaterle und Büderle und Swesterlele! und die möcht ich derne sehen.

Duckt der liebe Tott auf mich und sagt: Gindele, deine Mutterle und Vaterle und Büderle und Swesterlele sind jetz in einem trosen Leiden. Duck 'mal hin zum Haus, wo die Linden tehen. Und hab hintesaut und alles sehen. Ein Tüherle, ein neues weißes Tüherle, und thun was 'nein und weinen. Und Timmermann nagelt das Tüherle zu und sie tagen es 'naus sum Tarten wo die Kenzeln tehen und weinen. Und ist ein tiefes Loch taben und legen das Tüherle 'nab und Mutterle — — Mutterlele thut einen Srei, 's wär s Messer in die Bust, und thun tanz laut weinen, und Vaterle teht hinter dem Kenz und saut hin und sagt nichts und weint nicht und so tros ist sein Leiden, dass die tanze Luft tittert bis 'rauf zu mir.

Und so taurig bin ich worden und

ſag den lieben Tott: Was iſt dinnen im Tühele, daſs ſie ſo thun weinen?

Spitz mal die Waſcherln, ſagt der tute Tott und hör 'nab. Und haben ſie deſagt: Lieſerle! torben biſt uns und eintaben in die finſere Erden!

Deht das mich an? ſag ich.

Ja ſeilich! ſagt der liebe Tott.

Aber, ich bin ja dar nicht torben. Ich bin ja da bei dir!

Sie denken nicht daan, ſagt der liebe Tott.

So will ich 'nabuffen; Mutterle! Vaterle! Ich bin nicht torben, ich bin beim lieben Tott auf dem Fenſerpolſter.

Narrelele, das hören ſie ja dar nicht, ſagt der tute Tott. Der Himmel iſt zu hoch und die Erden iſt zu tief.

Da iſt mir ſo weh worden, Mutterle, mein Mutterlele. Niederhauperlt bin ich: Lieber, lieber Tott, laſs mich 'nab. Ich kann kein' Fied und kein' Feud haben im Himmel, wenn ſie ſo thun weinen. Laſs mich 'nabteigen und ſagen: Im Tüherle, das iſt eine Puppe deweſen und ich bin nicht torben.

Gindele! hat er deſagt, ſo teige 'nab in Tottesnamen, und der alten Fau Mule ſag: wenn ſie will, ſoll ſie 'naufteigen und ſich auf den Patz von der Lieſerle ſetzen.

Swupps! da bin ich 'rab! Und tanz unten bei der Leiter hockt die alte Fau Mule und thut tricken. — Fau Mule! Der liebe Tott laſst dich trüßen und 'naufteigen ganſt, wenn du willſt!

Und ſagt die alte Fau Mule: Was das wieder für Deſchichten ſind! Ich hab nicht Teit, muſs tricken! —

— Mutterle, ſo iſt's deweſen und dann bin ich wach deworden und hat mir die Buſt weh than. — Und mein Patz iſt noch ſei und die alte Fau Mule hat nicht Teit, die muſs tricken. — Mutterlele! — — Wenn der liebe Tott noch einmal feift, und das Lieſerle 'naufdudert — Mutterle, nicht weinen. Im Himmelfenſer bin ich neben den lieben Tott und ſau herab und werf Sneeſocken-Biſerln herab. — Mutterlele! — Jetz bin ich ſon deſund. — Ich teige ſon hinauf.... Mutter!"

Zwei Tage nachher haben ſie das Trühelein hinausgetragen. Weinend hat das Mutterauge ſich gewendet gegen den blauen Himmel hinauf. — Sie hat nichts geſehen und nichts gehört.

Der Himmel iſt gar ſo hoch und die Erde iſt gar ſo tief. M.

Luſtige Zeitung.

Der Paſtor hat ſich über die Gartenpforte gelehnt und raucht andächtig ſeine Pfeife. Da kommt ſein Freund, der Dr. Mertens angefahren. „Guten Tag, Paſtor, wie gehts?" — „Ach, nicht ganz gut, ich kann nicht ſchlafen." — „Nicht? Das iſt ja ſchlimm." — „Ja höre, Doctor, kannſt du mir nicht etwas dagegen verſchreiben?" — „Nu, das könnte ich wohl, z. B. Chloral, Bromkali, Sulfonal und ähnliches Zeug; aber das iſt nicht viel wert; das wird bald Bedürfnis und dann muſs man es ſich wieder abgewöhnen. Trink doch des abends kurz vor dem Schlafengehen einen guten ſteifen Grog." — „Nein, Gott bewahre, das geht nicht an; ich predige alſonntäglich gegen den Genuſs ſpirituöſer Getränke; da kann ich doch nicht ſelbſt —" — „Aber Paſtor — wenn ich dir das als Medicin verordne!" — „Nein, nein, das unterſcheiden meine Leute nicht. Und wie ſollt ich mir das heiße Waſſer verſchaffen?" — „Du ſagſt deiner Wirtſchafterin, du willſt dich raſieren, abends ſtatt morgens — verſtehſt du?" — „Na ja, ich will's mir überlegen." — Nach vier Wochen kommt der Doctor wieder des Weges und kehrt im Pfarrhauſe ein, trifft aber den Paſtor nicht daheim. „Nun, wie geht's dem Paſtor", fragt er die Haushälterin. „Iſt verrückt geworden!" brummt die Alte. „Was iſt er?" — „Verrückt! Raſiert ſich jeden Tag viermal!"

Freundſchaftlicher Rath. Ein Lieutenant hielt vor Eintritt eines neuen Burſchen in ſeiner Commode Umſchau und fand darin einen Zettel, den der alte Burſche an den neuen gerichtet hatte. Folgendes war der Wortlaut: „Liebber Willem. Du kömmſt bei einem ſehr juten Herrn, un wenn de de Stibeln ordentlich wickſeſt und de Knöppe glanzig ſchöne puzeſt, wirſt de keene Rüffels nich kriejen un es ſehr jut haben. Aber eins ſag ich dich, Willem: Nimm nie eene von ſeinen Ziehgarren; — denn das Luder zählt ſe!“

Etwas vom Wirtſchaftsgeld. Frau A: „Wie viel Wirtſchaftsgeld giebt Ihnen denn Ihr Mann?“ – Frau B: „O, ſo viel ich haben will.“ – Frau A: „Ah, kommen ſie denn damit aus?“

Beſſerung. Richter: „Erſt hundert Mark geſtohlen, und nun wieder achtzig Mark geſtohlen — wollen Sie ſich denn gar nicht beſſern?“ — Angeklagter: „Hab mir ja ſchon um zwanzig Mark jebeſſert.“

Unverſtändlich. Backfiſch (zur Mama): Hör' nur, wie dumm! Da läßt ein Herr durchs Gericht überall ſeine Frau ſuchen, um ſich von ihr zu trennen!“

Auf der Univerſität. Herr (zu einem bettelnden Mädchen): „Pfui, ſchämſt du dich denn nicht zu betteln? Was treibt denn dein Vater?“ — „Der bettelt auch!“ — „Und deine Mutter?“ — „Die auch.“ — „Haſt du denn auch Geſchwiſter?“ — „Ja 'n Bruder — der is auf der Univerſität“. — „Was iſt der?“ — „Auf der Univerſität is er, er ſitzt in 'ner Flaſch mit Spiritus, er hat zwei Köpf.“

Junggeſelle: „Sag' mal, glaubſt du wirklich an die Behauptung, daſs verheiratete Männer länger leben als ledige?“ — Ehemann: „Mag ſchon ſein — es kommt einem wenigſtens länger vor!“

Ausrede. Richter: „Und Sie wollen mich glauben machen, daſs der Hunger Sie zu dem Diebſtahle getrieben hat? Lächerlich! Wenn man hungrig iſt, ſtiehlt man doch nicht gleich ein ganzes Kalb!“ — Angeklagter: „Das iſt wohl richtig — aber ich hatt' kein Meſſer bei mir, ſonſt hätt ich mir von dem Kalb bloß 'n paar Pfund abgeſchnitten!“

Benutzte Gelegenheit. Der Herr Miniſter tritt auf den Herrn Referendar zu, der ſeine Braut am Arm führt. „.... Richtig, Sie ſind der Herr Referendar, der mir bei der Partie auf das Finſterhorn den Weg gezeigt hat. Es geht mir bei wohlbekannten Leuten, denen ich begegne, öfter ſo wie bei Ihnen — ich wuſste nicht, was ich aus Ihnen machen ſollte —“ — Die Braut: „Nun, einen Aſſeſſor, wenn ich bitten darf, Excellenz!“

Auch eine Folgerung. Herr: „.... Ach, wenn die Frauen erſt mit der Vernunft anfangen ....“ — Dame: „Aber die Vernunft iſt doch weiblich!“ — Herr: „Gerade deshalb hält ſie 's mit den Männern!“

Briefwechſel. „Lieber Papa! Da dieſer Monat einunddreißig Tage hat, ſo wirſt Du vielleicht entſchuldigen, daſs mein Geld ſchon heute alle iſt. Jena, den 19. Juli 1891. Dein Fritz!“ — „Lieber Fritz! Ich entſchuldige es. Dein Vater.“

Deſto beſſer. Soldat (in der Küche zu ſeiner Köchin): „Na, Rieke, det jiebt ja heute ſchon wieder Kalbfleeſch. Ick hab' dir doch jeſagt, du ſollſt mal Hammelbraten machen!“ — Rieke: „Ja, aber Willem, die Herrſchaft iſst doch keen Hammelfleiſch!“ — „Na deſto beſſer!“

Wandel der Zeiten. Früher ſuchte man den Stein der Weiſen, jetzt ſucht man das Gold der Dummen.

„Herr Schaffner, bitte um einen Platz dritter Classe nach Ruderstadt.“ — „Rauchen Sie?“ — „Ich danke, ich bin reichlich versehen.“

Eine ebenso ehrliche wie durstige Radfahrerseele läßt sich im Anzeigentheil der „Münch. N. N.“ also vernehmen: „Ich ersuche den Wirt, bei welchem am letzten Samstag, vormittags 11 Uhr, ein Velociped eingestellt wurde, seine Adresse so schnell wie möglich an die Engelbrecht'sche Wirtschaft, Utzschneiderstr., zu melden. Ich wollte es abholen und habe mich so ...., dass ich es nicht mehr finden kann. Ich werde dem ehrlichen Zurückerstatter mit Belohnung dankbar sein. Bruno Hartmann.“

Vom Kasernenhof. Lieutenant (zu einem unsauberen Rekruten): „Wie heißen Sie?“ — Rekrut: „Schwan!“ — Lieutenant: „Mensch, wie kommen Sie zu dem Druckfehler?“

Lehrerin: „Wir kommen jetzt zu der Lebensweise des Storches. Adele, was genießt der Storch?“ — Adele: „Der Storch genießt die Achtung des Menschen.“

Ein mit Kindern gesegneter Arbeiter in Rom, Namens Casieri, hat an die beim Quirinal beglaubigten Botschafter der Großmächte Schreiben gerichtet, in denen er seine Begeisterung für die von ihnen vertretenen Souveräne ausdrückt. Er habe sich daher entschlossen, jedem der Herrscher eines seiner Kinder zum Geschenke zu machen. Die Botschafter haben das Schreiben der Polizei übergeben, die den großherzigen Spender einstweilen auf das Beobachtungszimmer schickte.

Vaterfreuden. „Wie geht es Ihrem kleinen Töchterchen?“ — „Nun, es geht gut; aber sie ist so zart und zimperlich, dass man sie kaum anzurühren wagt. Da haben Sie mit Ihren drei Buben schon mehr Freude. Die können Sie doch ordentlich durchprügeln!“

Lieutenant zu seinem Burschen: „Jemand dagewesen?“ — „Ja wohl, Herr Lieutenant, der Civilschneider mit der Rechnung.“ — „Also niemand dagewesen.“

Sehr einfach. Feldwebel: „Sagen Sie mal, Dombrowsky, Sie Schlingel, wie kam es, dass ich Sie gestern Sonntag in Dingsda, in dem Bierdorf in Civil hinter einem Baum gesehen habe?“ — Dombrowsky: „Weil — weil der Baum nicht dick genug war, Herr Feldwebel!“

Ein Schwerenöther. Studio (zu seinem Commilitonen): „Hör', Spund, ich bedarf deines guten Rathes, was sagst du denn immer zu deiner Wirtin, wenn du am Ersten nicht zahlen kannst?“ — „Das drückt man in der Regel am erfolgreichsten durch ein Veilchenbouquet aus!“

Der kleine Kohn. Lehrer: „Also, Kohn, wenn du bei dem Kaufmann statt zehn Pfennige ein Fünzigpfennigstück herausbekommst, was machst du da?“ — Kohn: „Vierhundert Percent Profit!“

Ein Schwerenöther. „Mein Herr, ich glaube Ihnen nicht, dass ich die erste bin, die Sie lieben.“ — „O, Fräulein Camilla, da wären Sie die erste, die es mir nicht glaubt.“

Durch die Blume. Er (während des Essens): „Liebes Weibchen, ich vermuthe, dass in deinem Kochbuch Druckfehler sind!“

Einem alten Mütterchen sucht ein Landpfarrer durch trostreichen Zuspruch die Sterbestunde zu erleichtern. Er spricht mit beredtem Munde von der guten alten Zeit, aus welcher die Sterbende hervorgegangen, und meint, die neue Welt sei so verderbt und verrottet, dass es für fromme Seelen als ein Glück angesehen werden müsse, wenn diese sich in den Himmel hinüberretten könnten. Als er mit einer verlockenden Schilderung

himmlischer Seligkeit abgeschlossen hat, schüttelt das Mütterchen trübe den müden Kopf und erwidert: „Ach, min liwer Herr Pastor, wie man hört, soll dat in den hohen Himmel ooch schon lange nich mehr so sind, wie dat in ollen Tiden west is."

Aus der Kinderstube. Der kleine Karl ist nicht nur altklug, er ist auch ein großer Wildfang. Heute hat er wieder Hiebe gekriegt, weil er seine Schwester geprügelt hat. Er schluckt die Thränen herunter, tritt trotzig beiseite und stößt verbissenen Tones hervor: „Wenn ich nicht einmal mehr meine Schwester prügeln darf, dann — dann pfeif' ich aufs Familienleben!"

Katheder blüten.

Die Regierungen der Päpste waren nur kurz, obgleich immer der Vater auf den Sohn folgte.

Richard der III. ließ alle seine Nachfolger hinrichten.

Marat wurde zwar ermordet, aber er starb vorher an einer Krankheit, die ihm sogar das Leben raubte.

Beim Rückzuge aus Spanien waren die Wege so schlecht, dass man acht Wagen vor ein Pferd spannen musste.

Stanislaus war bei der Geburt seines Vaters noch nicht auf der Welt.

In Portugal fängt das Klima erst im Februar an, im Sommer ist große Hitze, aber der Herbst benebelt alles wieder.

In Paris werden Spiegel angefertigt, die ohne Glas und Rahmen wohl zwölftausend Thaler kosten.

Vogelmörder.

Es ist eine bedenkliche Thatsache, dass die Menschen auf dieser Welt mit allem aufräumen, was nicht ihren unmittelbaren Nutzen fördert. Unerbittlich und immerwährend ist besonders der Krieg gegen die Thierwelt. Dass man die Raubthiere und Giftthiere ausrottet, ist selbstverständlich; dass man jene Thiere vertilgt, die an unserem Tische mitessen, ohne mitzuarbeiten, ist auch natürlich. Dass man aber Thiere, die uns nicht schaden, sondern vielmehr nützen und Vergnügen bereiten, ausrotten will, das ist eine Thorheit und ein Verbrechen.

In der Gefahr, also ausgerottet zu werden, ist die Vogelwelt, die liebe, fröhliche Vogelwelt. Vor kurzem erst ist eine Klage durch die Länder gegangen, dass man den Kolibri zu Millionen tödtet, bloß um Damenhüten einen eitlen abgeschmackten Schmuck zu liefern. Ferner wird bemerkt, dass man im Wienerwalde in den letzten Jahren das holde Völklein der Nachtigallen bedenklich lichtet. Es ist bekannt, dass an der deutschen Ostseeküste ein förmlicher Vogelmassenmord betrieben wird hauptsächlich gegen Schwalben und Enten. Die Thierschutzvereine machen zwar alles Mögliche, um der Vogelvernichtungsmanie Einhalt zu thun.

Ein besonders eindringlicher Protest kommt von dem tirolisch-vorarlbergischen Thierschutzvereine in Innsbruck. Derselbe richtet sich gegen den Vogelmassenfang in Südtirol. (Eine darauf sich beziehende Schrift des Vereines ist bei Wagner in Innsbruck 1892 erschienen.)

In Südtirol, im Trentino, im Ledrothal, Etschthal u. s. w. wird der Vogelmassenfang allherbstlich auf das lebhafteste betrieben. Man schätzt die jährlich vernichteten Vögel mindestens auf 500.000 Stück, vielleicht ist die thatsächliche Ziffer doppelt so hoch.

Ein einziges Bildchen:

Die Sommertage gehen zu Ende, es naht der Herbst und damit regt sich der geheimnisvolle Wandertrieb in dem gefiedertem Völkchen; allmählich zieht es hin gegen Süden, wo die Sonne wärmer scheint, der Himmel freundlicher über der Erde lacht, wo Eis und Schnee dem fröhlichen Treiben in Wald und Wiese kein rauhes Ende setzen. Was erwartet aber dort in Wahrheit unsere Sänger,

deren muntere Töne zur Sommerszeit unsere Wälder belebt und uns zur Freude gereicht haben? Der Süden, welchem sie in ihrer Lust an Licht und Wärme und Sonnenschein zuwandern, wird ihnen zum Massengrab. Mit Netzen und Fallen bedeckt sich der Boden, den sie gastlich wähnen, der Willkommgruss tönt ihnen aus dem Gewehr entgegen, es trifft sie der kalte Blick des Jägers, welcher berechnet, wie viel von ihnen an den Leimruthen und Schlingen haften bleiben und kläglich verenden werden. Tausend Hände regen sich schon geschäftig, ihnen Freiheit und Leben zu rauben, die Vogelherde richten sich auf, und selbst ihresgleichen — die mit glühendem Draht grausam geblendeten Lockvögel — dienen dazu, die Wanderer in den Tod und Verderben bringenden Hinterhalt zu locken.

Wie aber werden die meisten Vögel gefangen? Wir haben da vor allem die sogenannte Roccoli, die Vogelherde. Wenn die Strich- und Zugvögel vom Norden aufbrechen, um in ein wärmeres Land zu ziehen, so halten sie einen bestimmten Curs ein, in welchem sie ihre Rast- und Futterstationen haben, es sind dies gewöhnlich in der Waldregion gelegene, mit Gebüsch und Bäumen reichlich bestandene Mattrn oder sanft geneigte Hänge. An diesen Stationen nun baut der Vogelsteller seine Roccoli. Es wird nämlich ein größeres oder kleineres Gebüsch mit mehreren Meter hohen, feinmaschigen und nach außen hin mit zahlreichen Säckchen versehenen Seidennetzen umfangen; die Netze werden entweder an den Bäumen oder an eigenen Ständern befestigt. (Eigentlicher Roccolo.) In der Nähe des Roccolo steht eine Vogelhütte, und im Innern des Reccolo, in dem Laubwerk versteckt, zwitschern und singen die Lockvögel. Die heranziehenden, hoch in den Lüften fliegenden Vögel fallen nun scharenweise in das Gebüsch, woraus ihnen verlockender Vogelsang entgegenschallt. Plötzlich ertönt von der Vogelhütte her ein Geierspfiff, oder es wird auch ein Prügel in das Boskett geworfen, die Vöglein erschrecken, entfliehen, aber nicht aufwärts, woher sie gekommen, sondern seitwärts gegen die Netze, woselbst sie sich in den feinmaschigen Säckchen verstricken und hängen bleiben; dann kommt der Mann aus der Vogelhütte, dreht den Vögeln den Hals um und wirft sie in den Sack. Das wiederholt sich des Tages fünfzehn- bis zwanzigmal und abends wird die Beute den bereits vor Begierde lechzenden Personen zugeführt.

Zu hunderten stehen solche Roccoli im Ledrothale, im Etschthale ꝛc. und vermehren sich noch immer.

Es kommen aber noch größere Grausamkeiten vor, die zu schildern sich die Feder sträubt. Das Land hat ein Thier-(Vogel)-schutzgesetz, aber dies steht nur auf dem Papier, vielleicht auch dort noch unvollkommen. Viele Landgemeinden in Südtirol nützen den Vogel-Massenmord praktisch aus, indem sie die Vogelwelt an die Fänger verpachten.

Es mag wohl auch mancher schädliche Vogel mitgefangen werden; im allgemeinen steht die Nützlichkeit der Vögel für den Landwirt, für die Forstcultur so ganz außer Zweifel, dass die Vogelmörder ihr Verbrechen nicht damit beschönigen können, wenn sie sagen, sie vernichten schädliche Thiere. Der Vogelreichthum nimmt in Südtirol und in Italien sehr merklich ab, man vermisst in Wald und Matten den lieblichen Gesang. Das gienge gerade noch ab auf dieser traurigen Welt, dass wir auch noch den Vogelgesang verlieren sollten!

Wie sehr der Massenvogelfang der Herzensverrohung Vorschub leistet, besonders bei der Jugend, das deute ich nur an; bildlich ausführen mag sich's der Leser selber. Wenn auf grünem Baum ein lustig singendes Vöglein sitzt, was thut der Knabe? Er hebt einen Stein auf und schleudert ihn gegen das liebe harmlose Thier. Ist es glaublich?

Moses, Moses, warum hast du nicht ein eilftes Gebot noch aufgestellt: Du sollst kein Geschöpf Gottes quälen, keins aus Muthwillen tödten! R.

Die Pantoffeln des Propheten.

Ein Gedicht in Prosa von Fritz Mauthner.

Mohammed war todt, und die Gläubigen suchten einen Nachfolger des Propheten.

Es fand sich ein Mann, der behauptete, er hätte des Propheten Kopf geerbt und wüßte alle seine Gedanken, mehr noch, als im Koran ständen.

„Das wollen wir nicht wissen!" riefen die Gläubigen. Und sie schlugen ihm den Kopf ab, der die Gedanken des Propheten enthielt.

Es fand sich ein anderer Mann, der hatte die Lieblingsfrau des Propheten geerbt und seine Leibbinde, und er wußte viel zu erzählen von Mohammeds häuslichem Leben, von seiner Gemüthsart und von seinen losen Streichen. Die Gläubigen hörten aufmerksam zu. Dann aber schlugen sie dem Erzähler den Kopf ab und verschlossen die Lieblingsfrau des Propheten in einen Tempel. Dort mußte sie schweigen.

Es fand sich ein dritter Mann. Der hatte die Pantoffeln des Propheten geerbt und schrieb über die Pantoffeln des Propheten dreihundert und achtundachtzig Bände.

Da forschten die Gläubigen, ob er nicht auch etwas vom Kopfe des Propheten geerbt hätte. Er besaß aber gar keinen Kopf. Da forschten sie, ob er nicht heimlich mit einer Witwe des Propheten verkehrte. Er aber kannte gar keine Frau und trug keine Leibbinde. Er hatte nur Füße und die steckten in den Pantoffeln des Propheten.

Da wählten die Gläubigen ihn zum Nachfolger Mohammeds. „Magazin."

Auch ein Gedicht?

(In einem geselligen Kreise bei Gelegenheit einer verlorenen Wette.)

Zwischen Acten, dunkeln Wänden
Bannt mich Freiheit Begehrenden
Nun des Lebens strenge Pflicht,
Und aus Schränken, Actenschichten
Lachen mir die beleidigten
Musen in das Amtsgesicht.

Als an Lenz und Morgenröthe
Noch das Herz sich ertabete,
O du stilles, heitres Glück!
Wie ich auch nun heiß mich sehne,
Ach, aus dieser Sandebene
Führt kein Weg dahin zurück.

Als der letzte Ballentreter
Steh' ich armer Enterbeter
In des Staates Symphanie,
Ach, in diesem Schwall von Tönen,
Wo fänd' ich da des eigenen
Herzens süße Melodie?

Ein Gedicht soll ich euch spenden:
Nun, so geht mit dem Leidenden
Nicht zu strenge ins Gericht!
Nehmt den Willen für Gewährung,
Kühnen Reim für Begeisterung,
Diesen Unsinn als Gedicht!

Dieses Spottgedicht auf gewisse Reimschmiede stammt von einem berühmten deutschen Dichter. Wie heißt er?

Die Red.

Der Kanzlei-Schimmel.

Der „Heimgarten" brachte in seinem X. Jahrgange, Seite 357, eine Anregung, das zumeist völlig unverständliche Kanzleideutsch zu reformieren, damit es jedermann verstehen könne. Damals hat unser Aufsatz Achselzucken verursacht, stellenweise sogar ein bißchen böses Blut gemacht.

Nun ist draußen in Deutschland eine Bewegung entstanden in demselben Sinne, wie der Kanzleischimmelaufsatz. Das Juristendeutsch sei abzuschaffen, auch bei den Behörden und Gerichten sei ein gutes, einfaches Deutsch einzuführen. Die „Deutsche Revue" (Breslau) betreibt diese Sache und sammelt, besonders in der juristischen Welt, Stimmen zugunsten einer Reform des Juristendeutsch. Professor von Gneist schreibt darüber unter anderem an die „Deutsche Revue":

Berlin, den 26. Juni 1892.

Sehr geehrter Herr Doctor!

Wem sagen Sie das! Seit länger als fünfzig Jahren lege ich den jungen Herren, welche meine Vorlesungen hören, zwei Dinge ans Herz. Das eine ist eine

leſerliche Handſchrift; denn es iſt eine große Unhöflichkeit gegen unſere Mitmenſchen, unleſerlich zu ſchreiben; eine unleſerliche Unterſchrift iſt ſogar eine ſträfliche Rückſichtsloſigkeit. Die andere Ermahnung geht darauf aus, in Beſcheiden und Urtheilen ein gutes Deutſch zu ſchreiben. Unſere heutigen großen Geſetzeswerke ſind ſo ſtiliſiert, daſs die preußiſchen Juriſten ſich in Goethe'ſchem Deutſch ausdrücken könnten. Sehr erfreulich ſind die Bemühungen des Herrn Juſtizminiſters von Schelling in dieſer Richtung. Leider haben aber mancherlei Einſeitigkeiten unſeres Gymnaſialunterrichtes anſcheinend nicht günſtig auf den deutſchen Aufſatz eingewirkt. Viele von uns, die wir Referendararbeiten in Maſſe zu ſehen bekommen, haben den Eindruck, daſs die jetzige Generation in der Stiliſierung eher zurück als vorwärts kommt. Wir Univerſitätslehrer können unſeren guten Willen nur durch Ermahnungen bekunden, deren Erfolg freilich ebenſo wenig ſicher iſt, wie derjenige der Ermahnungen, welche wir von Vater und Mutter auf die Univerſität mitbringen. Viel wirkſamer als wir kann aber die Tagespreſſe auf üble Gewohnheiten der Gerichte einwirken, beiſpielsweiſe durch den Abdruck von abſchreckenden Sätzen, wie ſie in den Urtheilsgründen unſerer Gerichtshöfe alltäglich vorkommen. Während unſere alten Richter ſich empfindlich verletzt fühlen, wenn der controlierende Präſident das aufgeſetzte Urtheil manchmal ſo corrigieren muſs wie das Exercitium eines Tertianers, ſo laſſen ſich dieſelben Herren immer noch leichter eine Kritik der Preſſe gefallen, und Sie werden ſich auf dieſem wie auf vielen Gebieten ein Verdienſt erwerben, wenn Sie einmal eine kleine „Schreckenskammer" aus Stilproben deutſcher Gerichtshöfe zuſammenſtellen möchten.

Genehmigen Sie die Verſicherung aufrichtiger Hochſchätzung

Ihres ergebenen

R. v. Gneiſt.

Die „Deutſche Revue" ſelber macht zur Sache folgende Bemerkung:

„Der mittelalterliche und oft unverſtändliche Stil in der Juſtiz und Verwaltung iſt für weite Volkskreiſe ein großer Nachtheil — häufig iſt es den Laien unmöglich, aus dem „Juriſtendeutſch" die Klarheit zu gewinnen, welche für gerichtliche Erkenntniſſe, für Verfügungen und Anordnungen der Verwaltung eine Nothwendigkeit iſt. — Es iſt möglich, daſs die Gymnaſialbildung mit zur Erſchwerung und Unklarheit des Stils beigetragen hat. — Die Claſſiker haben oft athemraubende Zwiſchenſätze und verwickelte Conſtructionen, welche in einer alten Sprache ſchön, im Deutſchen aber entſetzlich ſind. — Auch die deutſchen Aufſätze, welche nicht ſelten in den Gymnaſien über die abſtracteſten Themata gegeben werden und die Phraſenproduction begünſtigen, tragen zur Verſchlechterung und Unklarheit des Stils bei."

Wir bleiben bei dem, was wir ſeinerzeit ſchon geſagt haben: Die Behörden, welche es nicht bloß mit Juriſten, ſondern auch mit Leuten anderer Stände zu thun haben, können ſich gar nicht einfach und deutlich genug ausdrücken. Oder wäre — wie boshafte Zungen behaupten — der für gewöhnliche Leute unverſtändliche Kanzleiſtil dazu da, damit die Herren Advocaten etwas zu thun haben? Nein, gegen dieſe Deutung muſs man den wohllöblichen Juriſtenſtand doch in Schutz nehmen. Aber wir bitten ihn, den Kanzleiſchimmel, der ſeinen Haſer wahrlich nicht verdient, endlich davonzujagen und menſchlich mit uns zu ſprechen.

M.

Mein Franz.

Sein Rock iſt vawetzt
Und die Stiefel nit ganz,
Aber gern hon ih'n dena,
Mein Moarknecht, 'n Franz!

Was r angreift, däs gſpürt's,
Und däs rührt ſih von Fleck,
Und dabei is r zfriedn
Mit an Brot und an Speck.

Ka Arbat is zschwar,
Wann r s anpackt, er zwingt's,
Gibt's a Liadt dazua,
Bald s eahm einfallt, er singt's.

Hübsch grad in dr Red
Und reschweg mit n Thoan,
Wo dr Franz dabei steht,
Is er niamals allaan.

A Mann ba dr Arbat,
A Bursch ast ban Tanz
Mit an Gmüat wia Kind —
A so is r, mei Franz!

Hans Fraungruber.

Kampfhahnerei.

Zur Enthüllungsfeier des Fallersleben-Denkmals auf Helgoland hat Emil Rittershaus ein Festgedicht verfasst, in welchem die folgende Stelle vorkommt:

„Und das Recht, das heil'ge hohe! Weh' dem Frevler, der es beugt,
Und den Rassenhass entfesselt, der nur Blut und Unheil zeugt,
Dessen Zunge von dem Gifte allerschlimmster Schlangen trieft!
Fest zum Rechte, das uns heilig, das beschwaren und verbrieft,
Und es werde nie vergessen, dass uns deutscher Bruder heißt:
Wer im Leben und im Sterben deutsch sich zeigt in Herz und Geist!"

Dieser Stelle wegen wurde Rittershaus von den antisemitischen und sogenannten deutschnationalen Blättern mörderisch angegriffen. Ein Berliner Blatt, welches sich „eine Zeitung unparteiischer Politik" nennt und welches in seiner ersteren Zeit sich auch höchst anständig gehalten hat, schimpft dieses die Einigkeit, das Recht, das deutsche Herz und den deutschen Geist feiernde Gedicht „Wischiwaschi" und schreit, die deutsche Geduld müsse wirklich unerschöpflich sein, wenn man ihr solche Keckheiten zu bieten wagen darf! — Und eine solche Kampfhahnerei gegen die Anwälte deutscher Ideale nennt sich „deutschnational".

In der That, die deutsche Geduld muss unerschöpflich sein, dass man es wagen darf, ihr eine solche Art von „Nationalismus" aufzuschwatzen. R.

Bücher.

In meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit von Adolf Pichler. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1892.)

Nicht bloß, wer eine Reise thut, weiß was zu erzählen, sondern auch, wer ein langes Leben gelebt hat. Wenn einer noch dazu eine große Zeit erfahren und abendrein ein reiches Seelenleben geführt hat, und wenn sein Geist mit hohem Blicke über die Welt und die Menschen hingeschaut hat — und er schreibt das auf — dann entstehen Bücher, wie dieses vorgenannte von Adolf Pichler. Es ist eine Lebensbeschreibung, theils in schlichten Worten des Chronisten, theils in Briefen mit Freunden und Freundinnen, theils mit Beispielen dichterischen Strebens und Könnens. Der Zolleinnehmerssohn aus Erl hat seinen Weg gemacht! Schon von Haus aus eine sympathische Gestalt, wuchs der frische Junge zum zielbewussten Studenten, dieser zum deutschen Manne heran. Eine manchmal zwar herbe und trotzige, aber grundehrliche Natur. Der Briefwechsel des jungen Pichler mit seinen vaterländischen Freunden, ich nenne Wildgruber, Purtscher, Schuler. Flir, Ruf, Schnell, Streiter und zu bemerken besonders die Jugendfreundin Cornelie, ist von wesentlichem Werte. Cornelie nennt der Dichter selbst ein reines, edles, großes Herz; für die Mittheilung der Briefe von ihr müssten ihm vor allem die Frauen dankbar sein. — Das Buch „zu meiner Zeit" schließt leider im Jahre 1848 ab, während die Zeit des Dichters des „Fra Serafico", des „Zaggler Franz", der „Dante zu Ravenna" doch nun erst recht begann. Oder will er uns noch einen zweiten Band bringen? Es wäre wahlgethan. R.

Ein Erwachen. Aus dem Buche eines Lebens. Gedicht von E. Salburg. (Graz. „Styria" 1892.)

Was ist das für eine Dichtung und wer hat sie geschrieben? Es ist das Herzenslied eines jungen reichen Aristokraten, der sich in ein blutarmes junges Arbeitermädchen verliebt, vergebens um dasselbe wirbt, durch sie gelacht, herabsteigt zum armen Volke, um ihm sein Können und Haben zu opfern, während die Geliebte für ihn in den Tod geht. Die im Werkchen ausgesprochenen herben Gedanken über die Großen und

Reichen sind für diese geradezu niederschmetternd; das arbeitende Volk wird in dichterischer Schöne verherrlicht. Die Dichtung erinnert in ihrer Farm und Innigkeit an Chamissas „Frauenliebe und Leben"; Abschnitte wie „Hoch oben unterm Dache, da bin ich jetzt daheim", „Sonst hab' ich meistens wohl kaum gewusst, wenns Sonntag war", „Nun hab' ich das Träumen doch gelernt", „In lustiger Kammer neben mir", „Und seit wir sprachen zusammen so", graben sich tief ins Herz des Lesers. Sentenzen wie „O Reichthum der Genügsamkeit, Kraft, die nie versiegt! O Größe, die von innen stammt! wie klein und arm sind wir. Ihr Armen und Verkürzten all, wie überreich seid ihr!" oder „Sie (die heldenmüthige Arbeiterin) lehrte mich einfach und unbewusst des Daseins würdig werden" geben unter vielem anderen Zeugnis von der großen sittlichen Kraft, von welcher die Dichtung getragen wird. Flüchtig und doch grell beleuchtend wie ein Blitz berührt der Dichter im Liede XXVIII. ein unerhörtes Thema, dem jedoch der Seelenadel des Helden versöhnend gegenübersteht. — Und wer hat diese Dichtung des Socialismus geschrieben? Ein vom Glücke der Welt umgebenes junges Mädchen aus aristokratischem Hause! Es ist ein Zeichen der Zeit. Ich beglückwünsche die Dichterin zu ihrem Talente, das sie hier neuerdings bewiesen hat, ich bewundere sie ihrer vorurtheilslosen Weltanschauung wegen und ich verehre sie ob ihres Freimuthes, denn man darf wohl annehmen, dass diese Dichtung nicht Koketterie mit dem Zeitgeiste ist, sondern heiliger Ernst! R.

Francesca da Rimini. Tragödie in fünf Acten von Martin Greif. Deutsche Verlags-Anstalt. (Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1892.)

Nach den Stoffen, welche Martin Greif in letzter Zeit behandelte und die sämmtlich eminent vaterländische waren, greift er einmal einen solchen heraus, der schon allein durch das rein Menschliche interessieren und wirken muss. Es ist ein älteres, bereits 1878 entstandenes Werk, welches der Dichter umarbeitete und erst jetzt im Drucke erscheinen ließ. Die Änderungen, welche er dabei gegenüber der älteren Fassung vornahm und diese sich zumeist auf den Schluss beziehen, fallen diese und jene Stelle, welche sich bisher wohl zu unvermittelt entwickelte, runder und dramatischer ausgestalten. Bei der Theateraufführung (zum erstenmale wurde das Stück vor einigen Monaten auf der königlichen Bühne in Kassel dargestellt) hat die Tragödie die Feuerprobe glänzend bestanden und somit wäre sein poetisches, bühnenwirksames Drama für das deutsche Theater gewonnen. Greif hat für sein Trauerspiel „Francesca da Rimini" eine Episode aus der „Divina Commedia" benützt. Der Stoff ist wiederholt dramatisch behandelt worden, so von Silvia Pellica und Paul Heyse; er schließt das Motiv des Brudermordes in sich, das besonders in der Sturm- und Drangzeit der deutschen Poesie große Anziehung auf die Dichter ausübte. Nun hat dieses Motiv, welches uns in der antiken Tragödie mit ihren grausen Schicksalsfügungen nicht selten entgegentritt, für das Gefühl des modernen Menschen etwas Abstoßendes; der moderne Dichter kann seine Aufgabe nicht mehr in die Weise der antiken Tragödie lösen, er muss ihr durch die Charaktertragödie gerecht werden. Der antike Dichter kommt bei diesem Stoffe mit der Nebenbuhlerschaft um die Krone allein aus, der moderne Poet muss diesem Zwiespalt das romantische Motiv der Liebe, welche sich demselben Weibe zuwendet, beimischen. Diesen Pfad wandelt auch Martin Greif. Er hat das alte Motiv nach seinem Zwecke geändert. Die Herrschaftsfrage ist bei ihm fast ganz zurückgedrängt, an ihre Stelle tritt als leitendes Motiv der Conflict, welcher durch die Liebe der beiden Brüder zu demselben Mädchen hervorgerufen wird, und dieser Conflict wird noch dadurch verschärft, dass der ältere Bruder eine frühere Geliebte verlässt, deren Vater als Rächer der Ehre seiner Tochter nun durch Machinationen den Fall des ganzen Fürstenhauses herbeiführet.

Der Dichter hat das Ziel, welches er sich steckte, vollkommen erreicht. Die Handlung entwickelt sich folgerichtig aus den Charakteren, und diese sind vortrefflich gezeichnet, die Gegensätze sind wirkungsvoll hervorgehoben. Zwei Männer wie Lancialta und Paolo, der eine hart, herrschsüchtig, zielbewusst, der andere weich, sanften, zarten Regungen sich leidenschaftlich hingebend, sie müssen, wenn einmal ihre Neigung denselben Gegenstand erfasst hat, sich in nie zu versöhnender Feindschaft treffen.

Diese Tragödie gehört zu Greifs besten Schöpfungen. Aufbau, Durchführung, Charakterisierung — alles ist sehr gelungen; mit feinem Gefühl hat der Dichter Licht und Schatten vertheilt, die Gestalten sind mit fest markierten Strichen gezeichnet, jede — auch die unbedeutendste — hat ihren scharf ausgeprägten Charakter. Da gibt es viele kleine Züge, welche die Meisterhand des echten Dichters verrathen. Wie weiß Greif zum Beispiel den künftigen Conflict gleich anfangs vorzubereiten, wenn er den edlen,

schönen Paolo, diesen tapferen und doch milden Jüngling, dem aller Herzen zujauchzen, für seinen finsteren stolzen Bruder als Brautwerber um Francesca auftreten läßt! Als beredter Fürsprecher vollbringt er seinen Auftrag, er führt die Braut dem Bruder zu, trägt aber eine unheilbare Wunde im Herzen davon, und Francesca opfert sich dem Staatswohl, ihr Herz aber gehört Paolo. So knüpfen sich bereits sachte die Fäden, welche sich später als verderbenbringendes Netz über die beiden Liebenden zusammenziehen.

Daß die Sprache voll poetischer Glut, der Vers melodiös ist, braucht bei einer Schöpfung Marlin Greifs nicht erst hinzugefügt zu werden. Es ist zu wünschen, daß recht viele Bühnen dem Beispiele des Kasseler Hoftheaters folgen mögen.

Emil Joffé.

„Für die Jugend des Volkes." Monatschrift zur Bildung und Belehrung, herausgegeben von den Lehrern Mariner und Martin. (Verlag in Biedermannsdorf bei Wien.)

Diese hübsch ausgestattete Monatschrift hat sich besonders die Veredlung des Kindergemüthes zur Aufgabe gestellt und verdient die wärmste Empfehlung. Es ist nicht gut, den Kindern der Arbeit nach der Schulstube wieder ein Buch in die Hand zu geben, welches abermals einer Commentares bedürfte; nach der Arbeit kommt das Vergnügen, und die junge Seele will sich gleich dem Körper erholen und erquicken. Die Sturmfluth von Jugendschriften macht es aber dem beschäftigten Vater schwer, die richtige Wahl zu treffen, und nichts ist dem jugendlichen Geiste gefährlicher als phantastische und aufregende Lectüre, die sich auf dem Büchermarkt für die Jugend leider eingeschlichen hat. Der Beruf der Herausgeber obgenannter Monatschrift bürgt für die einsichtsvolle Förderung der Gemüths- und ästhetischen Bildung, und die zahlreichen Zustimmungskundgebungen aus Lehrer- und Erzieherkreisen erhöhen das Vertrauen in diese Zeitschrift mit Recht. Nette Bilder zieren sie, und auch für „Scherz und Kurzweil" ist bestens gesorgt. Die besondere Billigkeit des Werkchens ermöglicht auch dem Unbemittelten, seine Kinder mit dieser Gabe zu erfreuen. Möge sie Glück begleiten und Glück gewähren! H. F.

Illustrierte Musikgeschichte von Adalbert Sooboda. Mit Abbildungen von Max Freiherrn von Branca. Erster Band. (Stuttgart.) Verlag von Karl Grüninger. 1892.

Dieses besonders für Musiker und Musikfreunde hochinteressante Werk enthält in seinem ersten Bande folgende Abschnitte: Musik bei Naturvölkern. Musik bei den Culturvölkern des Alterthums. Aus vorgeschichtlicher Zeit. Die musikalischen Zustände in China. Beziehungen der Musik zur Cultur und zum Leben in Japan. Musik in Indien. Musik und Poesie in Babylonien und Assyrien. Wechselbeziehungen von Musik und Leben in Persien. Bedeutung der Musik bei den Arabern und bei anderen Islamiten. Die Musik als Culturmacht in Egypten. Die Musikpflege bei den Juden. Die Culturbedeutung der Musik in Griechenland. Die Tonkunst bei altitalischen Völkern.

Der zweite Band wird die Geschichte der Tonkunst vom Mittelalter bis auf unsere Tage behandeln. Wir kommen auf das bedeutsame Werk noch zurück. M.

In einer Serie der **Bibliothek der Gesamml-Literatur** (Halle a. S., Otto Hendel), sind es besonders drei Neuigkeiten, welche hervorgehoben zu werden verdienen. „Der kleine Johannes", eine der reizendsten Märchendichtungen von Dr. Frederik van Eeden. Diese Dichtung hat in Holland Aufsehen gemacht und liegt hier in einer trefflichen Übersetzung vor. Durch eine Reihe poesiereicher Schilderungen und Bilder wird der Held der Dichtung, der kleine Johannes, auf allerlei Irrwegen wieder wahrem Menschenthum, edler Männlichkeit zugeführt. — „Auf Gottes Wegen", Roman von Björnson, hat einen bleibenden Werth durch die meisterliche Zeichnung der handelnden Figuren, durch welche der Verfasser sich eben so sehr als Kenner des Seelenlebens, wie nicht minder als Vertreter einer ewig giltigen Moral gegenüber dem Kirchenglauben erweist. — Das „Polnische Novellenbuch" von Albert Weiß kann als weiterer Baustein zum Bau einer Weltliteratur im Sinne Goethes angesehen werden, zugleich aber ist es ein anschauliches Bild der polnischen Novellistik der Vergangenheit und Gegenwart. — Ferner bringt diese Serie Schopenhauers Parerga und Paralipomena. II. — Aus R. Töpfers Genfer Novellen: Die Bibliothek meines Oheims. — Von den de Maistre'schen Erzählungen, deutsch von Karl Bindel: Reise um mein Zimmer, Nachtfahrt um mein Zimmer, der Aussätzige von Aosta. V.

Der Todtentanz. Vortrag von Professor Emil Sossé. (Seperatabdruck aus den Mittheilungen des mährischen Gewerbemuseums in Brünn. 1892.)

Eine lichtvolle Darstellung der Geschichte und Bedeutung des „Todtentanzes". In alten Zeiten, da die Menschen trotz Pest, Hunger und Krieg in Üppigkeit ausarteten, in Frevel und Gottlosigkeit dahinlebten, waren Priester, Dichter und Maler bemüht, in anschaulichen Bildern die Vergänglichkeit irdischer Freuden und Macht dem Volke vor Augen zu stellen. Solche Darstellungen, in welchen große Künstler wie Holbein Unsterbliches leisteten, wurden unter der Bezeichnung „Todtentanz" bekannt. Der häufig wiederkehrende Gedanke ist, wie der Rippenmann mit blühenden Lebensgestalten zeigt, während die in bizarren Gestalten verkörperten Laster und Leidenschaften den Tanz aufspielen. Ein anderer immer wiederkehrender Gedanke: Im Todtenreich ist alles gleich, Papst, Kaiser, Kaiserin, Edelmann, Jungfrau, Greis, Kind u. s. w. — Sossés Vortrag führt den Gegenstand auf das beste durch und bietet damit sowohl ein Stück Cultur- als auch Kunstgeschichte.

M.

Dramatische Versuche von Sophie von Khuenberg. (Graz. Leykam. 1892.)

Diese im „Heimgarten" erschienenen und mit großem Beifalle aufgenommenen Stücke: „Luise" (Schauspiel), „Aug um Aug" (Lustspiel) und „Ein kräftiger Junge" (Schwank) sind nun für die Bühnen als Manuskript in einer Separatausgabe gedruckt worden. Die mit so frischem Humor und dichterischem Tiefblick ausgestatteten „Versuche" werden den Zuschauer nicht weniger als den Leser fesseln. Glück auf den Weg!

R.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensidee. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. Festnummer, dem internationalen Friedenscongress zu Bern (1892) gewidmet.

Wahl ist es zu verstehen, wenn eine Gesellschaft für den Frieden eintritt, den ja alle wünschen. Aber es ist nicht zu begreifen, dass einige für den Krieg streiten, und zwar so leidenschaftlich, als ob der Krieg wirklich in Gefahr wäre! Ist der Krieg, wie diese sagen, eine Naturnothwendigkeit, dann braucht er keine Protectoren und Vertheidiger, dann vollzieht er sich trotz aller Friedensbestrebungen schon von selbst. Eben die Opposition, welche die Friedensfreunde stellenweise erfahren, ist für diese tröstlich. Jene wehren sich um den Krieg; man wehrt sich nur um Dinge, die bedroht sind. Wenn alle vernünftigen und einflussreichen Menschen den Frieden anstreben, dann ist der Krieg in der That bedroht. Die obgenannte Zeitschrift will die Friedensidee und die Idee eines internationalen Schiedsgerichtes immer mehr in der Welt verbreiten. Ist die Menschheit einer Veredelung fähig, so wird im Laufe der Zeiten auch das gelingen. Idealisten voraus!

R.

Der gute Kamerad. Spemanns illustrierte Knabenzeitung. (Stuttgart. W. Spemann.)

Diese Knabenzeitung steht in ihrer Art einzig da. Uns ist keine Schrift bekannt, welche in Wort und Bild so vollkommen dem jugendlichen Sinn des Knaben gerecht wird, als der „Gute Kamerad". Alles was im Interessenkreise des jungen Lesers liegen kann, sei es aus Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Völkerkunde, Erfindung, Kunst und Dichtung (Erzählung), Sport- und Spielwelt u. s. w., diese Zeitschrift enthält es, und zwar stets in der besten, anregendsten Form. Sie ist ein wirkliches Bildungsmittel, eine Schule für sich, und was für eine! Jede Nummer wird von den jungen Lesern mit Spannung erwartet.

M.

Grazer Schreibkalender für das Gemeinjahr 1893. 109. Jahrgang. (Graz. Leykam.)

Dieser alte Kalender nimmt seit einigen Jahren einen außerordentlichen Aufschwung. Sein Wert ist ein doppelter: reichhaltiges Nachschlagebuch und treffliches Familienhausbuch. Ein vollständiges Kalendarium mit allem Zugehör, genaue Auskünfte über Angelegenheiten von Graz und Steiermark, Landwirtschaftliches, Rundschau der Geschichte des vergangenen Jahres, Neubauten und Denkmäler zu Graz u. s. w. Besonders reich ist diesmal der Kalender an Erzählungen und Schilderungen; von den letzteren zu nennen: „Das Ablesen vom Munde" (für Schwerhörige) von A. Taucher und „Warum die Schule nach so viele Feinde hat" von J. Killer. Das Jahrbuch ist reich illustriert.

M.

Im Verlage von Jüstel & Göttel, Leipzig, erschien ein kleines Werk, betitelt: **Unsere Wohnräume, deren decorative Ausschmückung, Reinigung und Conservierung.** Praktische Anleitung zur Reinigung und Conservierung der Leim- u. Ölfarbenmalereien, Lackierungen

Digitized by Google

und Anstriche, der Tapeten, Figuren, Ölgemälde, Bilderrahmen, polierter und antiker Möbel ꝛc. ꝛc. Verfaßt von G. Weber.
V.

Meyers Kleiner Hand-Atlas. (13 Liefg. Bibliographisches Institut, Leipzig.) Zu den anerkennenswerthesten Eigenthümlichkeiten des Meyer'schen „Kleinen Hand-Atlas" zählt auch die, daß in demselben neue Momente zur Aufnahme kamen, welche in den großen Hand-Atlanten bis jetzt fast ganz vernachlässigt wurden: als Beispiel verweisen wir hiebei auf die Wiedergabe der Dampfer- und Kabelverbindungen; auf der Karte von Elsaß-Lothringen findet man die französische, auf der von Schleswig-Holstein die dänische Sprachgrenze. Ingleichen ist auf den Blättern „Posen" und „Schlesien" die Ausbreitung des polnischen Sprachidioms und auf dem Blatte „Schweiz" eine Darstellung der Vertheilung der drei Nationalitäten genau ersichtlich. Was ferner den Meyer'schen Kleinen Hand-Atlas besonders angenehm auszeichnet, das sind die Pläne und Umgebungskarten der Weltstädte, denen ganze Blätter gewidmet sind. Beigegeben sind diesen Plänen und Umgebungskarten Namenregister zur schnellen Auffindung der gesuchten Objecte. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Mozart. Sein Leben und seine Werke. Mit einer Einleitung: Mozarts Schaffen im Lichte unserer Zeit. Von Victor Joß. (G. A. Bibus. St. Johann i. P.)

Theodor Körner. Ein deutscher Freiheitssänger und Held. Von Victor Joß. (G. A. Bibus. St. Johann i. P.)

Spaziergänge in den Alpen. Wanderstudien und Plaudereien von J. V. Widmann. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. (Frauenfeld. J. Huber. 1892.)

Ernstes und Heiteres. Vermischte Schriften von Alexander Freytag-Loringhoven. (Herausgegeben zum besten des Vereins gegen den Bettel in Riga.) (Mitau. E. Behre. 1892.)

Familien-Bücherschatz. Neue Folge. 60. Heft. (Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.)

Aus Kurlands herzoglicher Zeit. Gestalten und Bilder von Ernst u. August Seraphim. (Mitau. E. Behre. 1892.)

Das jüdische Weib. Von Nahida Remy. Mit einem Vorworte von Professor Dr. M. Lazarus. (Leipzig. W. Malende.)

Unter der Friedenspalme. Ein Märchen von Nema. (Zürich. Verlags-Magazin. 1892.)

Einsame Sterne. Epische und lyrische Dichtungen von Rudolf Freiherrn von Gottesheim. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Frauen Lieb und Leid. Gedichte von Anna Fleischmann. (Freinsheim. 1892.)

Gedichte von Hubert Müller. Zweite vermehrte Auflage. (Berlin. Julius Lieber. 1892.)

Der Naturalismus in kritischer Beleuchtung von Peter Philipp. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1892.)

Einiges Christenthum, Vorschrift zur Förderung der Bestrebungen M. v. Egidys unter dessen Mitwirkung vierteljährlich herausgegeben von Lehmann-Hohenberg, Professor an der Universität in Kiel.

Deutsche Frauen vor dem Parlament. Actenstücke, gesammelt von W. Grimm. (Weimarer Verlagsanstalt.)

Die Erhaltung unseres Bauernstandes. Von Dr. R. J. Beck. (Berlin. Expedition „Freiland". 1892.)

Blut oder Frucht. Die Erlösung des Menschen und seine Versöhnung mit sich, Natur und Gott, durch neues Leben, neue Religion und neue Ideale. In neuer Poesie von Gustav Schlickeysen. (Gustav Schlickeysen. Jersey City. N. J. [Amerika] 1892.)

Das Bett und sein Einfluß auf unsere Gesundheit. Ein Mahnruf an alle Väter und Mütter von Ottomar Steiner. (Frankenberg i. S. Karl Stange Nachfolger. 1892.)

Deutsches Lehrerheim in Schreiberhau, Riesengebirge. Von W. Winller. (Bielefeld. A. Helmich.)

Die Bewegung des Rindviehstandes von 1880—1890 in einigen Alpengebieten Österreichs: Von Professor Dr. M. Willens. (Separatabdruck aus der „Statistischen Monatsschrift". Wien.)

Jugendlaube. Bibliothek für die Jugend. Herausgegeben von Hermine Praschka. Fünftes Bändchen. (Graz. Leykam. 1892.)

Zwanzig Unterrichtsbriefe zur Erlernung der deutschen Stenographie nach Gabelsbergers System. (Correspondenz- und Debattenschrift bearbeitet von Heinrich Krieg. C. C. Meinhold & Söhne. Dresden.)

Kalender des deutschen Schulvereins. Auf das Jahr 1893. Siebenter Jahrgang. Redigiert von Adam Müller-Guttenbrunn. (Wien. A. Pichlers Witwe und Sohn.)

Schorers Kalender für die deutsche Familie auf das Jahr 1893. (J. H. Schorer. Berlin.)

Führer durch Mürzzuschlag am Semmering und Umgebung. Mit Plan des Ortes, Illustrationen und Karte der Umgebung. (Wien. Leo Woerl.)

Postkarten des „Heimgarten".

* Felix Dahn, der große Wotanbrüller, wie Hamerling ihn genannt hat, griff — durch die Bestrebungen der Friedensfreunde nervös gemacht — in die Leier und sang also:

„Die Waffen hoch! Das Schwert ist Mannes eigen!
Wenn Männer fechten, hat das Weib zu schweigen!
Doch freilich: Männer gibt's in diesen Tagen,
Die sollten lieber Unterröcke tragen."

Wenn in den Tagen nationaler Noth und Gefahr der Dichter sein Volk zum Kampfe ruft, so ist das in Ordnung; wenn aber in tiefster Friedenszeit einer rempelt, die höchsten Ideale der Menschheit besudelt und ihre Träger verhöhnt, so ist das auch nicht Männlichkeit, sondern etwas anderes!

J. W., Wachau: Sie wollen eine Beschreibung des deutschen Burschenlebens haben. Lesen Sie die prächtige Novelle: „Auf der Mensur", von Erich Fließ Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte, Juli- und Augustheft 1892. Sie finden darin die „ungeheuerlichen Thorheiten" beschrieben, von denen Sie sprechen. Diese Dinge können nur begriffen, entschuldigt, ja sogar gelobt werden, wenn sie imstande sind, den jungen Menschen im gefährlichen Alter von gewissen Excessen abzuhalten.

* Alles auf der Welt ist entwickelungs- und verbesserungsfähig, nur die Anlagen des Grazer Schlossbergscheitels haben den äußersten Grad der Vollkommenheit erreicht. Wer da noch etwas anrühren wollte, der würde gesteinigt. Das hat auch der uneigennützige und sonst so verdienstliche Urheber eines neuen Planes zur Verschönerung des Grazer Schlossberges erfahren. Der „Heimgarten" (Jahrgang XV. Seite 544) konnte diesen Plan unterstützen, vorausgesetzt, dass der Bevölkerung kein Recht an ihrem Schlossberg geschmälert, und dass der Gemeindesäckel nicht angegriffen werde. Selbst über diesen reservierten Standpunkt hat ein Grazer Blatt hysterische Anfälle bekommen. Nach wenigen Jahrzehnten wird's allerdings anders ausschauen da oben. Die jetzigen Grazer sind entzückt über ihr heutiges Schlossbergplateau und — bleiben herunten!

Sb., Prag: Richten Sie Ihre Frage wegen des Unterschiedes zwischen Melodie und Harmonie doch an einen Musiker; von uns könnten Sie leicht folgende ganz laienhafte Antwort erhalten: Wohltöne hinter einander sind Melodie, Wohltöne neben einander Harmonie.

O. U. Berlin: Dass der Herausgeber dieser Zeitschrift die ihm allerdings vom Festcomité zu Louisville in Amerika zugekommene Einladung, sich an der großen Columbusfeier persönlich zu betheiligen, angenommen habe, ist unrichtig. Auch die Nachricht der Blätter, dass er an dem Friedenscongresse in Bern theilgenommen, war falsch. Der Betreffende muss alle Einladungen ins Ausland aus Gesundheitsrücksichten ablehnen.

J. W. Linz: Sie erwarten, junger Mann, dass Sie für Ihre literarischen Verdienste den Adel erhalten werden und fragen uns wegen der Auswahl eines Wappenzeichens um Rath. Was sagen Sie zu einem grünen Gimpel auf blauem Felde?

M. A. Zürich: Der beste Schutz gegen Druckfehler ist eine deutliche Schrift.

* Wir bitten, dem „Heimgarten" unverlangt keine Manuscripte einzuschicken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

2. Heft. November 1892. XVII. Jahrg.

's Gupferl.

Eine Geschichte aus Steiermark. Von P. K. Rosegger.

(Schluss.)

Nun kam die Zeit, da der Löffel-Greg sich nach Schnitzholz umsehen sollte, um den Winter über wieder neue Waren verfertigen zu können. Allein der Greg blieb in seinem Kobel. — Er wisse nicht, was das mit ihm sei, letzt Zeit her. Im Kopf Schwindel, keinen Athem, Husten! — Und er hustete wirklich, ja mit großer Anstrengung. Die Magd hatte ihm gerathen, das Tabakrauchen sein zu lassen und mehr in der frischen Luft umherzugehen.

„O mein liebstes Treuherz!" entgegnete ihr der Greg mit thränendem Auge, „das bissel Rauchen ist noch das Einzige, was mich hält, das macht's locker auf der Brust, sonst wär' ich schon lang' erstickt. Und in der Luft herumgehen, mein Mensch, was thät' ich lieber als das, aber zu müd' und matt. Die Füße wollen mich nimmer tragen. Es ist nit anders, mit mir geht's bergab."

Das Gupferl erschrak über die Maßen, ließ aber nicht viel davon merken, sondern tröstete ihn und meinte, er möge doch nur liegen bleiben und sich pflegen, so gut es möglich, und sie wolle schon sorgen, dass er keine Noth leide.

Wohl, sie sorgte Tag und Nacht. Bei Tag arbeitete sie auf Bauernfeldern und in Gärten, die halben Nächte lang saß sie in einer Hütte bei armen Leuten und machte Frauengewand. Alles was sie sich erwarb, trug sie dem Greg zu. In einem großen Dorfe hatten sie sich niedergelassen, der Karren stand fest unter dem Dache einer leeren Streuhütte, wo er allem Anscheine nach zu überwintern dachte. Und im Karrenkobel lag der kranke Greg. Das Gupferl hatte ihm

frisches Stroh, ein neues Leintuch, zwei Sprenlissen und drei schwere Wollendecken, mit Watte gefüttert, verschafft, hatte den Kobel auch noch über und über mit Kotzen verwahrt, und da die Frühherbstwitterung milde war, so wohnte es sich leidlich im Kobel, wo die Genossin dem Genossen Gesellschaft leistete, so oft es ihre Arbeit erlaubte. Auch noch an seiner Seite nähte sie, rückte ihm das Kissen zurecht, stopfte ihm die Pfeife mit Tabak, zündete sie an, denn der Kranke war nachgerade zu allem schon zu schwach.

Einmal fasste er sie an der Hand und schluchzte: „Armes, unglückliches Weib! dass du deinen Beschützer und Ernährer so früh verlieren sollst!"

Nein, nein, so arg sei es nicht, tröstete sie ihn, er sehe noch nicht so schlecht aus, habe volle Backen und rothe Wangen und an Beleibtheit nehme er eher zu als ab.

„Leider, leider, gerade das sind die schlimmsten Zeichen bei einem Herzleidenden. Musst aber nit gar verzagen, mein Gupferl, wenn sie mich hinaustragen auf den Kirchhof. Du sollst meine Erbin sein. Den Wagen sollst du erben, und die Schaufeln und die Löffeln und mein ganzes Gewand und alles was da ist. Du hast mir's auch immer gut gemeint, und muss dir schon sagen, dich hab' ich zum Fressen gern gehabt. — Musst nit weinen, Schatz."

Sie wollte das Weinen verschlucken, aber es brach immer heftiger hervor. — Gott, was dieser Mensch für ein gutes Herz hat! Und jetzt ist er herzleidend!

Mit doppeltem Eifer arbeitete und sorgte sie, mit doppelter Sorgfalt pflegte sie ihn. — Ihr Angesicht war in den letzten Wochen auffallend blass geworden. In der ersten Zeit ihres Beisammenseins hatten die beiden Leute gerne den Spass gemacht, dass sie von ihrem Fahrzeug die Deichsel losmachten, dass sich eines vorn auf den Karren setzte und eines hinten, und dass sie sich derart lustig schaukelten. Das gieng heute nicht mehr, denn der Kranke hatte über die Gesunde ein zu großes Schwergewicht erlangt. Hockte der Greg voran oben, so vermochte das Gupferl nicht mehr den Karren hinten niederzubringen.

Im Gebirge lag schon Schnee, im Thale braute der Nebel und spann Reif über die Wiesen und Reif um die kahlen Zweige der Bäume. Vor dem Dorfe auf freiem Felde kreisten Raben, ein bellendes Hündlein hielt Jagd nach den schwarzen Vögeln, erwischte aber keinen. Auch kleine Kinder liefen hier herum, ihrer drei, weniger aus Lust, als um sich zu erwärmen, denn bei ihnen daheim mochte es wohl noch frostiger sein, als hier im Nebel. Elendlich wuselten sie umher in ihren leichten, verwaschenen Kleidlein, in zerissenen Schühlein oder ganz barfuß, barhaupt die hübschen Bloudköpflein. Das Gupferl, welches mit seinem Handkorbe vorübergieng, redete eines der Kinder an, ein Mädchen von etwa vier Jahren, dieses stak in einem Baumwollröcklein, welches einmal ziegelroth gewesen sein mochte, jetzt aber schier farblos war, man müsste denn die schwarzen Fäden und die blauen Flicken ausnehmen, mit welchen das Kleid sehr unbehilflich besetzt war.

„Kind, wo ist denn deine Mutter?" fragte das Gupferl.

Die Kleine schaute sie mit ihren runden blauen Augen treuherzig an und sagte mit feinem Stimmlein: „Angebaut!"

„Angebaut, da hat sie eigentlich ganz recht", lachte eine des Weges kommende Nachbarin. „Ihre Mutter haben sie im vergangenen Frühjahr in die Erde gegraben wie Erdäpfel und Korn."

„Und Vater ist keiner, natürlich.“

„Es ist schon einer, aber was für einer! Ein armer Strohdachdecker, kommt erst am Abend heim in die Hütten.“ Sotchen Bescheid gab die Nachbarin und gieng ihres Weges.

Am folgenden Abende suchte das Gupferl die Hütte des Strohdachdeckers Franz auf. Der war schon daheim, stand gerade am Feuerherd und kochte eine große Pfanne voll Brei. Die Kinder saßen mit ihren rothen Näschen und halbverfrorenen Gliedern um das Feuer herum und wimmerten alle drei, das eine vor Frost, das andere vor Hunger, das dritte vor Schläfrigkeit. Das Gupferl war ein wenig verlegen, als es vor dem großen, blondbärtigen Manne stand, welcher über den ungerufenen Besuch gar nicht erbaut zu sein schien.“

„Ich weiß zwar nit, wie es aufgenommen wird“, so fieng sie an, „aber diese Hascherln derbarmen mir. Sie haben ja nichts anzuziehen. Wenn etwan Stoff vorhanden wär', nähen wollt' ich ihnen das Gewand gern, von Herzen gern.“

„Ei ja, du bist dem Löffel-Greg seine und wirst dir etwas verdienen wollen. Bei mir ist's nix.“ Also gab dieser Mensch zur Antwort.

„Nit des Verdienens wegen, Jesus Maria, nein!“ rief das Gupferl. „Ich hab' freilich wohl auch meine Sorgen, jedoch so ein Kindergewandl hat man in paar Stunden fertig. Und wenn du mir nachher ein Vergeltsgott schenkst, so bin ich tausend zufrieden.“

Er ließ vom Umrühren des Breies ab, wendete sich an die Magd: „Wenn du so bist! Wenn du mir den Macherlohn borgen willst bis nächst Weihnachten, wo ich Geld einzubringen hab', nachher kannst gleich morgen kommen. Stoff wird schon vorhanden sein. Willst mitessen?“

Ja, zum Mitessen ließ sich das Gupferl heute nicht zweimal bitten. Das Mittagsmahl, welches sie bei einem Nachbarn verdient hatte, leckte kaum für den Greg. Bei Tische nahm der Decker das jüngste schlaftrunkene Kind auf den Schoß und war bestrebt, ihm mit einem großen Holztöffel Milchbrei in den Mund zu führen. Diese Verrichtung gieng so ungeschickt vonstatten, dass das Gupferl dem Dachdecker Kind und Löffel aus der Hand nahm, „so was kann ein Mannsbild nit!“ und die Atzung an dem Kinde regelrecht vornahm.

„Hast leicht auch schon einmal eins gehabt, weil du dieses Geschäft so gut kannst?“ neckte der Decker.

„Ein schlechtes Weibsbild, das nit Kinder paperln kann“, sagte sie, war jedoch für weitere Anzüglichkeiten nicht zu haben. Bei Zeiten stand sie auf und gieng heim in ihren Kobel.

Am nächsten Tage, als der Dachdecker Franz wieder nachhause kam, war die Stube warm geheizt, am Tische bei einem Talglicht saß die Nähterin, emsig an dem letzten Kleidlein nadelnd; um sie saßen die drei Kleinen wohl gewaschen und gekämmt, und horchten der Geschichte vom Jesukindlein, welche sie ihnen erzählte. Auch der Brei war schon gekocht und geschmort, so dass der Franz sich gerade hinsetzen, den Löffel nehmen und essen konnte.

Nach dem kleinen Mahle, als die Kinder schon in ihre Nester gebracht waren und das Gupferl nur noch die Knöpflein und Häftlein an den Kleidern zu befestigen hatte, setzte der Franz sich am Tische ihr gegenüber und schaute ihr zu. Sie brauchte ihn gar nicht mehr anzusehen, — gestern der einzige Blick, und weiß genau, wie er ausschaut.

So weit noch nicht alt und hübsch gesund, aber die Schönheit plagt ihn nicht. Schon zwei- oder dreimal wollte er jetzt den Mund aufmachen, kam jedoch nicht dazu. Endlich war es geschehen.

„Muss schon fragen, bist du mit dem Löffel-Greg verheiratet?“

Sie fand an solcher Frage nichts Ungebührliches, daher ihre Antwort: „Wir gehen halt miteinander. Wenn er mir nur gesund wär'!"

„Ist er krank?"

„Liegt im Kobel schon seit sechs Wochen. Ich grämʼ mich zu todt ..." Die letzten Worte erstickten in ihrer Kehle.

Ein Weilchen still. Dann fragte der Decker Franz: „Hast ihn denn gar so gern?"

„Mein Gott, wie ich diesen Menschen gern hab!" Das Wort war ein Hauch und war doch wie ein Schrei. Dann schwieg sie und nadelte emsig.

Der Franz stand auf, ging zu dem Bettchen seiner Kinder, ging dann zur anderen Wand und zog die Hängeuhr auf.

Draußen auf der Gasse hub ein Lärmen an, die gegenüberstehenden Häuser hatten einen seltsamen Lichtschein.

„Feuer!"

Der Franz riſs den Hut vom Nagel und eilte davon, er konnte zugreifen, wusste auf den Dächern Bescheid.

Das Feuer war gottlob noch nicht auf den Dächern. Der Karren des Löffel-Greg brannte lichterloh. Es brannte das Stroh, das Holzwerk, das Blachendach, und glühende Fetzen flogen in der Luft. Der Greg rannte wie wahnsinnig umher und schrie um Hilfe: „Mein Haus! mein Haus! Ist denn kein Gott und kein Mensch da, der mir das Haus rettet! Greift doch zu, ihr Feiglinge!" — Zwei handfeste Burſche packten den brennenden Karren an den Deichseln und zogen ihn rasch hinaus auf das freie Feld, wo sie ihn seinem Schicksal überließen. — Die Leute standen noch eine Weile herum, schimpften über das gottlose Tabakrauchen auf dem Stroh, über das Vagabundengesindel, ergötzten sich an dem gänzlichen Niederbrennen des Hausiererkarrens, an dem das Feuer knisterte und pfiff und sang und allerhand Spiele trieb und nicht eher ruhte, bis die Räder an beiden Seiten hinfielen auf den Boden.

Ein oder das andere Stück wäre noch zu retten gewesen, doch der Löffel-Greg war dagestanden und hatte nichts gethan, als die Hände gegen Himmel auszustrecken und zu rufen: „Ich armer, ich unglücklicher Mann!"

Dieses plötzliche Unglück hatte den Löffel-Greg übrigens ganz flink gemacht; dem armen Gupferl aber hatte der Schreck die letzte Kraft gebrochen. In einer Scheune lag sie krank dahin, ein betagtes Mütterlein brachte ihr täglich ein par Schalen Suppe. Das Gupferl hatte durch die Feuersbrunst ihr Bündel mit dem besseren Gewande verloren, das sie nur an Sonn- und Feiertagen zu tragen pflegte, aber daran dachte sie wahrlich nicht. Viel Schlimmeres lag ihr an. Anfangs war sie der Meinung gewesen, der Greg sei mitverbrannt. Später sah sie von ihrer Dachlucke aus ihn durch die Gasse laufen; sie rief hinaus, er hörte sie nicht. Und dann war er verschwunden.

Lange genug hatte er auf seiner Brandstätte gewartet, das Gupferl werde kommen, ihm zu essen bringen, mit ihm klagen, ihm endlich im Dorfe ein neues Obdach verschaffen. Sie kam nicht. Und als der Löffel-Greg hörte, das Gupferl wäre schwer krank geworden und selbst auf anderer Hilfe angewiesen, da fand er, dass das Verhältnis mit dieser Person eigentlich keinen Sinn hätte. Und er gieng davon. Weit draußen in der Ebene war der Mann mit dem „Herzfehler" dem Landboten begegnet, und dieser hinterbrachte es im Dorfe, so dass die Magd in der Scheune nun wusste, wie sie daran war.

Weil der Arzt, den ihr jemand geschickt, die Krankheit der armen Person für nicht unbedenklich erklärt hatte, so nahm ein Großbauer sie in sein Haus und ließ ihr Pflege ange-

deihen. Wochenlang hatte sie zu thun, bis sie mit dem Greg fertig wurde. Anfangs war es noch die heiße Liebe, die nichts Schlechtes vom Geliebten glauben will. Dann, als sie glauben mufste, kam der heiße Zorn, der that ihr auch noch arg weh. Endlich hatte jegliches Feuer ausgebrannt, nichts blieb zurück, als die Asche der Gleichgiltigkeit.

Und nun hub die Magd an zu genesen. Als sie imstande war, im Hause, wo sie so liebreich gehalten worden, sich nützlich zu machen, begann sie wieder aufzuleben.

Zu Weihnachten hatte der Strohdachdecker Franz für die Bedachung eines neuen Gehöftes den Geldbetrag eingezogen. Geld gab ihm Muth und nun wollte er zum Gupferl gehen, um bei ihr seine Schuld zu bezahlen. Sie war in der Kammer eben beschäftigt, ein Christbäumchen herzurichten für die Kinder des Hauses. Das hatte sie in der Stadt gesehen, fast das einzige, was ihr an den Stadtsitten gefallen, der Christbaum. Sie hatte zwar nichts dranzuhängen, was thut's? Die Bauernkinder wissen es ja gar nicht, dafs etwas daran gehört, 's ist eben ein Grüßgott vom Christkindlein und das ist ja die Hauptsache.

War jetzt auf einmal der Strohdachdecker Franz da und setzte sich neben das Gupferl auf die Bank, ohne viel zu warten auf eine Einladung.

„Ich bin da", sagte der Franz.

„Ja", antwortete sie, „willst mir helfen?" und band buntes Papier an die Zweige des Bäumchens.

„Was thust denn da?" fragte er.

„Für meine Hauskinder zum Christkindel."

„Du Gupferl, so was solltest meinen Kindern auch machen."

„Bist ein braver Vater, dafs du auf deine Kinder denkst. Ja freilich will ich ihnen auch so was machen."

„Bin dir eh noch schuldig, Gupferl, vom Herbst her, das Gewandmachen."

Die Magd schüttelte ihren Kopf. „Nennt mich der auch Gupferl und alles nennt mich Gupferl!"

„Hat dich ja der Löffel-Greg auch nit anders genannt."

„Ja der", antwortete die Magd etwas unwirsch, „der hat's nit anders gewufst."

„Hast du ihm deinen Namen nit gesagt?"

„Er hat mich nie darum gefragt."

„So will ich dich drum fragen."

„Alsdann müfst' ich erst lang' nachdenken wie ich heiß'", versetzte sie, da sie nun schon in gutem Redefluss waren. Sie redeten sich fast schwer mileinander.

„Ja versteht sich, wirst lang' nachdenken müssen, wie du heißt!"

„Spafs und Ernst!" sagte sie. „Will dir's gleich sagen, wie das ist. Bin eine Weile in Graz gewesen, als Dienstmagd bei einer Herrschaft. Dort haben sie mich Milschka gerufen, weil meine Vorgängerin eine windische Milschka war und sie den Namen so gewohnt sind gewesen. Früher, in meinem Aufwachsen bei den Bauern, haben sie mich alleweil nur das Gupferl geheißen, weil ich wohl freilich ein überflüssiges Ding bin gewesen, so eine unnöthige Draufgab', die sich keiner verlangt hat."

„Am End' — bist du gar nit getauft worden!" warf der Franz bedenklich ein.

„Getauft bin ich, das steht in meinem Dienstbotenbüchel, und dort ist auch mein rechter Name Christine zu finden."

„Christine, also!" sagte der Mann mit leiser Stimme und langte nach ihrer Hand. „Christine! Und nit mehr das Gupferl, für mich am allerwenigsten. — Schau, ich will was reden, Christine, aber ich red' mich hart, Christine. Bei mir ist es kein Leichtes. Ein Gewerbe, das nit alleweil gut geht. So viel kleine Kinder. Ich selber hab' auch meine Fehler, es ist nit leicht für eine, die bei mir

daheim sein soll, es ist nicht leicht, Christine. Wenn ich nit thät wissen, dass du schon was Hartes gewohnt worden bist, Christine, ich hätt' nit den Muth . . ."

So weit kam er, aber jetzt wurde ihm enge in der Brust. Sie schwieg und war angelegentlich mit dem Christbaum beschäftigt, also musste er doch weitersprechen.

„Mein Hauswesen", fuhr der Franz mit großer Beklommenheit fort, „das kennst schon. Es ist halt klemmig, klemmig. Meine Kinder.... Wie wir im vorigen Frühjahr ihre Mutter in die Erde haben gelegt, habe ich die größeren zwei damit trösten müssen: Wir bauen sie an wie das Korn und sie steht bald wieder auf.... Seitdem du ihnen das Gewand hast gemacht, sprechen sie alle Tag von der neuen Mutter.... Ich weiß es wohl, Christine, du sagst nein, ich weiß es wohl. Mir ist schon leichter, dass ich dir's gestehen hab' können...."

„Was redest so viel herum, du Lapp, ich nehm' dich ja!" sagte die Magd ruhig und fest. Und fuhr dann fort: „Sie mögen sagen, ich werf' mich den Männern nur gleich so an den Hals. Meinetwegen. Das erstemal hab ich's gethan und brav Lehrgeld gezahlt dafür. Das zweitemal thu ich's wieder und will mir die Lehr zu Nutzen machen. Ich stell' mich am liebsten dort hin, wo es was zu thun gibt für mich. Bei dir gibt es was zu thun. Ich verlang' mir kein Wohlleben, Noth und Tod will ich mit dir theilen, mit dir und unseren Kindern. Nur hart sollst nit sein auf mich; ich bin inwendig schon so voller Wunden von Härte und Rohheit, die ich leiden hab' müssen mein Lebtag. Recht lieb und gut musst sein mit mir, Franz, schau mich jetzt wohl an. Und wenn du meinst, dass du es kannst sein, so in Gottesnamen...."

Sie hielt ihm die Hand hin, die tannenbaumharzige Hand, und er legte in Demuth und Vertrauen die seine darauf.

— — — — — — — — — —

Es ist ein guter alter Brauch der Erzähler, dass sie ein par Leute, wenn sie nach Hindernissen und Fährlichkeiten endlich zusammengekommen sind, sich selbst überlassen. Der erste Tag ist ja wunderschön, fürs weitere hält man sich Augen, Ohren und Herz zu und denkt, es wird wohl so bleiben. Bei unserem Ehepaar Franz und Christine ist keine Ursache vorhanden, den bekannten Mantel der christlichen Liebe darüber zu werfen. Es hätte sich ja auch hier weisen können, dass die Magd doch das Gupferl bleibt, sowohl beim Ehemann als auch bei den heranwachsenden Kindern, denn, wenn jemand gar so selbstverständlich ist, dann erscheint er als überflüssig und wenn ein Mensch gar zu gut ist, dann wird er aufgefressen.

In der Strohdachdeckerfamilie war es doch nicht ganz so. Wohl auch hier holperte es manchmal, aber wo holpert es denn nicht auf diesem rauhen Erdboden! Arme Arbeitsleute verstehen es manchmal viel besser, leidlich durchzukommen, als solche, welche vom Leben gar so viel verlangen, aber ihm nur wenig leisten wollen. Der Franz regierte fleißig auf den Dächern der Gegend umher und die Christine betete fleißig, dass ihn sein Schutzenget behüte. Der Franz brachte die erworbenen Groschen getreulich ins kleine Familienhaus und die Christine verwaltete sie und wendete sie mit bewundernswerter Klugheit an zu aller Segen. Weil die Christine gehört hatte, Kinder müssten mit Strenge erzogen werden, so band sie sich gleich anfangs aus Birkenreisern eine große Ruthe. Die Ruthe wurde von den Mäusen zernagt, die Kinder hiengen an den Kittelfalten der neuen Mutter, und je größer sie wurden, desto näher wuchsen sie ihr ans Herz heran. Es war im Deckerhäuschen wohl viel Gelegenheit zum Kümmern

und Sorgen, aber es war keine, um unglücklich zu sein.

Nachdem in solchem Wandel mehrere Jahre vergangen waren und die Christine eines Tages am Herde stand und für das Mittagsmahl eine hübsche Anzahl stattlicher Specknödel kochte, hörte sie von der Gasse herein eine heisere Stimme rufen: „Der Löffelmann ist da! der Löffelmann ist da!“

Sie eilte erschrocken ans Fensterlein und guckte hinaus. Dort am Brunnentrog kauerte er, schaute rings um sich und wartete auf den Erfolg seines Lockrufes. Er war's. Aber mager und gebeugt und runzelig und grau war er geworden, und sein Gewand — o Gott, sein Gewand! Einen Karren hatte er nicht mehr, seine Holzwaren schleppte er in einem Buckelkorbe und wie er diesen jetzt so auf den Kopf des Troges gestützt hat, zieht er mit zitternder Hand ein zusammengeknülltes, blaues Sacktuch hervor und fährt sich damit über das Gesicht. Es wollte niemand kommen, um Sprudeln und Löffel zu kaufen. Mit der hohlen Hand schöpfte er sich Wasser in den Mund, dann traf er Anstalten, mit seinem Korbe weiter zu humpeln. Die Christine legte mit der Gabel einen Knödel auf den Teller, dann noch einen zweiten dazu. Hernach warf sie die Knödeln wieder zurück in die Pfanne, rief das größere Mädel und befahl ihr, die Pfanne mit dem ganzen Inhalte von Knödeln dem armen Mann hinauszutragen, der dort am Troge sitze. Denn dass sein „Leibfehler“ sich immer noch gesteigert haben würde, das war ihre Vermuthung.

Während sie rasch daran gieng, um ein frisches Mittagsmahl zu bereiten, kam der Franz heim. Ein klein wenig war er überrascht, als er draußen den Bettelmann lebhaft beschäftigt mit der Pfanne sah.

„Ja, Franz“, sagte die Christine, als er bei ihr in der Stube war und beide durchs Fenster schauten, wie der Gast am Brunnen die Mehlklöße handvollweise in den Mund steckte und verschlang. „Ja, Franz, diesem Menschen dort haben wir zwei viel zu verdanken. Wär' der nit gewesen, so hätte ich den Unterschied zwischen dir und — anderen nit erfahren.“

„Der Greg!“

„Lass ihn nur gehen, schau, er geht ja schon. Und wie er dahintorkelt. Armer Schelm!“ Sinnend blickte sie ihm nach, so lange er zu sehen war, dann schüttelte sie den Kopf und sagte wie im Traume:

„Ich weiß nur nit, Franz, ob ich bei dir besser worden bin — oder schlechter.“

„Christine!“

„Weil ich für diesen Menschen so gar kein Mitleid mehr kann verspüren.“

Allerſeelen.

Von G. v. Berlepſch.

An einem jener Herbſttage, wo die erſten rauhen Stürme durch die Straßen Wiens fegten, wurde die alte Frau begraben. Ein kleines Geleite folgte dem Sarg in die Kirche, ein noch kleineres hinaus auf den Friedhof, nur aus ein paar Frauen beſtehend, den nächſten Hausnachbarinnen der Verſtorbenen. Und dieſe gingen bei dem froſtigen Wetter mehr aus Mitleid für die einzige Hinterbliebene der Todten, deren Tochter, mit, als wegen etwa beſonders freundſchaftlicher Beziehungen. Die beiden hatten abgeſchloſſen gelebt, wie Leute, die in dürftigen Verhältniſſen doch immer ein gewiſſes Gefühl ihrer einſtigen beſſeren Stellung aufrecht halten. Daſs ihnen dies niemand falſch ausgelegt oder übel genommen, zeigte ſich jetzt, wo die wackeren Nachbarsfrauen, meiſt dem kleinen Handwerksſtand angehörig, nicht allein die traurige Gratisfahrt mitmachten, ſondern zuvor ſchon, in den letzten ſchlimmen Tagen, ihre Theilnahme bewieſen hatten.

Die Fahrt war lang, trotzdem es im Trab durch die Vorſtädte gieng. Immer noch wollten die Häuſerreihen, das Wagengeraſſel, der Menſchenverkehr kein Ende nehmen; rechts und links flutete das Leben, unbekümmert um die ſtillen Züge, die hier mitten durch nach einem letzten Ziele wallen.

Endlich kam man hinaus ins Freie. Eine weite Landſchaft that ſich auf mit Feldern, auf denen die Winterſaat ſchon grünte, Pappelalleen in der Perſpective und langgeſtreckten fernen Höhenzügen, vom Grau des Herbſttages verſchleiert.

Eine der Frauen im Wagen hielt die Hand der leidtragenden Tochter, die ſtarr und theilnahmslos ins Leere blickte. Es war ein blaſſes ſchmächtiges Weſen, faſt ärmlich ausſehend in dem Trauerputze aus abgeſchoſſenem Schwarz. Fräulein Marie nannten ſie die Nachbarinnen. Sie wuſsten, was die arme Seele litt, wie ſie an der Mutter gehangen. Eine lange Strecke Lebens hatten ſich die beiden durchgerungen, ſtill und ehrenhaft, in eins zuſammengeſchweißt durch Sorgen, Arbeit und Liebe. Dieſes Verlaſſenſein nun, das ſtumme Weh der Zurückgebliebenen gieng den Frauen zu Herzen; jede in ihrer Art ſuchte es der Trauernden zu beweiſen.

Als der Wagen endlich auf dem naheſehbaren Gräberfelde hielt und das kleine Trüpplein zu Fuß noch die letzte Strecke ſchritt, giengen ſie der Schwankenden zu beiden Seiten und flüſterten ihr tröſtende Worte zu. Kein Laut kam während der trüben Ceremonie über Mariens Lippen; ſie hielt ſich ſtandhafter, als man erwartet hatte; nur fort wollte ſie nicht von der Stelle, wo die Mutter nun gebettet lag. Sie ſtand wie feſtgewurzelt, trotz dem Zureden ihrer Umgebung. Scholle auf Scholle fiel hinab — — wie ſchnell das gieng, als

hätten es die Leute mit dieſem letzten Geſchäft eiliger, als mit jedem anderen. —

Während die Frauengruppe noch am Grabe verweilte, kam ſchon wieder ein anderer Zug heran, eben ſo klein, wie der erſte. Ein Mann mit einem Bübchen gieng an der Spitze. Das Kind trippelte neben dem Vater her, mehr verwundert als traurig; nur ſein Geſichtchen ſah bleich aus vom Frieren in dem rauhen Wind, der über die Ebene herfuhr und ihm die blonden Haare aus der Stirn blies.

„Mein Gott!“ ſagte eine der Frauen, „da begraben ſie wohl auch eine Mutter?“

Die arbeitenden Männer nickten.

„Mit ſammt ihrem jüngſten Kind.“ —

Marie wandte den Kopf nach den Herannahenden; es war ihre erſte Bewegung. Der Knabe ſchaute im Vorübergehen zu ihr auf und auch der Mann, der ihn an der Hand führte, ſah einen Moment herüber. — „Auch getroffen!“ ſchien der müde Blick von beiden Seiten zu ſagen.

Sie hielten ganz in der Nähe.

Jetzt nahm eine der Begleiterinnen Mariens Arm und zog ſie von dannen. Langſam ſchritt ſie denſelben Weg dahin, den ſie zuvor gekommen — allein zurück ins Leben.

Am andern Tag begann die Arbeit wieder. Es mußte nachgeholt werden, was dieſe Unglückstage an Zeit und Mitteln gekoſtet hatten. Gleich am Morgen war aus dem Geſchäft, für welches Marie arbeitete, ein Bote gekommen, um zu fragen, ob ſie den Termin für die letzte Beſtellung glaube einhalten zu können, man müßte ſonſt einen Theil der Arbeit noch andern Händen übergeben, da die betreffende Kunde auf dem zugeſicherten Tage der Ablieferung beſtehe.

Es handelte ſich um eine Brautausſtattung, in deren unzählige einzelne Stücke ein Monogramm mit der gräflichen Krone geſtickt werden mußte. Dieſe Arbeit repräſentierte für Marie eine anſehnliche Summe; — darauf hin hatte ſie ſich die Ausgabe erlaubt, der Mutter ein eigenes Grab zu kaufen und ein Begräbnis beſſerer Claſſe zu beſtellen. Für ihre Verhältniſſe war das ein Luxus, der mit doppeltem Fleiß eingebracht werden mußte.

Alſo ſaß ſie wieder beim Stickrahmen am Fenſter, emſiger als zuvor, vom Morgen bis zum Abend, bis in die leider ſchon zu früh einbrechende Dämmerung. Nichts ſtörte ſie jetzt mehr, kein Laut von da drüben aus der Ecke, wo das eine Bett ſtand, — auch nicht mehr die Mahnung, die ihr ſo deutlich noch im Ohre klang: „Hör' auf, Mariechen, mach' endlich Feierabend!“

Wunderbar ſchnell formten ſich unter ihren Fingern die Namenszüge der Glücklichen, für welche der koſtbare Schatz beſtimmt war. Während ſie entſtanden, ſann und rechnete die Arbeitende, wie lange ſie ſparen müſſe, um der Mutter auch noch einen Denkſtein ſetzen zu können.

So gieng es Tag für Tag, ohne Unterbrechung. Nur wenn es dunkelte, hielt ſie eine Weile inne, damit die Augen ſich etwas erholten. Dann ſtand ſie auf und gieng in dem kleinen Stübchen umher, ziel- und willenlos, nur um die ſteifgewordenen Glieder zu rühren — und oft blieb ſie dann in der Ecke vor dem leeren Bette ſtehen und grub den Kopf weinend in die Kiſſen. Das war die einzige Stunde, wo ſie ſich gönnte, ihrer Trauer nachzuhängen.

Auf den beſtimmten Termin lieferte ſie denn auch die Arbeit ab. Die gräflichen Damen, Mutter und Tochter, waren gerade in dem Magazine anweſend, als es geſchah. Die Beſitzerin nahm Marie die Sachen ſofort aus den Händen, um ſie mit verbindlichſtem Lächeln den vornehmen Kundinnen zum Beweis für die gediegene Pünktlichkeit vorzulegen. Die Damen beſichtigten und erklärten ſich

äußerst zufrieden. — „Eine geschickte Arbeiterin!“ sagte die Gräfin; „ist sie hier?“

Marie wartete in einem der Nebenräume seit einer halben Stunde auf die Principalin, welche sie ausbezahlen sollte. Nun kam diese, um sie zu rufen.

Die Gräfin nahm etwas aus ihrem Portemonnaie, als die schmächtige Gestalt in Trauerkleidern vor sie trat. „Sie haben Ihre Arbeit hübsch gemacht“, sagte die Dame freundlich; „nehmen Sie, bitte —“ Sie hielt die zusammengefaltete Banknote mit gesenkter Hand der Erröthenden hin, die unter dieser Gabe zu leiden schien.

— „Die Anerkennung muss Sie doch wohl erfreuen,“ meinte die Principalin, verlegen über die Zurückhaltung der Arbeiterin. — „Die Arme“, sagte sie entschuldigend zu den Damen, „ist in Trauer um ihre Mutter — eine wackere Frau —.“

Mariens Lider röthelen sich bei diesem Wort, sie sah zu Boden.

„Hm—“ sagte die Gräfin mit ernster Miene, „das ist schmerzlich — aber schonen Sie Ihre Augen, sie sind ja Ihr Capital!“ —

Comtesse, die siebzehnjährige Braut, für welche die vielen Kronen gestickt worden waren, stand betroffen dabei und schaute mit einer Art unbeholfenen Mitleids auf die verkümmerte Erscheinung.

Als die Damen wieder im Wagen saßen, der draußen auf sie gewartet, sagte die Mama zärtlich forschend zu ihrer Tochter: „Hat dich die kleine Scene verstimmt?“

„Ach nein“, war die zerstreute Antwort, da die Comtesse eben durchs Fenster auf die Promenade hinaus blickte, über welche sie fuhren; — „das arme Wesen sah nur gar so trübselig aus.“ —

„Ja“, seufzte die Gräfin und blickte durchs andere Fenster, „es giebt viel Leid auf der Welt!“ —

Allerheiligen stand vor der Thür, das allgemeinste Fest des Jahres vielleicht, welches in Wien gefeiert wird. Gewiss locken weder Weihnachten noch Ostern mehr Menschen aus ihren verborgensten Wohnstätten hervor, als diese spätherbstlichen Tage, die den Todten geweiht sind. Es liegt in der Empfindungsart dieser Bevölkerung, den Tod ebenso zu schmücken wie das Leben; auch das Grab muss nicht allein seinen Gedenk-, sondern seinen Gala-Tag haben. Wochen vorher schon beginnt die Arbeit. Gärtner und Taglöhner haben auf den Friedhöfen alle Hände voll zu thun; es ist, als ob der Frühling dort einziehen wollte, nicht der Winter. In den Blumenmagazinen der Stadt sitzen Scharen von Mädchen bis in die Nacht und winden Kränze; auch die Bildhauer und Steinmetzen müssen noch eilig so und so viele Denkmale aufrichten. Alles rüstet zum Schmucke, zu einer großen Repräsentation.

Marie wanderte den Tag vor dem eigentlichen Feste auch den weiten Weg nach dem Centralfriedhof hinaus. Omnibusse und Pferdebahn waren schon überfüllt, obschon der heutige Tag mehr dem Equipagen-Publicum gehörte, das sich in die großen Volksmassen nicht mischen mag. Sie legte die schier endlos scheinende Strecke zu Fuß zurück, so beschwerlich es auch war, da sie beide Arme voll von Gegenständen hatte, mit denen sie das Grab schmücken wollte.

Es war ein mildsonniger Tag, der Scharen von Menschen hinauslockte, so ein Halbfeierlag für alle diejenigen, welche Zeit haben, ihn zu genießen, und deren gibt es in den unteren Wiener Volksschichten unglaublich viele. Die Gasthausgärten am Wege mit den bereits entlaubten Bäumen waren noch einmal sommerlich hergerichtet; die weißen Tische und Stühle standen symmetrisch geordnet und winkten in dem blassen Sonnenschein verführerisch mit den

Digitized by Google

leise wedelnden rothen und blauen Tischtüchern. Manche der Gärten waren bereits ziemlich besetzt von schmausenden, trinkenden Gruppen; das Bier schäumte gotdig in den Gläsern und ein kräftiger Speisengeruch drang heraus auf die Straße. Das lockte an, zumal die laue Luft und der Staub, der die Atmosphäre erfüllte, den Gaumen trocken machte.

Wirtshäuser, Grabsteinlager, Blumen- und Kränzeverkäufer, das häufte sich immer mehr, je weiter hinaus man kam; überall war schon das lebhafteste Treiben, Anbieten und Handeln.

Die schmächtige Gestalt Mariens glitt wie ein Schatten eilig zwischen den behaglicher dahinschreitenden Fußgängern durch. Unterwegs kaufte sie noch einiges zu dem, was sie bereits bei sich trug. Sie konnte sich nicht genug thun.

Endlich nach langer Wanderung am Ziel, legte sie behutsam ein Stück um das andere auf die feuchte Erde; die Handschuhe wurden abgezogen und mit dem Schmücken begonnen. Zuvor warf sie einen Blick auf die Gräber in der Nähe — wie kostbar da manches in seiner Blumenfülle prangte! Hohe Denkmale mit Emblemen und Inschriften, welche die Bedeutung des Todten für die Welt, für die Seinigen verkündeten; hell glänzende Namen im Sonnenlicht, umduftet und umfächelt von der versöhnenden Heiterkeit der Blumen. Ja, wer seine Liebe s o ausdrücken kann! Marie seufzte. Welch eine Lücke hatte es in ihre ohnehin erschöpften Mittel gerissen, allein das Grab zu kaufen — dann die Bestattung! Selbst das Sterben ist in der Großstadt noch eine theuere Sache. Aus diesem Grunde hatte sie noch keinen Denkstein setzen lassen können; diese Ausgabe war ihr vorerst noch unmöglich. So hatte sie sich denn einstweilen einen anderen Schmuck ausgesonnen.

Sie schlug ein Tuch auseinander, in dem sie eine Menge Moos mitgebracht hatte. Damit bedeckte sie nun nach und nach den ganzen Hügel, wie mit einer grünen Sammetdecke, setzte Blumen dazwischen und legte zu Häupten und Füßen einen Kranz. In der Mitte aber blieben zwei Stellen frei für die Laterne mit dem Lichtchen und für ein betendes Engelsfigürchen aus Gips, das sie vom Hause mitgenommen. Jahre hindurch war die Figur in ihrer Stube sozusagen der dritte Genosse gewesen; die Mutter hatte sie einmal in einer Anwandlung erbaulichen Wohlgefallens für wenige Kreuzer gekauft und ihre Freude dran gehabt. Jetzt sollte das Engelchen der Wächter ihres Grabes sein. Als alles fertig war, richtete Marie sich auf und betrachtete ihr Werk fast mit Freude. Von Moos und Blumen war einiges übrig — wo sollte sie es noch hinbringen? Da fiel ihr Blick auf einen anderen Hügel in der Nähe, auf dem ein paar Blumentöpfe standen, so wie sie der Gärtner zu Allerheiligen gegen die entsprechende Bezahlung auf hunderte von Gräbern besorgt. Marie kannte den Platz; es war derjenige, an dem man damals auch eine Mutter eingebettet hatte. Ohne Zögern nahm sie das Grün und legte es so, daſs es ein Kreuz bildete, das Sinnbild, welches Betrübten ja am nächsten steht.

Endlich strich sie die Haare aus der Stirn, die während ihres emsigen Thuns sich losgelöst hatten und schickte sich zum Rückweg an. Noch einen langen zärtlichen Blick auf die eine Stelle — dann gieng sie. Sie hatte Allerheiligen allein hier begangen. —

Diesmal gab es viel Interessantes auf der großen „Friedhofpromenade" zu sehen. Mehrere berühmte und bekannte Leute, Koryphäen der Kunstwelt und der Gesellschaft, waren in diesem Jahre gestorben und hatten zum Theil schon prächtige Monumente erhalten, Diese, wie den Pomp der Ausschmückung überhaupt gatt es, wie

alljährlich zu sehen und zu kritisieren. Der Gräberbesuch zu Allerheiligen ist nun eigentlich etwas, das ins Jahresprogramm des echten Wieners gehört, das im Herzen wie in der Phantasie des sonst so leichtblütigen Volkes festsitzt und nach Befriedigung verlangt. Wie weit die Phantasie in diesem Verlangen geht, beweist der Umstand, dass auf allen Vorstadtbühnen (bis vor einem Decennium sogar im Hofburgtheater), um die Stimmung des Tages voll zu machen, an diesem Abend, oder auch schon nachmittags das Volksstück „Der Müller und sein Kind" gespielt wird.

In dichten Colonnen bewegten sich die Massen auf den Hauptwegen der Friedhöfe, unaufhörlich sich erneuend und wieder zerstreuend in all die kleinen Pfade, welche den Gräberzeilen entlang führen. Zwischen Blumen und Orangerien hervor flackerten überall Lichter, einen eigenthümlichen Effect bildend im ruhigen Schein des Tages. An einzelnen Stellen lodert es stolz aus Feuerbecken auf; Diener im Gala-Costüm des Pompe funèbre halten wie Statuen an den Grüften Wache. Zwischen den Gräbern trippeln alte Weibchen, den Rosenkranz um die Hand geschlungen, auf und ab, als Hüterinnen der Laternen, die da stehen und der dicken Kerzen, welche darin brennen. Manche hat sich der Bequemlichkeit halber einen Schemmel mitgebracht und hockt da, in ihre Tücher eingewickelt zwischen Steinen und Cypressen, wie eine Schicksalsschwester anzusehen. Auf den Schachtgräbern aber, den Ruhestätten der Armen, brennen oft kleine Wachskerzchen, nur in den Erdboden gesteckt oder an den Kreuzen befestigt, frei den Lüften preisgegeben. Es ist ein seltsames Flimmern und Weben soweit das Auge schweift, — wie das Losringen eines reineren Elementes aus dem Bann der Materie.

Bis zum Abend von Allerseelen werden diese Lichter unterhalten. Dann lösch eines nach dem anderen aus. Das Gedenkopfer ist dargebracht; die Leuchter und Laternen werden wieder heimgetragen.

Dies Jahr war ein besonders freundlicher Allerseelen-Abend. Die Sonne gieng feurig unter und hauchte im letzten Aufstrahlen einen wahren Rosenschein über den weiten Garten. Die Steine leuchteten minutenlang wie durchglüht zwischen den dunklen Cypressen, und darüber wölbte sich hoch und licht, in blassem Blau der Himmel, an dem eine Schar goldiger Wölkchen dahinzog. Draußen in den Feldern ließ die Heidenlerche noch ihren Ruf ertönen: kleine Vögel flatterten in raschem Flug vorbei, fast wie zur Frühlingszeit.

In dem steilen Revier kehrte nun die alte Ruhe wieder ein. Einzelne Gestalten und Gruppen nur wandelten noch auf den Wegen, die meisten mit Laternen im Arm, auch Kränzen aus künstlichen Blumen, die das nächste Jahr wieder ihre Schuldigkeit thun mussten.

Unter diesen letzten Besuchern befand sich Marie. Die Laterne lag sorgsam in ein Tuch eingeschlagen, schon zum Mitnehmen bereit. Marie beschäftigte sich aber noch mit Blumen: sie kam nie ohne irgend eine Erneuerung dieses Schmuckes, den sie so lange wie möglich, bis eben der Schnee alles deckte, erhalten wollte. Es that ihr wohl, die Stätte zu pflegen, die ihr als das eigentlichste Heimatplätzchen in der Welt erschien und sie that es immer mit einer Emsigkeit, die ihre traurigen Gedanken verscheuchte. Erst nachher, wenn alles gethan war, kamen sie wieder, doch ruhiger, sanfter, als eine Art Erhebung für die Verwaiste, die ihnen hier in der Stille der freien Natur gerne nachhieng.

Von ihr unbemerkt, als sie noch so verweilte, war ein Mann in die Nähe gekommen, mit einem Knaben an der Hand; auch um das Licht von einem der Gräber fortzunehmen.

— „Schau Vater, die Frau“ — sagte das Kind, auf die Gestalt deutend, welche es schon einmal so regungslos an der gleichen Stelle gesehen hatte.

Der Mann kannte sie. So eine Begegnung, wie sie vor kurzen Wochen hier stattgefunden, vergisst man nicht.

Marie schrak auf, als sie die Stimme des Kindes vernahm. Sie wandte sich um und schaute den beiden gerade in die Augen. Da trat der Mann zögernd auf sie zu und fragte, ob sie es vielleicht gewesen, die das Kreuz aus Moos auf jenes Grab gelegt.

Sie bejahte, doch klang es fast wie das Geständnis einer unerlaubten That: es sei nur eine Handvoll Moos gewesen. —

„Da bedank' ich mich schön“, sagte er und bot ihr die Hand; „so etwas thut wohl — sie liegt in der Fremde begraben, das arme Weib.“ — Seine Stimme war unsicher, als er das sagte und mit trübem Blick hinüber auf die Stelle sah, wo sie lag. Ein kurzer Seufzer erzählte mehr als Worte, was der Mann mit dem verwaisten Kinde da verloren. Er sei noch fremd in Wien, sagte er mit schwäbischem Accent; erst ein Jahr hier ansässig — da habe gleich das Unglück kommen müssen.

„Armes Kind“, murmelte Marie, auf den Knaben schauend.

„Ja, der ist am schlimmsten d'ran — der weiß gar nicht mehr, wo er hingehört. Am Tag ist er bei fremden Leuten, und abends, wenn ich ihn abhole, da ist für ihn Schlafenszeit. Wir wissen nur noch am Sonntag, dass wir zusammengehören — gelt Gottfriedle?“

Der Kleine blickte mit hellen Augen zu seinem Vater auf.

„Das Kind spürt sein Unglück noch nicht“, tröstete Marie.

„Gottlob, dass er's nicht besser weiß! — Ist dir's kalt, Friedle? Komm, jetzt gehen wir wieder heim, — gib der Frau die Hand.“ —

Der Mann bedankte sich noch einmal, dann gieng er mit seinem Bübchen fort.

Marie schaute den beiden nach, der trippelnden Kindergestalt und dem Manne, den sie so einsam in den Abend hineingehen sah. — „Die sind noch verlassener als ich“, dachte sie.

Der Herbst währte wunderbar lange und brachte noch eine Reihe milder Tage um die Zeit, wo es sonst oft schon stürmt und schneit. Marie benutzte jeden Sonntag zu demselben Gang: hinaus zur Mutter.

Sie hatte jetzt einen hübschen Stein setzen lassen. Das andere Grab drüben hatte auch einen erhalten und seine Zugehörigen kamen auch des Sonntags, um es zu besuchen. Die sechs Tage Arbeit der Woche waren für diese wie jene das erste Gebot. Jedesmal schier trafen sie an der gewohnten Stelle zusammen, wechselten ein paar Worte, ein Gespräch, wobei sich nach und nach die schlichten Lebensläufe des einen vor dem anderen entrollten. Mit dem Interesse von Schicksalsgenossen bekümmerten sie sich um das gegenseitige Ergehen, und doch hatte keines von ihnen den Namen des anderen gewusst, bis die Inschriften der Steine sie nannten. Einmal blieb der Mann mit seinem Kinde zwei Sonntage nacheinander aus — da überkam Marie eine bange Sorge um den Kleinen, dass er erkrankt sein könnte. Als er dann wiederkam, erfuhr sie, dass es so gewesen und freute sich mit der ganzen Theilnahme ihrer weichen Frauenseele, ihn wieder gesund zu sehen. Gesund, ja, das wäre er wohl wieder, meinte der Mann, aber wie in solchen Tagen das Kind ohne Mutter daran sei, habe er jetzt erst gesehen.

„Ich werde dich eben fort zur Großmutter bringen müssen“, sagte er zu dem Kleinen.

Der schüttelte zuversichtlich den Kopf und hielt sich mit beiden Händchen an seinem Rock fest.

„Ich geh' nicht zur Großmutter. Du hast ja gesagt, dass das Christkind bald zu uns kommt!"

„Das wird dich schon finden."

„Nein, wenn ich fortgeh', nicht." —

Das kurze Zwiegespräch tönte in Mariens Gemüth nach. Sie hatte Mitleid mit den beiden und sann auf Auswege, die ihnen helfen könnten; es kam ihr wie eine Pflicht gegen den landfremden Mann vor. Was musste es für ihn sein, auch das Kind noch herzugeben, dessen Gestalt ihr selbst wie ein tröstender Lichtschein an dem stillen Orte da draußen erschien! — Wenn sie sich erböte, das Kind in ihre Hut zu nehmen? Vielleicht wäre ihr Dasein dann noch einem Zwecke nützlich. Die öde Pflichtenlosigkeit, das Arbeiten tagaus, tagein, nur zur Erhaltung eines Lebens, nach dem niemand mehr fragte, das niemand mehr brauchte, lastete immer drückender auf ihr, und in ihrer Abgeschlossenheit hatte sie so viel Muße, diesem Gedanken nachzuhängen. Nun auf einmal arbeitete sich der an das fremde Kind wie ein grünes Reislein unter dürrem Laub hervor. Sie sah sich um, wo es sein Spielplätzlein haben könnte; sie hörte es schon plaudern, fragen, lachen — —

Wenn sie die beiden am Sonntag wiedersähe und das Gespräch noch einmal darauf käme, wollte sie ihr Anerbieten machen.

Gerade diesen Sonntag aber war das Wetter rauh. Über Nacht hatte der Winter seinen Einzug gehalten. alles war weiß und noch wirbelten unaufhörtich die Flocken nieder.

Der erste Schnee auf einem Grab! Wie das ins Herz hinein fröstelt, dieses kalte Weiß, das alles deckt, das die letzte Trennung zwischen Todten und Lebenden vollzieht. Jetzt erst sind sie ganz abgesondert und allein, die wir im Leben vor allem Ungemach zu schützen trachteten: Sturm und Unwetter fahren über ihr Bett hin und der erste Frost arbeitet sich hinein in die dunklen Schatten, während was lebt, sich zum traulichsten Feste rüstet, wo Lichter erglänzen und frohe Herzen des Daseins ganze Wärme fühlen. Unbarmherzig schneidet der Gedanke in die Seele und Vernunftgründe stehen ihm ohnmächtig gegenüber.

Marie lehnte am Fenster, auf den Hof hinaus blickend, der ihr Licht, Luft und über den Dächern ein schmal Stück Himmel gab. Wie waren sie ehedem gewesen, diese winterlichen Sonntage, wo sie sich zu zweit in der warmen Stube des Ruhetages erfreut hatten. Welch eine Geschäftigkeit der Mutter, das kleine Mittagsmahl recht gut zu richten; dann das Schläfchen, wo ihre unermüdlichen Hände ruhten, diese alten, treuen, fleißigen Hände. — — Und dann die übrigen Stunden, wo sie zusammensaßen, eines beim anderen sich geborgen fühlend, nichts von der Welt, vom Schicksal erwartend, noch wünschend, als Arbeit, das Mittel zum täglichen Brot, und ein Beisammensein, so lange, lange, als Liebe wünschen kann. — Und jetzt? — —

Sie wollte sich trotz des Schnees zu dem gewohnten Wege rüsten. Als sie aber auf die Straße trat und der Nordwind ganze Wolken feiner Eisgebilde ihr ins Gesicht blies, da kehrte sie wieder um und begann zu arbeiten, um ihres Grames Herr zu werden. —

In der Stadt begann nun mehr und mehr fröhliches Weihnachtstreiben, zumal abends, wenn die Magazine in ihrem Glanze strahlten. Marie, die um diese Stunden ihre Arbeiten austrug, huschte eilig zwischen durch, kaum mit einem Blick die Herrlichkeiten streifend, die so eindringlich den Heißhunger nach Besitz aufstacheln. Einmal in dieser Zeit jedoch — es war die letzte Woche vor Weihnach-

ten — verweilte sie länger auf dem Wege, aber vor keinem der taghell beleuchteten Schaufenster, sondern unter den Buden des „Christkindlmarktes", wo die kleinen Krämer ihre Waren feilbieten.

Das ist noch ein Stück Altwiener Poesie, diese weitausgebreitete Ansiedlung von Bretterhütten, mitten in der Stadt, wo Lebkuchen, Wachsfigürchen, Krippen, Kinderspielzeug, ganze Wäldchen fertig geschmückter Christbäume und hundertertei anderes noch — alles für den Geschmack und die Mittel des Volkes berechnet, so verlockend wie möglich zum Kauf ausgelegt ist. Da blinkt und leuchtet jenes urkräftige Roth, Gelb, Blau und Grün, welche das gesunde Kinderauge liebt, und Gebilde von naivster Einfachheit, wie aus Urgroßvaters Zeiten, harren neben dem modern Verfeinerten ihrer Käufer. Eine ganze Welt des Kleinen ist da in den niedrigen Buden aufgebaut, märchenhaft in ihrem Zauber, trotzdem sie in keinem Meer von Licht erglänzt. Kleine Laternchen nur werfen ihren schwankenden Schein darüber, manchmal schier ausgelöscht vom Wind, der über all das flimmernde Zeug hinfährt und die eingemummten Verkäufer erschauern macht unter seinem eisigen Hauche. Aber das nimmt dem ganzen nichts von seinem Reiz; ist's ja doch Winter und Weihnachtszeit! Im Gegentheil, es stimmt wundersam traulich zu den Kindergruppen, die sich neugierig von Tisch zu Tisch drängen, zu den Wachsengelchen mit ihrem Gloria in excelsis Deo, die an Zindelfäden über ganzen Gebirgen von Lebkuchen baumeln, zu dem Dufte von Südfrüchten, Wachskerzchen, Tannennadeln, der über allem liegt; zu den schönen Kripplein, wo nicht allein die heilige Familie sammt den obligaten Thieren zu sehen ist, sondern je nach dem Preise, auch Hirtenvolk und die drei Könige aus dem Morgenlande in aller Pracht.

Marie gieng frostig in den alten Mantel gewickelt zwischen den Buden hin und besah sich die Schätze, die von allen Seiten verführerisch lockten. Ein Schein wie Freude lag auf ihrem Gesicht, als sie endlich einiges davon erstanden hatte und mit den Paketen im Arm davon gieng. Noch einen kleinen Umweg durch die geschmückten Tannenbäume — sie sind gar so schön! — dann huschte sie, eilig wie gewöhnlich, zwischen den Leuten und Wagen durch, ihrer Vorstadtwohnung zu.

Auch sie hatte also ihre Weihnachtseinkäufe gemacht. Der kleine Gottfried, der dem Christkind nicht davon laufen wollte, weil es ihn sonst nicht finden könnte, sollte den heiligen Gast nicht umsonst erwarten! Sie hatte es sich so ausgedacht. Ihrer Mutter konnte sie keine Freude mehr bescheren, da sollte das verwaiste Kind eine haben. Zuhause packte sie die Sächelchen gleich aus, um sie mit Ruhe anzusehen. Ein Bilderbuch kam zum Vorschein, dann ein Dorf mit Kirche, Häusern und Bäumen und dazu noch ein Reiter aus Pfefferkuchen, dessen Husarenuniform aus eitel Zucker war. Das Dorf nahm sie Stück für Stück aus der Holzschachtel und gruppierte es unwillkürlich, indem sie sich die Freude des Kindes vorstellte und wie mit dessen eigener Phantasie eine ganze Landschaft dazu dachte. Als sie aber mit dem Aufstellen fertig war, starrte sie, wie aus einem Traum erwacht, über das Spielzeug weg ins Leere — und senkte plötzlich den Kopf auf den Rand des Tisches, um ein Heimweh auszuweinen nach längst vergangenen besseren Tagen.

Am Christabend, als es dunkel war, brachte sie ihre Gaben selbst in das Haus, wo der Kleine mit seinem Vater wohnte. Sie gab sie schnell ab und eilte wieder davon, um ja nicht etwa eingeholt zu werden. Ihre eigene Weihnachtsfeier aber bestand

darin, daſs ſie am folgenden Tag trotz Schnee und Kälte die gewohnte Wallfahrt machte, um auch der Todten einen Chriſtgruß zu bringen.

Wie ſtill war es heute da draußen, wie weihnächtlich das Land! Alles weiß, im Nebeldunſt des Wintertages verſchwimmend, eine traumhafte Öde, in die das Geräuſch der Großſtadt nicht mehr drang! Zuweilen nur verhallendes Geläute oder das Krächzen eines Raben, der mit ſchwerem Flug feldeinwärts ſteuerte und bald im Nebel ſich verlor. Ja, erſter Feiertag! Wer mag da ohne Noth oder ohne ein winkendes Vergnügen hinaus in den unwirtlichen Froſt!

Eilig gieng ſie durchs Portal, die ſchmächtige ſchwarzgekleidete Geſtalt. Man kannte ſie ſchier ſchon; ſie gehörte zu jenen regelmäßigen Beſuchern, die keine Unbill des Wetters ſchreckt. Es gibt deren immer eine Anzahl, doch iſt ſie klein. Einzelne unter ihnen bleiben jahrelang treue Gäſte; andere verſchwinden wieder nach der erſten leidenſchaftlichen Trauer; es iſt ein eigener geheimnisvoller Cultus des Schmerzes, der Erinnerung, den man da oft belauſchen kann.

Marie bog von den breiten, gut gebahnten Wegen ab und watete nun durch den Schnee bis an ihr Ziel. Jeder der Steine hatte ein ſchiefe Kappe auf, die größeren Monumente ganze Dächer voll Schnee; da und dort ſchaute eine Büſte wie unter einer gewaltigen Perrücke hervor; eine andere trug auf den marmorenen Zügen gar ein Ding wie eine phrygiſche Mütze. Regungslos ſtarrten Baum und Buſch aus dem allbedeckenden Weiß.

Marie räumte den Schnee von dem kleinen Grabmal und auch, ſo gut es gieng, von dem Hügel weg. Wenigſtens ein Stückchen Erde ſollte frei davon ſein: ſie fühlte ſich dadurch der Mutter näher. Da kam denn bald ein grünes Blatt zum Vorſchein — und noch eines — und noch eines — friſch und wohlverwahrt unter der eiſigen Decke! Sie ſtarrte mit glänzenden Augen darauf und wagte ſie kaum zu berühren; wie ein Gruß der Todten ſelber erſchienen ſie ihr. War es ein Troſt — oder ein Wink von da drüben, wo es keine Trennung, kein Weh mehr gibt? Wuſste es die Mutter, daſs ihr vereinſamtes Kind heute kam, um wie einſt mit ihr Weihnacht zu halten, daſs es verborgen, von niemandem geſehen, ein Chriſtbäumchen hieher getragen hatte, um es ihr als Liebesopfer darzubringen?

Das Tännchen ſtand wie eingewurzelt in der winterlichen Scholle, die Lichtlein flimmerten zaghaft daran — und die ſie angezündet, kauerte mit gefalteten Händen davor. Es war kein Gebet, was ſie ſprach, nur abgeriſſene Worte und Anrufungen waren es, Wehlaute einer wunden, müden Seele. Sie ſprach mit derjenigen, die ihr auf Erden das einzige Glück gegeben hatte. Ja, ſie fühlte ihre Nähe, ihren Beſitz wieder in dieſem Augenblick; ſie hörte ihre Stimme, ſah ihr Auge auf ſich ruhen — — die geheimnisvolle Macht der Liebe that eines ihrer Wunder. — —

Regungslos in ſich verſunken weilte die Einſame in der tiefen Stille. Der Froſt rieſelte durch ihre Glieder; die kleinen Lichter braunten tiefer und tiefer — endlich löſchte das erſte aus, dann das zweite, und ſo folgte eins dem anderen. Sie ſah es, wie durch einen Schleier, ohne ſich von der Stelle zu rühren. Wozu — es erwartete ſie ja niemand. Die ſie einſt erwartet hatte, war hier, — warum ſie allein laſſen, um ſelbſt wieder allein zu ſein? — Wäre es nicht beſſer, hier zu bleiben, bis die Nacht kommt und der Schlaf, — einer, aus dem kein Erwachen mehr iſt? Wie gut müſste das ſein — und liegt auch ſo nahe — nur nicht mehr aufſtehen — —

Entſetzt, wie wachgerüttelt, fuhr

Morie plötzlich empor — was hotte sie eben gedacht, gewollt — und welche Stimme hatte sie geweckt? Die Mutter! — sie blickte verwirrt umher — nichts regte sich in der weiten Öde. Und doch stond es noch so deutlich vor ihr, dos Antlitz, welk und tiefgefurcht von den Kämpfen eines longen Lebens, das zu fragen schien: „Hast du nicht mehr von mir gelernt?“ —

Kann man so trämmen am hellen Tag? —

Nun erst fühtte sie ihren Körper wie mit Eisenbändern umschnürt, die Füße steif, schier unfähig, sie zu trogen. Aber sie raffte sich auf mit aller Kroft und eilte fort, hastig, athemlos, als hätte sie ein Verbrechen begangen; in ihren eigenen Fußstapfen zurück auf dem Pfade, den sie gekommen.

Es war bereits Abend, als sie heimkehrte. Sie fror bis ins Mark hinein, obwohl in ihrem Kopf etwas glühte und summte wie dos Getöse einer Glocke. Scheu schlich sie die Treppen zu ihrer Wohnung hinan. Niemond begegnete ihr in dem stark bevölkerten Hause, wo sonst ein unaufhörliches Gehen und Kommen war. Die Leute, die hier wohnten, größtentheils Handwerker, genossen heute erst gründlich ihre Weihnochten! sie saßen mit ihren Familien in den warmen Stuben und die Kinder hüpften umher mit ihren Geschenken.

Als Morie sich ihrer Thüre näherte, troten ihr im Zwielicht zwei Gestalten entgegen, die ouf sie gewartet zu haben schienen und die sie gleich erkannte.

Es wor der Kleine mit seinem Vater. Der Mann bot ihr die Hand, indem er erzählte, dass er schon einmal dogewesen sei; er komme, um sich zu bedanken. — „Sie wissens selber, wie es einem um solche Zeiten zu Muth ist, d'rum haben Sie an meinen Kleinen gedacht, nicht wohr?“ — Er schüttelte ihr noch einmal die Hond. — „Jetzt sog' du selber dein Sprüchle, Gottfried!“ —

Der Kleine wollte gleich mit seinem hellen Stimmchen beginnen, aber Marie, erschrocken über die unerwartete Begegnung, schloss zuerst eilig dos Zimmer auf und machte Licht. Nun sah sie, dass dos kleine Menschenkind mit einem großen Poquet betoden war, welches der Vater ihm in die Hände gegeben hatte. — „Es ist ein Kuchen d'rin“, sagte es pfiffig.

„Nun — und was noch?“ sprach der Voter.

Dos Bübchen schluckte und ließ seine Äugtein in der fremden Stube um und um gehen. — „Aufsagen“, antwortete er, durch die neue Umgebung jedenfalls ziemlich zerstreut. Er besonn sich, schluckte noch einmal und schoss dann plötzlich los:

„Es geht durch alle Lande —“

„Das ist ja nicht dos Weihnachtssprüchle“, unterbrach ihn sein Vater.

„Sog's weiter, Kind“, bat Marie in einer Erregung, die der Monn nicht begriff.

Gottfriedle schonte verdutzt an seinem Voter hinauf; er hotte das andere auf einmol vergessen.

„So sag' holt dieses“, entschied er, um die Lücke zu decken.

„Es geht in allen Landen
Ein Engel still umher;
Kein Auge kann ihn sehen,
Doch alle siehet er.
Der Himmel ist sein Vaterland,
Vom lieben Gott ist er gesandt.“

Morie lauschte athemlos und sah mit einem Blick auf dos Kind, als stünde eine überirdische Erscheinung vor ihr. Erst ols das Liedchen zu Ende wor, schluchzte sie wie erlöst auf und zog dos Kind, ohne ein Wort reden zu können, an sich.

„Seine Mutter hat's ihn noch gelehrt“, bemerkte der Mann.

Sie hielt den Knoben umfasst und verbarg ihr Gesicht an seinem

Köpfchen — es war einen Augenblick so still, als flöge wirklich ein Engel durch die Stube. Weder Vater noch Kind verstanden diese gar so tiefe Bewegung.

— „Sie müssen den Kuchen dort essen", sagte der Kleine tröstend.

„Ja, das wollen wir", antwortete Marie, ihre Augen trocknend; „komm, zieh' dein Mäntelchen aus; Du sollst das erste Stück davon haben".

Der Mann wollte zwar nichts von der Theilung wissen und machte gleich Anstalt, sich wieder fortzubegehen. Aber sie bat ihn, das Kind noch eine Weile bei ihr zu lassen; es sei eine Wohlthat für sie.

Da setzten sie sich denn zu dem Tisch, an dem seit langem kein zweiter mehr gesessen und Marie that ihnen alle Ehren an, die in einem so kleinen Frauenhaushalt Gästen erwiesen werden können. Sie saßen wohl über eine Stunde beim Lampenschein und Feuergeknister des Ofens und sprachen von den Schicksalen ihres Lebens, während das Kind fröhlich d'rauf los schmauste; und zum erstenmal überkam jedes dieser Verwaisten wieder ein Gefühl von Heimatlichkeit in der für sie verödeten Welt.

(Schluss folgt.)

Ein stummes Bekenntnis.

Aus der Schrift eines Landpfarrers mitgetheilt von Hans Malser.

(Schluss.)

In einem Dorfwirtshause, wo ich eingekehrt, ist das Wochenblatt auf dem Tisch gelegen; ich habe nicht den Muth gehabt, es anzusehen, von wegen dem, dass ich gefürchtet habe zu lesen: er wäre hingerichtet worden. Papier und Feder verlange ich und schreibe an den Tobias Steger, er möge um Gotteswillen nicht verzagen und jemand sei Tag und Nacht aus, um den Beweis seiner Unschuld zu suchen.

Und wenn ich endlich den Radmacher glücklich gefunden habe? Wird er mit mir gehen? Wird er vor Gericht seine Unthat eingestehen? Wird er das? — da ist mir wieder bange geworden, und es wird alles umsonst sein.

In demselben Wirtshause habe ich Näheres erfahren. Einige Wallfahrer kehren ein, sie sind auf dem Rückwege vom Gnadenkirchlein zum Heiligen Wasser, das noch drei Stunden weiter oben in einer Bergschlucht steht. Dort hätte sich jetzt ein Einsiedler angesiedelt, der besorge den Küsterdienst, nähre sich von milden Gaben der Wallfahrer, schlafe auf kaltem Stein und halte Bußübungen wie ein Heiliger. Sein Name sei Simon Radmacher, das hat mein Wirt gewusst, auf dessen Almgrund der Gnadenort steht und der ihm das Amt verschafft haben soll.

Vom Kirchlein zum Heiligen Wasser habe ich schon oft gehört gehabt, dort gewesen bin ich aber noch nie. Einmal im Jahre ist dort ein Fest, zu welchem zahlreiche Menschen

zusammenkommen, viele von weit her. Und auch Geistliche, die dort Beichte hören. Als Beichtort ist es weit berufen, und wird gesagt, dass beim Heiligen Wasser jeder Priester von jeder Sünde lossprechen könne. Wie das zugeht, weiß ich zwar nicht, aber die Leute reden halt einmal so und gehen hin und es ist kein Beispiel bekannt, dass der Sünder ohne Absolution den Gnadenort verlassen hätte. Dem's doch passiert, der wird's wahrscheinlich nicht sagen. In der übrigen Zeit ist kein Priester beim Kirchlein, aber Wallfahrer gibt's fast immer etliche, sie gehen hin, beten, waschen sich am Wasserfalle, opfern ein paar Groschen und wandern hernach getrost wieder heimwärts.

Nun, da oben soll er sein und also bin ich hinaufgestiegen. Die Gegend wird ganz wild, dass es schier grauenhaft ist zwischen den Wänden und darf man stellenweise gar nicht schwindelig sein, wenn man über Abgründen auf dem engen Gamssteige fürpass kommen will. Endlich, wie man um eine scharfe Felsnase biegt, hört man das Rauschen aus der Hochschlucht, die schaut ganz finster herab, eine kühle frische Luft kommt und ein Wildbach springt schneeweiß aus der Schlucht, von Stufe zu Stufe. Beiderseits an den Wänden hängt manches Fichtenbäumlein, das sich nicht mehr halten kann und mit dem Wipfel der Schlucht zuneigt, als wollt's jeden Augenblick herabfallen. Dort, wo der größere Wasserfall ist, können daneben auf dem Steingrund etwa hundert Menschen stehen, und dort — fest an die Felswand gebaut, steht das Kirchlein, theils aus rohen Steinen aufgeführt, theils aus Holzlatten, die roth angestrichen sind. Auch ein spitzes Thürmlein, und sogar eine Glocke drin. Seitab, in eine Felskluft gezwängt, eine Hütte aus rohen Baumstämmen und Rinden gebaut und noch mit Reisig eingehüllt zum Schutze vor Frost. Darunter hin die Abgründe, weiß Gott, wie tief, sie sind verdeckt mit Hasel- und Erlbüschen, die im Gehänge wachsen. Darüber hin die grauen, klüftigen Wände, aus denen der Hall des ewigen Wasserrauschens eben so ewig zurückgeworfen wird. Die Schlucht, aus welcher das Wasser kommt, verengt sich weiter hinten fast zu einer Höhle, wo die Felsen oben schier zusammenstehen, und noch weiter hinten soll Eis sein, im Sommer wie im Winter. Neugierige Leute sollen schon so weit hinangeklettert sein; da bin ich gar nicht neugierig und nur froh gewesen, dass ich endlich vor dem Kirchlein stehe.

Und da ist mir noch etwas aufgefallen. Heraußen im Freien neben dem Kirchel hin an den Felsen gelehnt sind drei oder vier Beichtstühle; der hintere ist schon so nahe dem Wasserfall, dass er ganz feucht ist von dem aufsliegenden Thaunebel. Ja, da glaubte ich's. Da kann freilich jeder Sünder sein ganzes Gewissen ablasten und alles sagen, alles — das Wasser mag noch so laut brausen, Gott hört's doch — und nur Gott allein. — Hätte jeder Priester seinen Beichtstuhl nahe so einem Wasserfall, manchem wäre besser! Übrigens meine ich, zur Zeit des Festes im trockenen Hochsommer werden diese Wässer nicht so sehr schreien als im Herbste, wenn oben im Hochgebirge etwa Neuschnee schmilzt.

Ich blicke an diesem schauerlichen Orte eine Weile umher und keinen Menschen habe ich gesehen. Es geht schon dem Abende zu. Hinter einem der gegenüberstehenden Vorberge steigen drei thurmartige Felsspitzen auf, die eine länger, die zwei anderen kürzer. Die stehen noch im Sonnenscheine.

Schon habe ich gemeint, die Kirchenthür wäre verschlossen, aber sie ist halb offen. Ich trete ehrerbietig hinein. Es ist, wie die Wallfahrtskapellen halt sind. Über dem sehr einfachen Altare in der Nische steht ein ge-

ſchnitztes Bild, das ſo alt iſt und unbehilflich geſchnitzt, daſs ich's nicht habe errathen können, welchen Heiligen es vorſtellen ſoll. Nun bemerke ich knapp hinter der Thür, zu der ich hereingekommen, ein zweites Altärlein mit einem Muttergottesbilde. Davor brennen zwei Kerzen und davor kniet ein Menſch, der mir den Rücken zuwendet und mich nicht bemerkt. Anfangs meine ich, weil er das Haupt ſenkt und die Hände aneinanderlegt, er bete, bald merke ich, daſs er etliche Kupferlreuzer beſichtigt oder zählt, die er in der Hand hat. Und es iſt mein Simon Radmacher. Wohl hübſch verwildert an Gewand, an Haar und Bart und ganz braun im Geſicht, aber erkannt habe ich ihn im erſten Augenblick. Ich will mich ſchon wenden und vorläufig wieder zur Thür hinaus, da hat er mich wahrgenommen. Eilends verbirgt er ſeine Münzen im Sack, thut, als ob er nach vollendetem Gebete ein Kreuzzeichen mache und ſteht auf. Mich erkennt er nicht ſogleich, da rede ich ihn an bei ſeinem Namen, und ſjetzt erſchrickt er. Ich thue nichts desgleichen, ſage nur, es wäre beſchwerlich herauf zu dieſer geweihten Stätte, wo ich denn auch einmal beten wolle, und ob man nicht über die Nacht, die ſchon einbreche, ein Lager haben könne? Darauf antwortet er nicht recht ja und nicht recht nein, endlich aber ſagt er, ſein Bett wolle er mir überlaſſen, wenn es nicht zu ſchlecht wäre, er müſſe ohnehin noch an dieſem Abende hinabſteigen zum Dorfe, um etliches zu beſorgen für den nächſten Sonntag, denn er ſchenke ein wenig Branntwein aus und der wäre zur Neige gegangen; ein Gläschen übrigens ſei noch vorhanden und ich möge mich doch damit laben.

Da er es denn ſo eilig machen wollte, daſs wir wieder auseinanderkämen, ſo habe ich freilich müſſen anfangen.

„Simon", ſage ich, „wir ſind ja alte Bekannte und ſollten wohl ein wenig miteinander plaudern."

Und wie ich ihn ſo weit habe, daſs er neben mir auf der Thorſtufe ſitzt, wo man ſo ſchön hinausſchauen kann ins wilde Gebirg, und wo das Waſſertoſen nur ſo hohl und dumpf herüber dröhnt, da ſage ich, daſs es mir wohl bekannt geweſen ſei, er wäre da heroben in der Wildnis, und daſs ich tagetang gewandert ſei, um ihn zu finden. Er könnte ſich's vielleicht denken warum, aber er ſolle nicht erſchrecken.

„Ich kann mir's nicht denken, warum", iſt ſeine Antwort.

„Warum heute leugnen wollen, was Ihr mir dazumal geſtanden habt? Daſs ich nichts ausſagen darf, wiſſet Ihr gleichwohl, ſonſt wäre anſtatt meiner jetzt vielleicht wer anderer um Euch heraufgeſtiegen." Damit habe ich ihm beikommen wollen; der Fuchs hat doch gethan, als ob er von nichts wüſste.

„Und wiſſet Ihr es auch nicht, daſs ein anderer jenes Mordes angeklagt und eingezogen worden iſt?" So habe ich ihn gefragt. Er zuckt die Achſeln.

„Und wiſſet Ihr, daſs derſelbe zum Tode verurtheilt worden iſt und ſchon in kurzer Zeit hingerichtet werden wird?"

Das packt. „Jeſus! Jeſus!" ſchreit er, ſpringt auf, ringt die Hände gegenüber und ſchreit: „Freilich weiß ich es und hab' keine ruhige Stunde bei Tag und Nacht, und will beten und büßen und hilft alles nichts. Verzweifeln, verzweifeln muſs ich!"

An den Abgrund eilt er hin, ich ſpringe ihm nach.

„O Herr Gott!" ruft er, die großen Tropfen ſtreicht er ſich von der Stirn mit der abachenen Hand, „wenn das Grauſen vor dem Tod nicht wär'! Oh, die Hölle! — Ich will doch lieber vor den Richterſtuhl!"

Jetzt, da er aufrichtig iſt, wird er mir wieder lieb. Bei der Hand nehme ich ihn, eiskalt iſt ſie.

Digitized by Google

„Simon", sage ich. „Jener ist ein braver, noch junger Mensch. Ich bin bei ihm gewesen. Zum Herzbrechen, wie dem weh ist, dass er in Schanden sterben soll! Aber so unbeschreiblich furchtbar wie Ihr leidet er nicht, trotz allem nicht. Sein Leiden ist das Fegefeuer und das Euere ist die Hölle, die schon auf Erden angefangen hat und nimmer endigen wird, in alle Ewigkeit nimmer. Wie, als ob Ihr aus dem Feuer in kühlendes Öl kommen würdet, so müsste es sein, wenn Ihr jetzt Euer Gewissen befreiet von seiner Pein, wenn Ihr hingehet und bekennet und den Unschuldigen erlöset. Auch das ist ein Erlösungswerk, mein lieber Simon, das Euch unser Herrgott hoch anrechnen wird. Aber sogleich muss es geschehen, morgen ist es zu spät. Nicht für ihn, denn er kann im Himmel sein, aber für Euch, Simon, für Euch, und dass Euch einst zwei Gemordete begleiten zum jüngsten Gericht." — Und weil in diesem Augenblick die Felsenspitzen leuchten in die Abenddämmerung herab wie glühendes Eisen, so sage ich noch: „Schau, die Schöpfung, die Natur selber ist Zeuge von dem, was du gethan hast und was du im Geheimen trageſt, und sie hebt jetzt dort gleichsam ihre feurigen Finger auf zum Schwur, dass du gerichtet wirst vor Gott!"

Da hebt es ihn an zu stoßen in der Brust, da verhüllt er sein Angesicht mit beiden Händen.

„Dass mich Gott so hat verlassen können in jener Osternacht!" stöhnt er. „Böses habe ich ja nichts im Sinn gehabt, wie ich hingehe zur Bachhäusterin. Geld bin ich ihr schuldig gewesen und habe sie bitten wollen, dass sie nachwartet. Sie schlagt mir's rund ab, ich werde zornig, heben einen Streit an, sage ihr Ungutes, auf das wird sie wild, wirft ein Holzscheit auf mich, ich es ihr zurück — und aus ist's gewesen. Maustodt ist sie. Ich hab' das Scheit noch in den Ofen und fort. — Was ich seitdem hab' gelitten, mein lieber Herr Pfarrer, das kann ich nicht sagen! — Schon zwei-, dreimal bin ich auf dem Weg gewesen zum Gericht. Ich kann nicht! Ich kann nicht! Der schreckliche Galgen!"

Nun thue ich ein Lachen, als ob das so leicht wäre und sage: „Wenn Ihr jetzt hingehet und zeiget Euch freiwillig an, um den andern zu befreien, so werden sie Euch nicht tödten, das weiß ich so gewiss, dass ich dafür meinen eigenen Kopf einsetzen will. Es wird ja nur als Todtschlag gemessen, Ihr werdet wohl in Gefangenschaft sein, werdet büßen und arbeiten, aber Euer Gewissen wird Ruhe haben und Gott wird Euch gut sein. Und unvergleichlich glücklicher werden die Jahre vergehen, als so, wie Ihr einsam durch eine zeitliche Hölle hinabsteigt in die ewige."

Solches habe ich zu ihm geredet, nun aber richtet er sich auf und sagt: „Was schwatzen wir denn, Herr Pfarrer, es ist ja nichts. Es ist ja nichts." Also bis ich niederfalle vor ihm auf meine Knie und ihn beschwöre, er solle an seine Eltern denken, an alle seine lieben Menschen, die verstorben sind. Auf das wird er wieder weich, dabei aber schüttelt er den Kopf und seine Augen schauen suchend umher und ich merke, er will davonlaufen. Jetzt spiele ich den letzten Trumpf aus, von dem ich gehofft, er würde mir erspart bleiben.

„So hilft alles nichts, Simon", sage ich, „und wollte Euch doch ein guter Freund sein. So merket, was ich noch weiß. Simon, Ihr seid verrathen worden; sie rücken von mehreren Seiten an, Euch zu fangen, in sehr kurzer Zeit werden sie da sein. Ihr entkommt ihnen nicht und dann ist Euer Leben verspielt. Den Justizmord werden sie arg entgelten an Euch! Radmacher, ich bitte Euch um Leben und Seligkeit! Darum bin ich noch vorausgelaufen, um es Euch zu sagen:

Stellt Euch freiwillig und Ihr seid gerettet. Das habe ich gesagt und nun thut, was Ihr wollt."

Diese Unwahrheit hat eine größere Wirkung erzielt, als ich selber vermeinte. Er hebt an zu zittern und bittet mich, ich möchte ihn nicht verlassen, er wolle mit mir gehen, ich möchte Zeuge sein, dass er sich freiwillig stelle, er sei nun fest entschlossen.

Hierauf hat er vor dem Marienbilde noch die Kerzen ausgelöscht, hat noch zum Bilde hingerufen: „Unsere liebe Frau, deine Fürbitte! Jetzt ist mir ganz leicht. Gute Nacht, o Maria, vielleicht komme ich noch einmal zu dir herauf."

Dann sind wir miteinander hinabgestiegen in der Nacht — eine Mondesnacht ist's gewesen — und fortgegangen und unaufhaltsam fort. Keiner ist müde geworden, schier munter ist der Simon und fürsorglich führt er mich, wo der Weg gefährlich ist. — Das thut Gott! habe ich mir gedacht. „Und wenn uns nur die Fanger nicht erwischen, bevor wir beim Gericht sind!" hat der Simon mehrmals gesagt, „wie weit haben wir denn noch?"

Als der Morgen tagt, sind wir im Krumpenbachthale, dort haben wir vor einem Gasthause eine Stunde Rast gehalten und uns gelabt.

„Wäre diese Eisenbahn schon fertig", sage ich, „so könnten wir wohl nach wenigen Stunden in der Gerichtsstadt sein. Zu Fuß werden wir sie erst morgen mittags erreichen."

„Wenn sie mich nur nicht früher erwischen!" murmelt er. „Und wenn wir nur nicht zu spät kommen!" ist mein Gedanke und mein Gebet.

Dann den ganzen Tag marschieren auf der heißen Straße und ich habe nur immer Angst gehabt, den Simon reut es und er läuft mir davon. Aber die Furcht vor dem Gefangenwerden und vor dem dann unausbleiblichen Galgen, und wohl auch vor der Verdammnis, hat ihn an mich gefesselt mit einer unzerreißbaren Kette. Wenn nun nichts anderes imstande wäre, den armen Tobi zu retten, als meine Unwahrheit, so müsste man wohl wieder sagen: Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich.

Es ist doch nicht gut zu denken, dass auch durch diese Striche des Landes in wenigen Monaten schon Dampfross und Telegraph verkehren werden. Schon der Gedanke, dass es Eisenbahnen gibt auf der Welt, macht uns gehefaul.

Am Abende desselben Tages kehren wir bei einem großen Straßenwirtshause zu, das zwischen hohen Bergen steht und eine große Mühle hat. Ein paar Stunden ruhen, wir haben es beide noth. Bei dem kleinen Abendmahle, das wir einnehmen, liegt vor mir auf dem Tische das Wochenblatt. Mein Blick fällt auf die folgende Nachricht: „Am 30. September um sechs Uhr früh findet im Hofe der Landesstrafanstalt die Hinrichtung des Raubmörders Tobias Steger statt."

Am 30. September! Wann ist das? Heiliger Gott, das ist morgen! das ist morgen! — Um sechs Uhr früh!

Ich gehe eilends zum Wirt: „Ist hier ein Wagen zu haben nach der Stadt?" — Ja, den könne man haben. — „Ist er sogleich zu haben? In diesem Augenblicke?" — Was es denn so Dringendes sei? Die Pferde hätten tagsüber geackert und müssten sich ausrasten. — „Das ist nichts, wir müssen einen Wagen haben, sofort! Jetzt ist es zehn Uhr. Wie lange fährt man bis in die Stadt?" — Ja, meint der Wirt, das wäre weit. Die Straße gehe über Berg und Thal, der Weg wäre schlecht. Unter neun Stunden sei noch keiner hinübergekommen. „Aber Herr, wir müssen in acht Stunden drüben sein, in sieben Stunden! Kosten kann's, was der Will. Es handelt sich um ein Menschenleben." — Und rannte ich ihm rasch in die Ohren, so viel ich sagen darf.

Darauf ist der Wirt gegangen die Pferde einspannen zu lassen und

halb elf Uhr in der Nacht ist's, als wir abreisen.

O diese Nacht! diese fürchterliche Fahrt! Meine Beine habe ich unausgesetzt krampfhaft an die vordere Wagenwand gestemmt, im thörichten Bestreben, auf solche Weise das Gefährte rascher voranzuschieben. Nie in meinem Leben ist mir eine Nacht so peinvoll gewesen. Um sechs Uhr! Sie sind pünktlich. — Früher, früher müssen wir dort sein.

Um zwei Uhr sind wir auf einem Bergsattel, wo ein kleines Fuhrmannswirtshaus steht. Unser Kutscher hält einige Minuten Rast und sagt, bisher hätten wir achtzehn Minuten Vorsprung und wenn es so weiter gehe, könnten wir einige Minuten vor sechs Uhr am Thore der Strafanstalt sein.

Ich schöpfe Muth. Ganz frisch und frei wird mir. Mein Gefährte schweigt, hält fortwährend die Hände gefaltet, ich weiß nicht betet er, oder schläft er.

Noch heute krampft es mir das Herz zusammen, wenn ich jener Fahrt gedenke, ich will lieber darüber hinweggehen. Eine Uhr habe ich nicht in der Tasche; die Fenster verhülle ich, das Morgengrauen will ich nicht sehen! Aber es ist ewig und es ist ewig. Mich fiebert, auf der Stirn die kalten Tropfen, in den Schläfen ein Hämmern, dass es klingt, die Hände feucht, eiskalt — ich habe gemeint, es ist zum Sterben. Kann es möglich sein, dass der Tobias Steger eine noch größere Angst ausstehe? Gott stehe ihm bei! Unser Opfer, unser Sehnen, ihn noch zu retten, kann ja nicht zuschanden werden.

In den Fenstervorhängen wird es grau. Der Wagen rollt glatt wie über eine lange Brücke. Der Strom! Dann sind wir dem Ziele nahe. Muthig öffne ich das Fenster. Im Morgenroth steht ein großes, festungsartiges Gebäude fast leuchtend da. Es ist die Strafanstalt. Der Wagen biegt ein in die Allee. In demselben Augenblicke reißt der Simon den Wagenschlag auf, springt hinaus und davon. Ich ihm nach, er quer über eine Wiese, in die Au. Kaum hätte ich ihn eingeholt, wenn er nicht plötzlich vor dem Wasser gestanden wäre. Dort bricht er zusammen und stöhnt: „Ich kann nicht! Mein Leben in dieses steinerne Grab hinein. Ich kann nicht!“ Er zittert am ganzen Leibe, er ist ohnmächtig.

Und da habe ich's wieder erfahren, was der Mensch imstande ist zur entscheidenden Stunde. Ich hebe den fast leblosen Mann auf und frisch und leicht, so trage ich ihn auf der Schulter über die Wiese hin gegen das Gebäude.

Das äußere Thor ist heute nicht geschlossen, es steht weit offen, Leute gehen hastig aus und ein. Ich sehe Soldaten, sehe Officiere in voller Uniform und Männer in Frack und Seidenhut. Ich eile mit meiner Last ungestüm hinein. Im Hofe, gegenüber dem Eingang ist das Uhrthürmchen. Ein klingender Glockenschlag. Ich blicke hin. — Der Zeiger steht auf sechs Uhr fünfzehn Minuten.

— — — — — — — — — — —

Damit endet die Schrift des Landpfarrers.

Als sie verglichen wurde mit den Thatsachen, stellte es sich heraus, dass an jenem 30. September an einem Raubmörder Namens Tobias Steger das Todesurtheil vollzogen worden war. — Weiteres ist unbekannt.

Der Pfarrer von Sankt Kathrein.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger.

Es läßt sich nicht leugnen, das Ding treibe ich nun schon seit meinem zwölften Jahre. Meine erste literarische Arbeit war eine „Lebensbeschreibung des heiligen Joachim". Von diesem großen Heiligen hatte ich nämlich nirgends eine Lebensbeschreibung gefunden, also machte ich ihm eine, wozu ich alle Daten und Begebenheiten selbst beistellte, ganz aus Eigenem, und so mit grimmigem Ernst eine unbewußte Parodie der Legende schrieb. Dem heiligen Joachim folgten drei Jahrgänge „Kalender für Zeit und Ewigkeit", in welchem ich nach der bekannten Manier von Alban Stolz dem Leser die Erde recht schlecht, den Himmel recht hoch und die Hölle recht heiß machte. Mit Vorliebe behandelte ich die vier letzten Dinge, in der löblichen Absicht, alle Leute gruseln zu machen und alle Sünder zu bekehren. Aber während der junge Autor die Menschen dem Himmlischen zuwenden wollte, sank er selbst beträchtlich dem Weltlichen nahe. Dem „Kalender für Zeit und Ewigkeit" folgte ein Werk „Freue dich des Lebens" in welchem Jugendübermuth, lustige Fabelei und schüchterne Liebessehnsucht hervorzubrechen begannen und diese interessanten Dinge sogar in Bildern anschaulich gemacht wurden.

In dem von meinem Heimatshause eine starke Stunde entfernten Orte Sanct Kathrein am Hauenstein lebte ein Kaufmann Namens Haselgraber. Er hatte eine große Anzahl Kinder, Buben und Mädeln, die alle meine Freunde waren; er war seit Menschengedenken Gemeindevorstand von Sanct Kathrein, und die große Stube in seinem Hause gab an Sonn- und Feiertagen einen beliebten Versammlungsplatz aller ab, die eintreten wollten, um Einkäufe zu machen, oder eine amtliche Angelegenheit zu besorgen, oder sich am Ofen zu wärmen, oder Tabak zu rauchen, oder zu plaudern, oder auch alle Erbauungsbücher und Neuigkeitsblätter, die da umherlagen, zu durchblättern. Diese Leute, Männer und Weiber, Alte und Junge, Bauern und Knechte, Holzhauer und Kohlenbrenner durcheinander, waren mein Lesepublicum. In der großen Stube beim Haselgraber hinterlegte ich nämlich meine Schriften, die, insofern sie weltlichen Sinnes, lediglich nur für die jungen Haselgraber beiderlei Geschlechts verfaßt worden waren. Da die Schriften in der Stube des Gemeindevorstandes stets auf dem Tische und den Fensterbrettern umherlagen, so konnte jedermann Einsicht in dieselben nehmen, und da gab's viel Kopfschütteln über den Fabelhans, der, anstatt fleißig zu arbeiten, lauter solche Sachen treibe.

Darob wurde eine alte Magd im Hause Haselgraber allmählich mit einiger Besorgnis erfüllt. Sie konnte selber nicht lesen, mußte nur hören,

wie über die Schriften des „Alm-peterls" manchmal gemunkelt und gelacht wurde; also packte sie eines Tages, da just niemand zugegen war, die Sachen zusammen, trug sie um die Dämmerungsstunde in den Pfarrhof und beschwor den Pfarrer, die Schriften zu prüfen, ob wohl nichts in denselben enthalten sei, was den frommen Seelen der Leser Schaden thun könne.

Der Pfarrer Johann Plesch war ein alter kränklicher und gutmüthiger Herr mit stets vorgeneigtem Kopfe und schon grauem Haar.

Er genoss das besondere Vertrauen der Bevölkerung, denn er war noch einer der wenigen Geistlichen, welche die hochröhrigen, glänzenden Stiefel außen über der Hose trugen. Die meisten Priester hatten damals schon neumodische lange Beinkleider, die schlotternd bis auf den Rist hinabhingen. „Bei den Hosen fängt der Antichrist zuerst an!" pflegte die alte Magd Liesel zu sagen, und an dem ehrwürdigen Herrn Plesch fand sie soweit nichts auszusetzen. Der alte Herr hieng übrigens darum so genau an der altmodischen Beschuhung, weil diese nach seiner Überzeugung die Füße wärmer hielt als die neuartigen Stiefletten. Wohlverwahrte warme Füße hielt er für die erste Bedingung alles Gedeihens. Als Hauptursache aller Krankheiten des Leibes und der Seele erklärte er die Erkältung der Füße, und wenn er an ein Krankenbett gerufen wurde, so war nach Vollzug der heiligen Handlung sein erstes, dass er den Kranken warm zudeckte an den Füßen.

Diesem guten Herrn brachte also die alte Liesel meinen „Kalender für Zeit und Ewigkeit" und das „Freue dich des Lebens".

Der Herr Pfarrer und ich waren von der Sonntagsschule und dem Beichtstuhle her gute Bekannte. „In der Schule weiß der Peterl am meisten von allen, und im Beichtstuhl am wenigsten!" Dieses rühmende Wort hatte der Pfarrer einmal über mich öffentlich bei einer Christenlehre gesprochen und dadurch mein Ansehen in der Gemeinde außerordentlich erhöht.

Nun, eines Sonntags nachmittags nach dem Segen hinterbrachte auf dem Kirchplatz der Kirchendiener mir den Befehl, ich möchte ein wenig in den Pfarrhof kommen, der Herr habe mit mir etwas zu sprechen.

Das freute mich unbändig und sofort eilte ich in die Wohnung des Pfarrers. Dieser stand in langem Talare an seinem Lesepult, vor sich die Schnupftabakdose und den blauen Sacktuchknullen, mit dem er sich mehrmals unter die Nase fuhr. Als ich mein „Gut Nachmittag!" gesagt hatte und, das Tuchkappel in der Hand, höflich an der Thür stehen geblieben war, rief er mit seiner etwas dünnen, mir sehr traulichen Stimme: „Bist da?" Hierauf holte er unter dem Pulte hervor mancherlei Papier, und darunter meine Schriften.

„He, he", lachte ich. Wer auf obige Frage eine bessere Antwort weiß, der hebe die Hand auf.

„Setz dich nur nieder", sagte der Pfarrer, nahm mir gegenüber in seinem Lehnsessel platz und hub an, in den Schriften zu blättern.

„Aus wo hast du denn diese Sachen abgeschrieben?" fragte er so halb singenden Tones.

Jetzt war die Antwort noch leichter. Abgeschrieben hätte ich sie gar nicht; sie wären mir halt nur so eingefallen.

„Hast du denn schon einmal einem jüngsten Gerichte beigewohnt, weil du es so genau weißt?"

„Beigewohnt, das nicht", hierauf mein Bescheid, „wie halt Euer Hochwürden immer einmal gepredigt hat, so hab ich mir's gemerkt."

„Ich? Ich hätte so was gepredigt?" rief er aus.

„Ja, am vorigen Ostersonntag."

„So, so, na, wird wohl so sein.

Brav bist, dass du dir das Wort Gottes also merkest. — Nur fort so."

Ich glaubte schon, die Sache wäre abgethan und wollte mich erheben. Da schlug er das Heft „Freue dich des Lebens" auf. „Dahier — —" er blätterte, suchte dann die Brille, zwängte sie auf die Nase, blätterte wieder, „dahier — ist etwas —. Schau, der Teufel will nicht auseinander!" Mit vieler Umständlichkeit klebelte er endlich die Blätter auf, — „dahier, d a s wirst du von mir nicht gehört haben!"

Es schaute ernsthaft auf mich, ich aufs Papier. — Gedacht hatte ich's. Die Liebesgedichte!

„Diese Verse da", fragte er, „sind dir die auch nur so eingefallen?"

„Ja", antwortete ich leise und beugte mich nieder auf den Tisch.

Jetzt streckte der Pfarrer sein glattrasiertes Gesicht zu mir vor und schrie: „Wickelkind du! Und weißt du denn, was Liebe ist?"

Ich ward stumm. Diese Frage hatte ich nicht erwartet.

Der alte Herr stand auf, gieng mehrmals mit großen Schritten die Stube hin und her, so ernst und feierlich, dass mir angst und bang wurde. — „Weißt du, was Liebe ist?" hallte es schauerlich, und er hatte das Wort doch nicht wiederholt. — Endlich trat er auf mich zu, und in unendlich gütigem Tone sagte er die Worte: „Die Schriften kannst du wieder mitnehmen. Der liebe Gott behüte dich!" —

Die Tage kamen und giengen. Über Tags musste ich arbeiten in Wald und Feld, des Abends schrieb ich bei trübrothem Kienspanschein, des Nachts schlief ich so fest, dass am Morgen der Waldbauernbub genau noch so auf dem Stroh lag, wie er des Abends darauf hingefallen war. Einmal aber mitten in der stillen Nacht hörte ich plötzlich eine dünne, grelle Stimme: „Weißt du was Liebe ist?" Ich schrak auf, es war aber nichts weiter und bald werden die Augen wieder zugesunken sein.

Um so frischer hielt ich sie tagsüber offen, und da sah ich denn im Laufe der Zeit, wie die Welt beschaffen ist, und wie die Menschen geartet sind. Was mir gefiel, das pries ich, was mir nicht gefiel, das verdammte ich keck und übergoss es mit Hohn. Und wen ich am wenigsten schonte, über wen ich mich am öftesten und unbarmherzigsten lustig machte, das war — der Almpeterl. Denn er hatte genau dieselben Fehler und Lächerlichkeiten wie alle anderen, und wenn ich auf diesen Sack schlug, so meinte ich nicht den Sack, sondern auch den Esel. Immer neue Schriften verfasste ich, immer neue Falten des Lebens thaten sich mir auf. In manchen tiefen Abgrund habe ich schauen müssen; heute wundert es mich, dass ich nicht besonders darüber erschrak, dass ich Abgründe für selbstverständlich hielt. Das Weh darüber kam erst später, damals waren die Unbegreiflichkeiten des Menschengeschickes gerade gut genug, um flink darüber zu dichten und zu schreiben. — Und die Schriften trug ich in die große Stube des Kaufmannes und Gemeindevorstandes Haselgraber, wo sie fürs erste meine Freunde lasen, die mich dafür lobten oder auch brav auslachten, je nachdem die Sache klug und fein oder pudelnärrisch ausgefallen. Wenn sie gerade beim Auslachen waren, da that auch die alte Magd Liesel tapfer mit, denn diese war immer noch des Misstrauens voll, und ein böser Geist, so überlegte sie ganz schlau, der nicht todtzupredigen sei, müsse todtgelacht werden. Bei diesem Todtlachen lachte ich aber selber mit und wurde dabei immer noch lebendiger.

Im neunzehnten Lebensjahre mochte es gewesen sein, als in einem meiner Hefte ein naturgeschichtlicher Aufsatz zu lesen stand.

Eustach, der älteste Sohn des Haselgraber, las ihn eines Tages bei

Tiſche vor, und dieſer naturhiſtoriſche Aufſatz lautet wie folgt:

Der Menſch.

Eine zoologiſche Studie.

Der Menſch gehört zur Gattung der Säugethiere, erlangt ausgewachſen die Höhe von ſechs Schuh und ein Alter von achtzig Jahren. Er kommt in allen Ländern vor und ernährt ſich von Fleiſch, wie auch von Pflanzen. Sein Fell iſt glatt, der Scheitel behaart, beim Männchen auch die Schnauze. Von Natur ſanft, kann er gereizt zum blutdürſtigſten Raubthiere werden, in welchem Zuſtande er in Maſſen ſich gegenſeitig tödtet. Leidenſchaftlich ergeben iſt er dem Safte der Trauben und hat er geſoffen, ſo iſt er —"

Der Vorleſer brach plötzlich ab. Die Zuhörer hatten gelacht und nun fragte der alte Herr Haſelgraber: „Nun, wo fehlt's denn, daſs du nicht weiter lieſt?"

„Es iſt zu dumm!" ſagte der Vorleſer Euſtach.

„Nu, dann laſs es gut ſein."

Und es wurde darüber zur Tagesordnung geſchritten.

Die alte Lieſel, welche dem Vorgange beigewohnt hatte, nahm die verdächtige Geſchichte aber durchaus nicht ſo leicht. Heimlich wuſste ſie ſich das Heft zu verſchaffen und eilte damit in die Strohkammer, wo ihr der eben anweſende Schuſter-Wenz, der ein alter Schriftgelehrter war, den Aufſatz vorleſen muſste, und zwar einſchließlich der Stelle, die „zu dumm" war. Die Magd ſchlug beide Hände zuſammen und vermochte kein Wort zu ſprechen. Der Schuſter-Wenz ſchwieg auch, ſie waren beide ſprachlos und ſtarrten einander an.

Kurze Zeit hernach war das Heft beim Pfarrer. Und ein paar Tage ſpäter ſaß dieſer auf dem Hügel, der hinter der Kirche aufragt und mit Kiefern und Weißbirken bewachſen iſt. Unter einer ſolchen Birke ſaß er, ſeine manchmal ein wenig gichtiſchen Beine mit einem Wollentuche zugedeckt; „nur Wärme an den Füßen!" Das war ja das einzige Gut, welches er energiſch von all den Genüſſen dieſer Welt begehrte. Sonſt war er zufrieden und wuſste gar nicht, wie arm er war. Er blätterte jetzt in den neueſten Schriften des Almpeterl. Da geſchah es denn, daſs dieſer zufällig des Weges kam. Der alte Herr duckte ſich und ließ den Burſchen vorbeigehen bis zum Kreuze hin. Als der Peterl dieſem nahte, zog er den Hut vom Haupte und gieng vorüber. Der Pfarrer athmete hoch auf: „Gott lob, das heilige Kreuz kennt er noch." Dann rief er laut: „He Peterl, komm her einmal!"

Dieſer kehrte um und trat an den Birkenbaum, ſich entſchuldigend, daſs er den Hochwürden früher nicht geſehen hätte.

„Umſomehr bin ich mit dir beſchäftigt", ſagte der Pfarrer und ſchlug das Heft zurecht; „da leſe ich gerade eine ſchöne, wie es heißt, zoologiſche Studie, benamſet: Der Menſch. Sage mir, haſt du das ſelber erdacht?"

Ich widerſprach nicht.

„Aber Kind, was treibſt du denn?" rief er aus, „der Menſch, Säugethier! Raubthier! — Der Menſch iſt ja ein Ebenbild Gottes!"

„Das leugne ich nicht", hierauf meine Antwort.

„Nun dann kannſt du wieder gehen."

Und die Inquiſition war zu Ende. Das Heft aber hatte er bei ſich behalten, woraus ich ſchloſs, daſs es ihm gefallen müſſe.

Später habe ich erfahren, daſs einen Tag nach dieſer kurzen Begegnung unter den Birken die alte Lieſel wieder beim Pfarrer war, um ſich zu erkundigen, wann der Scheiterhaufen für den Ketzer denn eigentlich errichtet werde. Der Pfarrer ſoll ihr geantwortet haben, ſeitdem die Eiſenbahn gehe, ſei das Holz zu theuer.

„So!“ gab die Alte scharf zurück, „Und in der Hölle wird die ganze Ewigkeit hindurch geheizt!“

Hierauf der alte Pfarrer achselzuckend: „Möglich dass sie dort Steinkohlen brennen!“

„Und hat der hochwürdige Herr nicht gelesen von der behaarten Schnauze und dass der Mensch, wenn er gesoffen hat, ein Schweinehund ist? He?“

„Na, das ist ja leider manchmal wahr!“ sagte der Pfarrer.

Und nun konnte auch die alte Liesel gehen. Sie hat mich von dieser Zeit nicht mehr verklagt, wich mir aber aus, wo sie konnte. Nur einmal noch gab sie ihrer Stimmung gegen mich deutlichen Ausdruck. Am heiligen Christabende war's, als der alte Haselgraber seinen Kindern die Haare schnitt. Als er mit allen fertig war, rief er mir, der ich beim Ofen saß, zu: „Nu, Peterl, setz dich her da auf den Dreifuß, will auch dir deinen Pelz herabscheeren; um ein Schaf mehr oder weniger kommt mir nicht an.“ Und mir, der ich an langen Haaren nie Mangel litt, war das recht. — Nun, als er mich in der Arbeit hatte, rief die Magd, welche eben den Tisch scheuerte, dem Haarschneider zu: „Wirst die Scheere schartig machen — bei dem!“

„Wieso?“ fragte der alte Haselgraber.

„— wenn du unversehens in die Hörner schneidest —?“

So drastisch fasste der Pfarrer meine Verwandtschaft mit dem Bösen nicht auf, aber eine gewisse Besorgnis meinetwegen war ihm doch anzumerken. Und als die Zeit kam, da ich vor meiner Auswanderung vom guten alten Herrn Abschied nahm, fasste er mit seinen beiden kühlen Händen meine Rechte und sprach: „Kind! Du bist zwar jetzt schon groß geworden, für mich bist du aber immer noch das Kind, das ich getauft, dem ich die erste heilige Communion gereicht, das ich unterwiesen in unserem christlichen Glauben und das ich immer recht lieb gehabt habe. — Du gehst jetzt fort vom Heim, du gehst in die weite Welt. So einfältig wie ein Kind gehst du dahin und weißt nicht, welche Gefahren dich dort erwarten. Du freust dich auf die große Stadt, und recht so, du wirst viel lernen. Aber du weißt nicht, wie ganz anders dort die Menschen sind, als daheim bei uns. Sie werden dir anfangs recht gefallen, doch glaube mir, wenn du so wirst wie sie, dann bist du verführt! Du hast Neigung zur Weltlichkeit, auch ein wenig zur sogenannten Aufklärung. Ist ja gut, man soll sich aufklären lassen so viel man kann, das heißt, man soll sich der Wissenschaft befleißigen und Gott auch kennen lernen in all seinen Werken. Aber eins soll man nicht, und das musst du mir jetzt versprechen, mein Kind: Unseren lieben Heiland Jesus Christus vergiss nicht. Seine heilige Lehre, die dir deine gute Mutter, dein frommer Vater, dein besorgter Seelenhirte beigebracht haben, vergiss nimmer. Bist du im Glück oder in der Noth, des Herrn Wort sei dir Wegweiser und Trost, das wünschet dir dein alter priesterlicher Freund, der jetzt vielleicht das letztemal zu dir spricht in diesem Leben. — B'hüt dich Gott, b'hüt dich Gott, mein Kind! Und achte stets darauf, dass du dich an den Füßen nicht erkältest!“

Er hatte recht, der liebe alte Herr, es war das letztemal gewesen damals, dass er zu mir gesprochen. Doch seiner Worte gedenke ich heute noch mit Rührung, achte stets auf einen christlichen Lebenswandel, besonders aber, dass ich mich an den Füßen nicht erkälte.

Kreuzsäulen und Hauskapellen.

Eine Schilderung aus den Alpen.

Den Fremden, die in unsere Alpenländer kommen, fallen die vielen Kreuzsäulen, Heiligenbilder und Kapellen auf, die an Straßen, Dorfgassen, Feldwegen und Waldsteigen stehen. Nicht die eigentlichen Votivsäulen und Martertafeln, Pest- und Türkenkreuze, auch nicht die Kirchlein und Messkapellen habe ich heute im Sinn, sondern die Bildnisse, Kreuze und Hauskapellen, die nicht sosehr aus äußeren Anlässen, als vielmehr aus inneren Beweggründen oder infolge alten Herkommens entstanden sind.

In den Flächen des protestantischen Deutschland gibt es auf freiem Felde kein Lied und kein Kreuz. In den Alpen wandelt man keine Straßen, wo nicht ein heller Jodler oder Juchschrei in unser Ohr, nicht das ernste Bild des Erlösers oder eines anderen der Himmlischen in unser Auge fällt. Denn der Sinn des Älplers verlangt künstlerischen Ausdruck seiner Stimmungen und seines Wesens. Das Jauchzen ist wohl auch in unseren Bergen seltener geworden. Kreuze aber gibt es in mancher Gemeinde mehr als Menschen. Stehen deren doch schon auf dem Friedhofe einige hundert, ungezählt derer, die an Kreuzwegen, Feldrainen, Waldrändern, Brunnen, Grenzpunkten, Brücken, Pässen und an den Gehöften ragen. Es gibt Gegenden, in welchen fast jeder Bauernhof seine Kreuzsäule, sein Hauskapellchen hat. Nur bei den Kleinhäuslern sind sie nicht zufrieden, als ob es ein Vorrecht der Großhöfe wäre, solch religiöse Zeichen öffentlich aufzustellen. Vielleicht hat's ein solches Vorrecht thatsächlich einmal gegeben, denn auffallend war es mir oft, dass die Kleinhäusler ihre Bildnisse stets innerhalb ihres Daches, fast nie im Freien aufrichten.

Der Bauer stellt seine Kreuzsäule auf an der Wegzweigung, damit jeglicher Gang gesegnet sei, am Feldraine, damit die Früchte vor argen Wettern geschützt bleiben; an Waldrändern, damit die bösen Geister der Schatten nicht herrschend werden; an Brunnen, damit kein schlimmer Trunk die Gesundheit des Durstigen schädige; an Grenzpunkten, damit ein Siegel sei des Rechtes zwischen mein und dein; an Brücken, damit die Wasser nicht zerstören sollen; an Bergpässen als Zeichen, dass jegliche Höhe dem Herrn geweiht sei; an seinem Gehöfte endlich als Schutz und Schirm gegen alle Feinde.

Die Formen und Bauarten der Kreuze sind höchst verschieden. Es gibt Steinsäulen, gemauerte Säulen mit Nischen und Holzdach, es gibt hölzerne Kreuze, manchmal bis zu zwölf Schuh Höhe, mit breitem Holzdache und einem Brettermantel rückwärts, der nicht bis zur Erde geht, sondern die Form eines „Messrockes" hat. Es gibt kahle Kreuze ohne Dach und Rückwand und ohne Bild; es gibt solche mit zwei und drei Querbalken

und den Marterwerkzeugen des Heilands; diese Kreuze sind oft sehr hoch, man sieht in ihnen einen Schutz gegen Ungewitter. Es gibt Kreuze und Bildkästchen, die an Baumstämme genagelt sind, oder an Wände der Häuser. Es gibt Bildnisse, die mit rothen Strichen ungefüg an die weißen Außenwände der Häuser gemalt sind! Es gibt gemauerte Kapellchen mit förmlichen Altären, vor welchen sogar einige Kniebänke angebracht sind. Es gibt Kapellchen aus Brettern gezimmert; die zumeist geschlossene Thür ist mit einem Gitter aus Holzlatten versehen, so dass man zwischen solchen Latten hineinblicken kann. Die Kreuze und Kapellen sind zumeist mit möglichst vielen Gemälden, Statuen, kleinen Papierbildern und auch frommen Inschriften geziert. Ich werde weiterhin ein solches Bauernhofkapellchen näher beschreiben.

Die Bildnisse der Kreuze und Kapellen sind in Steiermark vorwiegend: Der Gekreuzigte, die heilige Dreifaltigkeit, die Mutter Gottes mit dem Kinde oder mit dem Leichname des Heilandes, ferner der heilige Josef, der heilige Johannes von Nepomuk, der heilige Sebastian, der heilige Leonhard u. s. w.

Manches der Kreuze gehört der ganzen Gemeinde, wird von dieser gebaut und erhalten; weilaus die größte Mehrzahl gehört einzelnen Bauern; selbstverständlich genießen auch diese von allen und jedem die gleiche Verehrung. Der Bauer geht an keinem öffentlichen Kreuze oder Heiligenbilde vorüber, ohne seinen Hut zu rücken oder sich mit dem rechten Daumen zu bekreuzigen. Letzteres gilt als ein Zeichen besonderer Frömmigkeit. Aber die Allerfrömmsten thun noch mehr, sie küssen den Stamm des Kreuzes, oder wenn diese erreichbar sind, die Füße des Gekreuzigten. An manchem Kreuzstamm hängt an Kettlein ein großer eiserner Nagel, der als Werkzeug der Erlösung besonders innig geküsst zu werden pflegt. Aber auch jedes andere Heiligenbild wird andächtig geküsst. Und das war's ja, weshalb mir als Knabe einmal die Ohren gedreht worden sind. Ich hatte auf ein Blatt Papier mit Kohlenruß und Heidelbeersaft eine Mutter Gottes gemalt und das Bild dann am Waldwege an einen Baum geklebt. Nun kam der fromme Grabelbauer, dachte: das ist brav, dass sie dahier ein heiliges Frauenbild angeschlagen haben, und küsste es. Als er es nachher erfahren, dass das Bild aller heiligen Weihe entbehre, dass es vielleicht nur so aus Übermuth entstanden und demnach gleichsam ein Götzenbild sei, rieb er sich die Lippen, suchte den Erzeuger auf und brachte es mir zum ewigen Gedächtnisse bei, dass es nicht angehe, ohne kirchliche Weihe ein Heiligenbild zu stiften.

Hieraus ersieht man, dass alle öffentlichen Kreuze und Heiligenbilder die priesterliche Weihe haben müssen. Ist irgendwo ein neues Kreuz, eine Kapelle errichtet, so beeilt sich der Errichter, es sofort seinem Pfarrherrn anzuzeigen und um die Einweihung zu bitten. Dieselbe wird gewöhnlich für den Nachmittag eines Sonntags anberaumt. Zu solcher Zeit findet sich der Priester bei dem neuen Kreuze ein, wo viele Leute, oft eine halbe Gemeinde, sich versammelt haben. Sie stehen oder sitzen oder liegen auf dem Rasen umher, plaudern, schäkern, rauchen Tabak. Wenn der Geistliche kommt, wird die Stimmung eine kirchliche, man nimmt den Hut vom Kopf, die Pfeife aus dem Munde und horcht der Christenlehre, die der Geistliche hält. Nach derselben wird mit brennenden Lichtern, Weihwasser und lateinischem Gebete die Weihe der bekränzten Bildsäule vorgenommen und von dieser Stunde an ist sie des frommen Grußes oder Kusses würdig. Bisweilen entwickelt sich bei so einer Kreuzweihe ein förmliches Volksfest, das einen recht weltlichen Ver-

lauf nimmt und bei welchem mancher Bursche frommer Inbrunst voll ein Bildstöckel küßt, das nach nicht geweiht ist und herzlich wenig Aussicht hat, geweiht zu werden.

Manche Kapellen sind mit bedeutendem Kostenaufwande hergestellt worden; die Leute haben Geld draufgehen lassen und daraus mag man am besten ersehen, wie ernst es ihnen mit der Religion gewesen ist. Es gibt wohl auch eine andere Auslegung. Das Hauskreuz, die Kapelle galt als ein Prunkstück, dabei wollte keiner zurückstehen und mancher mag aus Eitelkeit seine Kapelle „wunderschön" haben herrichten lassen. Dann ist sie das Schatzkämmerlein, das Reliquienkästlein für Kunst und religiöse Kleinodien geworden. Alles, was sich im Hause an Heiligenbildern, Statuen, Kreuzlein, Amuletten und dergleichen fand, kam in die Kapelle.

In meinem Heimatsorte hatte der Stinbauernhof, der an der Straße stand, die schönste Kapelle. Sie war nur aus aufrechtstehenden Brettern gebaut, mit einem pyramidenförmigen Schindeldache eingedeckt, hatte eine hölzerne Thür mit Spangen, durch die jedermann hineinschauen konnte; denn hineingehen konnte man nur an hohen Festtagen, wenn sie aufgesperrt war. Es waren rechts und links ein paar Sitzstühle drinnen wie in der Kirche. Es war ein Altar mit Stufen und zierlichen griechischen Säulchen, die oben ihre Kapitäler und abgebrochenen Rundbogen hatten. In der Mitte stand ein sehr altes, aus Holz geschnitztes Bild der Mutter Gottes mit der vergoldeten Kaiserkrone und dem Christkinde. An beiden Seiten zwei nackte Englein mit goldenen Flügeln, welche die vergoldeten Kerzenleuchter in die Luft hinaushielten. Daneben die Bilder: das Herz Jesu und das Herz Mariä. Dann waren auf mit weißem Spitzentuche bedecktem Altartische nach sechs weitere, roth und blau angestrichene Leuchter, dann waren Blumentöpfe mit Rosenbäumchen; diese letzteren blühten in bunten Papier- und Leinwandrosen, waren schon verblaßt und sehr staubig. Solche künstliche Rosen mit Bändern waren auch neben und über der Muttergottes und weiterhin an den Bildern zu sehen. Von der Decke hieng ein „Heiliger Geist" herab, eine fliegende Taube, ebenfalls mit einem Kranze aus Leinwandblumen umgeben. An den Wänden herum standen die geschnitzten Figürlein vieler Heiligen: der heilige Erhard mit dem Ochsen, der heilige Nikolaus mit den drei Äpfeln, die heilige Katharina mit dem Rade, der heilige Laurentius mit dem Roste, der heilige Georg mit dem Drachen, der heilige Simon mit der Säge und die heilige Magdalena mit dem krausen Goldhaar und dem Todtenkopf. Wer es wissen will, was solche Zeichen der Heiligen bedeuten, der frage einen Bauern aus der alten Schule. Zwischen diesen Statuen, wo an der Wand noch Platz war, klebten papierene Bilder der Gnadenkirche zu Mariazell, des gekreuzigten Erlösers, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und des Vaters Radetzky. Den letzteren dürfte ein Knecht des Stinbauers heiliggesprochen und hierhergeopfert haben; derselbe hatte unter Radetzky den italienischen Krieg mitgemacht. Ferner hiengen an der Wand kleine, viereckige, ovale und runde Bildchen mit Rauschgold ausgestattet und in Glas gefaßt; daneben Rosenkranzschnüre. Dann hieng an der Wand am rothen Bändchen ein verschrumpftes Lebkuchenherz; dasselbe, welches der Hiesbauer der Stinbauerntochter geschenkt, als er ihr seine Liebe gestanden. Daneben ein vergilbter weißer Kranz aus Leinwand; derselbe war auf dem Blondköpflein der Stinbauertochter gelegen, als sie neben dem Hiesbauer vor dem Altare stand. Und nahe an diesem Kranz war ein bleifarbiges Seidenband in eine Schleife gewun-

den; dieſes Band war auf der Stinbauer-Tochter Sarg gelegen, nachdem der Hiesbauer ſie zutode gepeinigt hatte. Und am Altare auf einem Leiſtchen lag auch der Donnerkeil, welcher einſt in des Stinbauers Almſtadl eingeſchlagen hatte. Und in einer Ecke lehnte ganz verroſtet die Pflugſchar, welche einem Vorfahren des Stinbauers beim Ackern in den Leib gegangen war.

Alſo gab es der Erinnerungen aus der Geſchichte des Hauſes gar manche in der Kapelle und ich erlebte es gerade, als eine neue dazukam.

Gieng ich als zwanzigjähriger Knabe an einem Samstagsabende hin zur Stinbauernkapelle, um zu beten. Denn daſs die Jungmagd Johanna um dieſe Zeit kam, um die Kapelle auszuſtauben, das wuſste ich. Sie war auch ſchon drinn, nahm aus den Blumentöpfen eben die leinwandenen Roſen und ſtellte wirkliche Pfingſtroſen hinein, die mir überhaupt immer ſehr gefielen, weil ſie gar ſo ſchön roth ſind. Weil jetzt juſt der alte Stinbauer daherkam, ſo that ich, als gienge ich ganz zufällig und ganz unſchuldig an der Kapelle vorüber, denn das war ja die Straße, und die Straße gehört jedermann. Der Alte ſchnauzte die Junge ſofort an, was ſie da mache? Was ihr die Roſenbäume in den Töpfen im Wege wären?

„Mein Gott“, antwortete die geſcheite Johanna, „im Wege ſind ſie mir nicht. Wie ſollten mir denn dieſe Roſenbäume im Wege ſein! Aber ſchön ſind ſie nicht mehr, und die wirklichen Roſen ſind ja viel ſchöner!“

„So!“ ſchnob der Alte, „warum machen ſie denn nachher Roſen aus Leinwand und Seiden, wenn die wirklichen, die auf dem Miſte wachſen, ſchöner ſind? Und warum kauft man denn die Leinwand- und Seidenroſen um theueres Geld, wenn die wirklichen, die umſonſt wachſen, ſchöner ſind? He, Urſchel, dumme, was ſagſt denn dazu?“

„Mein Gott“, antwortete ſie, „was kann ich denn dazu ſagen. Ich kann nichts ſagen, als daſs die wirklichen Roſen halt ſchöner ſind, wie die anderen. Ich kann ja nichts dafür!“

„Du kannſt nichts dafür!“ ſchrie der Alte, „abfahren ſollſt mit dieſem Zeug!“ ſchlenderte ihr die Pfingſtroſen vor die Füße und wackelte davon.

Dieſes Davonwackeln des Alten mit den Säbelbeinen war an und für ſich nicht ſchön, allein mir ſehr angenehm. Ich gieng in die Kapelle, hob die rothen Roſen vom Boden auf und ſagte ganz manierlich zur Jungmagd: „Ich bin zwar noch kein Heiliger; ganz ein klein Stückel fehlt noch, daſs ich's bin, aber wenn du dieſe ſchönen Roſen mir verehren wollteſt! Ich wüſste einen noch beſſeren Platz für ſie, als in dieſen Töpfen.“

„Ja, das möcht' ich ſchon wiſſen!“ ſpottete ſie. Dieweilen ſtellte ich mich nahe vor die Jungmagd hin und ſteckte ihr die großen, brennenden Pfingſtroſen an den Buſen. Sie ließ es zu meiner Überraſchung ganz ruhig geſchehen. Faſt erſchrocken war ich darüber, denn gewöhnlich koſtet es fürs erſtemal keinen geringen Kampf, wenn man ſo ein Altärlein ſchmücken will. — Es iſt eigentlich nicht zu verſtehen, warum ein Burſche von zwanzig Jahren aufwärts ſo ſehr darauf losgeht, einen Mädchenmund zu küſſen. Es iſt ja nichts. So auch damals. Als ich ſoweit war mit den Pfingſtroſen, wollte ich der Jungmagd einen Kuſs geben.

„Mein Gott“, ſagte ſie und wandte ſich ſehr entſchieden ab, „ich bin ja nicht geweiht! Wenn du was küſſen willſt, da ſind die Heiligenbilder, die ſind wohl geweiht!“ Und fort war ſie.

Solche Dirndeln gab's damals im Stinbauernhofe — man kennt ſich frei nicht aus.

Endlich, daſs ich mit der Schilderung der Kapelle zu Rande komme, hieng vor dem Altare von der Decke an drei Kettlein ein blechernes Herz

herab, das hatte zwei ausgebreitete Flügel wie ein Vogel, und es hatte ein rothes Gläslein mit Öl, denn das war die Ampel. Und wenn ein Gedächtnistag kam, der Jahrestag einer Hochzeit, eines Sterbens im Stinbauernhofe, da zündete die Stinbäuerin diese Ampel an und ließ sie brennen den ganzen Tag.

Am Sonntagvormittage, während die Kirchengänger im fernen Pfarrdorfe sind, versammeln die Haushüter sich in der Kapelle und beten bei brennenden Kerzen laut ihre Sonntagsandacht.

Es gibt Gegenden, wo man die Leichbretter, die Läden, auf welchen Todte aufgebahrt gelegen, an den Kreuzen und Kapellen aufbewahrt. (Siehe „Heimgarten", III. Jhrg., Seite 716 und XVI. Jhrg., Seite 149). Derlei giebt eine besondere Stimmung. An vielen Kreuzen ist unterhalb am Sockel in einer Nische das Bild der armen Seelen im Fegefeuer angebracht: Mitten in einem flammenden Feuerofen sitzen nackt und bloß, mit aufgehobenen Händen, Männlein und Weiblein; an manchem Kreuzbilde ist dargestellt, wie das Blut Christi niedertropft, um die Feuersqual zu dämpfen.

Häufig sind an Kreuzsäulen und Kapellen fromme Sprüche angebracht, z. B.: „Jesus, durch die Wunden dein, lass uns nicht verloren sein." — „Heilige Maria, Himmelskönigin, bitte für uns und für die armen Seelen im Fegefeuer." — „Mensch, stehe still und denke nach, wirst du Erbarmen finden?" — „O armer Sünder mein, du willst in Lüsten sein, und hier am Kreuzesstamm stirbt das Gotteslamm!" — „O Herr Jesu Christ, der du am Kreuz gestorben bist, durch deine Todespein lass uns nicht verloren sein. Wer dieses Gebet mit Andacht betet, gewinnt 100 Tage Ablass." — „18 liebe Engel und 49 Heilige Gottes, bittet für uns!" (Hier ist die Jahreszahl der Erbauung mit dem frommen Spruche vermengt, Ungeschicklichkeiten, die häufig vorkommen.) — „Gelobt sei die heilige Dreifaltigkeit, renoviert 1854." — „Der Himmel ist dein Hut, die Erden ist dein Schuh, Maria ist dein Gut, und Jesu deine Ruh!" — „O gekreuzigter Heiland, ich opfere dir auf meine guten Werke und meine Sünden, mein Leben und mein Sterben, thu' mich nicht verderben. Gelobt sei Jesus Christus." — „Gelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament des Altars und die unbefleckte Empfängnis der allerseligsten Jungfrau Maria in alle Ewigkeit, Amen." — „O heiliger Schutzengel mein, lass mich dir empfahlen sein, führe mich auf dunklem Pfade durch das enge Thor der Gnade einst zu Gott im Himmel ein." — „Wenn schon der am Kreuze rief: Warum hast du mich verlassen? Wie wird auf dem Todtenbett erst der Sünder Hoffnung fassen?" — „Ich bin und weiß nicht wer, ich komm' und weiß nicht woher, ich geh' und weiß nicht wohin, mich wundert's dass ich so fröhlich bin." — „Steh auf vom Erdenstaub, der Herr rufet dich!" — „Heiliger Sebastian, du bist der starke Wassermann, in Wassergefahr und Noth bitt' für uns bei Gott." — „Wie schön ist's auf Erden bei Sonnen- und Sternenschein, o Christ gedenke, wie schön wird's erst im Himmel sein!" — „O Herr, erhöre uns! o Herr, erlöse uns! Vor deinem Gericht verdamm' uns nicht!" — „Auf Weiden und auf Heiden sollst du die Sünden meiden. Auf Gassen und auf Straßen sollst du die Sünden lassen. Dann wirst auf allen Wegen du finden Gottes Segen." — O Mensch, knie nieder an diesem Kreuzesstamm und bete ein Vaterunser für deinen größten Feind!" — „O Jungfrau rein, ich liebe dich! O Jungfrau rein, ich küsse dich! O heilige, süße Jungfrau rein, ich möchte immer bei dir sein!" —

Manches Sprüchlein ist, wie man sieht, gar sinnig und innig und wahl imstande, das Weltkind einen Augenblick slutzig zu machen in seiner Jagd nach irdischem Gewinn.

So zahlreich die Kreuze und Hauskapellen sind, auch mit ihnen wird es aus werden. Gar manche derselben, die in meiner Jugend aufgerichtet in schöner Zier prangten und verehrt wurden, stehen jetzt schief eingesunken da, halb vermorscht und vermaast, und an ihrem Fuße wächst grünes Gras, das nicht mehr zertreten wird. Nicht jede Kreuzsäule, die umfällt, wird wieder aufgerichtet, und mehr als ein Plätzchen kenne ich, wo einst eine fromme Kapelle gestanden, und heute eine Kugelbahn, ein „Lusthaus", ein „Salettel" steht, deren Wände mil Bildern aus illustrierten Zeilungen tapeziert sind. An Wegen und Stegen stehen anstatt Kreuzsäulen Wegzeiger, Touristentafeln oder eine Säule mit der weilhinschreienden Inschrift: „Das Betteln bei Strafe verbaten!"

So ändern sich die Zeiten. Immer seltener werden die Emporzeiger und Aufblicke zu dem Idealen. Trotz aller Brillen, welche die Wissenschaft ihm aufzusetzen vargibt, wird der maderne Mensch immer kurzsichtiger; er hat nur ein Auge für seine nächste Umgebung; ins Jenseits hinüber dringt weder sein Blick, noch seine Sehnsucht. R.

Spaziergänge in der Schweiz.

Von P. K. Rosegger.

Im letztvergangenen Sommer haben mich die Zeilungen nach Bern geschickt zum Friedenscongress. Nach Schluss desselben kam schönes Wetter und ich rüstete mich, endlich einmal die Schweiz kennen zu lernen. In der Schweiz reisl man ja so bequem, allein ich verschmähte die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, und größtentheils auch die Postkutschen. Ich gieng zu Fuß, zwar nicht auf Versfüßen, doch so auf elwas Ähnlichem. Mein Reisebegleiter war ein Herr aus Bern mit seinem Hündlein, die also zusammen mit ihren sechs Füßen einen richtigen Hexameter gaben. Der auch in unseren Ländern bekannte Schriftsteller J. V. Widmann, der Chefredacteur des „Bund" in Bern, trug es mir nicht nach, dass ich einige Zeit früher einen Artikel über die Zeitungen lasgebrannt hatte; er machte wohl denken, mil einem Manne, der so elwas thul, läfst sich am Ende eine Wanderung an den Wänden des Malterharn aber an den Abgründen des Mant Blanc wahl versuchen — er ist rauhe Luft gewahnt und schwindelfrei.

Mit Widmann reiste ich.

Eines schönen Margens zagen wir mil Alpstock und Ruckfack aus den Thoren des alten gastlichen Bern. Gegen das Berner Oberland natürlich setzten wir unsere Beine aus. Aber diesmal nichl nach den Boulevards der Schweiz: Interlaken, Lauterbrunn, Mürren, Wengernalp, Grindelwald, Scheideck und Meiringen, sondern den Walliseralpen zu. Nach mehreren Tagen einer überaus angenehmen Wanderung — mir war ja alles neu, die Landschafl, die Menschen, die Einrichtungen — kamen wir sachte hinan ins Hachgebirge. Vam Sanetschpasse

aus sah ich zum erstenmale die Gletscherwelt in ihrer unbeschreiblichen Erhabenheit. Ich sage, wie mein Kamerad Widmann: Der schlechteste Maler thut an landschaftlicher Darstellung mehr, als der beste Schilderer mit der Feder, und der bin ich obendrein nicht. Ich schildere also gar nicht. Wir stiegen hinab in das Rhonethal, ein von unendlichen Gletschern umfriedetes Paradies, wo der Feigenbaum steht und der Wein wächst. Bei Sitten überquerten wir dieses Thal, wanderten hinan zu dem Dorfe Evolina an der Matterhorngruppe, wo wir einen Sonntag zubrachten und den Charakter der dortigen Bewohnerschaft beobachteten. Unser Vorhaben, den Bergpass Torrent zu übersteigen, mussten wir wegen der Nebelmassen aufgeben, die der Sturmwind niederpeitschte in die Thäler. Wir kehrten ins Rhonethal zurück, fuhren dort unter Hindernissen, welche die Überschwemmung angerichtet hatte, bis Brieg, um am nächsten Tage den zweitausendzehn Meter hohen Simplonpass zu überschreiten. Diese Simplonstraße ist eines der wenigen Werke Napoleons I., die heute noch zu brauchen sind. All seine Schlachtensiege sind zusammen heute nicht so viel wert, als diese einzige Gebirgsstraße, mit der er den Norden und den Süden verbunden hat. Im Angesichte des nahen Monte Rosa stiegen wir nieder in die Gefilde Italiens, die nie so schön sind, als wenn man zu ihnen aus den Hochwüsten der Alpen kommt. Allein der Regen war auch in Italien nass, wenngleich nicht eisig schneidend, wie oben an den Hängen des Monte Leone, sondern lau und Rosenduft weckend ttberall. Die Füße waren heiß und wund geworden und ich begrüßte es freudig, als Herr Widmann sich entschloss, von Domo Ossola bis zum Lago Maggiore eine Retour-Postkutsche zu benützen.

Der Aufenthalt an dem edelsten der oberitalienischen Seen, sowie die Fahrt durch den Garten Lombardiens bis zum Comersee bleibt unvergesslich und mein Reisebegleiter wusste über Land, Leute und Geschichte Bescheid, den er stets in liebenswürdigster Weise, nicht docierend, sondern schlicht plaudernd, vorzubringen verstand. Mit den Einwohnern war er überall gut Freund, während anmaßende und philisterhafte Reisende aus England und Deutschland seinem Geschmacke nicht entsprachen.

Vom Comersee reisten wir über den Majolapass hinauf ins nordisch kalte Engadin, welches bei herrlichem Wetter, dem jungen Inn entlang, durchwandert wurde. Dieses stille Engadin mit seinen melancholischen Seen, mit dem ernsten Starren seiner unzähligen Eisgipfel, mit seinen vogelsangslosen Matten wäre beinahe imstande gewesen, mein diesmal so friedsam schlummerndes Heimweh zu wecken. Doch die bald darauffolgenden Beschwerden des Scalettapasses ließen nichts Weichmüthiges aufkommen. Wer mir auf der Karte folgen will, der sieht, dass wir dem berühmten Alpencurorte Davos zustrebten, wo Kranke aus aller Welt ihre Schleimhautkatarrhe, Husten, Asthmas und Lungensuchten zusammenschleppen. Wir brachten jeder, von den Schneefeldern des Scalettapasses her, einen tüchtigen Schnupfen mit, der in Davos auch richtig heilte, weil wir so lange blieben, bis er vergangen war. Mein Begleiter hatte in Davos liebe Verwandte, die herzliche Gastfreundschaft übten. Nachdem er sich von denselben losgerissen, wanderten wir theils zu Fuß, theils zu Wagen hinüber ins Rheinthal, demselben entlang aufwärts gegen den Gotthard und per Bahn nach dem Vierwaldstätter See und heim nach Bern. Heim, sage ich, denn die Stadt an der Aar birgt für mich manchen lieben Menschen und soviel des Trauten.

Zu anderen Zeiten begleitete ich Freund Widmann auf Ausflügen nach näheren Zielen des Oberlandes. Das

Hauptstück aber war, als wir im August bei fast ununterbrochen herrlichem Wetter die Fußreise nach Chamounix machten. Wir durchwanderten, unterwegs manch lustiges, aber auch manch ärgerliches Abenteuer bestehend, das bigotte Freiburgerländchen, das Waadtland und stiegen über den Col de la Croix hinab ins Rhonethal, welches ich innerhalb kurzer Zeit also das zweitemal schauen durfte. Dort, wo dieses merkwürdige Thal das große Knie nach Süden macht, liegt der Ort Martigny. Es ist da ja alles französisch und kaum die Bergführer sprechen ein deutsches Wort. Weil aber hier die Weine so gut und die Berge so einzig auf der Welt sind, so vergisst man der Verschiedenheiten der Völker und Racen und freut sich der Menschen und ihres herrlichen Landes. Diese Berge starren, diese Thäler blühen, diese Wasser brausen, als ob es auf der ganzen Welt keine Politik gäbe.

Von unserem Reiseziele, dem Chamounix am Fuße des höchsten Berges von Europa, soll nun mein lieber Reisebegleiter Widmann erzählen, er kann es besser als ich; wenn er's in der Einzahl thut, so geschieht es seinem rothschnauzigen „Argos" wohl mehr zum Unrechte, als mir.

„Früh um fünf Uhr", so erzählt J. V. Widmann von jenem Tage, „verließ ich Martigny im Rhonethal und hatte trotz der frühen Morgenstunde mich tüchtig zu wehren gegen die Zudringlichkei vieler Individuen, die sich auf dem Wege durchs Städtchen und noch später in den ersten Dörfern und Weilern hinter Martigny als Führer anboten oder doch wenigstens meinen Sack tragen wollten, für zwölf Franken, dann für zehn, für acht, einer wollte es gar für vier Franken thun. Dabei machten sie mir die Hölle heiß, was das sei, einen solchen Tornister den Col de Balme hinaufzutragen; ich werde schon sehen, wie mir's ergehen werde. Der Tornister war heute allerdings schwer, da ich mein Essen für den ganzen Tag, unter anderem auch eine Flasche Wein, bei mir hatte. Aber ich widerstand allen Lockungen. Mir schien die Begleitung eines solchen Langweilers, der unterwegs unaufhörlich mit mir pappeln würde, eine viel größere Beschwerde als die heute ungefähr zwölf Kilo meines Tornisters.

Nach nicht ganz zwei Stunden hatte ich die erste Passhöhe, Col de Forclaz, die auch Col de Trient heißt, ohne große Mühe erstiegen. Von der anderen Seite aber war noch viel schneller ein Morgengewitter heraufgeflogen, das mit einem ersten gewaltigen Donner die Thäler und Berge erfüllte, gerade als ich beim Wirtshäuschen auf der Höhe anlangte. Ich besorgte schon, nun sei der ganze Tag verdorben, und suchte vor den großen, schweren Regentropfen Zuflucht in der Schenkstube des Hauses. Aber bevor ich noch die zwei Deciliter rothen Walliser hatte austrinken können, die ich mir geben ließ, funkelte mein Trinkglas bereits wieder im Sonnenschein, und thatsächlich gieng das Gewitter, das doch den ganzen Himmel in Nacht verwandelt hatte, in weniger als zehn Minuten, schneller als auf manchem Theater, vorüber. Allsobald brach ich auf, um in das stille Thal hinabzusteigen, das die beiden Pässe Col de Forclaz und Col de Balme scheidet.

Dieser Abstieg ist einer der schönsten Alpenspaziergänge, da man ganz nahe zur Linken den Gletscher von Trient hat, zu dem man von hier aus ebenen Fußes gelangen kann; schöne Tannenwaldung, zwischen welcher der blaue Gletscher hervorschimmert, erhöht dessen Reize; das Thal selbst aber ist eigentlich mehr ein tiefer Thatschlund, umgeben von schroffen, senkrechten Bergwänden, ein ausgeschwemmter gewaltiger Kessel von wildromantischen Reizen.

Hier begegnete mir ein ebenso

einsamer Wanderer wie ich selbst, ein feiner Franzose, dem man die Vornehmheit seiner Abkunft auch ohne das Bändchen eines höheren Ordens würde angesehen haben, das er im Knopfloch trug. Der schöne, noch junge Mann schritt leichten Fußes daher; sein Gepäck trug er in der Hand. Als ich zu ihm sagte, er ziehe allem Anscheine nach das Alleingehen ebenfalls einer Begleitung durch Träger vor, rief er mit großer Lebhaftigkeit aus: „Wahrhaftig! So einen Burschen neben mir trotten zu sehen in einer solchen Gegend, das würde ja allen Genuss zerstören!“ Ich freute mich des Gesinnungsgenossen. Übrigens hat er mir einen Dienst geleistet, ohne es zu wissen. Als ich nämlich weiter unten im Thale, wo mehrere Pfade sich treffen, nicht ganz sicher war, welchen ich einzuschlagen hätte, gewahrte ich plötzlich im Sande die Spur eines eleganten Fußes, der nur meinem aristokratischen Franzosen angehören konnte. Da er mir nun gesagt hatte, er komme vom Col de Balme her, so war ich allsobald über den Weg im klaren.

Es war nicht so schlimm mit diesem Aufstieg zur Höhe des Col de Balme; allerdings, die Stunde durch den von Lawinen verheerten Magninwald ist eine strenge Stunde. Dann aber gieng's ziemlich gemüthlich bis zu einer klaren Quelle, etwas seitwärts vom Weg, wo ich, obgleich es noch ziemlich früh am Tage war, mein mitgebrachtes Mittagessen mit doppeltem Genuss zu mir nahm, einmal mit dem Genusse, den ein guter Bergappetit gewährt, sodann aber mit dem schon mehr durch Reflexion bedingten Genusse, der in der Vorstellung lag, je mehr ich esse und trinke, desto weniger würde ich im Tornister zu tragen haben. Einen vorübergehenden Sennen habe ich zum Universalerben der leeren Flasche eingesetzt.

Dieses Mittagessen kurz vor der Passhöhe hatte noch den idealen Vortheil, dass ich nun, als ich oben anlangte, mich uneingeschränkt ganz der bezaubernden Aussicht hingeben konnte. Da lag nun endlich die ersehnte Montblanckette mit allen ihren Nadeln, Aiguille de Tour, d'Argentière, Verte, de Dru, de Charmoz, du Midi u. s. w. Und zwischen ihnen gossen sich ins Thal der Arve die gewaltigen Eisströme der Gletscher, vor allem der Glacier des Bossons bei Chamounix, ein Gletscher, der in unendlicher Länge aus dem massiven Stock des Montblanc bis fast hinab ins Thal sich erstreckt und seinen krystallenen Strom zwischen der schönsten Tannenwaldung hindurchdrängt. Täglich wächst er um ungefähr sechzig Centimeter.

Auch der Rückblick nach den Berner Alpen ist vom Col de Balme lohnend. Aber immer wieder kehrte das Auge zu den neuen Herrlichkeiten zurück, die sich ihm hier überm Chamounixthale aufthaten. Sie sind auch schuld, dass ich von der Passhöhe bis nach Chamounix hinunter nahezu fünf Stunden gebraucht habe, obschon ich die Distanz in dreien hätte durchrennen können. Aber hier war ja jeder Schritt genussvoll und noch genussvoller das Stehenbleiben und Schauen.

Auch in nächster Nähe hat man beim Hinabsteigen vom Col de Balme einen Gletscher, den Glacier de la Tour, aus dessen Eiskammern die Arve ihren Hauptzufluss empfängt, so dass sie schon lange vor Chamounix als ein stattlicher und silberhell fließender Bergstrom daherrauscht. Der Glacier d'Argentière aber, der nächste, zu dem man gelangt, verdient seinen Ruf nicht mehr. Einst galt er für schöner als selbst die Mer de Glace; jetzt hat er sich ganz zurückgezogen und ist fast so unansehlich wie der untere Grindelwaldgletscher: auch die Mer de Glace ist sehr zurückgegangen.

Ich befand mich nun bereits seit einigen Stunden auf französischem Boden und immer noch wollte keine Douane kommen. Und doch sehnte ich

mich ordentlich nach den Zollwächtern. Ich hatte nämlich ein Genfer Fabrikat von nachgemachten Vizir-Cigaretten bei mir; von dem sollten mich die Zöllner befreien. Denn etwas Schlechteres habe ich selten geraucht; keine einzige, die Zug hatte, kurz, eine rechte Erbärmlichkeit. Und nun gerade will kein Douanier kommen. Zuletzt erkundigte ich mich in Argentière geradezu nach den Zollwächtern und erfuhr nun erst, dass dieser Theil Savoyens außerhalb der Zollgrenze liege. Da blieb mir freilich nichts übrig, als die Cigaretten einem herumziehenden Individuum zu schenken, nachdem ich es gefragt, ob es gesund auf der Brust sei und so viel Athem besitze, diese Dinger in Brand zu erhalten. Das Individuum versicherte, es werde das schon zustande bringen. Aber nach einer Viertelstunde kam es wieder und sagte: „Préfère de les manger, monsieur; c'est plus aisément." Und wirklich, das Individuum aß die Genfer Papier-Cigaretten, nachdem es umsonst versucht hatte, sie zu rauchen.

Endlich um fünf Uhr abends klapperten die Eisennägel meiner Bergschuhe auf dem Pflaster von Chamounix.

Vergleiche ich Chamounix mit Interlaken — ein Vergleich, der ja nahe liegt — so muss ich Chamounix als Alpenland par excellence natürlich weit den Vorzug geben vor Interlaken und vor allen noch so prächtigen Schneegebirgslandschaften des Berner Oberlandes. Dieses heute im vollsten Sonnenglanze daliegende Hochthal mit seinen duftenden Tannenwäldern, seinen Wasserfällen, der schäumenden Arve und mit dem unendlich majestätischen Montblanc, einer Art tausendspitzigen Mailänder Doms — das ist ein Unicum in der Alpenwelt Europas.

Vergleiche ich dagegen Interlaken als Platz für den Fremdenverkehr mit Chamounix, so ist es letzterem Ort weit überlegen durch die Großartigkeit seiner Hotels, durch die Schönheit seiner Anlagen (Höheweg, Gärten), durch geschmackvollere Magazine, überhaupt durch eine größere Entwickelung der Fremdenindustrie und aller der Annehmlichkeiten, die einem Reisenden können geboten werden. Chamounix hat keinen Cursaal, kein Orchester, keine einzige Buchhandlung, keinen feinen Tabakladen, ein ganz kleines Depot einer Apotheke (jedenfalls dieselbe, in der einst Gottfried Kellers „Apotheker von Chamounix" wirtschaftete); eine Einrichtung für kalte Flussbäder fehlt; auch gibt es keine Douchen in den Warmbadanstalten. Alles das aber und noch viel dazu hat das schöne Interlaken. Es hat aber in diesem Jahre auch die Fremden, während hier die allgemeine Klage laut wird, dass man so wenig Touristen zu sehen bekomme, und doch scheint das Wallis von Reisenden zu wimmeln und Zermatt speciell von Engländern vollzustecken. Es zeigt sich auch auf dem Gebiete der Fremdenindustrie, wieviel anstelliger und unternehmender der Schweizer ist als der Savoyarde; denn das ist keine Frage, dass sich aus Chamounix unendlich mehr machen ließe, als was man aus Interlaken gemacht hat. Eine einzige Art von Straßenindustrie ist mir hier aufgefallen als praktisch und nachahmenswert. Etwa fünf riesige Telestope sind den ganzen Tag auf der Straße und auf den Plätzen vor den Hotels aufgestellt, so dass man jederzeit gegen ein kleines Trinkgeld wenigstens mit den Augen eine kleine Montblancbesteigung vornehmen und etwaige wirkliche Besteiger bei ihrem beschwerlichen Werke beobachten kann. So ziemlich an jedem schönen Tage wird der Berg in Angriff genommen; aber gar viele Expeditionen kehren unverrichteter Dinge zurück, da ein plötzlicher Nebel sie überrascht oder irgend ein Mitglied der Gesellschaft seine Kräfte überschätzt hat. Die Unternehmung einer Montblancbesteigung ist allerdings in erster Linie

eine Sache des Geldes (zweihundert bis dreihundert Franken). Nicht unbedeutend ist zuweilen die Lawinengefahr. In diesem Sommer ist ein Herr aus Lyon mit seinem Führer in einer Lawine verunglückt; er war ein geübter Bergsteiger. Auch gegenwärtig liegt in einem der Hotels ein Herr, der bei einem Ersteigungsversuche sich schwer verletzt haben soll; aber man erfährt nichts Genaues darüber. Die hiesigen Leute sind absichtlich schweigsam über derartige Unglücksfälle, damit der Berg, der ihrer aller großes Capital ist, nicht in Verruf komme.

Von Stunde zu Stunde steigert sich die Wirkung, welche die außerordentliche landschaftliche Schönheit dieses Thales auf mich ausübt. Wie furchtbar starren weit über Schnee und Eis hinweg die grauen Urgebirge des Montblanc mit ihren wilden Felsenzacken in die blaue Wölbung! „Wohnungen der Geister" hat in alten Zeiten das Volk, das in diesem Thale lebte, diese unzugänglichen und doch stets vor aller Augen stehenden thurmähntigen Spitzen benannt, und ich hätte nur so einen alten bärtigen Druiden sehen mögen, wenn er am Tage des großen Opferfestes seine von buschigen Wimpern überschatteten Augen emporhob zu diesen ewigen Bergen, und von dort oben, von wannen dem Thal noch heute aller Segen quillt, die Hilfe der Götter erflehte. Noch im Jahre 1740 nannten die Genfer den Montblanc und seine Nachbarn — ich citiere Tschudi — les monts maudits und hielten das Hochthal der Arve für ein verfluchtes, nur von Räuberhorden bewohntes Land. Im Jahre 1741 unternahmen die Engländer Windham und Pacocke von Genf aus die erste Reise nach Chamounix. Mit sieben ihrer Landsleute und mit zahlreicher Dienerschaft zogen sie aus, alle bis an die Zähne bewaffnet und mit Zelten versehen; zu ihrem Erstaunen fanden sie in gastlichen Hütten ein freundliches Hirtenvölklein in dieser wilden Bergeinsamkeit.

Übrigens, nur die Berge sind wild, das Thal erfreut sich gemäß seiner südlichen Lage einer reichen Vegetation. Nicht nur sind Haberfelder in Menge vorhanden, auch Korn wächst in nächster Nähe der Gletscher und in den Feldern stehen die prächtigsten Bäume. Der Boden ist sandig, in den Wäldern aber mit kurzem Grase und Moose bedeckt; sehr lieblich nehmen sich die vielen Weiler aus, steinerne Landhäuser, ringsum Weiden mit schönen Bäumen, unter denen Maulesel grasen, oder Rinder ihr Futter suchen. Unzählige Bächlein mit grauem Gletscherwasser fließen zwischen diesen Feldern herab; auch Bergströme brechen da und dort hervor; überall vernimmt das Ohr ein Rauschen, und nähert man sich einem solchen Wasser, so weht uns die angenehmste Kühlung entgegen, während sonst das Thal in diesen Augusttagen recht heiß ist.

Nachmittags gieng ich schnell auf einen Gletscher: dergleichen liegt ja sozusagen vor der Thür. Da ich solchen glatten Naturschönheiten sonst noch selten Besuche abgestattet habe, suchte ich mir wenigstens den schönsten des ganzen Berges aus, den schon genannten Glacier des Bossons, der sich zwischen den grünen Tannenwaldungen kokett wie die Spitzenkrause einer schönen Dame herabzieht. Ich möchte ihn einen eigentlichen Salongletscher nennen; er hat etwas unnennbar Elegantes und ist in anderthalb Stunden bequem zu erreichen, daher auch das Ziel aller Salontiroler, oder, wie's hier heißen muss, Salonsavoyer. Wenn man dann aber einmal auf den eigentlichen Gletscher zu stehen kommt, erweist er sich, trotz seiner Zugänglichkeit, doch als ein echter Gletscher, auf dem man sich hübsch in Acht nehmen kann, wenn man nicht Arm und Beine brechen will. Mir war die ganze Zeit zu Muthe, als ob ich in einem noch nicht ver-

tigen Neubau eines mehrstöckigen Hauses herumstiege. Der Führer hieb einigemale Stufen in das auf der Oberfläche fortwährend schmelzende Eis. An einigen Stellen sprudelten ganze Eisbäche dahin. Die schlimmsten Stellen sind die Zugänge an beiden Seiten des Gletschers; beim westlichen Zugang, wo ich diesem schlüpfrigen Vergnügen endlich entrann, muss man an einer im Eise festgehakten Leiter hinabklettern und dann an einer Eiswand Stufen hinabschreiten, die man etwas breiter wünscht, besonders, wenn man in den Schrund blickt, den man vor sich hat. Der Schrund ist vielleicht nur zwölf bis fünfzehn Fuß tief; aber da hinunterfallen auf hartes Eis, das würde die Knochen hübsch klingen machen!

Soviel sah ich aber auch an einer uns entgegenkommenden Gesellschaft, dass auf dem Gletscher niemand sich besonders heroisch ausnimmt, und ich glaube nicht, dass jemals auf einem Gletscher Verliebungen vorgekommen sind, obschon früher preußische Lieutenants mit Vorliebe „auf Gletscher" zu schwören pflegten, worunter sie aber wohl nur das Eis verstanden, das man Unter den Linden serviert bekommt.

Noch sei einer mir neuen Art bescheidenen Bettels gedacht, der hier zu Lande üblich ist. Auf vielbetretenen Pfaden findet man oft plötzlich in der Wiese oder im Walde einen Pfosten mit einer kleinen Sparbüchse darin; darüber steht dann die Mittheilung: «Die Witwe N. N. empfiehlt sich und ihre armen sechs kleinen Kinder der Großmuth der Reisenden; ihr Mann ist Montblancführer gewesen.» Dieser Appell dünkt mich wirksamer als der directe persönliche Bettel. Der Vorübergehende ist ganz allein in einer großartigen Natur mit seinem Herzen und mit dieser Aufforderung, Wohlthätigkeit zu üben. Stellt man sich vollends noch vor, dass vielleicht am Abend dann die Witwe N. N. herbeikommt und mit vor Erwartung zitternder Hand den kleinen Opferstock aufschließt, um zu sehen, was ihr beigesteuert worden, so wird man den unwiderstehlichen Drang empfinden, ein wenig beizutragen, dass die Überraschung dieser Unbekannten eine nicht zu geringe sei. Freilich nützt sich auch diese Art von Bettel durch die Wiederholung ab; der zweite oder der dritte Opferstock lässt uns schon kälter als der erste." Doch weiter.

Von Chamounix aus umkreisten wir im südlichen Halbrund den Mont Blanc und brauchten dazu drei Tage. Im italienischen Courmajeur, am östlichen Fuße des Mont Blanc gelegen, rasteten wir uns aus und genossen die unvergleichlichen Naturschönheiten dieses Alpenwinkels. Dann gieng's weiter der Dora Baltea entlang bis Aosta, zur Stadt der Krüppel und Cretins. Dort hielt uns ein Unwohlsein meines Begleiters fest, länger als uns lieb war. Endlich gieng es wieder zurück über den großen Bernhard in die Schweiz. —

Ich merke schon längst, dass dem Leser unstet wird. Wer auch kann sich begnügen mit dem Lesen allein! Man will hin, man will sehen. Und kein Mensch erfasst die süße Qual, die ich empfand, als ich all das auch nur lesen konnte. Denn schließlich saß ich doch nur auf meiner Bank unter dem Lärchenschatten zu Kriegtach, während meine Phantasie, die kein Brustleiden und kein Heimweh hat, die schönen Fußreisen machte in der Schweiz.

Dass mich die Zeitungen nach Bern zum Friedenscongress geschickt haben, ist freilich wahr, insoferne sie die Notiz brachten, dass ich hingienge, und die zweite, dass ich dort wäre. Mit meinem Herzen war ich thatsächlich dort und mit meiner Seele habe ich auch die herrlichen Reisen gemacht in Begleitung des Schriftstellers J. V. Widmann. Denn dieser Mann hat ein Buch: „Spaziergänge in den Alpen, Wanderstudien und

Plaudereien." (Frauenfeld. J. Huber. 1892) geschrieben. Und dieses Buch habe ich gelesen auf der Bank unter dem Lärchbaum. Die „Spaziergänge" vor mir, und eine gute Karte daneben, so bin ich frisch und froh durch die Schweiz gewandert. Einen angenehmeren Kameraden, als diesen Spaziergänger aus Bern, kann ich mir nicht denken; der weiß Bescheid und versteht zu plaudern. Die Gegenden, die er beschreibt, sehe ich, die Leute, die er sprechen läßt, höre ich, den Walliser Rothwein, den er so gerne trinkt, spüre ich beinahe im Gaumen prickeln. Billiger und angenehmer kann man nicht reisen. Wenn er dann erst anfängt zu fabeln, etwa, wie der blinde Mr. Evertruth das Matterhorn besteigt, oder wie der Senn auf der Bergmatte sein Kalb rasiert, so gibt's Ergötzlichkeiten wie auf dem Jahrmarkte zu Frohweiler. Ganz besonders gefällt mir die fromme Naturfreude des feingebildeten Weltmannes. Und daß ich mit seinen Ansichten über Leben, Kunst, Politik u. s. w. fast immer einverstanden sein konnte, machte mir die Reise nur noch angenehmer. Die Eindrücke, welche ich aus dem Buche „Spaziergänge in den Alpen" gewonnen, sind so lebhaft und farbenfrisch, als hätte ich die Reise thatsächlich gemacht.

Die wunderbare Höhle.

Ein Bild aus der Unterwelt. Von Heinrich Noë.*)

Als ich an einem rauhen Märzabende gegen den Einbruch der Dämmerung hin südlich von St. Canzian bei Divacca (in geringer Entfernung von Triest) über den Karst gieng, mußte ich für jemanden, der mich betrachtete, eine ziemliche Ähnlichkeit mit jenem Philosophen haben, welcher zu den Sternen hinaufschaute und dabei unversehens einem Brunnen zuschritt, in welchen er schließlich hineinfiel. Denn ich bekümmerte mich nicht um die scharfen, eckigen Felsblöcke, über welche ich jeden Augenblick stolperte, und um das unentwirrbare Wachholdergestrüpp, in welchem sich fortwährend meine Füße verfiengen. Dagegen zogen die beschneiten Kuppen des Ternovaner Waldes, des Nanos, des Krainer Schneeberges meine Blicke an. Sie alle glänzten, glühenden Kohlen gleich, in den letzten Strahlen der Sonne, welche für das Blachfeld, auf welchem ich selbst dahinschritt, bereits untergegangen war. Mit einer Art von elegischer Stimmung betrachtete ich namentlich die mit einer dünnen Schneeschicht bedeckte rundliche Kuppe der Bremšica, und ich gedachte der schönen Sommertage, an welchen ich mir dort oben viele Angehörige dreier großer Reiche hatte vorstellen lassen.

Um ein Mißverständnis zu verhüten, will ich gleich sagen, daß dies keine Mitglieder einer lärmenden Versammlung waren, sondern stille Blumen aus den Pflanzengebieten der

*) Aus dessen instruktivem Werke: „Geschichten aus der Unterwelt." Wien. A. Hartleben.

Balkanhalbinsel, der Alpen und des Mittelmeerbeckens, die sich dort in jedem Sommer ein Stelldichein geben. Darum steht auch diese Höhe, welche sich unfern der alten Grenzmarken des römischen und des byzantinischen Reiches erhebt, bei den Pflanzenkennern im Ansehen eines „Dreiherrenberges".

Etwas, was weit im Norden wie ein breiter rother Funke über der beginnenden Dämmerung leuchtete, legte mir die Dreizahl auf eine andere Weise nahe. Es war der Gipfel des Triglav, dessen Name an die drei Häupter des alten Heidengottes erinnert, welchen die Wenden dort in Berggestalt über Land und Meer emporragen sehen.

Ich muss hier sagen, dass ich aller Wahrscheinlichkeit nach über Hohlräume dahingieng, in welchen es allerlei Gestaltungen zu sehen gibt, welche die höchste Verwunderung desjenigen erregen, der eine solche Unterwelt zum erstenmal betritt. Denn zu dieser öffnen sich hier allenthalben Schlundpforten und Höhleneingänge. Zuversichtlich kann man freilich nie behaupten, ob der Grund unter den Füßen hohl ist oder ob er, der Niederschlag des ehemaligen Kreidemeeres, eine zusammenhängende Felsmasse bildet. Doch es lässt sich hier allenthalben weit eher das erstere, als das letztere vermuthen. Denn hier ist das Land, in welchem die Länse verschwundener Wasser unter der Erdoberfläche sich Hallen von ungeheuerlichem Umfang geschaffen haben und in welche jetzt noch Flüsse durch schwarze Thore eingehen, um auf Nimmerwiedersehen vom Tageslichte zu verschwinden.

Nachdem die letzte Glut auf allen diesen Höhen erblichen war, schaute ich wieder in meiner Umgebung herum. Etwas Unheimlicheres lässt sich nicht denken. Einen Begriff davon kann man sich vielleicht zusammenstellen, wenn man sich aus einem Eisenhochofen hinausgeworfene Schlacke in einer entsprechenden Vergrößerung denkt. Die Landschaft zeigt alle die rauhen Oberflächen, Vertiefungen, messerscharfen Rippen, wie diese. Da klafften große Dolinen, und von oben her zerfloss das graue Licht allmählich mit der Nacht in ihre Tiefe hinab.

Plötzlich blieb ich überrascht stehen. In einer Entfernung, die ich des Zwielichtes wegen nicht genau abzuschätzen vermochte, bewegte sich ein lang hingestreckter Gegenstand, nicht gerade, sondern wellenförmig knapp über den buschigen Felsboden hin. Was mochte das sein? Steigt aus der Nacht des Karstes gleichwie aus den schwarzen Tiefen des Weltmeeres, die Seeschlange, zeitweilig ein ungeheuerliches Reptil empor? Das Volk glaubt an derlei Erscheinungen, denn es traut jener unzugänglichen Unterwelt nichts Gutes zu.

Ich blieb stehen und strengte meine Augen so viel wie möglich an. Das Thier, welches über alles Seeschlangenmaß hinausgieng, schien eine Länge von mindestens fünfzig Metern zu haben. Es kroch in der welligen Bewegung eines Schlangenleibes ziemlich schnell den großen, kreisrunden, trichterförmigen Abgründen zu, die auf allen Seiten um den Felskegel klaffen, auf welchem sich die kleine Ansiedelung Gradistsche erhebt. Bald tauchte es mit seinem Rücken über die Wachholderstauden und über das kahle Geäst verkrüppelter Zwergeichen empor, bald verschwand es wieder in diesen Dickichten.

Von allem, was ich jemals auf dem Karst oder sonstwo gesehen hatte, ließ sich nichts heranziehen, was nur entfernt als Erklärung dieses sonderbaren Vorganges hätte benutzt werden können. Mit dem Zunehmen der Dunkelheit schien das Ungethüm an Länge zu wachsen. Da ich indessen die Einwirkung der Stimmung und verschiedener Nervenreize auf die Abschätzung von ungewöhnlichen Vorkommnissen kenne, so beurtheilte ich meine eigene Anschauung mit dem

möglichsten Misstrauen. Hatte ich doch kurz vorher die Erfahrung gemacht, dass Fischer, welche in der Nähe der Küste von dem plötzlichen und unerwarteten Erscheinen eines gewöhnlichen Thunfisches überrascht worden waren, einen Haifisch von zehn Metern Länge gesehen haben wollten.

Schließlich aber half mir alle meine Selbstkritik nichts. Das Ding war einmal da, die Bewegung nicht zum Ableugnen und auch bezüglich der Länge konnte der Irrthum nicht groß sein, weil ich die wirkliche Entfernung verschiedener Klippen kannte, durch deren ganzen Zwischenraum sich das Ungethüm oder Gespenst hinzog.

Da fiel mir ein, dass ich wahrscheinlich nicht der Einzige war, welcher dortei sah, oder zu sehen vermeint hatte. Ich erinnerte mich, dass sich in der Nähe ein Schlund befinde, welcher die Schlangenhöhle heißt. Bis jetzt hatte ich geglaubt, dieser Name rühre von Vipern her, welchen irgend jemand, der zum erstenmale jenen Raum betrat, dort vielleicht am Eingang begegnet sein mochte. Denn die meisten Zugänge zur Unterwelt sind nach solchen Zufälligkeiten benannt worden.

Vielleicht drang von dort her zeitweilig ein Nebelstreifen heraus, der sich den Wellenlinien des Bodens anfügte, und von der überreizten Einbildungskraft eines Menschen, der ihn von ferne betrachtet, als Schlange angesprochen werden konnte. Kriechen doch aus manchem dieser Schlünde zeitweilig solche Nebelschlangen in die Höhe, die vom Anshauch eines fließenden Wassers herrühren, mit welchem der Schlund auf irgend eine noch unbekannte Weise in Verbindung steht.

Aber nicht das, was ich dort sich bewegen sah, war Dunst, sondern dieser Versuch einer Erklärung. Ich konnte mich dieser Einsicht nicht länger verschließen. Bei vollständig ruhiger Luft bewegt sich keine Nebelschlange in dieser Weise und auch die weißliche Dunstfärbung hätte sich unter allen Umständen vom Zwielicht abheben müssen.

Ich gieng nunmehr mit doppelteiligen Schritten darauf zu. Noch sah ich das vordere, sodann das hintere Ende in der Nähe des großen Trichters von St. Canzian anlangen. Von da ab war indessen jede Spur verschwunden.

Ich sah jetzt die Lichter des Gasthauses glänzen und nahm wahr, dass sich Besuch hier eingefunden haben müsse. Dieses war mir auffallend, weil sich solche, welche zum Beschauen eines Theiles der Unterwelt gekommen sind, fast immer um diese Stunde schon aufgemacht haben.

Als ich eintrat, war ich in Versuchung, dem Wirt, einigen anwesenden Führern und Bauern mein Abenteuer zu erzählen. Ich gab dies jedoch wieder auf, weil ich nichts zur Vermehrung des Aberglaubens dieser letzteren beitragen wollte, und weil ich es überhaupt für unnöthig hielt, die eigenthümliche Art von trotzigem Hochmuth, mit der die Leute gerne auf Stadtmenschen schauen, durch die Erzählung einer solchen Geschichte zu fördern. Die Auflösung des Räthsels konnte doch nur eine Frage der Zeit sein, und dieselbe herbeizuführen, ohne irgend jemandem eine Mittheilung gemacht zu haben, schien eine verlockendere Aufgabe, als dieselbe durch vieles Reden und Berathen herbeizuführen.

Im oberen Stockwerk, wohin man die städtischen Gäste weist, fand ich mehrere Herren, welche mir mehr oder weniger als Forscher der Unterwelt, als Pionniere der Entdeckungen, die von Jahr zu Jahr dort weitere Strecken im buchstäblichen und im übertragenen Sinn der Dunkelheit entreißen, bekannt waren. Nicht nur, dass aus den Händen dieser Männer, die mit ihren Fackeln und Magnesiumlichtern vordringen, überhaupt, so-

Digitized by Google

lange dieser Theil der Erde besteht, der erste Lichtstrahl in diese nächtlichen Gebiete fällt, sondern es werden diese auch für unsere Kenntnis erschlossen und gewonnen, und dadurch die Reihe der Naturbilder, über welche die Vorstellung des Menschen verfügt, um einige der großartigsten und seltsamsten Schaustücke erweitert.

In dem Zustande, in welchem mir die Herren heute erschienen, hatte ich noch keinen derselben jemals gesehen. Dem einen hieng das Tuch vom Ärmel seines Rockes weg, dem anderen vom Rücken. Der eine hatte breite Striemen auf der Stirn, der andere auf den Händen, einem dritten schaute das bloße aufgeschundene Knie heraus.

Es war nicht anzunehmen, dass sie alle miteinander irgendwo abgestürzt sein konnten. In diesem Falle wären sie auch wohl kaum mit solchen Beschädigungen, die mehr bizarr als bedenklich ausschauten, davongekommen. Es musste sich da irgend ein eigenthümlicher Zwischenfall ereignet haben.

Nicht minder absonderlich waren die Reden, die ich alsbald zu hören bekam.

„Der mit der Tabakspfeife", sagte ein Ingenieur, „war doch der curioseste Bursche, der mir jemals in der Unterwelt vorgekommen ist. Als mein Blick auf ihn fiel, prallte ich zurück. Der Kerl stand da unbeweglich und schien mich vom Kopf bis zu den Füßen zu messen."

„Doch muss er vor meinem Gehenkten verschwinden", nahm ein junger Kaufmann das Wort. „Ein leibhaftiger Strick, der ungezähltemale gedreht worden ist, schaut um kein Haar anders aus, wie der vielgewundene Stalaktit, an dem der Körper des Missethäters mit seiner langen Nase von einem weißen Ast herabhängt. Und, damit sich die Sache noch schöner machte, fehlten auch die Galgenraben nicht, die ihn mit Gekreisch umflogen und sich vor meiner Fackel in andere Schlüfte versteckten. Wenn uns einer zusah, wie wir an unserem Seil hinabbaumelten, so konnte dies nicht anders ausschauen, als das Steintau, an dem die Gestalt zu schweben schien."

Ich entnahm dieser Rede, dass die Herren heute eine neue Höhle erforscht hatten, wobei von ihnen auffallende Stalaktiten- und Stalagmitengestalten gesehen worden sein mochten. Dass diese das herkömmliche Maß der Seltsamkeit überschritten, konnte ich wohl voraussetzen. Denn sowohl der Ingenieur als der Kaufmann gehörten zu den unerschrockensten und erfahrensten Erforschern der Unterwelt.

Aus meinen eigenen Erinnerungen kannte ich hinlänglich viele solcher verblüffenden Schaustücke. Man kann tausend Menschen vor gewisse Bildungen hinführen, sie fragen, mit welchem ihnen bekannten Gegenstande dieselben Ähnlichkeit aufweisen, und sie werden alle den gleichen nennen — ein zureichender Beweis dafür, dass da keineswegs immer noch erhitzte Einbildungskraft mitthut.

Ich habe ein Madonnenbild in der Felsennische, ein „heiliges Grab", ein mit Gardinen verhängtes Bett gesehen, und bei allen diesen Gestaltungen hatte kein Mensch Hand angelegt, sie waren alle durch die sogenannte unbewusste und blinde Thätigkeit des Wassertropfens entstanden.

Ich habe mir diese Sache längst auseinandergesetzt. Ich glaube, dass im großen Traum der Erde, in welchen die Thätigkeit der Menschen und ihre Geschicke hineingehören, dieselbe Schablone in verschiedenartiger Ausführung auftritt, sei es in unserem eigenen Wirken, welches uns selbst willkürlich und planmäßig erscheint, sei es im Spiel der Kräfte, das wir im Gegensatze dazu für etwas Zufälliges und einem bewussten Willen Entrücktes halten.

Davon soll jetzt nicht die Rede sein, umsoweniger, als es nur sehr wenige geben wird, die geneigt wären, einer solchen Anschauung beizupflichten. Genug, ich als Zuhörer wunderte mich weit weniger über die sonderbaren Gestalten, als die beiden Forscher.

Ihrem weiteren Gespräche entnahm ich, dass es in der That die Schlangenhöhle war, in deren Tiefe sie zum erstenmale vorgedrungen waren. Niemals hatte vor ihnen ein menschlicher Fuß den Boden jener Unterwelt berührt. Und darüber konnte man sich nicht wundern, wenn man vernahm, wie es ihnen auf dieser Fahrt ergangen war.

Die eine Reise in die Unterwelt gleicht keineswegs der andern. Hier ist der Abstieg leicht, dort erfüllt er beim ersten Schritt denjenigen mit Grauen, welcher nicht an die Geheimnisse dieser ewigen Nacht gewöhnt ist.

Es handelt sich nicht nur um wirkliche, sondern auch um scheinbare Gefahren und Schreckniſse. So muss beispielsweise derjenige, der sich in einem von Wasser durchlochten Hohlraum fortbewegt, eine Art von Kanonenfieber überwinden, welches durch den rollenden Donner des Wiederhalles erzeugt wird, den das Wasser auf seiner Reise nach unbekannten Gebieten der Finsternis unter den Wölbungen hervorbringt. Der wichtigste Unterschied ist jedoch der, ob man eben oder in bequem geneigter Fläche hineingehen kann, oder aber zuerst mittelst Seilen, Strickleitern, Winden einen lothrechten Schacht überwinden muss, von dessen Boden aus erst die Corridore und Hallen sich dann weiter wagrecht fortsetzen.

Und auch da ist es wieder sehr erheblich, ob derjenige, der sich mit Hilfe eines dieser Mittel hinabwagt, immer wenigstens die Wand des Schachtes in greifbarer Nähe hat. Denn nicht wenige dieser Schachte erweisen sich als tückisch. Es gibt solche unter ihnen, welche die Gestalt einer Flasche nachahmen. Der cylinderförmige Hohlraum erweitert sich da plötzlich zu einem Bauch. Die Leiter liegt dann nicht mehr an einem Felsen an, sondern „pendelt“ in der Luft, schwingt sich, dreht sich und macht dem kühnen Eindringling, der die Fackel seines Vorgängers als rothen Punkt in weiter Entfernung unter seinen Füßen erblickt, kopfscheu und ängstlich. Er hält sich allerdings nicht nur an der Leiter, die er so wenig loslassen darf, wie der Schiffbrüchige die Planke, sondern ist außerdem auch noch an einem allmählich sich abwollenden Strick angebunden, welcher oben am Rande des Schachtes sorgfältigst überwacht wird. Trotzdem aber richtet eine derartige Unternehmung den Menschen, der sich während derselben wie die Linse eines Pendels vorkommt, so zu, dass er, unten angekommen, meist gar nicht mehr genussfähig ist, sondern nur einen einzigen Gedanken hat, und zwar den: „Hätte ich nur erst den Rückweg wieder hinter mir!“

Denn er sieht von der Welt, die er doch wieder aufsuchen muss, nichts weiter, als hoch oben ein blendendes rundes Stück, so groß etwa wie ein Thaler, und zwischen sich und diesem Stück keinen anderen Weg, als jenes sich drehende Flechtwerk.

Die beiden Männer, welche da vor mir saßen, hatten es mit einer Gestaltung zu thun gehabt, die allen diesen bösen Dingen noch ein weiteres beifügte. Die Leiter schwankte, aber sie war nicht so weit von den ausgefurchten und zerrissenen Wänden entfernt, dass sie nicht manchmal mit ihrer Fracht daran hingeschlagen hätte. Dann gab es entweder eine Beule, oder eine Hautschürfung, oder es blieb ein Stück des Gewandes an einer der scharfen Kalkrippen hängen. Ein anderer als ich, der ich genügende Erfahrung von allen diesen Dingen hatte, würde sich selbst die Frage vor-

gelegt haben: „Wie kommt es denn, dafs man sich dergleichen anthut? Steht der Lohn in einem vernünftigen Verhältnis zu der aufgewendeten Mühe oder der überstandenen Gefahr?“

Derartige Fragen, wenn sie sich auch nicht auf die Unterwelt beziehen, sind aber müßig. Man könnte sich dieselben in Bezug auf jeden Entdecker auf dem Meere, im Eis, auf dem Hochgebirge, in Wüsten oder sonstwo vorlegen. Der Drang und die Leidenschaft sind souverän. Sie weisen jede berathende Controle zurück. Wenn es als ein Reiz empfunden wird, Gebiete zu betreten, die nie ein menschliches Auge gesehen hat — will man die Werkstätte der Natur so vorfinden, wie sie aussieht, wenn der Mensch nicht die geringste Veränderung darin vorzunehmen vermocht hat — will man den Boden sowohl als die Wände mit Filigranarbeit der Kalkspate überzogen sehen, die so weiß sind wie Kirschenblüte, auf welche die Maiensonne scheint — locken neue Hallen und Säulenwälder mit einem Glanze, den niemals ein Anhauch von Flamme oder Rauch getrübt hat: dann ist man imstande, derlei zu wagen.

Es kann also die Frage immer nur nach der Anlage eines einzelnen Menschen beantwortet werden.

Die beiden Männer, welche heute als die ersten in die Schlangenhöhle eingedrungen waren, besaßen alle die Eigenschaften, über die ein Erforscher dieser unheimlichen und wundervollen Gebiete verfügen muss. Sie waren ebenso besonnen als kühn.

Da geht alles, wie wenn soldatische Zucht jeden einzelnen Vorgang lenkte. Da waren zuerst von den Arbeitern mit Tagesgrauen die Strickleitern hingeschafft worden. Dann hatte man ein langes Tau hinabgelassen, um daraus zu ersehen, wie viele von den Strickleitern zusammengebunden werden müssten. Dann war ein Tau und ein Felsblock vom Gewicht eines Menschen langsam in die Tiefe gesenkt worden, nicht nur um seine Haltbarkeit zu prüfen, sondern auch um zu ersehen, ob sich nirgends ein Vorsprung befand, auf dem etwa zu rasten wäre. Dann wird in den Felsrand ein Loch eingemeißelt, in welchem man das Stück Eisen verkeilt, woran die langen Leitern angebunden werden sollen. Dann steigt langsam einer nach dem anderen hinab, und die Zurückbleibenden reden kein Wort untereinander, um keinen Ruf zu überhören.

Bald muss das Seil, an welchem der auf der Leiter Absteigende angebunden ist, nachgelassen, bald strammer angezogen werden. Mitunter hört man lange nichts, und das ist nie ein gutes Zeichen. Denn es deutet darauf hin, dass der Mann, der absteigt, Schwierigkeiten findet, dass er jeden Gedanken auf seine Sicherheit beschränken muss. Endlich erklingt aus der Tiefe ein langgezogener Jauchzer. Der Mann ist auf dem Schuttkegel angelangt, welcher sich, wie bei der Flasche die Ausbauschung, auf dem Grunde eines jeden solchen Abgrundes erhebt. Dieser besteht aus den Denkmälern der Verwitterung, den Bruchstücken der Schachtwände, welche im Laufe der Jahrtausende hinabgefallen sind.

Endlich sind alle Genossen unten versammelt. Nun wird das Portal ausgewählt, durch welches man zunächst weiter vordringt. Wie in einem Museum die Bildsäulen, so stehen alle die vom fallenden Tropfen gebildeten Gestalten stumm da. Endlos verschieden, gleich den Lebewesen der Oberwelt, sind ihre Umrisse. Es muss schon etwas sehr Absonderliches auftauchen, wenn der erfahrene Wanderer und Forscher noch in Staunen versetzt werden soll. Und mühsam, wie durch einen Urwald, ist oft der Durchweg durch die Pfeiler, Wülste und Säulen. Nicht selten muss hier der Eisenschlegel oder die Axt nachhelfen.

Vermuthet man bei dem Scheine

der Fackeln, dass eine Halle mit besonderer Pracht ausgestattet sei, so wird ein Magnesiumbond angezündet. Weil dieses sich rasch verzehrt und außerdem denjenigen, der es hält, zu sehr blendet, so steckt es in einer Vorrichtung, welche eine Art von Uhrwerk enthält. Von diesem wird es vorgeschoben. Außerdem ist ein Hohlspiegel angebracht, durch dessen Rückseite die Augen geschützt und zugleich der Glanz des Lichtes, welches der weißen Welt zugewendet wird, sich verstärkt. Wenige Dinge unterstützen ihre wechselseitige Wirkung so, wie dieses Licht und der Schneeglanz der Bildungen. So wandert mon fort, eben, bergauf, bergab, bold durch Dickichte, bald durch weithin sich erschließende Dome. Stets knirscht das spitzige Filigron unter den Füßen.

Es werden Messungen aufgenommen, damit man späterhin auf der Oberwelt diejenigen Örtlichkeiten bezeichnen kann, die den durchwanderten Stellen des Reiches der Nacht entsprechen. Da kann dann später der Wonderer mitten in einem Buschwald oder von einem Feldpfade auf den Boden hindeuten und sagen: „Hier unten bin ich gewesen."

Eine seltsameWirkung bringt die Stille hervor, welche den Wanderer meist umfängt. Im Verhältnis zu dieser Schweigsamkeit erscheint jedweder Raum der Oberwelt geräuschvoll, gerade so, wie die finsterste Nacht dort oben durchhellt erscheint, in Vergleichung zu dieser zähen und stocktonben Dunkelheit. Ruhig arbeiten indessen hier die Kräfte fort, das Dasein des Menschengeschlechtes möchte uns selbst wie ein längst überwundener Traum vorkommen.

Die einzigen Geräusche, welche denkbar sind, bringt vielleicht ein Wassertropfen hervor, der von der Decke herab auf eine glatte Felsfläche auffällt und in seiner Weise an der Schoffung des Aufboues der Unterwelt gerode so betheiligt ist, wie die vom Flusse ins Meer getragene Schlammpille an der Umgestoltung der Continente.

Oder es flattert eine der Krähen auf, welche in dieser Unterwelt, allerdings niemols allzuweit von ihrem Eingonge entfernt, ihre Zufluchtsstälten haben. Sie bewohnen das finstere Gebiet, sobald sie einmal flügge sind, meist nur zur Nachtzeit. Erst in der Dämmerung kehren sie von den Buschwäldern und Feldern in diese Schlüfle zurück. Schon weiter drinnen houst die Felsentaube. Solche Vögel waren es gewesen, welche, vom Lichte aufgescheucht und geblendet, um jene Gestalt geflatlert waren, die sich den Entdeckern als ein am Galgen befestigter Mann gezeigt hatte.

Mitunter schwirrt es ober ouch plötzlich durch die unsägliche Stille wie ein Orgellon oder vielstimmiger Gesang. Dieses geschieht, wenn man in ein Gebiet gelangt, welches mit fernen Hallen oder Gängen in Verbindung steht, durch welche ein unsichtbores Wasser fließt. Nichts ist schwerer, als den Ort auszufinden, von welchem ein solches Tönen herondringt. Hier endet nicht selten eine mächtige Halle plötzlich in eine enge, gänzlich umschlossene Felsensackgosse, dagegen setzt sich ein schmaler Spolt, der irgendwo hoch oben, kaum bemerkbar, zwischen mächtigen Strebepfeilern mündet, weiterhin als steiles Thal fort, dessen Sohle eben von jenem unterirdischen Flusse ausgefüllt ist, welchen an jener Stelle kein menschliches Ange gesehen hot, oder vielleicht jemals zu sehen bekommen wird.

Indessen vergehen die Stunden und mancherlei mahnt an die Rückkehr in jene Oberwelt, wo es nicht so still und feierlich ist, wo aber die große Procht des Geschaffenen nicht von einer feindseligen Finsternis zugedeckt wird, die Schritt für Schritt bekämpft werden muss.

Roscher, als auf dem Hinwege,

erreicht man auf dem Rückwege, dessen Wiederauffindung im Gewirre der Säulen und Denkmäler und an besonders geeigneten Stellen man sich vorher durch Zeichen oder niedergelegte Gegenstände erleichtert hatte, den Schuttkegel. Zugleich verlangend und bangend blickt man lothrecht in die Höhe, bis dort hinauf, wo der oberste Rand der Strickleitern noch vom Tageslicht getroffen wird.

Am schlechtesten hat es derjenige, der zuletzt hinaufsteigt. Denn alle anderen, die nach und nach, jeder einzeln, den Weg halb steigend, halb von dem Seil, welches die oben aufgestellten Männer handhaben, gezogen zurücklegen, haben eben den Vortheil, dass im Bauch der Flasche die Leiter nicht gar zu stark schwankt, weil diejenigen, die zurückgeblieben sind, dieselbe so straff als möglich zu halten versuchen. Der letzte aber hat diese Hilfe nicht mehr. Trotz alledem kommt jeder keuchend und athemlos oben an, und das erste, was er zumeist thut, ist, dass er sich auf den Felsboden hinlegt. Das Wort des römischen Dichters, dass der Abstieg in den Avernus leicht sei, kann auf solche Unternehmungen nicht angewendet werden.

So ungefähr müsste ich, zusammengestellt, den Inhalt des Gespräches, welches die beiden pflegten, wiedergeben, wenn es gestattet ist, zugleich als Verbindungsglied die eine und andere Bemerkung einzuschieben, die von mir selbst auf ähnlichen Fahrten gemacht worden waren.

Die beiden Männer sprachen ganz nüchtern so, wie es Sportleute zu hatten pflegen. Von den Wundern, mit welchen volksthümliche Überlieferung so manchen Raum der Unterwelt, insbesondere aber das bis dahin nie gesehene Reich des Schlangenkönigs ausstattet, war kein Wort zu hören.

Das Räthsel, dessen Verkörperung ich mit eigenen Augen gesehen, blieb noch immer ungelöst.

Je mehr ich die Sache hin und her erwog, desto sonderbarer kam sie mir vor. Eben war ich daran, den beiden Männern zu erzählen, dass sie auf ihrem Wege, ohne dass sie es wussten, von einem nie gesehenen Ungethüme, vielleicht von dem bösen Geist der Hölle selbst, in Schlangengestalt nachträglich verfolgt worden seien, gleich den verirrten Kindern im Märchen, denen der Zauberer nachläuft, aus dessen Haus sie krystallene Früchte und andere Kleinodien fortgetragen haben: als mir ein Gewirre von Stimmen, welches aus den unteren Räumen des Gasthauses heraufdrang, die Rede abschnitt.

Ich horchte.

„Es sind unsere Knaben", sagte der Ingenieur, „welche jetzt nachhause aufbrechen, nachdem sie sich gütlich gethan haben. Sie machen einen Lärm, als ob es Weihnachtsabend wäre."

Das Sachverhältnis mit dem Weihnachtsabend war mir nicht unbekannt. Ich wusste, dass die deutschen Erforscher der Unterwelt alljährlich den Dorfkindern von St. Canzian einen Weihnachtsbaum anzünden. Schon leuchtet ein solches unter diesem Volke unbekanntes Liebeszeichen in die winterliche Felseinöde hinaus, ein Gegenstand freudigen Staunens nicht nur derjenigen, welche Zutritt in den festlichen Raum finden, sondern auch der Menge, welche die feierlichen Lichter nur durch die Fensterscheiben erblickt.

Das alles findet am heiligen Abend statt. Aus welcher Veranlassung kamen aber alle diese Kinder heute in das Haus?

Ich brauchte nicht lange zu warten, um über dieses Vorkommnis aufgeklärt zu werden.

Es war heute Sonntag. Als die Kinder, welche des Morgens aus der Messe kamen, die Arbeiter erblickten, von welchen die Strickleitern hinausgetragen wurden, und zugleich ihre

Wohlthäter sahen, wußsten sie, daſs es einem schwierigen Gange in die Unterwelt gelte. Auch war es ihnen nach dem, was sie früher erfahren und gesehen hatten, nicht unbekannt, daſs über diese Unternehmung der ganze Tag hingehen würde.

Den Nachmittag litt es sie nicht länger daheim, sondern es zog eine ganze Schar hinaus, um ihre Wohlthäter wieder aus der Tiefe emportauchen zu sehen. Als diese endlich gegen Einbruch der Dämmerung zum Vorscheine kamen, ließen sie es sich nicht nehmen, die sieben oder acht Strickleitern, welche zu einer einzigen zusammengebunden waren, in einem einzigen Stücke nachhause zu tragen.

Die beiden Forscher wählten fünfzehn Knaben aus, welche in je einem Abstand von ungefähr vier Metern ihre Köpfe durch die Sprossen steckten, und das ganze so auf den Schultern durch den kahlen Buschwald hin in das Dorf trugen.

Das war die Schlange gewesen, welche sich in so unheimlichen Windungen über die Hebungen und Senkungen des Bodens hin bewegte. Im Zwielicht hoben sich die kleinen Köpfe nicht mehr ab und die Körper der Knirpse blieben durch das Strauchwerk verdeckt.

Die beiden Forscher empfanden kein geringes Vergnügen, als sie von dem Anblicke hörten, den dieser Auftritt einem in einiger Entfernung befindlichen Beobachter geboten hatte.

„Hätte der Schacht nicht schon immer die Schlangenhöhle geheißen“. sagte der Ingenieur, „so müßsten wir ihm den Namen geben nach dem Abenteuer, welches den Schluſs ihrer Entdeckung bildete. Es wäre gut, wenn alles, was sich unheimlich anläßst, sich in so froher Weise auflöste. Ist es doch in allem gut gegangen. Der böse Schlund hat uns, von diesen paar Kratzern und Ritzern abgesehen, gesund und heil entlassen, und das Ungethüm eine heitere Kinderschar von sich gegeben, die sich einige Krüglein Bier wohl schmecken ließ. Es lebe die Schlangenhöhle!“

Wir stießen die Gläser zusammen und hielten einen nachträglichen Taufschmaus. Derselbe zog sich lang in die Nacht hinein — aber es war nicht die taube Nacht der Unterwelt, sondern die Nacht unter dem Himmel des Südlandes, dessen lichter Sternenschein uns bis in unsere Schlafkammer begleitete.

Was der Fortschritt versprochen hat.

Das gegenwärtige Jahrhundert trägt die Signatur einer wunderbaren Vermehrung der gütererzeugenden Kräfte. Die Nutzbarmachung des Dampfes und der Elektricität, die Einführung mechanischer Verbesserungen und arbeitsparender Maschinen, die vielfältigere Vertheilung sowie der großartigere Maßstab der Production, die erstaunliche Erleichterung des Austausches und des Verkehrs: alles dies hat die Ertragsfähigkeit der Arbeit in ungeahnter Weise gesteigert.

Zu Anfang dieser merkwürdigen Ära erwartete man naturgemäß, dass durch die auf Arbeitsersparnis abzielenden Erfindungen die Lage der arbeitenden Classen verbessert und ihre Belastung erleichtert werden würde; man hoffte, dass infolge der ungeheueren Steigerung der Erwerbsfähigkeit wirkliche Armut bald zu den Schatten der Vergangenheit gehören dürfte. Nehmen wir an, es wäre einem Manne des verflossenen Jahrhunderts — einem Franklin oder Priestley — vergönnt gewesen, in einem Traumbild die Zukunft zu schauen! Denken wir uns, er hätte gesehen, wie das Dampfboot das Segelschiff verdrängt, der Bahnzug den Lastwagen aus dem Felde schlägt; gesehen, wie die Mähmaschine an die Stelle der Sense oder Sichel tritt, und wie der Dreschflegel seinen Platz der Dreschmaschine räumen muss! Stellen wir uns vor, er hätte den Lärm all der unzähligen Maschinen gehört, die nach dem Willen des Menschen und zur Befriedigung seiner Wünsche größere Kraftleistungen vollbringen, als es alle Menschen und alle lasttragenden Thiere der ganzen Erde zusammen vermöchten! Nehmen wir an, er hätte gesehen, wie sich fast ohne Zuthun der menschlichen Hand die Bäume des Waldes in fertige Holzwaren — in Thüren, Fensterkreuze und Fensterläden, in Kisten und Tonnen — verwandeln, wie in den Fabriken Schuhe und Stiefel mit geringerer Mühe hergestellt werden, als ein Schuster der alten Zeit auf die Anfertigung einer Sohle verwenden musste, wie in den mechanischen Webereien, unter der Aufsicht eines einzigen Mädchens, aus der gesponnenen Baumwolle in kürzerer Zeit ein gewebter Stoff wird, als dies durch die Arbeit von hundert der geübtesten Handweber hätte geschehen können. Stellen wir uns auch vor, er hätte mit seinen Augen geschaut, wie die Bohrmaschine in das Herz der Felsen eindringt: wie das Erdöl, durch Maschinen zu Tage gefördert, den Thran des Walfisches überflüssig macht! Sagen wir ferner, er hätte die ungeheuere Erleichterung des Verkehres und die sich daraus ergebende Ersparnis an Zeit und Kraft kennen gelernt; hätte vernommen, dass Schweine in Australien geschlachtet und in England frisch verspeist werden; dass eine Anweisung am Nachmittag dem Bankier in London übergeben und am Morgen des gleichen Datums in San Franzisco ausgezahlt wird! Lassen wir

— mit einem Wort — den Mann der Vergangenheit all die hunderttausend Verbesserungen begreifen, die in diesen Beispielen angedeutet sind, und fragen wir uns sodann: Was für Schlussfolgerungen hätte er daraus nothwendigerweise für die Zukunft des Menschengeschlechts und für die kommenden socialen Zustände ziehen müssen?

Aber nein! Es wären keine bloßen Schlussfolgerungen gewesen! Greifbarer und deutlicher als eine Vision, wie etwas Wirkliches hätte es vor seinem Auge gestanden, das Herz hätte ihm vor Freude gehüpft, jeder Nerv vor Wonne gebebt, wie dem Führer der verschmachtenden Karawane, wenn er von dem Gipfel einer Anhöhe plötzlich das schattenspendende Laubdach eines Waldes und den lachenden Schimmer der rieselnden Quelle wahrnimmt! Hell bestrahlt von dem Lichte der Phantasie, hätte er diese neuen Kräfte geschaut, wie sie die menschliche Gesellschaft von ihren Fundamenten aus neu erbauen! wie sie den Ärmsten über die Möglichkeit des Mangels hinausheben, den Niedrigsten von der Sorge um das tägliche Brot befreien. Er hätte gesehen, wie die seelenlosen Sclaven des erfinderischen Menschengeistes den alten Fluch auf sich nehmen; wie die Eisenmuskeln und Stahlsehnen der Maschinen das Leben des ärmsten Arbeiters in einen Feiertag verwandeln, in dessen sonniger Helle sich jede höhere Anlage, jeder edlere Trieb frei entfalten darf!

Und aus diesen günstigen materiellen Zuständen hätte er — als nothwendige Folge derselben — moralische Zustände hervorwachsen sehen, welche das goldene Zeitalter verwirklicht hätten, von dem die Menschheit so lange geträumt: Keine verkümmerte hungernde Jugend, kein erbarmungslos ausgeplündertes Alter. Das Kind in friedlichem Spiel mit dem Tiger; der Gassenkehrer, schwelgend im Anblick der glorreichen Sterne! Die Bosheit gemieden, die Wildheit gezähmt, die Zwietracht in Harmonie umgewandelt! Wie könnte es Habsucht geben, wenn alle genug haben? Wie sollten sich Laster, Verbrechen, Unwissenheit und Roheit vorfinden — die doch alle aus der Armut oder aus der Furcht vor Armut entspringen — wenn die Armut selbst verschwunden ist? Wer sollte vor einem anderen kriechen, wenn alle frei sind? Wer einen anderen bedrücken, wenn alle gleichen Rang haben?

Ein wenig verworrener oder auch ein wenig klarer — von dieser Art waren die Träume und Hoffnungen, die durch jene Erfindungen ins Leben gerufen wurden, welche diesem merkwürdigen Jahrhundert sein typisches Gepräge verliehen haben. Sie sind so tief in die Herzen des Volkes gedrungen, dass sie die geistige Richtung der Zeit vollständig verändert, althergebrachte Dogmen erschüttert und feststehende Grundbegriffe umgestoßen haben. Das Zauberbild einer vollkommeneren Welt hat nicht nur helleren Glanz und lebhaftere Farben, sondern auch eine andere Richtung angenommen: die Menschen sehen es nicht mehr hinter sich in dem erblassenden Lichte des Sonnenuntergangs, sondern vor sich in dem aufflammenden Morgenroth eines neuen Tages.

Also bezeichnet der Amerikaner Henry George die Hoffnungen, die man an die fortschrittlichen Errungenschaften geknüpft hat oder geknüpft haben konnte. — Was aber ist bisher eingetreten? Der ungeheuere Reichthum hat eine ungeheuere Armut erzeugt. Die Gegensätze sind so enorm geworden, dass einem die Ahnung überkommt: Wir stehen an der Schwelle einer neuen Welt. Möchten die Köpfe nicht vernagelt, die Herzen nicht verstockt sein, damit das, was geschehen muss, auf dem Wege der Reform geschieht.

Gedanken in ſchlafloſen Nächten.

Von K.

Als die geſchichtliche Menſchheit zweitauſend Jahre alt war, ſtand ein Mann auf, der die Religion der Weltbejahung ſtiftete. Dieſe Religion predigt den Vortheil des einen „auserwählten“ Volkes, die Vermehrung und Vergrößerung dieſes Volkes, die Eroberung fremder Stämme, die irdiſche Macht und Anſichziehung der Güter dieſer Welt! – Das iſt die Religion des Moſes.

Nach viertauſend Jahren der Geſchichte ſtand ein Mann auf, der die Religion der Weltverachtung ſtiftete. Dieſe Religion erkennt die Eitelkeit des Irdiſchen, lehrt wie man ſich und den Mitmenſchen geduldig und liebevoll über die Leiden dieſer Welt hinüberhelfe und ein ewiges Leben im beſſeren Jenſeits erlange. — Das iſt die Religion Chriſti.

Und wenn dieſe Epochen der Geſchichte erfüllt ſein werden, wird ein Mann aufſtehen, der die Religion der Weltverneinung ſtiftet. Dieſe Religion wird lehren, ſich und die ganze Menſchheit in kurzer Zeit zu vernichten.

Es ſind Anzeichen vorhanden, daſs wir an der Schwelle dieſes letzten Zeitalters bereits ſtehen.

Die moſaiſche Religion iſt rein national und weltlich, ſie verheißt den Juden, die das Geſetz befolgen, Sieg und Macht, den Abtrünnigen aber Elend, Schmach und Tod. Die chriſtliche Religion hingegen verlegt ihren Schwerpunkt auf das Überirdiſche, auf das ewige Leben. Die beiden Religionen widerſtreiten ſich in ihrem Innerſten und es iſt unbegreiflich, wie ſie miteinander durch die Bibel verquickt werden konnten.

Ich vermuthe, daſs die Menſchheit, einheitlich wie eine Perſon genommen, im Laufe der Zeiten alle Charaktere ihrer Individuen durchleben muſs. Alſo haben wir Epochen der Humanen, der Brutalen, der Büſſer, der Frevler, der Träumer, der Thatluſtigen, der Einfälligen, der Heuchler u. ſ. w. Jeder menſchliche Charakter, wie wir ihn in der Einzelperſon finden, hat ſein Zeitalter, in welchem er der allgemeine und der herrſchende wird. Und wie eine Perſon ſich ablebt, ein beſtimmter Geiſt ſich ſelbſt erſchöpft, ſo erſchöpft ſich auch ein Zeitgeiſt, um einem anderen platzzumachen.

Vielleicht zu keiner Zeit war der Eigennutz des Einzelnen und der Hang nach perſönlichem Emporkommen ſo groß als heute, und zu keiner Zeit äußerte ſich allgemeiner der Gedanke nach Staatsformen, in welchen der Einzelne nichts, die Geſammtheit alles bedeuten ſoll. Wie wird es möglich ſein, daſs der moderne Menſch, der nur für ſeinen eigenen Vortheil zu ſorgen gelernt, der nur in der freien Entwickelung ſeiner Perſönlichkeit den Fortſchritt des Ganzen ſehen kann, der nur den Grundſatz kennt: Der Staat für mich, im Handum-

kehren den Grundsatz annimmt: Ich für den Staat!

An Zwiespalt krankt die Menschheit, und ich fürchte, dass sie gerade an dieser Krankheit wird zugrunde gehen müssen.

Seit Menschengedenken klagt man über die Verkehrtheit der Welt. Wenn die Welt immer „verkehrt" war, so wird die „Verkehrtheit" wohl ihre natürliche Stellung sein. Wie aber kann man dann von Verkehrtheit sprechen?

Das Glück, wird behauptet, sei kugelrund; ich vermuthe, es ist mehr herzförmig. — Die Kugel des Zufalls mag rollen wie sie wolle, der herzlose Mensch hat kein Talent zum Glücklichsein.

Wieviel wird in diesem Augenblicke gesündigt und gelitten auf Erden! Wieviele Menschen werden gequält, wieviele Thiere gepeinigt! Wieviel Elend in den Hütten der Armen, wieviel Jammer in den Krankenhäusern, wieviel Verzweiflung in den Gefängnissen, wieviele Flüche der Dachlosen und Heimatlosen! — Wenn jetzt zu dir dem im stillen friedlichen Heim Ruhenden, eine Stimme spräche: Alles heiße Leid der Menschheit kannst du löschen mit deinem Herzblut, öffne deine Adern! — Würdest du es thun? — Du antwortest: wozu die Frage? Durch Verursachung eigenen Leides kann man fremdes Leid nicht lindern. Aber du gabst ja doch dem Philosophen recht, der da behauptet, die Welt existiere nur in deiner Vorstellung! Wenn das also ist, dann vernichte den Apparat deiner Vorstellung und du lischest damit allen Schmerz der Welt.

Eine „Wahrheit", zu deren Begründung allerhand Spitzfindigkeiten nöthig sind, ist schon verdächtig.

Können wir die Lüge schon nicht entbehren, so ist sie mir lieber in der Dichtung als im Leben.

Lerne einen Menschen kennen, und du kennst die Menschheit.

Die Bühne hat für das Publicum Täuschungen, für die Künstler Enttäuschungen.

Das beste Mittel zu Frohsinn und Scherzen ist der Friede im Herzen.

Manche Erzieher lieben es, dem Kinde immer wieder zu sagen: Kind, alles was du hast und genießest, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Sprache, Schule, Gesetze u. s. w. verdankst du anderen, daher kannst du nicht genug dankbar sein. Ist das wohl immer gut? Fördert das die Ausbildung eines männlichen, selbstbewussten Charakters? Vielleicht wäre es besser, dem Kinde zu sagen: Alles, was du hast und genießest, ist dein, und es ist dein gutes Recht, es zu fordern. Allein wehe dir, wenn du unwürdig wärest und dieses Anrechtes verlustig würdest! Wie der Einzelne, der einmal auf die Welt gesetzt ist, sein natürliches Recht auf die Vortheile des Lebens, auf die Güter der Erde sich bewahren, ja es stärken und erhöhen könne, und andererseits, wie er sein Recht verwirkt, ein Ausgestoßener werden müsste, das hat ihm die Sittenlehre strenge und liebevoll zu sagen.

Wer brav ist, den drücke nicht die Vorstellung, als wäre er ein Geduldeter unter den Menschen. Trotzdem soll er aber nicht verlernen, dankbar

zu sein. Ja selbst dafür, dass andere uns unser Recht willig zugestehen und es achten, schon dafür müssen wir dankbar sein. Denn so selbstverständlich es auch ist, dass jedem sein Recht werde — im Leben geschieht es oft anders und unrechtliche Leute entschuldigen sich mit der Irrlehre vom „Kampf ums Dasein".

Der Mensch kämpfe um sein Dasein wohl gegen wilde Thiere und feindliche Elemente, aber dass er das Dasein nicht auch gegen seinesgleichen erkämpfen müsste, dafür haben wir Cultur und Gesittung. Wäre diese nicht, wäre die menschliche Gesellschaft nicht, wäre nur Ein Mensch auf Erden, der erst würde dann den „Kampf ums Dasein" kennen lernen, die kurze Stunde, bevor er zerrissen wird von wilden Thieren.

Zugegeben, die Menschen sind Bestien, die gefesselt werden müssen. Viele derselben fesselt man durch Ketten, mehr noch derselben fesselt man durch Güte.

Wie wirkt man auf die Leute leichter, wenn man ihnen mit Vernunftgründen kommt, oder wenn man an ihr Gemüth appelliert? Durch letzteres. Die meisten Menschen halten sich selber für sehr klug und empfinden es wie Beschämung, durch Vernunftgründe unterrichtet zu werden. Wenn du jemanden beim Kopfe fassest, so glaubt er, du willst ihn schopfbeuteln und er wird kopfscheu. Wenn du jemanden an der Brust, am Herzen packest, so glaubt er, du willst ihn umarmen. Also wird man mit Kunstmitteln, die das Gemüth bewegen, tiefer wirken als mit Lehrhaftigkeit.

Das Kreuz ist das Zeichen der Weltvereinung, dargestellt durch einen durchstrichenen Strich.

Wenn es von einem Dichter heißt, er habe sich überlebt, so bedeutet das, er habe eine Zeit, d. h. einen Zeitgeist überlebt. Eine Zeit lebt nicht so lang als ein Mensch. Ein Mensch bleibt sich im ganzen gleich! die Ideale, Weltanschauungen und Bedürfnisse der Zeit ändern sich oft von einem Jahrzehent zum anderen. Also kann es sein, dass die Eigenschaften eines Dichters in der ersten Hälfte seines Wirkens als Vorzug, in der zweiten Hälfte als Fehler betrachtet werden. In der That ist damit weder das eine noch das andere sichergestellt.

Leider, ich kenne die Reue nicht. Alles was ich Ungutes gethan, hat seine Gründe gehabt, und unter denselben Gründen würde ich es immer wieder thun.

Die sogenannten „bösen" Menschen wage ich nicht zu richten; ich glaube, sie würden nicht böse sein, wenn sie glücklich wären. Ich sehe es an mir selbst, nur wenn ich mich glücklich fühle, bin ich gerne und leicht gut gegen andere; erfahre ich Böses von der Welt, bin ich missmuthig, alsogleich werde ich hartherzig und herb.

Durch richtige Vertheilung der Steuern könnte der Staat vieles regeln. Nach meiner Meinung müssten in unserer Zeit die Erzeuger von Lebensmitteln niedrig, die ersten Vermittler derselben höher, die Vermittler langer Hand, die Großhändler, sehr hoch besteuert werden. Man denke einmal nach, wie viele Vortheile damit erzielt würden.

Eigentlich eine sehr merkwürdige Einrichtung ist es, dass jeder, der etwas leistet und schafft, also die Bedingung des Lebens erfüllt und zum

Gedeihen der Allgemeinheit beiträgt, dafür — besteuert wird. Nach meiner Meinung müsste nicht Fleiß und Thätigkeit, sondern vielmehr das Nichtsthun besteuert werden.

Im Angesichte der Armen erkenne ich den Segen des Geldes, im Angesichte der Reichen dessen Fluch.

Wer als Mann den Menschen gedient hat, wird als Greis über dieselben souverän sein.

Fünfzig Jahre! An dieser Hauptstation möchte ich ein neues Leben anfangen können. Sorge und Broterwerb vergessen, eine höhere Aufgabe lösen! Denn ich fühle, dass etwas in mir ist, was bisher die Feder nicht zu heben vermochte. Bloß für den täglichen Bedarf zu leben, das verlohnt sich nicht der Mühe zu leiden, rechtfertigt nicht die Würde, Mensch zu sein.

Gering ist dein Können, rein sei dein Wille! Des Menschen Ziel ist — der Weg zum Ziele.

Thierschutz und Volkserziehung.

Die Androhung von Zuchthaus und Ehrverlust hat heute für einen großen Theil unseres Volkes keine Schrecken mehr. Der Ursachen für diesen moralischen Niedergang gibt es ja eine große Anzahl und der Mitschuldigen ebenfalls, und zwar in allen Kreisen. Unter diese Ursachen hat man auch die Kriege gerechnet, die wir zu führen hatten. Allein nicht von unsern Kriegsveteranen werden jene häufigen Verbrechen begangen, die von einer nie dagewesenen Missachtung des Lebens des Nächsten zeugen, sondern, und das ist das Unheimlichste an dem rapid zunehmenden Verbrecherthum — von Burschen, die noch nicht das Militärdienstalter erreicht, von halbwüchsigen Jungen, ja von Kindern selbst. Und das beachte man wohl: nicht um moralische Missgeburten handelt es sich, die einen unwiderstehlichen Durst nach Blut befriedigen. Nein, die halbwüchsigen Burschen ziehen in Compagnie zu ihren Mordthaten aus, etwa wie zu einer Landpartie. Sie brauchen Geld zu einem lustigen Tag, zu einer Tanzmusik u. s. w., sie berathen, wie sie solches finden können, und wählen von vornherein den Mord als das Mittel hiezu. Oder sie haben auch nicht einmal einen weiteren Zweck, sondern fallen lediglich zu ihrem Vergnügen über den ersten, der ihnen in den Weg kommt, her und drehen ihm das Messer im Leibe um. So ist es nicht bloß in den großen Städten, so ist es in den kleinen Orten, so auf dem Lande. Von den Vorkommnissen dieser Art, die sich in den längst gewohnten Formen abspielen, wird kein Aufhebens mehr gemacht; die betreffenden Localzeitungen registrieren sie einfach. Wenn aber solch eine Schauerthat

durch die Art ihrer Ausführung und die dabei handelnden Personen sich in besonders auffälliger Weise von dem längst Gewohnten abhebt, dann geht wohl durch die gesammte Presse ein Aufschrei des Entsetzens und wird die angstvolle Frage gestellt: „Wo soll das hinaus?“

Als voriges Jahr in Gera jene schauerliche Gerichtsverhandlung gegen eine Mordbande stattfand, die aus zwei Schulkindern und zwei Jungen von sechzehn Jahren bestand und die nach langer Berathung und Vorbereitung eine alte Frau ermordete und beraubte, da schrieben die „Grenzboten“ (und viele andere Zeitungen eigneten sich die Ausführungen dieser Zeitschrift an): Es drängt sich da unwillkürlich die Frage auf: „Ist dieser Fall als vereinzelt zu betrachten oder erscheint er als typisch für den Charakter der Zeit, in der wir leben? Ist er nicht das Erzeugnis der zerstörenden Bestrebungen, die unsere Zeit beherrschen? Ist er nicht die natürliche Folge einer fehlerhaften Erziehung, an der Haus und Schule einzeln oder gemeinsam die Verantwortung tragen?“ Welches auch sonst die Ursachen dieser moralischen Verkommenheit in der heranwachsenden Jugend seien, eines liegt klar zutage: eine Hauptursache ist der Mangel an Bildung des Herzens. Die sittlichen Gefühle des Mitleids, der Barmherzigkeit, des Wohlwollens sind bei ihr nicht entwickelt worden, das Gemüth ist verwildert. Viele erinnern sich wohl noch des entsetzlichen Mordes, den ein Junge auf dem Heimweg von der Schule an einem kleinen Mädchen verübte. In dieselbe Zeit fiel in Berlin jene teuflische That eines zwölfjährigen Mädchens, das ein Kind, dem es die Ohrringe geraubt, aus dem dritten Stockwerk in den Hof hinabwarf. Die Gerichtsverhandlung stellte aus dem zwölfjährigen Lebenslauf dieser jungen Verbrecherin eine Reihe von Scheußlichkeiten fest, von denen die entsetzliche Mordthat nur der ganz folgerichtige Schlußact war. Die Mörderin hat in noch jüngeren Jahren in entsetzlicher Weise Thiere gemartert, z. B. lebenden Kaninchen die Augen ausgestochen, den Bauch aufgeschnitten und dergleichen mehr. Dem allgemeinen Entsetzen gab damals die gesammte Presse lebhaftesten Ausdruck. Überall sprach sich die Überzeugung aus, daß ein Geschöpf, in dem die zarten Triebe des Gemüthes so völlig unentwickelt geblieben sind, nothwendig zu einer menschlichen Bestie sich auswachsen müsse. Diese Überzeugung sollte bald darauf durch eine sächsische Schwurgerichtsverhandlung neuerdings bekräftigt werden. Dort wurde ein Mörder verurtheilt, der, erst fünfundzwanzig Jahre alt, schon neun Jahre vier Monate wegen Brandstiftung, Bedrohung mit Mord, Gotteslästerung und Thierquälerei im Gefängnis verbracht hatte. Sechzehnjährig, hatte der Mörder eine lebende Katze an die kreuzartige Stelle eines Baumes genagelt, dem Thiere den Leib aufgeschnitten, die Gedärme demselben um den Kopf geworfen, und darüber einen Zettel mit der Aufschrift »J. N. R. I.« befestigt. An einem andern Baume brachte das Scheusal einen Zettel an, auf welchem stand: „Weg zur Kreuzigung einer Katze.“ Dieses Ungeheuer hatte Schul- und Religionsunterricht genossen, ebenso wie all die anderen jugendlichen Mörder. Aber was hilft all die geistige Dressur, was das Auswendiglernen von Sprüchen ohne die Pflege des Gemüths! Sittlichkeit und Gottesfurcht finden keinen Boden in einem verhärteten, grausamen Herzen; die mit der Gemüthsverwilderung gleichen Schritt haltende haarsträubende Unsittlichkeit gibt hiefür den Beleg. Vor allem mögen das die Eltern bedenken, dann aber die in Staat und Kirche leitenden und verantwortlichen Kreise. Das Meiste könnte allerdings die häusliche Erziehung thun, um die früh sich zei-

genden Triebe zur Grausamkeit auszurotten und in das zarte Kindesherz, das noch für jeden Eindruck empfänglich ist, die Keime des Mitleids, dieser schönsten und besten aller menschlichen Tugenden, dieser vornehmsten Quelle aller Sittlichkeit, zu pflanzen. Aber wie selten ist in der Familie die Erkenntnis und die Fähigkeit vorhanden, um das Gemüthsleben der Kinder zu entwickeln; ja, wie häufig wird ihnen von Eltern und Pflegern das Beispiel der Hartherzigkeit, Roheit und Grausamkeit gegeben! Ich erinnere hier nur an die auf dem Lande vor den Augen der Kinder stattfindenden scheuslichen Metzeleien der Schlachtthiere. Wie solche Schauspiele auf die Kinder wirken, hat unlängst ein entsetzliches Ereignis in Hannover so recht drastisch dargethan: ein Knabe von sieben Jahren schlachtete in Abwesenheit der Eltern sein vierjähriges Brüderchen. Der „Hannoversche Courier", der diese haarsträubende Geschichte berichtete, fügt bei: „Wollten doch alle Eltern darauf achten, dass Kinder unter zehn Jahren vom Schlachten fern gehalten werden, sowie dass ihnen gefährliche Werkzeuge nicht zugänglich sind." Wo es sich aber um Zustände handelt, die eine Gefahr sind für die ganze Gesellschaft, ist es mit solchen Wünschen nicht gethan; hier ist es Pflicht des Staates, für die Gemüthsbildung der Jugend zu sorgen und durch die Gesetzgebung Unsitten auszurotten, die geeignet sind, bestialische Triebe im Menschen zu wecken. Die ungeheuerlichen Thaten entmenschter Verbrecher im jugendlichen, ja im Kindesalter, die immer häufiger werden, sind ein ernster Warn- und Mahnruf für diejenigen, welche die Verantwortung tragen für die Unterlassungssünden des Staates. Ein Abgrund liegt vor uns. Die Folgen der begangenen Sünden müssen wir wohl tragen, aber noch kann die Zukunft gerettet werden, wenn an der rechten Stelle das rechte Verständnis platzgreift für die Bedeutung des Wortes: Wer die Schule hat, der gebietet über die Zukunft.

Nicht am Menschen übt sich das Kind im Mitleid, oder in der Grausamkeit, sondern am Thiere. Dieses steht ihm wehrlos gegenüber, nicht der Mensch. Den Thierlein in Garten, Feld und Wald, den Hausthieren gegenüber fühlt es bald seine Überlegenheit und misshandelt sie, zuerst gedankenlos, zum Zeitvertreib, und, wenn sein Mitleid nicht geweckt wird, später aus angewohnter Roheit oder aus angeborener und nicht rechtzeitig im Keimen erstickter Grausamkeit. Daraus wachsen dann jene Scheusale in Menschengestalt, die, wenn zu uncontrolierter Macht gelangt, zu Geißeln der Menschheit werden, wie ein Caligula, Nero, Dschingis-Chan, Ludwig XI., Karl IX. u. s. w., und die, wenn niedriggeboren, mit derselben Herzlosigkeit einen Menschen niederstechen, wie sie ein Thier gemartert.

Nichts ist für die Bildung des Gemüths, die Entwickelung der zarten, sittlichen Gefühle so geeignet und so unerlässlich, als die Erweckung von Mitleid in den zarten Kinderherzen, und zwar mit jenen Geschöpfen, über die sie zuerst ihre Herrschaft auszuüben vermögen, bei deren Behandlung sich also ihr Charakter entwickeln kann — zu guten, edlen Menschen oder zu gemüthsrohen, hartherzigen, alle göttliche und menschliche Ordnung verachtenden Bösewichtern. Als Unterrichtsgegenstand für sich ist natürlich der Thierschutz nicht zu betrachten. Keine besonderen Stunden, kein Thierschutzkatechismus ist hiefür vonnöthen. Das würde nur eine mechanische Gedächtnisübung sein. Das Gemüth würde dadurch so wenig gebildet werden, als durch das Auswendiglernen von Katechismus und Bibelsprüchen ein religiös-sittlicher Mensch erzogen wird. Der Geist, der das allgemeine Mitleid mit allen Geschöpfen,

die fähig sind, Schmerz zu empfinden, einflößt und aus den Kindern gute Menschen macht, muss den ganzen Unterricht durchdringen.

Eine große Anzahl Lehrer hat stets die Gefahr erkannt, die in der Vernachlässigung der erziehlichen, gemüthsbildenden Aufgabe der Schule liegt. Sie haben in ihrem Kreise redlich gearbeitet und nach Kräften gestrebt, das zu thun, was von Staatswegen der Schule als eine Hauptaufgabe zugewiesen werden sollte und wozu der Grund in den Lehrerbildungsanstalten gelegt werden muss. Ein reiches Material ist in unsrer Literatur vorhanden, trefflich geeignet zu Leitfäden für die Lehrer, wie zu Lesebüchern für die Schulen.

Das französische Unterrichtsministerium hat in dieser Richtung einen bemerkenswerten Schritt gethan. Es hat die Einführung eines Buches in allen Schulen des Landes angeordnet, das vortrefflich geeignet ist, sowohl naturgeschichtliche Kenntnisse zu verbreiten, wie Mitgefühl mit dem Thiere in die jungen Herzen zu pflanzen. „Die Märtyrer der Arbeit" nannte der Verfasser, Ed. Roche, das ebenso praktische, wie das Gemüth veredelnde Buch. Möchten unsere Unterrichtsministerien hierin dem französischen nachahmen.

In der, ein humaneres Schlachtverfahren einführenden Verordnung der sächsischen Regierung wird der Thierschutz als eine von der allgemeinen Moral untrennbare Bethätigung des sittlichen Lebens anerkannt. Hiemit wird von maßgebender Stelle zugegeben, dass die Erweckung des Mitleids mit der stummen Creatur einen untrennbaren Theil der Sittenlehre bilden muss. Die nothwendige Consequenz hievon muss aber die Pflege des Thierschutzes durch Schule und Kirche sein, wenn anders es zu ihren Aufgaben gehört, die Jugend zu sittlich-religiösen Menschen zu erziehen. Was sonst in Action gesetzt werden möge, um die Folgen der Gemüthsverhärtung und Sittenverrohung zu bekämpfen: Strafverschärfung, Zuchthaus, verschärfte Polizeigewalt u. s. w., all das wird nicht bewirken, dass ein einziger Mord weniger verübt wird, dass der progressiven Zunahme der Verbrechen wider das Leben und sonstiger Rohheitsvergehen Einhalt geschehe, dass das aus der Gemüthverwilderung der Kinder entspringenden Familienelend abnehme, die aus der allgemeinen Herzensverhärtung herrührenden socialen Gefahren herrühren.

In England hat sich die Zahl der jugendlichen Verbrecher seit dreißig Jahren um die Hälfte vermindert; in derselben Zeit wurde dort die Pflege des Thierschutzes als das beste Erziehungsmittel in der Schule eingeführt und zu einer großartigen, alle Schichten der Bevölkerung durchdringenden Organisation gemacht. Ein nicht minder beweiskräftiges Beispiel von dem Zusammenhang der barmherzigen Behandlung der Thiere und der guten Sitte gibt die Schweiz. Nirgendwo kommen so weniger Rohheitsverbrechen vor, und nirgendwo wird in der Gesetzgebung wie im bürgerlichen Leben den Principien des Thierschutzes so sehr Rechnung getragen, wie in der Schweiz. Sicher ist also, dass jeder Staat, der durch seine Gesetze und durch seine Schulen die Thierquälerei bekämpft, weniger Zuchthäuser braucht und eine bedeutende Ersparnis in seiner Rechtspflege macht. Müsste nicht schon dieser finanzielle Vortheil die Regierungen bestimmen, ein so wichtiges Erziehungsmittel zu benützen, auch wenn ihnen der sittliche Gewinn gleichgiltig ist? H. B.

Wia da Hons da Grethl ſchreibb.

A Dorfgſchichtl in da ſteiriſchn Gmoanſproch von R.*)

Is s dahoam, die Kna-Grethl?“ ſchebert oana dan Fenſterl eina, dan Stollfenſterl. „Va da Ponſt! A Briafel. Da Margaretha Krautwaſcherin thats ghörn. Biſt dahoan, Grethl? Hoaßt a ſou?“

s jung mudladi Dirndl hugad juſt inta da gſcheckadn Kna, zwiſchn an Knean in Melchſäichter, thuat grod Milch auffazudln; gleih ſtehts auf und ſchreit: „Die Grethl, jo freili, de bin ih, die Grethl. Freili bin ihs. A Briafel? Fü mih? Narraſch, wia dan dos? A Briafel!“

„Biſt du die Krautwaſcherin? Schreibſt dih a ſou?“

„Du, ſelm müaßad ih wuhl erſt mein Baurn frogn. Ih denk, der woaß s, wir ih mih ſchreibn loß. Mih deucht wuhl, Krautwaſcherin, mih deucht wuhl ja. — Afn Briafel ſteht er lacht drauf, da Nom? — Va wen, wan ma frogn deafad?“

„Gor von an Kaiſerlichn, nei du!“ ſogg da Briaftroga. „Er ſelber is eppa wuhl gor weit wäik, kon nit eini mehr, dan Fenſterl, loßt er s Briafel einruckn, der Klachel. Wirſtn oba nix kena, Grethl. Hons Kinigl hoaßad er.“

„Uh jeſſas, oba na!“ ſchreits auf; an Riß hots ihr gebn. „Bin ober ih hiaz daſchrouckn — auweh!“ Rund a wenk a Milch hots ausbazlt. „Hiaz hon ih ober Schodn thon, nh mei, hiaz hon ih Schodn thon!“

Daweil is da Briaftroga ſcha woieda fnat gwen. Die Grethl wiſcht mitn Füatah ihri Orm ſauber oh, wiſcht d Händ ſauber oh, nan und aftn greifts gouz gſchami s Briafel on, däs afn Fenſtabredl ligg. A wenk a ſou va da Seitn guggts as on, drahts über und üba: „Mei lebba na, da Hanſl hät ma gſchriebn? Und vapetſchiert is er ah, gonzvapetſchiert! Hiaz, wer mocht ma n auf? Ih nit, ih drau mih nit drüber, Gond na!“

Die Gſcheckad wirft ihrn großmächtign Koupf uma, daſs die Käitn reixnt.

„Ah, du nengierigi Roffel, du, brauchſt daweil nit olls zwiſſn!“ ſogg die Grethl, daweil kletzlts ſchon in Briaf auf. „Wos er dan ſchreibb! Wias n dan gehn wird? Daſs er douh wuhl eppa gſund is? Daſs er douh nit eppa gor Kriagführn mnaß gehn...?“

Die Kna reixnt wieda mit da Käitn, weils n Koupf beidelt. Der Kriagführn, der! — Sie kent n recht guat, in Hanſl. Wir er in da ſebin Nocht ſtäikn is bliebn, in Feuſta, Jouſl moron, is dos a Glosſcheibn gwen, a dicki!

s Dirndl thuat in Briaf ausanond, fibern thuats dabei wir a Lämpaſchwouz. „Der Narraſch!“ ſoggs, „is oba dos a Narraſch! Afn Popier ſteht er mit oll hier, in da blown Houſn und in weißn Röickel

*) Aus Roſeggers „Feierabende“ für den Heimgarten in die ſteiriſche Mundart überſetzt.

— und a Schnurbartl hot er ah! — Jäigerl uh mei! Und sauber is er! Non säuberer wir ehanter ols Baurubua, frei sou vül sauber! Und wir er n gwoxn is, da Schnurbort! Hiaz, wos er dan schreibb! — — Jäissas na, hiaz kon ih nit läisn! — Hiaz däis is guat, hiaz kon ih nit läisn. Wer hät mas dan glernt? Dass amol a son a Briasel kunt keman, as sonwos hät oans in da Kloanheit gor koan Gedonku! — Oba na, dass ih nit läisn kon!"

Zan Göscherl druckts as Briasel, zan Buaserl druckts as, zuckt oba gach auf: „Sapperawold, Hansl, däis derf nit sei! Na, Hansl, däis derf nit sei! — Ih bitt dih um olls af da Welt — sei derfs nit!" — Nochha, wia wans munta wurd aus ar an Tram: „Weil ma scha hell moant, er wars selba. Son viel sauber gmoln is er!"

Und wia sih s Dirndl a son onloant ba da Krippn, do schebert von Haus her die Bäurin: „Jo, Grethl, wos is s dan? Bist dan du heint in Milchsäichter gsoln? Sul ih da weita helsn aussa von Stoll? stinksauli Trulln!"

s Dirndl, gschwind in Briaf untern Brusttotz vastäickn, in Milchsäichter her, eini damit in die Kuchel und nix dasgleichn! — Ah, däis war wuhl gfahtt, wan a jungs Mentschl hoamler an vaboutnan Briaf hät, oda gor an vaboutnan Buabn!

Däis deafts enk roatn, in sebin Tog hot die Grethl olls ungschickt ongstäilt. D Schousstroa in Hous krotzts mit da Mehlschaufel zsom; s Korn asn Tenn wills mit da Mistgobel in Sock fotzn; za Mittog schütt't sies Solz in dWäischkübel gstott ins Suppnhäisn — däis kimbb ihr scha selber a wenk vadächti für. — Ih wir douh um Gouteswillu nit eppa valiabb sei! — Ah na, Gretht, gor ka Red!

Nochha nohmattog gehts Dirndl die zwoa goltn Küa einwedn und fohrt aussi af die Granatzwiesn um a Fuada. Untawegn sollts ihr ein: „Won ih na za da Christl kunt kema! De kunt scha läisn, die Christl. Kon jo a Betbliachl brauchn, in da Kirchn, die Christl."

Die Christl, däis is dWeiddirn bau Schwonawirt, de Weatas asn Feld orbatn muaß und Feitas immer a wenk a Kellnerin muß mochn in da Wirtsstubn. Die Christl kent n ah, in Kinigl Hons, ah freilih kents n. Nau, und die Christl is da Grethl ihr bäisti Kameradin; zan Frohnleichnomstog bau Kranzlaufsäitzn gehns porweis mitanond, die zwoa Jungfrauna, die Christl und die Grethl — jo. Doukbor seins n au iadi in da Ghoam, in Hansl, dass er mäuserlstill is gwen, wans mitn grean Kranzerl sein gongan ollzwoa, die Christl und die Grethl.

Nau, nochher is holt d Stellung keman und nochher is er lonk gnua gwen, da Hansl, nau und asta hobns n ghottn; da Kaiser nimb ehm die schönstn Leut, ih thats ah — nau und ason is s gwen.

Die zwoa Koißla ziachn in Korn schön stad hin über d Wiesn, und asn Korn hugad die Grethl und in da Grethl ihrn Buasnlotz stäickt da Briaf, und s Dirndl kon ollaweil nouh nit läisn. As d läißt vabrinnt er eh, da Briaf bau ihrn gtliadin Herzn, ehs n hot gtäisn, und sie woaß nix, wos er ihr schreibb — mei Gad, is däis an Übel! — Wias zan Zaun kimbb, mochts gach an Inchaza va lanta Freud — die Christl hots gsechn. Hintern Zaun thuats Äischnlab rechn — ah däis is gscheit!

„Bist lacht ah do, Christl?" thuats übri. „Du, geh her a wenk do zan Zaun, geh. Ih hon wos ba mir, Ih muaß da wos zoagn, Christl. Schau her do. Von eahm. Von Hansl. Gett du! Fü mih ghört er, fü die Margaretha Krautwascherin — steht eh drauf."

„Geh, loß ma n ouschaun. —

Sei Pultree ah drauf? Oba na, ſa gibu her!"

„Na, du, ausloß ihn n nit!" ſogg die Grethl, brinroth in Gſicht va lauta Begier. „Oba läiſn thua ma n, ih bitt dih. Deafſt z Lohn ah wiſſn, wos er ma ſchreibb. Geh, Chriſtl, läis ma n!"

Moant drauf de ondri: „Woaßt, Grethl, recht gern, daſs ih da n will läiſn. Oba woaßt, däis is holt a ſou, ſogn will ih da s wuhl, wias is. Druckläiſn ſchon, oba Schrifttäiſn, woaßt, däis hon ih holt nit glernt."

Gonz zſomgſchtogn is s, die Grethl, üba däis neugi Unglück, daſs die Chriſtl ah nit läiſn kou.

„Ja ſou", moants gonz kloantaut, „s Schriftläiſn, s ſelbi konſt nit. Oba na, hiaz wos häib ih on! — Ja ſou, grod na Druckläiſn! Und Schriftläiſn nit? Nau, wanſt as holt nit konſt. Hiaz woaß ih ma gor koan Roth, gor koan. Ih woaß ma neambb, der s kunt, und ih trau mih ah nit. Ba ſouwos kunts leicht aufkema, däis wa s Wohri! — Gang da holt nit va ſtottn, moanſt, s Schriftläiſn. Wanſt as oba douh in Gouts-nom probiern thaſt? Valeicht gangs, Chriſtl, valeicht gangs!"

Hiaz is oba die Chriſtl a Ohdiahti gwen, däi die oanfätti Grethl gern in d Schmier brocht hät va wäign an Hanſl.

„Woaßt, Grethl", ſoggs gonz vatraulih, „oan that ih wiſſn, der läiſn kunt. Da Schmiedrochel."

„Der nit, du, der nit. Der derfs nit wiſſn, der is jo mei Gerhober, woaßt, ſeit meini Bodaleut gſtorbn ſein. Der derfs nit wiſſn, weil er — ſtehn bleibſt, Gſcheckadi! — weil ers nit leidt, däis mitn Hanſl, er leids nit, mei Gerhober, freilih nit."

„Sa braucht er ah va da gonzn Gſchicht nix zwiſſn", ſogg die grundfotſch Chriſtl. „Is nar a Glück, daſs er teriſch is, da Schmiedrochel, und wan er dir in Briaf laut vorläiſt, ſa hört er nix davon."

„Moanſt, Chriſtl? daſs er nix hörad?"

„Ka Wort, er is jo gonz teriſch."

„Mei", moant die Grethl, „ih vaſtehs holt zwenk, hon mei lebba koan Buachſtabn ongſchaut. Hät mar oba douh denkt, wan er in Briaf vor da Noſn hot, daſs ers leicht findu kunt wos drein ſteht."

„Derawäign hon ih gſogg, laut ſul er da n vorläiſn, dir ſul er n vortäiſn, nit eahm ſelba. Wia ſul er dan do wos davon erfohrn, won er teriſch is!"

„Jo jo, Chriſtl, ih loß das ſcha gettu. Ih vaſtehs zwenk. Wirſt eh recht hobu."

„Konſt jo ah ſogn, da Briaf wa fü mih und ih hät dih gſchickt."

„Guat is s und däs thuar ih!" ſogg die Grethl, „und zan Schmiedrochel geh ih — ſtehn bleibſt, du zaundürrer Saggra! — gleih heint af d Nocht geh ih zan Schmied. Donk da Gond, Kameradin, fü dein guatn Roth. Loß da ſchön Zeit ban Strarechn, loß da Zeit."

Aftu bredlts af ihrn Korm weiter und die Chriſtl pfugazt ihr noch: „Olli zähn Finga leckad ih mar oh, wans richti ſa dum war! Nochher war ihr da Hanſl vaſpielt und mir follad er zua, hi hi. Schmeiß nit um, Grethl!" —

Und richti, wia da Feirobnd kimbb und die Küa in Stoll eahna Sochn ghobb hobn, do geht die Grethl auſſi nochn Grobn, auſſi zan Schmiedrochel. Der ſitzt vor ſeina Werkſtott und racht ſei Pfeifel. Wir ers daher gehn ſiacht, ſei Mündl, nau, do frogg ers, wouhin und wos s Neugs gab?

„Jo, guatn Obnd Väitamon!" ſchreits, „und die Chriſtl ſchickt mih her, die Schwonawirt-Chriſtl. An Briaf hots kriagg, die Chriſtl, und wan da Väitamon ſa gut mäicht ſei und mir n gleih laut fürtäiſn, daſs ih ihrs ſogn kunt, wos s is, oba freili wuhl fein gſchwind, weil ih nit long Zeit hon."

„An Briaf? Fü mih? Von Schwonawirt?"

„Na, Väitamon, für dSchwonawirt-Chriſtl. Va da Chriſtl kimbb er."

„Die Chriſtl kimbb? Wos wills dan?"

Dreimol hots eahms müaſſn ins Ohrwaſchl ſchrein, bis er s vaſtondn hot. „Ah, läiſn! Den Briaf ful ih läiſn! Sou wa, ſou wa." — Aſtn thnat ern hott ausanond, in Briaf. „Oh, ſaxn, a muatſchena Kaiſerjaga!"

„Jo, a Saldot, da Schwonawirt-Chriſtl ihrer."

„Da Schwonawirth-Chriſtl ihrer!" ſoggs der olt Schmied noch. „Sou ſou!"

„Wos ſchreibb er ihr dann?"

„Nau, däis wern ma gleih ſechn." Er ruckt ſeini ruaßign Glosaugn. s is holt a ſou, für otti Leut ſein ruaßigi Glosaugn ollaweil non bäiſſa wia die reinſti Luft. „Na olßa, wos ſchreibb er, da Herr Soldot!"

Und häibb, daweil in Dirndl ſcha hell übel wird va lauter Ongſt, on zan läiſn:

„Innigſtgeliabti Margaretha!"

„Weil die Chriſtt ah Margaretha hoaßt", ſchreit die Gretht drein. „Va da Muader her, glaub ih."

„Loſs s guat ſein", ſogg da Schmied und leſt weita:

„Ich grüaße Dih tauſendmat und houffe, daſs Dih mein Schreiben in bäißter Giſundheit outräffn möige. Ich bin Gond ſei Donk giſund und mache Dir zu wiſſen, daſs ich ſchon Koprol worden bin(ah ſaxn, däis is brav!) und in ein Johr auf Urlaub zu Haus kommen werde, was mich wegen Deiner gefreut und weil ich bereits Tag und Nacht auf Dich denke. Und daſs Du mir getreu bleibſt und glaub der Leut Reden nicht, denn weil ſie einen Neid haben auf uns. Und möicht auch wiſſen von der Kirchweih, wo ich fortgangen bin, ob es Dir nicht geſchadet hat — weils ſo kalt is geweſt. Und ſchau auf mein Feitergwond wegen die Schaben und ſchreib par Zeilen und brauchſt nix zahlen. Und Dein Gerhaber derf derweit auch nix wiſſen, aber wenn ich heimkomm muß er ſein Willen drein geben und da hilfts nix und ich laſs nimmer von Dir und ſchtiaſſe mein Schreiben in Schutz Gouttes und verbleibe bis ins kühle Grab Dein Johann Kinigl, Korprol im 27. Infantrie-Regiment König der Belgier."

(„Schön hot er gſchriebn, der Klachel! guat kann er's ſäitzn! Dumm is er nit!" moant der olt Schmied ban eahm ſelba.)

Nau, a ſou is s im Briaf gſtondn und a ſou hot er gläiſn, da Schmied.

s Dirndl bringg ſcha ka Wörtl mahr auſſa, hell znabundn wir a Kornſock is ihr die Gurgl. Sie ſiachts, hiaz is s aus und hiaz is s gſahlt, und hiaz is s olls gſahlt. Der Gerhober ſchauts groß on. Nar on ſchaut ers groß. „Sou, ſou!" ſogg er nochha. „Wiſſn derf er nix davon, da Gerhober!"

„Väitamon!" mit dem Schroa ſpringgs n hiaz afu Hols, „nit harb ſei! Schen gnat ſei! Er hot mas vaſpronchn, da Hanſl, hot er ma's! Vor unſern Hergondn hot er ma's, wia's jo da Herr Pforer ah ſogg: Die Ehn wurdn in Himel gſchlouſſn!"

„Jo freitih, und die Dumheitn auf Erdn begonga!" moant da Schmied. „An Soldotn willſt heiratn! An Soldotn! In Doniſter ower, in Betlſock auffi! hoaßts ban Soldotenbugl."

s Dirndl zupft bar ihrn Fürtahzipfel. „Schikt ſih wuhl frei nit, doſs ih wos gegnred", monts kloan vazogg, „oba mih deucht, brav war er eh, und fleißi ban Orbatn war er ah und nix trinkn und nix ſpieln that er ah nit und a wenk ſchreibn kunt er ah, und a wenk täiſn ah, in Büachln —"

„Jo, in ſelchtn lacht, de ma mitn Knia umbtadlt!" fohrt der Gerhober drein. „Marſch in dein Stoll, Dirn! Is ma nouh mei lebba koani fürkema, de oan heiratn will, der go nit do is!"

„Oba wou er kimpp, Väitamou!“

„Kimpp er, und is er brav und frogg er noch deina — wegn meina! — Nau, nau, nau! Schmeiß mih nit um!“

Weil s u ſa hitzi af die Bruſt gſprungen is va lauta Freud, daſs er gmoant hot, daſtehn kunt er nit.

Hoam ſpringgs wir a Rech, do begegngg ihr die Chriſtl.

„Nau, Grethl, hot er da n gläiſu?“

„Jo, Chriſtl, jo! In Briaf gläiſn und in Buabn zuagſpronchu! Olßa gonza! Douk da Goud für deiu guatu Roth, Chriſtl. Da Hauſl! Gſchwind loß eahms ſchreibn, daſs er hoamkimpp.“

„Waun er ober Kriag führu unaß, da Soldot!“ ſogg die Chriſtl in ihrn hoamlichu Giftn.

Und die Grethl in da Hitz: „Kriagführu kinen die oltn Generäler. Die jungen Buabu müaſſn heiratn!“

Erklärungen: ſchebern: ſchrillen, ſchrill ſchreien. mudlad: rundlich. hugad: hockt. Melchſäichter: Mellzuber. Klachel: harmloſes Spottwort, wie etwa Schlingel. rund awenl: erllecklich. die Käitn reizt: die Ketle llirrt. Jouſl moroni Ausruf der Verwunderung. fibern wir a Lämpaſchwonz: zittern wie ein Lämmerſchweif (ſprichwörtlich). mit oll hier: in ganzer Weſenheit. Kloanheit: Kindheit. onloant: anlehnt, Schouſſtroa: Schafſtreu. golti Kua: gealterte, nicht trächtige Kuh. einwedn: einſpannen ins Joch; auch: einwidn: weil das gewöhnlich aus Weiden geflochtene Band am Joch die „Widn“ heißt. Granazwieſn: Grenzwieſe. Wealas: des Werktags. Feitas: des Feiertages. Koißla: Koſename für Kühe. Korm: Karren. mei Gad: leichthin für mein Gott. Äiſchnlab: Eſchenlaub. Pultree: Porträt. wos häib ih on: was fang ich an. an Ohdrahli: eine Abgeſeimte. Gerhober: Gerhab, Vormund. teriſch: taub. bredln: klappernd hinrollen. pfugazn: verſteckt lachen. mir follad er zua: mir fiele er zu. Doniſter: Torniſter.

Aus dem Volksmunde.

Kinderreime, Sprüchel, Trutz-, Scherz- und Schelmenliedchen aus Niederöſterreich (Viertel unter dem Manhartsberg).

Geſammelt und mitgeheilt von Koloman Kaiſer.

(Die mit * bezeichneten Liedchen kommen auch in Steiermark vor. Die Red.).

Heidl, heidl,
Greane Stäudl,
Rothe Pöderl hängan dran,
Unſer Kinderl ſchlafat ſchon.

* * *

*I bin a lloans Vinlerl
Und ſtell mi ins Winlerl
Und wann i nix lann,
So fang i nix an.

* * *

Kinderl ſchau ſchau,
Zehm limmt da Wauwau,
Hats Vinlerl aum Bugl
Und geht auf Krumau.

* * *

Müllner, Müllner Sackerl,
Is da Müllner nit dahoam;
Schlüſſerl für, Riegerl für,
Werf'n ma's Sackerl hinter dö Thür.

* * *

Frauenläferl, Frauenläferl,
Floig auf Maria-Brunn,
Bring uns heund und moring
A recht a ſchöni Sunn.

* * *

*Kilarihahn! —
Wer hat dar was than? —
Ön Schuiſter eahn Bui
Der laſst mir koan Ruih.

* * *

Da Pederl bein Thor,
Der hat a roths Oa (Ei),
Hat a runds Hüadl auf,
Rund umadum Federl drauf;
Dö Federl ſan ſchmutzi
Und da Pedeel is trutzi.

* * *

Hops, hops, hops Höferlmann,
Dö Katz hat rothe Stiefeſl an,
Reit't mit mir auf Hollabrunn;
Z' Hollabrunn is Kirita,
Liegt däs Kitzerl in da Sunn.
Wia ſoll's Kitzerl hoaßn,
Bockerl oder Goaßl?

* * *

(Zum Ratſchen am Charfreitag.)

* Wir ratſchn, wir ratſchn den engliſchen Gruß,
Auf daſs ein jeder Chriſt beten muiß;
Fallt nieder, fallt nieder auf euere Knia,
Betet drei Vaterunſer und drei Ave-Marie.

Wir ratſchn, wir ratſchn zur Pumpermetin,
Alle Weiber ſtehts auf und backts Oſterfleckn.
Wir gengen und roaſ'n von Haus zu Haus,
Hol'n Gelder und Oa und Flecken heraus,
Denn d' Faſten is aus.

* * *

* I wünſch a glückſeligs neugs Jahr,
's Chriſtkindl mit 'n kraußen Haar,
A gſunds Lebn, a langs Lebn,
An Beidl voll Geld danebn,
An goldern Tiſch,
Auf ein iad'n Eck ein brotna Fiſch,
In da Mitt a Kandl Wei,
Daſs der Herr Voda und d'Frau Muider
Kinnan brao luſtig ſei!

* * *

* Es braſelt gar lang ſcho in der Kuchel aun Herd,
d Frau Muider wird wiſſen, was den Dreſchern ghört.
A Reitee voll Kropfa, an' Plutzer voll Wein,
Af kinnan dö Dreſchee brav luſti ſein.

* * *

Dö heiling drei Kini mit eahnan Stern,
Dö ſuichan däs Kinderl und hätt'ns ſcho gern. Alleluja!
Dö heiling drei Kini, dö than aweng eil'n
Und roaſn in drei Tagn wohl vierhundert Meiln. Alleluja!
Sie roaſn wohl vor des Herodes Haus,
Da Herodes ſchaut juſt beim Fenſter heraus. Alleluja!
Da ſagt der Herodes: Bleibts da bei mir,
I gib eng ein Wein und i gib eng a Bier. Alleluja!
I gib eng a Brot aa, kinnts ſchloſa im Heu,
I halt eng heund ganz zehringsfrei. Alleluja!

* * *

Herr Vater, der Arnt' und da Schnitt is aus.
Mir kemman iatzt alle vom Schneidn z Haus;
Mir habn fleißi gſchnittn und aufgebundn,
Und habn a ſchöns Kranzel gwundn,
A Kranzel vo Gold und Edelſtein,
Herr Vater, Ös kinnts damit zfrieden ſein.

* * *

Schatzerl hörſt, mirl dir den Bam,
Wo ma zſamlema ſan,
Denn im Winter im Schnee
Wachſt a Bleamel in d Höh.

* * *

* A guits Glaſel Wein,
Dös will austrunka ſein,
Und mein Schatzerl ihr Gſundheit
Muiß aa dabei ſein!

* * *

I bin a jungs Bürſchel,
Zwoanzg Jahrl erſcht alt,
Und jetzt ſcheeibt mir da Kaiſer,
Er brauchat mi bald.

* * *

Pfiad di God, mei liabs Schatzerl,
Pfiat Eng God, liabe Moahm:
Jetzt fahr i zu der Stelling,
Wer woaß s, kim i hoam.

* * *

Fix! Jatzt habn ſ mi ghaltn
Zu dö Elferjäger —
Jatzt hock i mi hinter d Staudn
Und thui fürraſpäha!

* * *

Jatzt habn ſ mi halt ghaltn
Zu dar Artillerie,
Jatzt derf mehr mei Muider
Nix kocha für mi,
Nix kocha, nix waſchn,
Nix ſtila für mi,
Denn i bin Soldat iatzt
Bei der Artillerie.

* * *

* Aber Schatzerl, sei gscheit,
Woaßt, da Kaiser braucht Leut;
Wann i zruckkim retur,
Bin i wieder bei Dua!

* * *

I bin a Soldot
Und mei Schotz woant si z todt;
I bin a lustiger Bui
Und lach nur dazui.

* * *

Da Kaiser in Wean
Nimmt d Stirkstn zum eahm,
Und dö Krumpn und Kloan
Laßt er für d Menscher dahoam.

* * *

A kreuzlustigs Bürschel
Kimmt allweil in Himmel:
Drum sing und versauf i
Mein Vodern sein Schimmel.

* * *

* A Sprung übers Zäunl
Und ein Juchazer drauf
Und ein Klopfer ans Fensterl:
He! Schatzerl mach auf.
Du wunerschöns Maderl
Wia stelln mirs denn on,
Daſs mir öfter zsammkeman:
Gern hab i di schon!

* * *

* Kloa bin i, kloa bleib i,
Groß mag i nit wern,
Aber ein Buim muiß i kriagn
Wiar an Haselnusskern.

* * *

* Madl hüat di, Madl halt di,
Madl lasß dir nix thoa:
Die Buima san Spitzbuim,
Sand s groß oder kloa!

* * *

* Han Dirnderl, was sagn denn d Leut,
Daſs di dös Liabn so gfreut? —
Ah! was frag i darnoch,
Sing halt dö ganz Nocht:
Nutz heidl und heidl mei Bui,
Gibt mir koa Mensch nix dazui.

* * *

Da dromat aum Bergerl
Is ein Ackerl voll Ruibn,
Und da sitzt a schöns Dirnderl
Und woant um ihrn Buim. —

No thui di nit kränka
Und thui nur nit woan;
A Dirnderl wia du
Kriagt noh allaweil oan!

* * *

I bin von obn aba
Von Oberlandl,
Mei Muider backt Krapfer
Wias Dodamandl.

* * *

* Wiar i auffi bin ganga,
Habn d Hahner scho gkraht;
Wiar i oba bin ganga,
Habn d Mahder scho gmaht.
Juchhe!
I bin a weng gstandn
Und hab a Weil gschaut,
Da hat ma da Mahder
Mei Hazerl wegghaut.
Juchhe!
Na wart nur du Spitzbui,
I wir di scho kriagn:
I kaaf mir a Häusel,
Und heirat dei Dirn.
Juchhe!

* * *

Is dö Braut nur gsund und frisch,
So springts lusti übern Tisch;
Is sie aber matt und krank,
Aftn gehts nur nebn da Bank.
Jungfer, Jungfer, gib sie acht,
Daſs s koan schlechtn Tritt nit macht.

* * *

Michel,
Nimm d Sichel,
Geh grasn,
Fang Hasn,
Fang Mäus,
Gib mir aa a Stückel Fleisch!

* * *

* Ei, ei, ei, sagt mei Wei,
Knödl soll i kocha,
Hab koa Schmalz, hab koa Salz,
s Häferl is mir brocha.
Muiß i gschwind zum Hafner gehn,
Muiß i a Häferl kaasa,
Steht däs buclad Manderl da
Und will mit mir raasa.
Muiß gschwind in dö Kircha gehn,
Muiß a Nandel betn,
Steht das buclad Manderl da
Mit a goldern Betn.
Muiß i gschwind auf d Wiesn gehn,
Um aweng an Kümmel.
Steht das buclad Manderl da

Auf ein weißn Schimmel.
Und wiar i wieder weiter geh,
Da fiach i auf ein Schimmel,
Wias bucklad Manderl in da Höh
Is grilten bis aum Himmel.

* * *

Da Winter is a grober Gfell,
Jaugt d'allen Weiber hinter d'Höll,
Herimei, da Summer is fei!

Da Summer is a rechter Lauer,
Er machl ön Leuln d Mili fauer,
Herimei, da Winter is fei!

Da Winter is a braver Mann,
Mall d Fenfter voller Bleamel an,
Herimei, da Winter is fei!

Da Summer is a braver Mann,
Er hängt dö Baam voll Äpfeln an,
Herimei, da Summer is fei!

Und gehl auf d löfsl da Summer ham,
Aft brockl er d Äpfel ab vom Baam,
Herimei da Summer is fei!

Und brockl ers a, fo heb is auf,
Mei Weiberl machl mir Gletzn draus,
Herimei, da Winter is fei!

Jatzl roas i hoam und fchlaf rechl guit,
Bis s wieder blitzn und dunnern thuit,
Herimei, da Summer is fei!

Und i bleib da und geh nit furl,
Bis s Lercherl lufti finga thual,
Herimei, da Winter is fei!

* * *

* Regna, regna tropfa,
D Buima muifs ma klopfa;
D Menfcher ghörn ins Federbett,
D Buima ghörn in Saudreg.

Kriagft du a Trum
Und du a Trum
Und der ein brodanan Hafn
Und du a Batzl auf d Nafn.

* * *

Andarel,
Nimm dö Kuih beim Schedl,
Weif f auffi beim Thöl,
Bift ein braver Kedl.

* * *

Boda, Boda,
Gebls ön Kalbl a Gfchloda,
Seids a braver Boda. —
Muider, Muider,
Gebls da Kuih a Fuider!
Seids a brave Muider!

* * *

A Häferl voll Slerz
Und a Krüagl voll Moft
Und a Gfangel fürs Herz
Gibl oan allweil an Troft!

* * *

Mei Göd und mei Godl
Sand kreuzbrave Leut,
Sö rafan nur allweil,
Aber nia habn f an Streit.

* * *

* Jetzt wir eng was dazähln
Vo da langer Elln,
Vo da kurzn Wocha,
Da hat mei Boda a Fadl agftocha.

* * *

* Schauls auffi, wias regnl heund,
Schauts auffi, wias goißt,
Schauts auffi, wias Waffer
Von Dach abafchoißt.

* * *

Mei Ähnl is a Fifcher,
Hal allerweil gfifcht,
Hat fleißi aufpafst und
Ha nia nix dawifchl.

* * *

I fing wiar i will und
I krah wiar a Hahn,
Weil i fein wiar a Dröfcherl
Hall finga nil kann.

* * *

Für allas war zhelfa,
Alle Kraukn wurdn gfund,
Wann ma nur d rechln Kräutel
Aa kenat und fundt!

* * *

Da Kirda der kimml halt
Nur oamal im Jahr
Und kaam, dafs a da is —
Is a fcho wieder gar!

Kleine Laube.

Volksschauspiele in Graz?

In einem literarischen und künstlerischen Kreise zu Graz ist vor kurzem die Idee aufgetaucht, auch in der steierischen Hauptstadt ein großes patriotisches Volksschauspiel nach dem Muster des Andreas Hofer-Spieles in Meran zu veranstalten. Man dachte dabei auch an die dramatischen Aufführungen von Brixlegg, Rothenburg, Krainburg am Inn und wohl unwillkürlich an das Passionsdrama zu Oberammergau. Der Gedanke ist prächtig, doch die Ausführung? Was ist die treibende Kraft für solche Aufführungen? Was soll bei uns in Graz aufgeführt werden? Wer soll aufführen?

Die treibende Kraft kommt von einer großen geschichtlichen Erinnerung, die sich an den Ort, an die Gegend knüpft, oder religiöse Gewalten aufweckt und imstande ist, die ganze Bevölkerung glühend zu begeistern. Haben wir solch eine geschichtliche Erinnerung localer Natur wie die Meraner an ihrem Hofer, die Krainburger an ihrem Ludwig dem Baier oder ein Ereignis, an das sich ein religiöses Gelöbnis knüpfte, wie in Oberammergau? Dergleichen ist bei uns nicht vorhanden.

Was soll also aufgeführt werden? Der einzige „Andreas Baumkircher" fällt uns immer wieder ein, in welchem Geschichte und Sage uns ein großartiges Drama übermittelt, das zudem noch hauptsächlich in unserer Stadt spielt. Künstlerisch ließe sich dieser Stoff gewiss wirksam verarbeiten, allein es fragt sich, ob heute für einen Baumkircher-Conflict jenes volle Verständnis vorhanden ist in der Bevölkerung, jene natürliche Begeisterung, über welche die Oberammergauer für ihr Passionsspiel, die Tiroler für ihren Hofer verfügen. Der Baumkircher-Conflict kann zwar auch in politischer und socialer Beziehung sehr bedeutend sein, aber nicht für unsere Gegenwart. Die Empörung des Untergebenen und die Treulosigkeit des Vorgesetzten ist kein Vorbild für unser Volk. Vielleicht dass ein demokratischer, republikanischer Geist des Baumkircher-Stoffes sich einmal bemächtigt, den heutigen Bestrebungen dürfte er kaum entsprechen.

Das künstlerische Interesse allein wirkt im Volke nicht mächtig genug, um aus schlichten Bauern und Bürgern Darsteller zu machen, die in ihrer Herzenskraft auch den Gebildeten, den Ästhetiker hinreißen können. Dazu gehört eine außerordentliche, ich möchte sagen, angeerbte Begeisterung für den Gegenstand.

Zugegeben, wir hätten ein passendes Stück, wäre es unserer Landbevölkerung der Umgebung Graz, und mit dieser müsste man hauptsächlich bei einem großen Volksschauspiele rechnen, zuzutrauen, dass sie das leiste, was die Oberammergauer

in ihrem Paſſionsdrama, die Meranerbauern in ihrem Hoferſpiele?

Das wären die Hauptbedenken, die ſich hart und rückſichtslos dem ſo ſchönen patriotiſchen Verſuche entgegenſtellen würden.

Derlei Volksſchauſpiele haben vor allem ein ſittliches Vorbild zu ſein. Nun frage ich aber, hat unſere Steiermark denn keine Geſchichtsepochen und Helden, die imſtande wären, uns Nachkömmlinge ethiſch zu erregen? Die Steiermark hat Großes für Deutſchland und die weſtlichen Völker gethan, indem ſie Jahrhunderte lang auf harter Wacht ſtand gegen den Erbfeind europäiſcher Cultur. Aber der Widerſtand gegen die Türken war mehr paſſiver als activer Natur, daher iſt er für dramatiſche Zwecke nicht geeignet. Der Lichtenſteiner iſt der Menge unverſtändlich. Die Geſchichte der Grafen von Cilli wäre überaus dramatiſch, allein inhaltlich für ein Volksſchauſpiel nicht geeignet. Die Reformationszeit hat in unſerer Bevölkerung auch zu wenig Öl hinterlaſſen, um damit ein Flämmlein Begeiſterung nähren zu können.

Es findet ſich bei uns nicht allzuviel Brennſtoff. Oder ſollten wir die nationalen Wirren an der Sprachgrenze dramatiſieren? oder das Bauernabſtiften in Steiermark? Jedes Land hat nicht einen Helden wie Andreas Hofer oder Peter Mayr, und manches, das einen haben will, muß ſich ihn — dichten laſſen. Allerdings macht die Kunſt keinen Unterſchied zwiſchen erdichteten und hiſtoriſchen Helden, aber das Volk macht einen, das Volk will ſchon früher vom Helden wiſſen und früher für ihn warm ſein, bevor es ihn auf der Bühne ſieht.

Einen aber hätten wir, der die richtige Popularität beſitzt, der geliebt iſt im ganzen Lande, für den Bauer und Bürger ſich in gleichem Maße begeiſtern — es iſt Erzherzog Johann von Öſterreich. Seine treue Liebe zur ſchlichten Bürgerstochter Anna von Auſſee greift dem Volke ans Herz, und ein Dichter, der ſich in dieſem Gegenſtande frei bewegen darf, wie es in ſpäterer Zeit wohl möglich ſein wird, ſchafft einſt vielleicht ein dramatiſches Idyll, bei welchem jedem Steirer das Herz aufgeht.

Wohin gehört aber die Aufführung eines Prinz-Johann-Spieles? Nach Auſſee. Dort wären im Volke vielleicht auch die entſprechenden Kräfte zuſammenzubringen. Eine größere Stadt würde ſich für Volksſchauſpiele, ähnlich wie die zu Oberammergau und Meran, überhaupt nicht recht eignen, ſolche Spiele brauchen naive Künſtler und naive Zuſchauer.

Wenn Graz ſchauſpieleriſch für das Volk etwas thun will, ſo ſoll es im Stadttheater dem Volke Sonntagsvorſtellungen zu billigen Preiſen geben. Zu ſehr billigen Preiſen, der beſte Platz nicht theurer als dreißig Kreuzer.

Welche Stücke? „König Lear“, „Der Kaufmann von Venedig“, „Wilhelm Tell“, „Wallenſtein“, „Die Braut von Meſſina“, „Die Ahnfrau“, „Der Traum ein Leben“, „Das Leben ein Traum“, „Prinz von Homburg“, „Das Käthchen von Heilbronn“, „Die Perlenſchnur“, „Der Müller und ſein Kind“, „Der Erbförſter“, „Dorf und Stadt“, „Der Verſchwender“, „Alpenkönig und Menſchenfeind“, „Der Meineidbauer“, „Das vierte Gebot“, „Der Pfarrer von Kirchfeld“, „Heimg'funden“, „s Nullerl“, „Die Familie Schneck“, „Das verlorne Paradies“. Dieſe und ähnliche Stücke müſsten dem Volke gegeben werden.

Dann noch etwas. Die Schauſpieler müſsten ſich ihrer Aufgabe auch dem Sonntagspublicum gegenüber bewuſst bleiben. Kein frivoles Sichgehenlaſſen! Sie müſsten wiſſen, zu wem ſie ſprechen: zum naiven Menſchen, der noch Empfänglichkeit hat für leidenſchaftliches Pathos und herzenswarmen Humor. Um einen kleinen Abſchwung zu machen: ich als Vorleſer nehme mich nie mehr zuſammen, bin von meinem Gegenſtande nie wärmer beſeelt, als wenn ich zum ſchlichten Volke ſpreche, welches man das „ungebildete“ nennt, und nirgends erreiche ich eine ſo unmittelbare Wirkung, ſo dankbare Empfänglichkeit, als eben in dieſem „ungebildeten“ Volke. Die Schauſpieler ſollten ſich glücklich ſchätzen, auch einmal

vor solchen Leuten spielen zu können und vor denselben einmal ihr Allerbestes zu leisten suchen. Ich weiß recht gut, warum ich diese Bemerkungen mache, ich saß zu oft in Sonntag-Nachmittagsvorstellungen, zur Allerseelenzeit im „Müller und sein Kind“, um nicht zu wissen, dass bei diesen Darstellungen die Schauspieler sich oft besser unterhalten, als die Zuschauer.

Das Raupach'sche Volksstück ist durch verständnisslose und leichtfertige Darstellung geradezu oft entstellt, verdorben worden, so dass die in demselben enthaltene gute Moral ins Gegentheil umschlug.

Wenn wir im Theater nur erst wieder das Volk haben, dann kommt das Volksschauspiel von selbst, dann finden sich auch vielleicht wieder Dichter, die Volksstücke schreiben. Wenn die Tagespresse nur erst wieder ihre Parole aufhebt, gegen heimische Versuche doppelt strenge zu sein, dann findet vielleicht manch heimisches Talent den Muth und den richtigen vaterländischen Stoff, um im Sinne der eingangs angedeuteten Idee etwas Rechtes zu schaffen.

Rosegger.

In der Kunstausstellung.

Durch die Kunstausstellung schritt ich,
An den Schöpfungen der Künstler
Mich zu laben, zu vergessen
Des alltäglichen Getriebes.
Wenn ihr glaubt, dass dies so leicht sei,
Seid gewaltig ihr im Irrthum;
Nichts hält uns so fest in Banden,
Haftet zäher uns im Hirne,
Als die Sorgen ums Gemeine,
Dem wir täglich dienen müssen.
Drum erhebend wirkt ein Kunstwerk,
Das, nur innerem Drang entsprungen,
Nach Gewinn nicht ängstlich fragend,
Sich befreiend schuf der Meister.
Solches sucht ich, mir zur Freude.
Doch im ersten Saale fand ich
Eine Menge von Gemälden,
Die mich zur Bemerkung zwangen,
Wie es eigentlich doch seltsam,
Dass, was niemand sonst bewundert,
Oft bestaunt wird, wenn's gemalt ist;
Und Porträts, wo ich den Künstler
Musst' bedauern, der gezwungen.
Aufmerksam so Stund um Stunde
Solch ein ausdrucksloses Antlitz
Heimlich gähnend zu studieren!
Eine Büste auch von Marmor
Glänzte dort auf hohem Sockel,
Die ein Großindustrieller
Bilden ließ von seiner Gattin,
Um ein Denkmal seinem Reichthum
Hinzusetzen und zu gelten
Obendrein als Kunstmäcen noch.
Schamerröthend, doch begierig
Sah ich nun zwei junge Mädchen
Scheu sich wendend, ob bemerkt sie,
In das nächste Zimmer lugen,
Wo ein Rudel ält'rer Herren
Lärmend ausbrach in Entzücken.
Dies galt einem großen Bilde
Drauf ein schöner Frauenkörper
Sich in paradies'scher Nacktheit
Wohlig schmiegt in dunkle Pelze.
Mit den weißen, vollen Armen
Sucht die Schöne fernzuhalten
Einen Faun sich, doch ihr Auge
Blitzt gar lockend und begehrlich,
Ihr Bemühen Lügen strafend.
„Ei“, sprach nun der Herren einer,
„Wie kamst du zu diesem Bilde?“ —
„Dieses Bild? Das ließ ich malen.
Kennst ja doch die kleine Frieda.
Die Choristin? Ist charmant nicht
Sie in dieser Toilette?
Billiger als alle andern,
Ist dies schließlich doch die Schönste.
Hängt bei mir in meinem Zimmer —
Hinterm Vorhang nur gewöhnlich,
Wie ihr wohl begreifen werdet. —
Erst die Kleine nun dann mögt ihr
Auch bei Austern und Champagner
Mit der Wirklichkeit vergleichen!“
Ein Banquier war's, der gesprochen.
Hinter ihm, ganz unbeachtet,
Hieng ein überirdisch schönes
Bild der himmlischen Madonna.
Und ich wandte mich zum Gehen,
Weit're Scherze anzuhören
War ich wirklich nicht begierig.
Flüchtig und interessenlose
Streift' ich mit dem Blick die Bilder,
Die im Hintergrund des Saales
Mangelhaft beleuchtet hiengen,
Denn das beste Licht natürlich
War dem üppig schönen Weibe
Reichlich nur zutheil geworden.
Doch gefesselt fühlt' ich plötzlich
Heut zum erstenmal mein Auge.
Nicht gefesselt nur, ergriffen
Stand ich bald, und eine Fülle
Von Gedanken überkam mich.
Zwei Gemälde, gleich an Größe
Und an Rahmen, Gegenstücke,
Gegensätze konnt man's nennen,
Waren's, die mich so bewegten.
Eine Grubenkatastrophe
Stellte dar der Bilder eines.

Rechts schier endlos eine Reihe
Bahren mit den armen Opfern.
Mit Gebeten scheint der Eine,
Gottergeben hingegangen,
Doch verzerrt von grausem Kampfe
Ist des andren Todtenantlitz,
Und die Augen, die kein Weib ihm
Zugedrückt in treuer Liebe,
Starren klagend auf zum Himmel.
Hier ein Alter, weiß an Haaren,
Kniet an seines Sohnes Leiche,
Dessen nimmermüde Hände
Ihn, den längst schon Arbeitsschwachen,
Noch im Leben festgehalten.
Thränenlos wirft dort ein Weib sich
Über den verlor'nen Gatten.
Irres Lachen zucket hohnvoll
Um die festgeschloss'nen Lippen;
Zu den Wolken blickt sie fragend,
Und die Hand zeigt auf den Boden,
Auf die Vierzahl ihrer Kinder,
Die sich wimmernd, voll Entsetzen
In der Mutter Rock verstecken.
Gruppen von Verzweiflungsvollen
Ringen schluchzend ihre Hände,
Andre schauen stumm zur Erde,
Die ihr Liebstes hat gemordet.
Links beim Eingang zu dem Schachte,
Der so schwarz und unheildräuend
Aufgähnt gleich dem Thor des Hades,
Wo es heißt: „Ihr, die ihr eingeht,
Lasst hier sinken jede Hoffnung",
Stehen Männer, fest entschlossen,
Eig'nes Leben muthig wagend,
Um der Erde dunkeln Mächten
Wenigstens der Kameraden
Todte Körper zu entreißen.
Und ein stilles, doch beredtes
Lebewohl den Ihren winkend,
Unentwegt der Pflicht gehorchend
Schicken sie sich an, die Tapfern,
In den gift'gen Schoß der Erde
Abermals hinabzusteigen,
Wissend nicht, ob sie das gold'ne
Licht des Tags wohl wiedersehen.
Unbekümmert um den Jammer
Spielen blasse, mag're Kinder
Ernst, wie meist des Elends Sprossen,
Nackend halb, im Vordergrunde.
Alles in dem Bilde athmet
Eine einz'ge schwere Frage:
„Warum sind denn wir, wir Armen,
Die wir schwerer noch als and're
Unser Brot verdienen müssen,
Täglich gar anheimgegeben
Der Gefahr, auch unser Leben
Obendrein noch zu verlieren?
Leichter ist's, sich auf dem Schlachtfeld
Frisch im Feuer der Begeisterung
Einem Feind entgegenstürzen,
Der doch sichtbar ist dem Auge —
Und nicht alle Kugeln treffen.
Aber wir? Wir wissen's nimmer,
Welch ein Feind uns wohl umlauert,
Sicheres Verderben bringend;
Ob in wenigen Minuten
Felsen uns zu Boden schmettern,
Giftge Gase uns ersticken,
Feuer unsre Glieder fenget
Oder Fluten uns umbranden;
Tägtich dennoch kalten Blutes
Thun wir unsre Pflicht im Bergwerk.
Frieden tönt's von vieler Munde,
Allgemeiner Völkerfrieden!
Mag wohl sein, dass einst die Kriege
Von der Erde schwinden werden —
Doch des Krieges, den wir kämpfen
Mit den finsteren Gewalten,
Der unzähl'ge Opfer fordert,
Dessen wird man nicht gedenken!"
Dem „Warum", das aus dem Bilde
Mächtig zum Gemüthe dringet,
Scheint das zweite der Gemälde
Red und Antwort fast zu stehen:
Um den eich'nen Tisch, den großen,
Der bedeckt ist mit Papieren,
Sitzen die Verwaltungsräthe
Einer Actiengesellschaft.
Gar vergnüglich schmunzelnd manche,
An den dicken Fingern zählend
Und berechnend die Procente.
Und die feisten Wangen glänzen,
Und die kleinen Äugtein blinzeln
Zu dem Nachbarn dort zur Linken,
Der die gold'ne Tabaksdose
Ihm gemüthlich präsentieret.
Lüstern lächelnd prüft ein dritter
Die obscönen Miniaturen,
Die den goldenen Deckel schmücken.
Alle aber sind befriedigt
Von des letzten Jahrs Erträgnis,
Deutlich sagen's ihre Mienen.
Nur ermüdet scheinen ein'ge
Von der allzu schweren Arbeit
Der Berechnung des Gewinnes.
Ah! Da standen auch die Titel
Der bedeutungsvollen Bilder:
„Dividenden" hieß das zweite,
„Wie verdient die Dividenden
Werden", stand beim ersten Bilde.
Doch ich meine, diese dürften
Schwerlich reiche Gönner finden.

Jenny von Reuß-Hornes.

Noch ein Brief Vacanos.

Wer wissen will, wie es dem Dichter Emil Vacano, der mit seinen Erzählungen tausende von Menschen erfrischt und ergötzt hat, in seiner letzten Lebenszeit ergangen ist, der lese noch den folgenden Brief an einen seiner Freunde. Der Brief datiert vom März 1890, aus der Zeit, als seine Mutter gestorben war.

„Mein lieber, lieber, echter Freund!

Zu gedankenlahm bin ich, um Dir Deine goldenen Worte und Deine goldene Theilnahme in meiner — wie soll ich's nennen? — Hilflosigkeit und Haltlosigkeit, zu entgegnen. Gott vergelt's Dir! — Zu wem hätte ich sonst sprechen, zu wem so reden können, wie zu Dir, und wer hätte mir so gute Worte sagen können, wie Du? Ob ich jemals wieder werde fabeln können, d. h. leben mit Geist und Gemüth, und nicht nur mit den Muskeln, wer weiß das? Ich bin von der Unmöglichkeit überzeugt, in meinem dumpfen Schmerze — mir ist, — ja wie ist mir denn, mein guter Freund? als ob ich selber im Grabe läge — lebendig begraben, ohne sterben zu können — Ich sehe kein Licht um mich — keine Erde, keine Menschen — wie durch Wassernebel erscheint mir das Dasein. Man hat oft in alten Grüften Särge gefunden, wo eine Mutter mit ihrem Kinde begraben worden war — wie ein solches mitbegrabenes Wesen komme ich mir vor — nur haben sie die Seele mit in den Sarg gelegt, und den kleinen Körper über der Erde gelassen. Ach, lieber, lieber Freund, es kann doch nicht gar so lang dauern, so ein Leben? — Sich fassen, Mann sein — das ist alles recht — ich bin aber kein Mann, sondern bin ein dummes Kind gewesen bis heute — jetzt erst fühle und sehe ich, dass ich ein altgewordener Fratz bin — greisenhaft, lächerlich, unheimlich, unnütz — ein Gnome und kein Mensch. —

Meine Lebensgeschichte schreiben — das könnte ich vielleicht — denn das wäre kein Schriftstellern, es wäre ein Wiederdurchleben — aber wer würde es verlegen, und — wer lesen? Ich bin ja kein berühmter Mensch, nicht einmal ein Mensch, der „in der Mode" ist oder sein Publicum hat. Betteln kann ich nicht, d. h. Gönner suchen, die mir helfen mit Gaben, ohne dass ich ihnen dafür etwas entgegengeben, etwas erwidern kann — ich habe das nie übers Herz gebracht, es ist mir ebenso unfassbar, wie das Schuldenmachen ohne Aussicht auf Wettmachen. Aus meinen Arbeiten rationellen, geregelten Nutzen ziehen, das habe ich nie verstanden. Was jetzt mit mir ist, daran bin ich allein schuld — nicht übervortheilt bin ich worden, sondern ich habe nie Vortheil gesucht. Wenn ich nur von heut auf morgen zu leben hatte, ohne jemandem zu Last zu fallen. Auch an die Reclame habe ich nie gedacht, und jene, die man einst für (!?) mich machte, hat mich mit Ekel davor erfüllt. — Aber weiterleben muss ich, und weiterschreiben kann ich nicht. Unterstützung kann ich nicht brauchen, solange ich Hände habe zur mechanischen Arbeit und solange mich nicht Siechthum willenlos macht — nur Arbeit suche ich, Beschäftigung, um mein Leben schlecht und recht weiterzutragen auf ehrliche Art, ohne jemandem zur Last zu fallen. Ich weiß, wenn Du mir einmal einen thatkräftigen Rath geben kannst, wirst Du's thun. Der Himmel der glücklichen Leute vergelte Dir Deine Güte für Deinen alten

Emil."

Der Wille zum Frieden.

Von Richard Reuter.

Der letzte Congress in Rom*) und besonders die daran geknüpfte interparlamentarische Conferenz bedeuteten einen mächtigen und entscheidenden Schritt nach vorwärts zu dem erhabenen Ziele, dem Frieden eine neue Stütze zu schaffen — unendlich zuverlässiger als die bisherigen. Gerade jetzt ist es angezeigt, auf diesen Erfolg zurückzuschauen und daraus die Zuversicht zu schöpfen, dass auf diesem dem Friedenswillen der Völker Erfüllung verheißenden Wege unaufhaltsam vorgeschritten wird.

Bisher beruhte die Erhaltung des Friedens auf dem guten Willen der Regierungen und dem Geschicke der Di-

*) Dieser Aufsatz ist vor dem Congresse zu Bern verfasst worden. Die Red.

plomatie; im letzten Falle hie und da daneben auf dem allgemeinen, mittelbaren, weder in seiner Form organisierten, noch mit einer bestimmten Rechtswirkung ausgerüsteten und daher höchst unsicheren Einflusse der mit sich selbst meist nicht ins Reine gekommenen öffentlichen Meinung. Das Ergebnis dieses Zustandes liegt in mehr als wünschenswerther Klarheit vor aller Augen. Es ist die tausendjährige Leidensgeschichte der Völker, der civilisierten wie der uncivilisierten, eine umso grauenvollere und häßlichere Leidensgeschichte, als die Völker selbst sich gierig und stolz zeigten, sich in trauriger Kurzsichtigkeit zu Werkzeugen ihrer eigenen Leiden um eingebildeter Vortheile willen zu machen, oder in noch traurigerer, unwürdigerer Verblendung um fremder Zwecke willen, zu ihrem eigenen Schaden machen zu lassen, so dass zu dem Mitleide sich Missachtung und Abscheu gesellt. Es ist eine unabsehbare Reihe von Kriegen bis auf die jüngste Vergangenheit hinunter, welche mit ihren Blutströmen, Leichenhügeln, Aschenhaufen und dem weiteren unendlichen Jammer in ihrem Gefolge, oft genug auf beiden Seiten das Werk äußerster Bosheit und Frivolität waren. Es ist in neuerster Zeit eine der Früchte der friedlichen Arbeit der Völker verschlingende, das Mark ihres Wohlstandes ausdörrende, dauernde Kriegsrüstung, deren Druck schon mehr als einmal den verzweifelnden Wunsch nach einem die Lage klärenden Kriege, ja noch einer förmlichen Katastrophe, nach einem europäischen Brande erzeugt hat, in der freilich eitlen und stets grausam enttäuschten Hoffnung, dass es dann wenigstens den Geretteten und Überlebenden gestattet sein werde, ihr Dasein und den Lohn ihres geistigen und materiellen Schaffens in einiger Ruhe, Sicherheit und Freiheit zu genießen. Aber es gibt glücklicherweise eine bessere Hoffnung. Es gibt ein Mittel gegen das Gift des Krieges, welches nicht ein das Völkerleben zerrüttendes und schließlich doch wirkungsloses Gegengift, sondern ein Stärke und Wohlsein erzeugendes Mannah ist, eine echte, rechte Himmelsspeise, weil es aus denjenigen Dingen zusammengesetzt ist, welche den Menschen an den Himmel knüpfen: aus Erkenntnis, Vernunft, Selbstbeherrschung, Rechtsgefühl und Liebe. Dieses Mittel ist die Erweckung des auf den wahren Interessen der Völker begründeten wahren Willens der Völker zum mächtigen, ausschlaggebenden Factor auf dem Gebiete der Entscheidung über Krieg und Frieden, auf welchem bisher die Regierungen und die Diplomatie sich anmaßten, das Wort ausschließlich führen zu dürfen.

Ein neuer Gedanke müsste schon unbändig platt und öde sein, wenn ihm nicht alsbald die Worte Phantasterei und Utopie entgegenschallen sollen, ausgestoßen auf der einen Seite von denen, deren Blick aus Gewohnheit oder constitutoneller Anlage nicht über ihre Nasenspitze hinausreicht; auf der andern Seite von denen welche nicht weiter zu sehen wünschen, weil sie jenseits dieser Grenze Dinge erblicken würden, welche nicht mit ihren engherzigen Sonderinteressen übereinstimmen, und welche vor allen Dingen eifrig beflissen sind, jeden Blick eines dritten, der sich unbefugterweise dorthin verirren könnte, rechtzeitig abzufangen und abzulenken. Was Selbstsucht und Beschränkung in dieser Hinsicht leisten können, welche Fähigkeit sie besitzen, aus Häcksel, Sand, Spinnewebe und Mondschein sich Gründe zurecht zu construieren, dafür haben die Einsendungen, mit denen die Freunde des Kriegs uns beehrt haben, einige Beispiele geliefert, welche an erster Stelle allerdings belustigend wirkten. Schwerlich aber sind jemals einem neuen und großen Gedanken die Phantasterei und Utopie häufiger, lauter, höhnischer und auch erbitterter und gehässiger entgegengerufen worden, als dem, die unmittelbaren Interessen und den unmittelbaren Willen der Völker zu Hütern des Friedens zu machen, und damit den Krieg und die Kriegsgefahr weiter und weiter in den Hintergrund zu drängen, bis sie einem späteren und glücklicheren Geschlechte nur noch in verschwimmender Nebelgestalt als

ſagenhafter Spuk in der äußerſten Ferne des Geſichtskreiſes erſcheinen. Freilich, es hat auch ſeit achtzehnhundert und neunzig Jahren keinen erhabeneren Gedanken in der Welt gegeben.

Es iſt allerdings nicht zu leugnen, daſs die Art, wie die Völkerfriedensbeſtrebungen in früheren Jahren betrieben wurden, dem Vorwurfe der Phantaſterei und Utopie durch Form und Inhalt hie und da eine Handhabe boten. Gerade nun in dieſer Beziehung ſtellt der letzte Friedenscongreſs zu Rom einen gewaltigen Fortſchritt, ja geradezu einen Wende- und neuen Ausgangspunkt der Völkerfriedensbeſtrebungen dar. Was dieſen Congreſs vor früheren Verſammlungen und ſeine Kundgebungen vor früheren Kundgebungen auszeichnete, war ſeine Zuſammenſetzung und der infolge derſelben in ſeinen Verhandlungen herrſchende praktiſch-ſtaatsmänniſche Geiſt. Den tonangebenden Mittel- und Schwerpunkt des Congreſſes bildete eine Gruppe von Männern, deren theilweiſer oder ausſchließlicher Beruf die Befaſſung mit der praktiſchen Politik iſt, und deren Mitarbeit alſo von ſelbſt dahin führte, daſs anſtatt eines abſolut hohen und glänzenden Zieles vielmehr ein ſolches geſteckt wurde, zu welchem es einen betretbaren Weg gibt. Von beſonderer Bedeutung aber war das Erſcheinen deutſcher praktiſcher Politiker, deutſcher Parlamentarier. Nicht ſowohl wegen der ja für die Friedensbeſtrebungen ſelbſtverſtändlich ſtark ins Gewicht fallenden geographiſchen Lage und politiſchen und militäriſchen Machtſtellung des deutſchen Reiches, ſondern weil damit eine ganz neue Kraft in die Bewegung eintrat, die Kraft eben dieſer Bewegung damit aufs Nachdrücklichſte bezeugend. Das deutſche Volk hatte ſich internationalen Bewegungen politiſchen Charakters, welche aus der Mitte der Völker ohne die Mitwirkung der Regierungen oder gar im Gegenſatze zu dieſen hervorgiengen, bis dahin völlig fern gehalten; wer daran theilnahm, wurde in den bekannten „beſſeren“ Kreiſen nicht „ernſt“ genommen. Es war halb der allgemeine Mangel an politiſcher Initiative, das Erbtheil trauriger vergangener Zeiten, welcher dieſer Scheu und Enthaltſamkeit zu Grunde lag; mehr noch die in Deutſchland zäher als anderswo feſtgehaltene patriarchaliſche Vorſtellung, daſs das Volk, und nun gar nach außen hin, ohne die Führerſchaft der Regierung nichts bedeutet. Dieſe Gewohnheit und dieſe Vorſtellung waren mit dem Erſcheinen einer Gruppe von Mitgliedern des deutſchen Reichstags, und zwar mit herzlicher Zuſtimmung der hinter ihnen und ihren Geſinnungsgenoſſen ſtehenden Wählerſchaften, auf dem Congreſſe in Rom ein für allemal durchbrochen: das deutſche Volk als ſolches, und zwar ohne die Regierung, erſchien damit zum erſtenmale als ſelbſtändiges Element, actionsfähig und actionsluſtig auf der großen Bühne der Weltereigniſſe. An dem erhabenen Gedanken, den Frieden auf die Erkenntnis und den Willen der Völker zu gründen, haben ſich zum erſtenmale das von dem früheren Druck frei gewordene politiſche Bewuſstſein und die neue politiſche Actionsfähigkeit des deutſchen Volkes entzündet und hervorgewagt.

Ja, in mehr als einer Beziehung bildet der Congreſs in Rom einen Wende- und neuen glückverheißenden Ausgangspunkt in der jungen Geſchichte der Völkerfriedensbeſtrebungen. Aber der erſte, noch ſo helle Blick der Sonne durch dicken Nebel und ſchwere Wolkenmaſſen bedeutet noch nicht den endgiltigen Sieg des Tages und die ungeſtörte Herrſchaft des Lichtes; am allerwenigſten da, wo es die Überwindung eingewurzelter Denk- und Anſchauungsgewohnheiten, durch die beſtehenden Thatſachen unterſtützter Vorurtheile und ſelbſtſüchtiger, gemein- und menſchheitswidriger Intereſſen gilt. Die offene, noch ſo heftige Feindſchaft der erklärten Gegner iſt noch das kleinere Übel; denn dieſe bildet zugleich den beweiſenden Maßſtab für die Größe der Sache und ermuthigt und befeuert zum weiteren Geiſteskampfe. Schlimmer und trauriger iſt die Lauheit und der Zweifel-

ſinn der Freunde, weil ſie die Luſt am Werke lähmen, wenngleich auch ſie nur ein regelmäßiges und, wie es nach ſo vielen früheren Erfahrungen ſcheint, unvermeidliches Übel ſind, über welche ſich der überzeugte Anhänger der großen Sache hinwegſetzen muß, kann und wird. Auch der Gedanke des Völkerfriedens hat mit dieſer Lauheit und Zweifelſucht zu kämpfen, und manche Hoffnung, welche ſich an den Congreſs und ſeinen impoſanten Verlauf knüpfte, manche Hoffnung, daſs von nun an wenigſtens eine ununterbrochene, friſche und fröhliche Arbeit mit ſtetig ſteigender Zahl der Mitwirkenden begonnen haben werde, mag ſchon hie und da dem Gefühle der Enttäuſchung ausgeſetzt geweſen ſein. Der feurige, ſich und andere himeißende Glaube an die große Sache iſt nach wie vor auf einen ſehr engen Kreis beſchränkt; in der großen Maſſe der Anhänger und Vertreter erſcheint er zu einem oft ſehr platoniſchen Wohlwollen abgeſchwächt; der Blick iſt für die ſich ihm entgegenthürmenden Hinderniſſe und Schwierigkeiten allzu miſstrauiſch geſchärft; die Anſicht, daſs in dem Gedanken des Völkerfriedens immerhin ein Stückchen Utopie ſtecke, blickt überall hindurch und mehr als einer glaubt dieſe Anſicht feſthalten oder ſich wenigſtens vor der Öffentlichkeit zu ihr bekennen zu müſſen, um ſich vor ſich ſelbſt und anderen als „praktiſcher“, über ſchwärmeriſche Theorien und Phantaſien erhabener Mann fühlen zu können. Es iſt freilich kaum anders möglich. Die Völker ſind nicht nur daran gewöhnt, den Krieg als etwas Nothwendiges und Unvermeidliches zu betrachten, wogegen ſie ſelbſt am allerwenigſten etwas zu thun imſtande ſind, ſondern es gibt auch auf dem ganzen Erdenrunde, auf dem ganzen ungeheueren Felde der geſchichtlichen Thatſachen und Erfahrungen abſolut keine ſicht- und faſsbare Unterlage für die entgegengeſetzte Vorſtellung. Dieſelbe muſs thatſächlich aus der Luſt gegriffen und mit Hilfe der abſtracten Speculation als ein ganz neues Zukunftsbild conſtruiert werden, an ein ſolches aber im Gegenſatze zu allen bisherigen Thatſachen unbeirrt und unverbrüchlich zu glauben, iſt nur Geiſtern von einer über das Alltägliche und den Durchſchnitt hinausreichenden Kraft möglich.

Aber umſomehr Lauheit und Zweifelſinn im großen Publicum bis zu einem gewiſſen Grade natürlich ſind, umſomehr wäre es Sache der Wortführer des Volkes, ſoweit dieſelben ſich dem Friedensgedanken ergeben haben, dieſer Lauheit ununterbrochen und ſyſtematiſch entgegenzuwirken und ſie in ſiegesgewiſſe Zuverſicht zu verwandeln. Vor allen anderen würde dieſe Pflicht alſo der Preſſe obliegen, welche ja ſonſt ſtets ſo bereit iſt, den Namen der Wortführerin der öffentlichen Meinung in Anſpruch zu nehmen. Für dieſe, ſoweit ſie ſich nicht zur Bekämpfung des großen Gedankens verkauft hat, iſt es geradezu ein Theil, und ein wie hervorragender! — ihres Berufes, ſich ſelbſt mit dieſer Zuverſicht, und wenn nöthig, durch einen beſonderen Entſchluſs und eine beſondere Willensanſtrengung zu erfüllen, um ſie von ſich aus in die Köpfe und Herzen ihrer Leſer zu verbreiten. Aber gerade in dieſem Punkte bleibt ſehr viel zu wünſchen übrig. Ein großer Theil der Preſſe hat ſich laut und offen zu den Volksfriedensbeſtrebungen bekannt. Die in dieſer Preſſe enthaltenen Begrüßungen des Congreſſes und die Nachrufe an denſelben waren gewiſs aufrichtig gemeint. Aber es fehlte, mit kaum einer Ausnahme, die fortgeſetzte Pflege des Völkerfriedensgedankens, es fehlte die fortdauernde Erinnerung daran bei jeder der ſo häufig bei Beſprechung der Tagesereigniſſe ſich bietenden Gelegenheit, wie die von Zeit zu Zeit mit einer gewiſſen Regelmäßgkeit gebrachten längeren und eingehenderen Ausführungen. Jene ſchwungvollen Artikel erinnern allzuſehr an gewiſſe officielle und conventionelle Feſtanſprachen, welche ja ganz ernſthaft vorgetragen und ganz ernſthaft angehört werden, auf welche aber, wenn ſie glücklich abſolviert ſind, nachher in der Unterhaltung doch niemand zurückkommt,

weil niemand sich für ihren Inhalt mit vollem Herzen interessiert. Auch in jenen Blättern ist manchmal ein fremdartiger Ton angeschlagen worden, ein Ton der Zurückhaltung und des Zweifels und selbst der Ironie und des leisen Spottes, als ob auch hier der Wunsch vorhanden wäre, sich von dem Verdachte der Utopie zu reinigen. Diese Presse hat allerdings damit der einen Seite ihres Berufes genügt, nämlich der, die öffentliche Meinung wiederzuspiegeln. Nun ist die Frage, ob dieser Fall nicht einer derjenigen ist, wo vor allen Dingen die andere und edlere Seite des Berufs der Presse, nämlich die Leitung und Heranbildung der öffentlichen Meinung, zu erfüllen gewesen wäre. Die „Wortführer" der Nation dürfen nicht darauf warten, dass der Gedanke des Völkerfriedens den breiten Schichten der Bevölkerung von selbst in Fleisch und Blut übergehe und ihnen dann die leichte und dankbare Arbeit des Wiederspiegelns, des Aussprechens, was Millionen denken, obliegt; wenn sie es ernst mit ihrem Berufe und ihrer Pflicht meinen, müssen sie sich der schwereren und weniger dankbaren, oft verkannten Arbeit hingeben, das zu predigen, was die einen nur schwer verstehen, die anderen nicht verstehen wollen. Es ist nichts Einfaches und nichts Leichtes und Bequemes, und nichts, wobei billige Lorbeeren zu holen sind, nur die Vertretung und Verbreitung eines neuen und erhabenen Gedankens.

Aber wenn die Arbeit schwer ist, und wenn die Völkerfriedensbestrebungen auf keine Thatsachen und thatsächlichen Erfahrungen als Beweise der Möglichkeit des Erfolges sich stützen konnen, so sind doch die Grundlagen, der Stoff, die Mittel und das Ziel der Arbeit vom großen Völkerfrieden durchaus thatsächlicher Natur. Der heillose Druck der bestehenden Zustände in Krieg und Frieden; die wahren, durch neun unter zehn der bisherigen Kriegsunternehmungen auf beiden Seiten arg und fruchtlos geschädigten Interessen der Völker; die weit, viel weiter als gemeinhin angenommen wird, gehende Solidarität und Gleichheit dieser Interessen; die unwürdige, laut zum Himmel nach Abhilfe schreiende Heuchelei und Barbarei, welche darin liegt, daß die zwingendsten, dem einzelnen Menschen jedes Stammes gegenüber anerkannten Gebote des Rechts, der Sittlichkeit und der christlichen Liebe dem fremden Staate und Volke gegenüber verleugnet und diesem gegenüber Mittel angewandt werden, welche kaum einem widerspenstigen und bösartigen Thiere gegenüber zulässig erscheinen; der auf dem Grunde der Volksseele schlummernde Wunsch und Wille zum Bessern: das sind die sehr thatsächlichen Grundlagen und die Stoffe der Arbeit am Völkerfrieden. Die helle Beleuchtung dieser wahren Völkerinteressen und ihre Solidarität, sowie ihres Gegensatzes zur Barbarei des Krieges; die Forderung, Verbreitung und Vertiefung der Erkenntnis davon; die Erweckung und, was nöthig ist, die Aufstachelung des dieser Erkenntnis entsprechenden Willens; die Organisierung desselben; die Erzeugung des Bewusstseins von der Unwiderstehlichkeit des so zur Klarheit gekommenen und organisierten Willens; die Anweisung für den richtigen Gebrauch desselben: das sind der Weg und die Mittel der Arbeit. Wo ist in dieser Reihe von Thatsachen und Absichten, von Mitteln und Zwecken etwas Unwahres und Unmögliches, etwas Phantastisches und Utopistisches, etwas über die der menschlichen Thätigkeit und ihren Erfolgen gezogenen Schranken Hinausgehendes? Wer kann darin einen Punkt entdecken, welcher Muthlosigkeit rechtfertigt, zum Spott und Hohn herausfordert, die Verweigerung der Mitarbeit gestattet? Dem verstockten bösen Willen, oder der kläglichen Unfähigkeit, sich aus dem trüben Dunste des Seienden in den reinen Luftkreis dessen, was sein sollte und sein könnte, sich zu erheben, mag dies gelingen. Sonst niemandem.

Der Sammler und die Sammlerin.

Es war einmal ein Kenner und Sammler. Als Knabe hatte er Schmetterlinge geſammelt und war hinausgezogen mit Netz und Nadeln und hatte die Sommervögel gejagt und ſie des Nachts mit Laternenlicht gelockt und ſie am Ende immer aufgeſpießt mit ſpitzen Nadeln und feſtgeſteckt auf kleinen Korkſtückchen.

Als er aber groß geworden war, ſammelte er die unterſten Nackenlöckchen ſchöner Weiber. Er zog aus mit allen Waffen der Frauenpirſch und jagte des Tags mit goldenen Netzen und lockte des Nachts mit Ampellicht.

Eines Abends traf er auf die ſchöne Bus. Er jagte ſie und lockte ſie einhundert und dreißig Tage und Nächte lang. Er ſang um ſie und lief um ſie, er ſprang um ſie und ermattete um ſie. Was er aber ſang, das tönte von Liebe und Liebesleid.

Endlich einmal zu ſpäter Stunde ließ ſie ſich locken vom Lichte der Ampel. Sie lag in ſeinen Armen einhundert und dreißig Stunden lang. Die ſchöne Bus hatte ihren linken Arm um ſeinen Nacken geſchlungen und ihre rechte Hand ſpielte mit ſeinem Bart. Der Sammler aber liebloſte ſie im Nacken und ſchnitt mit ſeinem Scheerchen das unterſte Löckchen ab.

Als er das in ſeinem Beſitz und es mit einem rothen Seidenband umwunden hatte, ſtreckte er ſich und ſang nicht mehr und ſagte:

„Jetzt will ich dir die Wahrheit ſagen, liebe kleine Bus. Ich bin nämlich kein armer Amateur, ſondern ein reicher Kenner und Sammler. Hier das Löckchen kommt in meinen Kaſten. Es hat doch nicht weh gethan?“

Da hielt ihm die ſchöne Bus lächelnd ſein rechtes Schnurrbartende vor die Augen.

„Du haſt mich wohl für eine arme Liebhaberin gehalten, mein Schatz? Da muſs ich doch bitten! Ich bin auch Sammlerin. Ich hoffe, es hat nicht weh gethan.“

Und beide, der Sammler und die Sammlerin, lachten noch lange über das luſtige Zuſammentreffen.

Als aber jedes wieder allein war, machte es ein verzweifeltes Geſicht. Denn beide waren eigentlich doch keine Sammler, ſondern Sucher und arme, unglückliche Liebhaber.

(Magazin.) Fritz Manthner.

Ein Sendſchreiben aus dem Fegefeuer.

Wenn das vorliegende „Sendſchreiben“ an dieſer Stelle Platz findet, ſo geſchieht es aus keinem anderen Grunde, als dem des kulturgeſchichtlichen Intereſſes. Das „Sendſchreiben“ entſtammt wohl einer früheren Zeit, iſt aber noch gegenwärtig im Landvolke verbreitet und wird für ernſt genommen. Beigefügt ſoll nur werden, daſs unſere Geiſtlichkeit ſolchen Produkten fernſteht.

Send-Schreiben der armen Seelen im Fegfeuer durch ihre heiligen Schutzengeln an alle Chriſten geſendet.

Vielgeliebte Brüder und Schweſtern!

Wir arme hochbedrängte Seelen des Fegfeuers, ſenden euch durch unſere Schutz-Engeln einen freundlichen Gruß, und wünſchen euch alles Heil. Wir thun euch zu wiſſen, wie daß, nachdem wir uns der Welt abgeſchieden, und vor Gottes Gericht ſeyn geſtellt worden und wir vor Ihm wegen unſeren Thun und Laſſen gar ſtrenge Rechenſchaft mußten geben, wir in gar vielen Dingen ſtrafmäßig befunden worden. Weswegen er über uns ergrimmet, und uns mit gebundenen Händen und Füſſen laſſen in die Finſterniß werfen, und denen grimmigen leidigen Teufeln zu peinigen übergeben: Er hat uns auch dabey geſchworen daß wir nicht ehender aus der Finſterniß würden

herausgehen, bis wir den allerletzten Häller bezahlt hätten. Der Kerker in welchem wir liegen, iſt eine feuerige Kruſt in der Erden welche ſo voller Greul, Unrath, und ſehr übel ſtinket, daß es nicht zu beſchreiben, noch zu glauben iſt, dann die Peinen, ſo wir leiden, ſeynd, ſo groß, ſo vielfältig, und ſo erſchrecklich, daß, wann wir alles Papier der ganzen Welt allhier hätten, wir dennoch nicht alle auf dieß Papier bringen könnten. Denn es iſt ſchier keine von uns, welche nicht ſtündlich mehr dann hunderterley Marter müſſe leiden, und nach Vollendung deren wieder auf ein neues gepeiniget werden. Etliche von uns werden an Bratſpieſſen gebraten, etliche in Keſſeln geſotten, etliche in Backöfen gebrennt, etliche in geſchmolzen Erz geſenkt, etliche unter glühenden Kohlen verſcharret, etliche an den Füſſen aufgehängt, etliche mit Gallen getränkt, etliche mit Krotten geſpeißt, etliche mit geſchmolzenem Bley übergoſſen, etliche mit Beilen zerhackt, etliche mit Hacken zerſetzet, etliche mit Meſſern geſchunden, etliche mit Nägeln angeheftet, etliche mit Schlangen umwickelt, etliche von Drachen umfangen, etliche von Krotten gebiſſen, etliche von Maden zerbiſſen, etliche von den Teufeln zerſchlagen, und in Summa mit ſolchen Peinen gepeiniget, dergleichen auf Erden nicht geſehen, noch erdacht worden. Alle dieſe Peinen muß ſchier eine jede Seel von uns faſt alle Stunden leiden, und wann dieſe Peinen vollendet ſind, ſo fangen die leidigen Teufel wieder auf ein neues mit uns an. Es ſeynd auch die Peinen nicht nur ſo groß, wie dergleichen Peinen auch der Welt ſeynd: Sondern die allergeringſte von allen iſt ſchmerzlicher als die allergrößte auf Erden: Dann euer Feuer iſt nur wie eine Flamme eines Papierleins gegen unſerm Feuer zu rechnen: und die allergrößte Pein bey euch wird hie bei uns für eine Erquickung geacht. In allen unſeren Schmerzen haben wir nicht einen Augenblick Ruhe, ſondern werden immerdar von einer Marter zu der andern gezogen, wir haben zwar miteinander großes Mitleiden es kann aber keine der andern, noch ſich ſelbſten helfen. Wir rufen mit viel tauſend Seufzer zu Gott, es ſcheint aber als wann er ſeine Ohren für unſer Gebeth verſtopfet. Wir rufen zwar zu der Welt, und zu unſern lieben Freunden, wir ſeynd aber ſo weit von ihnen abgeſondert, daß ſie unſer Weinen und Klagen nicht hören können. Darum haben wir gedacht, wir wollen dieſen Brief ſchreiben, und denſelben vielmahlen approbirt durch unſere liebe Schutzengel in alle Ort der Chriſtenheit ſenden. An dieſem Brief haben wir viel Jahr und Tag geſchrieben, weil wir wegen Bosheit der böſen Feinden nicht ſo viel Zeit könnten haben, ſelbigen zu verfertigen. In dieſem Brief haben wir zwar etwas von unſerm Elend gemeldet: aber nicht den tauſenden Theil, wie es in der Wahrheit iſt. Dann was wir hier leiden, mag keine menſchliche Zung auszuſprechen, noch ein irdiſcher Verſtand ſich auf einige Weiß einbilden kann. Ach erbarmet euch doch unſer, o lieben Freunde! und habt Mitleiden mit unſer äußerſten Noth und Qual. Wir klagen euch unſer höchſtes Elend mit weinenden Augen, und bitten euch, kommt uns zu Hilf, ihr könnt uns helfen, wann ihr nur wollt: und zwar mit geringer Mühe. Ach bethet bisweilen für uns einen Roſenkranz, eine Litaney. Oder ſprecht mit einem herzlichen Seufzer: O Herr! gieb ihnen die ewige Ruhe. Dieſes geringe Gebetlein, wie alle dergleichen Schluß-Gebetlein ſeind uns ſehr tröſtlich, und bringen uns eine Linderung in unſerer Qual. Dann es iſt kein ſo geringes gutes Werk auf Erden, welches der gütige Gott nicht mit großem Dank annehme, und uns zu unſerer Erlöſung laſſe gereichen.

Wir begehren dieſes alles nicht vergebens von euch, ſondern wollen es euch tauſendfältig wieder vergelten. In allen euren Nöthen wollen wir euch treulich beyſtehen. In euern Tod wollen wir euch tröſten und für den leidigen Satan beſchützen. Wann ihr nach eurem Tod in dieſes Ort der Qual kommen ſollet, ſo werden

wir theilhaftig erzeugen, daß wir euere treue Freunde sind. Dann weil wir leider! jetzt erfahren, wie erschrecklich und grausam die Peinen des Fegfeuers sind, so werden wir desto größer Mitleiden mit euch tragen, und desto eifriger für euere Erlösung anhalten. Diese unsere treue Versprechung wird euch hoffentlich dahin bewegen, daß wir uns wo nicht um Unsertwillen dannoch um euertwillen mit allem Ernste werdet zu Hilf kommen. Dieses haben wir euch kürzlich wollen zuschreiben in unserer großen Noth, eure Hilf begehren. Ey so erhört unser demüthiges und freundliches Bitten, erlöset uns aus diesem feuerigen Kerker. Den Datum dieses Briefs können wir nicht setzen, weil allhier eine immerwährende Nacht, und kein Tag ist, so können wir gar keinen Tag noch Stund benennen. Bedenket dieser Brief seye in derjenigen Stund geschrieben, da ein jeder ihn gelesen hat; und kommet uns desto eher und eifriger zu Hilfe weil unsere Pein noch frisch ist, und noch immerdar währet.

Schlüßlich bitten wir, ihr wollet uns durch eure, oder unsere heilige Schutz-Engeln lassen wissen, ob ihr dieses unser Klag Schreiben empfangen habet, und ob wir uns eines Seceurs von euch haben zu trösten.

Lebet wohl, und seyd von uns allen und jeden aus euren treuherzigsten Brüdern und Schwestern zu tausendmal herzlich gegrüßt: viele hundert und tausend gute Nacht.

Alle und jede arme hochbedrängte Seele des Fegfeuers.

Dieser Brief ist gefunden worden zu Cöllu am Rhein in unser lieben Frauen Kirchen.

Euer allergetreueste, zugleich auch allerarmseligste Brüder und Schwestern.

Das erstemal gedruckt zu Cöllu am Rhein im Jahr Christi 1726.

's Haimatgsang.

In innviertter Mundart von

Franz Stelzhamer.

Haimatland, Haimatland!
Han di so gern,
Wier a Kinderl sein Mueder,
A Hündert sein'n Herrn.

Duris Thal bin i glassen,
Afn Höchel bin i gtögn,
Und dei Sunn had mi trickert,
Wann mi gnötzt had dein Rögn.

Dein Hitz is nöt z' grimmi,
Nöt z' groaß is dein Frost,
Unsa Traubben haißl: Hopfen,
Unsa Wein nennt ma: Most.

Und zun Bier und zun Most
Schmöckt a kräftige Kost,
Und dö wachst olli Jahr,
Mit da Naoth hads kain Gfahr!

Deine Bam, deine Staudna
Sand graoß worn mit mir,
Und sö btüehn schen und tragn,
Und sagn: Machs azwie mir!

Am schenern machts Bacherl,
Laft ollweil thata,
Awas Herz, vo wos auarinnt,
's Herz lafsts da.

Und i und dö Bachquell
San Vöder und Maihm:
Treibts mi wodawöll uma
Mein Herz is dahaim.

Dahaim is dahaim,
Wannst nöt furt mueßt, so bleib;
Denn d' Haimat is entha
Da zweil Muedateib.

Bücher.

Unter südlichem Himmel. Roman von Ferd. Schiskorn. (Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien.)

Unter den streitbaren Dichtern in Österreich, die den Kampf des Deutschthums um sein nationales Dasein aufgenommen haben, verdient Ferdinand Schiskorn in erster Reihe genannt zu werden. Es sind nicht vereinzelte Schlachtrufe, die er ertönen läßt, nicht vereinzelte Hiebe, die er austheilt, er hat sich einen ganzen Feldzugsplan ersonnen, nach dem er in Massen vorgeht. Ist ein Vergleich erlaubt zwischen Helden des Schwertes und der Feder, so möchten wir behaupten, er habe sich zum Kriegsschauplatze die deutsch-österreichische Literatur mit dem Wahlspruche: „getrennt marschieren, vereint schlagen" erkoren. Wie das Deutschthum im großen ganzen von Slavismus und Romanismus umdrängt, umklammert und bedroht wird, so finden wir dieses Ringen um die Daseinsberechtigung zwischen ungleichartigen Volks-

stämmen in den Provinzen Österreich-Ungarns im kleineren Maßstabe. Dem von den Polen bedrahten deutschen Elemente begegnen wir im verzweifelten Kampfe gegen Niedertracht, Heuchelei, Liederlichkeit und Gewaltthat im Romane: „Vom deutschen Stamme“, während die „Rufer im Streite“ den Kampfplatz nach Ungarn verlegen, wo der Strauß zwischen Sachsen und Magyaren mit denselben ungleichen Waffen ausgefochten wird, die wir überall in Österreich beim Aneinanderprallen des deutschen mit den ihm feindlichen Elementen beobachten können. Was diesen Romanen ihren unbestrittenen künstlerischen Wert verliehen hat, ist der Abgang dessen, was doch so nahe gelegen hat: die aufdringliche Tendenz. Die Tendenz ergibt sich erst aus den vorgefundenen Verhältnissen, den Charaktern und der Handlung. Die Wirkung ist umso überwältigender, als Schiffarn das Terrain sehr gut kennt, nicht übertreibt, stets maßvoll bleibt und sich nicht auf die Abwege des Naturalismus locken läßt. „Ein Kleeblatt“ führt uns den wüthenden Deutschenhaß des aufstrebenden Slovenenthums vor Augen und das uns heute vorliegende Buch „Unter südlichem Himmel“ wendet sich gegen den Terrorismus, der in Triest mit einer wahrhaft rührenden Unkenntnis der eigenen Lage in verbohrter und bornierter Weise von zweifacher Seite, und zwar einer italianisierenden und einer slavischen, dem deutschen, erhaltenden und errettenden Elemente gegenüber angewendet wird. Der Leser wird auch in die Mysterien der Bombenbüberei und der Verhimmelung des Verbrecherthums eingeweiht. Dieser Roman ist reich an schönen Naturschilderungen, die der wunderbaren Lage dieser Seestadt vollkommen gerecht werden. Auch hier erkennt der Verfasser das sich vorfindende Gute auch im anderen Volksstamme an und ist nicht blind gegen die Schwächen des eigenen. Für den Helden jedoch, an dessen Lebenslauf, Kämpfen, Fährlichkeiten und endlichem Siege sich alle anderen Begebenheiten als Staffage gruppieren, müssen wir in diesem Werke die Idee substituieren, daß das deutsche Element dem betreffenden bankerotten slavisch-italienischen Campagnie-Geschäft frische Lebenskraft verleiht. — Mancher Leser wird im angeführten Roman-Cyclus unsere Tschechen vermissen. Unser Autor hat ihrer nicht vergessen, denn der fünfte Theil des Cyclus sollte das Verhältnis zwischen den Tschechen und Deutschen Böhmens in einer historischen Parallele zur Zeit des dreißigjährigen Krieges behandeln, – sollte, da unseres Wissens dieses Werk noch nicht das Licht der Öffentlichkeit erblickt hat, obschon es berufene Kritiker, welche Gelegenheit zur Einsichtnahme in das Manuscript hatten, das reifste Werk Schiffarns nennen. In Deutschland begegnet der Roman confessionellen Bedenken und in Österreich, wo solche Bedenken weniger maßgebend sind, ist man trotz des erbitterten Kampfes zur Unterstützung des nationaldeutschen Schriftthums weniger geneigt. Doch wir wollen hoffen, daß, während diese Zeilen geschrieben werden, die Bedenken hie und die Engherzigkeit und Knauserei da schwinden und wir uns dieser neuesten Publication bald erfreuen werden. – tt –

Nant'n und Rosmarin. Geschichten und Skizzen aus Tirol von J. C. Platter. Mit Bildern von W. Humer. (Innsbruck, A. Edlinger. 1892.)

Dem Schriftthume in den Alpen dürfen wir unser erhöhtes Interesse zuwenden; dasselbe kann sich messen mit den neueren Erscheinungen des deutschen Nordens. Das obengenannte Büchlein führt uns ein vollwichtiger Gewährsmann vor, Professor J. von Zingerle, einer der besten Kenner Tirols. Zingerle sagt, daß Platter in diesem Buche das Tiroler Volk geschildert habe, wie es leibt und lebt, mit seiner Lust und seinem Leid, mit seiner Laune und seinem Hange zur Schwermuth. Humor und Melancholie des Tirolervolkes ist ohne Ziererei und Effecthascherei gegeben, wir finden da keine Schnitzer, wie solches bei fremden Schriftstellern klangvollsten Namens, die über Tirol schreiben, oft genug vorkommt. Die Erzählungen selbst bieten bunten Wechsel. Wenn auch die Volksschilderungen freilich nicht an die von Karl Wolf heranreichen, so haben die Geschichten doch stets etwas Packendes, Fesselndes und Merkwürdiges zu sagen. An anderer Stelle kann der „Heimgarten“ vielleicht ein gutes Beispiel bringen von Platters Erzählungsgabe. M.

Franz Keim, der treffliche vaterländische Dichter, dessen „Mephistopheles in Rom“ der Heimgarten vor einiger Zeit zu würdigen Gelegenheit hatte, ließ zwei neue dramatische Arbeiten folgen: „Der Schmied von Rolandseck“, Volksschauspiel in drei Aufzügen, und „Das Steinfeldmärchen“, ein Schauspiel in fünf Acten, welche alle Vorzüge dieser starken Kraft aufweisen. Das letztere Stück ist zur siebenhundertjährigen Jubelfeier in Wiener-Neustadt als Festspiel mit großem Erfolge aufgeführt worden; wir glauben, es würden auch andere Theater-Directoren an ihrer Ehre und selbst an ihrem geschäftlichen Gewissen sich nichts vergeben, wenn sie die Stücke des St. Pöltener Poeten zur Aufführung brächten. M.

Digitized by Google

Gedichte von Hubert Müller. Zweite vermehrte Auflage. (Berlin. Julius Lieber. 1892.)

Zumeist im einfachen Volkstone gehaltene Gedichte, Lieder eines Auswanderers, Lieder in der Fremde, Sehnsucht nach dem Vaterlande, Lieder des Heimkehrenden, Glück und Resignation am heimischen Herde, fast stets in elegischem Tone gehalten, damit ist die Art dieser edelgehaltenen Poesien angedeutet. M.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Geschichten aus Tirol. Von Karl Wolf. Mit einem Vorworte von P. K. Rosegger. (Innsbruck. A. Edlinger. 1892.)

Knecht Hagebuchen. Eine Holzschnitzerei aus dem Dämmerland, dem Reiche der seltsamen Sitten und sonderbaren Einrichtungen. Von Carlot Gottfried Reuling. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1892.)

Aus russischen Kreisen. Roman von Curt von Wildenfels. Dritte Auflage. (Leipzig. R. Claußner. 1892.)

König Konrad. Trauerspiel von Hermann Schuster. (Leipzig. Deutscher Verlag.)

Geschichtsphilosophische Gedanken. Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens von Karl Jentsch. (Leipzig. Fr. W. Grunow. 1892.)

In der Dämmerstunde. Plaudereien von M. Rüdiger. (Dresden. Alexander Köhler.)

Ketzerische Kunstbriefe aus Italien. Nebst einem Anhange: Gedanken zu einer Lehre vom Kunstschaffen. Von Dr. Heinrich Pudor. (Dresden. Oskar Damm 1893.)

Katechismus der Mimik und Geberdensprache. Von Karl Skraup. Mit sechzig in den Text gedruckten Abbildungen. (Leipzig. J. J. Weber.)

Merksprüche für Jung und Alt. Von Armin Franke. Zweite, stark vermehrte Auflage. (Max Breitkreuz. Berlin. 1892.)

Jugendfreund. Illustrierte Wochenschrift zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend von zehn bis sechzehn Jahren. In Monatsheften. (Breslau. Franz Goertich.)

Schmidlers Volks-Advocat und bürgerlicher Rechtsfreund. In dreiundzwanzig halbmonatlichen Lieferungen. Zehnte Auflage. Lieferung 15/18. (Wien. C. Daberkow.)

Das Asthma. Athemnoth und Brustbeklemmung. Wesen, Ursachen, erfolgreiche Behandlung. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. Karl Reiß. (Berlin. Hugo Steinitz. 1892.)

Die Wassercur im eigenen Hause. Gemeinverständliche Darstellung von Dr. Albert Lange. (Hugo Steinitz. Berlin.)

Des deutschen Landmanns Jahrbuch 1893 von Heinrich Freih. von Schitting. (Frankfurt a. M. Königl. Hofbuchdruckerei. Trowitzsch & Sohn.)

Die Verstaatlichung der Bergwerke, ein Stück staatserhaltender, organischer Bodenreform. Von Dr. Heinrich Webberg. (Bremerhaven. Chr. G. Tienken. 1892.)

Postkarten des „Heimgarten".

Viele hervorragende Mitarbeiter dieses Blattes sind schon heimgegangen. Nun ist wieder einer abgeschieden, dessen Verlust dem „Heimgarten" und seinem Herausgeber besonders nahegeht. Friedrich Schlögl ist am 7. Oktober 1892 zu Wien gestorben.

„Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner." — „Glücklichere Verhältnisse können erst eintreten, wenn alle Völker zur Erkenntnis gelangen, dass jeder Krieg, auch der siegreiche, ein nationales Unglück ist. Diese Überzeugung kann nur aus einer besseren religiösen und sittlichen Erziehung der Völker hervorgehen." Wer hat diese Aussprüche gethan? Den ersten Graf Moltke, der siegreiche Feldherr, den zweiten Graf Moltke der Philosoph.

P. P. F., Wien. Vielen Dank. Unsere persönliche Meinung über Richard Wagner dürften Sie gelegentlich einmal im „Heimgarten" finden. Dieselbe wird höchst maßgebend sein — für uns, auf allgemeine Giltigkeit aber gar keinen Anspruch machen.

Abonnent, Wien. Über die Thierquälereien beim Distanzritt werden wir unsere Meinung sagen. Vorläufig sind wir darüber noch ganz sprachlos.

R. Kl., Wien. Das in Sommers „Grundzüge deutscher Poetik" angeführte Büchlein „Wanderleben" von Rosegger gehört nicht zu den Novellen, wie genanntes „Lehrbuch" glauben machen will, sondern ist ein Sammetwerkchen von Reiseeindrücken aus dem Jahre 1870, welches der Verfasser seither aus seinen Werken gestrichen hat. Nachdem solche Schnitzer auch in der „vierten durchgesehenen" Auflage dieser „Poetik" nicht ausgemerzt sind, werden sie in derselben wohl — heimatberechtigt sein.

*Bitten, unverlangt Manuscripte nicht einsenden zu wollen.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

3. Heft. December 1892. XVII. Jahrg.

Es müssen doch schöne Erinnerungen sein! . .

Erzählung von Bertha von Suttner.*)

Dass ich zwischen fünf und sechs zuhause sei, hatte ich meinen Freunden und Bekannten zu wissen gemacht.

An jenem Nachmittage, von dem ich erzählen will, war zufällig eine größere Gesellschaft zusammengetroffen, darunter einige unserer Vereinsgenossen, aber noch mehr Außenstehende.

Die Unterhaltung drehte sich — genau weiß ich es nicht mehr — vermuthlich um irgend ein neues Theaterstück, oder um die sociale Gefahr, oder um das Überhandnehmen der Kleiderschleppe, vielleicht — sehr wahrscheinlich sogar — auch um das Wetter. Wovon aber die längste Zeit nicht gesprochen wurde, welches Thema zu berühren man ängstlich vermied, dessen kann ich mich genau entsinnen: das ist die Existenz der Friedensgesellschaften.

Im Hause eines Gehenkten pflegt man den Strick nicht zu erwähnen und im Sinne dieser selben zarten Rücksicht sind die Leute, uns militanten Friedensfreunden gegenüber, stets bemüht, nur ja keine Anspielungen auf unsere unpraktischen Ziele zu machen, auf unsere von den meisten belächelte, von manchem sogar scheel angesehene „fixe Idee". Im übrigen lässt sich ja ganz vernünftig mit uns reden, wozu also uns auf einen Gegenstand bringen, in welchem wir von kindischer Schwärmerei befangen sind; warum

*) Am 27. August im Museumssaale zu Bern bei Gelegenheit des vierten Weltfriedenscongresses vorgetragen und dem „Heimgarten" zur Veröffentlichung gütigst überlassen von der Verfasserin.

der unangenehmen Alternative sich aussetzen, entweder höfliche Falschheit anzuwenden und ernsthaft über Dinge sprechen, über die man eben in anderer Gesellschaft gespottet hat, oder uns mit aufrichtiger Grobheit ins Gesicht zu sagen, dass wir Unmögliches wollen, oder doch einen unmöglichen Weg eingeschlagen, mit einem Wort, dass es uns — in diesem Punkte wenigstens — an Vernunft fehlt.

Und wir lassen es zumeist auch bei diesem Usus bewenden. Es ist ein gar so ungemüthliches und dabei unfruchtbares Beginnen, die landläufigen Einwendungen immer wieder anzuhören, immer wieder entkräften zu sollen und dabei zu wissen, dass man von seinem Widerpart von vornherein als — ich will nicht sagen, als verrückt, aber als fanatisiert betrachtet wird.

Ebenso unbequem, wie die im geselligen Umgange versuchte Bekehrung ist die Salon-Belehrung. Wenn da einer mit ungeheuer wissbegieriger und maßlos staunender Miene — als erkundigte er sich über einen fabelhaften, in der Milchstraße sich abspielenden Vorfall — uns fragt: „Ach, sagen Sie mir doch, ich bitte . . . das ist ja höchst merkwürdig . . . was ist denn das eigentlich für eine Bewegung . . . wo will sie denn hinaus? . . . und hat sie denn wirklich schon Anhänger?"

Da kann man nur mit einem tiefen Seufzer antworten — und mittelst einer leicht hingeworfenen Wendung lenkt man das Gespräch wohl selber ab.

Häufig wird einem auch mit freundlicher Übereinstimmung begegnet: „Aber natürlich! Wir sind ja alle Friedensfreunde und einmal . . . in vielen hundert Jahren . . ."

Nun ja, was man nicht ausgeführt sehen will, aber offen zu verwerfen nicht den Muth hat, das vertagt man ganz einfach. Diese ganz herablassende Versicherung, dass wir im Grunde ganz dasselbe wollen wie ringsum alle Welt, und dass im Laufe der Zeiten — so ungefähr in einem recht schlachtengefüllten halben Jahrhundert — unser Friedensideal sich von selber erfüllen werde — damit verleiht man uns doch deutlich ein Überflüssigkeitspatent.

Und leider: Viele aus unseren eigenen Reihen, die Lauen und die Zagenden, oder die da fürchten, für gar zu „unpraktisch" gehalten zu werden, geben selber diese Jahrhundertefrist zu.

Wenn sich das bewahrheitet, wenn es wirklich noch das Werk vieler Generationen bedarf, um mit dem größten Unglück aufzuräumen, das die Menschheit kennt, dann wird der Beweis noch nicht erbracht sein, dass es so lange dauern musste, sondern es kann die Ursache dieser Verlangsamung eben darin liegen, dass man an die Ferne des Ziels wie an ein Dogma glaubte.

Freilich entstehen große Umwandlungen nicht rasch — aber erwägt man denn nicht, wie viel der stillen, unbemerkt gebliebenen Vorbereitung schon vor unserer Gegenwart geschehen? Keinesfalls zeugt die Langsamkeit in der Erreichung eines Zieles für die Länge eines Weges — sie kann auch aus der Schleichbewegung des Schrittes folgen. Die Hauptsache ist, dass man sich überhaupt auf den Weg macht; — was von menschlichen Entschließungen abhängt, das muss auch mit Entschlossenheit gethan werden.

An jenem Nachmittag wurde dennoch mit der Sitte gebrochen, über die Dinge zu schweigen, mit Bezug auf welche die Hausfrau und einige ihrer Freunde mit so notorischer Geistesschwäche behaftet sind. Ganz plötzlich — es wirkte wie eine kalte Douche — warf einer die Frage auf:

„Nun, meine Herrschaften, wie steht es mit der Abrüstung — haben Sie den ewigen Frieden noch nicht durchgesetzt?"

Der frivole Hohn, der in diesen Worten lag, verletzte sogar einen

unserer Gegner. Ohne uns Zeit zu lassen, zu erwidern, nahm ein alter Herr, der noch vor kurzem erklärt hatte, sich den Friedensfreunden nicht anschließen zu wollen, jetzt selber für dieselben Partei:

„Die Herrschaften haben ja gar nicht die Absichten, die Sie ihnen zuschreiben; sie wollen ja nur den Grundsatz der allgemeinen Menschenliebe verbreiten, nur die Friedfertigkeit und Sanftmuth pflegen und veredelnd auf die Gemüther einwirken, damit allmählich die Kriege seltener werden . .“

Ach, bei diesem Plaidoyer — die reine Limonade — war es bald um meine eigene Sanftmuth und Friedfertigkeit geschehen; aber ich wollte nicht unterbrechen. Dies that dann jemand anderer.

„Ach, ich bitte Sie, wie sollten denn die Menschen jemals solche Engel werden? Wie soll denn so viel Friede und Güte alle Herzen füllen? Und ist die Predigt: «Liebet einander» etwa neu? Wird sie nicht von allen Kirchen gepredigt, jedenfalls weit vernehmbarer als von den obscuren Friedensfreunden — und doch, mit wie wenig Erfolg? Beweist das nicht klar, dass es der menschlichen Natur unmöglich ist, allen Groll zu ersticken, ohne Streit zu leben und von allumfassender Liebe zu überfließen . . .“

„Das ist auch gar nicht nöthig“, rief einer von den unseren. „Der Groll soll nur weiter gähren, aber nicht gegen den Grenznachbar, sondern gegen das Unrecht aller Orten; der Streit braucht nicht aufzuhören, nur anders soll er geschlichtet werden, als durch Kolbenschläge. Und alle Welt zu lieben, das verdient «alle Welt» wahrlich nicht! Aber auf den Hass, den organisierten, zum blindwüthigen aufgestachelten, zum Gesetz erhobenen Hass soll verzichtet werden. Gar so zärtlicher, überall hinträufelnder Nächstenliebe bedarf es doch nicht, um dem Toben und Morden und Brennen zu entsagen, bei welchem man zuweilen mitgemordet und mitverbrannt wird.“

Jetzt meldete sich aber ein Vertheidiger des gegnerischen Systems — ein sehr junger Reservelieutenant:

„Dass der Krieg nicht mit Rosenwasser geführt wird, das wissen wir; — dass er im Zeichen des Todes und der Todesverachtung seine erhabene Mission erfüllt, das wissen wir auch und das erhöht in den Augen des Tapferen seine schaurige Größe. Kleinlich ist es; entnervend und sogar gefährlich wirkt es, immer nur dessen Leiden statt dessen Ruhm hervorzuheben, dessen herrlich strahlendes Bild verdunkeln zu wollen. Es müssen doch schöne Erinnerungen sein, die . . .“

„Schöne Erinnerungen — o!“ Der leise Ausruf kam von den Lippen eines an meiner Seite sitzenden Vereinsgenossen. In dem Tone lag so viel Schmerz, dass ich betroffen den Sprecher anblickte. Ein Schauer schüttelte ihn. Ohne auf die fortgesetzte Heldenstandrede zu lauschen, fragte ich halblaut:

„Sie haben wohl schreckliche Erinnerungen aus Ihren Feldzügen mitgebracht?“

Es war mir bekannt, dass — ich darf ihn nicht nennen — dass Herr von X. in mehreren Kriegen mitgefochten.

„Erzählen Sie.“

Er schüttelte den Kopf. „Vergessen wollte ich,“ murmelte er.

„Ich bitte Sie darum.“

„Gut. Aber ein andermal, wenn wir mehr unter uns sind.“

Unterdessen war der Panegyriker des Krieges doch niedergestimmt worden. Auf seinen lebhaft ausgedrückten Wunsch, „es möge bald losgehen“, damit er Gelegenheit habe, die schönen Erinnerungen zu sammeln, da hieß es doch von allen Seiten: „Der Himmel sei vor! Solch ein Riesenunglück wie der nächste Millionenkrieg! Nein, nein, darin sind wir alle einig — die Regierungen voran — der Frieden muss erhalten werden.“

Ich benützte diese Wendung:

„Nun also, wenn dies Ihre Ansicht ist, so treten Sie uns bei.“

Jetzt aber kehrten sie den überlegenen Skepticismus wieder vor. Das Zweifeln nimmt sich so gewissermaßen geistig schärfer und vornehmer aus als das vertrauensselige Glauben . . . und wenn uns einer sagt: „Ich wollte ja gern Ihre Hoffnungen theilen, aber ich bin etwas pessimistisch angehaucht . . . ich habe eine sehr skeptische Natur“, so wird er sich einer gewissen Verstandesüberlegenheit bewusst und glaubt sich jedenfalls vor dem Verdachte der Naivetät gefeit. Aber sieht man denn nicht ein, dass die Sache sich eigentlich umgekehrt verhält? Die Ketzer, die Zweifler sind wir . . . und jene sind die Blindgläubigen. Jene wagen es nicht — nicht einmal in Gedanken — an dem tausendjährigen Dogma von der Unvermeidlichkeit des Krieges zu rütteln, sie nehmen fraglos hin, was die überkommenen Institutionen, die officiellen Reden und Schulbücher hierüber verkünden; wir hingegen sind es, die von dem finsteren Glaubenssatz, dass der Mensch ewig wild und ewig grausam und ewig elend zu bleiben habe, mit trotzigem Zweifelmuthe sagen: „Das glauben wir nicht!“

Das nächste Argument, mit welchem meine Gäste sich der Werbung widersetzten, war dieses:

„Aber Verehrteste, was nützte denn unser Beitritt? Was kann denn der Einzelne mit seinem frommen Wunsch, was können denn ein paar vereinigte hundert, selbst ein paar tausend machtlose Privatleute? Es wäre ja wunderschön, aber man stößt an so viele Schwierigkeiten und Misshelligkeiten . . es ist aussichtslos, aussichtslos . . .“

„Sie meinen wohl auch, dass es ein eitles Beginnen wäre, wollten einige Heidekräutlein einen Felsen bekleiden?“

„Ganz richtig, der Vergleich ist gut; unabsehbar lange braucht es, bis ein Felsen bekleidet wird und da müssen auch andere mächtigere Pflanzen, ein paar hochwüchsige Tannen mitthun.“

„So hören Sie, was Björnstjerne Björson sagt, derselbe Björson, der auch einer von den unsern geworden ist, der kürzlich im Concertpalais von Kopenhagen vor einer ihm zujubelnden Menge in glühender Rede für die Abschaffung des Krieges eingetreten ist.

In seinem Märchenbuche «Arne» erzählt uns der norwegische Dichter von eben diesem Fall, dass Heidekraut, Wachholder, Eiche, Föhre und Birke sich entschließen, den nackten Felsen, der vor ihnen liegt, zu bekleiden. Die Versuche misslingen lange. Es ist deutlich genug, der Felsen will nicht bekleidet werden; so oft die Bäume sich ein wenig emporgearbeitet haben, kommt ein Bach, der zum Strom wächst und alles hinunter wirft. Sie fangen aber immer wieder von Neuem an.

So war der Tag endlich gekommen, wo das Heidekraut mit einem Auge über die Felsenkante hinwegsehen konnte. «O je, o je, o je!» sagte das Heidekraut und weg war es. «Lieber, was ist's, das das Heidekraut sieht?» sagte der Wacholder und kam so weit, dass er hinübergucken konnte: «O je, o je!» schrie er und war weg. Als endlich Föhre und Birke sich hinaufgearbeitet haben und den Kopf über den Felsen emporkriegen, rufen sie: «O je! steht nicht ein großer Wald aus Föhren und Heidekraut und Wacholder und Birken in der Ebene dort und erwartet uns?» Sie begegnen der Arbeit, die auf der anderen Seite gemacht worden ist, um den Felsen zu bekleiden.

«Ja so ist es, wenn man vorwärts strebt», sagte der Wacholder.“

* * *

Im Salon herrschte eine kurze Stille, nachdem das letzte Wort des Märchens verklungen war. Dann aber erhob sich einer zum Gehen und damit

war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben. Auch Herr von X. wollte sich mit den anderen entfernen; wir aber, mein Mann und ich, hielten ihn zurück.

Und nachdem wir allein geblieben:

„Jetzt erzählen Sie, Sie haben uns versprochen, jene Erinnerung . . ."

„Wohlan", sagte er, „es wird das erstemal sein, dass ich das Ding erzähte. Vielleicht benützen Sie es gelegentlich . ."

„Dürfte ich Ihren Namen nennen?"

„Das werden Sie nicht thun wollen, denn es würde mir sicherlich Verdruss zuziehen."

„Dann werde ich Sie allerdings nicht nennen. Sprechen Sie."

Er lehnte sich eine Weile schweigend und mit geschlossenen Augen in den Fauteuil zurück und wieder durchlief es ihn, wie vorhin, mit einem Schauer. Dann richtete er sich auf und begann:

„Es war nach der Schlacht von Orleans . . ." Doch ehe ich in der Erzählung meines Freundes fortfahre, möchte ich ein Wort voraus senden. Für das, was folgt, bleibt mein Gewährsmann ungenannt — ich bin meines Zeichens Schriftstellerin; der Verdacht liegt nahe, dass die dem Erzähler geliehenen Ansichten, oder gar die Erzähtung, eitel Erfindung sei. So stehe ich denn mit meinem persönlichen Ehrenworte dafür ein, dass ich nur wiederhole, was der einstige Officier mir mitgetheilt hat. Den Wortlaut natürlich verbürge ich nicht. Die Ausführung des Bildes mag einige Striche und Abschattungen aufweisen, die ich dazu gethan; aber der Grundrifs, das Erlebnis nämlich, ist echt, und ebenso die Grundfarbe, d. h. das Weh, welches das Herz des Erzählers noch während des Erzählens durchzitterte.

„Es war nach der Schlacht von Orleans; Tage lang war um den endlichen Sieg gerungen worden. Jetzt wurden wir als vorgeschobene Posten nach einer kleinen Ortschaft — der Name soll auch nicht genannt sein — ein paar Stunden über Orleans hinaus dirigiert.

Wir ritten dahin, erschöpft, durchnäfst — seit achtundvierzig Stunden regnete es — und hungrig. Das sind drei Zustände, glauben Sie mir, die, wenn sie zusammentreffen und seit Wochen und Monden sich oft wiederholt haben, gar deprimierend auf die Kriegsbegeisterung wirken; denn der der böse Gedanke: «Warum? Warum denn?» pflegt da öfters aufzusteigen.

Sehr vorsichtig mufsten wir uns vorwärts bewegen, denn die Stimmung in der Gegend war eine erregte; wenn wir auch die reguläre Armee im Rückzug wufsten, es galt, sich von den Scharen der Francticeurs zu hüten. Die verdammten Mörder! Auf die concentrierten wir die ganze Wuth und sittliche Entrüstung, welche dem Begriffe Todtschlagen anhaftet, eine Entrüstung, welcher ja im Kampfe gegen wirkliche Truppen kein Raum gelafsen wird, der wir aber den feindlichen Francticeurs gegenüber Luft machen konnten. Dabei war uns die Erinnerung an die Freischaren unserer Väter von 1812 und 13, während des Rückzuges der Franzosen aus Rufsland, gänzlich abhanden gekommen.

Rechts und links ausspähend, trabten wir weiter und zu wiederholtenmalen fielen aus den Gebüschen abgefeuerte Schüsse in unsere Reihen — wir konnten der Gegner nicht ansichtig werden. Zwei oder drei Leute wurden getroffen und blieben unterwegs liegen — — das zählt nicht.

Endlich gegen Abend näherten wir uns dem Ziel. Noch eine Biegung des Weges und das Dorf lag vor uns, in fanftes Dämmerlicht getaucht.

Ich seh' es noch vor mir: inmitten eines grünen Thales; die Häuser von Gärten umgeben; eine kleine Kirche mit rundem Zwiebelthurm, und eben läutete die Glocke zum Ave Maria. Mehrere unserer Soldaten machten das Zeichen des

Kreuzes. Wie viele mochten an ihr eigenes Heimatsdorf wohl denken?

Unsere Patrouillen durchzogen die Straßen und trommelten Maire und Pfarrer zusammen. Als wir einrückten, standen diese beiden Spitzen des Dorfes schon auf dem Platze vor der Kirche.

Nun gieng es an die vorgeschriebenen Fragen: Ob der Feind den Ort verlassen?

Welche Truppen hier gewesen?

Nach welcher Richtung sie abmarschiert seien u. s. w.

Dann die Gewissensfrage, ob der Ort Franctireurs gestellt, ob solche sich hier befänden, und zuletzt die feierliche Verkündigung der Todesstrafe auf Verheimlichung dieses Falles.

Nachdem das erledigt war und die Vorposten über das Dorf hinausgestellt worden, gieng es ans Quartiermachen für uns und für unsere todtmüden Soldaten. Zwei meiner Kameraden und ich wurden im Pfarrhof einlogiert.

Eine Stunde später soßen wir vier — der Herr Pfarrer hatte sich uns zugesellt — um einen Tisch vor Wein und Cigarren. Dem vorgesetzten Mahl hatten wir Ehre gemacht, die Schüsseln waren wieder abgetragen und jetzt rauchte und plauderte sich's ganz gemüthlich.

Unser alter Hausherr — er mochte schon über die Siebzig sein — unterhielt sich so freundlich und harmlos mit uns, als ob der Begriff Feind gar nicht existierte. Er hatte in seiner Jugend ein paar Jahre in Heidelberg zugebracht und erkundigte sich um das jetzige Aussehen dieser Stadt. Ich konnte ihm Auskunft geben; zufällig hatte ich auch vor einiger Zeit dort gelebt; wenn ich eine Straße, eine berühmte Kneipe, einen Ausflugsort nannte, an die der alte Mann sich erinnerte, so leuchteten seine Augen auf.

Blaue, klare, gute Augen! Dazu das silberweiße Haar und der herzliche Ton, in welchem er die Anspreche «monsieur» manchmal mit «mon enfant», «cher enfant» vertauschte: er hatte so etwas Naives an sich. Alles Grübeln und Grollen schien ihm fern zu liegen. Ein Leben lang hatte er still und treu seine priesterliche Berufspflicht gethan; in uns sah er ein paar tapfere Kriegsleute, die ihre Berufspflicht thun: das war ja ganz einfach. Er erzählte uns von seinen kleinen Leiden und Freuden, von seinen Liebhabereien, seinen Pflanzen- und Mineraliensammlungen, von den Schulkindern, die er wie seine Familie betrachtete, von seinen geliebten Büchern, in welchen er täglich Erbauung und Genuss sich zu holen pflegte: seinen lateinischen und griechischen Classikern, seinem Corneille und Racine, seiner Nachfolge Christi; ein frommes, genügsames, schönes Gemüth. Mir war ordentlich warm ums Herz und ich gewann den alten Mann völlig lieb. Gerade der Umstand, dass er der feindlichen Nation angehörte, machte mir ihn um so lieber; denn es that so wohl, wieder einmal der Pflicht enthoben zu sein, einen Nebenmenschen hassen zu müssen, nur weil er einem anderen Volke angehört. Dieselbe Empfindung — man sah es ihm an — hatte der alte Mann. Durch freundliche Blicke, durch herzlichen Tonfall sagten wir uns gegenseitig, was wir unausgesprochen ließen: «Du bist, ob Franzmann oder nicht, ein würdiger Alter.» — «Ihr seid, ob Prussiens oder nicht, ein paar brave Jungen.» Wenn man lange gedurstet hat, mundet ein Trunk gar süß; nach langer Anstrengung schmeckt die Ruhe, und so berührt auch nach diesem langen Dreinhauen und Wüthen die normale Höflichkeit und Freundlichkeit doppelt erquickend.

Trotz der überstandenen Strapazen blieben wir einige Stunden beisammen. Erst um elf Uhr hieß es: «Bonsoir, mes enfants.» «Bonsoir, et merci, mon père.»

Der alte Herr hatte uns zu unserer Schlafstätte geleitet — sein eigenes Arbeitszimmer. Hier waren die Schränke mit der kleinen Bücherei, mit den kostbaren Sammlungen; ein Ledersopha — zum Bett umgewandelt, ein paar Lehnstühle, darüber das Porträt eines stattlichen Mannes und ein Crucifix — in der Fensternische ein großer zugedeckter Käfig.

«Das ist mein Vater», erklärte der Pfarrer, mit der Kerze das Bild beleuchtend. «Er hat auch in der Armee gedient — unter Napoleon ... damals waren die Rollen vertauscht: wir waren als Sieger im Feindesland — das wechselt so ab ... Wie Gott will!» fügte er hinzu. «Und das sind meine gelben ausgelassenen Kinder» — er wies lächelnd auf das Vogelbauer. «Ich habe meine große Freude daran ... Tägtich kommen sie zu mir auf den Frühstückstisch und stehlen mir die Brodkrumen von den Lippen weg. Sie werden sehen morgen ... Aber jetzt, gute Nacht, Sie müssen müde sein, meine Herren — recht müde — Ihr armen Kinder!»

Er reichte uns die Hand, zuerst den Kameraden und dann mir, und ich ... konnte nicht widerstehen ... es ist ja auch nichts Beschämendes daran: er ein siebzigjähriger Greis — ein Priester ... ich ein blutjunger Mensch — kurz: ich beugte mich über diese Hand und wollte sie küssen. Er aber entwand sie und legte sie flüchtig auf meinen Scheitel, indem er nochmals wiederhotte: «Bonsoir, mon enfant.»

Der Erzähler fuhr sich heftig mit der Hand übern Kopf: — „Ach, dieser Segen ... er hat mir noch lang auf der Stirn gebrannt."

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Wir legten uns schlafen. Premier L. auf das Sopha, ich auf einen Fauteuil, der mit Hilfe zweier daraugeschobener Stühle ein Bett abgab. Unser dritter Genosse, Lieutenant v. R., hatte Dienst und zog sich — mit ein paar Liebescigarren und einer Flasche Bordeaux versehen — in ein Zimmer des Hintertractes zurück, von wo aus man einen Ausblick auf das Dorf und auf unsere Vorposten hatte. Diese mufste er später visitieren.

Im Hausflur waren unsere Ordonnanzen und ein Wachtposten untergebracht.

Ich hatte ein paar Stunden geschlafen, als ein Schufs mich weckte.

Zuerst dachte ich, ich hätte nur geträumt. In den letzten Tagen hatte ich so viel schiefsen gehört, dafs sich das Geräusch gar oft, als Gehörshallucination, in meinem Innern wiederhotte.

Doch gleich darauf fiel ein zweiter und ein dritter Schufs — mein Kamerad rief mich und wir warfen uns rasch in die zur Hälfte abgelegten Kleider. Unterdessen knatterte es weiter und durch die Fensterscheiben sah man — auch kein ungewohntes Schauspiel mehr — den Himmel geröthet von einem Brand.

In zehn Minuten — es war halb zwei — waren wir alle im Pfarrhof versammelt. Die Meldung traf ein, dafs im Dorfe auf unsere Leute geschossen worden und dafs zwei Häuser, wo dies geschehen, brennen.

Es fehlten uns fünf Mann und Lieutenant von R.

Den letzteren vermutheten wir bei der Visitierung der Posten. Ich wollte in sein Zimmer gehen, um von dort nach dem Dorfe auszublicken.

Auf der Treppe stolperte ich über einen Körper. Lautes, jammervolles Stöhnen erhob sich. Ich streifte ein Zündhölzchen an und schaute hinab. Es war des Lieutenants Ordonnanz. Der Mann lag in seinem Blute — mit einem Stich in der Brust und einem Beilhieb am Kopf.

Im Zimmer selbst fanden wir den Lieutenant v. R. — das eigene Taschentuch als Knebel im Munde, den Schädel von Axthieben fast zerschmettert — todt.

Von unseren Leuten waren vier Mann im Dorf ermordet worden.

Um fünf Uhr früh war das Gericht gebildet. Der Pfarrer, der Maire und noch einige Leute standen als Vorgetadene da.

Die Sache stellte sich folgendermaßen heraus:

Der Neffe des Pfarrers, ein Förster, war mit noch ein paar Einwohnern des Dorfes zu einer der herumziehenden Franctireurs-Banden gestoßen. Am vorigen Abend waren sie zurückgekehrt und in der Nacht hatten sie unsere Leute überfallen.

Jetzt ereignete sich das Gräßliche:

Ein Schäfer trat vor und berichtete, er habe gesehen, wie der geistliche Herr am Abend zuvor seinen Neffen zur Hofthür hereingelassen.

Ich erschrak, als wäre die Anklage gegen mich selber erhoben.

— „Ist es wahr, Herr Pfarrer, ist es wahr?" rief ich.

Er hob den Kopf und blickte mir mit seinen guten blauen Augen voll ins Gesicht.

— «Ja», sagte er traurig. «Aber nur um den armen Teufel — meiner Schwester Sohn — im Ziegenstall zu verstecken. Von seinem Vorhaben ahnte ich nichts — glauben Sie mir — ich schwöre es.»

Ich glaubte ihm — aber was nützte das! Was bevorstand, ich sah es kommen. Der Commandant war von dem Vorfall pflichtgemäß in Kenntnis gesetzt worden — um neun Uhr traf das Urtheil ein.

«Der Ort ist — zur Strafe — niederzubrennen.»

Der Pfarrer — als Unterstandsgeber eines meuchelmörderischen Franctireurs ist an dem Thore seines Hauses — aufzuhängen."

Den Erzähler durchriesetten neuerdings ein Schauer beim Aussprechen dieses Wortes

Ich sprach es nach, in tiefstem Entsetzen.

— Aufhängen, aufhängen! . . . Den alten Priester! . . .

Und ist das geschehen?

„Ich sprengte noch eilends einen Boten fort. Er sollte dem Commandanten einen Zettel abgeben, in welchem ich flehentlich um Milderung des Urtheils — um Gnade bat.

Die Antwort traf schnell ein: sie lautete: Kein Pardon.

Mir kam es zu, das Urtheil vollstrecken zu lassen, und ich versichere Sie, meine Verzweiflung, mein Ekel an der Welt in diesem Augenblick war so groß, dass ich daran dachte, mich zu erschießen. Die Erinnerung an die Meinen zuhause hielt mich ab. Und jetzt — — — «ach, es müssen doch schöne Erinnerungen sein», wie jener feurige Jüngling vorhin ausrief — — was jetzt folgte . . . viele der Einzelheiten sind mir Gott sei Dank aus dem Gedächtnis geschwunden, zu viele jedoch — leider! — wie scharfe Momentbilder eingeprägt geblieben. «C'est la guerre — die eiserne Pflicht . . . der höchste Zweck»: mit diesen Begriffen kommt man sich selbst und der Mitwelt gegenüber über die Grenel hinweg. Und von den Details spricht man nicht. Das gar zu Häßliche und Schaurige, man räumt es weg, man begräbt es. Über verwesende Körper schüttet man Erde und auf faule Geschehnisse schaufelt man Verschwiegenheit. Lassen Sie mich die Geschichte hier abbrechen."

—„Nein, ich will das Ende hören. Wurde das Urtheil vollzogen?"

— „Natürlich. Es musste sein. Der Krieg kann nicht mit weicher Hand geführt werden. Ich selber ertheilte den Befehl. Zuerst verkündigte ich die über den alten Mann verhängte Todesstrafe, ohne die Todesart zu nennen."

— «Das habe ich erwartet», sprach er mit Sanftmuth und mit Ruhe. «Ich bin bereit.»

Als er aber das über den Ort gesprochene Vernichtungsurtheil vernahm, da schrie er laut auf. Nieder-

brennen — Niederbrennen — alles was er auf dieser Welt liebte! Seine ganze Gemeinde zugrunde gerichtet — die Schule — das Armenhaus, in welchem ein paar hilflose Kranke lagen . . . seine schöne Kirche, die armen Sammlungen — vielleicht dachte er auch an seine kleinen Lieblinge im Vogelbauer: ich weiß nicht, woran er dachte, aber der Schmerzensschrei war jammervoll gewesen.

Und jammer- — jammervoll, was nun folgte — von dem mir die gewissen Momentbilder wieder vorschweben: Ich sehe — nachdem das Wort «durch den Strang» verkündet worden — den alten Mann auf die Knie sinken — ich sehe ihn mit erhobenen Händen flehend, man möge ihn erschießen — nur nicht aufhängen — nur nicht den Strick — um Gotteswillen, eine Kugel! . . . Aber diesen Ehrentod durfte er nicht sterben.

Das nächste Bild zeigt mir, wie sie ihm — auf mein Commando — die Schlinge um den Hals werfen, wie sie ihn zu seinem Hausthor schleppen, schleifen . . . wie sie . . . nein — da habe ich weggeschaut . . . dann sehe ich ihn dort hängen — der schwarze Talar so geisterhaft schmal und lang, das weiße Haupt herabgesunken. Ich sehe, wie das ganze Dorf aufflammt — wie unter dem Wehgeheul der Bewohner, unter dem Angstgebrüll aus den brennenden Ställen unsere Soldaten alles niederschießen, was löschen oder sich zur Wehre setzen will — ich sehe uns abreiten aus dem gestern noch so blühenden Ort — hinter uns ein Feuermeer — morgen ein Haufen Schutt und Asche. — Und zwischen alledem immer wieder jene blauen Augen des alten Mannes, dann sein angstverstörter, sein flehender Blick — — Überhaupt: Die Augen — die Augen . . . . die vergißt man gar so schwer! Alle anderen Bilder kann man eher verscheuchen — aber der brechende Blick eines Menschen, den man selber erschlagen — — —"

Der Erzähter unterbrach sich und faßte uns an der Hand:

„Sehen Sie, meine Freunde, solche — «schöne» — Erinnerungen wenigstens unsern Kindern zu ersparen, daran arbeiten wir . . ."

Das Gelöbnis der Gurgler Buben.

Nach einem glaubhaften Bericht mitgetheilt von Rosegger.

Zu hinterst im Ötzthale, fast oben bei den Gletschern, liegt das Dorf Gurgl. Schon die größeren Bauern haben dort zeitweilig nicht viel zu beißen, und erst die kleinen! Das Güterzerstückeln ist dort auch der Brauch, wenn in der Familie mehrere Kinder sind. Und deren sind — darüber kann man außer Sorge sein — immer mehrere. Viele Kinder haben, das ist der einzige Luxus, den sich der Gebirgsbauer gönnt, und so gerne sonst der Deutsche es den Franzosen nachmacht, in dem Stück, was die Zwei-Kinderei anbelangt, gefällt ihm die welsche Mode nicht. Ich, wenn ich der Herr Staat wäre, das fünfte Kind thäte ich jedem Ehepaare prämiieren und von da an übernähme ich, wenn's nöthig wäre,

für weitere die Sorgen. Menschen sind fürs Vaterland der größte Reichthum, nur anwenden muss es ihn können. Nun ja, heute nimmt der Staat sie, wie und wann er sie braucht, aber sorgen lässt er die Eltern. Und diese thun's auch, besonders in der Bauernschaft, getreulich. Und wenn's darauf ankommt, sa lässt der rechte Bauer das Wein-, Bier- und Kaffeetrinken und das Tabakrauchen sein, um dafür mehr Kinder züchten zu können.

Aber die Gurgler Bauern da hinten oben beim Ferner, die haben wohl viel Eis, aber keinen Wein und kein Bier zum Einkühlen; Kaffee trinken sie, nur ist kein Zucker drin und auch kein Kaffee, sondern eitel Milch und gebranntes Kornmehl. Das Wohlleben der Verschwender besteht dort etwa aus einem Stümpfel Schnaps und einer Pfeife Tabak. Davon lässt sich freilich nicht so viel abzwicken, um die Kinder zu züchten, die man haben will, und die sich auch nicht lange bitten lassen zu kommen.

Heut sind's die herrischen Stadtleute, die so gerne im Hochgebirge umherkraxeln, damit sie nicht ganz weich und lahm und krüppelhaft werden auf ihrem glatten Stadtpflaster und im Federbett, heute sind's die, welche ein wenig sorgen helfen. Solche Leute kommen auch ins Dorf Gurgl hinauf und bringen ein bisschen Geld mit. Dazumal aber, als das Hochgebirge noch nicht schön gewesen ist, als die Wanderer schon im eisenbahnlosen Thale wunde Füße bekommen haben, hat man die Ötzthaler Alpen ganz hinten liegen lassen, und das Dorf Gurgl auch, und die Gurgler Bauern hätte man wahrscheinlich ebenfalls liegen lassen; diese sind aber nicht liegen geblieben, sondern wohl schon allemal vor Sonnenaufgang aufgestanden, um auf ihren Sumpfhalden und an ihren Berglehnen im Schweiße des Angesichtes als echte Adamssöhne das karge Brot zu graben.

Und weil die Burschen von Gurgl echte Adamssöhne waren, so steckte ihnen die Eva — zwar nicht in den Rippen — jedoch aber im Kopfe, und aus diesem Gelasse ist sie denn einmal sehr schwer herauszubringen. Vergieng doch selten ein Monat, da nicht so ein Pärchen ganz bescheidentlich anklopfte beim Pfarrer mit der schönen Bitte, er möchte sie halt zusammenthun. Der Pfarrer sah von kirchlicher Seite kein Hindernis, musste sie nach loben, dass sie aus der Noth eine Tugend, aus der Liebe ein Sacrament machen wollten und that sie in Gottesnamen zusammen. Aber wie es dann immer schlechter wurde mit den wirtschaftlichen Zuständen, wie aus jedem Bauer drei Kleinhäusler geworden waren, und aus jedem alten Paar drei paar Junge, oder noch mehr, da kam es dem guten alten Pfarrherrn bedenklich vor.

Und eines Tages, bei einer Christenlehre, als er schon das Amen gesprochen, sagte er zu seiner Gemeinde noch die folgende Worte: „Und jetzt hätte ich freilich wohl noch ein Antiegen, meine lieben Kinder, das liegt mir schon lange an und ich muss es euch doch einmal sagen, so hart es mir ankommt. Schaut, da kommt ihr immerfort zu mir um die heilige Ehe und ihr habt auch das Recht dazu und mich freut's, dass ihr euch ehrsam wollet paaren und ich gebe gerne den Segen dazu. Aber das kann ich euch schon sagen, halten thut's nicht mehr lang. Wenn wir uns so fleißig multipliziren, meine lieben Leute, werden wir bald nichts mehr zu essen haben. Überall kleine Kinder, dass man den Kirchplatz damit kunnt pflastern. Aber sie kommen gar nicht her. Aus den Ringgräben ist seit Herbst keins mehr in der Kirche gewesen, weil sie kein Gewand anzutegen haben, und sich daheim im Strohnest vergraben müssen. Auf der Windwang sind ihrer in der vorigen Woche zwei kleine Würmlein an der Auszehrung gestorben; der

Bader sagt, sie wären zu schlecht ernährt worden; man kann auch den Eltern keine Schuld geben, sie sind ja Bettler, seit über ihre Wiesen die Schulllahn niedergegangen ist. Die Schleifer Marie ist mit ihren Kindern, sie hat deren schon sieben, ins Innthal hinaus hausieren gegangen, hat aber keins angebracht, hat sie aus Verzweiflung wollen ins Wasser werfen; die zwei kleineren habe ich ihr derweil abgenommen, weil man der Person wirklich nicht trauen kann, sie ist oft arg verwirrt. Die größeren wären zum Viehhüten schon zu brauchen, wer sie nehmen wollt'."

„O heiliges Kreuz", riefen die Bauern drein, „wir haben selber Kinder genug und mehr als wir brauchen. Wir wissen uns selber nicht zu helfen mit dem vielen Gottessegen."

„Ich weiß es, ich weiß es", sagte der Pfarrherr. „Und doch kommen sie allemal wieder, die jungen Leute, und wollen heiraten. Ich bitte euch, das ist ja zum Verrücktwerden! Was soll man nur sagen, wenn sie's schon einmal gar nicht gerathen können. Sie müßten frei auswandern und in der Fremde ihr Fortkommen suchen. Daheim ist keine Menschenmöglichkeit, dass es so weiter geht, ich sag euch's, Leut! Wenn wir noch betteln gehen könnten zu einander, aber das thut's auch nicht, weil keiner was hat. Und die armen Kindlein, die Gott vom Himmel gibt, müssen bei uns in Gurgl verkommen und versterben, oder in der Seel verderben, und wir sind für ihr zeitliches und ewiges Unglück verantwortlich. Es ist ein rechtes Kreuz, meine lieben Leut!"

Die Hände hatte der Pfarrer gefaltet, während er so sprach, die Finger aneinandergeklammert und die Zuhörer thaten, einer um den anderen, seufzen. Weiter konnten sie nichts thun. Standen schwerfällig auf und giengen mürrisch heim.

Nach dieser Christenlehre war es, dass an mehreren Sonntagen die Burschen des Thales zusammenkamen und sich besprachen. Aber nicht im Wirtshause machten sie Stelldichein, sondern in ihren Hütten, oder auf freiem Anger unter den jungtreibenden Lärchen, denn es war Frühling. Drei Söhne vom Hammerhofe waren dabei, einem uralten, freien Bauerngute; es waren Burschen von vierundzwanzig bis dreißig Jahren, stramm wie Tannenbäume, aber auch des Wortes mächtig, denn sie waren in die Schule gegangen und auch ein wenig herumgekommen in der Welt, wie sie das Innthal, das Vintschgau und die Eisackgegend benannten. Also, dass ihre Rede Gewicht hatte bei den Nachbarn, so unerhört das auch war, was sie nun sagten.

Auswandern, also sagten die drei Hammerbuben, auswandern wollten sie nicht, da wollten sie lieber im Heimatsthale noch einmal so hart arbeiten, und noch einmal so mager leben. Heiraten möchten sie freilich wohl, aber wenn es so sei, dass sie daheim eine Familie nicht ernähren könnten, also dass die Kinder an Leib und Seele zu Grunde gehen müssten, so wollten sie's lieber bleiben lassen und gar nicht heiraten. Um das Weib wollten sie die Heimat nicht vertauschen. Im Junggesellenstande wollten sie ehrsam leben, und auf dem Erdenflecke bleiben, wo sie angestammt wären, und fleißig sein, bis Gott bessere Zeiten schicke, dann sei es noch immer früh genug.

So sprachen sie. Andere waren zuerst empört über solche Gesinnung. Die Hammer-Buben lachten dazu, und lachten sehr bitter. „Uns macht's auch keine Freude, dass es so ist!" riefen sie. „Und wer einen besseren Rath weiß, der soll ihn sagen!"

Es sagte ihn keiner. Zwei oder drei heiratslustige Buben entschlossen sich fürs Auswandern, aber als es dazukommen sollte, meinten sie, es wäre doch gescheiter, daheim zu bleiben

und mit den Weibsleuten zu warten, bis es besser werde. Was die Dirndlein dazu gesagt haben, soll man wahrscheinlich nicht wissen, denn es ist dem Manne, der dieses zu berichten hat, nicht hinterbracht worden.

Und eines Tages geschah denn etwas im Dorfe zu Gurgl, wie solches nicht oft geschehen sein wird, seit die Welt steht.

In ihrem Feiertagsgewande waren sie erschienen, die ledigen Buben zu zwanzig, zu dreißig, zu fünfzig Jahren, auch noch ältere. Steinbrech- und Rautensträußlein hatten sie auf ihren hohen Spitzhüten, wortkarg und ernsthaft waren sie, als ob es gegen die Franzosen gienge. So schritten sie zu Paar und Paar über den Platz zur Kirche hinauf, fast feindselig marschierten sie an den Weibsleuten vorbei, welche an der Kirchhofsmauer so herumstanden und den unheimlichen Zug betrachteten, und stramm und stolz giengen sie zum Thore hinein. Giengen voran bis zum Hochaltare und stellten sich dort auf. Und als der Gottesdienst vorüber war und das Orglein aufgehört hatte zu blasen, empfiengen sie die Communion. Dann erhoben diese Männer, einer wie jeder, ihren rechten Arm und thaten laut und einstimmig ein Gelöbnis. — Auswandern wollten sie nicht, und die Heimat nicht verlassen in ihrer Noth. Und so lange die schlechten Zeiten währten, wollten sie keiner ein Weib nehmen, keines sehen und keines rufen und keines erkennen, dazu seien sie entschlossen und das gelobten sie dem himmlischen Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste! —

Der Pfarrer im Chorhemde stand an des Altars Stufen und segnete diesen Bund, doch — wie er später selber gestand — mit Zögern und Bangen.

Einige Weiber, die in der Kirche noch sitzen geblieben waren, weinten in ihre rothen Tücher hinein, und ob nicht eine oder die andere im Stuhle saß, der es schon versprochen war, was hier am Altare so grausam feierlich abgeschworen wurde, das kann man nicht erfahren. Zwar wollte man sich damit trösten, dass die schlechten Zeiten ja bald aufhören würden, wo dann dieses unbegreifliche Gelöbnis seine Giltigkeit verliert. Doch es wird erzählt, dass sich hierauf auch die Jungfrauen von Gurgl zusammengethan hätten und einen Schwur ausgestoßen: Nachher, wenn *sie* wollen, werden *wir* nicht wollen! Denn sie fühlten sich verrathen und verleugnet und unritterlich zurückgesetzt in der Zeiten Noth. — Es hat sich also in diesem Hochthale ein großer Zwiespalt erhoben zwischen den Jünglingen und Jungfrauen, so dass kein Zusammensehen war, geschweige ein Zusammengehen.

Unter den jüngeren Männern hatte keiner mehr die rothe Schnur um den „Sternstecher", die nach alter Sitte auf den Ehebund gedeutet hätte; jeder trug dreimal um den Hut gewunden die grüne Schnur, das Junggesellenzeichen. Demnach hatten auch die Weibsleute nicht rothe, sondern grüne Schürzenbänder, und so war zu Gurgl Immergrün im Winter wie im Sommer, aber anders zu verstehen als jenes im warmen Süden. In den Häusern hatte es sich so geordnet, dass in den einen lauter Männer, in den anderen lauter Weiber wohnten, und so hoch steigerte sich der Widerwillen, dass an den Festtagen der Heiligen männlichen Geschlechtes das Weibervolk nicht in die Kirche kam, was die Buben dann ihrerseits an den Frauentagen wettmachten.

Was der Pfarrherr zu Gurgl gefürchtet, ist nicht eingetroffen. Kein ungerufenes Kind hat man ihm an den Taufstein gebracht. Und da hat er gedacht: Wie das doch brav ist von meinen Gurgler Leuten, fast heldenhaft brav. Hätt's ihnen nicht zugetraut, dass sie's imstande sind. Da könnten sich manche ein Beispiel

dran nehmen, die allemal nur glauben, Kinder in die Welt setzen wäre ihr gutes Recht, auch wenn sie sie nicht ernähren können. Braten und Wein ist sehr gut, ich glaub's, aber das Recht darauf hat nur der, so ihn bezahlen kann. — Das meinte der Pfarrherr.

Nach etlichen Jahren war es schon zu merken, dass weniger halbverkommene Menschenwürmlein umherkrochen im Thale und deren nach weniger in die Gräblein verscharrt wurden. Manchmal, sei es vom Altare oder von der Kanzel, oder vom Beichtstuhle aus, lugte der würdige Seelenhirt seine Gemeinde auf das hin an, wie es ihr bekomme. Er sah ihnen gerade nichts an, sie waren schwerfällig, ernsthaft wie sonst, fast ein wenig trüb gestimmt und nicht mehr ganz so aufgeweckt wie früher, da freilich auch bessere Zeiten gewesen sind.

Und als wieder Jahre vergangen waren, sagte der Bader einmal zum Pfarrherrn: „Die Musik geht ihnen ab. Sie haben schon lange keinen Hochzeitsmarsch mehr gehört. Es freut sie auch das Singen nicht mehr. Und wenn die Innsbrucker Herren Soldaten ausheben: drüben im Pitzthal und im Stubayerthal und im Passayer und überall die schönsten Landesjäger, nur bei uns nicht. Wächst nichts mehr nach. Haben wohl noch viele Buben, aber schau ihnen einmal in die Augen, Pfarrherr! Ob dir nichts auffällt. Mir will's nicht recht gefallen. Ich denke, einstweilen sollst du nicht mehr gegen den heiligen Ehestand predigen."

„O Bader, das thue ich schon lange nicht mehr", sagte der Seelsorger, „ich sehe es wohl schon selber. Der Ehestand wäre bald abgebracht, auf das giengen sie gleich ein. Wir müssen umlenken. Dann habe ich bemerkt, dass uns die Verminderung des Nachwuchses wirtschaftlich gar nicht emporgebracht hat. Bisher eher das Gegentheil. Die Armut hat sie schon verzagt gemacht, jeder thut nur, was er muss; der keine Kinder hat, bestrebt sich nicht. Die Äckerlein werden nicht mehr so bearbeitet als dazumal, da die Hütten voll Kinder gewesen. Aus den Wiesen tragen sie die Steine nicht mehr fort. Und mancher sagt: Wenn er sein Anwesen anbrächte, so wolle er es verkaufen. Kinder habe er keine. Früher hat man gemeint, der vielen Kinder wegen müssten sie auswandern, jetzt wallen sie fort, weil sie keine haben. Wer keine Kinder hat, der verliert das Heimatsgefühl, ich sehe es wohl ein, Bader. Aber sollen wir es denn bekannt machen, dass sie wieder heiraten können?"

„Wir müssen ihnen ein gutes Beispiel geben, müssen selber heiraten", meinte der Bader.

„Aber du bist ja schon verheiratet, Bader!"

„Aber du bist es noch nicht, Pfarrherr! — Na, nichts für ungut. Es ist schon recht so. Ich will übrigens doch den Anfang machen lassen. — Mein Sohn, der Franzle, ist in voriger Woche Meister geworden. Dem gefällt seit einer Weile schon und ganz heimlich das Kagelbims-Moidle. Will schauen, dass er mich um Erlaubnis fragt und mich nicht lange bitten lassen. Du kannst hie und da im Beichtstuhl ein wenig nachhelfen, es wird schon wieder gehen mit der Hilfe Gottes." — So haben sie sich verabredet. Da gab es nach langem wieder einmal eine Hochzeit zu Gurgl. Der Bräutigam Franzle lud alle Buben, die Braut Madle lud alle Dirndlein dazu ein. Die allermeisten sind gekommen und da gieng es so lustig zu, dass sich die Burschen und Dirndlein zu Dutzenden miteinander versprachen.

Seither geht's dort wieder, wie es überall geht. Ein frischer Menschenschlag steht auf zur Hoffnung des Vaterlandes. Gott, wenn die Ötzthaler-Buben und die Ötzthaler-Dirndeln abkommen thäten, das wäre jammerschade!

Allerſeelen.

Von G. v. Perlepſch.

(Schluſs.)

Gottfriedle, der wie alle Kinder ein gutes Gedächtnis für ſeine Gönner hatte, verlangte nach dieſem erſten Beſuch bald wieder zu dem Fräulein Marie zu gehen. So kam es, daſs wenige Sonntage danach die beiden abermals erſchienen, daſs Marie den Kleinen dann zuweilen allein als Gaſt bei ſich hatte und daſs er endlich ganz unter ihrem Dache einzog. Das hatte ſich einfach, nach wenigen Worten ſo gemacht und kam beiden Theilen als ein rechter Segen vor. Leute der arbeitenden Claſſen brauchen keine lange Bekanntſchaft, um zu einander Vertrauen zu faſſen. Der Mann gab unbedenklich ſein Kind in Mariens Schutz, auf das „gute Herz“ und die Ordnung hin, die er bei ihr wahrgenommen. Und er täuſchte ſich nicht. Wie hegte und pflegte ſie den kleinen Burſchen, über Pflicht und Gebür nach Meinung des Vaters, d. h. weit über den geringen Preis, den ſie dafür feſtgeſetzt hatten. Gottfried vergalt ihr aber auch, was ſie an ihm that; er ſchloſs ſich bald mehr an ſeine Pflegerin, als an den Vater, zu dem er nur des Sonntags kam. Dieſer holte ſein Bübchen dann immer ſelbſt ab und eroberte für den einen Tag das flatterhafte Kinderherz durch irgend ein kleines Vergnügen zurück. Als der Frühling da war, giengen ſie manchmal auch zu dritt aus, doch nur den einen Weg, auf dem ſie ſich im vergangenen Herbſte kennen gelernt hatten. Die erſten Blumen pflückten ſie von den beiden Gräbern und die erſten Lerchen hörten ſie dort draußen jubilieren. Nachdem aber die Welt immer maienhafter und ſchöner wurde, taugten dem Manne dieſe Gänge doch nicht mehr recht und er brachte Marie endlich einmal nach langem Zureden dahin, daſs ſie eine Landpartie, für einen ganzen Tag mitmachte.

Sie fuhren eine Strecke ſtadtauswärts, um dann zu Fuß weiter zu gehen nach einem Höhenpunkte, von dem man das ganze Donauland überblicken kann. Es war ein herrlicher, leuchtender Tag. Aus der Stadt her klang von Ferne das Geläute der Sonntagsglocken, dazu ſangen die Vögel im nahen Walde. Wie ein Land der Seligkeit lagen die blühenden Gefilde ausgebreitet, faſt blendend für Augen, die jahraus jahrein nur an das Einzelne, Nahe der Arbeit gewöhnt ſind. Marie war ſeit Jahren nicht mehr ſo weit ins Freie gekommen, darum erſchien ihr die eigene Heimat ebenſo ſchön und neu, wie dem Mann und ſeinem Kind, die hier noch Fremdlinge waren.

Gemächlich ſtiegen ſie die Höhe hinan, Gottfriedle voraus, immer plaudernd, eine Menge Fragen im Kopf. Die zwei Erwachſenen ſchritten wie ein Elternpaar hinterher und

schauten auch mit der Freude eines solchen in das gesunde lachende Kindergesicht, wenn es sich ihnen zuwandte. Der Mann bemerkte das und deshalb kam ihm heute wieder der Gedanke, der sich schon öfter eingestellt hatte: wie es wäre, wenn er dem Kind wieder eine Mutter gäbe, und zwar in derjenigen, die sich zuerst seiner angenommen. Wie sauber der Kleine aussah, mit welcher Sorgfalt sie ihn hielt — sie würde gewiss ein tüchtiges Weib. Und ihr Charakter — sprach nicht alles, was sie bisher gethan, für ihn? Der heutige Tag wäre gerade recht für den Entschluss. Kurz und gut, kein langes Reden, dann wäre die Sache in Ordnung und das zerfahrene Leben hätte ein Ende!

In solchen Gedanken sich ergehend, blickte er unbemerkt auf seine Begleiterin. So wie seine erste war sie freilich nicht! Wie lebensfroh und rothbackig hatte die in die Welt geguckt — und war dann doch so jäh weggewesen. — Jung sah sie nicht mehr aus, die „Fräul'n Marie" — wie alt mochte sie sein? Etliche dreißig gewiss. Nun so alt wäre seine erste jetzt nahezu auch, wenn sie noch lebte. Aber eins: Marie kam ihm mit ihrer seelenvollen feineren, fast scheuen Art manchmal gar nicht vor, als ob sie für einen Mann seines Standes passte. Das blasse Gesicht, die bleichen schmalen Hände — — und doch hatte sie mit diesen Händen von früh an ihre Mutter und sich ernährt.

Er überlegte und sah zuletzt vor lauter Überlegen die schöne Natur nicht mehr, bis Marie selber ihn aus seinen Gedanken weckte, indem sie auf das Bild der Stadt zeigte, das jetzt in seiner ganzen Größe vor ihnen ausgebreitet lag. Ja, schön ist sie anzuschauen, die Kaiserstadt an dem breiten stolzen Strom, inmitten des gesegneten Landes! Man könnte schon zufrieden sein, da zu leben, wenn's auch nicht das Vaterland ist. Der Ort, wo es einem gut geht, wird auch zur Heimat. Und ihm gieng es, den einen harten Schlag abgerechnet, seit er hier war, stetig besser. Er war kein kleiner Meister mit Sorgen um Kundschaft und Absatz, sondern ein wohlangestellter und vermöge seines Könnens geachteter Werkführer in einer größeren Fabrik, wohin seine Brotherren ihn von draußen her verschrieben hatten. Er wusste sich sattelfest an seinem Platze und nicht so bald einen, der ihn ausstechen könnte. Eben weil es ihm gut gieng, mochte er das traurige Leben daheim nicht so weiterführen. Nun, der Tag war ja lang; er konnte noch immer mit Marie darüber sprechen.

Angesichts der prächtigen Aussicht wurde der erste Halt gemacht und von dem Proviant ausgepackt, mit dem beide Theile sich versehen hatten. Hernach gieng es abermals weiter durch Wiesen und Wald, dem Mittagsziele zu. Überall wanderten fröhliche Menschen, Liebespaare, Familien mit Weib und Kind, Scharen junger Leute, in denen die Lebenslust ihre Bocksprünge machte. So flüchtig derartige Begegnungen vorüberziehen, lassen sie doch einen Eindruck zurück, zumal wenn die empfängliche Stimmung dafür vorhanden ist. Jede scheint zu sagen: „Mach's wie wir, genieße dein Leben!" —

Als das Mittagsmahl vorbei und der Kleine von dem ungewohnten Marschieren ermüdet war, schlug sein Vater zur Rast ein nahes schattiges Plätzchen am Waldsaume vor, wo er ohne weiteres Zögern seinen Entschluss zur That machen wollte. Gerade und ehrlich rückte er mit seinem Antrag heraus, sobald das Kind auf dem weichen Waldboden eingeschlummert war. Er müsse wieder in geregelte Verhältnisse kommen, sagte er, und sie, Marie, habe an dem Kinde bewiesen, dass niemand besser zur zweiten Mutter tauge, als sie. Er sprach von seinem Einkommen, mit dem er eine Familie anständig ernähren könne, von seinem

Haushalt, den er bisher, so gut es gieng, allein geführt habe — kurz, er redete nicht, wie ein Liebhaber, aber wie ein sorgsamer Hausvater, der zum Rechten sieht und durch eigenen Schweiß den Wert des Erworbenen kennt.

Marie hörte ihm in tiefster Bestürzung zu. Es war der erste Heiratsantrag ihres Lebens, der ihr da gemacht wurde. Früher, in Jugendzeiten, als sie auch einmal an „Glück" gedacht, war ihr dergleichen nicht widerfahren; jetzt mit ihren fünfunddreißig Jahren, wie sie sich schon so alt, so verkümmert vorkam und gar nicht in eine neue Lage denken konnte, jetzt sollte es noch kommen! Dachte der Mann am Ende, dass sie sich deshalb des Kleinen angenommen? Nein, davon war ihr Gewissen frei. Sie sagte ihm das mit blutrothen Wangen und bat ihn, ihr nur ja nicht eine solche Absicht zuzutrauen; sie habe das Kind lieb und mit den besten Vorsätzen zu sich genommen, aber nicht — da sei Gott ihr Zeuge, um nach dreiviertel Jahren schon das Andenken der armen Todten zu verdrängen. — —

Der Mann war von dieser Antwort wie vor den Kopf geschlagen. Hatte er denn etwas Schlechtes begangen, da er nach den dreiviertel Jahren wieder ein Weib, eine Hausfrau begehrte? Er verstand dieses Zartgefühl nicht, obgleich er es achten musste; jedenfall hatte er es nicht erwartet. Es riss ihn aus der behaglichen Zuversicht, in der er seinen Hausstand nun schon halb wieder bestellt gesehen hatte. Jetzt wusste er nicht, wie er daran war — noch einmal fragen? Nein, das mochte er nicht.

Marie hob ihren Blick bescheiden zu ihm empor. — „Ich möchte um etwas bitten, — ich will von Zeit zu Zeit in Ihrem Haushalte nachsehen, wenn Ihnen daran gelegen ist. Sagen Sie mir, wo etwas fehlt, wo etwas zu thun ist, — ich weiß ja, wie alles verdient werden muss! — Und bitte — denken Sie nicht falsch von mir! Es ist ja schon ein Glück, dass ich das Kind bei mir habe — Sie sind mir wahrhaftig nichts schuldig dafür. Es ist so anhänglich und brav, — ich denke immer — die gute Mutter habe es mir gesandt — zum Troste — —" Sie konnte nicht weiter, weil sie plötzlich von Rührung erfasst wurde.

„Fangen Sie jetzt nicht an, traurig zu werden", sagte er; „was gestorben ist, können wir nicht mehr lebendig machen; daran muss man sich nun einmal halten."

Der kleine Gottfried war über dem Gespräch aufgewacht und sah verwundert die gerötheten Augen seiner Beschützerin. Schnell stellte er sich auf die Beinchen und vor den Vater hin.

„Warum weint die Fränt'n Marie?"

„Geh' zu ihr hin und frage sie", antwortete der Mann, ihm die Locken aus der Stirn streichend.

Gottfriedle sprang auf sie los, schlang seinen Arm um ihren Hals und drückte sie mit ungestümer Zärtlichkeit. Das war immer sein Mittel, wenn er sie erheitern wollte.

Sie lächelte auch gleich wieder, obschon ihr die Thränen noch in den Augen standen. „Bist mein guter Friedl!" sagte sie ihm ins Ohr und löste ihn sanft von sich.

„Gelt Vater, die Fränl'n Marie bleibt immer bei uns?" fragte der Kleine, als ahnte er den Grund der Thränen.

„Vielleicht — wenn du brav bist —"

Marie stand auf, in der Angst, dass das Kind noch mehr derartige Fragen stellen könnte. Die eine, die jetzt vor ihr lag, schien ihr so heilig ernst, dass sie ihre Wiederholung fürchtete. „Mutter" soll sie genannt werden und „Weib" von einem braven Mann! Sie vermochte es kaum zu fassen. — „Komm", sagte sie mit bebender Stimme zu dem Kinde, „wir

wollen einen schönen Strauß suchen. Sieh die vielen Blumen, die dastehen!" Gleich sprang der Knabe an ihrer Hand mit in die sonnige Wiese hinaus und begann zu pflücken.

Der Mann schaute den beiden nachdenklich zu. Recht wunderlich, bei aller Herzensgüte und Zartheit, kam sie ihm doch vor, nicht von dem Stoffe, wie der Arbeitsmann sein Weib sich wünschl. Er war in einer eigenthümlichen Verfassung und vollständig im Unklaren, ob es gut oder schade, dass seine Werbung nicht einfach und vernünftig erledigt worden.

Nach einer Weile kam Gottfriedle mit einem Strauß zum Vater gesprungen. „Den sollst du haben, sagt sie."

Das riss den Sinnenden aus seiner Gedankenwirrnis. — „Nun, morgen ist auch wieder ein Tag", sagte er sich, das Thema gleichsam mit einem Ruck abschließend; „sie weiß jetzt, wie ich's meine und wird sich die Sache nicht allzulange überlegen."

Er sprang auf — und bald nachher setzten sie ihre kleine Tagreise im goldensten Sonnenschein weiter fort.

Anderen Morgens war Marie wie jeden Tag wieder früh bei der Arbeit. Sie saß an ihrem Hoffenster, vor sich den Wiesenblumenstrauß, den Gottfriedles Vater heimgetragen und beim Auseinandergehen ihr übergeben hatte. Dann und wann ließ sie das Auge darauf ausruhen und besann sich, ob es wahr sei, woran diese Blumen sie erinnerten. Wenn die Mutter das erlebt hätte, die sich oft still über ihre freudlose Jugend und unsichere Zukunft gegrämt, — die arme Mutter, der das Sterben deshalb schwer geworden! — Ihr Blick verschleierte sich, aber es war ein heller Schimmer, der darüber zog, Thränen wie sie bei glücklichen Menschen aufglänzen; — eine perlte langsam nieder auf ihre Arbeit. Sie tilgte sorgfältig die Spur hinweg; denn es waren kostbare Stücke, die sie da in Händen hatte, wiederum Theile eines Brautschatzes, wie damals! — Schon manchen hatte sie seitdem in ihrem Stübchen gehabt und jedesmal dabei jener schweren Tage denken müssen; jetzt zum erstenmal sah sie diese Dinge mit anderen Augen an. Heute abend wollte sie die Bestellung abliefern. Sie hatte ein ansehnliches Sümmchen dafür zu erwarten; nun dachte sie nach, was sie zunächst dafür anschaffen wollte: Etwas für den künftigen Hausstand, damit sie nicht nur mit ihren alten abgenützten Sachen dereinst ankäme — oder — was sie längst nicht mehr gekauft — ein neues Kleid für die Sommerszeit, in dem sie freundlicher, jünger aussähe, als in dem dunklen Gewande? Aber nein, sie schämte sich des eitlen Gedankens. Beiseite legen ist das beste; jetzt gilt es ja wieder an andere zu denken!

Am Nachmittag rief sie Gottfriedle von seinen Spielkameraden aus dem Hofe herauf und rüstete ihn säuberlich, damit er sie begleite. Sie wollte von dem Arbeitslohn wenigstens etwas nehmen, um dem Kinde eine Freude zu machen, mit einem Spielzeug, das es sich wünschte. So hatte sie es früher auch gemacht, wenn sie eine größere Einnahme empfieng; da war sie nie mit leeren Händen heimgekommen.

Ihr Bündel auf dem Arm, den Knaben an der Hand, trat sie hinaus in den hellen Abend. War die Welt plötzlich anders geworden, dass ihr alles so schön und fröhlich erschien, dass sie völlig eine Freude hatte, unter den vielen Menschen zu gehen, zwischen denen sie zuvor einsam und scheu ihres Weges gezogen? Sie kannte niemanden, niemand kannte sie, und doch fühlte sie sich auf einmal zu ihnen gehörig, als wäre sie aus einer Clausur getreten, um sich nun zu rühren, zu freuen und zu plagen wie sie, gleich jedem Weib,

das eine Familie sein eigen nennt. Welch gute Gedanken und Vorsätze wurden nicht in ihr lebendig; was gelobte sie sich nicht alles zu thun, um des Amtes werth zu sein, dessen eine andere vor ihr gewaltet!

Gottfriedle trippelte lustig neben ihr her. Als sie ihm von dem empfangenen Arbeitslohn ein Wägelchen mit schön angestrichenen Rossen kaufte, war er vor Freude außer sich und wollte sein Fuhrwerk gleich auf der Straße hinter sich herziehen. Das Glück des Kindes machte sie selbst noch glücklicher. Könnte sie es doch einem Menschen sagen oder zeigen, wie ihr ums Herz ist, das in seiner Verschlossenheit fast zu spröde geworden, um unter dieser ungekannten Lebensfreude sich noch einmal recht zu weiten!

Aus dem Schatten des Kirchenportals schlich eine Bettlerin mit einem elenden Kind in den Armen an sie heran. Sie mochte es von ihrem Angesichte abgelesen haben, dass hier etwas zu bekommen sei, denn Bettler sind geübte Physiognomiker. Schnell griff Marie in die Tasche und gab dem Weib ein Geldstück, wie es selten wohl eine elegante Dame gibt. Heil und Segen wünschend zog die Beschenkte sich zurück. Die Kirchenthür stand offen. — „Komm, Gottfried, lass uns da hinein gehen", sagte Marie freudig, „nimm dein Hütel schön ab!"

In der Kirche war es schon dämmerig, obwohl die letzten Sonnenstrahlen noch durch die Fenster herein ein wundersames Farbenspiel in die hohen Wölbungen zauberten. Wie eine Glorie flimmerte es dort oben, während unten ein geheimnisvolles Zwielicht webte, aus dem nur da und dort ein matter Goldreflex, ein hell Gewand, das blasse Antlitz eines Heiligen auf einem Altarbild schimmerte. Im Chor tönte vielstimmiges Gebet. Ein junger Geistlicher kniete zuvorderst allein im Gestühl, die Abendandacht leitend. Sein weißes Chorhemd hob sich scharf von den Gestalten ab, die nur den Umrissen nach sichtbar waren. Seitab vor einem Marienbild in dunkler Nische brannten kleine Kerzchen, Opfer von Andächtigen, die auf den Steinfliesen kniend, inbrünstig zu dem Bild aufschauten, weil sie etwas Besonderes zu erbitten hatten, — meist Leute der unteren Stände, Arbeitersfrauen, alte Männer, auch frische Mädchengesichter und seitwärts gar ein schmucker Soldat. Bei dieser Gruppe kniete Marie nieder, den Knaben neben sich, der während ihres Gebetes mit großen Augen um sich sah. Endlich zog sie ihn an sich und schlug den Arm um das kleine Figürchen, wie in einem Gelöbnis, das sie wortlos ablegte.

Einer nach dem anderen von den Betern erhob sich, um von dannen zu gehen. Im Chor war es still geworden, in der ganzen Kirche nun hallend still. Der Sacristan rasselte mit den Schlüsseln und schlappte vernehmbar über den Steinboden, damit man wisse, was die Stunde geschlagen. Einzelne, in ihre Andacht versunken, unter ihnen Marie, bemerkten das Zeichen nicht, bis der Schließende sie endlich an der Schulter berührte, um sie ans Fortgehen zu erinnern.

Als die beiden nachhause kamen, berichtete eine Nachbarin, dass Gottfriedles Vater dagewesen sei. Marien schoss das Blut in die Wangen und ihr Herz klopfte auf, — sie war fast froh, dass er sie nicht getroffen, wenigstens heute noch nicht.

Er hatte langsam den Rückweg angetreten, verdrießlich, dass sein Gang umsonst gewesen. Wer Dinge vorhat, wie er, geht nicht gern leer heim. Es litt ihn doch nicht so ohne Entscheid; er hatte sich ihn holen und dann mit dem Kinde und ihr den Abend, da er so schön, in einem Garten zubringen wollen. Was that

er nun? Noch einmal hingehen? Nein! Sie hätte es sich denken können, dass er heute käme. Wenn man einmal eine Sache besprochen hat, gibt's keine lange Ziererei mehr. Ja oder Nein und Punctum.

Halb im Ärger, halb um überhaupt etwas zu thun, bog er in einen Gasthausgarten ein, aus dem das Gesumme vieler Gäste tönte. Es war eine jener altbekannten guten Vorstadt-Schänken, wo der „Bürger vom Grund" seine Sommergeselligkeit sucht und deshalb fleißig von Gattin und Töchtern dahin begleitet wird. Man unterhält sich und macht Bekanntschaften, die bei der harmlosen Art des Wieners oft sehr bald zu näheren Beziehungen führen.

Der verdrießliche Freiersmann setzte sich allein an einen der wenigen noch freien Tische, that einen langen Zug aus seinem Glas und überließ sich seinen Gedanken. Ein kleines Orchester, das ziemlich entfernt von ihm die verführerischsten Walzer hören ließ, spielte die Begleitung dazu, der er halb unbewusst lauschte. Es dauerte nicht lange, so zerstreuten diese Weisen, in denen eine gar eigene Lebenswollust liegt, mehr und mehr seinen Unmuth, ja endlich derart, dass er daran dachte, noch einmal nach Mariens Wohnung zu gehen.

In der Überlegung dieses Vorhabens wurde er durch einige Personen unterbrochen, die sich „mit Verlaub" an seinen Tisch setzten und gleich ein gemüthliches Gespräch anhoben. Es war ein junger Handwerker mit seiner Frau, Leutchen, die noch in der Rosenzeit des Ehestandes zu sein schienen, weil sie sich mit gar so fröhlichen verliebten Augen anschauten. Ein Mädchen befand sich bei ihnen, der Ähnlichkeit nach die Schwester der jungen Frau; beide Gestalten nach echtem Wiener Schlage, geschmeidig, doch schon ans Üppige streifend, warmblütig in Wort und Geberde, in den Augen allein ein kleines Arsenal von Feuerwerk und Waffen, denen man durchaus nicht als Feind gegenüber zu stehen braucht, um ihre Gefährlichkeit zu spüren.

Der ehrsame Witwer hatte nach dieser Richtung bisher noch wenig Bekanntschaften gemacht. Er rückte achtungsvoll beiseite, um der Gesellschaft Platz einzuräumen, schier etwas geblendet von den zwei blühenden Erscheinungen, die sofort den Blick freundlich auf ihn richteten, während sie ihre schwarzen Spitzentücher vom Kopfe nahmen, um die Kühle des Abends zu genießen. Ihr Begleiter forderte ihn auf, sich ja nicht zu genieren, sie hätten alle prächtig Platz an dem Tischchen. Hiemit war die Unterhaltung eröffnet und währte bei Bier und Walzerklängen mehrere Stunden, wonach man sich zum Abschied wie gute Bekannte die Hände schüttelte.

Gottfriedles Vater gieng in einer gewissen nachdenklichen Heiterkeit nachhause. Dass aus seinem Vorhaben, noch einmal zu Marie zu gehen, nichts geworden — er war es gerade nicht unzufrieden, aus mehrerlei klaren und dunkleren Gründen. Die Aufheiterung hatte ihm gut gethan, und endlich, an ihr, an Marie wäre doch eigentlich die Reihe, sich zu rühren. Einen Mann, der etwas Rechtes ist, lässt ein vernünftiges Frauenzimmer nicht lange auf ein Jawort warten. —

Marie jedoch dachte anders. Als er mehrere Tage nach diesem Abend nicht kam, meinte sie, die in ihrer Zurückgezogenheit weder Leben noch Menschen je recht kennen gelernt hatte — froh, dass er ihr Gefühl verstanden: er will noch eine Zeit vergehen lassen! Deshalb hütete sie sich, als sie ihn wiedersah, auch nur mit einem Wort an das Gespräch zu erinnern. Sie arbeitete noch emsiger als zuvor, von früh bis spät, und schlos das Kind, das ja das ihrige werden sollte,

womöglich noch inniger in ihr Herz, all dies mit der ſtillen Ausſchau auf eine Zukunft, welche ihr das ſchönſte Los zu bergen ſchien.

An den Abenden wurde Gottfriedle nun öfter von ſeinem Vater zu einem Spaziergang abgeholt. Auch Marie wurde dazu aufgefordert; aber gerade jetzt hielt ſie ſich noch mehr zurück; man ſollte den verwitweten Mann und ſie, mit dem Kinde zwiſchen ſich, für kein Liebespaar anſchauen! Der Mann ſchüttelte den Kopf zu ihrem Weſen; er wurde nicht klug daraus.

So vergieng Woche auf Woche. Einmal, und ſpäter wieder einmal, erzählte das Kind, daſs es mit dem Vater im Gaſthaus geweſen und von einer Frau Näſchereien bekommen habe. Auch der Mann erwähnte einer Bekanntſchaft, die ſich zufällig wiederholt erneuert habe.

Eines Abends, nachdem er länger als ſonſt ſich nicht hatte ſehen laſſen, kam er mit ziemlich verlegener Miene, fragte zerſtreut nach dem Kinde und hielt Marie dennoch ab, es aus dem Hofe, wo es ſpielte, heraufzurufen.

Er möchte ein paar Worte mit ihr reden, ſagte er, ohne ſie anzuſehen; übrigens könne ſie ſich vielleicht denken, um was es ſich handle.

Sie ſah ſchnell auf und antwortete mit hochklopfendem Herzen ehrlich: Ja, ſie könne es ſich denken.

Er beſann ſich, wie ſeine Sache möglichſt kurz und gut vorzubringen ſei. Über ihre Arbeit gebeugt, lauſchte ſie ſeiner Rede entgegen. Die Stille brachte ihn etwas aus der Faſſung. Endlich kam es raſch heraus: Marie hätte mit ihrem Jawort derart gezögert, daſs er es als einen Abſchlag habe betrachten und — da er nimmer allein bleiben könne — ſich eben anderweit nach einer Hausfrau umſehen müſſen. Sie werde ihn ja wohl begreifen! Er verüble es ihr ja auch nicht, daſs ſie ſich für ihn nicht habe entſcheiden können. Jetzt möchte er ſie nur fragen, ob ſie bis zu ſeiner Hochzeit den Gottfriedle noch behalten wolle oder — —? So brächte er ihn ſo lange wo anders unter; ſeine künftigen Schwägersleute hätten ſich dazu bereit erklärt —

Marie war todtenbleich und ſtarrte nun auf den Mann, der im dunkleren Hintergrund der Stube ſtand.

Ob ſie ſo verwundert über ſeine Mittheilung, fragte er, ſich ſelber verwundert ſtellend.

Sie konnte keine Antwort geben, denn ſie wuſste in dieſem Augenblicke nichts, gar nichts.

„Und was die Dankſchuldigkeit für meinen Knaben anbetrifft", hob er, um die peinliche Stille zu unterbrechen an, „die werd' ich nie vergeſſen — niemals! — Alſo — Fräulein Marie, darf das Kind, bis es wieder daheim ſein kann, bei Ihnen bleiben?"

„Das Kind —" ſprach ſie mechaniſch und lächelte wie geiſtesabweſend — „der Friedl — — mein Gott!"

„Der Kleine hängt an Ihnen —"

Sie nickte. — „Ich auch an ihm —"

„Wenn's Ihnen recht iſt, ſoll er alle Sonntage zu Ihnen kommen."

Sie ſtarrte vor ſich hin, ohne Antwort zu geben.

In dem Manne regte ſich etwas wie Mitleid, wie ſchlechtes Gewiſſen. — „Fräulein Marie", ſagte er näher tretend, „wir bleiben gute Freunde, nicht wahr? Ich halte große Stücke auf Sie! —"

„Ich dank' — ich dank'!" nickte ſie.

Als er fortgieng, hatte er ein recht unbehagliches Gefühl. So ein Glückwunſch von bleichen Lippen macht einem keine Freude. Hatte er etwa nicht wie ein Ehrenmann gehandelt? —

Unten im Hofe rief er Gottfriedle zu ſich und ſchickte ihn hinauf; er ſolle zur Fräulein Marie gehen, ſie ſei traurig.

Der Kleine stürmte die Treppe hinan. Schlaff, die Hände im Schoße, saß Marie in dem dunkelnden Zimmer und bemerkte es gar nicht, als das Kind herein kam. Das machten weniger ihre Gedanken, als die mancherlei Geräusche, welche aus dem Hofraume in die kleine Stube hereindrangen. Ein Kind schrie in der Wohnung gegenüber aus vollem Halse und drunten schmetterte eine Drehorgel leichte Operettenmelodien. Gedanken hatte Marie nicht, nur ein Gefühl von Betäubung, wie jemand, der aus einer Höhe gefallen.

— „Fräul'n Marie!" rief Gottfriedle sie an, seine Arme schmeichelnd nach ihr emporstreckend; „was haben's denn — Kopfweh?"

Sie wandte langsam den Blick nach ihm, ohne sich zu rühren. — „Kind!" flüsterte sie leise, und war nahe daran, ihm zu sagen, dass sie wieder auseinander müssten; aber sie war wie in einem Staarkrampf; sie brachte kein Wort weiter hervor. Nur auf ihre Knie zog sie ihn und preßte den Mund auf die blonden Härchen in aufzitterndem Schmerze. Doch der Knabe hielt kaum eine Minute still. Er wußte ja nicht, dass in diesem Augenblicke ein Menschenherz bitteren Abschied nahm von seinem einzigen ertraumten Glück.

Marie wurde zu der bevorstehenden Hochzeit eingeladen. Als sie bei diesem Anlasse zum erstenmale die Erwählte sah, in ihrer blühenden Jugend und Zuversicht, die ohne Kopfzerbrechen dem neuen Stande entgegenschritt, da erschien es ihr wie eine Vermessenheit, dass sie an ein Los hatte denken können, wie es einem solchen Wesen zutheil wird. Nie war sie sich ärmer und unansehnlicher vorgekommen; nie hatte sie die unverdienten Güter der Jugend und Schönheit mehr bewundert, als an ihrer einzigen Rivalin. Sich selbst zum Hohn wie zur Sühne zog sie immer wieder den Vergleich zwischen sich und jener; — warum hatte sie aus ihrem einsamen Versteck, hinaus verlangt in den Sonnenschein, wo die anderen geh'n! Das bedeutet nun einmal für den Glücklosen Strafe, weshalb? Das weiß keine Moral der Welt zu sagen.

Aber sie wurde doch fertig mit sich, in aller Stille. Die Pflicht, die Arbeit, welch ein Segen ist sie! Sie hilft über alles hinweg; sie schüttet die löschende Erdscholle über die aufschlagenden Flammen. Und dann gibt es eine Seelenscham im Weibe, die stärker sein kann, als jedes Leid, wenn es gilt, ein Geheimnis des Herzens zu bewahren. Niemand soll ahnen, wonach seine Sehnsucht gegangen; das beste Weib kann sich selbst verleugnen, kann lügen dafür. Wer fragte bei der stillen Stickerin nach solchen Schmerzen? Ein einziger Mensch vielleicht, dessen Wohlthäterin sie war, der ihrer nun aber nicht mehr bedurfte. Und dennoch setzte sie ihre Ehre darein, vor diesem Einzigen und sich selber aufrecht dazustehen.

Zur Hochzeit gieng sie nicht, aber am Morgen jenes Tages rüstete sie das Büblein für das Fest, das ihm wieder eine Mutter gab. Als es fort war, trug sie die Habe des Kindes zusammen, seine Kleidchen, sein Spielzeug, alles zur Übergabe wohl geordnet. Bald lag es in einem Häuflein auf dem Tische beisammen. Sie saß davor und betrachtete die unscheinbaren Dinge, wie an jenem Weihnachtsabende, wo sie dem Kleinen die ersten Geschenke gekauft — und fast wie damals war ihr, als sei wiederum jemand in ihrem Stübchen gestorben.

Abends hielt ein Wagen vor dem Hause. Die heitere Gesellschaft wollte Marie überreden, wenigstens einige Stunden noch mit in einem Gasthaus zuzubringen. Aber sie bedankte sich und nahm dafür den Knaben, der seinem Vater schlafend im Arme lag, noch einmal unter ihr Obdach.

Gottfriedle wußte am folgenden Morgen viel von gutem Essen und Trinken zu erzählen, und als ihm Marie dann sagte, er käme heute fort von ihr, zu den Eltern, da sträubte er sich nicht im mindesten dagegen, weil er dachte, das gienge nun alle Tage so fort, wie es gestern gewesen.

In der Dämmerstunde holte ihn das Ehepaar sammt seinen Habseligkeiten ab. Mariens Stube war ganz erfüllt von Bewegung und Gespräch und fröhlichem Wesen; das junge Weib lachte ihren Mann mit verliebtem Blicke an, und das Kind sprang umher in der Freude, daß nun einmal wieder etwas Neues an die Reihe kam. Der Vater mußte ihm vor dem Weggehen erst sagen, daß es sich auch ordentlich verabschiede und bedanke und um die Erlaubnis bitte, wieder einmal kommen zu dürfen.

„Jetzt im Anfang — lieber nicht", bat Marie, mit zuckenden aber lächelnden Lippen! sie gab sich alle Mühe zu verbergen, wie nahe ihr die Trennung gieng. „Ich muß mich von dem Kleinen erst entwöhnen — wir haben uns gern gehabt, wir zwei — gelt Friedle?" Und sie strich ihm noch einmal mit zitternder Hand übers Haar.

Das Kind nickte und lachte — dann war nach wenigen Minuten die Stube leer.

Marie stand eine geraume Weile auf demselben Fleck bei der Thüre, durch welche die anderen eben verschwunden waren, — — daß der Kleine so leicht von ihr gehen würde, das hatte sie nicht gedacht, — recht bitter ist doch manches auf der Welt! Aber — es war nun auch vorüber.

Mechanisch rückte sie die paar Stühle in ihre alte Ordnung.

In den Blumengeschäften saßen die Kranzwinderinnen, wie alljährlich, Tag und Nacht bei der Arbeit, denn Allerheiligen stand wieder vor der Thür.

Es war die alte Wiederholung des Gräberschmückens, des stillen Wanderns trauernder, sinnender und gedankenloser Menschen zwischen den blumengezierten Hügeln. Über allem ein frostig grauer Spätherbsthimmel, verdämmernde Fernen.

Wie ein Altärchen war die Ruhestätte von Mariens Mutter wieder hergerichtet, heiter anzusehen, fast wie ein Madonnen-Altärchen im Mai. Wenn sie es im Himmel oben sehen könnte, die alte Frau, wie müßte sie sich freuen über die Liebe, die Leben und Tod überdauert, die nimmer aufhört!

Dieser Platz war so recht aufs neue Mariens Zuflucht geworden; sie kam in letzter Zeit so oft wie vor einem Jahre hieher. Alles zum Schmuck hatte sie wieder selbst herzugetragen und auch auf das naheliegende andere Grab in verstohlener Hast ein Kränzlein gelegt. Die Todte da drüben war ihr, obgleich unbekannt, doch nahe gerückt worden — und von dem anderen, was wußte sie? — Ihr Hügel war wie hundert andere abermals vom Friedhofgärtner besorgt worden; dazu lehnte ein Perlenkranz am Stein. Und schon dicht bewachsen war das Grab; — ja was in einem Jahr alles gedeihen kann!

Viel „Publikum" strömte wieder herbei. Es war ein Kommen und Gehen bis in den sinkenden Abend des zweiten Tages. An einzelnen Stätten saßen die Wächterinnen noch auf ihren Schemeln, um die Lichter ausbrennen zu lassen; an anderen wurde bereits aufgeräumt. Gruppen alter Frauen zogen mit ihren schon oft gebrauchten Kunstblumenkränzen und Laternen ab, um sie fürs künftige Jahr wieder aufzuheben. Mit geschäftsmäßigem Gleichmuthe humpelten sie durch die entlaubten Alleen, wie die eigent-

lichen Vertrauten dieſes Ortes, die mit der Vergänglichkeit auf du und du ſtehen.

Marie war ebenfalls an ihrem Platze beſchäftigt; als es Abend wurde, rüſtete auch ſie ſich nachhauſe zu gehen.

Sie hatte diesmal der Todten eine Untreue abbitten zu müſſen geglaubt für jenen einen Tag, in dem alles Licht ihres Daſeins zuſammengeſtrömt ſchien, und an dem ſie doch nicht mehr gelebt; — für das Glück, welches ſie in dem Beſitze des Kindes gefunden — und für den Schmerz über die Trennung von ihm. — War das nicht Untreue an der Einzigen geweſen, die ein Recht an ſie hatte?

Aber nun iſt das alles vorbei wie ein Traum. Sie hat es der Mutter gebeichtet und ſie ſind wieder eins und allein, wie je vorher. Alſo zurück ins alte Geleiſe, an die Arbeit, an das Gebot jedes neu anbrechenden Tages. Dieſer Segen fehlt ihr ja nicht, der fleißigen Stickerin! In wie manch ſchönen, duftigen Brautſchatz wird ſie wohl noch die verſchlungenen Namenszüge von Glücklichen weben?

— „Fräul'n Marie!" rief es ſie plötzlich an mit einem aufjauchzenden Stimmchen.

Sie fuhr zuſammen und blickte hin.

Da kam im matten Abendlicht noch ein Paar den Gräberreihen entlang, ihm voraus, gerade auf ſie los in hellem Lauf ein Kind — Gottfriedle war's, den ſie ſeitdem nicht mehr geſehen.

— „Friedl!" — Sie breitete die Arme aus — der Kleine flog an ihr empor, ſie ſtürmiſch umhalſend. Er hatte ſie nicht vergeſſen, hatte ſie noch lieb! „Kind —" flüſterte ſie zitternd vor Freude.

Das Ehepaar trat herzu, und der Mann erzählte, ſchon den anderen Tag hätte das Kind zu ihr zurück verlangt.

Dies eine Wort — und alle Bitterkeit war in ihrem Herzen ausgelöſcht! —

Als ſie längſt wieder allein in ihrem Stübchen war, ſpürte ſie den Druck der zwei kleinen, weichen Arme noch. Wie warm das geweſen! Sie zehrte Tage, Wochen davon. Und ſie wuſste auch, wer ihr, gerade an jenem Ort, dieſe Begegnung zum Troſt geſandt — ſo ein einſames Herz hat ſeinen eigenen myſtiſchen Glauben.

Die Wegzehrung.

Aus dem Tagebuche meines Wanderlebens.

Am Fuße des Rieſengebirges habe ich eine Freundin. In einem echt deutſchen, hochangeſehenen Hauſe iſt ſie geliebte Hausfrau, Gattin und Mutter. Vor Jahren, bei einer Vorleſung in Trautenau hatte ich ſie kennen gelernt, ſeither ſtehen wir in Briefwechſel, und den Adel der Geſinnung, der aus ihrer Weſenheit ſpricht und der mir in ihren Briefen entgegentritt, muſs ich in hohem Grade verehren. Auch hat ſie für mich und mein Haus mannigfaltige Auszeichnungen erſonnen, die in einer Weiſe dargebracht wurden, daſs ſie den Empfänger nicht minder ehren, als den Geber, weshalb ſie mit frohem Gemüthe und Dankbarkeit angenommen werden konnten.

Einmal war ich auf der Heimkehr von einer größeren Reiſe. Der Weg führte dem ſchönen Thale entlang an den ſüdlichen Hängen des Rieſengebirges, und dort, wo die Elbe es durchſchneidet, iſt das Städtchen und der Bahnhof, an welchem ich wieder ſo freundlich geehrt wurde. Sie war da, ſtand in einer Reihe von Menſchen, die alle ihre Hände voll hatten, um mir Gaben zu bringen. Zuerſt kam ein Strauß aus Roſen und Nelken, dann kam ein Korb mit Obſt, hernach kam ein ganzes, in allen Farben glühendes Blumenbeet, und endlich kam ein mit grünen Ranken umflochtenes Behältnis mit zubereiteten Lebensmitteln. Das alles und noch anderes wurde raſch in mein Coupé geſtellt. Schon läutete die Glocke den Zug ab, da kam noch das Allerſchönſte und Allerliebſte, aber das gab mir die Frau nicht herein, das hob ſie nur ein wenig zu mir herauf, daſs ich es anſehen und bei den kleinen weißen Händchen faſſen könne. Ein engelsliebes Kindlein war's, ihr einjähriges Gretchen, und das blickte mich mit den dunklen Rundäuglein an — und im nächſten Augenblicke ſchon war alles vorüber. Ich war im Coupé wieder allein, ſo wie ich es vor zwei Minuten geweſen, aber ich befand mich nun in einem prangenden Garten von Blumen und Früchten.

Eine Weile war ich faſt betäubt, dann war's, als erwachte ich allmählich aus einem Traume. Das Geſicht war verſchwunden, aber die bunten, leuchtenden, wohlriechenden Dinge waren bei mir geblieben und ein Zettel: „Dem Dichter eine kleine Wegzehrung für die Heimreiſe", ließ keinen Zweifel darüber zu, daſs ich dieſes ſo plötzlich erblühten Paradieſes Eigenthümer ſei. Sachte begann ich mein Reich zu durchforſchen. Im Korbe die Veilchen und die Nelken, die Stiefmütterchen und die Reſeden, die Glockenblumen und die Sternblumen und die ſchmetterlingsartigen, und die Roſen aller Sorten und Farben! Der Raum war von Wohlduft erfüllt. Dann auf

den Naturkellern großer Blätter lag kalter Braten, war Backwerk aller Gattungen, und daneben standen, lehnten, staken Flaschen mit der grünen Perle vom Rhein, und dann Strauchobst, Baumobst, fast ebenso buntfarbig leuchtend wie der Rosengarten. Ein Tisch, wie er feiner und schöner und einladender nicht zu denken ist.

Schon während der Durchforschung begann ich zu naschen, bald jedoch kamen die Qualen des Herzens. Jener Bauernbursche, der bei der großen Sterzschüssel saß, aß und aß und fachte anhub zu weinen! Und als man ihn fragte, weshalb er weine, gab er bittersten Schmerzes voll zur Antwort: „Es ist noch so viel Sterz in der Schüssel und ich kann nicht mehr!“ — Ich sage nicht gerade, dass es mir auch so ergieng, nur erinnerte ich mich dran. Wie auch würde ich, der auf der Reise wenig zu genießen pflegt, mit diesen Dingen fertig werden? Und die Hilfe ist so weit! Wenn ich endlich nach Steiermark komme, werden die herrlichen Güter verwelkt und verdorben sein. Denn schon nach wenigen Stunden ließen die Blumen und Rosen müde ihre Köpflein hängen, als hätten sie Heimweh nach den rothen Ufern der Elbe, und der köstliche Duft der Braten wetteiferte mit dem der Blumen.

Der Schaffner war ein netter Mensch, der mir schon früher das bequeme Gelass aufgemacht hatte, damit ich nach den Anstrengungen der Reise angenehmer rasten konnte. Als er nun wieder einmal draußen auf dem Gange vorübergieng, klopfte ich an die Glasscheibe. Dienstbereit schob er die Thür auf. Wir waren eben aus einer Station gefahren, hatten eine längere Strecke bis zur nächsten vor uns und so knüpfte ich unter Hintergedanken mit dem Schaffner ein Gespräch an.

Wie weit er mit mir fahre?

„Bis Groß-Wossek.“

Wo er stationiert sei?

„In Trautenau.“

Wann er wieder zurückfahre?

„Heute abends.“

Wo er zu Mittag esse?

„Je nachdem.“

Ob er sich nicht ein bisschen ins Coupé setzen wolle?

„Ei, das gienge wohl nicht.“

Und einiges verkosten von den guten Sachen, die mir unterwegs so reichlich zu Theil geworden wären? Zum Beispiel einmal dieses prächtige Stück Rindsbraten!

„— Werden selber nicht essen?“

„Gewiss, ich esse auch und wir werden es uns theilen. Sehen Sie, wir haben es schon mitten entzwei. Setzen Sie sich doch und nehmen Sie!“

Fast schämig that er, endlich aber saß er mir gegenüber und wir tafelten selbander. Zuerst der Rindsbraten, dann ein Kirschenkuchen, hernach ein Huhn, endlich die Torte und schließlich Obst. Da wir die Freuden und Gefahren des dahinrasenden Zuges theilten, so tranken wir auch den Wein aus einem Glase, und nun sagte mein Gast, mit der Zunge schnalzend: „Das ist einer! Der ist nicht im Böhmerland gewachsen.“

„Und auch nicht in Steiermark.“

„Ein rechter Herzenströster!“

„Den Sie als solchen hoffentlich nicht nöthig haben“, sagte ich.

„Jeder Mensch hat seine Sorgen“, meinte der Schaffner.

„Sind Sie verheiratet?“

„Seit einem Jahre.“

„Haben Sie Familie?“

„Seit heute Mitternacht ein Mädel.“

„Ah, bravo! Es lebe hoch!“

Wir tranken auf das Wohl von Mutter und Kind.

„Wie soll's denn heißen?“ fragte ich dann.

„Der Kaplan hat uns die heilige Apollonia zur Namenspatronin angerathen, aber meine Frau sagt, der Name Grethel thät ihr besser gefallen.“

„Bleibt bei dem Grethl. Und da habe ich einen schönen kleinen Blumenstrauß, den bringen Sie Ihrem jungen Grethl heim. Und da habe ich einen schönen großen Blumenkorb, den bringen Sie Ihrer Frau. Und da habe ich einen grünen Teller mit Obst, den bringen Sie auch Ihrer Frau. Und ich lasse Glück wünschen zu ihrem Kindel und zu allen, die noch nachkommen."

„Ja", meinte er ganz verlegen, „wenn der Herr schon so gut ist und dass ich das alles mitnehmen darf, da wird meine Frau wohl eine rechte Freude haben. Ich nehm's schon an. Die wunderschönen Rosen nehme ich auch an, den Glückwunsch auch, aber was das letztere angeht, von wegen denen die nachkommen, dass er nicht etwa zu kräftig ist, der Glückwunsch! Wenn just bei guter Gelegenheit noch ein Bub kommt, so ist's recht, dann haben wir genug. Ja, ich danke schön, ich danke recht schön für die Sachen. Gott, ich glaube, wir sind schon in Groß-Wossek. Na, da pack' ich gleich auf. Meine Frau wird eine Freude haben!"

Noch hatte ich mir aus den Blumenbüschen ein blutrothes Röslein genommen und ein Stämmlein Reseda und eine Nelke. Das übrige nahm dann mein Schaffner mit sich und mir war ganz warm ums Herz darüber, dass die schönen Kinder der Flora eine so gute Stätte finden sollten, ehe sie verwelken. Und schöner kann eine schöne Spende wohl niemand verwerten, als es mir da gegönnt gewesen.

Der Schaffner dankte noch dadurch, dass er an der Anschlussstation, wo er zurückblieb, mich seinem Collegen empfahl, so dass ich im Eilzuge wieder ein eigenes Heim gewann, in welchem ich nach Bequemlichkeit rasten, oder arbeiten, oder die Landschaft betrachten konnte, die an beiden Fenstern, theils als Ebene, theils als Hügelland, theils als Stadt, theils als Garten, theils als Matte, theils als Wald, theils als Schlucht und theils als Gebirge vorüberflog. Böhmen ist ja ein so schönes Land, und dem Naturfrieden, der darüber liegt, merkt man nichts an von dem grimmen Streite, den die Menschen dort mehr als anderswo miteinander führen.

Ich besaß noch immer Schätze genug. Auf der Station Iglau in Mähren gab ich einem Mädchen ein Glas Wein für ein Glas Wasser; dieses bedurfte ich zum Einfrischen meines Blumensträußleins, welches im Weine wahrscheinlich nicht gediehen, oder zum mindesten betrunken worden wäre. Und eine betrunkene Nelke! Wer könnte das fassen! In Znaim hob der Schaffner eine kranke Frau ins Coupé, die ein in Spital nach Wien fuhr. Sie war sehr erschöpft. Ich bot ihr Wein. „Ach Gott!" stöhnte sie, „immer Wein. Mir widersteht jeder Tropfen."

„Habe da noch etwas anderes, liebe Frau!" Damit reiche ich auf einem grünen Blatte große würzige Erdbeeren hin. Die mundeten ihr, die thaten ihr wohl, sie aß ihrer noch mehr und sagte dann: „So gut hat mir schon lange nichts geschmeckt, als diese Erdbeeren." Ich hätte nur gewünschl, die edle Spenderin an der Elbe wäre zugegen gewesen.

Spät abends in Wien angekommen, war auf meinem Hotelzimmer das erste, mein Sträußchen zu erquicken und das zweite, von dem Reste zu genießen, der immer noch vorhanden war. Ich saß beim kalten Huhn und beim Rheinwein wie ein König da, fast hoffärtig der Wohlthaten gedenkend, die ich an diesem Tage so großmüthig ausgetheilt hatte.

Am nächsten Frühmorgen steckte ich rasch noch das letzte Stück Kuchen, die letzte Flasche Wein in meine Handtasche, und in mein Knopfloch das Sträußchen, welches noch immer recht frisch und munter in die Welt blickte. Dann mit dem Eilzug nach

Steiermark. In Millerdorf ſtieg ich aus, um nun aber zu ſehen, daſs der Poſtzuganſchluſs nach Krieglach verſäumt war. Ich nahm meine ſieben Sachen, um zu Fuß über die Waldhöhe von Freßnitz nachhauſe zu eilen. Es war um die Mittagszeit, der Hochſommertag war heiß und ſtill. Ich ſaß auf der Höhe unter einem Fichtenbaum und ſchaute über den Anger hinab ins ſchöne ſonnige Thal, das ich ſchon ſo lange nicht mehr geſehen. Über den Vorbergen leuchteten die Felswände herein. Vom Kriegtacher Kirchthurm herauf klang ſanft, wie das Summen einer Hummel, die Zwölfuhrglocke herauf. Ich war ſo glückſelig, wieder in dieſem Thale zu ſein, und nun beſchloſs ich, zur Feier meiner Heimkehr hier auf der Waldhöhe die letzte Flaſche Rheinwein auszutrinken.

Da ſah ich am Waldrande drei Kinder. Barhauptig, barfüßig waren ſie und in zerfaſerten, ſchlotternden Gewändlein. Ganz ſtill ſtrichen ſie im Heidekraut umher und pflückten Heidelbeeren in kleine Töpflein. So froh ſchienen ſie zu ſein, hier einmal Gottesgaben ruhig angreifen zu dürfen, ohne daſs jemand rief: Weg da! Das gehört nicht dir!" So gute blaſſe Geſichtlein hatten ſie; Kinder armer Leute. — Und wie ich nun den Wein an die Lippen führen will, fällt es mir ein: Heute, wenn du wollteſt! Geſtern war's keine Kunſt, wohlthätig zu ſein. Aber heute, wenn du wollteſt! —

„Kinder!" rief ich, „kommt einmal her zu mir! Kommt nur her, es geſchieht euch nichts. Ihr kriegt was." — Ihr kriegt was, auf das hörten ſie. Zuerſt kam, etwas zögernd zwar und den Finger im Mund, das Bübel heran, ihm folgte ſacht das Dirndel, und ganz hinten watſchelte auch das Kleinſte im blaſsblauen Kittel. Und jedes patſchte ſo ein wenig die Händchen zuſammen.

„He, Kinder! Da iſt ein guter Gugelhupf! Der iſt euer, den eſſet! Aber nicht raufen drum!"

Vom Raufen war wohl keine Rede. Das Dirndl nahm das Stück Kuchen gar beſcheiden in ſeine von Heidelbeeren blaubemalten Händchen, brach es ganz geſchickt in drei Theile; den einen Theil gab es dem Blaukittlein, den anderen dem größeren Bübel und den letzten — und das war das kleinſte Stück — behielt es ſelber. Ohne erſt viel zu ſchauen, was es war, biſſen ſie drein.

„Und da drin iſt auch noch etwas." Die Weinflaſche hielt ich empor. „Junge, komm, ſetz' dein Schnäblein einmal an dieſes Rohr. Na, na, es geht nicht los. Es beißt auch nicht. Trinken ſollſt!"

Das Büblein patſchelte wieder die Hände zuſammen, dann ſchnappte es an, anfangs zwar etwas ſchüchtern und ungeſchickt, als das Ding aber einmal rann, that der Kleine einen erklecklichen Zug, wobei ihm die ſchwarzen Augen übergiengen, daſs man faſt nur mehr das Weiße ſah. Endlich ſetzte er ab, ſchaute ſeine Geſchwiſter an und ſagte: „Oh, der is guat! Den trinkn ma nit, den bringa ma da Mnada."

Jetzt hatte ich gerade genug. Ich der große Wohlthäter von geſtern, der erſt andere erquickte, als er ſelber ſatt war!

„Ja, Kinder, bringt es nur der Mutter, das da und das auch, und das auch!" Sagte es noch, ſchtich davon und ſchämte mich. — Und doch war's eine Luſt zu denken, wie viel Genuſs und wie viel Freude aus der ſchönen Wegzehrung hervorgegangen iſt, für andere, für mich, und gewiſs auch, wenn ſie es wüſste, für die Spenderin im Böhmerlande. Mir war nur noch das Sträußlein geblieben.

An der Bergquelle ſprengte ich ein paar friſche Tröpflein drauf, um es ein wenig ſpäter meiner Eheliebſten an den Buſen zu ſtecken. R

Maximilian.

Ein Gedicht von Ferdinand Ebhard.

Führ' Muse mich zum Adsallutastrand!
Sechzehn Jahrhunderte blick ich zurück; —
Vom röm'schen Kaiser Numerian gesandt,
Eutasius lenkte Noricums Geschick. —
Längst zog Germaniens Donnergott, voll Groll,
Der finstre Thor ins rouhe, nord'sche Land,
Den Einzug hielten Jupiter, Apoll,
Venus und Mars im schönen Steirerland.
Die Eiche fiel, durch Römerart gefällt,
Moräste trockneten, in Fülle stand
Des Bodens Frucht. Seit Rom beherrscht die Welt
Drang Sonnenschein in manches düstre Land.
Im bergumkränzten Adsallutathal
Schoss prächtig auf die üpp'ge Frucht des Mais.
Die Rebe blüht im warmen Sonnenstraht,
Dank, Götter, euch und der Bewohner Fleiß!
Seit Jesus bitt'ren Kreuzestod erlitt,
Zum Menschenheil am Berge Golgatha,
Der liebe Gott mit falschen Göttern stritt,
Die Welt viel Greuel, manche Wunder sah.

Auch zu Celeja eine Christenschar
Blickt gläubig auf zu dem dreiein'gen Gott,
Ihr frommer Bischof Maximilian war
Ein Held im Glauben, — Tröster in der Noth.
Voll Würde sprach der Alte vom Altar:

„Liebt Brüder euch und trotzt der Heiden Spott,
Im Glauben fest, in eurem Wollen klar,
Den Tod verachtend, baut auf euren Gott!
Ihr Schwachen aber, die ihr glaubt an Gott,
Doch Opfer bringt dem heidnischen Altare,
Erhebet euch! Vor Heuchelei und Spott
Der Christensinn das Christenherz bewahre!"

Des Priesters Wort hat allzurasch zum Ohr
Des röm'schen Pflegers der Verrath getragen, —
„Schleppt ihn zu mir, den alten Christenthor,
Ich will auf römisch ihm die Antwort sagen!" —

Schon steht der Bischof in dem hohen Schloss
Dort auf den Höh'n am Adsallutastrande,
Und rings um ihn der röm'schen Krieger Trotz.
Eutosius sich zum Christenbischof wandte:

„Wenn wirklich euer Gott allmächtig ist,
Wird er euch vor der Verfolgung schützen.
Nichts kann ein Gott, der auf sein Volk vergisst,
Wenn auch allwissend er, den Christen nützen!
Hat der Allmächtige den Sohn gesandt,
Von Sündenlast Erlösung euch zu bringen,
Dann wird befreiend er mit starker Hand
In seiner Gläub'gen finstre Kerker dringen.
Senkte der heil'ge Geist sich einst herab,
Den Glauben in das Menschenherz zu tragen,
So stehe auf, o Christ, aus deinem Grab,
Wenn wir das Haupt dir von dem Rumpfe schlagen!
Du hast, o Christ, die Götter frech verletzt,
Doch, opferst reuig du an den Altären,
Dann werden sie Vergebung dir noch jetzt
Zum letztenmal für deine Schuld gewähren.
Doch Bischof, weigerst du dein stolzes Haupt
Vor unsern Göttern demuthsvoll zu beugen,
Dann wirst des Lebens heute noch beraubt,
Und deines Gottes Ohnmacht wird sich zeigen!"

Man führt den Greis zum nahen Tempel ein, —
Gott Mars stand dort auf hohen Sockels Stufen, —

Anmerkung: Adsallula ist die lateinische Bezeichnung für die Sann — Celeja ist Cilli.

Ein finſtrer blut'ger Gott von kaltem Stein,
Dort ſoll ſein Wort der Biſchof widerrufen.

„Verleugnen ſoll ich dich, Herr Jeſu Chriſt,
Dich Gott der Liebe, — dort auf höchſten Stufen,
Wenn auch dies Wort mein Todesurtheil iſt,
Den Götzen Trotz, — ich kann nicht widerrufen!“

Man führte ihn vom Tempel dann hinaus, —
Den edeln Greis die rohen Knechte packen,
Der Henker holt zum mächt'gen Streiche aus,
Da rollt das Haupt vom ungebeugten Nacken.

Doch wie das edle Blut den Boden netzt,
Sieh da! Ein Wunder! Eine klare Quelle
Springt aus der Erde, wo der Nachwelt jetzt
Ein Brunnen zeigt des Chriſtenmordes Stelle.
Längſt ſank in Staub der Römer ſtolze Macht,
Die Götter auch, der Tempel hohe Hallen,
Die Völker wogten, und in heißer Schlacht
Geſchlechter ſiegten, — andere ſind gefallen.
Der Gott der Liebe hat die Welt beſiegt.
Und Friede zog zum Adſallutathale,
Wie ein Juwel aus Gottes Händen liegt
Celeja dort in heitrem Sonnenſtrahle.

Weihnacht.

Von Adalbert Stifter.

Soweit Aufzeichnungen und Erinnerungen zurückreichen, haben Menſchen und Völker ihre heiligen Feſte gehabt, an denen ſie ihre Seelen in nähere Beziehung zu den Weſen ſetzten, die ſie über ſich glaubten, als Herren ihres Schickſals, mit großer, oft unbegrenzter Macht ausgerüſtet, mit Gaben verſehen, die unbegreiflich ſind, und den Willen hegend, auf die Menſchen mannigfach einzuwirken, ſie mochten nun dieſe Weſen Götter oder Selige oder Himmliſche oder wie immer heißen. Und ein Schein und ein Schimmer war gewiſs zu allen Zeiten für ſinnige Gemüther durch Herz und Natur bei dieſen Feſten ausgegoſſen, wenn auch nicht alle, ja vielleicht die wenigſten Urſprung, Zweck, Bedeutung und Inhalt der Feſte erkannten, und wenn ſie vielmehr ihre eigenen frommen oder dichteriſchen oder einbildungsvollen Gedanken mit dem Feſte verbanden. Und als das Licht des reineren Glaubens in die Welt gekommen war, haben die Feſte nicht aufgehört, ſie ſind heiliger geworden, und ein Schein und ein Schimmer iſt durch Herz und Natur bei ihnen ausgegoſſen, wenn die Menſchen ſich mit ihren Ahnungen in das Weſen des Feſtes verſenken, und wenn ſie kleine Verzierungen und kleine Zuthaten je nach den Wallungen und Pulsſchlägen ihres Lebens beifügen.

Und ganze Abſchnitte des Jahres bezeichnen ſolche Feſte, und wie Lichtſäulen ſtehen ſie auf den Zinnen der Zeit.

Das Chriſtenthum hat mehrere ſeelenerhebende Feſte.

Und iſt Pfingſten das „liebliche“ Feſt, und iſt Oſtern das erhabene, ſo iſt Weihnacht das herzinnige. Es iſt das Feſt des Kindes, des ewigen, des heiligſten, des allmächtigen, des liebreichſten Kindes, des Königes der Kinder.

In einer Nacht iſt dieſes Kind

auf einer ärmlichen Stelle geboren worden, und hat die Gestalt des Menschen angenommen, und diese Nacht wird jetzt von der ganzen Welt gefeiert und heißt die Weihnacht, die Nacht der Weihe, die von nun ab über alle Völker ausgebreitet worden ist.

Und wie in jener Zeit, ehe das Kind geboren worden ist, die Welt auf den Erlöser harrte, der die finsteren Übel, die da brüteten, hinwegnehmen sollte, und wie uns gesagt wird, dass die Menschen gerufen haben: Himmel, thauet ihn herab, was in der römischen Sprache rorate hieß, so bereitet sich die Kirche durch ein monatelanges Fest, das Ankunftsfest, Advent, zu dem Geburtsfeste des Kindes vor, und der Priester der katholischen Kirche hält Messopfer, die Rorate heißen und die bis zu dem ersehnten Tage dauern.

Und in welche Zeit des Jahres fällt das Fest. Wenn zu Pfingsten alles grünt und duftet, wenn zu Ostern Feld und Garten und Wald sich zu dem holden Lenze rüsten, so ist die Weihnacht zu der Zeit des kürzesten Tages und der längsten Nacht. Und dennoch, wie ahnungsreich und herzerfüllend ist die Zeit! Wenn der tiefe, weiße, makellose Schnee die Gefilde weithin bedeckt, und in heiteren Tagen die Sonne ihn mit Glanz überhüllet, dass er allerwärts funkelt, wenn die Bäume des Gartens die weißen Zweige zu dem blauen Himmel strecken, und wenn die Bäume des Waldes, die edlen Tannen, ihre Fächer mit Schnee belastet tragen, als hätte das Christkindlein schon lauter Christbäume gesetzt, die in Zucker und Edelsteinen flimmerten, so schlägt das Gemüth der Feier entgegen, die da kommen soll. Und selbst, wenn düstere, dicke Nebel die Gegend decken, oder in schneeloser Zeit die Winde aus warmen Ländern bleigraue Wolken herbeijagen, die Regen und Stürme bringen, und wenn die Sonne tief unten, als wäre sie von uns weg zu glücklicheren Ländern gegangen, nur zuweilen matt durch den Schleier hervorblickt, so würden fromme Kinder den Glanz durch den Nebel oder durch die bleigrauen Wolken ziehen sehen, wie das Christkindlein durch sie hinschwebt, wenn sie nur eben zu der Zeit hinaussähen, da das Christkindlein vorüberschwebt; denn das Christkindlein rüstet sich auch schon lange Zeit zu seinem Geburtsfeste, um den Kindern zu rechter Zeit ihre Gaben zu bescheren. Unsere Großmutter hat uns Kindern oft davon gesagt. Sie hatte viele Sprüche, die unser Gemüth erfüllten, und mit einer Art Gewalt überschütteten. „Sehet, Kinder", sagte sie einmal, „so groß ist die Seligkeit im Himmel, dass, wenn von dem himmlischen Garten nur ein Laubblättlein auf die Erde herabfiele, die ganze Welt von der Süßigkeit vergehen müsste." Und ein anderesmal sagte sie zu mir: „Knäblein, so lange ist die Ewigkeit, dass, wenn die Weltkugel von lauter Stahl und Eisen wäre, und alle tausend Jahre ein Mücklein käme, und einmal ein Füßlein auf der Kugel wetzte, die Zeit, in welcher das Mücklein die ganze Kugel zu Nichts gewetzt hätte, ein Augenblick gegen die Ewigkeit wäre." Sie sagte, der Lorizbauer aus dem vorderen Glöckelberge habe einmal den Glanz des Christkindleins gesehen, da er noch ein Knabe war. Gegen die Mitternachtseite des Himmels erhob sich in der Andreasnacht ein Schein, und es war dann ein Bogen wie eine Brücke über dem Himmel, dass das Kindlein darüber ziehe, und die Brücke wurde mit Schimmerbüschlein geziert, und als das Kindlein vorüber war, erloschen die Schimmerbüschlein und es erblasste die Brücke, und es war nur noch ein Schein in den Gegenden, durch welche das Kind gezogen war. Und der Richter in dem hinteren Glöckelberge hat als kleiner Knabe einmal das Christkind auf einem kleinen, funkelnden Wagen am Abende

schnell durch den Himmel fahren gesehen. Und manche Kinder haben schon den Glanz und Schein erblickt, und wir könnten ihn auch vielleicht noch sehen, wenn wir gut und fromm sind und oft den Himmel schauen. Ich habe aber den Glanz nie erblickt. Da ich zwanzig Jahre alt war, und an den Schimmer des in den Adventnächten durch den Himmel ziehenden Christkindes nicht mehr glaubte und eine Zeit in einem schweren Fieber lag, das mir wälzende Ballen, sich unsäglich weit aufwickelnde Kugeln und klirrende und schmetternde Töne brachte, sah ich auch zum öfterenmale den Gang des Christkindleins, es fuhr in wundervoll buntem, glänzendem Gefieder durch den Himmel, ich sah seine Gestalt, ich sah sein Angesicht, und es lächelte mich ungemein liebevoll an, und ich war jedesmal sehr beseligt davon. Und mancher Greis wird, wenn die Welt kahl und öde geworden ist, und wenn das Himmelsgewölbe ausgeleert ist, und nur die fernen Sterne und die nahen Dünste enthält, noch in der Erinnerung den bunten Glanz sehen, und eine matte Freude haben, dass er so selig geworden ist, da er ein Kind war. Und mancher Greis, der in Kraft und Schönheit seines Alters die Freuden der Natur, der Kunst, der Wissenschaft, der Freundschaft, der Ehe, der Familie, des Vaterlandes um sich hat, wird als Kleinod auch noch den Wunderglauben seiner Kindheit dazulegen.

Und wenn die Zeit des Advents immer weiter vorrückt, wenn die eine Nacht der anderen völlig schon die Hand reicht, und der dazwischen liegende Tag nur als eine hellere Nacht erscheint, und die geliebte Sonne, wenn sie ja gesehen wird, gar so weit unten ist, und mit ihrer Kraft nicht hinaufzureichen vermag, oder wenn die Schneeflocken die Luft erfüllen, oder wenn die Dünste und Nebel in ihr stecken, so kommt doch endlich, wenn dies alles zum weitesten gediehen ist, der Tag, an welchem die Kinder in der Stadt die unzähligen Bäumchen sehen, als wäre ein junger, grüner Wald in die Gassen und auf die Plätze gewandert, welche Bäumchen, wie ihnen die Eltern sagen, in die Häuser getragen, und dort in einem verschwiegenen Zimmer aufgestellt werden, damit das Christkindlein heimlich seine Gaben darauf befestige, und den Kindern auf dem Lande wird gesagt: morgen, übermorgen, wenn die Nacht erscheint, stellen wir ein Tannenbäumchen in die Stube, in die Kammer, in das Prunkgemach, und das Christkindlein wird es mit Geschenken behängen, oder es wird gesagt: wir breiten ein Tuch auf den Tisch, auf den Kasten, auf den Stuhl, und es wird dann auf dem Tuche liegen, was das Christkind zu der heiligen Nacht gebracht hat.

Und endlich kommt die heilige Nacht. So kurz die Tage sind, so hat doch an diesem Tage die Nacht gar nicht kommen wollen, und immer und immer dauerte der Tag. Das Christkind aber gibt die Gaben nur in der Nacht seiner Geburt. Und sie ist jetzt gar wirklich gekommen, diese Nacht. Die Lichter brennen schon in dem schönen Zimmer der Stadtleute, auf der Leuchte in der Stube der alten Waldhütte brennt der Kien, oder es brennt ein Span in seiner eisernen Zange auf einem hölzernen Gestelle. In dem Zimmer mit den Lichtern oder in der Stube mit dem brennenden Kien oder den brennenden Span harren die Kinder. Da kommt die Mutter und sagt: „Das Christkindlein ist schon dagewesen.“

Und nun öffnen sich die Flügelthüren, und die Kinder und alle, welche gekommen sind, die Freude zu theilen, gehen in das verschwiegene Zimmer. Dort steht der Baum, der sonst nichts als grün gewesen ist. Jetzt sind unzählige flimmernde Lichter

auf ihm, und bunte Bänder und Gold und unbekannte Kostbarkeiten hängen von ihm nieder. Und der Gaben ist eine Fülle auf ihm, dass man sich kaum fassen kann. Die Kinder sehen ihre liebsten Wünsche erfüllt, und selbst die Erwachsenen und selbst der Vater und die Mutter haben von dem Christkinde Geschenke erhalten, weil sie Freunde der Kinder sind und die Kinder lieben. Die Bangigkeit der Erwartung geht jetzt in Jubel auf, und man kann nicht enden, sich zu zeigen, was gespendet worden ist. Man zeigt es sich immer und immer wieder, und freut sich, bis der Erregung die Ermattung folgt, und der Schlummer die kleinen Augenlider schließt.

Und auch die Thüre aus der Stube der Waldhütte öffnet sich in die Kammer hinaus, und die Kinder gehen durch die Thüre, und auf einem Baume mit mehreren Lichtlein hängen wunderbare goldene Nüsse und goldene Pflaumen und Äpfel und Birnen und Backwerk und anderes Liebes, vielleicht ein hölzerner, schön bemalter Kuckuck, oder ein Trompetchen, oder zwei rothe, unvergleichliche Schuhe. Und wenn kein Baum in der Kammer ist, so liegen diese Dinge auf einem weißen, reinen Tuche, und eine Talgkerze brennt dabei. Und die Dinge werden in die Stube hinaus getragen und die Talgkerze auch, und sie bleibt in der heiligen Nacht brennen, bis die Kinder schlafen gehen. Und vor Freude und vor Entzücken gehen sie recht lange nicht schlafen und kosten auch noch von den gespendeten Dingen. Aber endlich bringt sie der Schlummer doch unter ihre Decke, und manche Gabe geht mit in das Bett.

Selbst den Kindern in Hütten, wo nur eine Stube oder gar keine verschwiegene Kammer ist, bringt das Christkind Gaben. Sie dürfen nur in das Vorhaus, in den Stallgang, oder wo immer hin auf einen Stein, darauf man sonst Garn klopft oder auf einen Stock oder auf einen Stuhl ein Tuch breiten, und ein leeres Schüsselchen stellen, und wenn sie nach einer Zeit wieder nachsehen, ist das Schüsselchen gefüllt mit Goldnüssen, Pflaumen, Birnen, Äpfeln, Honigkuchen und erwünschlichen Sachen.

Und zu solchen Kindern, damit sie wissen, dass das Schüsselchen gefüllt ist, sendet öfter das Christkindlein eines seiner goldenen Rösslein, mit denen es durch den Himmel fährt, und lässt die geschehene Begabung verkündigen. Und das Rösslein läutet vor der Thür mit seiner Glocke, und thut ungeberdig, schlägt an die Thüre, und wenn die Kinder hinauseilen, ist das Rösslein fort, und das gefüllte Schüsselchen steht da. Wir haben oft in längstvergangenen Christnächten im Walde an der jungen Moldau das goldene Rösslein läuten und toben gehört.

Und wenn die Millionen Kinder, welche in dieser Nacht betheilt worden sind, schon in ihren Bettchen schlummern und ihr Glück sich in manchem Traume nachspiegelt, und nun von dem hohen Thurme des Domes in der großen Stadt die Schläge der zwölften Stunde der Nacht herabgetönt haben, so erschallt das Geläute der Glocken auf dem hohen Thurme des Thurmes, es erschallt das Geläute der Glocken auf allen Kirchthürmen der Stadt, und das Geläute ruft die Menschen in die Kirchen zum mitternächtlichen Gottesdienste. Und von allen Seiten wandeln die Menschen in die heiligen Räume. Und in dem hohen gothischen Dome strahlt alles von einem Lichtermeer, und so groß das Lichtermeer ist, welches weit und breit in den unteren Räumen des Domes ausgegossen wird, so reicht es doch nicht in die Wölbung empor, in welche die schlanken Säulen oben auseindergehen, und in jenen Höhen wohnt erhabene Finster-

nis, welche den Dom noch erhabener macht. Der hohe Priester des Domes und die Priesterschaft des Domes feiern den Gottesdienst. Und so heilig ist das Fest, dass an diesem, und nur an diesem allein jeder katholische Priester dreimal das heilige Messopfer vollbringen darf. Und wenn schon die Baukunst in den zarten Riesengliedern des Domes dem Gottesdienste als Dienerin beigegeben ist, wenn die tiefe Pracht der kirchlichen Gewänder dem Feste Glanz gibt, so tönet auch die Musik in ihren vollen Wellen und in kirchlichem Ernste von dem Chore tadellos dargestellt hernieder. Und wenn die heilige Handlung vorüber ist, zerstreuen sich Priester und Laien, die Lichter werden ausgelöscht, und der Dom ragt finster zu dem Monde, wenn er am Himmel scheint, oder zu den Sternen, oder gegen die dunklen, schattenden Wolken.

Und wie in dem Dome, so wird in allen Kirchen der großen Stadt mit den Mitteln der Kirche das heilige Mitternachtfest gefeiert, soweit die Mittel und der Eifer und die Andacht reichen. Und in jeder Kirche ist die gläubige Menge, und feiert das Fest, und sucht nach demselben seine Wohnung und seinen Nachmitternachtschlummer.

Aber auch, wie um Mitternacht in der Weihnacht die Glocken der großen Stadt zum Gottesdienste rufen, so rufen in derselben Stunde alle Kirchenglocken der kleineren Stadt, der kleinsten Stadt, des Marktfleckens, des Dorfes, es rufen die Glocken aller Kirchen zu dem heiligen Feste, in welchen Kirchen das Fest gefeiert wird. Und es sind Millionen Tempel, in denen man das Geburtsfest des heiligen Kindes begeht. Und wie die Mitternacht von Osten gegen den Westen herüberrückt, so rückt das Geläute von Osten gegen den Westen, bis es an das Meer kommt. Dort macht es eine Pause, und beginnt nach einigen Stunden jenseits des Oceans.

Gehen wir von der Pracht der Hauptstadt in das Waldorf. Die Kirche steht auf einem Hügel, rings liegen Häuser und Hütten herum, und an allen Höhen und in allen weitgestreckten Nachtgliedern des Waldes sind in verschiedenen Entfernungen Häuser und Häuschen und Hütten.

Lange schon vor Mitternacht der Weihnacht steht die Kirche erleuchtet, und ihre Fenster schimmern weit in die Nacht hinaus. Und von den Waldhöhen und aus den Thälern von allen Seiten her bewegen sich Lichter gegen die Kirche. Menschen wandeln mit Laternen durch die in jenen Gegenden zur Zeit meistens schon schneeige Winternacht. Und wer ein Pferdchen und einen Schlitten hat, kommt mit den Seinigen wohl auch gefahren, wenn die Bahn nicht verweht ist. Sie sammeln sich in der Kirche. Einige erquicken sich vorher auch ein wenig in der Schenke. Endlich lässt die Uhr des Thurmes die zwölf Schläge ertönen. Und darauf erklingen die Thurmglocken in den hellen Tönen einer kleinen Glocke, nicht in der langsamen, ruhigen Tiefe der großen Glocken der Hauptstadt. Auf den Glockenruf gehen nun eilig jene Kirchengänger, welche nahe an dem Gotteshause wohnen, und bis auf das letzte Zeichen gewartet haben, und es gehen die, welche vorher das Gasthaus besucht haben, in die Kirche. Dort nimmt mancher seinen Sitz ein, der für ihn auf ein- und allemale bestimmt ist, die anderen ordnen sich nach Gelegenheit. Der Schullehrer, welcher auch Kirchendiener ist, zündet noch jene Kerzen an, welches bis auf den letzten Augenblick hatten warten müssen. Dann geht er in die Sacristei. Auf dem Chore hallen einzelne Töne der Orgel, der Geige, der Klarinette, wie man sich zusammen zu stimmen sucht. Der Pfarrer verlässt sein warmes Stübtein und geht durch den Schnee in die Sacristei. Dort wird er von dem

Schullehrer mit den kirchlichen Gewändern bekleidet, und es wird sonst alles geordnet, was noch zu ordnen ist. Dann eilt der Schullehrer auf den Chor. Der Pfarrer wartet noch, bis der Schullehrer auf dem Chore ist, wo er jetzt in seiner anderen Würde als regens chori zu wirken hat. Der Pfarrer wartet, dass er bei seinem Hinaustritte in die Kirche von der wichtigen und gesetzmäßigen Musik empfangen werden kann. Endlich tönt das Sacristeiglöcklein, die Ministranten schreiten voran, der Pfarrer geht in die Kirche und die Musik fällt ein. Es wirken zu ihr so manche zusammen. Der Schullehrer zieht sich zu ihr aus Schülern oder halberwachsenen Kindern Sänger, und für die Geigen, und für die Klarinetten, und für die Waldhorne, und für die Trompeten, und für die Pauken, und für den tiefen Gesang finden sich immer Freiwillige in der Gemeinde, die der heiligen Töne walten. Und so eingewurzelt ist die Gewohnheit, dass dieselbe Musikbeschäftigung oft vom Vater auf Sohn und Enkel und Urenkel fortererbt. So war in einem Orte des böhmischen Waldes seit Menschengedenken die Bassgeige bei einem Hause, so dass es bei diesem Hause noch heut zu Tage beim Bass-Lorenz heißt. Die Orgel aber bleibt regelmäßig der Thronsitz der Lehrers. Der Pfarrer feiert in seiner Kirche die heilige Handlung. Die Andächtigen sitzen in den Stühlen, und lesen bei den vielen Lichtlein ihrer Wachsstöcke in ihren Gebetbüchern, und die auf dem Chore haben ihre Freude, wenn sie einen Gesang der Engel ausdrücken können zur Verkündung der Geburt des Kindes, und wenn sie eine Hirtenweise spielen, um die Hirten auf dem Felde anzudeuten. Der Klingelbeutel sammelt zur Bestreitung der Kirchenbedürfnisse, und das ärmste Weiblein greift um einen Pfennig in ihren Sack. Die Kirchenväter und die Pröpste der Gemeinde thun vor dem Altare ihre Schuldigkeit, und so endet alles mit Andacht und Erhebung, oft mit Rührung. Der Pfarrer legt in der Sacristei seinen Schmuck ab, die Kirchengeräthe werden geborgen, und er wird in den Pfarrhof geleitet. Die Menschen verlassen die Kirche, und die Musiker sagen im Auseinandergehen: „Heute war es nicht übel, es hätte in einer Stadt nicht besser sein können.“ Die Lichter der Kirche erlöschen allgemach, die Lichter der Laternen bewegen sich gegen die Waldthäler in allen Richtungen von der Kirche weg, die Schlitten fahren an, und die Menschen kommen wieder zu ihren schlafenden Kindern heim, und zu denen, die in ihrer Abwesenheit Haus und Hof behüten mussten. Und die Kirche auf dem Hügel steht dann finster in der übrigen Nacht, und Häuser und Hütten sind finster, nur dass selten irgendwo noch ein Lichtlein flimmert.

Am nächsten Tage haben die Menschen ihre festlichsten Gewänder an, es ist der Weihnachtstag. Der Taggottesdienst wird noch gehalten, und in der ärmsten Hütte wird auf den Mittagstisch gestellt, was die Kräfte vermögen. Und wie an diesem Tage das Heil in die Welt gekommen ist, so wird von ihm auch wie zur Versinnbildlichung der Winter, wenngleich kälter, doch klarer, die Tage wachsen, und alles zieht auf ein fröhlicheres Answärts.

Und wie im Walde, ist es in der großen Stadt. Die Menschen sind am Weihnachtstage im schwersten Putze, und feiern den Tag noch in der Kirche und an ihrem Tische, und wenden sich zu besseren Wintertagen und zu einem freudigen, dereinst kommenden Lenze.

„Vermischte Schriften“ von Adalb. Stifter. (Leipzig. Amelang.)

Erinnerungen an Friedrich Schlögl.

Von P. K. Rosegger.

Das war im Winter des Jahres 1871, als Ludwig Anzengruber mich eines Abends in eine Wiener Weinstube führte. Unterwegs dahin bereitete er mich vor auf die Gesellschaft, die wir dort finden würden. Mehrere Persönlichkeiten derselben kannte ich bereits, so den Gelehrten Rudolf Falb, den Dichter Emil Vacano, den Gletschermaler Obermüller, den Hofschauspieler Kraftel und ein par andere, die nicht genannt sein wollen, weil es niemand zu wissen braucht, dass sie in so gemischter Gesellschaft die Abende verbrachten. Auf einen mir noch Unbekannten hatte mein Begleiter mich besonders vorzubereiten. Es werde, sagte er, unter den lustigen Leuten ein finster blickender, mürrisch brummender Mann da sein, der zur Zeit gegen mich gerade schief gewickelt sei, weil ihm ein wenige Tage früher in einem Wienerblatte abgedrucktes Feuilleton von mir, „Die Hebmutter", wegen der darin herrschenden allzugroßen Freizügigkeit missfallen habe. Ich möchte mich aber vor dem Manne nicht fürchten, das sei der beste Kamerad, trage ein Goldherz in sich und kenne mich schon aus meinen Schriften. Er sei auch Schriftsteller, der das Wiener Leben meisterhaft beschreibe, sein Name sei Friedrich Schlögl.

Dieser Mann saß nun, als wir eintraten, an der Ecke des Tisches. Es war eine stattliche Erscheinung, breitschulterig, mit etwas vorgeneigtem Kopfe, blondlichem Schnurr-, langem Kinnbart und einem vollen Gesichte, in welchem die kleinen Augen beobachtend auslugten. Er stand etwas schwerfällig auf, begrüßte Anzengruber mit gemüthlicher Ehrerbietigkeit, warf dann einen starren Blick auf mich und sprach mit tiefem, wehmüthigem Tone: „Nach fajung und schan sa verdarben!" Dabei auf seiner Wange ein schalkhaftes Zucken, so dass ich alsbald wusste, wie man mit diesem Manne daran war. Er fasste mich an der Hand und sagte mit einer großen Herzlichkeit: „Es freut mich. Ich habe Sie ja schon lange lieb."

Das war Friedrich Schlögl.

Er rauchte aus einer Meerschaumpfeife, trank Wein mit Wasser gemischt und war in der Unterhaltung der Gesellschaft Mittelpunkt. Er erzählte Neuigkeiten des Tages, aus dem Volksleben, besprach Veränderungen von Wien, wie dort ein gutes Stück Altwien falle, hier eine Zinskaserne, ein Parvenupalast sich erhebe, erzählte dann manches Schwänklein, manch drastische Anekdote und es war ein Genuss, ihm zuzuhören. Seit jenem Abende waren wir zusammen gute Kameraden, wie das schon geht bei Menschen, die sich finden sollen, sie finden sich rasch. Zu ihm und Anzengruber waren meine ersten Gänge, wenn ich nach Wien kam, mit ihm verlebte ich zahllose Abende, sein Brummen und Greinen war mir lieber als die Wahlrednerei manches anderen, und das muss ich gestehen, er hat mich redlich ausgebrummt!

Dann kam er oft zu mir nach Steiermark. Einmal haben wir zusammen von Köflach aus über die Gleinalpe eine Fußpartie gemacht, bei welcher er hoch oben auf den Matten im Angesichte einer weidenden Herde anhub zu weinen über sein Missgeschick, dass er da unten mitten in diesem „vertschechten und verjudeten Wien" leben müsse, dass er nicht eine Kuh sei auf der sonnigen Alm! Noch an demselben Abende sprach er im Gasthofe zu Knittelfeld mit überquellendem Herzen von der Kaiserstadt an der Donau als seiner über alles geliebten Heimat.

Oft hat er mich in Krieglach besucht, mehrmals dort „in der Residenz des Atmpeterl", wie er gern spottete, eine öffentliche Vorlesung gehalten für irgend einen gemeinnützigen Zweck. Recht missverstanden konnte er werden, wo er noch nicht gekannt war. So war es bald darnach, als ich mir in Krieglach ein eigenes Nest hergerichtet hatte, als er eines Tages ankam. Meine junge Frau war voller Aufmerksamkeit für den verehrten Mann, über den sie schon so viel Schönes gehört hatte, und was der bescheidene Haushalt zu bieten imstande war, damit suchte sie den Gast zu ehren. Als wir zu Tische giengen, blieb Schlögl stehen und starrte auf den dampfenden Suppentopf. „Das ist der Fluch meines Weibes!" murmelte er in tragisch dumpfem Tone. Meine kleine Hauswirtin schöpfte ihm Suppe auf den Teller, da erhob er seine Stimme und rief: „Das ist Nudelsuppe!" Und fuhr fort: „In einer schlimmen Stunde hat mein Weib gegen mich den Fluch ausgestoßen: Weil dir zu Haus nichts recht ist, so sollst du überall, wohin du kommst, Nudelsuppe finden. Und richtig. Vorgestern auf dem Bahnhofe in Franzensfeste, was gibt's: Nudelsuppe! Gestern im Hotel Florian zu Graz: Nudelsuppe. Da ist sie wieder! Es ist der Fluch meines Weibes."

Meine Frau war ganz blass geworden vor Schreck. Was half's, dass er sein bekanntes Schmunzeln zucken ließ über das Gesicht, sie verstand es nicht; und trotzdem er sowohl der Nudelsuppe, als auch dem Übrigen alle Ehre widerfahren ließ und bei Tische seinen ganzen oft entzückenden Humor entwickelte, meine Hausfrau blieb unglücklich.

Nun war das aber noch nicht genug. Den Abend verbrachten wir mit Schlögl im Gasthause Höbenreich, wo sich zu Ehren des berühmten Gastes eine größere Gesellschaft versammelt hatte, Bürger des Ortes und Burgerinnen, welche fast in Festschmuck angethan waren und uns heimlich beneidet haben mochten, um den gemüthlichen und geistvollen Gast, der es übrigens an diesem Tage liebte, an mir, seinem alten, ihn genau kennenden Freunde, sein Müthchen zu kühlen. Er hatte „seinen guten Tag" und ließ sich so recht gehen in seinem raisonnierenden Humor. Als er befragt wurde, was zum Abendessen gefällig sei, antwortete er der Kellnerin so laut, dass man es an allen Tischen hören konnte: „Was fragen Sie denn? Sehen Sie denn nicht, wie verhungert und herabgekommen ich bin? Bringen Sie, was Sie wollen, nur von allem viel! Ich habe heute Mittags bei diesen Leuten gespeist. Mein Gott, haben ja selber nichts. Wassersuppe, etwas Brot eingeschnitten ..." Dabei wieder sein halbes Schmunzeln. Die Gesellschaft schwieg verblüfft, meine arme Frau wankte hinaus. Ich ihr nach, um der Schluchzenden heilig zu versichern, daß ja alles Spass sei, was er da sage, dass er gerade das Gegentheil meine.

Das so ein kleines Beispiel. Zugegeben, das solch eine Art von Humor nicht überall am Platze war. Mir war es zwar nicht diesmal, aber sonst oft gar ergötzlich, wenn er den schalen Gesellschaftsformen ein Schnippchen schlug, wunderte mich aber durchaus

nicht, wenn er missverstanden wurde, denn er war als Brummer und Greiner ein zu guter Schauspieler, als dass ihm nicht mancher hätte aufsitzen müssen. Wer mit Schlögl gut Freund bleiben wollte, der musste einen Spass verstehen. Neben der erkünstelten Grobheit verfügte er aber auch über eine wirkliche.

So redlich grob mit mir ist niemand gewesen, als Schlögl, so ganz unfähig, mich zu beleidigen, war auch niemand als er! es ist vielleicht frevlerisch zu sagen, seine Derbheit hatte manchmal eine komische Wirkung. Sehr oft schlug sie ins Gegentheil, in eine kindliche Weichmut und Begeisterung um. Er war eben ein Stimmungsmensch.

Im Jahre 1877 wurde ich animiert, in Wien eine öffentliche Dialektvorlesung zu halten. Vorher gieng ich Freund Schlögl darüber um seine aufrichtige Meinung an. Die Antwort lautete:

„Wien, 21. December 1877.

Sie wollen «aufrichtige» Winke? War ich jemals nicht aufrichtig? Und vertragen Sie die Aufrichtigkeit? — Sie wollen in Wien, der Capitale, öffentlich vorlesen? Nicht zu einem Wohlthätigkeitszwecke, sondern zum eigenen Besten. Entwaffnen also nicht die Kritik, Sie fordern sie vielmehr heraus. Können Sie öffentlich vorlesen? Haben Sie das Talent, die Gabe, die physischen Mittel, das Organ dazu? Verstehen Sie bereits die Ökonomie des Organs? Ich hörte Sie einst ein „Gesetzel" vortragen, da hudelten Sie und überstürzten sich. Haben Sie diese Untugenden schon abgelegt?

Es ist etwas anderes, in Freundeskreisen, in Privatsalönchen, unter anerkannten Gönnern und speciellen Amateurs der Person und des Stoffes einige Piecen zum Besten zu geben — und in der Hauptstadt Wien, die schon so viele oratorische Prachtgenüsse erlebt, ums Geld sich hören zu lassen.

Das ist meine ungeschmückte Meinung, die ich einem Freunde sage, der mir lieb und wert ist und den ich verehre, und den ich nicht sich — blamieren sehen will. Nun, seien Sie mir deshalb nur böse — es macht nichts, ich tröste mich, wenn's nicht aus anderen Gründen ist. F. S."

War das nicht die Sprache eines wackeren Freundes? Die Vorlesung wurde gehalten, er kam nicht an seinen ihm bestimmten Platz, sondern trieb sich draußen in der Vorhalle umher, weil er, wie er später gestand, nicht den Muth hatte, dabei zu sein, falls mir etwas passierte, und weil er für diesen Fall doch wieder in der Nähe sein wollte. Als die Sache gut abgelaufen war, ich aber wegen Müdigkeit nicht wie halb verabredet, in sein Wirtshaus zum „Gadern" in der Laimgrubengasse kommen konnte, schrieb er mir noch an demselben Abende mit Bleistift folgende Zeilen:

„Ureinzigster!

Ruhen Sie wirklich schon so gründlich auf Ihren Lorbeeren aus, dass Sie der Jubelruf Ihres glühendsten Verehrers nicht zu wecken vermag? Kommen Sie doch schnell zu Ihren Freunden, die sich in großer Zahl versammelt haben, um den ersten Tag der Unsterblichkeit des Ampeterls zu feiern.

F. S."

Es gab nachher manchen Abend in Wien, da wir, von verschiedenen Vereinen geladen, beide, und mehrmals auch Anzengruber mit, öffentlich lasen. Seine Art zu lesen war ent-

zückend, doch nicht jeder kam auf die feinen, außerordentlichen Vorzüge dieses eigenartigen Geistes. Er las aus seinen Schriften und da wußte mancher Zuhörer nicht, wie ihm geschah, war es eine lustige Plauderei, oder war es eine zornige Strafpredigt, was da auf ihn niedergieng. Schlögl hatte eine außerordentliche Begabung zu beobachten, zu schildern, zu erzählen, aber noch höher schätzte ich seinen sittlichen Ernst, der unbeugsam war, und seinen Freimuth. Was er für richtig hielt, und gut, daß es gesagt werde, das sprach er aus, unbekümmert darüber, daß er sich hundert Feinde machte.

Mehrmals wurde er nach auswärts gerufen, um öffentliche Vorlesungen aus seinen Büchern zu halten. Aber er war mißstranisch, hatte manche abschreckende Erfahrung gemacht. In einem Städtchen Mitteldeutschlands, wo er geladen war, empfieng man den Weithergereisten weder auf dem Bahnhofe, noch kümmerte sich sonst um ihn. In einer öden Bierschenke saß er allein bis der Abend kam und er dann mit Mühe das Local suchen mußte, wo er lesen sollte. „Da saßen denn", schrieb er mir am nächsten Tage, „die Eisbären wie in einem Figurencabinet, so mäuserlstill und unbeweglich. Später (beim Bier) sind freilich einige zu mir kommen und haben sich für den Genuß (!!!) bedankt, aber ich war vorsichtig und hab' gesagt: Warum habn's denn früher nit s Maul aufgemacht?"

Das letztemal als Vorleser trat er im vorigen Frühjahre zu Wien auf, gelegentlich eines gemischten Vortragsabendes zu Gunsten eines Grabmales für Anzengruber. Diesmal ganz besonders ist es vielen aufgefallen, wie gut Schlögl las und der Beifall, mit dem das Publicum dankte, war ein geradezu elementarer. „Es war ein Sandkorn zum Grabmahl unseres Freundes", sagte er nachher, „und damit schließe ich."

Ich habe ihn oft schrecklich geärgert, freilich ohne Absicht.

Besonders in redactionellen Dingen gieng es spießig. Er war fleißiger Mitarbeiter des „Heimgarten" und da konnte es nun ein etwas verspäteter Abdruck, oder ein Druckfehler, oder ein unregelmäßig angekommenes Heft u. s. w. sein, was ihn in den Harnisch brachte.

So sandte er mir eines Tages die Karte:

„Ich hätte Ihnen ein par dringende Grobheiten zu schreiben! Wegen momentaner Überbürdung folgen sie morgen. F. S."

Ein anderesmal:

„Herr Redacteur!

Sie danken mir für den Beitrag! Dank brauche ich keinen, ich will Honorar. Die Kinder haben kein Brot, der Vater kein Bier.

Ihr wohlaffectionierter
F. S."

Und nach Empfang:

„In d Haut eini gnua! Viel zviel. Küss dHand! Die andere a! Vergelt's Gott tausendmal und — schaffens ein anderes mal!

F. S."

Ferner ein anderesmal:

„Theurer Freund!

Wir erwarteten Sie, wie arme Seelen den Weihbrunnen. Sie waren ja in Wien. Ich sehne mich nach einem Menschen, nach einem ganzen, vollen Menschen, der — genug, Sie kamen nicht. Sie sind ein steirischer Dickschädel!

Ihr betrübter
F. S."

Einmal mußte ihm der „Heimgarten" besonders schlecht bekommen haben, er schrieb:

„Lieber Peterl, ich habe Angst, daß ein Verdruß herauskommt

und dass ich meinen verehrtesten Freund verlieren werde, wenn ich sage, dass der löbliche Redacteur des „Heimgartens" ein Ochs ist.

F. S."

Dertei Zuschriften hat er gern verschickt an seine Freunde. Manchen soll's verdrossen haben; ich fand dazu keine Ursache.

Als der „Heimgarten" seiner Zeit den abscheulichen Cultus rügte, den die Wiener (natürlich nicht alle) mit dem Briefträger-Mörder Francesconi trieben, schrieb mir Schlögl:

„Ich lese den «Heimgarten» und fahre entsetzt in die Höhe. Hat Sie der Teufel geritten, dass Sie eine ganze Stadt beleidigen? Das wird Ihnen bittere Frucht tragen. Ich liebe Sie bis zum letzten Athemzug, doch über Wien sagen Sie mir so etwas nie mehr. Gott bessere Sie! F. S."

Nicht gar lange nachher kam von ihm ein Zettel folgenden Inhaltes:

„Verehrter!

Erlauben Sie mir, dass ich vor 99/100tel meiner geehrten Zeitgenossen und namentlich meiner (neuen) «engeren» Landsleute ausspucke...

Ihr treuer

F. S."

Schrullen! — Wenn andere Leute, mit denen wir uns auch abfinden müssen, keine größeren Fehler hätten! Wie oft stand diese grundehrliche Haut sich selber vorm Lichte! Doch, was anderen so überaus begehrenswert erscheint, dass sie sich Füße und Ehre darnach ablaufen — Schlögl hat's, ohne darüber weiter ein Wort zu verlieren — verschmäht. Sein Heim in der Gumpendorferstraße, in welchem er vierundvierzig Jahre lang gewohnt, war enge und ärmlich. Den größten Raum desselben nahmen die Bücher und Zeitungsstöße ein. Er bewohnte es mit seinem Weibe; seine beiden Söhne waren längst selbständig geworden, waren seine Freude und sein Stolz. Seine treue Lebensgefährtin nannte er nie Frau, er hatte eine schönere Bezeichnung, nannte sie sein herrliches Weib. Sie war der Kamerad seiner Seele, hatte Verständnis für all seine Interessen und geistigen Angelegenheiten, er theilte ihr alles mit und wenn er auf Reisen war, schrieb er täglich wiederholt Kärtchen und Liebesbriefchen an sein Weib. Die tapfere Genossin seines sorgenvollen Daseins stand im Laufe der Zeit oft am Rande des Grabes, aber sie war auserlesen, ihm ein Engel in seinen letzten Leidensjahren zu sein und für den Rest ihres Lebens einsam die Stätte zu hüten, wo er gewirkt hatte. Sein Ideal und sein Stolz in den ersteren Jahren unserer Bekanntschaft war die „Tripel-Allianz". Damit meinte er das Freundschaftsbündnis zwischen Anzengruber, ihm und meiner Wenigkeit. „Wir gehören zusammen", hatte Anzengruber eines Tages gesagt, und das war für Schlögl die Besiegelung der „Tripel-Allianz". Anzengruber betete er an; aber auch ihm gegenüber wog er kein Wort und obzwar der „Kirchfelder" (Anzengruber) sich von Freunden gerne etwas gefallen ließ, manchmal schien ihm der Freimuth des Ältesten unter uns doch ein wenig in die Nase zu rauchen. Wenigstens schnupperte er bisweilen stark, wenn Schlögl zum Beispiel über Derbheiten und Gewagtheiten in neuen Anzengruber-Stücken manches Bedenken rund und grob herausjagte. Trotzdem stand die Tripel-Allianz Jahre lang fest. Es waren unvergessliche Abende, da wir drei und nur wir drei beisammensaßen in irgend einem lauschigen Gaststübchen, über alles Gute, Schöne und Interessante planderten, was diese Welt und des Poeten Phantasie zustande bringt. — Anders wurde es, als

Schlögl in seiner Warmherzigkeit anfieng, fremde Elemente, specielle Bekannte von sich, in unseren bisher streng geschlossenen Kreis zu ziehen. Er wollte ja jedermann mit Anzengruber bekannt machen, auch den „Almpeterl" hielt er für wesentlich genug, um ihn aufzuzeigen, und uns wieder mochte er von den Vorzügen seiner Privatfreunde profitieren lassen. Das behagte nun für die Länge besonders dem „Kirchfelder" nicht, und er fieng an — auszubleiben. Damit fühlte Schlögl sich ins Herz getroffen, er bildete sich ein, der „Kirchfelder habe etwas gegen ihn", aus lauter Liebe zu dem Dichter wurde er trotzig, fremde Einflüsse mochten auch mit im Spiele gewesen sein, kurz, die Tripet-Allianz bekam einen Schaden, der sich nie mehr ganz geheilt hat. Ich habe es Anzengruber oft gesagt, einen treueren Kameraden hätte er nicht, als Schlögl; ich habe es diesem gesagt: der Kirchfelder schätzte ihn wie immer, nur seien ihm manche Wunderlichkeiten zuwider — es war überflüssig, dass ich's sagte, sie wussten es ohnehin, sie fanden sich ja wieder, aber zu der ausschließlichen Allianz ist es nicht mehr gekommen. Wie ein Mollton geht es durch zweihundert Briefe und Karten, die ich von Schlögl besitze: Der Kirchfelder hat was gegen mich! — Vielleicht ist er mit dieser Empfindung dem Sarge des großen Dramatikers gefolgt, vielleicht ist er mit dieser Empfindung gestorben. — Ich glaube, es war zwischen beiden Männern nichts, als ein und das andere Missverständnis und ein bisschen Trotz. Denn sie ersetzten sich einander: zwei Volksdichter, der eine im Land-, der andere im Stadtvolke wurzelnd. Beide waren armen Kreisen entsprossen, jeder hatte sich selber gebildet, aus eigener Kraft zur Höhe geschwungen; sie hatten die gleichen ethischen Grundsätze und Ziele. und was wichtig war, jeder bewunderte die Werke des anderen.

Unserem Schlögl gieng es, wie es den meisten seinesgleichen geht, er fühlte, dass die Anerkennung seiner Zeitgenossen mit seinen Leistungen nicht im richtigen Verhältnisse stand. Er sah andere leben und streben und niemand kümmerte sich drum, oder sie wurden mit Scheelsucht behandelt! er sah sie sterben, und siehe. alle Zeitungen waren des Lobes voll, mit dem Todestage wurde jeder ein bedeutender, hochverdienstlicher Mann. Ihm selbst ist es genau so ergangen. Hätte er am ersten Tag nach seinem Tode nur für eine Stunde noch einmal aufwachen können, um die wunderschönen Nachrufe zu lesen! — Er war der bedeutendste Kenner und Schilderer des Wiener Volkes, er steht unerreicht da, sein Humor ist von köstlichster Eigenart! Er war ein gediegener Charakter, ein prächtiger Mensch! und so weiter. — Alles ganz richtig, aber gerade um ein par Tage zu spät ....

Schlögl war zwar ein wirklicher Philosoph, aber nicht von der Art, dass er von den ihn angehenden Zeitungsstimmen unberührt geblieben wäre. Kindlich dankbar war er für jede öffentliche Anerkennung, ja die flüchtigste Erwähnung in irgend einem Blatte machte ihm Freude. Ich gebe ein paar kleine, sich darauf beziehende Zuschriften. Auf eine freundliche Besprechung eines seiner Bücher von Rullmann in der Grazer „Tagespost" schrieb er mir:

„Augenblicklich laufens zur Tagespost und sagen's, dass ich mich allerschönstens bedanken lass! Hörn's? Werns gleich gehn? Sollen schon am Weg sein! Brave Leut das, in Graz. Sö, das ist wunderschön!"

Auf die Besprechung seines Werkes „Wienerisches" im „Heimgarten", Jännerheft 1883, schrieb er mir:

„Allerliebster und Lieblichster!
Wunderbarster aller Zeitgenossen!

Tausend und einen Dank!
Also doch noch erlebt! Wenn man

die Sache doch placatieren lassen könnte! Oder einer Million Menschen ins Haus schicken, wie ich jede Woche den Spielplan einer Hamburger Lotterie oder anderes Teufelszeug erhalte. Diesen Aufsatz sollte man von den Kanzeln herab oder den Kindern in der Schule vorlesen; in jedes Steuerbüchel sollte er eingeklebt, in jeden Tornister eingepackt sein, alle Malefix-Hausierer sollten statt des verdammten „Handlis" täglich diesen Artikel ausschreien. Alle Verbrechen, die Sie an mir verübt, oder etwa noch verüben wollen, seien Ihnen verziehen. Aus voller Brust rufe ich Glück und Segen in Ihr Haus!

Bis nach der Ewigkeit der Ihrige
F. S."

Und ein andermal gelegentlich meines Aufsatzes „Wien" im „Heimgarten" 1890:

Wien, 9. April 1890 abends.

Lieber, theurer Freund!

Ich hätte bald Exfreund geschrieben, aber ich glaube, dass Sie trotz einzelner (steirischer) Schrullen doch der Alte geblieben, wie ja auch ich es bin und wohl bleiben werde.

Also zur Sache.

Man macht mich auf das Aprilheft des (löblichen) Heimgarten und speciell auf Artikel „Wien" aufmerksam.

Ich eile also in ein Café (seit Jahren besuche ich keines mehr), wo man die (löbliche) Monatschrift aus der ewig grünen Steiermark hält, lasse mir (das Billigste) ein Glas Slivovitz (à 12 kr. und 3 kr. Trinkgeld) geben und warte ¾ Stunden auf das Blatt, weil es „in der Hand" ist und von dem momentanen Besitzer von der ersten bis zur letzten Zeile aufmerksamst (es gibt auch solche Käuze in Wien) gelesen wird.

Endlich erhalte ich das Heft; — es ist ¾9 Uhr abend (der geschichtliche Moment muss festgehalten werden) und vergrabe mich in die Blätter.

Freund: In der besten Beziehung des viel missbrauchten und übelstverstandenen Wortes: Ich danke Ihnen vom ganzen Herzen! Damit für heute genug. Ich gieng, aufs tiefste bewegt und der Erinnerungen voll, hinaus ins Freie und schlenderte durch die Straßen, zwischen eilenden und sich drängenden Menschen. Aber ich sah und hörte nichts und niemanden, ich dachte nur vergangener Tage, unvergesslicher Stunden und einzelner, lieben Freunde und Genossen, die nun auch schon der kalte Rasen deckt. Vor allem an Anzengruber, durch dessen Hinscheiden, obwohl wir uns in den letzten zwei Jahren nur selten sahen und sprachen, ich viel verloren. Unersetzliches.

Und die Trias ist gesprengt: die drei Alliierten, die immer zusammenhielten, sind auf zwei reduciert, bald wird nur mehr einer übrig bleiben, der „Almpeterl", denn mit mir geht's rasch bergab. Dann schreiben Sie halt auch meinen Nekrolog... F. S."

Mit diesen Beispielen ist das bewegsame und dankeswarme Gemüth des „herben Mannes" ein wenig gekennzeichnet. Und wenn er nun erst seine Nachrufe hätte lesen können! Es wird mancher dabei gewesen sein, der wirklich ernst zu nehmen war. So unumwunden wie gegenwärtiger, ist freilich keiner gewesen. Mir kommt's darauf an, den Menschen zu zeigen, wie er war und Schönheitspflästerchen stünden diesem Mann wahrlich nicht gut. Trotz all seiner Schrullen steht er schöner und liebenswürdiger da, als — man versteht schon.

Zu bewundern ist das Interesse, mit welchem dieser Mann, der doch

bessere Literaturepochen gesehen, der ein wirklicher und geistiger Zeitgenosse Stifters, Lenaus, Grillparzers und Raimunds gewesen, sich den jüngeren Dichtern zuwendete, mit jugendlicher Wärme sie las und ihre persönlichen wie literarischen Schicksale wohlwollenden Herzens verfolgte. Er gehörte zu den wenigen meiner Freunde, die mit ihrem entschiedenen Urtheile nicht zurückhielten, wenn sie etwas anzuerkennen oder zu tadeln fanden. Er verstand anzuregen und zu fördern. Und wem er gut war, dem war er's gründlich. Auch andere des österreichischen Poetennachwuchses werden erzählen können von dem guten Kameraden Friedrich Schlögl.

Eine schwere Kränkung wurde ihm von den sogenannten Antisemiten bereitet. Wer hätte nicht schon von dieser Seite seinen Theil bekommen! Schlögt hatte in einem Reisefeuilleton in der „Deutschen Zeitung" aus Innsbruck berichtet, dass der dortige Verschönerungsverein auf einer Tafel die Namen der berühmten Männer eingraben ließ, welche einst, vor der Eisenbahnzeit, durch Innsbruck gereist waren, respective dort übernachtet hatten. Schlögt vermisste auf der Tafel den Namen Heinrich Heine. „Den Heine will er protegieren! Der Judenknecht!" so hierauf mehrere Antisemitenblätter gegen Schlögl. Er nicht träge und gibt es den Anremplern in einem gesalzenen Eingesendet zurück. Dann gieng die Hetze los. Schlögl war einfältig genug zu erwarten, dass die Presse für ihn eintreten würde. „Keine Feder rührt sich, wenn ein ehrlicher alter Mann mit Koth beworfen wird ..." O altes Kind Gottes, wie naiv! — Wehe that ihm nur, dass auch ein Theil der Studentenschaft es für nöthig fand, in einer directen Zuschrift ihm ihre Verachtung kundzugeben Wem es bekannt ist, mit welcher Liebe er an den Studenten hieng, wie er in ihren Kreisen sich stets gehoben und begeistert gefühlt hat, wie beglückt er war bei dem Commerse, welchen die Studentenschaft einige Zeit früher auch ihm zu Ehren gegeben hatte, der wusste, wie nahe es ihm gieng. Den jungen Leuten hat er's übrigens bald verziehen, war er doch selber der unversöhnlichste Feind der Corruption in Handel und Wandel und in der Presse. Gieng er als alter Achtundvierziger mit der heutigen Studentenschaft schon nicht immer die gleichen Wege, so strebte er doch die gleichen Ziele an. Für das famose Wiener Krakehlerthum aber, welches den gesunden Kern der Bewegung so schmachvoll verdorben hat, hegte er den ehrlichsten Hass.

Er zog sich zurück in seine Bücherhöhle und lebte den Erinnerungen an ein gemüthlicheres, glücklicheres Wien. Aber losreißen konnte er sich doch nicht von seinem Tage; täglich verschlang er die Zeitungen, aus denen er unzählige Aufsätze und Notizen zog, die er sammelte und ordnete. Für jeden seiner Freunde und Bekannten hatte er seine besondere Sammlung von Zeitungssachen, die sich auf diesen bezogen.

Die Abendstunden verbrachte er in den letzteren Jahren mit wenigen Freunden in der Restauration, ich glaube, „zum blauen Hause" genannt, (Gumpendorferstraße). Da ward sein Geist wieder rege, sein Herz frisch, trotzdem die tückische Krankheit nagte an seinem Organismus. „Nierenleiden, Herzleiden, Asthma und sonst noch ein Dutzend Todeskrankheiten fange ich groß, und das Gemüse, welches die Magd vom Markte bringt, ist das einzige Grün, welches ich in diesem Sommer gesehen habe. Beten Sie ein Vaterunserchen für mich, wenn Sie noch ein bisschen Einfluss haben beim Herrgott. Ihr

Jammermensch F. S."

So schrieb er mir noch im September dieses Jahres.

In den letzten Jahren seines

Lebens dachte er viel an eine Gesammtausgabe seiner Werke. Ein Freund sah sich dafür nach einem tüchtigen Verleger um, worüber er ihm schrieb:

„Lieber, Guter, Theurer!

Ich danke herzlichst. Sie sind noch einer! Kommt die Sache (meiner Gesammtausgabe) zustande, dann schließe ich meine Augen gerne, habe wohl sonst nichts Erfreuliches mehr zu erwarten."

Bei den Verlegern aber, da hieß es: Schlögl macht nichts mehr, seine Sachen sind zu herb, zu ungemüthlich, zu rücksichtslos. Mit anderen Worten, man hört die Wahrheit nicht gern. — Niemand kümmerte sich um den alten Schlögl. „Ein wunderlicher Mann!" hieß es, und damit war er abgethan. Aber schon einen Tag nach seinem Tode begannen die Anfragen einzulaufen, was es mit Schlögls Werken sei? Man sei bereit, die Gesammtausgabe zu veranstalten, wolle sie schön ausstatten u. s. w. — Auch gerade wieder um einen Tag zu spät.

Ja, was bedeutet denn das, du mein liebes deutsches Volk? Ist es denn wirklich buchstäblich wahr, dass du dich für deine bedeutenden Männer erst zu interessieren beginnst, wenn sie gestorben sind? Ist dir denn ein lebendiger Dichter gar so unangenehm? Ist es nicht der Genius, ist es erst der Tod, der dir deine Dichter weiht? Kann der Verleger sein Süpplein denn wirklich nur mehr am Strohfeuer der Nekrologe kochen? — Eines ist aber wahr, bequemer ist der todte Dichter, als der lebendige; er ist genügsam im Honorar, er redet nichts mehr drein, in welcher Form und Weise immer man seine Werke herzurichten beliebt. Auch braucht der Verleger sich nicht zu fürchten, dass die Kritik ungnädig wird, denn der Mann ist ja todt. — Ich bitte um Verzeihung für diese harten Bemerkungen, allein einige Fälle der letzten Jahre waren doch gar zu drastisch. Und schließlich muss man ja noch froh sein, dass ein Poet wenigstens nach dem Tode etwas gilt.

Edel und vornehm war es, dass die Stadt Wien ihren berühmten Bürger Friedrich Schlögl mit einer Kranzspende ehrte, das Begräbnis besorgte und sich durch die Anwesenheit des Bürgermeisters bei der Begräbnisfeierlichkeit betheiligte. *)

Unser Schlögl pflegte — und das war eine Quelle seiner häufigen Verstimmungen — vieles für ernst zu nehmen, was nicht ernst zu nehmen war. Hingegen stand er souverain über manches, was andere schon höllisch geniert, zum Beispiel über den Tod. Auf seinem Lehnstuhle sitzend erwartete er seit Jahren den Tod. Auch diesem schaute er entgegen mit seinem sarkastischen Schmunzeln. „Fatal", meinte er, „dass man bei seinem Sterben bis zum letzten Augenblicke dabei sein muss. Könnte man das Examen für die Ewigkeit nicht auch in Absentia machen? Seit sechs Jahren bringe ich nun jede Nacht in diesem Lehnstuhle zu. Was habe ich denn gethan, um so viel leiden zu müssen?" Und am Vorabende seines Todestages! Da sagte er zu seinem Freund Chiavacci: „Sie gehen morgen doch zur Sitzung des Anzengruber-Curatoriums? Bitte, entschuldigen Sie mich bei den Herren. Sagen Sie, ich bin durch eine dringende menschliche Berufsangelegenheit verhindert, zu erscheinen. Ich habe morgen zu sterben ...."

Dann warlete er noch eine qualvolle Nacht, und als das Licht des aufgehenden Tages in sein Auge fiel, vollbrachte er die menschliche Berufsangelegenheit, zu welcher unser ganzes Leben und Streben — eine Vorbereitung ist.

*) Bestätigt sich nicht. Die Red.

Peter Huckepak.

Weihnachtsmärchen aus den steirischen Bergen von Ferdinand Schifhorn.

Bitter kalt war's. Frau Holde hatte in den letzten Tagen die Federbetten so fleißig ausgeschüttelt, daſs Hirsche und Rehe bis an die Brust in die kühlen Schneeflaumen einsanken und das sonst verachtete Geschlecht derer von Lampe beneideten, welche leichtfüßig über die gefrorene Schneekruste hüpfen konnten.

Noch besser hatte es das lustige Federvieh, das, um seinen Standort zu verändern, den Boden gar nicht zu berühren brauchte, und darunter wieder am besten das schwarze Rabenvolk, dessen heißes Blut die eisige Winterkälte nur als angenehm kühlendes Maitüftchen empfand, bei dem es sich um so gemüthlicher schmausen und schwatzen ließ.

So that auch ein Paar der gefräßigen Sippe, das sich einen waidwunden, verendeten Hasen als Weihnachtsbraten erkoren.

„Na, Frau" sagte dann der Rabe zur Rabin, „brauchst dich nicht zu sehr zu beeilen, wir haben Zeit genug."

„Zeit genug", krächzte die liebliche Rabin, noch eifriger in das leckere Wildbret einhauend. „Als ob es nicht noch andere Schnäbel gäbe, welchen nach Hasenbraten gelüstet. Da ist gleich unser nächster Nachbar, Meister Reineke —"

„Bah, der holte sich schon in aller Gottesfrühe die fetteste Gans vom Müllerhofe, und schläft nun vollgefressen auf der faulen Rothhaut."

„Dem Himmel sei Dank! Aber hörst du nicht Schritte? Brrr, wenn's der Jäger Fritz wäre — er hat es scharf auf uns, und seine Büchse geht selten fehl."

„Hasenfuß du! Es ist Peter Huckepak, der dürres Holz sammelt. Er thut uns nichts zuleide. Hoho! Erstücke nur nicht an dem großen Brocken!"

Zur Abwendung der Erstickungsgefahr streckte Frau Rabe den Hals und blickte himmelwärts, bei welcher Gelegenheit sie aber etwas entdeckte, das ihr sofort die Sprache wiedergab.

„Raah, raah!" rief sie erschreckt. „Sieh nur, was da von oben kommt! Nun heißt's die Flügel rühren, so 'n Hühnerräuber macht mit unsereinem nicht mehr Federlesens, als wie mit 'nem hatbflüggen Spatzen."

Mit lautem Gekrächze flogen Rabe und Rabin, letztere als sorgliche Hausfrau noch ein tüchtiges Stück Hasenfleisch im Schnabel, dem schützenden Walde zu, wogegen sich ein mächtiger Geier niederließ, um den Rest des Weihnachtsmahles mit grimmigem Behagen zu verzehren.

Auch in den spannhoch verschneiten Tannenzweigen regte es sich jetzt.

Ein frierendes und hungerndes Zeisigpärchen raisonnierte zwitschernd über die arge Wintersnoth, und nahm sich fest vor, im nächsten Herbste nicht mehr daheim sitzen zu bleiben,

sondern mit den Sangesbrüdern und Schwestern nach dem Süden zu ziehen, wo es mitten im Winter vollauf zu knuspern gäbe.

Ein im nächsten Astloch hausendes Eichhörnchen quikste schadenfroh aus seiner moostapezierten Wohnung hervor, solch leichtsinnigem Zeisigsvolk, das zur Sommerszeit in Saus und Braus lebe, ohne für den Winter zu sorgen, geschähe ganz recht, wenn es Hunger leide; wogegen ein munterer Specht unter gewattigen Hieben in die knorrige Rinde einer alten Tanne den rothhaarigen Schelm einen egoistischen Fautpetz schalt, und die Zeisige höflich einlud, die erbeutete appetitliche Made zu verkosten.

Jetzt nahm ein feister Dompfaffe, der sich bisher mit Hilfe seines kräftigen Krummschnabels an dem Samen eines Fichtenzapfens güttich gethan, das Wort. Gesättigt wie er war, fand er die Welt, wie sie ist, auf das beste bestellt, und tröstete die Zeisige salbungsvoll mit der Versicherung, dass das Fasten eine Gott wohlgefällige Kasteiung sei, welche ebenso gewiss gelohnt, wie die Prasserei bestraft werde.

Der Heuchler hätte noch lange gesalbadert, wäre nicht zum Schrecken aller mitten unter ihnen ein Wiesel erschienen, das die schneebedeckte Flur verlassen hatte, um im Waldgeäste Äsung zu suchen.

Das wehrhafte Eichkätzchen wies ihm zwar die spitzen Zähne, die Zeisige schlüpften blitzschnell in eine Baumritze, und ebenso hurtig verschwand der Specht vom Schauplatze, aber der schwerfällige Dompfaffe versäumte die rechtzeitige Flucht und kreischte im nächsten Augenblicke unter den Krallen des blutdürstigen Räubers.

„Na, lass doch das unnütze Gezeter", sagte dieser, seinem Opfer in den Kragen beißend; „auch ich finde die Welt auf das beste bestellt, so lange es darin wohlgemästete Gimpel gibt!"

Während dieser Vorgänge hatte eine seltsame Menschengestalt, einen kleinen Reisigbündel auf dem Rücken, die Waldlichtung betreten, um sich auf einem schneefreien Plätzchen unter dichtem Geäste einer alten riesigen Tanne niederzulassen.

Es war Peter Huckepak, welcher seinen Namen dem Umstande verdankte, dass sein gewölbter Rücken schon den Spielkameraden der Nachbarschaft als bequemer Reitsitz gedient hatte. Im übrigen war Peter der Sohn eines armen Köhlers, welcher vor etwa sieben Jahren des Mordes an einem Viehhändler überwiesen, aus der Untersuchungshaft entflohen war, und zwei Kinder, den missgestatteten Peter und Änuchen im Alter von dreizehn und neun Jahren zurückgelassen hatte.

Die Gemeinde hatte die Verlassenen gegen entsprechende Entschädigung für Kost und Pflege ausgeboten und sie, da sonst niemand die Nachkommenschaft des „Mörders" ins Haus nehmen wollte, der Kräuter-Bärbel, einer dem Trunke ergebenen Witfrau, zugeschlagen, in deren einsamer Waldhütte die Geschwister unter harter Zucht und Entbehrungen jeder Art herangewachsen waren.

Die Berechnung des schlauen, hartherzigen Weibes bewährte sich trefflich. Peter erwies sich unter ihrer Leitung zur Sommerszeit bald als geschickter Kräutersucher, im Winter als kräftiger Träger dürren Brennholzes; Änuchen als unermüdliche Spinnerin, welche zusammen so viel verdienten, dass sich die „Pflegemutter" ohne weitere Sorge um den Lebensunterhalt ganz ihren beiden Leidenschaften, dem Alkoholgenusse und dem Aufschlagen der die Zukunft kündenden Spielkarten hingeben konnte.

Aus diesem Grunde wurde sie auch als eine Art Hexe betrachtet, und deren Hütte von jung und alt so viel als möglich gemieden.

Nur zwei Männer mochten hierin eine Ausnahme.

Der eine war der Jägerfritz, Peters älterer Schulkamerad, ein bildhübscher Bursche, der in Ausübung seines Berufes häufig an der verrufenen Waldhehausung vorüber kam, und bei solcher Gelegenheit das lieblich erblühende Änncheu kennen und lieben gelernt hatte. Der andere war der Allthaler-Bauer, des Jägers Brotherr, der reichste Grundbesitzer der Gegend, seiner Härte und Habsucht wegen eben so sehr gehasst, wie seines Jähzornes und seiner Körperkraft halber gefürchtet, in dessen Brust die jungfräuliche Schönheit der Waldblume die Flamme sinnlicher Leidenschaft entzündet hatte.

Selbstverständlich begünstigte die Kräuter-Bärbel den reichen Freier in jeder Weise, und die beiden hätten längst den Handel abgeschlossen, wäre der Preis, welchen die schlaue Alte für ihre Zustimmung forderte, in den Augen des alten Geizhalses nicht ein so unerhörter gewesen.

Kein Wunder, dass der arme Peter Huckepak, welcher, ohne es merken zu lassen, von dem, was um ihn her geschah, mehr wusste, als seine Umgebung ahnte, an diesem Abende niedergeschlagener denn sonst der Zeiten gedachte, da er noch Änncheu auf dem kleinen Schlitten fröhlich um den rauchenden Kohlenmeiler spazieren führte und des Abends am lustig prasselnden Herdfeuer den Geschichten lauschte, welche Vater und Großmutter — die Mutter war schon nach Änncheus Geburt gestorben — vom wilden Jäger und Frau Holden, von den Berggeistern und Wichtelmännchen zu erzählen wussten.

War es doch an einem Weihnachtsabend, dass die Gendarmen den armen Vater gefesselt fortführten, und brach ihm noch heute bei der Erinnerung fast das Herz, wie der Verhaftete beim Abschiede klein Änncheu herzte, und es dann Peters Obhut mit den Worten übergab: „Mein lieber Peter, ich gehe vielleicht auf Nimmerwiedersehen; für diesen Fall musst du anstatt mir deine Schwester beschützen. Bleibe nur brav und ehrlich und verzage nicht, wenn es dir schlimm ergeht. Der liebe Herrgott wird dich nicht verlassen, und wenn es sein soll, kommt auch für uns der Tag der Gerechtigkeit!"

Seitdem waren sieben Jahre verflossen, ohne dass sich diese Hoffnung erfüllt hätte. Der Mann, welcher wenige Tage vor Weihnachten in der Köhlerhütte genächtigt hatte, blieb verschollen, Peters Vater aber galt um so sicherer als Mörder, als er selbst durch seine Flucht aus der Untersuchungshaft den auf ihn gefallenen Verdacht bestätigt hatte.

Und dieser Verdacht erschien in der That so begründet, dass selbst Peter bisweilen an der Unschuld des Vaters zweifelte. Der Mann, ein reicher Viehhändler, hatte tagszuvor vom Allthalerbauer ein paar Ochsen gekauft, die durch seine Leute auf der Landstraße nach der Stadt getrieben wurden, während er selbst den Waldweg einschlug, um, wie er sagte, noch zu den Feierlagen heimzukommen. Von einem argen Schneesturm überfallen, hatte er dann in der Köhlerhütte Zuflucht gesucht, und erst am nächsten Morgen in Begleitung des Köhlers seinen Weg fortgesetzt, von welchem Zeitpunkt ihn kein Mensch mehr gesehen haben wollte.

Während Peter Huckepak auch heute wohl zum tausendstenmal diese Umstände überdachte, und schier von Kleinmuth verzagen wollte, hatte er mechanisch ein Stück Schwarzbrot aus der Tasche gezogen, und mit dem Taschenfeitel (Messer) angeschnitten. Allein obschon er seit dem Morgen nichts gegessen, wollte ihm doch kein Bissen schmecken, wogegen sich, von dem Anblick des Brotes angezogen, allerlei andere hungernde Gäste einfanden.

Da war vor allem das „von des

Gedankens Blässe angekränkelte" Zeisigpaar, das mit einer ganzen Schar von Nachkommen piepsend anrückte. Ihm folgten Stieglitze und Finken, Hänflinge, Kreuzschnäbel, Amseln und das zahlreiche Geschlecht der flinken, putzigen Meisen, alle gar zutraulich Brosamen heischend, nicht anders als wäre Peter Huckepak ihr wohlbestellter Proviantmeister.

In der That kannten sie den Verwachsenen seit langem als ihren guten Freund und Helfer in der Noth, so dass die Kecksten unter ihnen sich auf dessen Schultern und Arme setzten, um dann die Bröcklein aus seiner Hand im Fluge zu erhaschen.

Es war ein lustiges Treiben, das aber ein plötzliches Ende nahm, als in nächster Nähe ein Schuss fiel, und gleich darauf der Jäger-Fritz auf der kleinen Lichtung erschien, von seinem Hektor begleitet, der den todten Gimpelmörder in der Schnauze trug.

Das kleine Federvolk, das neugierig aus dem schützenden Nadelgeäste herabguckte, war höchlich erfreut über das Ende seines Todfeindes, und der rothe buschschwänzige Schelm quiekste aus seinem tapezierten Freiquartier gar vergnüglich von der strafenden Gerechtigkeit, welche schließlich jeden Missethäter ereile, ohne zu bedenken, dass er selbst so manches verspeistes Vögelein auf dem Gewissen hatte.

„Ei Peter, du bist's!" sagte Fritz, den kleinen Mann erblickend. „Nun, um so besser, dass ich dich treffe. Wollte deiner Schwester ein Brieflein zustecken, aber die alte Hexe hütet sie seit der Altthaler sein Auge auf sie geworfen, wie der Drache seinen Schatz. Ach, Peter! Es ist ein wahres Elend, wenn man blutarm ist, und zusehen soll, wie einem das Liebste auf der Welt von solch häßlichem rothen Schächer vorweg genommen wird. Und siehst du, wenn es zum Äußersten kommt, dann — weiß Gott — kann leicht noch ein Unglück geschehen."

Der Jäger schlug bei den Worten so kräftig an seine Büchse, dass Peter erschrocken ausrief: „Um Gott, Fritz, lass solch böse Gedanken! Schwester Anna hängt treu an dir, und wie ich sie kenne, wird sie eher in die weite Welt flüchten, als sich dem Willen des bösen Weibes fügen. Und außerdem — noch ist nicht aller Tage Abend und —"

„Was willst du damit sagen?" frug Fritz neugierig, als Peter mit einem scheuen Blick in das dunkle Walddickicht stockte.

„Nun, dir kann ich's anvertrauen", flüsterte Peter geheimnisvoll dem Jugendfreunde zu, der sich etwas beschwichtigt an seiner Seite niedergelassen hatte. „Ich war ein achtjähriger Knirps, als meine Großmutter, eine gar kluge Frau, welche noch aus eigener Erfahrung vieles wusste, das heutzutage verschollen oder als Ammenmärchen verlacht wird, vom Wichtelvolk und seiner Königin gar schnurrige Geschichten erzählte, in welchen armen Leuten in unverschuldeter Noth, durch dessen Beistand geholfen wurde. Auch beschrieb sie mir den Platz ganz genau, wo die Wichtelsee in ihrem herrlichen unterirdischen Palaste hause, und Hilfesuchenden Audienz ertheile. Hier ist die Stelle, die Singvögel sind ihre Lieblinge, und der Weihnachtsabend die Zeit, da sie sich den Menschen zeigt."

Peters Mittheilung hatte jedoch nicht den von ihm erwarteten Erfolg. Fritz antwortete nur mit einem trüben Lächeln des Mitleids, während er Brot, Steirerkäse nebst einem Fläschchen Branntwein aus seiner Jagdtasche hervorlangte. Der Jäger wusste zwar von der Schulbank her, dass der arme krüppelhafte Bursche keineswegs der Einfaltspinsel war, für den ihn die Leute seines einsilbigen, linkisch scheuen Wesens wegen hielten, doch wusste er auch, dass derselbe infolge seiner Missgestalt wie seines traurigen

Geschickes ein tiefsinniger Träumer geworden war, welcher gleich seiner Großmutter in der ihn umgebenden wildromantischen Natur seltsam geheimnisvolle Offenbarungen der Geisterwelt zu sehen und zu hören glaubte, an welchem Glauben ihn kein Einspruch irre zu machen vermochte.

„Na, mein lieber Peter, ich wünsche dir viel Glück zu deinem Unternehmen", sagte er, nachdem er sich ein wenig gestärkt. „Auf dass du aber bis zur Stunde, in der die mächtige Wichtelfee zu sprechen ist nicht verhungerst und erfrierst, iss und trink von meinem Vorrath — und nun gehab dich wohl!"

Damit erhob sich Fritz, pfiff Hektor, der mittlerweile nach Hundeart eifrig schnuppernd unfern ein tiefes Loch in den Schnee gegraben hatte, und gieng dann seines Weges.

Es war Abend geworden. Die Vöglein zwitscherten ganz leise in ihren Verstecken, als wollten sie sich in den Schlummer lullen. Das Eichkätzchen aber schlief längst den Schlaf des Gerechten, indem es die Eingangsthüre seiner Wohnung mit dem eigenen Buschschwanze luftdicht verschloss. Glühend roth blitzte die niedergehende Sonne in den dunkelnden Forst, die Millionen Schneekrystalle in eitel Gold und Edelstein wandelnd.

Peter betrachtete die Herrlichkeit, während er des Jägers Rath besorgend aß und trank, und sich von dem Genusse des ungewohnten Feuerwassers bald so behaglich fühlte, dass er den Kopf auf das Reisigbündel legte und, im Gegensatz zur früheren Niedergeschlagenheit, in wohlige Gedanken versank.

Da war es ihm plötzlich, als hörte er ober sich in den Zweigen zwei feine, leise Stimmen in einer Unterredung begriffen, deren Inhalt ihn in nicht geringes Erstaunen versetzte.

„Armer Kerl! Er hat wahrhaftig schon genug ausgestanden, an der Königin Stelle hätte ich ihm schon längst geholfen", sagte die eine Stimme.

„Hi, hi," lachte die andere. „Du willst gescheiter sein wie unsere Königin, und sprichst doch so dumm, wie einer von den gelehrten Menschen, die auch alles besser wissen wollen wie unser Herrgott, wenn sie auch selbst die albernsten Streiche begehen. Lass du nur unsere Königin machen. Gut Ding braucht Weil."

Darauf war es Peter, als hüpften zwei Wesen, leicht wie Zaunkönige, zur Erde herab, und dann sah er ein Männchen und ein Weibchen, nicht höher wie Pilzlinge, in Marderfelle gekleidet, vor sich, die ihn neugierig mitleidsvollen Blickes beschauten.

„Nun rasch ans Werk!" befahl das Weibchen, das offenbar ein gestrenges Hausregiment führte. „Lege ihm die Zauberbinde an, und dann — rax, dax, pax, hinab in die Unterwelt, ins lustige Wichtelreich!"

Im selben Augenblicke wich der Boden, auf dem Peter lagerte, worauf er in Nacht und Finsternis versank, immer tiefer, mit unheimlicher Schnelligkeit, dass ihm fast der Athem verging, bis er plötzlich einen sammtweichen Gegenstand unter seinen Füßen fühlte, die Binde von seinen Augen fiel und strahlende Helle seine Sehnerven blendete.

Allgemach erst gewöhnte er sich an den überirdischen Glanz und sah nun etwas so Wunderbares, dass er starr gleich einer Bildsäule um sich blickte.

Ein Raum, wohl zehnmal weiter und höher wie das Schiff der Dorfkirche, dessen Decke auf schimmernden Silbersäulen ruhte, dessen Boden blumendurchwirkte Moosteppiche bedeckten, dessen Wände die seltsamsten Formen der Thier- und Pflanzenwelt aus herrlichem Porphyr und Marmor schmückten, umgab ihn. Zahllose Alabasterlampen ergossen ihr geheimnis-

volles, von haselnussgroßen Edelsteinen in allen Farben des Regenbogens wiedergespiegeltes Licht über die Pracht dieses Raumes, in dessen Mitte auf purpurbedeckter Estrade ein kleiner, von Diamanten blitzender Thron in wundervoller goldener Filigranarbeit prangte. Auf diesem Throne aber saß eine Puppengestalt von solcher Lieblichkeit, dass Peter des Schauens gar nicht satt werden konnte.

Bis zum Gürtel von goldigen Haarwellen umflossen, mit zierlichem Krönchen geschmückt, blickten aus dem reizenden Gesichtchen ein paar saphirblaue Augen freundlich milde, und doch hoheitsvoll, wie es einer so mächtigen Feenkönigin geziemt. Und rings um den Thron stand ein Kreis von ebenso zierlichen Hofherren und Damen, während ein Chor von winzigen Sängern und Sängerinnen, welche, von Harfenklang begleitet, einen so süßen Gesang anstimmten, dass es Peter war, als hörte er die Engelein um Gottes Thron musicieren.

Auf ein Zeichen der kleinen Königin verstummte der Gesang, worauf diese mit silberhellem Glockenstimmchen also sprach: „Nun, Peter Huckepak, sag an, was dein Begehr. Da du trotz aller Noth ehrlich und brav geblieben, und dir ein warmes Herz nicht nur für deine Mitmenschen, sondern für alle harmlosen Geschöpfe Gottes, insbesonders für die lieblichen Sänger des Waldes bewahrtest, sollen deine Wünsche erfüllt werden, soweit dies in meiner Macht liegt. Also sprich ungescheut!“

Peter hatte sich zwar auf diesen feierlichen Moment mit einer wohleingelernten Rede vorbereitet, jetzt aber war alles vergessen, und statt zu sprechen, fiel er vor der kleinen Königin auf die Knie, nur unverständliche Worte stammelnd.

„Nun, nun, ich sehe schon, dass ich dir zu Hilfe kommen muss“, sagte die Königin freundlich. „Ihr Sterblichen habt ja alle so ziemlich dieselben Begierden. So nimm denn von all den Schätzen hier so viel du zu tragen vermagst. Wählst du gut, so werden sie dich zum reichsten Manne im Lande machen, dem man die leckersten Gerichte, die köstlichsten Weine in goldenen Schüsseln und Bechern credenzen wird. Diener, Pferde und Wagen werden dir zu Gebote stehen, das schönste Mädchen sollst du freien, und in Lust und Freude bis an dein Ende leben — ist's so recht, Peter Huckepak?“

Zum Erstaunen der Königin wie ihres ganzen Hofstaates schüttelte Peter jedoch den Kopf, und versetzte endlich traurigen Tones: „Ach Frau Königin, das wäre ja alles recht schön und gut. Wie aber soll ich mich des Lebens freuen, wenn mein armer Vater als Mörder flüchtig umher irren, und meine Schwester den häßlichen Althaler heiraten muss? Nein, nein, Frau Königin, bist du wirklich so mächtig, wie Großmutter meinte, so decke die Unschuld meines Vaters auf, und mache Schwester Anna zur Frau meines Freundes Fritz, dann will ich dir ewig dankbar bleiben, und mein Brot mit deinen Schutzbefohlenen theilen.“

Beifälliges Wispern folgte diesen Worten, die Königin aber sagte: „Du bist ein guter Sohn und Bruder, darum sollen dir noch drei Wünsche für deine Person freistehen. Besinne dich also rasch, da ich noch andere Regierungsgeschäfte zu besorgen habe.“

Peter kratzte sich unschlüssig den Kopf, da schnelles Denken nicht seine Sache war, dann aber nahm er sich ein Herz, und meinte resolut: „Je nun, Frau Königin, wenn ich täglich eine Schüssel voll Speckknödel oder Grammelsterz (steirische Nationalspeisen) haben könnte, hm, und dann einen tüchtigen Lodenrock gegen den strengen Winterfrost, und — und —“

„Nun?“ drängte die Wichtelfee.

„Und — ja, und eine Ulmer Tabakspfeife mit Silberbeschlag, wie

sie der Altthaler-Bauer hat – wahrhaftig, dann wäre ich der glücklichste Mensch auf dem ganzen Erdboden!"

Die Königin lächelte und in den Reihen der kleinen Herren und Damen gieng ein lustiges Kichern von Mund zu Munde. Dann nahm erstere wieder das Wort: „Wohl, Peter, deine Wünsche sollen erfüllt werden, doch nur gegen das Versprechen, über alles was du hier gesehen und gehört, zu schweigen sieben mal sieben Monate und sieben Tage — willst du?

„O Frau Königin!" rief jetzt Peter Huckepak wohlgemuth. „Ich bin kein Schwätzer, und will verschwiegen sein wie ein Grab!"

Die schöne Wichtelfee nickte freundlich mit dem Köpfchen und erhob gleichzeitig ein winziges Scepter aus Gold und Elfenbein.

Im selben Augenblick fühlte sich Peter windschnell emporgetragen, und befand sich nach wenigen Secunden an derselben Stelle, wo er vorher gelagert hatte. Auch die rothen Strahlen der untergehenden Sonne tauchten die Winterlandschaft nach wie vor in rosige Tinten, und nur ein merkwürdiges Schmettern und Zetern im Waldesdickicht bewies, dass sich während seiner Reise in das lustige Wichtetreich etwas Neues zugetragen haben müsse.

Dieses Neue bestand in der Anwesenheit eines zweiten Menschen auf der abgelegenen Waldlichtung, in dem Peter zu seinem nicht geringen Schrecken den Altthaler-Bauern erkannte.

Der Mann war nämlich ein überaus gestrenger Waldherr, welcher die armen Leute, so das abgefallene dürre Holz zu kärglicher Feuerung sammelten, als freche Diebe betrachtete und nicht selten eigenhändig durchprügelte. Da aber Peter schon wiederholt Proben dieses kurzen Justizverfahrens genossen, kauerte er sich sammt seinem Reisigbündel hinter dem mächtigen Fichtenstamm zu einem unscheinbaren Häufchen zusammen, wobei er jedoch seinen grimmen Feind scharf im Auge behielt.

Er erkannte jetzt, dass das seltsame Gezeter von den Vögeln herrührte, welche den Mann offenbar auch als ihren Feind ansahen, und ihn demgemäß behandelten. Der Altthaler-Bauer stand an derselben Stelle, wo Hektor vorher so eifrig geschnuppert und gegraben hatte.

„Verfluchtes Gethier!" schalt der Bauer vor sich hin, indem er sich bemühte, mit Hilfe eines dicken Knotenstockes das Loch mit Schnee zu füllen. „Es ist, als hätte es nichts anderes zu thun, wie die Nase in die Erde zu stecken. Hm, einige Fangeisen möchten Füchsen und Dachsen wohl die Lust vertreiben, aber dann merkt's wieder der Jäger Fritz — hm, hm, dass ich mich wegen so einem Lumpen ängstige! Mögen sie ihn finden, wer kann beweisen, dass ich ihn — — —"

Er hielt plötzlich inne und blickte scheu um sich, denn es war ihm, als riefen tausend feine Stimmen um ihn her: Ich, ich, ich!

Es waren aber nur die Stimmen der Vögel, welche immer dreister wurden, und jetzt sogar des Bauers Kopf umschwirrten, als wollten sie dessen struppiges Rothhaar zerzausen.

„O du vermaledeites Federvolk! Wollt ihr gleich schweigen!" rief der Erboste, seinen Knotenstock mit aller Kraft in das Dickicht der Tannenzweige schleudernd.

Das halb Erschrocken verstummten die kleinen Widersacher, Todesschweigen herrschte, aber der Knotenstock war und blieb verschwunden, so sehr der starke Mann auch an den Bäumen rüttelte.

Bei der jetzt eintretenden völligen Dunkelheit war nicht eine Spur des verwünschten Stockes zu entdecken, daher sich der Altthater Bauer schließlich schimpfend und fluchend auf den Heimweg machte, mit dem Vorsatze, das erste Grauen des nächsten Tages

zur Wiedererlangung seines Eigenthums zu benützen.

Eine Stunde später stand Peter, dessen sehnlichstem Wunsche so wunderbar schnelle Erfüllung geworden, athemlos vor Barbels Behausung, vorsichtig durch die kleinen, beleuchteten Fenster ins Innere lugend.

Er hatte nämlich bei seiner Annäherung eine Männerstimme vernommen, deren Klang ihm das Blut fieberheiß zu Gehirn trieb, und jetzt — Herrgott, der Mann, der da mitten in der Stube stand, war das nicht sein Vater? Ja, er musste es sein, so sehr auch der lange graue Vollbart die Züge, die fremdländische Kleidung die kräftige Gestalt verändert erscheinen ließen. Er musste eben erst eingetreten sein, da die Kräuterbärbel und Änuchen noch wie aus den Wolken gefallen auf der Ofenbank saßen und den Ankömmling wortlos anstarrten.

„Na, Annerl, kennst du wirklich deinen Vater nicht mehr?" fragte dieser mit einem Blick innigster Zärtlichkeit. „Warst freilich noch ein kleines Ding, doch —"

Aber schon schlang Änuchen die Arme um des Vaters Schulter, und barg schluchzend vor Freude das Köpfchen an dessen Brust.

„Mein Seel', Köhlerpeter, Euch hat ein böser Wind hergetragen", sagte jetzt die Kräuterbärbel mit ihrer widerlich kreischenden Stimme. „Glaubt Ihr denn, es sei schon alles vergessen, was hier geschehen? Ich sage Euch, die Gendarmen haben ein gutes Gedächtnis, und so oft sich alle die Jahre her ein Fremder in diese Gegend verirrte, waren sie hinterdrein wie der Satan hinter einer armen Seele — seht Euch vor, Köhlerpeter!"

„Schon gut, Kräuterbärbel", versetzte Brunngraber, so hieß der ehemalige Köhler. „Ich vertraute auf Gottes Gerechtigkeit, der einen Unschuldigen nicht verlassen wird. Jetzt sagt mir lieber, was aus meinem armen Peter geworden ist."

„Was wird aus ihm geworden sein?" schnarrte die Alte grimmig. „Ein Faulenzer und Thunichtgut, der heute wie immer im Walde umherlungert, statt Brennholz heimzubringen, wie er sollte."

Peter wollte eben die boshafte Hexe durch sein Erscheinen Lügen strafen, als er zu seinem Schrecken sah, wie die Stubenthür geöffnet wurde und zwei Gendarmen über die Schwelle traten.

Änuchen stieß einen Schreckensschrei aus, als der erste Gendarm herantrat und mit lauter Stimme die Worte sprach: „Peter Brunngraber, ich verhafte Euch im Namen des Gesetzes!"

Jetzt aber litt es Peter Huckepak nicht mehr draußen, und mit dem Rufe: „Nicht meinen Vater verhaftet, sondern den Altthaler-Bauer, denn dieser ist der Mörder des Verschwundenen!" stürmte er in die Stube, sich sammt seinem Reisigbündel gleich einem Schutzwall vor seinen Vater stellend.

Tiefes Schweigen folgte den Worten, währenddem die Anwesenden überrascht und ungläubig den Missgestalteten betrachteten. Wie war es auch nur denkbar, dass der reiche Altthaler einen Mord begangen haben sollte!

„Höre, Peter, du bist wohl übergeschnappt, oder hast im Wald geträumt, dass du solchen Unsinn schwatzest", sagte der erste Gendarm ernst verweisend. „Bedenke wohl, dass ich auch dich verhaften müsste, wenn du Beschuldigungen erhebst, ohne sie beweisen zu können."

Peter aber ließ sich nicht beirren und erzählte, so rasch es seine etwas schwerfällige Zunge gestattete, was er gehört und gesehen, und da er sich schließlich erbot, die Gendarmen an die Stelle zu führen, wo der Bauer das Schneeloch zugescharrt, und seinen Stock nach den Vögeln geworfen

hatte, beschlossen die Wächter des Gesetzes, trotz aller Unwahrscheinlichkeit der Aussage, zu näherer Untersuchung des „Thatbestandes" sich an Ort und Stelle zu begeben.

Tief bewegt schloss Brunngraber seinen Sohn in die Arme, mit zitternden Händen brachte Änncheu die von den Gendarmen verlangten Werkzeuge, Krampe und Schaufel herbei, dann setzte sich der kleine Zug in Bewegung: Peter Huckepak als Führer voran, die beiden Gendarmen mit dem Verhafteten hinterdrein.

Mit gefatteten Händen und stillen Segenswünschen blickte Änncheu den Männern auf dem jetzt von hellem Mondschein beleuchteten Wege nach, bis ihre Gestalten im Schatten des Waldes verschwanden.

In der Stube aber hockte Bärbel vor dem großen Kachelofen in Gesellschaft eines mächtigen schwarzen Katers, der sich behaglich schnurrend an ihrer Seite rieb. Ein scharfer Geruch von verbrennenden Kräutern erfüllte den Raum, in der Kohlenglut knisperte und wisperte es geheimnisvoll, wozu die Alte allerlei Sprüche murmelte, welche wohl das Gegentheil von Segenssprüchen bedeuten mochten. Wusste sie doch, dass es, falls Peters Angabe sich richtig erwies, mit dem faulen Lotterleben ein Ende haben würde. Nach gänzlichem Verglimmen der Kräuter erhob sie sich und nahm aus der Lade des massiven Eichentisches ein schmutziges Kartenspiel, das sie alsbald in der mystischen Form eines Trudenfußes aufzulegen begann.

Änncheu hatte sich mittlerweile an das Spinnrad gesetzt, um ihr bange klopfendes Herz durch die mechanische Handarbeit zu beruhigen. So vergingen zwei lange, lange Stunden, und Bärbels Miene zeigte infolge der für sie stets günstigen Kartenorakel eben den Ausdruck höchsten Triumphes, als endlich rasche Schritte hörbar wurden, und Peters lautes Jauchzen gute Nachricht kündete.

Da flog das Spinnrad polternd zur Seite, Bärbel fuhr, wie von Nattern gebissen, in die Höhe, um sammt Karten und Kater in die Nebenkammer zu flüchten, und Änncheu eilte beflügelten Schrittes Vater und Bruder entgegen.

„Na, Kind", sagte Brunngraber auf Änncheus stürmische Fragen, „jetzt tische vorerst auf, was du Gutes in der Küche hast. Der weite Weg hieher, und all die Aufregung dieses Tages haben mir arg zugesetzt."

Kleinlaut gestand Änncheu, dass es in der Küche nur Speckknödel gebe, verschweigend, dass Bärbel den dazu gehörigen Feiertagsbraten allein verzehrt habe.

Brunngraber fand das Weihnachtsmahl etwas karg, Peter aber, eingedenk seines der Wichtelfee gegenüber ausgesprochenen Wunsches, meinte fröhlich, so gut hätten sie es schon lange nicht mehr gehabt, da es oft genug die ganze Woche über nur Brot mit Mostäpfeln, und Sonntags Wassernocken gegeben habe.

Brunngraber runzelte die Stirne, indem er sagte: „Hm, das ist noch schlimmer, wie ich gefürchtet. Und wie du frierst, armer Kerl!" fügte er zu Peter gewandt hinzu, der nur einen groben Leinenkittel am Leibe hatte. „Na, warte nur bis morgen, dann sollst du aus meinem Reisekoffer einen Lodenrock haben, wie ihn kein Prinz besser trägt."

Peter, insgeheim immer erstaunter, klatschte freudig in die Hände, während Brunngraber aus dem schweren Rucksack, welchen er in einem Winkel der Stube abgelegt hatte, eine Auswahl von Delicatessen auspackte, von deren Dasein das arme Geschwisterpaar bisher kaum vom Hörensagen wusste.

Da gab es nicht nur Schinken, Wildpret, geräucherten Aal, sondern auch Orangen, Datteln, Feigen nebst anderen Süßigkeiten und schließlich einen Weihnachtskuchen, so eiergelb und

rosinenstrotzend, dass Peter mit der Zunge schnalzte, Änneken aber wehmüthig des Liebsten gedachte, der oft schon von solchem Hochzeitskuchen geschwärmt hatte.

Während und nach dem folgenden köstlichen Schmause wurde aber auch rechtschaffen geplaudert, zumal Peters sonst so schwere Zunge unter dem Einfluss einer aus dem Rucksack geförderten Flasche feurigen Weines eine merkwürdige Beredsamkeit entwickelte.

So erzählte er der aufhorchenden Schwester ausführlich von dem, was sich im Walde zugetragen hatte. Wie man an dem betreffenden Orte durch den hellen Mondschein begünstigt vorerst des Altthalers in den Baumwipfeln verhängten Stock, dann aber nach halbstündiger Schanzelarbeit auch das Skelett eines Mannes gefunden, das nach den vorhandenen Resten der Kleidung zweifellos als jenes des verschollenen Viehhändlers erkannt wurde, und wie sich die Gendarmen infolge dieser Entdeckung sofort nach dem Gehöfte des Altthaler-Bauers begeben hätten.

Es war dem Erzähler dabei nicht leicht geworden, die Hauptsache, nämlich sein Abenteuer mit der Wichtelfee, zu verschweigen, welcher seiner Meinung nach die glückliche Wendung der Dinge allein zu verdanken war, daher er froh war, als sein Vater das Wort ergriff, um seine Erlebnisse während der letzten sieben Jahre zu berichten.

Die Erzählung selbst hätte eigentlich nicht vieler Worte bedurft, allein die Geschwister hatten über den Schauplatz derselben, das ferne Land jenseits des Oceans, so viele Fragen zu stellen, dass deren Beantwortung Stunden in Anspruch nahm.

Der Hauptinhalt des Berichtes aber bestand darin, dass Brunngraber sich in Amerika mit Glück auf das Kohlenschürfen verlegt und bald ein erkleckliches Sümmchen erspart hatte, ja wahrscheinlich ein steinreicher Mann geworden wäre, hätte ihn nicht die Sehnsucht nach den heimatlichen Bergen und mehr noch der Kummer um das Geschick seiner Kinder wieder über das Meer zurückgetrieben.

Darauf musste auch Peter erzählen, wie es ihm und der Schwester ergangen, und als Letztere sich in die Küche begab, um nach des Vaters Wunsch heißes Wasser zu einem solennen Weihnachtspunsch zu besorgen, benützte er die Gelegenheit und gab die Geschichte von Ännchens beiden Bewerbern zum besten, wobei dem Jägerfritz ein vollgerüttelt Maß an Lob nicht entgieng.

Und als hätte die Wichtelfee nur den geeigneten Anlass abgewartet, um Peters Wünschen auch in diesem Punkte zu willfahren, trat der Genannte in diesem Augenblick Arm in Arm mit Ännchen in die Stube. Mit Wohlgefallen betrachtete Brunngraber den blühenden jungen Mann, der ihn freudig begrüßte, dessen offene Züge und treuherzig blickende Braunaugen sofort sein Vertrauen gewannen.

„Hab' Euch gute Botschaft zu bringen, Brunngraber", sagte der Jäger, nachdem sich die Männer die Hände geschüttelt. „Der Altthaler-Bauer, der beim ersten Anblick der Gendarmen greulich fluchte und von nichts wissen wollte, gab kleinlaut bei, als sich bei der vorgenommenen Hausdurchsuchung im Strohsack seines Bettes eine Brieftasche mit bedeutendem Geldbetrag und einem Notizblatt vorfand, auf dem der abgeschlossene Viehhandel von der Hand des Gemordeten verzeichnet war. Die scheinbare Unvorsichtigkeit des geriebenen Mannes erklärte sich durch des Bauers Aussage, dass er keinen Raubmord beabsichtigt, sondern dem Käufer nur deshalb auf dem Waldwege entgegengetreten sei, weil er sich bezüglich des vereinbarten Preises betrogen glaubte. Im Streite darüber sei es zu Thätlichkeiten gekommen, die den Tod des Viehhändlers zur Folge gehabt hätten. Die Brieftasche mit dem Gelde habe

er mit dem Vorsatz an sich genommen, sie den rechtmäßigen Eigenthümern so bald wie möglich zurückzustellen, die Ausführung aber von Jahr zu Jahr verschoben, aus Furcht, sich dadurch zu verrathen.

„Jedenfalls ist Euere Schuldlosigkeit sonnenklar dargethan", schloss der Jäger, „und nebst Gott haben wir das dem braven Peter und seiner Wichtel —"

„Nein, nein", fiel Peter hastig ein, den Zeigefinger auf den Mund legend, „die Vöglein waren es, die meine Aufmerksamkeit durch ihr närrisches Thun auf den Bauer lenkten, was ihnen gelohnt werden soll, so gut ich es vermag!"

„Habt Dank für die gute Nachricht", nahm jetzt Brunngraber das Wort, und, da ich nicht gern Schuldner bleibe, so sagt, ob es wahr ist, dass Ihr das arme Mädel da zur Frau haben möchtet? Soviel ich weiß, seid auch Ihr nicht mit Glücksgütern gesegnet, da dürfte wohl Schmalhans Küchenmeister werden in der künftigen Wirtschaft."

Purpurroth wie ein echtes Waldröslein kniete Änncheu zu des Vaters Füßen nieder, während der Jägerfritz erwiderte: „Nicht doch, Brunngraber. Unser Waldnachbar, der Herr Graf, in dessen Regiment ich zwei Jahre gedient, hat mir längst eine Försterstelle angeboten ... aber —"

„Aber der Herr Jägersmann hatte schon zu tief in ein par große Blauaugen hineingesehen — nicht so?"

„Mein' Seel, so ist's, wäre ohne Änncheu doch nur ein halber Förster."

„Na, da bleibt nichts übrig wie einen ganzen daraus zu machen", meinte Brunngraber, indem er lächelnd die Hand auf den blonden Scheitel seines Kindes legte.

War das ein Jubel in der einsamen Waldhütte der Kräuterbärbel! Und als Fritz sein Weihnachtsgeschenk, ein goldenes Ringlein, an den Finger seines Bräutchens steckte, da weinte das weichherzige Mädel heute zum zweitenmal vor übergroßer Freude. Musste aber gleich darauf wieder laut auflachen über Peters verwunderte Augen, da ihm Fritz eine prächtig gefaderte, silberbeschlagene Ulmerpfeife mit den Worten übergab: „Na, Schwager Peter, da nimm auch du eine kleine Frau zum Zeitvertreib, die dir wenigstens kein Mensch abspenstig machen kann."

„Aber Fritz, woher weißt du nur, dass ich —" stotterte Peter ganz verwirrt.

„Hab' ich's getroffen?" meinte der Jäger lachend. „Na, das war kein Hexenwerk, redetest ja oft genug von des Altthalers schönem Pfeifenkopf."

„Genug, Kinder!" rief Brunngraber. „Jetzt zum Punsch, bei dem wir das Weitere bereden wollen."

„Die jungen Leute ließen sich's nicht zweimal sagen, und die vier Menschen feierten den Weihnachtsabend doppelt vergnügt, nachdem sie so viel Herzeleid erfahren, und vom Lebensbaume bisher mit so herben Früchten bedacht worden waren. —

Die Kräuterbärbel war anderen Morgens sammt ihrem Kater spurlos verschwunden. Wie später verlautete, hatte sie Kenntnis von dem an dem Viehhändler verübten Morde, das Geheimnis jedoch gegen ein Schweigegeld bewahrt, was wohl die Ursache sein mochte, dass sie die Ausübung ihrer Zauberkunst in eine andere Gegend verlegte.

Der Altthaler Bauer wurde zu zehnjährigem schwerem Kerker verurtheilt, starb jedoch, an Leib und Seele gebrochen, schon wenige Monate später darauf an einer Lungenentzündung, nachdem er seine ganze Habe der Kirche vermacht hatte.

Änncheu und der Jägerfritze wurden ein halbes Jahr nach der Weihnachtsfeier ein Paar. Doch trat ersterer nicht in des Grafen Dienst, sondern in den seines Schwiegervaters, welcher, gleich Peter mit ganzem Herzen an dem prächtigen alten Walde hängend, aus

dem Altthaleriſchen Verlaſs den Forſt ſammt Jagdbarkeit erſtanden hatte, um daſelbſt ſein früheres Gewerbe auf eigene Rechnung im großen zu betreiben.

Peter Huckepak ſtand ihm hiebei getreulich zur Seite. Als Begründer ſo vielen Glückes geehrt und geliebt, fühlte ſich der arme Burſche hochzufrieden und war nur darüber betrübt, daſs es ihm nicht gelingen wollte, der kleinen Wichtelfee ſeinen heißen Dank zu entrichten. Denn, obſchon er jeden Weihnachtsabend die Stelle aufſuchte, von welcher ihn das Wichtelpaar in die Tiefe geführt, es kam nicht wieder, und nur die Vöglein fanden ſich wie immer ein, ihren Wohlthäter freudig umflatternd.

Allgemach zweifelte er ſogar, ob er jene Reiſe in die Unterwelt auch wirklich erlebt und nicht bloß erträumt habe; um jedoch ſeinem dankerfüllten Herzen einigermaßen zu genügen, baute er dort den Lieblingen der Wichtelkönigin eine geräumige Schutzhütte mit Futter- und Niſtläſtchen, und erfreute ſich an dem fröhlichen Treiben und Gedeihen ſeiner kleinen Freunde.

Dort erzählte er auch, nachdem die Friſt von ſiebenmal ſieben Monaten und ſieben Tagen abgelaufen war, einem fremden Manne, welchem er wiederholt als Führer gedient, ſein Abenteuer. Aus deſſen Äußerungen hatte er nämlich entnommen, daſs ſelber ein Dichter, ſeiner Meinung nach alſo ein Menſch war, welcher von den Geheimniſſen der Natur mehr wiſſen muſste, wie andere Leute, und ihm daher ſicher Beſcheid geben konnte.

Der Fremde aber, der ſeiner Erzählung aufmerkſam gehorcht, ſagte nach längerem Sinnen: „Ja, mein lieber Peter, mit Enrer Geſchichte iſt's ein eigen Ding. Seht, die Menſchlein dünken ſich gar klug, und doch wüſste das Federvolk, das da oben ſo eifrig mit einander zwitſchert, wahrſcheinlich beſſere Auskunft zu geben, wie alle Gelehrten aus ihren dicken Büchern. Bis wir aber die Vogelſprache recht verſtehen lernen, müſst Ihr ſchon mit der Antwort vorlieb nehmen, die einſt einer der größten Dichter aller Zeiten bei ähnlicher Gelegenheit gab, indem er ſagte:

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als unſere Schulweisheit ſich träumen läſst!"

Mein Paſſierſchein.

Wohlgemuth geſungen von Franz Stelzhamer.*)

Motto:
Poeten Leben und Treiben,
Stets zwiſchen Himmel und Erden,
Iſt, um ihm gerecht zu werden,
Nur in Knitteln zu ſchreiben.

Ich habe erblickt das Licht der Welt
Als man achtzehnhundert und zwei gezählt,
Den neun und zwanzigſten November,
Mein and'rer Tag, das iſt der dritte December.
Alle andern Ziffern und Zahlen,
Wie ſie mir öfter zu berichten befahlen,
Erklär' ich hiemit als ſchlechten Witz und Spaſs
Und reuet mich auf Ehre, daſs
Man manchen
Lexilographen
Deshalb wird müſſen der Lüge ſtrafen! —
Ich heiße mit Namen voll und ganz
Peter Andreas Franz;
Stelzhamer ſchreibe ich mit einem „m",
Das war den Leuten ſtets unbequem,
Und wie wenig ſie gaben fürs Leben her,
Im Namen bekam ich immer mehr.
Oft heiß' ich auch der — von Pieſenham,
Wenn ich vom Dorf mir den Adel nahm.
Auch hab' ich — heißt's Übermuth oder Muth —
Um offen mein Freirecht zu zeigen,
Vom Vaterhaus grundbüchlich „freieigen"
„Siebengütl" mich öfter und „Siebengut"
Zu lilulieren und ſchreiben geruht;
Und adelt mich einmal ein Potentat,
Nun gut, ſo weiß man mein Prädicat.

*) Zu einer Erinnerung an den großen oberöſterreichiſchen Dialektdichter.

Mein Vater hieß Johann der Täufer,
Der war kein Spieler, kein Säufer,
Kein Zänker, kein Seitenläufer,
Ach gar ein edler, inniger Mann!
Trotz seines geringen Standes
Mit würdigem Ernst angethan,
Ein wahrer Schmuck des Landes;
Und alles erwägend wohl und belegend,
Ein Schatz im Rath der Gegend!
Und daſs ich denken und dichten kann,
Zählt nebſt des Himmels Huld
Gewiſs auch ihm zur Ehrenschuld.

Die Mutter Maria war froh und frisch,
Beſorgte mit Ehren Bett und Tisch;
Sie wandelt hochbeſeelt,
Durch starken Glaubensmuth,
Bereit zum Opfer von Gut und Blut
Dem Wohl der Ihren und dem Weh der Welt.
Sie konnte erzählen und singen,
Und war gewandt in vielen Dingen,
Als Meist'rin aber gar und ganz
Galt sie im Gang und edlen Tanz,
Uns Kindern, sechs oder sieben —
Sind aber nur drei am Leben blieben —
War sie das lautere Lieben.

Mir beſonders, weil ich das jüngste,
Verbot und verbarg sie nicht das Geringste,
Und manches, was noch heute
Ich selbst wie and're Leute
An mir betoben und beklagen,
Stammt her aus lieben Jugendtagen;
Doch, daſs ich es nur rundweg sage,
Es geht mehr Lob als Klage.

Die Pfarre, fast hart am Waldesrand,
Heißt Schildorn. Innviertel das Land;
Das Kirchlein Pramet auf grünem Wall
Mit seiner Schule ist nur Filial;
Und diese Schule — sie habe Dank! —
Lieh mir fünf Jahre die Ehrenbank.

Drauf hab' ich studiert viel lange Jahr!
Fast bis nichts mehr zu studieren war,
Natürlich, denn dann war es gar.
Stadt Salzburg, Graz, hold Linz und Wien,
Die gaben mir Lehr' und Disciplin
In Grammatik und Eloquenz,
In Philoſophie und Jurisprudenz
Und noch viel anderlei Scienz;
Mir aber lag Mesmer, Gall und Lavater
Viel näher als der gelehrte Salbader.
Drauf war ich Pädagoge,
Zuletzt dann gar Theologe,
Jedoch zu meinem Glück
Ein Theilchen nur vom ganzen Stück.
Vielleicht nur, daſs ich sagen kann:
Ich weiser und auch heiliger Mann.

Als solchen nun ließ man mich gehen,
Hm, oder beliebig auch — stehen.
Der gramvolle Vater sprach
Mit schmerzlichem Weh und Ach:
Ich möge thun und treiben,
Hinfür was immer,
Nur sollt' ich schreiben
Ihm nimmer, nimmer! —

Der Mutter — wie Mütter schon sind! —
Erbarmte ihr jüngstes, drum liebstes Kind,
Beſteckt ihm Koffer und Kleidertaschen
Mit allem, was sie konnt' erhaschen,
Ach und verweinte dazu
All ihres Herzens Trost und Ruh —

Und als ich es hatte — wer hätt' es gedacht? —
Nach so vielem endlich auf — Nichts gebracht,
Da hat mir im Leibe das Herz gelacht;
Ich sah mich nach all dem Ernst und Spiel
Ganz unvermerkt an — meinem Ziel!

Ade, sprach ich, Frau Mutter, Herr Vater!
Und dachte: Jetzt spiel' ich Theater,
Den Gottlieb Kocke, den Mooren Franz,
Daneben auch Posse und Mumenschanz;
Dann wollt ich mir schreiben — ich war ja Poete
Geheim zwar, daſs niemand es wissen thäte —
Viel wunderbare Komödienstück',
Die sollten mir bringen Glorie und Glück
Wie einst — ich hab an alles gedacht! —
Hans Sachsen sie und Herrn Schiller gebracht,
Auch Neſtroy und dem braven Raimunden
Und anderen genialen Vagabunden,
Die auch dasselbe Manöver gemacht! —

Nun, ist nach Wunsch und Verlangen
Dann alles auch ausgegangen?

Hm, ausgegangen — ja?
Nur statt recht gut — sehr schlecht beinah:
Denn als ich den Winter, den vollen,
Gespielt hatt' viel kleine Rollen,
Submiſſ' und devot,
Ohn', daſs sich Gelegenheit bot
Für meines Geistes Pfund und Loth,
Da machte die Trupp' bankerott,
Und — stob wie Spreu auseinander. —
— Ha, da stand er,
Der Gottlieb Kocke —
Und Mooren Franz —
Mit dem Bettlerstocke
Statt Lorbeerkranz!
Die wunderbaren Komödienstück',
Die bringen sollten Gloire und Glück,
Auch gottsleider! im Keim
Zerstört und vernichtet.
Dafür hatt' ich schön insgeheim
Ein Büchlein Lieder gedichtet.

Und sieh und sieh!
Wer hätte das Ding gedacht,
Und die und die,
Die haben mein Glück gemacht.

Vor mir auf luftiger Schwing'
Mein „Tauber“*) sich erhob,
Und wo ich stond und gieng,
Erwuchs mir darob
Bei groß und gering
Nur Lieb und Lob.

Zu Menschen kam ich und Städten,
Die just noch tiefer gestäupt mich hätten,
Und sieh und sieh!
Wer hätte das Ding gedacht!
Und die und die
Han Thor und Herz mir aufgemacht.
Im Laufe, im rollenden,
Auf meinen Liederfahrten
Die Kreuz und Quer
Kam ich auch zum Vater, zum grollenden,
Und sieh, auch der
War wider Erwarten
Gerührt und liebevoll,
Dahin sein Gram und Groll!
Der Mutter aber, der guten, quoll,
Dafs nur ihr Kind jetzt was tauge,
Die helle Thräne in das Auge,
Und Fried' und Freude sank
Ihr ins Herze nieder —
Darum dem Himmel Dank
Für meine Lieder! —

Und als sie diese Freud erlebt,
Da hatten sie beide genug gelebt,
Sie starben eins nach dem andern,
Und mich traf wieder das Wandern.

Ich wanderte betrübt und bang,
Wiewohl gehüllt in Liedeskranz,
Die weite weite Welt entlang;
Da that eins einen raschen Fang —
Bin selbst schier ins Garn gegangen,
Fühlt ich doch längst den Spruch, den bewährten:
„Es wand're sich nicht gut ohne Gefährten!“

So ward' ich glücklicher Gatte;
Dem Schwäher gesellt sich der Pathe,
Dem Pathen der Todtengräber —
Ach, Gott ist der Nehmer und Geber
In Hafs und in Hulden.
Der Mensch mufs es dulden!
Der Name des Herrn sei gebenedei't
Jetzt und in Ewigkeit —
Amen!

*) Gedichte in oberennsischer Volksmundart.

Wie die Meraner Volksschauspiele zustande kamen.

In einer Zeit, da in den Städten das Theater niedergeht oder entartet zu einem, man möchte sagen phantastischen und fanatischen „Naturalismus“, der nur das Elend und die Verworfenheit des Menschen aufzeigen will, nimmt auf dem Lande der Sinn für jene Volksschauspiele zu, die hehre Gestalten und Helden aufstellen, an denen man sich freuen und erbauen kann. Es ist ja natürlich, auf dem Lande und im Landvolke war immer der Jungbrunnen wahrer Poesie; von dort her kommt sie gesund, in der Stadt entartet sie. Unsere städtischen Theaterkritiker sagen es ja oft genug, dafs die modernen Schauspielschreiber kein richtiges Drama mehr zustande bringen, auch die guten Schauspieler sollen immer seltener werden, und so müssen wir, um da was zu lernen, am Ende gar noch bei den Bauern in die Schule gehen.

Oberammergau, Brixlegg, Krainburg am Inn und in neuester Zeit Meran haben mit ihren Volksschauspielen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen. Trotz der grofsen Mängel der Volksschauspiele dieser Orte kann man doch bei ihnen etwas lernen, unter Umständen vielleicht mehr, als in mancher Theaterschule. Verwöhnte Weltleute gestehen, dafs sie bei dem Passionsspiele in Oberammergau, oder bei dem Hoferspiele in Meran mehr gepackt, erschüttert und erhoben wurden, als je in einem grofsen, reichausgestatteten und viel protegierten Hoftheater. Hier, in den Städten, ist die Kunst eben zum Handwerk geworden, dort bei den Bauern und Handwerkern

wird sie ihrer selbst willen betrieben, nicht um damit den Lebensunterhalt zu erwerben, sondern aus Liebe und reiner Begeisterung für die Sache. Und das ist das Geheimnis.

Mir besonders nahe geht das Hoferspiel zu Meran, welches in dem letztvergangenen Herbste allsonntäglich von den dortigen Land- und Gewerbsleuten in großem Maßstabe aufgeführt wurde. Die Tiroler Befreiungskämpfe im Jahre 1809 sind jenes Capitel in der Weltgeschichte, welches mich seit jeher am lebhaftesten begeistert hat. Dieses Tirol, ich liebe es ja schon wegen seiner Schönheiten, ich liebe seine Bewohner wegen ihrer Kernhaftigkeit und Feststandigkeit in der Väter Art. Was war daher selbstverständlicher, als dass ich mein Bündel schnürte, um nach Tirol zu gehen zu den Hoferspielen! Aber mir ist es nicht gegönnt gewesen. Auch den Lesern des „Heimgarten" hätte ich gerne etwas erzählt von dem merkwürdigen Drama, welches da im uralten Meran, auf dem Boden der ruhmreichen Geschichte, von mehr als dreihundert Mitwirkenden so pietätvoll und würdig zur Darstellung kommt.

Da ich also selber nicht hinkommen konnte, so habe ich Freund Karl Wolf in Meran, den Urheber der Meraner Volksschauspiele, schriftlich gebeten, er möchte mir doch einiges schreiben und erzählen von dem Werke, das er mit so großem Geschicke und Erfolge schaffen half. Alles interessiere mich, was auf das Hoferspiel sich beziehe, vielleicht habe er auch selbst in dieser Sache irgend etwas auf dem Herzen, ich lüde ihn ein, im „Heimgarten" davon zu sprechen. Darauf hat Wolf mir freundlich den Brief geschrieben, welcher hier abgedruckt wird und welcher kurz angibt, wie die Meraner Volksschauspiele zustande kamen.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Ihr Brief hat mich gefreut und verdrossen. Gefreut, weil ich diese Empfindung immer habe, wenn von Ihnen eine Nachricht eintrifft, und verdrossen, weil die Krankheit Sie verhindert, unsere Meraner Volksschauspiele zu besuchen.

Und nun soll ich Ihnen berichten, wie sie entstanden und wie sie sind, diese Volksdarstellungen. Nun also:

Schon manchen Sommer durchwandere ich mein liebes Tiroler Landl. Gar manche Schüssel Milchsuppe habe ich mit der Sennerin gegessen und oft kehrte ich ein in den rauchigen Hütten der Holzknechte im Hochgebirge. Da rückten die Männer auf die Seite und ließen mir Raum, dass ich auch zulangen konnte, in die Pfanne zum schwarzen Rübel. Kam dann aber der Sonntag, so stieg ich wieder zu Thal und suchte mir eine Ortschaft aus, wo Komödie gespielt wurde. Und deren gibt es, in Nordtirol besonders, nicht wenige.

Da saß ich dann mitten drinnen und wenn der Ritter tobte: „Ha, du falische Schlange, mein Leben hascht du verigiftet und nun muscht du steriben", da war ich mit den anderen allen tief betrübt.

Stürzte dann der edle Ritter auf die Bühne und stach den Bösewicht mit den Worten nieder: „Was, an dieser Unschuld willscht du dich verigreifen? Nimm das! bald sollscht du mit den Teufeln in der Hölle pfeifen!" Da jubelte ich auch mit, aus ganzer Seele.

War dann „'s Stück" aus, so fand ich immer ein Plätzchen im Kreise der ländlichen Künstler. Der „Pecherjepp", der tragische Held und Liebhaber, dann der unübertreffliche Bösewicht, der „Bachgütler Michl", und die holde Rittersfrau, die „Schweinsteger Franzi", die sind sogar meine speciellen Freunde.

Eines Tages gieng man in Brixlegg daran, die „Hofer-Gspiel" zu geben. Selbstverständlich zog

auch ich mit Ranzen und Bergstock über den Brenner, und wie ich da mitten im Publicum saß, kam mir der Gedanke: „Meran soll auch seine Volksschauspiele haben.“

Und der Zweck derselben? Nun, der Prolog, der jede Vorstellung bei uns einleitet, nennt ihn ja:

Grüaß Gott!
Tös ist da Gruaß im Land Tirol!
Er ist so freundli', klingt so wohl,
Und wo du geahst, hörst allebot:
Grüaß Gott!
D'rum hob'n a d' Leut, die unser G'spiel
Da drinnen vorstell'n müass'n,
Mi herg'schickt, nach Tirolerbrauch
Enk, liabe Gäst', zu grüaß'n!
Und Moidele, hob'ns g'sogt, pass auf,
Tös muaßt d' in voraus sog'n:
Nach groaßer Kunst und Moasterschaft,
Da sollten s' nit viel frog'n.
Wos dadran fahlt, sogst, bringt die Liab
Und unser guter Will'n:
Den Zweck, den mir uns vorg'setzt hob'n,
Nach Kräften zu erfüll'n.
Für's Erscht': Um uns'rer Vorfahr'n Ruhm
Zu ehr'n fürs ganze Land;
Zu preisen a mit Wort und Bild
Den treuen Wirt vom Sand
Dann soll dös Spiel a Beispiel geb'n,
Wenn's wieder a mol sollt' sein,
Dass d' Jungen grod so felsenfest,
Wia d' Alten anno neun!
Und endli: dass durch Berg und Thal
Von Meran aus schallen soll:
Für Gott, für unser Kaiserhaus
Und für das Land Tirol!
Jatzt wisst's es, thiats es freundli nehman
Und wenn's Enk g'fallt, sein wiederkemman.
B'hüat Gott!

Kurze Zeit war vergangen, da stand ich mitten in einer einberufenen Versammlung von Meraner Bürgern und erzählte ihnen von meinem Plane, Volksschauspiele zu veranstalten. Ein Theil schüttelte bedenklich die Köpfe. Ein Theil schüttelte die Köpfe gar nicht, denn sie hielten die Sache selbst nicht einmal dieser Mühe wert. Einige wenige aber ermunterten mich, der Sache ernstlich nachzugehen.

Und zu diesen wenigen gehörte der Curvorsteher von Meran, Herr von Perwerth. Der Curvorsteher hatte sofort eingesehen, welchen Einfluss ein solches Unternehmen auf die Hebung des Fremdenverkehres haben wird. Er förderte meine Thätigkeit, wo er nur konnte.

Das war schon etwas.

Es verstrich Woche um Woche, der Herbst machte dem Winter Platz, der Frühling guckte schon aus allen Winkeln hervor und meine armen Volksschauspiele schienen vergessen zu sein.

Da kam mir ein Gedanke. Die Generalversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines sollte in Meran tagen und dem Festcomité erzählte ich solche Wunderdinge von den Volksschauspielen, dass man endlich beschloss, den Versuch mit einem Provisorium zu wagen.

Nun hatte ich noch einen zweiten Freund gewonnen für mein Schmerzenskind in der Person des Vorstandes der Section Meran des „Deutschen und Österreichischen Alpenvereines“, Herrn Dr. Th. Christomanos, dem sich bald noch der Bürgermeister unserer Stadt, Herr Dr. Weinberger, zugesellte.

Das war im Mai. Da saßen sie alle beisammen, die Herren vom Comité und es wurde einstimmig beschlossen, am 4. September soll die Eröffnungsvorstellung stattfinden.

Der Beschluss war ein ausgezeichneter. Zur Aufführung fehlte nur: 1. Das Geld, 2. das Theater, und 3. das geeignete Stück.

Das Kopfschütteln in Meran wurde schon förmlich epidemisch.

Doch es sollte die Zeit der Wunder kommen. Die Stadt Meran, die Curvorstehung und die Meraner Bahn übernahmen die Garantie über ein Capital, dessen Größe ich schon von vorne herein bedeutend zu überschreiten beschloss. Der geniale Baumeister Musch entwarf die Pläne zu einem Theater nach meinen Angaben und der Zimmer-

meister Baumgartner zauberte es förmlich aus dem Boden.

Indessen dichteten mein Freund Husterer und ich das Stück. Husterer übernahm das ungemein schwierige dritte Bild, Andreas Hofers Ehrentag, die anderen vier Bilder und die Entwürfe zu den lebenden Bildern und Volksscenen sind von mir.

Husterer ist ein literarischer Geizkragen und hält in seinem Schreibtisch eine Menge schöner Sachen verschlossen.

Das war Ende Mai, und am 20. Juni wurde das Stück dem Central-Comité überreicht.

Indessen hüpfte der Wiener Decorationsmaler Nadelmesser im großen Cursaale wie eine Bachstelze auf der Leinwand herum und fertigte uns wirklich meisterhafte Decorationen.

Dann zog ich herum durch die Stadt und Umgebung und warb mir meine Künstler. Dreihundertacht wohlgezählte Personen, Männlein, Weiblein, Jungfräulein, ehrsame Junggesellen und Kinder.

Die Rollen wurden vertheilt und das Studium begann.

Andreas Hofer schnitt seinen Gesellen das Leder zurecht und während diese schusterten, donnerte er in der Nebenstube seinen Aufruf an die Tiroler. Der Kraxentrager Stauber, ebenfalls ein Schuster, wanderte am frühen Morgen über die Wiesen und memorierte. Speckbacher zählte den „Gaidirnen" die Brotwecken vor und murmelte dabei: „Nieder mit die Franzosen" und die muntere Liebhaberin lebte sich so sehr in die Rolle hinein, dass — nun solche Geschichten gehen Sie nichts an.

Als später die Vorstellungen stattfanden, begannen sich viele der Besucher, besonders Damen, an die Darsteller heranzuschlängeln, wie ja dies auch bei anderen ähnlichen Anlässen Unsitte ist. Im Eingange des vierten Bildes tritt ein französischer Officier auf, welcher die Aufmerksamkeit der Theaterbesucher durch seine schöne Figur und prächtige Haltung besonders anzog. Zwei Damen ersuchten mich um die Adresse des Betreffenden, nachdem sie sich vergeblich bemüht hatten, auf die Bühne Zutritt zu erhalten. Die Adresse gab ich ihnen bereitwilligst, aber die Enttäuschung war groß, als sie Herrn N. am nächsten Morgen in seiner Werkstätte trafen, mit hochaufgekrämpten Ärmeln, eine pechige Schürze vorgebunden, wie er gerade ein Paar halbentsohlte Stiefel musterte. In meinem Hause hatte das Mädchen zwei Tage lang nach der Vorstellung den strengen Auftrag, jedem Besucher zu melden: Es sei mir sehr leid, niemand empfangen zu können, ich sei soeben gestorben.

Dann begannen die Gesammtproben auf der Bühne. Das Theater blieb strenge geschlossen, denn ich weiß aus Erfahrung, wie niederschlagend die ersten Proben auf den Bühnenunkundigen wirken und ich fürchtete, das Kopfschütteln könnte wieder beginnen.

Und als wir endlich unsere Bühne öffneten, nachdem Bürger und Bauern mit einer geradezu bewunderungswürdigen Ausdauer die vielen und anstrengenden Proben durchgemacht hatten, so fand das Stück freundliche Aufnahme, ja es steigerte sich der Beifall in geradezu großartiger Weise von Bild zu Bild.

Ich darf so berichten, weil es nicht mein Verdienst ist, wenn die Schauspiele gefallen, sondern das der Darsteller.

Und die arbeiten nicht schwer.

Die Oberammergauer stellen Scenen vor aus einer längst entschwundenen Zeit und aus dem Leben einer fremden Nation.

Wir spielen nicht, sondern wir fühlen mit wärmster Empfindung die Thaten unserer Großeltern durch. Ihre Begeisterung, mit welcher sie in den Krieg zogen, haben sie uns vererbt und die Tradition ist noch frisch in unseren Herzen. Mein Großvater hat sie mitgefochten die Schlacht am Küchelberg, und hat mir oft davon erzählt. Und so ist es fast bei allen Darstellern der Fall.

Dass der Besuch von allen Seiten ein großer sein werde, das habe ich sicher erwartet und auf diese Erwartung auch mein ganzes Unternehmen aufgebaut. Eine große Freude und eine große Befriedigung aber ist es mir, meine lieben Bauern in ihrer schönen Nationaltracht im Zuschauerraume, geradezu andächtig lauschend, sitzen zu sehen. Nicht nur aus der nächsten Umgebung kommen sie, o nein! Weit aus den tiefsten Thälern, aus Ulten, Vintschgau, aus dem Hochplateau von Hasling, Vöran und Mölten. Glauben Sie mir, werter Freund, die Freudenthränen standen mir in den Augen, als eines Sonntags zwanzig bis fünfundzwanzig Passeirer Bauern in ihrer schönen alten Tracht bei mir eintraten, mir gemüthlich die Stube vollrauchten, und als die Stühle nicht reichten, sich einfach auf die Schränke oder den Tisch setzten. Ein jeder hatte „'s Büachl" (das Textbuch) in der Tasche und der Redner, ein alter Bekannter von mir, sagte: „Sein thuast schun döcht a Schwanz, Wolfn Körl. Und zu der Kumedi, sell sog i und sell muaß wohr sein, gelt's Mander, wos in Pfeir herinen Leute sein, olle müaßn kemmen, gor olle."

Nun soll ich Ihnen Stück und Bühne beschreiben. Aber das thue ich recht nicht. Kommen Sie selbst, hochverehrter Freund, wenn nicht mehr im Herbste, so doch zu unseren Frühlings-Aufführungen.

Und so rufe ich Ihnen noch zu: „Aufs Wiedersehen!"

Ihr treuester Verehrer und Freund

Karl Wolf.

Meran, 14. October 1892.

Indem ich dem Schöpfer der Meraner Volksschauspiele für diese Mittheilungen allerschönsten Dank sage, verwandle ich mein Bedauern, in diesem Herbste nicht dort gewesen zu sein, in die Hoffnung auf das nächste Frühjahr. R.

Dann ja!

Von Adolf Frankl.

Sollte alles völlig gleich sein,
Niemand arm und niemand reich sein,
Müßten alle Leute brav sein,
Oder — jeder Mensch ein Schaf sein.

Deutsche Volkslieder aus Böhmen.

Von Karl Pröll.*)

An dem Nationalschatze unserer Litteratur haben die böhmischen Deutschen redlich beigesteuert. Aus halbvergangener Zeit will ich nur Alfred Meißner, Moriz Hartmann, Adalbert Stifter, Josef Rank, Egon Ebert u. s. w. erwähnen. Eine beachtenswerte Zahl fähiger Schriftsteller und wackerer Publizisten trägt noch heute die deutsche Fahne voran. Das nationale Bewusstsein hat sich unter harten Drangsalen gestählt und vertieft. Es schuf sich neue Organe zum Schutz und Trutz. Unter diesen, welche namentlich das deutsche Geistesleben zu befruchten, seine Wirkungen auszudehnen suchen, nimmt der vor drei Jahrzehnten begründete „Deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" in Prag eine hervorragende Stelle ein. Fast fünftausend ordentliche Mitglieder und gegen zweihundert Körperschaften sind zu einem civilisatorischen Treubund hier vereint, haben bereits über siebenhundert Volksbibliotheken aufgestellt, gegen zweihundert Bücher, Kalender, Kartenwerke, Broschüren u. dergl. herausgegeben und verbreitet. Letztere behandeln in gediegener, echt populärer Weise wissenschaftliche, historische, litterar-historische, landwirtschaftliche, industrielle, verfassungsrechtliche und sonstige „gemeinnützige" Fragen.

Im verflossenen Herbste hat der erwähnte Verein ein Werk von großer culturhistorischer Bedeutung, dessen Anfänge weit zurückgehen, dem deutschen Volke überantwortet. Es ist dies die Sammlung der „Deutschen Volkslieder in Böhmen".

An Sammlungen deutscher Volkslieder, welche den verschiedenen Dialektstämmen, Landstrichen und Gauen unseres Vaterlandes eigenthümlich sind, fehlt es heute wahrlich nicht. Auch nach verflossenen Zeiten wandte sich dieser Forschertrieb. Desto seltsamer berührt es uns, dass wir aus einem deutschen Lande, welches durch stete Reibungen mit einem angriffslustigen Fremdvolke und durch seine geographische Lage zur Stätte großer historischer Entscheidungen geworden, so wenig über das Volkslied, diesen unbestechlichen und unverwüstlichen Zeugen der Sonderart, in Erfahrung bringen konnten. Es ist dies das von Bergesketten umgebene Böhmen, frühe schon der Schauplatz einer hochentwickelten Cultur und tief einschneidender Nationalitätenkämpfe.

Schon 1863 erließ dieser Verein einen

*) Aus dessen deutschnationalem Werke: „Deutsche Vermächtnisse und deutsche Versäumnisse". Berlin. Hans Lüstenöder. 1892.

Aufruf zur Sammlung der deutschen Volkslieder in Böhmen, welcher keinen rechten Wiederhall fand. Nur in beschränktem Sinne entsprachen denselben die Zusammenstellungen von „Volksliedern aus dem Egerlande“ durch Adam Wolf, von nordböhmischen Liedern durch A. Paudler und periodischen Mittheilungen von H. Gradl, M. Urban und A. A. Naaff. Da wagten es die Herausgeber der uns vorliegenden Liedersammlung, Alois Hruschka und Wendelin Toischer, sich 1885 mit dem Prager „Gemeinnützigen Verein“ in Verbindung zu setzen, um das noch immer in den Anfängen steckende Unternehmen zu einem Abschluss zu bringen. Ein neuer Aufruf des in seinem Einflusse gewachsenen Vereines ebnete ihnen die Wege. Die zureichende Unterstützung erfolgte.

Nach sechsjähriger mühsamer Arbeit der Sammlung und Sichtung blicken wir nun auf das vollendete schöne Werk. Das ganze Buch erfreut durch seine einfache und vornehme Ausstattung. Es betitelt sich „Deutsche Volkslieder aus Böhmen“. Das Buch enthält 105 geistliche und Festlieder, sowie Legenden; 21 historische Lieder, verhältnismäßig wenig für ein so geschichtsreiches Land; 376 rein weltliche Lieder; 961 Vierzeilige, diese Fluggedanken und Flugbilder der Volksstimmung; endlich 440 Kinderlieder, vom Ammenscherz bis zu den Tintenhornphrasen und den Liedern beim Viehhüten. Es ist wirklich ein umfassender Liederschatz, der hier niedergelegt worden. Der Anhang bringt das „Braunauer Weihnachtsspiel“, 70 Volksweisen im Notensatz und kurzen Anmerkungen und Erklärungen.

Vier Dialektformen oder Hauptmundarten des Deutschen haben sich in Böhmen verbreitet. Der bayerisch-österreichische oder Böhmerwald-Dialekt im Süden und Südwesten, der oberpfälzische oder Egerland-Dialekt im Westen, der obersächsische oder Erzgebirgs-Dialekt im Nordwesten und der schlesische oder Riesengebirgs-Dialekt im Nordosten des Landes.

Interessant ist der Nachweis, dass die Spruchreime oder „Vierzeiligen“, welche ursprünglich Tanzliedchen waren, sich in den Gebieten des Böhmerwald- und des Egerländer Dialektes einstellen, sonst nur ausnahmsweise vorkommen. Am häufigsten flattern diese improvisierten, im Augenblick der Stimmung erhaschten und festgehaltenen Liedesschmetterlinge über die süddeutschen Fluren. Keineswegs bleiben sie jedoch auf die Alpenthäler beschränkt, wie man häufig annimmt.

Die geistlichen Lieder, mit denen die Sammlung beginnt, haben, der überwiegenden Confession der böhmischen Deutschen gemäß, im allgemeinen eine katholische Prägung. Wie jedoch stets beim religiösen Volkslied, kommt der Gemüthszug und die naive Auffassung biblischer Geschichten und kirchlicher Symbole zur vollen Geltung. Mitunter stellt sich sogar mystische Vertiefung ein. Wenn ich verschiedene Kirchweihlieder und Hirtenlieder mehr weltlichen Charakters ausscheide, welche in diese Abtheilung hineingenommen wurden, bleiben noch immer gegen hundert fromme Lieder übrig, von denen die gute Hälfte auch Gemeingut anderer deutscher Stämme sein dürfte. Wenigstens ist mir Bekanntes, oder nur wenig Verändertes vielfach aufgestoßen. Der universale Charakter des Kirchenglaubens offenbart sich somit auch in diesen schlichten Verdolmetschungen. Bild und Anschauung des weltlichen Volksliedes spielen oft in das geistliche hinüber, wie man z. B. aus den nachfolgenden Sangstrophen ersieht, dessen Anfang dem bereits in der „Ambraser Liedersammlung“ erscheinenden, in vielen Varianten stets wiederkehrenden Liebeslied ähnelt:

„Da droben auf dem Berg,
Da steht ein großes Haus,
Da schauen alle Morgen
Drei schneeweiße Täublein 'raus.

Das erste ist Gott Vater,
Das zweite ist Gott Sohn,
Das dritte ist Gott heil'ger Geist,
Der mir den Weg zum Himmel weist.

Auf Trauern folgen Freuden,
Das tröst mich alle Zeit,
Wieviel ich auch muss leiden
Viele Widerwärtigkeit.

Ich hab' einen Schatz im Himmel,
Das ist Herr Jesus Christ,
Der mir durchs Weltgetümmel
Mein Trost und Führer ist."

Dieses Lied wird in Teplitz gesungen.

Die zahlreichen Marienlieder behandeln meistens die bekannten Motive, welche die seelenbrünstige Verehrung der „reinen Jungfrau" hervorgebracht, hie und da auch hervorgekünstelt hat.

Die Dreizahl spielt in der christlichen Auffassung eine große Rolle und kehrt deshalb im Volksliede in den verschiedensten Anwendungen und Deutungen wieder. Am liebsten verbindet sie sich in diesen deutschböhmischen frommen Liedern mit der Lilie, im Dialekte „Hülge" oder „Hilche" genannt. Ganz in mystische Träumerei versenkt sich das folgende Lied aus der Gegend von Gabel:

„Maria schaut zum Himmel 'raus
Mit ihrem Kindlein klein.
Es begegnet ihr eine arme Seel',
Die sagt: „Maria, lass mich ein!"

„Ich darf dich nicht 'reinlassen,
Heut ist der Englein Tanz;
Da tanzen sie wohl alleine,
Wahl um den Rosenkranz."

Der Rosenkranz ist meine,
Der Schlüssel ist versunken
Wohl in das tiefste Meer.

Der liebe Gott wird ihn suchen,
Weil ihr ihn verloren habt.
Man wird ihn nicht eh'r finden,
Bis auf den jüngsten Tag."

Der englische Gruß an Maria und dessen segenspendende Macht tritt in mannigfacher Erscheinung auf, am rührendsten bei jenem kleinen Vögelein, dem ein frommer Ordensmann den Spruch: „Gegrüßt seist du Maria" gelehrt und das sich durch denselben aus den Klauen eines Weihers rettet. Auch die schmerzensreiche Mutter findet oft ergreifende Darstellung durch das Volksgemüth und die Allerbarmerin wird am schlichtesten in dem nachstehenden Liede aufgefasst:

„Unsere liebe Frau wollte wandern gehn,
Da sah sie einen armen Schiffmann stehn.

„Ei liebster Schiffmann, Schiffmann mein,
Führe mich ins tiefste Meer hinein!"

Wie sie bis auf die Mitte kam,
Fiengen alle Glöcklein zu läuten an.

Sie läuten so schön, sie läuten so fein,
Sie läuten der Maria nach Jerusalem hinein.

Wie sie vor die Himmelsthüre kam,
Mit ihren zarten Fingerlein ganz leise klopft sie an.

„Petrus, schau, wer draußen steht?"
„Unsre liebe Frau und eine arme Seel'."

„Unsere liebe Frau soll hereingehen,
Und die arme Seel' soll draußen bleiben stehn."

„Wenn sie soll draußen bleiben stehn,
So will ich lieber selber für sie ins Fegefeuer gehn!"

„Dort draußen in jenem Thal, dort brennt ein Lichtelein,
Das soll der armen Seele ihr Fegefeuer sein."

Wer dieses Liedlein alle Samstage singt,
Dem wird Gott vergeben alle seine Sünd'!"

Die Hirtenlieder, soweit sie religiösen Inhalts sind, knüpfen an die Geburt Christi oder an das Hirtenamt des Erlösers an. Armut des Kindes und Hilfsbereitschaft der Hirten werden manchmal mit rührender Einfalt uns nahegelegt. Besonders gut gefiel mir das Lied aus der Gegend von Eger:

„Laffts hurti (laufet schnell) diaz Hirtn,
Laffts alle zugleich,
U nemmts die Schalmeie
U Pfeifen mit euch;
Laffts alle zumal
Mit freudreichen Schall
Zen Kinnle na Bethlehem
Zen Kripple in Stall.

Ei wenn ih halt ner a
Mei Häufl da hält,
Dös wos dort unten
In Dörfele steht;
Wie wär ih so froh,
Ih bleibet furt do,
Wöllt Müserl (Mus) kochen
U wollts warten scho.

E Kinnel wie Engel
So schön is's u fein,
U an an aller Bader
Thut stehen derbei!
E Jungfrau so zart,
Na englischer Art,
Es thut mi derbarmen
Gottesjämmerli hart.

Was schöllt ih en Kinnle
Verehren allda?
E Hemm (Hemd) will ih geben
U was ih no ho,
E Winderl derzu,
Was braucht hat mei Bu,
Dermit mer do's Kinnerl
Kann decken a zu.

Mei Nachbar, laff hurti,
Brings Wiegerl mit her
Zen Kinnle drei z'legen,
Es zidert so sehr,
Ei, eia popei,
Liebs Kinnl, schlaf ei,
In Kripple, zarts Jesule,
Heia popei."

Recht kinderfreudig und kinderlaunig ist ein Hirtenlied aus Südwestböhmen:

„Potz tausend! Potz tausend! Dös is a Gelümmel,
Ih hör ja wahrhaftig die Spielleut vom Himmel
Schalmaia und singa
Vor Freuden aufspringa,
Lafft allesammt Buben mit mir öitz fein geschwind,
Bringts Kitzl und Strihl (ein Gebäck) dem herzigen Kind.
Wia groissen di alle, o himmlischa Bua,
Es künna di mai Augla anschauat nit genua.
Da thuast ja nua schmutza (schmunzeln),
Als thäst du uns trutza (zum Besten halten),
Wenn ih dein Wangerl genauer betracht,
So glaub ih, sie wären aus Röslein gemacht.

A einzigs, a einzigs, dös bitt ih di nua,
Du bis a wohl s himmlischen Vaters ja Bua,
Mia wenn ma absterbn,
Lajs uns nit verderbn,
Des Fangers Orglistn (Versuchers Arglist) zu nichte verkehr.
Ja Mannl (Männchen), sunst brauchn wir a gaa nix meahr."

In einem Liede aus Braunau und Landskron wird sogar die ganze Geschichte der Geburt Christi nach dem Alphabet abgereimt. Dieses Gedankenspiel schließt mit den folgenden köstlichen Versen:

Ypsilon,
Das Kind ist Gottes Sohn.
Drum sei dem Lob, Preis und Ehr,
Weil's uns geliebt hat mehr und mehr.

Z. z. z.
Weil's Kind nicht hat ein Bett,
So will ich mit wahrer Reu
Machen meinem Gott ein Streu.

Die zweite Abtheilung der Sammlung deutscher Volkslieder enthält die „Historischen Volkslieder". Während das historische Volkslied in Deutschland schon vor tausend Jahren im „Ludwigslied" erscheint, in der deutschen Schweiz im vierzehnten Jahrhundert kühnen Flug unternimmt und im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert immer das Thalenleben des Volkes zu begleiten sucht, hat sich bei den Deutschen Böhmens das Liedgedächtnis für alle Zeiträume verloren, welche dem dreißigjährigen Kriege vorangehen. Lebendig erhielt sich die Erinnerung an den siebenjährigen Krieg, an die Türkenkriege, die Napoleonischen Kriege und an die jüngsten Kämpfe in Italien und des

Jahres 1866. Die Lieder dieser Art sind wie im übrigen Deutschland meistens Soldatenlieder, die Darstellung der Kriegsvorfälle vorwiegend trocken und nüchtern, nur hier und da aufgefrischt durch den Humor des Feldlagers. Dass die Hussitenkämpfe mit ihren grauenhaften Zerstörungen nicht mehr nachklingen im Liede, beweist, dass sich nach diesen aufreibenden Kriegen der gleichmäßig gedrückte deutsche und tschechische Bauer des inneren Haders entschlug, welcher erst seit einer Generation wieder durch slavischen Größenwahn angefacht worden ist. Ein Liedchen aus der Schwedenzeit, welches in der Teplitzer Gegend sich erhalten hat, schildert in knapper Weise die Gewaltthätigkeit der skandinavischen Eroberer. Es lautet:

„D' Schweden son kumma,
Hobm olls mit'gnummo,
Hobm d' Fenza ong'schlogn,
Hobm 's Blei dovontrogn,
Hobm Kugel dros gossn,
Hobm Bauon (Bauern) daschossn."

Kaiserin Maria Theresia wird vielfach in diesen Liedern gefeiert, was ihre Volksbetiebtheit offenbart. Ein nordböhmisches Lied schildert die zweite Eroberung Belgrads durch Josef II. in der Manier des „Prinz Eugen der edle Ritter", doch minder kernig und kräftig. Warm empfunden, aber merkwürdig kanzleimäßig erscheint ein gleichfalls nordböhmisches Lied auf „Kaiser Josefs II. Tod".

Sehr derb und originell ist das bei Falkenau gesungene Spottlied auf den besiegten ersten Napoleon:

„Du großer Napoleon, du musst über'n Rhein,
Der Russ thut dich lochen, der Preuß brennt dich ein.

Du großer Napoleon, du lochst dir jetzt Klöß,
Jetzt kommen die Kosoken und geben dir Stöß.

Du großer Napoleon, du kleiner Franzus,
Wer hat dir's denn geheißen, fängst on mit dem Russ.

O Bruder, die Russen, die sind dir halt Leut'
Sie haben dir's gewaschen, die Welt hot sich g'freut.

Von Moskou bis Schmolensk ouf Königsberg zu,
Da laufen die Franzosen, verlieren die Schuh',

Von Moskou auf Schmolensk ist trocken blockiert,
Da sind die Franzosen mit 'nander krepiert.

Da drinno in Russland, da hab'n sie's veripielt,
Da hot mer Fronzosen gleich onziweis zielt.

Da drinna in Russland, da sind sie derfror'n.
Da hat der Napoleon sein' Kutschen verlor'n.

Da drinna in Russland, da hab'n sie's dertoppt,
Da hoben die Kosoken Fronzösseln z'somg'hackt.

Jetzt san die Alliierten schon drin in Poris,
Jetzt hoben's 'n Napoleon g'fongo schon g'wiss.

Der Bonapartl hot's mit den Russen probiert,
Den hab'n die Russen über'n Löffel bolbiert.

Wer kouft mir mein Restl Fronzosen gor o?
Ich gib euch's recht wohlfeil, die letzten sind do."

In Teplitz sagt man:

's Bonapartl is ditzo nimma stolz,
Honnelt mit Schwefelholz,
Schreit Gass'n os und o:
„Leut', kafft ma Schwefel o!"

Duftig sind die Blüten, welche das weltliche Volkslied im deutschen Böhmen entwickelt. Ein Lied, das mich bereits in des „Knaben Wunderhorn" todesweh durchschauert, muss besonderen Beifall haben, denn man findet es in Leipa, Plan, Kessel, Eger, Steinbach, Kamnitzerneudörfl, Tiefendorf, Töplitz in abweichenden Fassungen wieder. Als einzige Probe aus dieser Abtheilung theile ich es in der Art mit, wie es in Leipa im Volksmunde lebt:

„Es jagte ein Jäger ein Hirschelein,
Er jagt es bei Nacht und bei Mondenschein.
Trojateriti, trujaida,
Trujateriti, da!
Er jagt es bei Nacht und bei Mondenschein.

Er jagt es vor einem Strauche vorbei,
Da stand ein schwarzbraunes Mägdlein dabei,
Trojateriti u. s. w.

„Ei Mägdlein, ei Mägdlein, ei eile nicht so sehr!
Ich hab' ja zwei Hunde, die beißen gar sehr!"

„Deine zwei Hunde die beißen mich nicht!
Sie kennen meine Hoheit, sie beißen mich nicht!

Beißen sie mich, so bin ich todt,
Begraben sie mich in die Röselein roth.

In die Röselein roth, in den gelben Klee,
Da verwes' ich ja nimmermehr!"

Es wuchsen auf ihrem Gräbelein
Eine Hilge (Lilie), und die war wunderschön!

Da kam ein stolzer Reiter daher,
Er wollte die Hilge ja brechen ab.

Ei Reiter, ei Reiter, ei lass doch diese stehn.
Es soll sich ein lustiger Jäger d'ran versehn!

Er soll sie tragen auf seinem runden Hut,
Und weil er hat geliebet ein schönes, junges Blut.

Ein schönes, ein junges, in seinem Lebenslauf,
Das ist des lustigen Jägers sein Gebrauch."

„Das Volkslied", sagt Anastasius Grün, der echte Freiheitsritter Österreichs, „ist die Blüte des Volkslebens. Beide erzeugen und bedingen einander gegenseitig. Wo sich ein selbständiges Volksleben gebildet hat, wird auch ein eigenthümliches Volkslied klingen." Den Beweis, dass in Böhmen noch ein reges, tiefgrundiges deutsches Volksleben waltet, erbringen die Lieder der hier besprochenen Sammlung zur Genüge. Solange diese Volksstimme nicht verstummt ist, lebt der Stamm der Deutschen in Böhmen weiter. Ich bin der frohen Hoffnung, dass er allezeit leben und singen wird.

Zeitbild.

Im taghell erleuchteten Fürstensaal,
Bei glänzendem, rauschendem Feste,
Da feiern ein fröhliches Liebesmahl
Viel fremde und sieghafte Gäste.

Sie haben als Sieger am dampfenden Ross
Gar herrliche Preise errungen —
Nur vorwärts! Nur vorwärts erbarmungslos!
Sie schonten nicht Füße noch Lungen.

Die Thiere, die treuen, sie trugen ans Ziel
Die Herren, bis zusammen sie sanken,
Man jubelte Beifall dem sportlichen Spiel,
Den Thieren floss Blut aus den Flanken.

Nun kreisen die Becher und höchster Lohn
Wird huldvoll den Reitern gespendet,
Indessen die wirklichen Sieger zum Hohn
Im Stalle sind qualvoll verendet.

Jenny von Reuß-Hoernes.

Kleine Laube.

Reiter, wo haſt du dein Pferd?

Selten über etwas haben wir ſo viele Äußerungen des Unmuthes und der Entrüſtung gehört, als über die letzte große Roſshetze. Dieſe war auch zu auffallend; durch einen ungeheueren Reclameapparat iſt dem Volke verkündet worden, wie ehrenvoll und verdienſtvoll es iſt, nichtiger Gründe wegen edle und treue Thiere todtzuhetzen. Sonſt war es deutſcher Rittersbrauch, daſs der Reiter ſein Roſs wie einen guten Kameraden hielt, ſein Pferd wie einen Theil ſeines eigenen Weſens liebte, ja, wie ſein „erſtes Ich", ohne das er nichts war; daſs er ſich nach Noth und Gefahr nicht eher Ruhe und Vergnügen gönnte, als bis dem Pferde das Seine geworden.

Ganz anders, wenn eine edle und nützliche, eine ſtolze und heldenhafte Sache zum Sport ausartet. Da ſchweigen alle Regungen der Gerechtigkeit, des Mitleides, der Treue, da wird der ſonſt oft wohlgeartete Menſch ein unheimliches Weſen, welches ſeine Freude, Ehre und Würde nur darein ſetzt, andere zu übervortheilen. Sei die Leiſtung groß oder klein, löblich oder verwerflich, nützlich oder ſchädlich, das bleibt ſich gleich, die Hauptſache iſt, hierin den Sieg über einen Mitſtrebenden zu erringen. Geld, Sitte und Leben opfert man aber nicht um etwas zu vollführen, zu ſchaffen, ſich einen Genuſs zu bereiten, ſondern lediglich um ſagen zu können: Ich habe Den überwunden. Ob Kraft, Geſchicklichkeit, Glück, Liſt oder anderes den Ausſchlag gibt, es iſt gleich: „Ich habe Den beſiegt!" Darin liegt die Ehre. Da gibt es einen Wettſport: wer mehr Zwetſchkenknödel eſſen kann. Ich habe einen gekannt, der auf einem Sitze deren achtzig Stück verſchlang. Das gefällt uns ſchon beſſer, wenigſtens leidet darunter niemand, als der Freſſer ſelber, und dem geſchieht recht. Wie aber kommt ein edles, treues Pferd dazu, ſein Leben zu laſſen, weil ſein Reiter ſchneller nach Buxtehude kommen will als ein anderer, oder weil er ungeſchickt iſt und den kürzeſten Weg verfehlt, oder weil er in allen Zeitungen als der Sieger geprieſen ſein will, oder weil er zeigen will, was er für ein gutes Pferd hat. „Sehen Sie, meine Herrſchaften, die feine Raſſe, das edle Thier! hier iſt's mir gerade crepiert, es läſst ſich zu Tode hetzen!"

Wir beſtreiten es ja nicht, es wird unter Umſtänden auch ſein Gutes haben, zu wiſſen, welche Raſſe am ſchnellſten laufen kann. Wie oft aber ereignet ſich die Nothwendigkeit, mehrere Tage und Nächte lang faſt ununterbrochen reiten zu müſſen! Früher, in der eiſenbahnloſen Zeit, mag eine ſolche Fähigkeit ſchätzbarer geweſen ſein, heute ſieht die Übung derſelben etwas zu ſportsartig aus, als daſs man das grauſame Quälen und Hinopfern braver Thiere damit entſchuldigen könnte.

Die Reiter haben ſich von ihrem ſcharfen Ritte ſehr bald erholt, ſind mit glänzenden Trophäen heimgekommen auf dem Courierzuge. Reiter, wo haſt du dein Pferd? R.

Die Wiener Volksbibliotheken.

Es ist abends und wir betreten eine der Wiener Volksbüchereien; man muss sich doch einmal überzeugen, ob die Zeitungsartikel, welche diese Einrichtung so sehr preisen, berechtigt sind.

Im freundlichen, bescheiden ausgestatteten Saale lesen ein paar Dutzend Bürger eifrig die aufliegenden Zeitschriften, nebenan im Leihdepartement drängen sich zehn oder zwanzig Personen beiderlei Geschlechtes, alt und jung, zum Schalter des Bibliothekars, welcher ruhig wie ein Feldherr die bewegte Scene leitet und ordnet. Die Leute bringen ihre Bücher zurück und holen neue, ein Strom von Menschen kommt und geht fortwährend.

Das einlaufende Buch muss geprüft werden, die Wünsche der Leser in Bezug auf Lectüre sollen Berücksichtigung finden. Ein Junge, welcher sich vordrängt, um schneller als alle anderen das Buch für den „Herrn Meister" zu bekommen, wird zurückgewiesen, dagegen fordert der Beamte eine alte, mühselige Frau auf, vorzutreten.

Ein paar Gehilfen stellen die Bücher an ihren Platz und bringen die gewünschten zum Schalter, das Buch wird eingetragen und ausgehändigt. Der Bibliothekar besorgt die Arbeit mit seinen Gehilfen jahraus, jahrein für ein kleines Entgelt; ein gut Theil der Arbeit wird aus Liebe zur Sache gethan.

Behäbig oder geschäftig gehen die Leute mit den neuen Büchern fort, einige gucken wohl hinein, ob die Geschichte gut ausgeht, dann aber rasch nachhause zum Lesen.

Welche Schätze werden da nach des Tages Mühen in stillen Stunden gehoben, wie behagt es den Alten, wie brennen den Jungen die Wangen, wie klingt der Tag so schön aus.

Die Bücher, welche die Volksbibliotheken bieten, sind durchgehends gut, der Verstand wird gebildet und was heutzutage wahrlich noch wichtiger ist, der Charakter wird gefestigt, das Gemüth wird bewegt und erhoben durch die Werke jener edlen Meister, welche der Menschheit Lehrer und Freunde sind.

* * *

Zu Anfang der fünfziger Jahre wurden die ersten Volksbibliotheken in England und Amerika unter dem Proteste der trägen und reactionären Elemente gegründet, heute besitzt jede nennenswerte Stadt ihre Volksbücherei.

Manche Großstadt gibt jährlich eine Million Bände an ihre Leser ab und das Volk ist so sehr von dem Segen dieser Büchereien durchdrungen, dass es riesige Mittel für die Erhaltung und Ausdehnung der betreffenden Institute bewilligt. Die Volksbibliotheken der meisten Städte sind im Laufe der letzten zehn oder zwanzig Jahre entstanden, und doch zählen wir schon heute unter den zehn reichst dotierten Bibliotheken der Welt nicht weniger als sieben Volksbüchereien.

Wo immer Volksbibliotheken zuerst gegründet werden, erfahren sie Widerstand, aber überall haben sich die Reihen der Gegner rasch gelichtet, sobald das gute Werk im Gange war und seine reichen Früchte trug.

Die einen meinten: „Wenn der Arbeiter liest, verliert er die Lust an der Arbeit."

Die Volksbibliothek antwortet: Gelesen wird jedenfalls; wenn wir den Leuten nicht gute Bücher geben, lesen sie eben um ihr theueres Geld gewisse Colportageromane und ergötzen sich an den blutigen Greueln der pikanten und interessanten Blätter.

Die englischen Fabrikanten, welche der Volksbibliothek anfangs misstrauisch gegenüberstanden, bezeugen, dass ein großer Theil der Arbeiter heute das Geld nicht mehr vertrinkt, wie in der guten alten Zeit, weil er es vorzieht, in der Bibliothek oder daheim eine gute Novelle oder eine illustrierte Zeitung zu lesen. Der blaue Montag wird seltener, die Frau bekommt weniger Schläge, der Arbeiter wird durch das Lesen aufge-

weckt und strebsam, und was besonders bemerkt werden muss: die socialen Fragen werden ruhig erwogen und die Zahl jener, welche nur im Umsturz das Heil finden, wird vielleicht geringer.

Selbst Kirchenfürsten haben sich neuerdings in England für die Volksbibliothek ausgesprochen. Kurz, die einstigen Gegner der Volksbüchereien haben deren Früchte kennen gelernt und nehmen ihr hartes Urtheil zurück, die Zahl der Freunde mehrt sich allerorts und erhebt die Volksbibliothek zu einer Bildungsanstalt ersten Ranges, welche der Volksschule ergänzend zur Seite steht.

Wien darf mit Befriedigung auf seine Leistungen in diesem Gebiete blicken. Nachdem Baron Schwarz-Senborn die erste Volksbibliothek nach amerikanischem Vorbilde im neunten Bezirke eingerichtet, bildeten sich hier und dort Ausschüsse, welche die Errichtung derartiger Anstalten erstrebten.

Die bedeutendste Thätigkeit entfaltet der Volksbildungsverein, welcher im Laufe von fünf Jahren sieben freie Büchereien geschaffen, beziehungsweise erweitert hat.

Zehn Bezirke besitzen derzeit Volksbibliotheken, welche zum Theil ausgezeichnete Erfolge aufzuweisen haben. Fünf-, ja zehn- und zwölfmal wird ein Band im Laufe eines Jahres durchschnittlich benützt, so dass manche Bibliothek mit circa zweitausend Bänden ausgezeichneter Lectüre etwa zwanzigtausend Benützungen pro Jahr verzeichnet. In dieser Beziehung können sich unsere Bibliotheken mit den besten englischen Volksbüchereien messen und in Bezug auf die Billigkeit des Betriebes sind unsere Volksbibliotheken geradezu unübertroffen. Während in England eine Benützung durchschnittlich etwa zehn Kreuzer kostet, kommt sie bei uns auf zwei bis vier Kreuzer.

Manche unserer kleinen Volksbüchereien gibt im Laufe der Abendstunden täglich hundert bis zweihundert Bände aus und alle Wiener Volksbibliotheken haben im Jahre 1891 in Summa etwa zweihundertdreißigtausend Bände ausgegeben. Nebeneinandergestellt würden diese Bücher eine Reihe bilden, zu deren Abschreitung man etwa eine Stunde brauchte.

Beachtenswert ist, dass diese Viertelmillion Bände mit wenigen Ausnahmen zur guten Lectüre zu rechnen sind. Etwa dreiviertel aller Werke gehören bei uns, wie in den guten englischen Bibliotheken, der Belletristik an und ein Viertel entfällt auf Kunst und Wissenschaft. Dies Verhältnis ist durchaus natürlich; die Mehrzahl der Männer und die meisten Frauen wollen eben nach des Tages Mühen etwas lesen, was die Seele erquickt, und nur wenige bewahren die Energie und Frische, welche nöthig ist, um ein gelehrtes Werk zu studieren.

Das Volk verhält sich den Volksbibliotheken, den Volksvorträgen und Cursen gegenüber mustergiltig. es schätzt das ihm Gebotene, es ist darauf stolz und eifert hiedurch die Organisatoren zu freudiger Thätigkeit an; die feine Gesellschaft kann in dieser, wie in mancher anderen Beziehung von unserem Volke lernen.

Im Anfange gieng vielleicht manch wohlmeinendes Mitglied des Volksbildungsvereines ans Werk mit dem Gedanken, dass man im wesentlichen nur Mittelgut und leichte Ware an den Mann bringen werde; dafür sprach der Ruf, welchen das leichtlebige Wiener Völkchen seit alters genießt. Die Erfahrung hat aber gezeigt, dass neben diesen frivolen Elementen eine überwiegende Zahl tüchtiger, strebsamer und wertvoller Menschen in unserer Kaiserstadt lebt. Mit gutem Muthe kann der Ausschuss des Bildungsvereines die stolzen Worte auf seine Fahne schreiben: „Für das Volk ist das Beste gerade gut genug." Prof. R.

Da Schweizgerkas.

A ktoans Stückl aus n steirischn Bauernlebn.

Van Pforrhof sein mar und da da Hausthür steht er. In da linggn Hond holt't er an endslouka Goaslgoscht, mit da rechtn lupft er sein grean Huat a wenk af d Höch; ma woaß nit recht,

thuat er's vawegn da Höflichkeit, oda weil er mitn Hondbolln und mit a por Fingern sei borschtert's Hor owenk strigln will. Er is in Wiglwogl. Sul oana scha vor da Pforrhosthür in Huat ohnehma, sa gilt's fürs Huatonehman und schickad sih däs nit, sa gilt's fürs Horstrigln.

As wird hasn fürs Huatohnehma müaßn geltn, da Herr Pforra steht scha do.

„Hau, da Michel in Roau! Ah scha herunt von Berg! Mochst jo frei a vazwickts Gsicht heunt. Host wos zan tausn?"

„Ah, wada nit", moant da Baur. „Wa wul gsahlt, s sebi. Hon eh grod vor a drei Wouchn in sextn Buabn gschickt."

„A jo freilih. Gor ka Klog. Brav bist."

„A wenk a Hulz hät ih brocht, Herr Pforra."

„A Brennhulz, recht is s ma, Michel. Die Köchin hot sih eh scha grunga, bu kimst nit für damit vor da Firmung. Roatn thoan mas mitanonda, wons da recht is."

„Ah freili, zan neugn Johr mitanonder, a holt jo!"

„Wia viel host dan brocht?"

„An Loatakorn vul, hous weita nit gmessn, wird nit sa hoagel sein. As a holbi Kloster wird's holt roachn."

„A jo, auslegn thuat er schwar, der Michel in Roan; a guati Masserei hot er, und sei Hulz brinnt wir a Wickel", sogg die Köchin, „an iabs Scheit klinghiascht und spindeltruckn."

„A wenk a Jausn, Michel", sogg da Pforrer, „beini Oxn kinen derweil ah a wenk ausrostn in Schottn."

„Eh wuhl. Is eh wulta warm heint. — Jo, wan ih Verlaub hou!" drauf da Baur. In Huat setzt er aus und sih selber zan Gortntisch. Sein Goaslgoscht loahnt er zwischn die Knia und den lost er nit aus.

Die Köchin bringg an Brotloab und an Moustkrug. „Sou, son!" sogg da Baur.

Und da Pforrer, der kimpp ah daher und bringg extra wos. As an Zinnthaler a viereggerts Stuck, in Papier eingwickelt. „A wenk an Kas muaßt koustu, Michel!" — Hotu vor a por Togn kriagg. Sei kloani Pfründ z Hochstätn is nit extra gor einträglih, oba däsmol hot er eahm an Kas bringa lossn. A groß Trum Schweizgerkas, va da bestn Gottung oan. Den will er aufhebn fürn Bischof, wan er kimpp zu da Firmung, noch da Mohlzeit zan an guatn Sausolertröpfl, do wird er schmeckn! Ober awenk muaß er in Michel davon koustn lossn. Er bachelt n Kas sorgsälti aus.

„Nimm dir a Schnittel, Michel!"

Da Michel hebbs groß Messer und pockt on. Go z dinn is s nit ausgfolln, d Schnittn. Sei Maul spreitzt er aus, dass s schier länker wird aus und oh, wia hin und her, holt't in Bissn a weil mit drei Finger, schautn groß ou und stecktu olßa gonzer dan Louch eini.

Daweil er schmotzt, sogg da Pforra: „Na, gelt, Michel! So oan host noh nia gessn!"

„Eh nit", moant da Baur und trinkt an Moust dazua. „Da Moust is ah guat!" drauf nimmb er nouh an Schnittn van Kas.

„Muaßt a Brot ah kousin, Michel! Sist kunt sih die Köchin kränkn, sie hot's selber bochn, erst gestern", und schiabb eahm übern Tisch in Loab zua.

„Ah son, selber hot sies bochn. Eh ah recht", drauf da Baur, nimbb an kloan Bissn. „'s Brot is eh ah guat", sogg er und schneidt wieder a Trum Kas oh und steckts in Muud und schmotzt und redt nit viel und lofst eahms schmeckn.

In Pforra zuckt's schon a wenk, er fohrt mit da Hond übern Tisch, as wia wan er bie Brosan wullt weckwischn, er steht auf und tretlazt hin und her. Wan da Kas für die Bischoftosel sul roachn! Wan er für bie Bischoftosel sul roachn! — „Du Michel", moant er, „dass doh nit eppa deini Oxn davoulassn!"

„Ah na, de lassn nit", sogg da Michel und pockt noh an Schnittn von Kas.

Da Pforra ſchautn on und ſogg gouz feierlih: „Gnata Freund, däs is a Schweizgerkas!“

„Dafür iſs ih n ah“, moant da Baur, wieder a Trum eini, und an Trunk dazua.

„Koſtets Pfund an Guldn zwoanzg Kreuzer!“

„Däs is er wert, meiner Seel!“ ſogg da Baur und trent wieder a Schial owa. „A wenk a Pfeffer war guat dazua, wan die Köchin bringa that.“

„Michel“, moant da Pforrer ſcha ganz roth in Gſicht, ih hon ollaweil Ongſt um deini Oxn.“

„Sa kunt mas jo onheuln loſſn“, drauf der Baur und ſchiabt wieder a Trum ein.

„Ober, Jeſſes, Michel, da Kas wird jo bold gor ſein!“

„Mocht nix, mocht nix, aſtn bin ih eh ſcha fort.

„A guata Kas. Vagelt's Gout, Pforra!“

Aſt geht er. Da Pforra tipelt n d Fauſt noch: „Dir loß ih nouhamal wos kouſtn, dir!“ *)

Die Perlenſchweine.

Ein neues Märchen von Königsbrun-Schaup.**)

Es war einmal ein junger Fiſcher, deſſen Netze ſtets leer blieben. Da warf er eines Tages ſtatt ſeiner Netze ſich ſelber ins Meer, denn er wollte ſterben.

Er ſank tief auf den Meeresgrund hinab. Dort fand er viele ſchöne Muſcheln. Als er ſo mit dem Muſchelauflesen beſchäftigt war, kam ein alter Haifiſch geſchwommen Sterben wollte er, der junge Fiſcher, aber ſich von einem Haifiſche auffreſſen laſſen, das wollte er nicht. Deshalb ſchwamm er hurtig weg, bis er wieder die Oberfläche und das Ufer erreichte.

Die Muſcheln, die er mitgebracht hatte, enthielten Perlen. Die kleinen, runden Dinger gefielen dem Fiſcher. Er verwahrte die Perlen in ſeinem Kochtopfe.

Nächſten Tages ſprang er wieder ins Meer, ſchlug ſich dort mit dem alten Haifiſche herum und als er nachhauſe kam, legte er wieder eine Handvoll Perlen in den Kochtopf.

Und ſo trieb er's alle Tage, bis er drei Scheffel Perlen beiſammen hatte. Einen Scheffel weißer, einen Scheffel roſenrother und einen Scheffel ganz ſchwarzer Perlen.

Nun gieng der junge Fiſcher zum Pfarrer ſeines Kirchſpiels und ſagte:

„Herr Pfarrer, ich hab drei Scheffel Perlen mit Lebensgefahr vom Meeresgrunde heraufgeholt. Die Fiſcher lachen mich aus, aber Ihr ſeid weiſe und werdet mir ſagen, was ich mit den Perlen thun ſolle.“ Der Pfarrer gieng in des Fiſchers Hütte und ſteckte von jedem Scheffel eine Handvoll zu ſich.

Anderen Tages ließ er den Fiſcher zu ſich beſcheiden. Der Pfarrer ſagte zum Fiſcher:

„Ich hab' deine Perlen meiner Frau in die Küche gegeben. Meine Frau hat die Dinger gekocht. Meine Frau ſagt: Die Dinger ſind Meererbſen, die weißen das ſind die unreifen, die roſenrothen das ſind die reifen und die ſchwarzen, das ſind die ganz verdorbenen. Meine Frau ſagt: Alle zuſammen taugen gar nichts, weil ſie ſich nicht weich ſieden laſſen und ich ſage: Du biſt ein Tropf, weil du Meererbſen ſuchſt, ſtatt wie andere chriſtliche Fiſchersleute vernünftige Häringe und Stockfiſche zu fangen.“

Der Fiſcher gieng traurig fort.

Selben Tages war ein großer Kauffahrer im Fiſcherhafen vor Anker gegangen.

Der Fiſcher gieng zum Capitän des Kauffahrers und wies demſelben Proben

*) Erklärungen zu „Da Schweizgerkas“: Goaſlgoſcht: Gerte, Peitſchenſtock; borſchtad: borſtig; haſn: faſt, ſchier; wada nit: zwar nicht; grunga: gegrämt, geängſtigt; roatn: verrechnen; hoaget: heicket, genau; Wicket: Rocken; klinghiaſcht: klinghart; Aufbacheln: Aufwickeln; Broſan: Broſamen; tretlazn: mit kleinen Schritten ungeduldig hin und hergehen; Schial: großes Stück.

**) Neue Märchen von Königsbrun-Schaup. Dresden. E. Pierſon. 1892.

seiner weißen, rosenrothen und schwarzen Perlen vor.

„Beim Teufel", sagte der Capitän, „das ist ja Seepfeffer und der weiße ist der stärkste."

Und er nahm eine weiße, große Perle in den Mund und biss sich richtig einen Zahn aus. Hei, da wurde er fuchsteufelswild!

Der junge Fischer schaute, dass er fort kam.

Als er in seine Hütte trat, grunzten seine Schweine ganz jämmerlich vor Hunger.

Der junge Fischer hatte nämlich drei magere Schweine.

„Ach, ihr lieben Schweine", sagte der junge Fischer, „ich kann euch kein Futter mitbringen! So will ich euch denn Perlen zu fressen geben. Ein richtiger Sanmagen kann alles vertragen."

Und der junge Fischer warf seine Perlen den Schweinen vor. Da grunzten die Schweine recht vergnüglich. Und als er des nächsten Tages wieder vor den Koben trat, fand er die Schweine so glatt und fett, als hätte er sie eine Woche lang mit Milch und Kartoffeln gemästet.

Und der junge Fischer mästete die Schweine mit den Perlen, bis die drei Scheffel aufgefressen waren, dann gieng er zum Pfarrer und sagte:

„Herr Pfarrer, ich will Euch meine drei fetten Schweine zum Kaufe anbieten. Sie sind die schönsten im Kirchspiel."

„Das glaube ich gerne", sagte der Pfarrer freundlich. „Wer sollte die fettesten Schweine im Kirchspiel haben, wenn Ihr sie nicht hättet. Herr Fischer! Macht mir nur einen billigen Preis und bringt mir auch einen Scheffel Perlen mit, will mit den schwarzen zufrieden sein, wenn Ihr die anderen nicht hergeben wollt."

„Aber, Herr Pfarrer", sagte der Fischer kleinlaut, „mit den Perlen habe ich ja die Schweine gemästet."

„Unglückseliger!" schrie der Pfarrer und rief seine Frau aus der Küche herbei. Die kam gelaufen und trug auf ihrem roten Halse drei Perlenschnüre.

„Er hat die Perlen den Schweinen zu fressen gegeben", sagte der Pfarrer zu seiner Frau, „und nun will er, dass ich ihm die Schweine abkaufe."

„Unglückseliger", schrie die Pfarrerin, „was hast du gethan! Gestern ist die Frau Oberamtmann aus der Stadt bei mir gewesen und sagte, es gebe nichts köstlicheres als Perlen für den Halsschmuck einer Dame."

„Du gottloser Heidenkerl", schrie der Pfarrer, „mach dass du fortkommst. Da sieht man recht deutlich, wohin es führt, wenn die jungen Leute keine Religion haben."

Der Fischer gieng traurig nachhause.

Vor der Thür seiner Hütte stand der Schiffscapitän, der sich den Zahn ausgebissen hatte, wie eine Schildwache.

„Da kann's was absetzen!" dachte der Fischer. Aber der Schiffscapitän sagte freundlich: „Herr Fischer, ich komme, um mit Euch ein Geschäftlein abzuschließen. Bin deswegen trotz Sturm, Nebel und Wasserhosen zu Euch zurück gefahren."

Der Fischer führte den Capitän vor den Schweinekoben.

„Kauft mir die Schweine ab!" sagte der Fischer.

„Ach!" sagte der Capitän, „mit Vergnügen will ich Euch diese Prachtkerle abkaufen. Aber eigentlich komme ich wegen des Seepfeffers. Der König will seine Krone mit den Pfefferkügelchen verzieren lassen. Gebt mir einen Scheffel davon und Ihr seid ein reicher Mann."

Und der Capitän zog eine goldgespickte Börse.

„Da seid Ihr nun zu spät gekommen", sagte der junge Fischer. „Mit den Perlen hab ich die Schweine gemästet."

„Da sollte man dich doch gleich todtprügeln!" sagte der Capitän und er prügelte den Fischer. Aber auch der Fischer prügelte den Capitän und endlich gieng der Capitän und sagte, er wolle den Fischer bei der Obrigkeit verklagen.

Nun gieng der Fiſcher ſtehenden Fußes zum Dorfſleiſcher und verkaufte dieſem die drei Schweine.

Als die Schweine durchs Dorf getrieben wurden, liefen die Leute zuſammen, denn die Schweine waren ſo groß wie Elefanten.

Der junge Fiſcher aber gieng ins Wirtshaus und trank ſich einen Rauſch an und wurde wild, weil ihn die Leute ſeines ſchlechten Geſchäftes halber auslachten.

Und er lief in ſeinem wilden Rauſche vom Wirtshauſe weg, ſchnurſtracks zum Meeresufer hin. Das Meer warf zornige Wellen. Der alte Haifiſch ſtreckte die Schnauze aus dem Waſſer und wies dem jungen Fiſcher die Zähne.

„Wart, alter Halunke“, ſchrie der Fiſcher, „glaubſt du, daſs ich mich fürchte?“

Und er ſprang ins Meer. Da fraß ihn der alte Haifiſch.

Der Dorfſleiſcher aber ſchlachtete die Schweine nicht. Er zog mit ihnen in die Hauptſtadt und ſtellte ſie in einer Bude zur öffentlichen Beſichtigung aus. Vor der Bude ſtand der Fleiſcher ſelbſt und ſchlug die große Trommel und rief:

„Hereinſpaziert, meine Herrſchaften! Die größte Seltenheit der Welt iſt hier zu ſehen! Drei Perlenſchweine, das heißt Schweine, die mit großen Zahlperlen gemäſtet wurden. Jede Perle mehr wert, als ein Königreich. Wer die weltberühmten Perlenſchweine ſehen will, zahlt einen Groſchen. Kinder und Militär zahlen die Hälfte und Kindsmädchen, die einen Liebhaber beim Militär haben, zahlen gar nichts.“

Der Fleiſcher wurde ein reicher Mann und endlich ließ er die Schweine doch abſchlachten und da fanden ſich richtig noch in den drei Schweinemagen die drei Scheffel Perlen, denn fett werden die Schweine von den Perlen, aber ſie verdauen ſie nicht.

Die Perlen waren bunt untereinander gemiſcht, und das verdroſs den Fleiſcher, jetzt hieß es, die ſchwarzen von den roſenrothen und den weißen zu ſondern. Es war keine kleine Arbeit für einen reichen Mann.

Nun war der Fleiſcher der reichſte Mann im Lande und der König erhob ihn in den Adelsſtand und der Fleiſcher nannte ſich fortan: Baron von Perlenſchwein.

Alles, was Athem hat, lobe Gott!

Von einem Leiden wird hier die Rede ſein, das vielfach verbreitet iſt und dem die Träger desſelben zumeiſt rathlos gegenüberſtehen. Vom Aſthma.

Das Weſen des Aſthmas, die Urſachen desſelben hat die Wiſſenſchaft bisher noch nicht endgiltig feſtgeſtellt, weil — wie es heißt — an dieſer Krankheit ſo wenig Menſchen ſterben und daraufhin ſeciert werden können. Als ein nervöſer Krampf, oder dergleichen wird es erklärt. Es kann von Herzkrankheiten, Verdauungsſtörungen und von Naſenkrankheiten kommen. Die wirkſamſten Mittel, welche bei heftigen Aſthmaanfällen mit ſicherſtem Erfolge angewendet werden, ſind Morphium und Chloralhydrat.

Solches ſteht in einer lehrreichen Schrift: „Das Aſthma, Athemnoth und Bruſtbeklemmung. Weſen, Urſachen und erfolgreiche Behandlung von Dr. Karl Reiß.“ (Berlin. Hugo Steinitz. 1892.) In dieſem Büchlein wird das Aſthma beſchrieben als ein ganz plötzlicher Anfall, bei welchem der Kranke aufſpringt, zum Fenſter ſtürzt und nach Luft ringt. Das Einathmen iſt kurz, das Ausathmen iſt lang und ſchwer, die geringſte körperliche Kraftleiſtung iſt während des Aſthmas unmöglich. Solche Anfälle können bald vorüber ſein, aber auch eine bis mehrere Stunden dauern. Dann vergeht es, wie es gekommen.

Damit iſt wohl nur eine beſtimmte Gattung von Aſthma geſchildert. Schreiber vorſtehender Zeilen hat in dieſer Sache eine große, langjährige Erfahrung an ſeiner eigenen Perſon und er glaubt, daſs die in dem Werkchen enthaltene Schilderung des Aſthmas nicht erſchöpfend

ist. Vielleicht leistet er dem Verfasser des Büchleins für eine neue Auflage einen kleinen Dienst, wenn er das Asthma, an welchem er seit dreizehn Jahren leidet, hier möglichst genau beschreibt.

Bei mir sind die Vorzeichen eines Asthmas sehr angenehmer Natur, leider kenne ich sie schon und freue mich nicht mehr über die außerordentliche Behaglichkeit, die dem Leiden vorausgeht. Mir ist sehr wohl, ich fühle nur das Bedürfnis zu ruhen, bald kommt ein milder Schlaf, dessen ganze Süßigkeit mir aber bewusst ist, wie sonst nie. Endlich erwache ich wieder, fühle ein leichtes Unbehagen, in den Gliedern ist ein plötzliches Hitzen mit leichtem Schweiß, Reiz zum Nießen stellt sich ein, das Athmen geht noch ganz lind und regelmäßig langsam, nur merke ich, dass der Brustkorb etwas enge ist. Ich habe das Gefühl, als schwelle sacht die Lunge an. Das Athmen wird schwerer, wie mit Stricken schnürt's die Brust zusammen, der Athem pfeift, ich muss mich aufrichten, den Oberkörper vorgeneigt ist's noch am erträglichsten; aber es verschlimmert sich, ich versuche alle möglichen Stellungen einzunehmen, es nützt nichts, jede Bewegung verstärkt die Athemnoth und vor Athemnoth kann man kein Wort mehr sprechen, nur Silben kurz herausstoßen. Es ist ein qualvoller Zustand, so müde fühlt man die furchtbar arbeitende Lunge, dass man jeden Augenblick meint, sie müsse erlahmen und versagen. Das geht nun aber nicht bald vorüber, es dauert mindestens vier Stunden lang, oft auch, mit geringen Erleichterungen, einen oder mehrere Tage lang. Am heftigsten ist es am Nachmittage und gegen Morgen. Endlich gelingt es einmal, mehrmals, einen tiefen Athemzug zu thun, das ist Erlösung, die Brust wird ruhig und es ist wie gewöhnlich. Nicht immer, aber häufig ist mein Asthma mit Röcheln verbunden, in diesem Falle erreicht es nicht seine äußerste Heftigkeit, ist aber noch langwieriger und artet in einen Brustkatarrh aus, der ein wochenlanges Husten zur Folge hat. Oft hebt das Asthma mit Nießen an und hört mit Nießen auf. Als wesentliches Linderungsmittel rauche ich eine Asthma-Cigarette; Chloralhydrat nehme ich nur, wenn Tage und Nächte lang kein Schlaf mehr möglich war. Dieses Mittel wirkt, unterbricht den Zustand, oder benimmt wenigstens das Gefühl für denselben; kürzt ihn aber nicht ab. Ein Asthmaanfall pflegt bei mir drei bis vier Tage lang zu dauern. Eine kleine Erleichterung ist manchmal das Nießen, doch während der schlimmsten Zeit vermag ich's nicht, die Nasenschleimhaut so zu reizen, dass ich nießen könnte. Erst wenn das Asthma zu verlaufen beginnt, stellt sich Schnupfen ein. Während des Asthmas ist es, als ob sich alle Empfindungsnerven bei demselben versammelt hätten, um ihren gänzlich unbegründeten unverständlichen Spuk zu treiben. Die Anfälle waren bisher bei mir im Sommer und auf dem Lande viel häufiger und hartnäckiger als im Winter in der Stadt. Je mehr ich zur Sommerszeit im Freien zubringe, desto sicherer kommt das Asthma. Das sicherste mir bisher bekannte Mittel dagegen ist mein Zimmer in der Stadt. Je weniger ich ausgehe, je mehr ich in diesem Zimmer bleibe, desto sicherer bin ich vor Asthma. Während des Anfalls habe ich nicht so sehr Verlangen nach frischer Luft, da möchte ich nur Ruhe und Rast haben und gerade das fehlt gründlich. Auch habe ich bemerkt, dass bei mir das Asthma unter einer strengen, ängstlichen Diät länger dauert, als wenn Abwechslung und Zerstreuung ist. Ein wochenlanger asthmatischer Zustand mit Brustkatarrh kann in einer anregenden Gesellschaft plötzlich ganz verschwinden und für lange Zeit geheilt sein. Doch muss auch gesagt werden, dass allzugroße seelische Erregung, selbst wenn sie angenehmster Art ist, eine besonders intensive Geistesthätigkeit, in der nächstfolgenden Nacht heftiges Asthma zur Folge haben kann.

In den ersten Jahren meines Leidens bildete sich nach heftigen Anfällen ein dicker, grünlicher Auswurf; das war ein gutes Zeichen, darauf war dann für längere Zeit

Ruhe. In letzterer Zeit bleibt der Auswurf glasig, aber es ist kein Ende, und eine Asthmazeit reicht der anderen die Hand. Also dass man sagen könnte, das Asthma verliert bei mir seinen katarrhösen Charakter und wird selbstständig. Nicht ganz unwichtig ist vielleicht die Wahrnehmung, dass ich, seit Schnupfen und Asthma mir zusetzt, von verschiedenen anderen Leiden verschont blieb, während ich früher viel mit Zahnschmerz, Hals-, Ohrenkrankheiten und besonders mit Augenentzündungen zu thun gehabt habe.

Das Asthma macht keinen Schmerz im gewöhnlichen Sinne, es brennt nicht, es sticht nicht, es schneidet nicht, es tobt nicht. Es ist nur, als ob die Lunge den Brustkorb sprengen möchte, oder als ob die Brust mit Stricken und Bändern heftig zusammengeschnürt würde, so dass die Lunge nicht mehr athmen kann. Es ist bei längerer Dauer, als ob die Lunge durch ihre ununterbrochene gewaltige Anstrengung so erschöpft wäre, dass jeden Augenblick die Function aufhören kann, oder als ob sie von der nicht herausgestoßenen Luft so bis aufs äußerste aufgetrieben wäre, dass sie plötzlich platzen muß. Es ist ein unbeschreiblich qualvoller Zustand, bei dem man erst erst recht versteht die Worte des Psalmisten: „Alles, was Athem hat, lobe Gott!“ M.

Bücher.

Geschichten aus Tirol. Von Karl Wolf. (Innsbruck. A. Edlinger. 1892.)

Das sagte ich und wiederhole es: In diesem Buche sind viele Sachen drin, die ich geschrieben haben möchte. Der Mann weiß Bescheid bei seinen Tirolern, er kennt seine Leute in- und auswendig, hat Augen und Ohren offen fürs Leben, wie es dem Schriftsteller geziemt, und hat ein außerordentliches Talent für Kleinmalerei. Es sind nicht lauter Geschichten, es sind viele Charakter- und Sittenbilder darunter, und das ist mir sehr lieb. Wo Wolf Geschichten erzählt, da stapft er manchmal gutmüthig den alten Dorfgeschichtenschreibern nach, die hübsch romantisch und ein bischen sentimental waren. Auch in der Ausdrucksweise hat er sich von literarischen Vorbildern nicht ganz frei gemacht. Wo er aber schildert, Menschen aus dem Volke unmittelbar abzeichnet, da ist er urfrisch und originell, da entwickelt er eine frohe Ungebundenheit, einen Humor, dass man jauchzen möchte! Man fall nur einmal „'s Bett'lstudent'l“ lesen, oder „'s Wallfahrer-Lenerl“, oder „Die Ratschtatht“, „Geschichten von der Landstraße“ u. s. w. Ganz köstlich ist Wolf, wo er den Tirolerdialekt schreibt, besser ist diese kernige, auch für weitere Kreise leicht verständliche Mundart wohl nie behandelt worden.

Wenn dieser Schriftsteller die Fähigkeit, plastisch darzustellen und humoristisch zu schildern, zu conzentrieren versteht, ja darf er sich wohlgemuth an größere Stoffe machen, und wenn Tirol an ihm einen Jeremias Gotthelf bekäme, das wäre ja gar nicht übel. Einstweilen sind wir auch mit diesen sonnengoldigen Kleinbildern vollauf zufrieden und dafür dankbar. R.

Neue Märchen. Von Königsbrun-Schaup. (Dresden. E. Piersan. 1892.)

Ja, ja, diese Märchen wären schon recht, aber wo sind die Kinder dazu? Die Kinder, die nicht bloß hören und schauen, sondern auch denken und deuten können. Bei manchem dieser wundertlichen Geschichtchen heißt es wacker nachsinnen darüber, wieso und weshalb! Und jedem Leser steht es frei, mit hineinzudichten, was er will. Darum wirken sie anregend, und das Liebste daran ist uns der souveräne Humor. Ein Pröbchen dieser poetischen Räthsel theilen wir mit. M.

Jugendheimat. Jahrbuch für die Jugend zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Hermine Proschko. VII. Jahrg. (Verlag „Leykam“ in Graz.)

Der gute Ruf der Herausgeberin als Jugendschriftstellerin ist viel zu sehr verbreitet, als dass wir noch viel lobende Worte zu verlieren brauchten. Wir haben sämmtliche sieben Jahrgänge verfolgt und mit Freude die zahlreichen Verbesserungen gesehen, die in Text und Ausstattung zu Tage treten. Einzelne Erzählungen sind mit geradezu meisterhaftem Griffel gezeichnet und die außerordentlich reiche Abwechslung zeigt das richtige Verständnis für das jugendliche Gemüth. Erzählungen, Gedichte, Räthsel, Sprüche, Scherzfragen, Spiele, Stammbuchblätter, Lustspiele füllen in anmuthiger Reihenfolge vierhundert Seiten, einen stattlichen, mit vielen schönen, darunter fünf colorierten Original-Illustrationen gezierten Band. Wir können das Buch allen Eltern und Erziehern nicht warm genug empfehlen.

Hier ist ein guter Same für ein nach unverdorbenes Herz niedergelegt, der tausendfältige Früchte bringen kann. V.

Moralische Gebrechen der Jugend. Ursachen und Heilung derselben. Von Johann Trescher. (Znaim. Faurnier & Haberler. 1892.)

Dieses bereits in vierter Auflage erschienene Werkchen wäre nicht allein den Lehrern, sondern auch allen Eltern und Erziehern auf das wärmste zu empfehlen. Es weist Schäden auf, für die vor allem die Eltern verantwortlich gemacht werden müssen. Manche moralische Gebrechen in unserer Jugend, die viele Leute der Schule in die Schuhe zu pflegen schieben, entspringen der Demoralisation der Erwachsenen, welche doch einer anderen Schule entstammen. Von besonderem Interesse ist, was der Verfasser über die Selbstmorde in der Jugend sagt: „Jeder genaue Beobachter unseres heutigen Städtelebens muss gestehen, dass die Körperpflege und Bewegung der Kinder großer Städte im allgemeinen eine höchst mangelhafte ist, die geistigen Anforderungen, besonders in Familien, deren Kinder einst durch geistige Thätigkeit sich ihr Brot erwerben sollen, dagegen von Jahr zu Jahr zunehmen. Die Körperpflege steht daher in crassem Missverhältnisse zu den Anstrengungen des Geistes, des Gehirns, des Nervensystems, wobei noch der Übelstand hinzutritt, dass fast alle dauernden, geistigen Anstrengungen mit sitzender Lebensweise in geschlossenen Räumen verbunden sind. Missverhältnisse rächen sich überall, am unerbittlichsten aber an der Natur des Menschen. Ein großer Theil unserer Kinder ist geistig und natürlich auch körperlich überreizt. Ein überreizter junger Mensch aber, der noch keine Rücksichten kennt, auch noch keine festen moralischen Grundsätze hat, wird gar bald zu Thaten hingerissen, die gesunden und älteren Personen nicht leicht in den Sinn kommen. Dabei tritt noch das für die Jugend so gefährliche schlechte Beispiel der Alten hinzu, das wie eine ansteckende Krankheit auf dieselbe wirkt. Die Veröffentlichung der Selbstmorde und deren oft nichts weniger als moralische Beweggründe durch die Zeitungen greift in seiner Wirkung bereits bis in die Volksschule und es ist hie und da die größte Vorsicht nothwendig. Vom erziehlichen Standpunkte müsste man wünschen, von der Veröffentlichung der Selbstmorde in Zeitungen abzusehen. Die öffentliche Moral würde dadurch nur gewinnen.

Dann das Missverhältnis in der geistigen und körperlichen Thätigkeit unserer Stadtkinder. Dieses Missverhältnis wird noch vergrößert durch den Umstand, dass in einzelnen Schulkategorien thatsächlich Überbürdung vorhanden ist. Tritt dann noch der Übelstand hinzu, dass an manchen Anstalten jeder Lehrer seinen Gegenstand für den wichtigsten hält und bei den häuslichen Aufgaben nicht immer gegenseitige Rücksichten geübt werden, dann wird der Jugend nicht allein die nothwendige Erholungszeit geraubt, sondern durch das anhaltende nächtliche Studieren der zur Erhaltung eines normalen Gehirns so nothwendige Schlaf von sieben bis acht Stunden entzogen. Fügen dann hie und da auch noch die Eltern andere geistige Anstrengungen durch Privatstunden hinzu, dann ist es wohl kein Wunder, wenn sich die Reizung des Gehirns oft bis zu einer gefährlichen Stufe steigert.

Ziehen wir schließlich auch noch den Umstand in Betracht, dass manchmal einem solch überreizten jungen Menschen eine allen psychologischen Grundsätzen Hohn sprechende Behandlung zutheil wird, dann wird uns mancher Selbstmord erklärlich. Ich habe, sagt der Verfasser, über zwei junge Leute, die sich in jüngster Zeit in einer Großstadt das Leben nahmen, von sehr verlässlicher Seite Auskunft erhalten und all das Vorhergesagte bestätigt gefunden: Ein sechzehnjähriges Mädchen gut situierter Eltern stürzt sich vom dritten Stock, nachstehende Zeilen hinterlassend: „Ich habe keine Freude mehr am Leben.“ Das Mädchen war rasch aufgeschossen und äußerst zarter und schwächlicher Natur. Dasselbe hätte viel frischer Luft, Bewegung und sanftiger Körperpflege bedurft, um kräftig und gesund zu werden. Doch die Sache war anders: Von acht bis zwölf Uhr in einem Institut, von zwei bis drei englisch, von drei bis vier Clavier, von vier bis fünf Jause und frei, von fünf bis sechs französisch. Später ein sehr kurzer Spaziergang, worauf wieder Clavierübungen, englische, französische und andere Aufgaben zu lernen und zu schreiben kamen. Da das Mädchen doch auch Zerstreuung wollte, suchte es sich solche im nächtlichen Romanlesen. — Baden, Schwimmen, Turnen, tüchtige Bewegung im Freien kannte der häusliche Stundenplan nicht. Wer wundert sich da noch, wenn so ein schwächliches Wesen krankhaft nervös und schließlich verrückt wird!

Ein Gymnasiast, fünfzehneinhalb Jahre alt, schwach befähigt, muss studieren, weil's der Vater will, und er sehr reich ist. Außer den vielen Schulstunden beschäftigen sich abwechselnd zwei Instructoren, die ihn mit vieler Mühe weiterschleppen. Als Sohn reicher Eltern erhält er monatlich zu seinen Vergnügungen dreißig Gulden Taschengeld. Das ist nach solchen überreizenden Anstrengungen zu verlockend für so ein junges Bürschlein. Theure Cigarren, viel Bier, halbe Nächte in versteckten Kaffeehäusern und andere Schwärmereien. Zuletzt erfasst den körperlich

und geistig überreizten Jüngling die Liebe, die selbstverständlich auf Hindernisse stößt, und siehe da: Ein hinterlassener Brief zeigt den Eltern an, dass Karl in die D.... gieng, weil er ohne seine geliebte Amalie nicht leben könne. Studieren bei sehr schwacher Befähigung — Überreizung des Gehirns — körperliche Überreizung durch frühzeitiges flottes Leben — Störung des ganzen Organismus. Das Resultat wird uns erklärlich. Nun, so und ähnlich verhält es sich bei der Mehrzahl der jugendlichen Selbstmörder, was mir mehr als ein Dutzend bekannte andere Fälle beweisen. Einen weiteren Grund zur Überreizung unserer Jugend müssen wir auch noch darin suchen, dass man heute nicht, wie früher, nur solche Kinder studieren lässt, die besondere Neigung dazu zeigen und Talent besitzen; oft wird auch nicht beachtet, dass den Kindern die körperlichen Kräfte fehlen. Denn Thatsache ist es, dass dauernde geistige Thätigkeit das Nervensystem mehr zerrüttet, als anhaltende körperliche Anstrengung.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, dass in manchen Familien der Ehrgeiz in geradezu überspannter Weise gefördert und gesteigert wird. Treffen dann auch nur einzelne der genannten Übelstände mit überspanntem Ehrgeiz, Furcht &c. zusammen, so sehen wir nun Katastrophen hereinbrechen, die so häufig unser Gemüth erschüttern."

Andritz und Umgebung. Von Hans von der Sann. (Graz. Selbstverlag des Verfassers. Universitäts-Buchdruckerei „Styria". 1892.)

Bei solchen Büchern, wie groß die Mühe und wie gering der Lohn! Bloß localer Wert! heißt es, und doch baut sich die Landeskunde aus lauter solchem Stoffe auf, und die gelehrten Herren, die am Schreibtische die großen Werke schreiben aus dem Material der fleißigen Sammler, heimsen den Dank ein. Diese Beschreibung von Andritz und Umgebung ist nach unserer Meinung eine sehr beachtenswerte Arbeit, an welcher am wenigsten der Grazer stolz vorübergehen soll, es ist ein wesentlicher Beitrag zur Kenntnis der Umgebung von Graz, in landschaftlicher, in volksthümlicher, in geschichtlicher Beziehung. Manch neuen Bericht bringt uns hier Hans von der Sann, ein Mann, dem die steierische Landeskunde schon vieles verdankt. Das Buch ist dem Herrn Bezirkshauptmann Dr. Karl Ruß gewidmet. R.

Die heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes. Nach der Übersetzung von Dr. Jos. Franz v. Allioli. Mit bischöflicher Approbation. Neue illustrierte Volksausgabe. Mit fünfundvierzig farbig gedruckten Vollbildern nach Meisterwerken der christlichen Kunst, über tausend erklärenden Bildern von Stätten und Plätzen der Heiligen Schrift, von Alterthümern, Pflanzen und Thieren u. s. w. im Text, mit Karten und einer Familienchronik. Zweiundvierzig Hefte sind erschienen, womit das Werk vollständig ist. — Verlag von Friedrich Pfeilstücker, Berlin. Durch jede Buchhandlung beziehbar.

Es war ein trefflicher Gedanke, die heilige Schrift in Form und Gestalt eines Familienbuches zu bearbeiten und auch den kleinen Familien durch die Preisstellung des Werkes Gelegenheit und Möglichkeit zu geben, sich in den Besitz desselben zu setzen. Die ganze Anlage des Werkes entspricht auch den kirchlichen Bestimmungen, so dass dasselbe unbedenklich den katholischen Familien in die Hand gegeben werden kann. Ganz so, wie es die kirchliche Vorschrift ist, enthält das erste Heft auch eine Einleitung, wie die heilige Schrift gelesen werden soll. Sie ist recht volksmäßig gehalten, aber doch auch wieder so, dass ebensowohl der Gebildete sie mit Nutzen lesen kann. Was dem Werke sodann als Familienbuch dauernden Wert verleiht, das ist die herrliche Ausstattung, die der Verlagshandlung alle Ehre macht. Wohl selten dürfte man einem Familienbuche begegnen, das in einem solch herrlichen Gewande an die Thüre des gewöhnlichen Mannes anklopft. Das verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als der Preis der einzelnen Lieferungen ein ungewöhnlich billiger ist. So kann das Buch seinen Weg in weniger bemittelte Familien finden. Ein ganz besonderer Vorzug des Werkes ist endlich der überreiche, prachtvolle Bilderschmuck, der dasselbe ziert. So war es ganz richtig ausgedacht! Ein Volksbuch muss Bildwerk haben, denn das Volk will und muss schauen, um in seinen frommen Vorstellungen leben zu können. Der Bilderschmuck des Werkes ist nun zudem so eingerichtet, dass es durch denselben sogar noch über den Kreis der Familienbücher hinausgehoben wird und für die Zwecke des Unterrichtes dienstbar gemacht werden kann, auch im Religionsunterrichte der Volksschule, soferne er sich mit der Bibel befassen darf. V.

Die Seele des Weibes. Von Professor Dr. Wendt. (Korneuburg. J. Kühlkopf. 1892.)

Verfasser, Pädagog und Psycholog von Beruf, hat in obigem Buche seine aus mehr als dreißigjährigen, an Tausenden von Mädchen und Frauen jeden Alters und verschiedenster Nationalität angestellten Beobachtungen zu einer systematischen Frauenpsychologie zusammenzufassen gesucht. Es ist anzuerkennen, dass es dem scharf beobachten den Verfasser gelungen

ist, ein interessantes und fesselndes Werk zu schaffen, das auch dort anzieht, wo man zu widersprechen geneigt ist. Der Frau wird größere Sinnescapacität und Reizempfänglichkeit, rascherer Vorstellungsablauf, schnelleres Sprechtempo, größeres Orientierungsvermögen, Drang nach Abwechslung, Empfindlichkeit, lebhaftes ästhetisches Gefühl u. a. m. zuerkannt; andererseits aber wird der Mangel an Ausdauer im Erkennen, an tiefer, andauernder Aufmerksamkeit, an wahrhaft großen Kunstleistungen hervorgehoben und insbesondere betont, dass die Frau sich schwerer der Einsicht unterwerfe als der Mann, dass bei ihr mehr der „psychische Mechanismus" wirke.

Wir glauben genug von dem Inhalte des besprochenen Buches mitgetheilt zu haben, um dasselbe als sehr lesenswert, besonders für Frauen erscheinen zu lassen. V.

Mehr denn je drängt jetzt alles dem Genusse zu, jagt die Welt dem leicht zu erringenden Glücke nach. Schnell und mühelos reich zu werden, heißt die Losung, die unausgesprochen die Menge beherrscht. In großen Zügen hat Max Kretzer diese Thatsache zum Ausgangspunkt seines neuesten Werkes **Irrlichter und Gespenster** genommen. An dem Beispiel einer Familie schildert uns der Verfasser die Folgen eines plötzlichen großen Lotteriegewinnes, der Umwälzung in bescheidenen Kreisen, die dadurch herbeigeführt wird, des anfänglichen Glückes und der späteren Enttäuschung! Mit vernichtender Schärfe geißelt er das Börsespiel und alle seine strafbaren, verwerflichen Auswüchse, welche es im Gefolge hat. Aber so tief auch der Verfasser hinabsteigt, um die Leidenschaften der Menschen zu ergründen: niemals vergisst er Licht und Schatten gleichmäßig zu vertheilen, stets ist es der sonnenhelle Humor, welcher über dem Ganzen schwebt und den Leser mit vielem versöhnt. (Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.)

V.

Mit dem Schriftsteller **Emil Mario Vacano** ist einer der originellsten Menschen nicht nur, sondern auch einer der begabtesten Erzähler gestorben. Wie er bis in seine letzten Tage fesselnd und voller Eigenart zu schildern gewusst hat, das beweisen zwei eben von ihm erschienene Novellensammlungen „Das Herz der Gräfin" und „Die Seufzerbrücke". (Dresden und Wien. Verlag des Universum, Alfred Hauschild) die an die besten Zeiten des Erzählers erinnern und der Beachtung auch heute noch in vollem Maße wert sind. V.

Außerordentlich beliebt in der Kinderwelt ist die „Kindergartenlaube", welche bereits vier Jahrgänge hinter sich hat. Sie bietet eine Fülle von Stoff zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend von sieben bis fünfzehn Jahre. Was ihr aber zur besonderen Zierde und Empfehlung gereicht, das sind die ganz vorzüglich ausgeführten Farbendruckbilder. (Verlag Nürnberg.)

Humoristische Hausapotheke von Auguste Hayer. (Breslau. E. Neisser & Co.)

Die neueste „Literatur" bringt wie um die Wette viel Unbedeutendes und Läppisches. Dies Heftchen kann die Wette gewinnen. M.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Schloss Kostenitz von Ferdinand von Saar. (Heidelberg. Georg Weiß. 1893.)

Wilde Kirschen. Erzählungen aus dem Schwarzwald von Heinrich Hansjakob. Dritte verbesserte und erweiterte Auflage. (Heidelberg. Georg Weiß. 1893.)

Frau Gräfin. Roman von Victor Blüthgen. (Dresden. Alfred Hauschild. 1892.)

Allerlei Menschliches. Von P. K. Rosegger. (Wien. A. Hartleben. 1893.)

Die Schriften des Waldschulmeisters. Von P. K. Rosegger. Dreizehnte neu durchgesehene und verbesserte Auflage. (Wien. A. Hartleben. 1893.)

Neue Waldgeschichten. Von P. K. Rosegger. Sechste Auflage. (Wien. A. Hartleben. 1893.)

Ernst und Heiter und so weiter. Für die reifere Jugend gewählt aus den Schriften von P. K. Rosegger. (Wien. A. Hartleben. 1892.)

Aus dem Walde. Für die Jugend von P. K. Rosegger. Dritte Auflage. (Wien. A. Hartleben. 1893.)

Lolle. Eine Erzählung für junge Mädchen von Marie Stilling. Illustriert von A. Klamerth. (Leipzig. Georg Wigand.)

Lyndall. Roman aus dem südafrikanischen Farmerleben von Ralph Iran. Deutsch von Marie Schramm-Macdonald. (München. Verlag von Franz Bassermann.)

Spreewaldgeschichten. Heiteres u. Ernstes aus dem Spreewaldleben von Max Bittrich. (Victor Ottmann. Leipzig.)

Kurländische Geschichten von Th. H. Pantenius. (Leipig. A. G. Liebeskind. 1892.)

Sommerfrische. Kinderlieder von Eduard Reinhard. (Weimar. Jüngst & Co. 1892.)

Klein-Bürger von Graß-Wien. Ernstes und Heiteres aus dem Wiener Volksleben von Vincenz Chiavacci. (Stuttgart. Ad. Bonz & Comp. 1893.)

Lieben und Streben. Gedichte von Hermann Ch. Kosel. (Wüstegiersdorf, Pr.-Sch. Heinrich Marx.)

Im Fliedebusch. Dichtungen von Franz Ludwig. (Berlin. Verlag der „Splitter", Neue Königsstraße 31.)

Zu Thal Gedichte (dritte Sammlung) von S. Fritz. (Leipzig. Verlag von Karl Reißner.)

Die Zukunft der Deutsch-Österreicher. Von Dr. Michael Hainisch (Wien. Franz Deuticke.)

Beiträge zur Geschichte des Unterthanenwesens in Steiermark. Von Dr. Anton Mell. (Graz. Druckerei „Leykam" 1892.)

In der Dämmerstunde. Plaudereien von M. Rüdiger. Illustriert von E. H. Wotter. (Dresden. Alexander Köhler.)

Von der Insel überholl. Sprachgemälde von Julius Goll. (München. Verlag „Gegen den Strom".)

Chiemgauer Volk. Von Hartwig Peetz. Zweites und Schlussbändchen. (Leipzig. A. G. Liebeskind.)

Sittlichkeit und Gesundheit in der Musik. Von Dr. Heinrich Pudor. (Dresden. Dresdener Wochenblätter.)

Aus der Zeit meiner Lehrjahre. Eine pädagogische Rückschau mit entsprechender Nutzanwendung. Von Alexander Heinboch. (Separatabdruck der „Österr. Schulzeitung". 1892).

Unsere Volkstrachten. Von Pfarrer Hansjakob. (Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung.)

Brot! Ein Büchlein für alle, die Brot essen von Dr Karl Schmidt. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1893.)

Der Bauer und sein Getreide. Von V. Till. (Graz. Robert Withalm & Co. 1892.)

Die Fortschritte der öffentlichen Gesundheitspflege. Organ für die praktischen Interessen der Ingenieure, Architekten, Verwaltungsbeamten und Fabrikbesitzer. Unter Mitwirkung von Ärzten und Technikern, herausgegeben von Dr. med. Wilhelm Hanauen. (Frankfurt a. M.)

Katechismus der Wäschebehandlung. Praktischer Rathgeber für Frauen und Töchter, zur rationellen Behandlung aller Wäschegegenstände in Leinwand, Baumwolle, Wolle und Seide, nebst Fleckenreinigung. Von H. Schlichting. (A. Hartleben. Wien.)

Cholera, Brechdurchfall und ihre verwandten Krankheiten. Schutzmaßregeln und hygienische rationelle Behandlung. Von Dr. G. F. Wachsmuth. (Leipzig. H. Hartung & Sohn.)

Kalender in durchgehends hübscher und wirklich überraschend schöner Ausstattung liegen uns in allen möglichen Formen aus der Verlagsbuchhandlung „Leykam" in Graz vor. Da ist vor allem ein „Block-Kalender" zu erwähnen, der mit seinem farbigen Hintergrundbilde jeder Zimmerwand zur Zierde gereichen wird. Der „Wachen-Notiz-Block-Kalender", gleichfalls äußerst geschmackvoll ausgestattet, mit seinen Vormerkblättern, der Notizraum für jeden Tag des Jahres auf bestem Schreibpapier und außer dem vollständigen Kalendarium für Katholiken und Protestanten, die Ziehungen aller österreichisch-ungarischen Lotterieeffecten, die Coupons-, Stempel-, Post- und Telegraphen-Taxe enthaltend (sowohl zum Aufhängen als Aufstellen gerichtet) ist für jeden Schreibtisch ebenso praktisch als zierlich. Der „Grazer Taschenkalender" ist ein nettes kleines Büchelchen im Futteral einfach ausgestattet, aber sehr bequem. „Leykams eleganter Taschenkalender" ist ein wirklich vornehm ausgestattetes Notizbuch in Goldschnitt mit reichlichem Inhalte. Der „Brieftaschen-Kalender", der auf einem einfachen Blatt Papier das vollständige Kalendarium, die Stempelscalen und das Verzeichnis der Ziehungen bietet, der große und der kleine Wandkalender, sowie der zum Aufstellen hergerichtete „Leykams Blattkalender", der besonders hübsch aussieht und der wie ein Täschchen schließende „Grazer Taschenkalender" verdienen weiteste Verbreitung. Wunderschön sind auch die „Vademonnoie-Kalender", welche mit gut ausgeführten Photographien versehen und mit Goldschnitt ausgestattet sind. Dieses elegante Kalenderchen liegt uns nett broschiert und in schwarzem Ledereinband mit Goldschriftaufdruck und in Bronzeeinband vor. Kurzum, die Kalender der Firma „Leykam", Graz, können wärmstens empfohlen werden.

V.

Postkarten des „Heimgarten".

* Ich bin schwer leidend. Daher bitte ich meine Correspondenten, mit mir Geduld und Nachsicht zu haben. Ich kann die Zuschriften, so lieb sie auch sind, so von Herzen sie mich freuen, vorläufig nicht alle beantworten. Ich kann keine Manuscripte annehmen, um sie zu prüfen; ich kann keine Albums, keine Fächer annehmen, um etwas hinein- oder hinaufzuschreiben; selbst anonyme Briefe kann ich nicht berücksichtigen, die sonst als Heiterkeitserreger stets so willkommen gewesen sind. Ist erst die Gesundheit zurückgekehrt, dann will ich auf derlei Späßchen recht gerne wieder eingehen. Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

4. Heft. Jänner 1893. XVII. Jahrg.

Carlotta.

Novelle von Ferdinand Schiskorn.

I.

Man kann sich kaum ein schwermüthigeres und doch poetisch wie malerisch anziehenderes Bild irdischer Vergänglichkeit denken wie es so manche einst blühende Ortschaft der quarnerischen Inselgruppe in ihrem durch verschiedene Ursachen herbeigeführten Verfalle bietet.

Wie unter dem Bannfluche eines märchenhaften Zauberers scheint der Schauplatz fröhlichen Menschentreibens verödet, Gewerbefleiß, Handel und Wandel erstarrt, die Wohnstätten in Ruinen, Freude und Lustbarkeit in Trauer verwandelt.

Ein solches Bild bot die Ortschaft Santa Croce dem jungen Wanderer, welcher an einem warmen Junimorgen die längs der steinigen Küste der Insel Cherso führende Straße verfolgte.

Terrassenförmig aufsteigend lag ein regelloses Gewirre von Häuschen, landesüblich aus Bruchsteinen lose gefügt, Gäßchen und Gärten durch hohe Steinmauern geschieden, vor seinem Blicke. Aber mehr als die Hälfte dieser Häuschen war längst dach- und fachlos, die Wände dem Einsturze nahe, während die übrigen meist scheibenlose, finstere Fensterhöhlungen wiesen, die Gäßchen mit Gras überwuchert, die Einfassungsmauern zerfallen, die Mehrzahl der Gärten in wüste Dickichte von verwilderten Zwergbäumen, Disteln und Dornen verwandelt waren.

Seufzend wandte sich der Wanderer von dem traurigen Anblicke ab, der mit dem blauen Himmel, der strahlenden Sonne, mit dem harmonisch heiteren, die Beendigung des Sonn-

tagsgottesdienstes kündenden Glockenspiele in so ergreifendem Gegensatze stand, um sich seiner vierfüßigen Begleiterin, einer mächtigen grauen Dogge, zuzuwenden, welche scheinbar dieselben Betrachtungen wie ihr Herr angestellt hatte.

„Hm, Diana, es scheint dir auch nicht recht zu gefallen hier", sagte er, wie als Antwort auf die Frage in den klugen Augen des Thieres. „Na, sei unbesorgt, ist dein Herr auch zum armen Manne geworden, dir soll es deshalb nicht schlimmer ergehen."

Damit schritt der Fremde weiter, wobei seine Züge, welche sich der Dogge gegenüber erhellt hatten, wieder den früheren finster trüben Ausdruck annahmen, der mit der herben Falte um die von blondem Vollbart umkränselten Lippen ein fast feindseliges Gepräge bildete.

Das Äußere des Mannes, welcher sich selbst als verarmt bekannte, zeigte gleichwohl nichts, was sonst Mangel, Sorge und Kummer anzudeuten pflegt. Ja die jugendlich elastische, mittelgroße, schlanke Gestalt, mit den schönen blühenden Zügen eines Dreißigers, die elegante graue Reisekleidung, der feine Strohhut auf dem blondgelockten Scheitel, die blendend weiße Wäsche, die behandschuhten kleinen Hände schienen im Gegentheile einen jener lebensfrohen Weltbummler zu verrathen, welche, von des Daseins Ernst unberührt, nur ihrer Laune und dem Hange nach Lebensgenuss jeder Art zu fröhnen gewohnt sind.

Nach wenigen Minuten hielt der Wanderer abermals an, von dem ersten freundlichen Bilde auf seinem Wege gefesselt.

Kaum zwanzig Schritte von diesem entfernt, zeigte sich ein Anwesen, bestehend aus einem Hause mit von Epheu übergrüntem Gemäuer, und einem Gärtchen, dessen zierliche Anordnung und sorgfältige Instandhaltung fleißige Pflege und guten Geschmack in gleicher Weise verriethen. Das Anziehendste des Ganzen aber war ein junges Mädchen, das an der Gartenthüre stand, und nach der entgegengesetzten Richtung der Straße spähte, so dass es den Fremden erst bemerkte, als dieser schon dicht vor der Pforte stand.

„Bin ich auf dem rechten Wege zum Castell Sta. Croce, Signorina?" fragte er das betretene Mädchen mit höflichem Gruße.

„Gewiss, Signor", erwiderte das Mädchen, beim Anblicke des jungen, hübschen Mannes lächelnd. „Doch zieht er sich noch eine gute halbe Stunde hin, und der Tag wird heiß. Ist Signor eine Erfrischung gefällig? Wir haben zwar nicht mehr zu bieten wie Landwein nebst Brot und Käse, doch vielleicht nimmt Signor damit vorlieb, um ein wenig auszuruhen."

Das Mädchen sprach dies mit silberheller Stimme, einfach, und doch mit Worten, wie sie im Volke nicht allgemein üblich waren.

Der Fremde zögerte. Diana aber nahm die Einladung für sich und ihren Herrn bereitwillig an, indem sie ihren Durst an dem kleinen Wasserbecken eines lebenden Brunnens löschte, worauf auch letzterer an dem im Gärtchen aufgestellten Tische platznahm.

Leichtfüßig eilte Carlotta ins Haus, um binnen wenigen Minuten mit dem einfachen Imbiss wiederzukehren, wobei des Fremden Blick mit sichtlichem Interesse den anmuthigen Bewegungen des reizenden Mädchens folgte. Doch lag auch jetzt in dem Ausdrucke seiner Miene weniger das Wohlgefallen an der jugendlich frischen Erscheinung wie der düstere Schatten einer traurigen Erinnerung.

„Was für ein prächtiges Thier!" sagte das Mädchen bewundernd, indem es das Sammtfell des Kopfes streichelte, welchen Diana auf die Tischplatte gelegt hatte, um mit dem duftenden Ziegenkäse zu liebäugeln. „Unter solcher Begleitung hat man wohl keinen Angriff zu fürchten?"

„Sicher nicht, aber Diana ist nicht nur stark, sondern auch eine feine Menschenkennerin, sie duldet Liebkosungen nur von auserwählten Händen", versetzte der Fremde wieder mit dem rasch schwindenden, sonnigen Lächeln.

Auch die rosigen Wangen des jungen Mädchens zeigten zwei wunderschöne Grübchen um den lachelnden Mund, während es in ihren schwarzblauen Augeen verständnisvoll aufleuchtete.

„Der Besitzer des Castells, der Herr Graf wird sehr bedauern, seinen Gast nicht persönlich empfangen zu können", sagte die Kleine schalkhaft. „Er ist nämlich noch gar nicht angekommen, es müsste denn sein, dass ich die Ehre hätte, unseren neuen Herrn selbst zu bewirten", fügte sie mit allerliebstem Knixe hinzu.

Der Fremde lüftete einfach den Hut.

„Und wem verdanke ich so freundliche Bewirtung?" fragte er dann.

„Ich heiße Carlotta, Herr Graf, Carlotta Menotti, und helfe meiner Mutter den Haushalt besorgen", lautete des Mädchens Bescheid.

Das Erscheinen einer dritten Person unterbrach das Gespräch.

Es war eine stattliche Frau, welche im landesüblichen Sonntagsputze mit dem Gebetbuch in der Hand von der Straße hergekommen war, und jetzt mit einem halbscheuen, halb verwunderten Blicke auf dem Gast dem Hause zuschritt.

Obschon den Jahren nach nicht alt, hatten die gelbbraunen Züge des Weibes jenes verwitterte Aussehen, das bei den italienischen Frauen aus dem Volke der kurzen Jugendblüte zu folgen pflegt, das aber in diesem Gesichte mit den stechenden, schwarzen Feueraugen, den zusammengekniffenen Lippen und dem harten Ausdrucke noch widerwärtiger erschien.

„Der gnädige Herr Graf — Padrona Ghita, meine Mutter", sagte Carlotta, den fragenden Blick der letzteren beantwortend.

Der Graf erwiderte den tiefen Knix der Frau mit einem kurzen Nicken, Diana mit einem zähnefletschenden Knurren, das die Vorstellung rasch beendete.

„Das kann doch nicht Ihre rechte Mutter sein, Carlotta", sagte der Graf, ohne den empfangenen übeln Eindruck zu verbergen.

„In der That nicht, Herr Graf", antwortete das Mädchen mit betroffenem Aufblicke. „Padrona Ghita ist eine entfernte Verwandte meiner Mutter, nach deren frühem Tode sie bei meinem Vater, welcher hier als Schullehrer wirkte, die Pflichten der Hausfrau übernahm."

„So so, also die Tochter eines Schullehrers, nun begreife ich", versetzte der Graf, indem er sich erhob.

„Schönen Dank, Signorina", sagte er, dem erröthenden Mädchen die Hand reichend. „Ich betrachte es als ein gutes Omen, bei meiner Ankunft Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, und sollten Sie je eines Schutzes bedürfen, so bitte ich Sie, sich eines Mannes zu erinnern, der zwar die Menschen im allgemeinen nicht sehr liebt, die Ausnahmen aber um so höher zu schätzen weiß."

Mit diesen seltsamen Worten entfernte sich der Graf raschen Schrittes, während Diana noch ein Stück Käse von Carlottas Hand als Wegzehrung dankbar in Empfang nahm.

Von der außergewöhntichen Begegnung erregt, folgte Carlotta dem Wanderer mit sinnendem Blicke, als dicht neben ihr eine Stimme sagte: „Eh, eh, Carla, der Fremde scheint dir ja besonders gut zu gefallen?"

„So ist es, Cecco, hast du dagegen etwas einzuwenden?"

„Nein, vorausgesetzt, dass er nicht wieder kommt."

„Das kann ich nicht versprechen, Cecco, denn dass du es nur weißt, der Fremde ist der neue Besitzer des Castells, Herr Graf della Torrente."

Cecco, ein bildhübscher Bursche mit

schwarzen Ringellocken unter der rothen Mütze, und blitzenden Augen im sonnengebrannten Gesichte, that einen leisen Pfiff, um seine Überraschung auszudrücken, und wandte sich dann der Straße zu, auf welcher eben ein eleganter, mit vier Postpferden bespannter Reisewagen ohne Insassen heranrollte.

„Ostia, dann ist dies wohl die Fahrgelegenheit des Herrn Grafen. Sollte mich doch wundern, wenn es der feine Herr auf dem alten Rabennester lange aushielte", bemerkte Cecco, um dann mit einem musternden Blick auf Carlotta hinzuzufügen: „Diavolo! Wie fein du heute aussiehst, Carla, wie aus dem Ei geschält! Man könnte fast glauben, dass du den Herrn Grafen erwartetest."

Die Bewunderung des Burschen war gewiss ebenso aufrichtig, wie die Eifersucht, welche aus seinen Worten sprach, und erstere wenigstens nicht unbegründet. War auch Carlottas Kleidung von der üblichen Tracht der Landmädchen wenig abweichend, so sah das reizende Mädchen infolge des feinen Geschmackes in der Zusammenstellung der Farben wie der Art des Tragens so vornehm aus, dass Cecco in seiner weiten Fischerhose von blauem grobem Wollstoffe in den plumpen Holzschuhen an den Füßen daneben recht ärmlich erschien.

Carlotta lachte belustigt auf.

„Wie thöricht du sprichst, Cecco. Bin ich nicht jeden Sonntag so gekleidet — und immer nur für dich und Padre Agostino?"

„O spotte nicht, Carla, der Gedanke schon, dass ein anderer dich gewinnen könnte, macht mich rasend."

„Wer denn, Cecco? Doch nicht Signor Ambrosio Viscontini?" fragte Carlotta noch immer lachend.

„Gerade er", versetzte Cecco, und flüsternd fügte er hinzu: „Hörtest du heute Nacht keinen Rumor im Hause?"

„Rumor? Nicht, dass ich wüsste. Ah doch, jetzt erinnere ich mich, dass Mutter Ghila um Mitternacht Licht machte und ihre Schlafkammer verließ. Sie muss etwas gehört und nachgesehen haben, was es sei. Aber was meinst du damit, Cecco, und was soll Ambrosio Viscontini damit zu thun haben?"

„Noch kann ich dir nichts Bestimmtes sagen, aber — ah dort kommt er selbst des Weges! Seine Nase leuchtet so roth wie die Nelke in seinem Knopfloche — Addio, Carla, und sei vorsichtig!"

„Was er nur hat? Ich glaube, er sieht Gespenster bei hellichtem Tage", murmelte Carlotta kopfschüttelnd, als der Bursche hinter der dichten Dornenhecke des Gärtchens verschwunden war.

Gleichwohl war die Warnung des hübschen Jungen nicht ohne Eindruck geblieben. Cecco war als Nachbarskind ihr Spielgenosse gewesen, mit dem sie am Strande Häuschen gebaut und Muscheln gesammelt, der sie aber auch gegen die Neckereien der ungezogenen Fischerjungen vertheidigt und bei plötzlich hereinbrechenden Stürmen, wie sie im Quarnero so häufig sind, sorgsam wie eine Mutter in seinen Armen heimgetragen hatte.

Cecco war blutarmer Leute Sohn, und betrieb jetzt im Dienste des reichen Viscontini das wenig einträgliche Fischerhandwerk, das Verhältnis zwischen ihm und Carlotta aber war dasselbe geblieben; und so viele Bewerber sich ihr auch schon genähert hatten, so wusste sie doch genau, dass Cecco ihr bester, treuester Freund geblieben, daher sie dem Besuche des Mannes mit der rothen Nase im Gesichte und der Nelke im Knopfloch zum erstenmal mit misstrauischem Unbehagen entgegensah.

Viscontini war das gerade Gegentheil Ceccos. Wie dieser hübsch von Gesicht, schlank und geschmeidig, trug die vierschrötige Gestalt des reichen Fischhändlers und Possidente (Landbesitzer) einen Kopf auf den breiten Schultern, der an abschreckender Häss-

lichkeit kaum zu wünschen übrig ließ. Außerdem verriethen die grün schillernden Äuglein ebensoviel Verschlagenheit, wie die wulstigen Lippen mit dem Doppelkinn darunter rohe Sinnlichkeit, daher auch die feine „Herrentracht“ die unangenehme Erscheinung des Menschen nicht annehmlicher machte.

„Schönsten guten Morgen, Signorina Carlotta“, rief Ambrosio Viscontini, schon von weitem den Hut schwenkend. „Immer frisch und duftig wie ein eben gereifter Pfirsich“, fügte er hinzu, beide Hände Carlottas mit seinen plumpen, von kostbaren Ringen strotzenden Fäusten umschließend. „He, he, meinen schönsten Ring gäbe ich darum, einmal in diese Pfirsichwangen beißen zu können — he he, keine Furcht, Signorina, meinte es nur allegorisch, wäre mit einem Küsschen ganz zufrieden. — Ah guten Morgen, Padrona, gut geschlafen hoffentlich?“ wandte sich Ambrosio an die aus dem Hause tretende Frau Ghita.

„Danke, Padrone Ambrosio, wie ein Murmelthierchen. Ein Glas Wein für unseren lieben Gast, Carlotta!“

Froh des Befehles eilte Carlotta in das Haus, worauf Ambrosio alsbald im vertraulichen Flüstertone fortfuhr: „Hoffentlich ist das, was ich heute Nacht hieher schaffen ließ, wohl geborgen, Ghita.“

„Alles in Ordnung, Ambrosio“, erwiderte diese ebenso. „Es kostete allerdings einige Zeit und Mühe, so viele Kisten auf einmal unterzubringen, und ganz ohne Gepolter gieng es dabei nicht ab. Zum Glücke hat Carla einen so gesunden Schlaf, dass sie die Posaunen des Weltgerichtes überhören würde.“

„Schön, aber bei Tag ist sie um so munterer, und lässt sich von Cecco den Hof machen. Der Bursche ist verliebt und eifersüchtig, ein Eifersüchtiger aber hat bekanntlich hundert Augen. Es muss ein Ende nehmen, Ghita.“

„Das soll es auch, Ambrosio. Mein Plänchen ist fertig. Wie du weißt, hat meine Schwägerin in schwerer Krankheit ihre einzige Tochter Carla für den Fall der Genesung dem lieben Gott geweiht.“

„Ja, dieser Fall trat jedoch leider nicht ein, da sie erst nach Jahresfrist starb.“

„Aber an einer anderen Krankheit, Ambrosio, und deshalb ist das Gelübde giltig.“

„Hm, hm, Ghita, die Leute munkelten damals allerlei von dieser anderen Krankheit“, bemerkte Ambrosio mit einem scharfen Blick der listigen Äuglein, welchen Ghita mit einer häßlichen Grimasse beantwortete.

„Welchem Gemunkel du hoffentlich keinen Glauben schenktest“, sagte sie mit einem scheuen Blick nach dem Hause.

„Dem ich keinen Glauben schenke, solange es mir beliebt, und darum soll Carla nur dann ins Kloster, wenn sie sich weigert, mein Weib zu werden, verstanden?“

Die großen funkelnden Augen des Weibes und die grünlich schillernden des Mannes kreuzten sich einen Moment mit ihren Blicken, wie die Schwerter zweier ebenbürtiger Fechter, ehe Ghita erwiderte: „Gut, obschon es eine Thorheit ist, magst du deinen Willen haben, vorausgesetzt, dass mein Oheim, der Prior zu Cherso, mit dem ich darüber gesprochen, damit einverstanden ist.“

„Das wird sich finden, Ghita.“

„Wohl, es handelt sich also nur noch darum, das hoffärtige Ding unter irgend einem Vorwande hinüber zu bringen, das übrige —“

„Still!“ gebot Ambrosio, da Carlotta mit Wein und Imbiss aus dem Hause trat.

Aber das Auseinanderfahren der beiden Verschworenen war doch schon bemerkt worden, und bestärkte im Hinblick auf Ceccos Warnung in des Mädchens bisher argloser Seele den Verdacht, dass ihr in der That Gefahr drohe, welche um so beunruhigender

erschien, als sie deren Natur nicht zu ahnen vermochte.

II.

Den Glanzpunkt von Sta. Croce, wenn von einem solchen bei dem allgemeinen Verfalle überhaupt die Rede sein konnte, bildete der kleine Marktplatz, auf welchem eine alte gothische Kirche mit Pfarrhaus, ein Rathhaus mit zierlichen Bogengängen, das Schulgebäude, die Apotheke, und ein lebender, mit einem kopflosen Neptun, geschmückter Brunnen an die vergangene Blütezeit des Ortes gemahnten.

Auf den Bänken unter den Arcaden saßen jeden Sonntag nach dem Gottesdienste Männlein und Weiblein beisammen, um durch Mittheilung aller Tagesereignisse, unter welchen oft der Tod einer Lieblingskatze den Gipfel des Sensationellen bildete, den Mangel eines Localblattes zu ersetzen.

Im Gegensatze zu dieser Volksversammlung, welche Angesichts des blauen oder grauen Himmels nicht selten auch über schuldige und unschuldige Mitmenschen Gericht hielt, tagten zur selben Zeit die wenigen Honoratioren des Ortes in dem stets kühlen Raume der Apotheke, welche wie die Arcaden den Gerichtssaal, das Café vertreten musste.

Zu diesen Bevorzugten gehörten der Apotheker selbst, dann der Pfarrer, der Doctor, der Schulmeister und der Sindaco, von welchen sich jedoch meist nur die drei Erstgenannten einfanden, da der Schulmeister durch die Sorge um seine vielköpfige Familie, der Sindaco aber durch seine Amtsgeschäfte zur gegebenen Stunde ans Haus gebunden waren.

Die drei Herren waren übrigens nicht nur durch den höheren Bildungsgrad, sondern auch durch das gemeinsame Geschick auf einander angewiesen, als Junggesellen unter dem Regimente ihrer selbstgewählten Hauswirtinnen, wie die Leute zu sagen wussten, nicht auf Rosen gebettet zu sein.

Auch an dem Tage, da Graf della Torrente sein neues Heim bezog, hatte der Apotheker, welcher infolge des geringen Absatzes an Medicamenten zugleich den Tabakverschleiß nebst Krämerei betrieb, wie sonst zwei Gläschen mit magenstärkendem Liqueur eigener Erzeugung für seine Gäste gefüllt, und setzte dann seine Beschäftigung, eine Mischung von Chinin und Zucker in zwölf gleiche Theile zu sondern, fort, während ein halb ungläubiges, halb spöttisches Lächeln seinen Mund umspielte.

Das Lächeln galt dem Doctor, welcher seine Rede mit südlicher Lebhaftigkeit durch blitzartige Hand- und Armbewegungen ergänzte, während der Pfarrer als aufmerksamer Zuhörer bedächtig an seinem Gläschen nippte.

Apotheker und Doctor waren dicke Freunde, so ungleich sie auch in ihrem äußeren wie inneren Wesen einander waren. Denn während der Apotheker, ein kleines dürres Männlein, sich außerordentlicher Genügsamkeit im Punkte Essens und Trinkens befliss, seine Mußestunden aber in den höchsten Regionen dichterischer Begeisterung verbrachte, kannte der wohlbeleibte Doctor kein größeres Vergnügen wie die Jagd, und das Verspeisen der Beute in möglichst leckerer Zubereitung. Indessen wie gesagt, solche Verschiedenheit that der Freundschaft eben so wenig Eintrag, wie die beständigen gegenseitigen Neckereien, welche vielmehr ein weiteres Band der Zusammengehörigkeit bildete, da einer des anderen bedurfte, um, wie der Apotheker poetisch bemerkte, des Witzes holde Blüten frisch zu erhalten.

„Du lächelst, Ungläubiger?“ rief der Doctor hitzig. „Ich aber sage dir, Bartolo Giustini, dass das Elend greifbar vorhanden ist, dass Fälle von Pellagra,*) ja von Hungertyphus vorkommen. Freilich, was kümmern

*) Ein flechtenartiger Hautausschlag, welcher in Italien infolge mangelhafter Nahrung nicht selten epidemisch auftritt.

derlei prosaische Dinge einen Idealisten, der seinen Hunger an der Tafel Apollos, seinen Durst mit dem Wassergehalt seiner Gedichte stillt, und überdies an Signora Barbara einen Schatz von einer Hauswirtin besitzt, welche jeden Soldo dreimal besieht, ehe sie Abschied von ihm nimmt —"

„Ha, du gottloser Schelm von einem Quacksalber!" brummte der Apotheker, welcher durch das Aufblasen der Papierdüten für die Putver an längerer Rede gehindert war.

„Wir anderen aber, die sozusagen von der Hand in den Mund leben, und den Lilien am Felde gleichen, welche — hm — ohne des Himmels Thau —"

„O, o, o!" rief jetzt der Apotheker, die fertigen Papierhülsen zur Seite werfend. „Dein Gleichnis ist schlecht gewählt, Fitippo Forestiere! Ich wenigstens sah noch keine Lilie, welcher vom Himmelsthau ein so stattliches Bänchtein gewachsen wäre; nein, Doctor, da läge doch ein gewisses Pelzthier weit näher, das den ganzen Winter von dem eigenen Fette zehrt, und —"

„Ha ha ha, seht doch den neidischen, giftgeschwängerten Pillendreher, der —"

„Friede, Ihr Herren!" unterbrach jetzt der Pfarrer den Wortwechsel, indem er mit mildem Lächeln die Hand beschwörend erhob. Unser guter Doctor hat diesmal leider recht, Freund Giustini. Das Elend ist da, daher ich Euch folgenden Vorschtag mache: Die Gewinnste unserer Tarokpartien sind zwar nicht beträchtlich, indessen die ganze Woche über zusammengelegt, werden sie doch ein hübsches Scherflein für die Armen bilden — meint Ihr nicht?"

„Gewiss, Padre Agostino, namentlich wenn wir doppett so hoch spielen wie sonst, und damit wollen wir gleich in Ihrem Hause beginnen", rief der Doctor bereitwillig.

„So soll es sein, nur — der Pfarrer rückte sein Käppchen etwas verlegen auf dem grauen Scheitel hin und her — „mit der Bewirtung wird es heute schlecht aussehen, da —"

„Da Padre Agostino in seinem grenzenlosen Leichtsinn wieder einmal sämmtliche Vorräthe des Hauses verschenkte", ergänzte der Doctor heiter, „was übrigens die arme Donna Portinncula in ihrer gerechten Entrüstung jedem erzählt, der es wissen will."

„Na, na, Doktor. Jeder kehre vor seiner eigenen Thüre. Auch Signora Benevennta weiß über ihren Herrn Bruder ein Lied von ähnlicher Verschwendung zu singen."

„Per la morte di Dio!" fiel jetzt der Apotheker ein, indem er ärgertich mit der Hand über den kahlen Scheitel fuhr, auf dem die letzten Härchen vom Hinterhaupte mit Gnmmi festgeklebt waren. „Mir ist fast zu Muthe, wie dem linken Schächer auf Golgatha. Bin ich vielleicht ein herzloser Geizhals? Sage es, Filippo Forestiere, wenn du das denkst, dann scheiden sich unsere Wege für alle Ewigkeit! Doch nein, du sollst solches so wenig denken, wie unser verehrter Freund P. Agostino, denn von heute an will ich jedes Recept, auf dem das Wort „franco" von deiner Hand geschrieben steht, kostenfrei expedieren, so wahr ich —"

„So wahr du ein herzensguter Mensch bist, trotz aller poetischen Missethaten", versetzte der Doctor, des Freundes Hand drückend.

„Birbante! Gedenke du nur selbst an die zahllosen Opfer deiner Schlemmerei."

„Daran denke ich eben jetzt", meinte Dr. Forestiere lachend, „und darum keine Sorge, geistlicher Herr, bezüglich der Bewirtung. Für einen Risotto wird Donna Portinncula noch Rath wissen, für die dazugehörigen Wachteln will ich Sorge tragen."

„Und ich für ein paar Flaschen alten Weines", setzte der Apotheker eifersüchtig hinzu.

„Bravo, Giustini. Aber Diavolo, da muſs ich mich ſputen", fuhr der Doctor mit einem beſorgten Blick durch die Glasthüre der Apotheke fort. „Das Wetter hat umgeſchlagen, Frau Bora kehrt mit ihren Beſen die Wolken zuſammen — alſo auf Wiederſehen heute abend!"

„Auch ich muſs gehen", ſagte der Pfarrer, Giuſtini die Hand reichend. „Will doch ſehen, ob der Herr Graf wirklich eingetroffen iſt, wie ſein Diener Giuſeppe erwartete."

„Glücklichen Weg, geiſtlicher Herr, und meinen Reſpect für Donna Portiuncula, hoffentlich wird ihr der heutige Wein beſſer munden, wie die letzte Tinctur aus meiner lateiniſchen Küche", verſetzte der Apotheker lachend.

Der Pfarrer aber drohte lächelnd mit dem Finger.

„Mit Frauen iſt nicht gut ſcherzen, Apothekerchen. Portiuncula behauptet, Sie und der Doctor hätten ſie mit dem bitteren Höllentranke aus der Welt ſchaffen wollen, und brütet Rache."

„O, o, das iſt ſchlimm, doch wir wollen die Dame heute noch verſöhnen — nochmals glücklichen Weg! Wahrhaftig, der brave Mann ſcheint keine Galle zu beſitzen", murmelte der Apotheker, dem über den Platz ſchreitenden Pfarrer nachblickend. „Per Dio! meine Schweſter Barbara iſt auch kein Engel, aber mit dieſer Portiuncula hielt' ich es nicht drei Tage lang aus."

P. Agoſtino oder „nostro padre Agostino", wie er vom Volke allgemein benannt wurde, beſaß in der That einen Langmuth, der ſich nur aus der ſeltenen Herzensgüte des Mannes im Vereine mit jener duldſamen Lebensweisheit erklären ließ, welche einem Sokrates die Geſellſchaft einer Xantippe erträglich machte.

Dieſe Eigenſchaften aber waren es auch, welche dem greiſen Prieſter die Liebe und Verehrung ſeiner Gemeinde in ſeltenem Maße erworben hatten, und wie die hohe, etwas vorgebeugte Geſtalt an den Arcaden vorüberſchritt, erhoben ſich Männer und Frauen grüßend von den Steinbänken, während die Kinder ſich an ihn herandrängten, um die Hände oder das ſchwarze talarartige Kleid zu küſſen, das die Prieſter in Italien zu tragen pflegen.

Eine oder die andere der Frauen wollte die Begegnung mit dem geiſtlichen Herrn auch gleich zu allerlei Rathseinholungen ausnützen, ein tüchtiger Boraſtoß vereitelte jedoch das Vorhaben, indem er alt und jung in einen erſtickenden Staubwirbel hüllte, und namentlich Frauen und Mädchen in ihren Röcken gleich kleinen Segelbooten vor ſich hertrieb.

Ähnlich befördert, hatte P. Agoſtino bald den Strand, dem der Weg zum Caſtell folgte, und nach Verlauf einer Viertelſtunde dieſes ſelbſt, oder richtiger die Eingangspforte erreicht, welche nach Art alter Befeſtigungskunſt durch einen gewölbten Verbindungsgang mit dem Caſtellthore in Verbindung ſtand.

Das alte Bauwerk, deſſen Errichtung den hier vor Jahrhunderten herrſchenden Corſaren zugeſchrieben wird, ſah finſter und verwittert, wie es der frühere, durch den allgemeinen Niedergang verarmte Eigenthümer verlaſſen, von der Höhe herab, und was des Nachfolgers Factotum Giuſeppe auch in letzter Zeit für die Bequemlichkeit ſeines Herrn gethan haben mochte, das Äußere war wie immer wenig einladend.

Auch der Empfang, welcher dem Pfarrer von Seite des Grafen della Torrente zutheil wurde, konnte kaum freundlich genannt werden. Von Giuſeppe ehrerbietig über einen finſteren, mit dicken, das Geräuſch der Schritte dämpfenden Laufteppichen bedeckten Corridor in ein Gemach geleitet, das, wie ſeine runde Form verrieth, im beſterhaltenen Theile des Caſtells, einem maſſiven Thurme, lag, fand er den Grafen in einer der tiefen Fenſterniſchen in einem Buche leſend.

Der Raum, dessen Wandung mit alten verschlissenen Tapeten, dessen Mosaikboden gleichfalls mit Teppichen bedeckt war, enthielt außer verstaubten Büchern und Pergamenten auf uralten Eichenschränken nur einen großen Schreibtisch in kunstvoller Holzschnitzerei und einigen hochlehnigen Stühlen gleicher Arbeit, als einzigen Schmuck aber das Brustbild einer Dame, das mit schwarzem Flore umhüllt, über dem Schreibtische prangte.

Mit der kühlen Miene eines Mannes, der sich der unabweislichen Forderung gesellschaftlicher Höflichkeitsform fügt, trat der Graf seinem Besuche entgegen und erwiderte dessen herzliche Begrüßung nur mit einer stummen Einladung, auf einem der Stühle unweit des Schreibtisches Platz zu nehmen.

Sich dem Gaste gegenüber setzend, fragte er dann ohne Übergang nach der Ursache des sichtlichen Verfalles einer Ortschaft, deren Bewohner, wie er gehört, einst zu den wohlhabendsten der Insel zählten, worauf er P. Agostinos Bericht mit der gleichen kühlen Miene entgegennahm, so sehr derselbe auch das Mitgefühl herausforderte.

Nicht eigene Schuld der Bewohner von Sta. Croce hatte den Ruin ihres Wohlstandes veranlasst, sondern ein Naturereignis, das hintanzuhalten oder auch nur in seiner Wirkung abzuschwächen nicht in der Macht menschlicher Kräfte lag: ein Erdbeben und infolge dessen ein kolossaler Felsenabsturz, welcher in wenigen Secunden die schiffbare Bucht zu einer klippenreichen, nur für leichte Flachboote fahrbaren Brandung umgestaltete, und Handel und Wandel der gewerbfleißigen Bewohner mit einem Schlage vernichtete.

Dreißig Jahre waren seither verflossen. Die rührigsten, wohlhabendsten Männer waren mit ihren Familien ausgewandert, um anderwärts ihr Glück zu versuchen, die Zurückgebliebenen aber wandten sich ganz dem Acker- und Weinbaue zu und brachten sich redlich durch, bis unter Misswachs und Dürre einerseits, Reblaus und Peronospora andererseits, auch diese Erwerbsquellen allmählich immer spärlicher flossen.

„Nebst meiner Pflicht als geistlicher Hirte der Gemeinde, den neuen Schlossherrn von Sta. Croce zu begrüßen", so schloss P. Agostino seinen Bericht, der nur bisweilen durch das eigenthümlich klägliche Heulen und Wimmern des zunehmenden Borasturmes unterbrochen worden war, „führte mich denn auch der Wunsch hieher, ein Wort der Fürsprache bezüglich der Nothleidenden des Bezirkes anzubringen. Dürre und Peronospora thaten gerade dieses Jahr ihr Schlimmstes, und nach Aussage des Doctors haben sich schon die beiden schrecklichsten Folgen des Nothstandes: Pellagra und Hungertyphus gezeigt. Ich will nicht zudringlich erscheinen, Herr Graf, bin ich doch überzeugt, dass persönliche Überzeugung mehr wirken wird, wie meine —"

Eine ungeduldig abwehrende Handbewegung des Zuhörers unterbrach den geistlichen Redner.

„Durch meinen Diener Giuseppe hörte ich schon mehr als genug davon, geehrter Herr Pfarrer", versetzte der Graf in fast barschem Tone. „In Rom, Paris und London ist das Elend nicht geringer, nur macht man dort weniger Aufhebens davon. Übrigens bemerke ich nur noch, dass ich nicht hieher kam, um mit Menschen, seien sie nun arm oder reich — zu verkehren, sondern um Ruhe vor ihnen zu haben, und dass ich deshalb auch von meinen Colonen (Grundpächter) nur das eine verlangen werde, nichts von ihnen sehen und hören zu müssen."

Mit diesen Worten schritt der junge Mann rasch zum Schreibpulte, entnahm demselben einige Banknoten und übergab sie P. Agostino in der hastigen Art, womit man ein lästiges

Geschäft so kurz wie möglich abzuthun wünscht.

„Dies für Ihre Armen mit der Bitte, dass der Name des Gebers ungenannt bleibe — die Gabe ist ja doch die Hauptsache", sagte er stehen bleibend, zum Zeichen, dass er die Unterredung für beendet ansehe.

„Nicht so ganz, Herr Graf", erwiderte P. Agostino, sich ebenfalls erhebend. „Die Persönlichkeit des Gebers kann ebenso wie die Art des Gebens den Wert der Gabe verdoppeln, kann Liebe und Dankbarkeit —"

„Nichts mehr davon, Herr Pfarrer, fiel Graf della Torrente ungeduldig ein. „Liebe und Dankbarkeit sind fast immer falsche Münzen, deren hohler Klang nur den Unkundigen täuschen können, mir aber —"

Des Grafen Rede wurde diesmal von einem dumpfen Knall unterbrochen, welcher von der See wie fernes Donnergerolle in das Gemach drang.

„Ein Nothschuss vom Bord eines gefährdeten Schiffes", sagte P. Agostino, des Grafen fragenden Blick beantwortend. „Es ist eben nichts Seltenes, dass namentlich fremde Schiffe, vom Borastorme überrascht, an den Klippen zerschellen."

Schon riss der Graf das Fenster auf, und legte ein Fernrohr in die am Fensterkreuze angebrachte Schraube.

„Steht ein Rettungsboot zur Verfügung?" fragte er, durch das Glas blickend.

„Ja, aber der Zustand desselben dürfte kaum Vertrauen erweckend sein. Es fehlt eben jetzt an Geld selbst für die nothwendigsten Dinge", lautete des Pfarrers Antwort.

„Es muss dennoch versucht werden", murmelte der Graf, das Fenster schließend, das der Wind in Stücke zu reißen drohte.

Dann zog er die Klingelschnur, worauf Giuseppe in Begleitung der Dogge eintrat, welche ihren Herrn freudig bellend umkreiste.

„Meinen Weltermantel!" befahl der junge Mann. „Sie, Herr Pfarrer, werden am besten thun, hier das Ende des Sturmes abzuwarten."

„Verzeihung, Herr Graf, aber ich bin gewohnt, unter allen Umständen meine Pflicht zu thun", versetzte P. Agostino ruhig.

„Und die wäre?"

„Dahin zu eilen, wo Menschen der Hilfe und des Trostes bedürfen."

Die Blicke der beiden Männer trafen sich, mit muthigem Aufleuchten in den milden Augen des Priesters, mit dem Ausdruck der Überraschung in jenen des Grafen.

„Gut denn, so gehen wir zusammen", sagte dieser, in unwillkürlicher Bewegung die Hand des alten Herrn drückend.

Ein zweiter und dritter Nothschuss war mittlerweile dem ersten gefolgt, es war keine Zeit zu verlieren.

Vom gleichen Eifer beseelt, eilte das ungleiche Paar der Bucht zu, während Giuseppe kopfschüttelnd nachblickte. In den gutmüthigen Zügen des alten Mannes malte sich die zärtliche Besorgnis einer Mutter für ihr geliebtes Kind, und fromm die Hände faltend, sprach er leise vor sich hin: „Immer derselbe Hitzkopf im Guten wie im Schlimmen — Gott sei ihm gnädig!"

III.

Das Pfarrhaus von Sta. Croce unterschied sich weder in seinem Aussehen noch in seiner inneren Anordnung von den Häusern der wohlhabenderen Ortsinsassen.

Im Flur des Erdgeschosses der übliche große Mittelraum mit Backstein-Estrich als Eingang, Versammlungsort und Küche zugleich, zur Rechten eine Vorrathskammer, zur Linken eine Gesindestube, und drei mäßig große Wohnräume im ersten Stockwerke, das war alles, und doch vollkommen ausreichend für die Be-

dürfnisse und Gewohnheiten des im Punkte Wohnungscomfort höchst genügsamen Italieners.

So saßen denn am Abende desselben Sonntags die beiden Freunde und Tarokpartner des Pfarrers ganz vergnügt bei einer Tasse Mokka, andächtig dem Berichte ihres Wirtes über den Besuch im Castell, wie über das darauffolgende Abenteuer horchend.

Als P. Agostino an der Seite des Grafen della Torrente die Bucht erreicht hatte, waren schon viele Leute daselbst versammelt, welche mit südlicher Lebhaftigkeit über die gefahrvolle Lage des für scharfe Augen deutlich wahrnehmbaren Fahrzeuges, eines zweimastigen Segelschiffes, sprachen.

Gleichwohl rührte sich keine Hand, als der Graf mit dem Pfarrer das am Strande liegende Rettungsboot bestieg, und die Leute zur Hilfeleistung aufforderte.

„Gibt es denn keinen einzigen muthigen Mann unter euch feigen Memmen?“ rief er mit flammenden Augen.

Aber auch jetzt war es nur Cecco, der beherzt in das Boot sprang und mit kräftiger Hand das Steuerruder ergriff, während der Graf selbst und P. Agostino die Riemen (Ruder) handhabten.

Bald zeigte es sich, dass die Leute guten Grund für ihr Thun gehabt, da das Boot leck war und kaum eine Mehrbelastung ertragen hätte.

Unter solchen Umständen war es ein Glück zu nennen, dass das auf einer scharfen Klippe sitzende, halb geborstene Schiff bereits verlassen war, und es nichts mehr zu retten gab, wie ein kleines, mit den Wellen ringendes Hündchen, das von Diana an den langen Seidenhaaren erfasst und in Sicherheit gebracht ward.

„Ein seltsamer Kauz das, welcher vorgibt, die Menschen zu verachten, und doch sein Leben für deren Rettung einsetzt“, versetzte Dr. Forestiere, mit einem sinnenden Blicke auf Genovefa im Kerker, deren Geschichte durch eine Reihe alter Kupferstiche in schwarzen Rähmchen versinnbildlicht, den einzigen Schmuck des aufs einfachste ausgestatteten Raumes bildete.

„Ja, und welcher Cecco mit einem Goldstücke belohnte, die Hunderetterin Diana aber für ihre Heldenthat vor allen Leuten umarmte und küsste“, fügte der Apotheker hinzu, welcher dies aus Ceccos Munde selbst erfahren hatte, während er ein stärkend Tränklein für dessen betagte Quartierfrau mischte.

„Ja, ja, seltsam waren sie alle, die della Torrente, meist aber in weit schlimmerem Sinne, wie dies bei dem gegenwärtigen Besitzer der Fall zu sein scheint“, versetzte P. Agostino nachdenklich, nachdem er einen Augenblick dem Geheule des Sturmes getauscht hatte, der die Zweige einer uralten Linde ungestüm an die Fenster schleuderte.

„Ah, Padre Agostino, Sie wissen also Genaueres über die gräfliche Familie, haben wohl den alten Revolutionär persönlich gekannt?“ fragte der Doctor neugierig, während er zwei Finger seiner Rechten in die dargebotene Dose seines Freundes Ginstini tauchte.

„Ob ich ihn gekannt? Leider nur zu gut“, entfuhr es den Lippen des Priesters. Indessen diese Bekanntschaft gehört nicht hieher“, fuhr er, mit der weißen Hand, wie um trübe Gedanken zu verscheuchen, über die Stirne streichend, fort. „Also nur soviel, als sich ohne Indiscretion sagen lässt, um einen Schlüssel zu dem seltsamen Wesen unseres neuen Castellherrn zu finden.“ — „Wir wollen auch dafür dankbar sein“ bemerkte Ginstini, seine Prise mit gebürender Andacht zur Nase führend. „Die della Torrente sind jedenfalls interessante Leute. Erinnere ich mich doch, als junger Mensch den Namen zur Revolutionszeit 1848—49 in den damaligen

Zeitungsblätlern häufig genug gelesen zu haben. Die Organe der Umsturzpartei feierten jenen Grafen Giovanni als Helden und Märtyrer, die gegnerischen schilderten ihn als ein blutdürstiges, jeder Schandthat fähiges Ungeheuer. Na, ich verstand damals nichts davon, und weiß heute noch nicht, wer von beiden Parteien recht hatte."

„Nun, zieht man die Übertreibungen der Parteileidenschaft ab, so liegt in beiden Urtheilen Wahres", nahm P. Agostini wieder das Wort. Übrigens findet auch dieser Charakter nur in der Geschichte des ganzen Geschlechtes den richtigen Maßstab zu seiner Beurtheilung. Schon zur Zeit der blutigen Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen thaten sich die Torrente als wüthende Gegner der deutschen Kaiser durch tollkühne Verwegenheit wie durch Rücksichtslosigkeit, um nicht zu sagen Grausamkeit in der Wahl der Mittel zur Bekämpfung ihrer Parteifeinde hervor, und diese beiden Eigenschaften scheinen sich von Generation zu Generation vererbt zu haben. Graf Giovanni schwärmte, wie viele seiner Standesgenossen, für eine aristokratische Republik nach dem Muster Venedigs, unter Oberhoheit des Papstes, und dieses Ziel vor Augen, scheute er in der That weder Verrath noch Mord, wie sich dies aus dem später gegen ihn durchgeführten Gerichtsverfahren ergab. Schlimmer noch war es aber, dass Graf Giovanni die leidenschaftliche Wildheit und Rücksichtslosigkeit des politischen Parteigängers auch in seinem Privatleben bethätigte, und damit unseliges Unheil für sich und andere anrichtete."

„Brrr! Ein unheimlicher Mensch, dieser Graf Giovanni sammt seiner Sippe", bemerkte Dr. Forestiere, einen Schluck Mokka zur Stärkung schlürfend.

„Aber ein prächtiger Stoff für ein Epos à la Tasso", fügte der Apotheker hinzu.

„Unglücksmensch! Hast du nicht genug an dem Gifte in deiner Bude, willst du auch unschuldiges Papier damit besudeln?"

„Eh, eh, Forestiere, willst du Tasso etwa einen Sudler heißen?"

„Nein, Giustini, denn Tasso war ein lorbeergekrönter Dichter, während dein Lorbeer im Kräuterkasten liegt, wo er ruhen möge in alle Ewigkeit!"

Der Apotheker fuhr erregt mit der Hand über die Gummifrisur, aber der Doctor schnitt eine weitere Entgegnung gewandt mit einem „Silentium!" ab, worauf P. Agostino lächelnd fortfuhr:

„Die Entführung der Tochter eines politischen Gegners und einflussreichen Mitgliedes der römischen Aristokratie war die erste That dieser Art. Er floh mit ihr nach Deutschland, wo er sich von dem Reste seines bedeutenden Vermögens ein Gut am Rhein kaufte. Die zarte junge Südländerin vertrug jedoch das nördliche Klima nicht lange, und als sie, mit dem Vater versöhnt, in die Heimat zurückkehrte, war ihr Brustleiden schon zu weit vorgeschritten, um noch Heilung zu finden. Sie hinterließ einen Sohn, Graf Giovanni aber vermählte sich nach Jahresfrist mit einer jungen Deutschen aus adeliger, aber verarmter Familie, wobei es abermals nicht ohne Gewaltthat abgieng, da das Mädchen von Seite ihrer Verwandten zu der ihr verhassten Verbindung gezwungen worden sein soll. Wenigstens erklärte man sich daraus die an Raserei grenzende Eifersucht, mit welcher Graf Giovanni die engelschöne Frau bis zu ihrem Tode quälte. Sie starb, nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben, und dieser Knabe ist Francesco Graf della Torrente, der gegenwärtige Castellherr von Sta. Croce."

„Per Dio, bei solcher Abstammung sind Absonderlichkeiten des Charakters nicht nur begreiflich, sondern geradezu unvermeidlich", sagte der Doctor. „Armer junger Mann! Er muss die

Sünden seiner Väter büßen, oder um mit Darwin zu sprechen —"

„Holla, Doctorchen, da galoppierst du schon wieder lustig auf deinem Steckenpferde! Warte doch; ich denke, jung, reich und schön zu sein, ist gerade keine schwere Buße. Nein, Filippo Forestiere, Darwins Vererbungstheorie in allen Ehren, aber bei dem jungen Grafen muss noch etwas anderes dahinter stecken, da wette ich darauf."

„Sie dürften recht haben, Freund Giustini, aber das ist Familiengeheimnis, und wird es —"

P. Agostino wurde hier durch Frau Portiuncula unterbrochen, welche mit einem „Buona sera, Signori!" auf den Lippen und einem weißen Tafeltuche auf den Armen, eintrat, um den Tisch für den Abendimbiss zu decken.

Frau Portiuncula war groß und sehr mager von Gestalt, ein faltenreicher grauer Rock hieng an ihren Hüften wie an einem Kleiderstock, ihre langen Arme glichen mit den weiten Ärmeln Windmühlflügeln, das Bemerkenswerteste an ihr aber war das Gesicht mit stark gebogener langer Nase, schmalen, eingetniffenen Lippen und großen Rundaugen, welcher Verein von Schönheiten unter einer aufgebauschten, weißen Haube der würdigen Dame außerordentliche Ähnlichkeit mit einer Ohreneule verlieh.

„Na, ich hoffe mit meinen Wachtelchen Ehre einzulegen. Sie sind fett wie gemästet und fielen unter zwei Meisterschüssen schwer wie Blei zu Boden", sagte der Doctor, der sich gerne als Nimrod aufspielte, indem er in freudiger Erwartung die Hände rieb.

„Du streutest wohl vorher Salz auf ihre Schwänzchen", spottete Giustini.

„Nein, ich verklebte ihre Federn mit Gummi, das hält besser", erwiderte der Meisterschütze boshaft.

Aber schon erschien Portiuncula zum zweitenmal, und der Anblick der appetitlich duftenden Gerichte wirkte auf die Gemüther der Freunde wie Öl auf die Wogen des Meeres.

Nachdem Portiuncula wieder verschwunden, bedienten sich die Herren mit dem Behagen von Menschen, welche bei aller Mäßigkeit den Genuss eines guten Bissens nach Gebür zu würdigen wissen.

„Per la morte di Dio!" rief plötzlich der Apotheker, „wenn dieser Risotto nicht mit asa foetida statt mit Parmesankäse bereitet ist, will ich ein Schelm heißen! Freund Forestiere, das ist die Strafe für dein unseliges Recept!"

„O, Freund Giustini, ein Unglück kommt selten allein!" fügte der Doctor wehmüthig hinzu. „Meine schönen Vögelchen schmecken gesatzen und gepfeffert wie marinierte Heringe!"

„O Bosheit, dein Name ist —"

„Stille!" gebot der Doctor. Ich höre das Klappern von Pantoffeln. Folge meinem Beispiele und iss, als wäre deine Teufelstinktur eitel Ambrosia, und auch Sie, geistlicher Herr, dürfen furchtlos essen. Asa foetida ist ein nervenberuhigendes appetitreizendes Gewürz. So wenigstens behaupten die Orientalen — also drauf und dran!"

„Ist etwas gefällig?" fragte jetzt Frau Portiuncula mit schadenfroh funkelnden Augen und spöttischem Knix.

„Nicht dass ich wüsste, Donna Portiuncula", nahm der Doctor mit vollem Munde das Wort. „Es freut mich jedoch, Ihnen mein Compliment über Ihre Kochkunst zu sagen. Wahrhaftig, nie in meinem Leben aß ich würzigeren Risotto oder pikantere Wachteln. Meine Schwester wird entzückt sein, wenn Sie die Güte haben, ihr die Recepte mitzutheilen. Auf Ihre Gesundheit, Signora Portiuncula!"

Während der Doctor sein Glas leerte, starrte Portiuncula, sprachlos vor Erstaunen, ihn und seine Tischgenossen der Reihe nach an. Sie hatte heftige Vorwürfe erwartet und sich mit einer kräftigen Philippika als Entgegnung gerüstet. In der Wuth

über den vereitelten Triumph versagte jedoch Gedächtnis wie Zungenfertigkeit, und mit einem heiseren „Wohl bekomm's!“ klapperte die Dame eiligst zur Thüre hinaus.

Giustini und Forestiere ließen nun ihrer Heiterkeit freien Lauf, und auch P. Agostino lächelte über die gelungene Schelmerei des Doctors. Dieser aber sagte dann mit einem komisch trüben Blicke auf die vollen Schüsseln: Wir hätten eigentlich mehr Ursache zu weinen als zu lachen, denn wie sollen wir Armen unseren Hunger stillen?“

„Aber Filippo, warum ißt du nicht? Asa foetida ist ja ein köstliches Gewürz!“

„Ja, Barlolo, für Türken und Chinesen nämlich, aber —“

„Getrost, Doctorchen, wenn die Noth am größten, ist Hilfe am nächsten“, fiel jetzt der Pfarrer ein, welcher unterdessen aus einem versperrten Wandspinde Käse und Butter herbeigeholt hatte. „Hier meine Reserve für ähnliche Fälle. Und nun, meine Freunde, lasst uns die Heimsuchung als Strafe unserer culinarischen Begehrlichkeit hinnehmen, und nach fröhlichem Mahle unserer Armen gedenken, im Sinne des Dichters, der da sprach: «Wer nie sein Brot in Thränen aß, der kennt euch nicht ihr himmlischen Mächte!»

Drei Wochen schon bewohnte Graf Torrente das Castell, ohne dass ihn ein menschliches Auge außerhalb der alten Ringmauern, welche die verwahrlosten Garten-, Baum- und Rebenanlagen umgaben, gesehen hätte.

Wie in allen kleinen Ortschaften, machte diese Zurückgezogenheit, welche man als ein Zeichen adeligen Hochmuths betrachtete, auf die neugierigen Bewohner einen höchst ungünstigen Eindruck, zumal der Graf auch dem sonntägigen Gottesdienste fernblieb, was ihm namentlich von den Frauen als ein kaum verzeihliches Verbrechen angerechnet wurde.

Der junge Einsiedler erfuhr selbstverständlich nichts von dieser Stimmung, und würde auch nichts darauf gegeben haben, wenn es Giuseppe, dem so manches davon zu Ohren kam, gewagt hätte, seinem Herrn darüber zu berichten.

Übrigens war Graf Francesco, obschon er sich weder um die eigene Landwirtschaft, noch um jene seiner Colonen kümmerte, kein müßiger Träumer, wie man allgemein annahm. Schon mit frühestem Morgen durchstrich er, von Diana und ihrem geretteten kleinen Freunde begleitet, die zur Wildnis gewordenen Anlagen, um Hasen, Rebhühner und anderes Wildgeflügel zu erlegen, welche Jagdbeute nebst den von Giuseppe herbeigeschafften Lebensmitteln den Hauptbestandtheil seiner einfachen, von der treuen Lebensgefährtin des Dieners zubereiteten Mahlzeiten bildete.

Die weiteren Tagesstunden waren dem Lesen wissenschaftlicher Werke, oder dem Ordnen einer ziemlich bedeutenden Sammlung von Pflanzen, Gesteinen und niederen Thierarten gewidmet, welche bald nach des Grafen Ankunft, in Kisten wohlverpackt, eingetroffen waren.

Erst des Abends gönnte sich der junge Gelehrte Rast und Ruhe, indem er von einem an der schon erwähnten Außenpforte angebrachten Auslugthürmchen, ungesehen hinausblickte in die weite Ferne, hinweg über die klippenreiche, von heimkehrenden Fischerbooten belebte Bucht, hinweg über das Meer, das unter den Strahlen der niedergehenden Sonne in seiner Purpurfarbe einer ungeheueren Blutlache glich, bis an die äußerste Grenze des Himmelsgewölbes, wo Luft und Wasser in einander fließend, sich scheinbar zur Grenzenlosigkeit weiteten, dem richtigen Hintergrunde, für das Spiel trüber Gedanken und Erinnerungen.

An einem solchen Abend war es, dass er, ganz in Bilder der Ver-

gangenheit vertieft, an seinem Platze stand, als sich schon die Schleier der Dämmerung auf Land und Meer herabsenkten, und die heimgekehrten Fischerboote, von ihrer Bemannung verlassen, am öden Strande lagen.

Schon wandte er sich zum Rückwege, als sein Blick durch einen ungewöhnlichen Vorgang am Ufer der Bucht gefesselt wurde.

Eine leichte Barke wurde in die Brandung geschoben, zwei Frauen bestiegen das Fahrzeug, worauf ein Mann ein kleines Segel hisste, das sich bald in der frischen Abendbrise blähte.

Der Beobachter richtete sein Fernrohr auf das Boot und bemerkte, dass eine schlanke Frauengestalt vom Arme der Gefährtin umschlungen wurde, als gelte es, sie vor dem Hinausstürzen zu bewahren. In dem Augenblicke jedoch, da sich die Barke in Bewegung setzte, riss sich die zarte Gestalt aus der Umklammerung los, erreichte im Sprunge die nächste Klippe, und eilte flüchtigen Fußes, gleich einer Gemse, von Stein zu Stein hüpfend, dem Strande zu.

Die nächste Folge des Fluchtversuches war, dass die etwas unbehilfliche Gefährtin der Flüchtigen das Gleichgewicht verlor und bis zu den Hüften in die salzige Flut versank, der Mann aber das Segel losließ, und ohne sich um die umkippende Barke und die nach Hilfe schreiende Frauensperson zu kümmern, der Entflohenen nacheilte.

Der plumpe dicke Mann war jedoch wenig für sein Vorhaben geeignet, und ehe er sein Gewicht durch die Brandung getragen, hatte das flüchtende Mädchen, das der Graf längst als seine freundliche Wirtin Carlotta erkannt, nach kurzem Besinnen den Weg zur Castellpforte eingeschlagen.

Aber auch der Graf hatte seinen Posten verlassen und trat hilfebereit dem geängstigten Kinde entgegen.

Mit einem Freudenschreie eilte Carlotta auf ihn zu und warf sich erschöpft von Schmerz und Angst auf die Knie.

„O, haben Sie Erbarmen, Herr Graf, mit einem unglücklichen, hilflosen Mädchen, mit dem man das Schlimmste vor hat!“ schluchzte sie, mit rührendem Vertrauen die Arme hilfeflehend zu dem jungen Manne emporstreckend.

„Glauben Sie dem thörichten Kinde nicht, Herr Graf!“ schrie jetzt der heraukeuchende Ambrosio Visconti. „Ich und Padrona Ghita haben nichts anderes im Sinne, wie das unerfahrene Ding den Verführungskünsten eines zudringlichen, bettelhaften Liebewerbers zu entziehen. Es ist ein gottgefälliges Werk, und niemand hat ein Recht, uns daran zu hindern.“

Damit ergriff Ambrosio den Arm Carlottas, aber im selben Augenblicke stürzte sich Diana, welche den Vorgang mit ihren klugen Augen verfolgt hatte, auf den Angreifer, und so wuchtig war der Anprall des mächtigen Thieres, dass Ambrosio wie ein gefällter Klotz nach rückwärts zu Boden stürzte.

Ein Pfiff ertönte, auf welchen Diana gehorsam von ihrem Opfer abließ, als sich dieses aber fluchend erhoben hatte, war die Eisenpforte geschlossen, und alle Verwünschungen, Flüche und Racheschwüre verhallten wirkungslos, ohne andere Erwiderung, als das Knarren der verrosteten Windfahne auf dem Castellthurme, und die unheimlichen Klagetöne einiger Käuzchen, welche unhörbaren Fluges ihre Beute verfolgten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Glück des Brüllerlagers.

Eine Geſchichte aus dem wilden Weſten. Von Bret Harte.*)

Es gab eine Bewegung im Brüllerlager. Eine Schlägerei konnte es nicht ſein; denn 1850 war ſo etwas nicht neu genug, um die ganze Niederlaſſung zuſammenzutrommeln. Nicht nur die Gräben und Goldwäſchereien waren verlaſſen, auch „Tuttles Schenkwirtſchaft“ hatte ihre Spieler beigeſteuert, welche an dem Tage, wo French Pete und Kanaka Joe einander über dem Schenktiſch im Vorderzimmer erſchoſſen, ruhig ihr Spiel fortſetzten. Das ganze Lager war vor einer rohen Hütte am äußeren Rande der Lichtung verſammelt. Die Unterhaltung wurde mit gedämpfter Stimme geführt, aber der Name einer Frau wurde häufig wiederholt. Es war ein Name, der in dem Lager bekannt genug war: „Cherokeſen-Sally“.

Je weniger wir von ihr ſagen, deſto beſſer vielleicht. Sie war ein rohes und, wir fürchten, ſehr ſündiges Frauenzimmer. Aber zu jener Zeit war ſie das einzige weibliche Weſen im Brüllerlager und lag gerade jetzt in den äußerſten Schmerzen darnieder, wo ſie des Beiſtands ihres eigenen Geſchlechts am meiſten bedurft hätte. So liederlich, verworfen und unverbeſſerlich ſie war, erduldete ſie doch ein Märtyrerthum, das ſchon ſchwer genug zu tragen iſt, wenn es von mitleidiger Frauenhand verſchleiert wird, das aber jetzt in ihrer Verlaſſenheit ſchrecklich war. Der Erbfluch hatte ſie in jener urſprünglichen Einſamkeit getroffen, welche die Strafe der erſten Übertretung ſo furchtbar gemacht haben muſs. Es war vielleicht ein Theil der Sühne für ihre Sünde, daſs ſie in dem Augenblick, wo ſie der inſtinctiven Zärtlichkeit und Sorge ihres Geſchlechts am meiſten bedurfte, nur den halb verächtlichen Geſichtern ihrer männlichen Gefährten begegnete. Doch waren einzelne von den Zuſchauern, glaube ich, von ihren Leiden gerührt. Sandy Tipton dachte, es ſei doch „arg für Sally“, und bei der Betrachtung ihrer Lage vergaß er einen Augenblick ganz, daſs er ein Aſs und die beiden höchſten Trümpfe in ſeinem Ärmel hatte.

Man wird in der That begreifen, daſs die Situation neu war. Todesfälle waren im Brüllerlager durchaus nicht ungewöhnlich, aber eine Geburt, das war etwas Neues. Schon mancher war nachdrücklich, endgiltig und ohne Hoffnung auf Rückkehr aus dem Lager entfernt worden, aber dies war das erſtemal, daſs jemand ab initio eingeführt wurde. Daher die Aufregung.

„Geh du 'nein, Stumpy“, ſagte

*) Aus „Argonauten-Geſchichten“ von Bret Harte. Deutſch von Johannes Hoops. (Otto Hendel. Halle a. d. S.)

ein hervorragender Bürger, der als „Kentuck“ bekannt war, indem er einen Herumlungernden anredete. „Geh 'nein und sieh, was du thun kannst. Du hast ja Erfahrung in solchen Sachen.“

Vielleicht war es keine unpassende Wahl. Stumpy war in anderen Breiten angeblich das Haupt zweier Familien gewesen: jedenfalls waren es einige in derartigen Geschichten gegen die Form des Gesetzes begangene Verstöße, denen das Brüllerlager — ein Asyl für Flüchtlinge — seine Gesellschaft verdankte. Die Menge billigte die Wahl, und Stumpy war weise genug, sich der Mehrheit zu fügen. Die Thür schloss sich hinter der improvisierten Wundärztin und Hebamme, und das Brüllerlager ließ sich draußen nieder, rauchte seine Pfeife und erwartete den Ausgang.

Die Versammlung zählte gegen hundert Mann. Einer oder der andere von diesen waren wirklich dem Arme der Gerechtigkeit entflohen, einige waren Verbrecher und alle waren tollkühne Abenteurer. Äußerlich ließ kein Zeichen ihr vergangenes Leben und ihren Charakter erkennen. Der größte Spitzbube hatte ein Raphaelsantlitz mit einer Fülle blonden Haares: Oakhurst, ein Spieler, hatte die melancholische Miene und geistige Zerstreutheit eines Hamlet; der kaltblütigste und muthigste Kerl war kaum mehr als fünf Fuß hoch, hatte eine weiche Stimme und ein verlegenes, furchtsames Benehmen. Der Ausdruck „Raufbolde“, den man auf sie anwendete, war mehr eine Auszeichnung als eine Definition. An kleineren Einzelheiten, wie Fingern, Zehen, Ohren u. s. w., mochte dem Lager manches fehlen, aber diese leichten Mängel thaten ihrer Stärke im ganzen keinen Abbruch. Der stärkste Mann hatte nur drei Finger an der rechten Hand; der beste Schütze hatte nur ein Auge.

Das war das physische Aussehen der Männer, die um die Hütte zerstreut waren. Das Lager lag in einem dreieckigen Thale, zwischen zwei Hügeln und einem Flusse. Der einzige Ausgang war ein steiler Pfad über die Kuppe des Hügels, welches der Hütte gegenüber lag, augenblicklich erleuchtet von dem aufgehenden Monde. Das leidende Weib konnte ihn von ihrer rauhen Lagerstätte aus sehen, konnte sehen, wie er sich einem Silberfaden gleich emporschlängelte, bis er sich oben in den Sternen verlor.

Ein Feuer von dürren Kieferzweigen verhalf der Versammlung zur Gemüthlichkeit. Nach und nach kehrte der natürliche Leichtsinn des Brüllerlagers zurück. Wetten in Bezug auf den Ausgang der Sache wurden reichlich angeboten und angenommen: drei gegen fünf, dass Sally durchkommen werde; selbst dass das Kind am Leben bleiben werde; Nebenwetten in betreff des Geschlechtes und Aussehens des ankommenden Fremdlings. Inmitten einer erregten Discussion ertönte ein Ausruf von denen, die der Thür am nächsten waren, und das Lager hielt inne, um zu lauschen. Über dem Rauschen und Ächzen der Fichten, dem schnellen Brausen des Flusses und dem Knistern des Feuers wurde ein scharfes, klagendes Geschrei hörbar, — ein Geschrei, unähnlich allem, was man vorher im Lager gehört hatte. Die Fichten ließen ihr Ächzen sein, der Fluss hörte auf zu rauschen und das Feuer zu knistern. Es schien, als ob die Natur verstummte, um ebenfalls zu lauschen.

Das Lager sprang auf die Füße wie ein Mann! Es wurde vorgeschlagen, eine Tonne Pulver in die Luft zu sprengen, aber in Erwägung der Lage der Mutter behielten bessere Rathschläge die Oberhand, und nur einige Revolver wurden abgefeuert; denn, sei es nun infolge der rohen Arzneikunde des Lagers, sei es aus einem anderen Grunde: mit Cherokesen-Sally gieng es schnell bergab.

Nach einer Stunde hatte sie, wenn man so sagen darf, jenen rauhen Pfad dort drüben erklommen, der hinauf zu den Sternen führt, und so das Brüllerlager mit seiner Sünde und Schande für immer verlassen. Ich glaube nicht, dass diese Kunde die Leute sehr bekümmerte, außer, wenn man überlegte, was nun aus dem Kinde werden solle. „Kann es jetzt am Leben bleiben?“ wurde Stumpy gefragt. Die Aussicht war unbestimmt. Das einzige andere Geschöpf von Cherokesen-Sallys Geschlecht und mütterlichem Zustande in der Ansiedelung war eine Eselin. Man war einigermaßen zweifelhaft, ob es gehen würde, aber der Versuch wurde gemacht. Es war weniger problematisch als die Behandlung von Romulus und Remus im Alterthum, aber augenscheinlich ebenso erfolgreich.

Als diese Einzelheiten erledigt waren, worüber eine weitere Stunde verstrich, wurde die Thür geöffnet, und die neugierige Schar der Männer, die sich bereits in langer Reihe aufgestellt hatten, zog im Gänsemarsch hinein. Neben der niedrigen Pritsche oder Bank, auf welcher die Gestalt der Mutter sich unter den Decken in scharfen Umrissen abhob, stand ein Tisch aus Tannenholz. Auf diesen war eine Lichterschachtel gestellt, und darin, in grell rothen Flanell gewickelt, lag der jüngste Ankömmling des Brüllerlagers. Neben die Lichterschachtel war ein Hut gestellt. Sein Zweck war bald erklärt. „Die Herren“, sagte Stumpy mit einer eigenartigen Mischung von Würde und amtlicher Selbstgefälligkeit, „die Herren wollen, bitte, eintreten durch die Vorderthür, am Tische vorbeigehen und durch die Hinterthür wieder hinaustreten. Diejenigen, welche irgend etwas zum Besten des Waisenkindes zu stiften wünschen, werden einen Hut zur Hand finden.“

Der erste Mann trat ein mit dem Hut auf dem Kopfe; er nahm ihn jedoch ab, als er um sich blickte, und gab so unbewusst dem Nächsten ein Beispiel. In solchen Gemeinden wirken gute wie schlechte Handlungen ansteckend. Während die Procession hereinmarschierte, wurden Bemerkungen laut, — Urtheile, die vielleicht mehr an Stumpy in seiner Eigenschaft als Aussteller gerichtet waren. — „Das ist er?“ — „Kolossal kleines Exemplar!“ — „Sieht ja kaum aus wie ein Menschenkind.“ — „Ist ja nicht größer als 'ne Derringer-Pistole.“ *)

Die Geschenke waren ebenso charakteristisch; eine silberne Tabaksdose, eine Dublone, ein Schiffsrevolver mit silbernem Beschlage, eine kleine Quantität Goldstaub, ein sehr schön verbrämtes Damentaschentuch (von Oakhurst, dem Spieler), eine Diamant-Busennadel, ein Diamantring (veranlasst durch die Nadel, mit der Bemerkung des Gebers, dass er „die Nadel sah und zwei Diamanten mehr hat“), eine Schleuder, eine Bibel (Geber nicht zu entdecken), ein goldener Sporn, ein silberner Theelöffel (die Anfangsbuchstaben darauf, muss ich leider sagen, waren nicht die des Gebers), eine Chirurgenschere, eine Lanzette, eine Fünfpfundnote der Bank von England und gegen zweihundert Dollars in kleiner Gold- und Silbermünze.

Während dieser Vorgänge beobachtete Stumpy ein Stillschweigen, so regungslos, wie die Tante zu seiner Linken, einen Ernst, so undurchdringlich wie der des Neugeborenen zu seiner Rechten. Nur ein Vorfall unterbrach die Eintönigkeit der sonderbaren Processian. Als Kentuck sich halb neugierig über die Lichterschachtel beugte, wandte das Kind sich um, griff in einem krampfhaften Schmerzanfalle nach seinem lappenden Finger und hielt ihn einen Augenblick fest. Kentuck schaute närrisch und verlegen

*) Kurzläufige Pistole mit großem Kaliber, so genannt nach dem Erfinder.

drein. Etwas wie Erröthen versuchte sich auf seiner wettergebräunten Wange zu behaupten.

„Die verfluchte kleine Kröte!“ sagte er, indem er seinen Finger freimachte, mit mehr Zärtlichkeit und Sorgfalt, als man ihm vielleicht zugetraut hätte. Er hielt den Finger ein wenig von den anderen entfernt, während er hinausgieng, und prüfte ihn neugierig. Die Prüfung rief dieselbe originelle Bemerkung hinsichtlich des Kindes hervor. Es schien ihm in der That Vergnügen zu machen, es zu wiederholen. „Er krabbelte an meinem Finger“, bemerkte er zu Tipton, indem er das Glied in die Höhe hielt, „die verfluchte kleine Kröte!“

Es war vier Uhr, als das Lager sich endlich zur Ruhe begab. Ein Licht brannte in der Hütte, wo die Wächter saßen; denn Stumpy gieng jene Nacht nicht zu Bette. Kentuck ebensowenig. Er trank sehr reichlich und erzählte mit großem Behagen von seinem Erlebnis, wobei er unabänderlich mit seiner charakteristischen Verfluchung des Ankömmlings schloss. Es schien ihn von jedem ungerechten Verdacht der Empfindsamkeit zu befreien, und Kentuck hatte die Schwächen des edleren Geschlechts. Als alle anderen sich zu Bett begeben hatten, gieng er hinunter an den Fluss und pfiff nachdenklich vor sich hin. Dann gieng er die Schlucht aufwärts, an der Hütte vorbei, mit absichtlicher Gleichgiltigkeit beständig vor sich hin pfeifend. Bei einem großen Rothholzbaum machte er Halt, verfolgte denselben Weg zurück und gieng wieder an der Hütte vorbei. Auf dem halben Wege abwärts zum Ufer des Flusses hielt er wieder ein und kehrte dann um und klopfte an die Thür. Stumpy öffnete.

„Wie geht's?“ fragte Kentuck, indem er an Stumpy vorbei nach der Lichterschachtel blickte.

„Alles ruhig“, erwiderte Stumpy.

„Nichts los?“

„Nichts.“

Es entstand eine Pause, eine Verlegenheitspause, — Stumpy hielt noch immer die Thür in der Hand. Dann nahm Kentuck seine Zuflucht zu seinem Finger, welchen er Stumpy hinhielt. „Krabbelte dran, — verfluchte kleine Kröte“, sagte er und zog sich zurück.

Am nächsten Tage wurde Cherokesen-Sally bestattet, so gut oder schlecht, wie das Brüllerlager es leisten konnte. Nachdem ihr Körper dem Abhang des Hügels anvertraut war, fand in aller Form eine Versammlung des Lagers statt, um zu berathen, was man mit ihrem Kinde anfangen solle. Ein Vorschlag, es zu adoptieren, wurde einstimmig und mit Begeisterung angenommen. Aber über die thunlichste Art und Weise, wie für seine Bedürfnisse zu sorgen sei, entstand sofort eine erregte Debatte. Bemerkenswert war, dass aus der Verhandlung alle jene heftigen persönlichen Ausfälle fern blieben, mit denen die Debatten im Brüllerlager gewöhnlich geführt wurden. Tipton schlug vor, man solle das Kind nach Red-Dog senden (eine Entfernung von vierzig Meilen), wo weibliche Pflege beschafft werden könne. Aber der unglückliche Vorschlag begegnete einer heftigen und einstimmigen Opposition. Es war klar, dass an keinen Plan, der eine Trennung von ihrer neuen Erwerbung zur Folge haben musste, auch nur einen Augenblick gedacht werden könne.

„Außerdem“, sagte Tom Ryder, „die Kerls in Red-Dog würden es vertauschen und uns irgend ein anderes zuschieben.“

Ein Misstrauen in die Ehrlichkeit anderer Lager herrschte im Brüllerlager wie an anderen Plätzen.

Gegen die Einführung einer weiblichen Amme in das Lager hatte man auch genug einzuwenden. Es wurde geltend gemacht, dass kein anständiges

Weib sich bestimmen lassen würde, im Brüllerlager ihren Wohnsitz zu nehmen, und der Sprecher betonte nachdrücklich, dass sie „von der anderen Sorte keine wieder haben wollten".

Diese unzarte Anspielung auf die verstorbene Mutter, so roh sie auch erscheinen mag, war das erste Aufflammen des Anstandsgefühls, — das erste Anzeichen der Wiedergeburt des Lagers.

Stumpy enthielt sich aller Vorschläge. Vielleicht hielt ihn ein gewisses Zartgefühl ab, sich in die Wahl eines Nachfolgers im Amte einzumischen. Aber als er gefragt wurde, versicherte er mit Entschiedenheit, dass er und „Jinny", das vorhin erwähnte Säugethier, es schon fertig kriegen würden, das Kind zu ernähren. Es lag in diesem Plane etwas Originelles, Selbständiges und Heroisches, was dem Lager gefiel. Stumpy wurde beibehalten. Gewisse Gegenstände ließ man aus Sacramento holen. „Hörst du", sagte der Schatzmeister, als er dem Expressboten einen Beutel mit Goldstaub in die Hand drückte, das Beste, was du kriegen kannst — Spitzen, weißt du, und Filigranarbeit und Krausen — ganz gleich, was es kostet!"

Seltsam genug, das Kind gedieh. Vielleicht bot das stärkende Klima des Bergtagers Ersatz für materielle Mängel. Die Natur nahm den Findling an ihre breite Brust. In jener seltsamen Atmosphäre der Vorberge der Sierra, in jener Luft, die gewürzt ist mit balsamischem Dufte, jenem ätherischen Labsal, das zugleich kräftigt und erheitert, da mag er Speise und Nahrung gefunden haben, oder ein feiner chemischer Process stattgehabt haben, durch welchen Eselsmilch in Kalk und Phosphor verwandelt wurde. Stumpy neigte zu der Ansicht, dass es das letztere und gute Pflege gethan habe. „Ich und die Eselin da," pflegte er zu sagen, „sind ihm Vater und Mutter gewesen. Und du", fügte er hinzu, indem er das hilflose Bündel vor sich anredete, „dass du uns niemals verleugnest!"

Um die Zeit, da er einen Monat alt war, machte sich die Nothwendigkeit geltend, ihm einen Namen zu geben. Er war meist bekannt gewesen als „das Zicklein", „Stumpys Junge", „der Präriewolf" (eine Anspielung auf seine kräftige Stimme), und selbst unter Kentucks Kosenamen „die verdammte kleine Kröte". Aber man fühlte, dass diese Benennungen zu unbestimmt und ungenügend seien, und schließlich wurden sie unter einem anderen Einflusse aufgegeben. Spieler und Abenteurer sind gewöhnlich abergläubisch, und Oakhurst erklärte eines Tages, das Kind habe „das Glück" ins Brüllerlager gebracht. Thatsächlich waren sie in letzter Zeit erfolgreich gewesen. „Glück" war daher der Name, auf den man sich einigte, mit dem Vornamen Tommy, der größeren Bequemlichkeit wegen. Auf die Mutter wurde nicht angespielt, und der Vater war unbekannt.

„'s ist besser", sagte der philosophische Oakhurst, „eine ganz neue Runde zu beginnen. Nennt ihn Glück und lasst ihn unter den gleichen Bedingungen, wie andere Menschen, seinen Lauf antreten."

Es wurde nun ein Tag für die Taufe festgesetzt. Was mit dieser Ceremonie gemeint war, das kann der Leser, der etwa schon eine Idee von der gleichgiltigen Pietätlosigkeit des Brüllerlagers gewonnen hat, sich selbst vorstellen. Ceremonienmeister war ein gewisser „Boston", ein bekannter Possenreißer, und die Gelegenheit schien den größten Ulk zu versprechen. Dieser geniale Satiriker hatte zwei Tage auf die Vorbereitung einer Parodie der kirchlichen Feier mit beißenden localen Anspielungen verwandt. Der Chor war gehörig eingeübt, und Sandy Tipton sollte Gevatter stehen.

Aber als die Procession mit Musik und Fahnen nach dem Hain gezogen

und das Kind auf einem possenhaften Altar niedergesetzt war, trat Stumpy vor die erwartungsvolle Menge.

„Es ist nicht meine Art, Spielverderber zu sein, Jungens", sagte der kleine Mann energisch, indem er die Gesichter um sich her fixierte; „aber es kommt mir so vor, als ob dies denn doch nicht ganz in der Ordnung wäre. Es heißt doch etwas unehrenhaft gespielt, mit dem Baby da Unsinn zu treiben, den es nicht versteht. Und wenn jemand von den Anwesenden Pathe sein soll, so möchte ich doch sehen, wer bessere Ansprüche darauf hat als ich."

Stillschweigen folgte auf Stumpys Rede Zur Ehre aller Humoristen sei es gesagt, der erste, der die Berechtigung der Worte anerkannte, war der Satiriker, der so um seinen Spass gebracht war.

„Aber", sagte Stumpy schnell, seinen Vortheil wahrnehmend, „wir sind hier wegen einer Taufe, und die wollen wir haben. Ich gebe dir hiemit den Namen Thomas Glück den Gesetzen der Vereinigten Staaten und des Staates Californien gemäß, so wahr mir Gott helfe."

Es war das erstemal, dass der Name der Gottheit anders als in profanierender Weise im Lager genannt wurde. Die Form der Taufe war vielleicht noch lächerlicher, als der Satiriker sie sich ausgedacht hatte; aber, seltsam genug, niemand bemerkte es, und niemand lachte. „Tommy" wurde ebenso ernsthaft getauft, wie er unter einem christlichen Dache hätte getauft werden können, und in ebenso orthodoxer Weise schrie er und wurde er gestillt.

Und so begann im Brüllerlager das Werk der Wiedergeburt. Fast unmerklich kam in der Niederlassung eine Umwandlung zustande. Die für „Tommy Glück" — oder „das Glück", wie er häufiger genannt wurde — bestimmte Hütte zeigte zuerst Zeichen von Verbesserung. Sie wurde gewissenhaft rein und weiß gewaschen gehalten. Dann wurde sie gedielt, ausgeputzt und tapeziert. Die Wiege aus Rosenholz — achtzig Meilen weit per Maulthier hergeschafft — halte, wie Stumpy sich auszudrücken pflegte, „den übrigen Möbeln sozusagen das Leben geraubt". So wurde die Erneuerung der Hütte eine Nothwendigkeit.

Die Leute, welche gewohnt waren, bei Stumpy vorzusprechen, um zu sehen, was das Glück mache, schienen die Veränderung zu würdigen, und, um concurrieren zu können, raffte sich Tuttles Schenkwirtschaft, das rivalisierende Etablissement, auf und importierte einen Teppich und einige Spiegel. Die tadelnden Bilder, welche die letzteren von dem Aussehen des Brüllerlagers entwarfen, trugen dazu bei, strengere Gewohnheiten in Bezug auf körperliche Reinlichkeit zu erzeugen. Stumpy legte nun denen, welche nach der Ehre und dem Vorrechte strebten, „das Glück" in den Händen zu halten, eine Art Quarantäne auf. Es war eine grausame Strafe für Kentuck — welcher in der Sorglosigkeit einer groß angelegten Natur und nach den Gewohnheiten des Grenzlebens begonnen hatte, alle Kleider als eine zweite Haut anzusehen, welche, wie die einer Schlange, nur durch Verfall sich abschäle — aus gewissen Vernunftgründen von diesem Vorrechte ausgeschlossen zu sein. Aber so stark war die geheime Wirkung der Neuerung, dass er von nun an regelmäßig jeden Nachmittag in einem reinen Hemde und mit einem Gesichte erschien, das noch von seinen Waschungen glänzte.

Auch die Gesetze der sittlichen und socialen Gesundheitslehre wurden nicht vernachlässigt. Tommy, von dem man voraussetzte, dass er sein ganzes Dasein in einem beständigen Bedürfnis nach Ruhe verbrächte, durfte nicht durch Lärm gestört werden. Das Geschrei und Gejohle, welches dem

Lager seinen unglücklichen Namen eingebracht hatte, war in Hörweite von Stumpys Hause nicht gestattet. Die Leute unterhielten sich flüsternd oder rauchten mit indianischem Ernste. Profane Redensarten wurden in diesem geheiligten Bereiche stillschweigend unterdrückt, und eine beliebte Art von Ausrufen, wie „verdammtes Glück!“ oder „verfluchtes Glück!“ wurde im ganzen Lager aufgegeben, weil darin nunmehr eine persönliche Beziehung lag.

Vocalmusik war nicht untersagt, da man annahm, dass sie eine besänftigende, beruhigende Wirkung habe, und ein Lied, das von „Marine-Jack“, einem englischen Matrosen aus Ihrer Majestät australischen Colonien, gesungen wurde, war sogar sehr beliebt als Schlummerlied. Es war eine schwermüthige Erzählung von den Heldenthaten der „Arethusa, vierundsiebzig Kanonen stark“, in verschleiertem Moll, das am Ende jedes Verses in den langgezogenen, hinsterbenden Kehrreim ausklang: „Am Bo—o—o-rd der Arethusa.“ Es war ein schöner Anblick, Jack zu sehen, wie er „das Glück“ auf den Armen hielt, es von einer Seite zur anderen wiegte, gleichsam der Bewegung des Schiffes folgend, und dabei sein Schifferlied tullte. Sei es nun durch Jacks besondere Art zu wiegen, sei es infolge der Länge seines Liedes — es enthielt neunzig Stanzen und wurde mit gewissenhafter Überlegung bis zu dem traurigen Ende durchgesungen — das Schlummerlied hatte gewöhnlich die gewünschte Wirkung. Zu solchen Zeiten pflegten die Leute im sanften Zwielichte des Sommerabends der Länge nach unter den Bäumen zu liegen, ihre Pfeife zu rauchen und die melodischen Töne einzusaugen. Eine unklare Empfindung von ländlich friedlicher Glückseligkeit durchzog das Lager.

„So'n Ding wie das“, sagte der Cockney*) Simons, indem er sich nachdenklich auf seinen Ellbogen stützte, „ist himmlisch“.

An den langen Sommertagen wurde das Glück gewöhnlich nach der Schlucht getragen, wo der Goldschatz des Brüllerlagers gewonnen wurde. Auf einer Decke, die über Fichtenzweige gebreitet war, pflegte es dort zu liegen, während die Leute unten in den Gräben arbeiteten. Später machte man einen rohen Versuch, seine Laube mit Blumen und süß duftenden Sträuchern zu schmücken, und gewöhnlich brachte jemand ihm einen Strauß von wildem Geißblatt, Azaleen oder den bunten Blumen der Mariposen. Die Leute waren plötzlich zu der Erkenntnis gekommen, dass Schönheit und Bedeutung in diesen Kleinigkeiten liege, die sie so lange achtlos unter die Füße getreten hatten. Eine Flocke glitzernder Mica**), ein Bruchstück bunten Quarzes, ein glänzender Kiesel vom Belte des Flusses, wurde jetzt schön in ihren derartig geklärten und geschärften Augen und allemal für „das Glück“ beiseite gelegt. Es war wunderbar, wie viele Schätze die Wälder und Abhänge der Berge boten, die „für Tommy passten“.

Umgeben von Spielzeug, wie es außerhalb des Märchenlandes nimmer zuvor ein Kind besaß, konnte Tommy wohl zufrieden sein. Er schien in der That sorgenlos glücklich, wenngleich ein kindlicher Ernst auf ihm ruhte und ein beschauliches Leuchten in seinen runden grauen Augen lag, das Stumpy bisweilen beunruhigte. Er war immer folgsam und ruhig, und es wird berichtet, dass er einmal, als er über

*) Cockney in verächtlichem Sinne von dem eingebornen Londoner Pöbel gebraucht, besonders mit Bezug auf die schlechte Aussprache.

**) Glitzerndes Mineral, das sich in elastische Platten von äußerster Dünne spalten lässt.

seinen „Corral“ — eine Hecke von kreuzweis gesteckten Fichtenzweigen, die sein Bett umgab — hinausgekrochen war, über die Bank mit dem Kopfe zuerst in die weiche Erde fiel und, seine rothen Beinchen in die Luft streckend, mindestens fünf Minuten mit unerschütterlichem Ernste in dieser Stellung verharrte. Er wurde, ohne dass er murrte, wieder herausgezogen.

Ich weiß nicht, ob ich die vielfachen anderen Beispiele seiner Klugheit auch noch berichten soll, die unglücklicherweise nur auf den Aussagen vorurtheilsvoller Freunde beruhen. Einige derselben waren nicht ohne einen Anflug von Aberglauben.

„Ich komme gerade das Ufer herauf gekrochen“, sagte Kentuck eines Tages im Zustande athemloser Erregtheit, „und hol' mich der Teufel, wenn er nicht mit einem Häher schwätzte, der auf seinem Schoße saß. Da waren sie, so frei und vertraulich, wie nur was sein kann, und schwätzten gegeneinander an, grad' wie zwei Sherry-bumms.*)

Was er auch immer trieb: mochte er so über die Tannenzweige dahinkriechen oder nachlässig auf dem Rücken liegen und nach den Blättern über ihm hinaufblinzeln — ihm zuliebe sangen die Vögel, schwatzten die Eichhörnchen, blühten die Blumen. Die Natur war seine Amme und Spieltameradin. Für ihn ließ sie durch das Laubwerk die goldenen Pfeile des Sonnenlichtes schlüpfen, die gerade in den Bereich seiner Hände fielen; sie sandte wandernde Lüftchen, gewürzt mit dem balsamischen Dufte von Lorbeer und harzigem Gummi, aus, um ihn zu besuchen; ihm nickten die hohen Rothholzbäume vertraut und schläfrig zu, und die Hummeln summten und die Saatkrähen krächzten eine einschläfernde Begleitung dazu.

Das war der goldene Sommer des Brüllerlagers. Es waren gesegnete Zeiten, und das Glück war ihnen hold. Die Goldfelder hatten enorm viel abgeworfen. Das Lager war eifersüchtig auf seine Vorrechte und blickte argwöhnisch auf Fremde. Einwanderung wurde nicht ermuthigt, und um ihre Abschließung noch vollständiger zu machen, erwarben sie für das Land auf beiden Seiten der Gebirgsmauer, welche das Lager umgab, in aller Form das Vorkaufsrecht. Dieser Umstand, sowie ihr Ruf als außerordentlich geschickte Revolverschützen erhielten die Abgeschlossenheit des Brüllerlagers unverletzt. Der Expressbote — ihr einziges Verbindungsglied mit der umgebenden Welt — erzählte zuweilen wunderbare Geschichten von dem Lager.

Einmal sagte er: „Die Brüller da oben haben eine Straße, vor der sich alle Straßen in Red-Dog verkriechen müssten. Sie haben Weinberge und Blumen um ihre Häuser, und sie waschen sich täglich zweimal. Aber sie sind furchtbar grob gegen Fremde und beten einen indianischen Säugling an.“

Mit dem Wohlergehen des Lagers stellte sich der Wunsch nach weiteren Verbesserungen ein. Es wurde vorgeschlagen, im folgenden Frühjahre ein Hotel zu bauen und ein paar anständige Familien einzuladen, dort zu wohnen, um „des Glückes“ willen, das vielleicht durch weibliche Gesellschaft etwas profitieren könnte. Das Opfer, welches dies Zugeständnis an das andere Geschlecht diesen Männern kostete, die in Bezug auf Tugendhaftigkeit und Nützlichkeit desselben im allgemeinen schrecklich ungläubig waren, lässt sich nur durch ihre Liebe zu Tommy erklären. Einige wenige freilich beharrten noch auf ihrem Standpunkte. Aber der Beschluss konnte erst binnen drei Monaten zur Ausführung gebracht werden, und so gab die Minorität gutmüthig nach in der Hoffnung, dass bis dahin irgend etwas

*) Er meint Cherubim.

eintreten werde, was den Plan vereiteln würde. Und das trat ein.

An den Winter von 1851 wird man in den Vorbergen noch lange denken. Der Schnee lag tief auf den Sierras, und jeder Gebirgsbach wurde ein Fluſs und jeder Fluſs ein See. Alle Schluchten und Hohlwege wurden in tobende Waſſerläufe verwandelt, die von den Bergabhängen herunterbrachen, rieſenhafte Bäume mit ſich abwärts riſſen und Geröll und Trümmer rings über die Ebene verſtreuten. Red-Dog war ſchon zweimal unter Waſſer geweſen, und das Brüllerlager war bereits gewarnt.

„Das Waſſer bringt uns das Gold in die Schluchten", ſagte Stumpy. „Es iſt ſchon einmal hier geweſen und wird wiederkommen."

Und in derſelben Nacht brach plötzlich die Nordgabel über ihre Ufer und fegte hinauf in das dreieckige Thal des Brüllerlagers.

In dem Wirrwarr von rauſchendem Waſſer, zerſchmetterten Bäumen und krachendem Bauholz, und in der Finſternis, welche mit dem Waſſer daher zu ſtrömen und das ſchöne Thal zu vertilgen ſchien, konnte nur wenig gethan werden, um die zerſtreut wohnenden Leute des Lagers zu verſammeln. Als der Morgen anbrach, war Stumpys Hütte, die dem Fluſsufer zunächſt ſtand, fortgeſchwemmt. Weiter aufwärts in der Schlucht fanden ſie die Leiche ihres unglücklichen Beſitzers; aber der Stolz, die Hoffnung, die Freude, das Glück des Brüllerlagers war verſchwunden. Sie kehrten ſchon traurigen Herzens um, als ein Ruf vom Ufer her ſie zurückrief.

Es war ein Rettungsbot, das den Fluſs herauf gerudert kam. Sie hätten, ſagten ſie, einen Mann mit einem Kinde aufgefiſcht, faſt ganz erſchöpft, etwa zwei Meilen unterhalb. Ob jemand ſie kenne, und ob ſie hierher gehörten.

Es bedurfte nur eines Blickes, um ihnen zu zeigen, daſs Kentuck da vor ihnen lag, grauſam zerſchmettert und verwundet, aber das Glück des Brüllerlagers noch in den Armen haltend. Als ſie ſich über das ſeltſam verbundene Paar beugten, ſahen ſie, daſs das Kind ſchon kalt war und ſein Puls aufgehört hatte zu ſchlagen.

„Es iſt todt", ſagte einer.

Kentuck öffnete die Augen. „Todt!" wiederholte er mit ſchwacher Stimme.

„Ja, mein Junge, und du biſt auch am Sterben."

Ein Lächeln erleuchtete die Augen des verſcheidenden Kentuck.

„Am Sterben", wiederholte er, „er nimmt mich mit ſich, — ſag den Jungens, ich habe das Glück jetzt bei mir."

Und der ſtarke Mann, ſich anklammernd an das ſchwache Kind, wie ein Ertrinkender ſich wohl an einen Strohhalm anklammern ſoll, trieb hinaus auf jenen düſteren Fluſs, der ewig dem unbekannten Meere zuſtrömt.

Roſen pflanzt man nicht auf Herzen.

Ach, du klagſt, daſs deine Schöne
Nicht dein Herz auf Roſen bette,
Sondern ſtatt mit Blumen Kette
Es mit ſpitzen Dornen kröne.

Nur Geduld, einſt wird ſie koſen
Deinen Strauß bei Grabeskerzen,
Roſen pflanzt man nicht auf Herzen,
Nur auf Erde pflanzt man Roſen. R.

Der Kickel.

Eine Erzählung aus der Waldheimat. Von P. K. Rosegger.

Das Herumzigeunern wär' halt deine Sach', gelt Peterl? Daheim, alleweil daheim ist's nicht lustig. Alleweil aus dem grünglasierten Töpflein Milch trinken und alleweil von der Mutter mit einem nassen Lappen über das Gesicht gewaschen werden und alleweil im weißen Schubbettchen neben dem Ofen schlafen ist nicht lustig. Man will doch einmal auch sein Mittagsmahl vom Heidelbeerkraut pflücken und aus dem Bache trinken; man will sich doch auch einmal auf dem Erdboden wälzen und im weichen Schlamme umherpatschen; man will doch auch einmal in einer alten Heuhütte schlafen, während draußen in der fremden Schlucht ein fremdes Wasser rauscht und des Morgens, wenn man aufwacht, ganz fremde Bäume in der rothen Sonne stehen und fremde Leute auf der Wiese das nasse Gras mähen.

Und ob man das will! Und ob's der Vater verbietet! — „Die Kinder gehören heim! Und nach der Schule wirst du den geraden Weg heimwärts wohl finden!" — Den geraden Weg! Einen solchen gibt's gar nicht im Gebirge — besonders wenn der Zutrum Simmerl in der Schule ist und wenn der Zutrum Simmerl sagt: Peterl, geh mit mir, bei mir daheim im Zutrumhaus gibt's allerhand Kurzweil: Einen weißgefleckten Kettenhund, der Junge hat, Kirschbäume, die alle roth und schwarz sind, hinter dem Haus eine Köhlerhütte mit Stroh, auf der man liegen kann, und in der Schlucht der Trabach, aus dem man die Forellen und die Krebse mit der Hand fängt, damit sie nachher die Mutter braten und kochen kann.

Die Zutrumleute waren weitläufige Vettern und Muhmen von uns gewesen und wenn der junge Vetter Simmerl sagt: Geh mit! — na da geht man freilich mit. Es war eine ganze Stunde weit von meinem Elternhause bis dahin, und wenn die Schule, wo wir zusammenkammen aus Alpel und aus dem Trabachgraben, auch in der Mitte lag, so wurde mir auf dem Wege zum Zutrum doch die Welt von Schritt zu Schritt fremder. Und als die Sonne niedersank über den schwarzen Sattel des bewaldeten Gölk und die Ahorne sehr lange Schatten warfen über die frischgemähte Matte hin, da ward mir unheimlich. Das Heu duftete, die Grillen zirpten, die Frösche quackten wie daheim, sonst alles anders, die Berge viel steiler, der Graben viel tiefer. Enge ward es mir. Endlich sahen wir hinab auf die grauen Schindeldächer des Gehöftes, aus dessen weißgetünchtem Schornsteine

leichter Rauch aufstieg. Und es war schon die Abenddämmerung und zwischen hohen Fichten her kam der mir so wohlbekannte heimliche Geruch eines Kohlenmeilers. Unterwegs hatten wir bei Ameishaufen, Fuchslöchern, Zaunstiegeln, Brünnlein und Tümpeln mancherlei Aufenthalt genommen, aber jetzt beschleunigte sich der Simmerl. Ich aber wollte nicht mit, wollte umkehren. Das erstemal in meinem Leben sollte ich in ein fremdes Haus einkehren — mir gebrach der Muth. Aber der Simmerl packte mich frisch am Arme, und hinab mit mir in den Hof und hinein bei der großen schönen Thür in das Haus. Im Vorhause ein kühler, obstelnder Duft; die Küche gemauert, mit fast weißen Wänden wie im Wirtshaus. Am offenen Herdfeuer wirtschafteten bei Kesseln und Töpfen Weibsleute herum, und zu einer derselben, die ein blasses, schönes, gütiges Gesicht hatte, trat der Simmerl hin, gab ihr die Hand und sagte: „Grüß Euch Gott, Mutter!“ Das erstemal war's in diesem Hause, dass ich hörte, wie Kinder beim Fortgehen und Ankommen ihre Eltern ehrerbietig grüßen, als giengen sie in ein fernes Landes oder kehrten von einem solchen zurück. In unserer Gegend daheim liefen wir davon, wie das Kalb vom Stalle, höchstens dass ich des Morgens beim Schulgehen sagte: „Jetzt geh' ich“, und die Mutter antwortete: „Ja, so geh nur in Gottesnam!“ Es war auch etwas, allein so herzlich und feierlich war's doch nicht, wie wenn die Zutrum-Kinder „Grüß Euch Gott“ oder „Behüt' Euch Gott!“ sagten und den Eltern die Hand gaben. Kurz, mir kam dieser Eintritt in das Zutrumhaus geradezu erhaben vor.

„Und das ist mein Schulkamerad, der Kluppenegger Peterl!“ Also stellte mich der Simmerl seiner Mutter vor.

„Schau, das ist brav!“ sagte sie, wischte an ihrer blauen Schürze die rechte Hand ab und reichte sie mir. Ich war nicht ganz sicher, ob auch mein Patschel hingehalten werden sollte, zögerte, that es aber endlich doch.

„Mutter!“ rief der Simmerl, „wir laufen zum Bach hinab.“

„Nicht zu weit, es wird bald zum Nachtmahl sein.“

Da waren wir wieder im Freien und das war ja ganz glatt abgegangen. Zum Bache kamen wir an demselben Abende nicht mehr, denn es war der weißfleckige Kettenhund mit den Jungen! Die letzteren waren in einem bunten Häuflein beisammen, in dem es sich ununterbrochen regte und kreisete, bis sich manchmal ein Thierlein, kaum größer wie eine Ratte, loslöste, und täppisch hinkugelte. An diesen Dingern war schier alles Kopf, und am Kopfe wieder schier alles Schnauze und die Schnauze wuzelte sich den Zitzen zu, welche die alte Weißgefleckte zur Verfügung stellte. Das alles, und dann das besorgliche Knurren der Alten und das ängstliche Winseln der Jungen und der mürselnde Geruch, welcher aus dem Hundetager herkam, betäubte mich beinahe vor lauter Wonne.

„Beißt sie?“ fragte ich den Simmerl, indem ich die Hündin streicheln wollte.

„Jetzt nicht, darum haben wir ihr auch die Kette abgenommen. Mein Vater sagt: Jetzt hat sie keinen Feind, jetzt ist sie ganz Mutter. Aber wie er ein Junges hat aufheben wollen, hat sie ihn doch in die Finger geschnappt.“

„Habt ihr eine Kirche?“ fragte ich, denn es läutete ein Glöcklein.

Da lachte der Simmerl, denn es war die Hausglocke und sie rief zum Nachtmahle.

In der Stube, welche schon sehr dämmerig war, standen zwei große viereckige Tische. Als das Tischgebet gemeinsam und laut gebetet war und die sehr großen Suppenschüsseln ihre warmen duftigen Wol-

len aufsteigen ließen, setzten sich an den einen Tisch etwa zwölf Bursche, ältere Männer, junge Dirnen und betagte Weibsbilder. Am anderen Tische, schier in der Ecke, nahm der Hausvater platz, ein dicker, behäbiger, gemüthlicher Mann mit glattrasiertem Gesichte und einem Doppelkinn; dann kamen seine Kinder, von der erwachsenen fröhlichen Lenneri bis herab zum Simmerl und noch tiefer herab zu zwei schier ganz kleinen Kindlein, die von der Magd mit einem Löffel Milchsuppe in den Mund gegossen bekamen. Neben dem Simmerl durfte ich sitzen, und weil der Weg in die gemeinsame Schüssel etwas weit war, so hatten wir zwei zusammen ein Extraschüsslein bekommen, aus welchem wir die Brocken löffelten. Es war Weißbrot, wie es bei mir daheim nicht immer angetroffen werden konnte. Die Hausmutter gieng zu und ab, um die Tische zu versehen, und immer auf kurze Zeit setzte sie sich zu uns, um etliche Bissen, gleichsam im Vorübergehen, zu erhaschen. Ja ja, das gieng meiner Mutter daheim auch so. Wer kocht, der braucht nichts zu essen, sagen aberwitzige Leute.

Immer wieder musste ich an Daheim denken, wo sie ja jetzt auf mich warten werden mit dem Abendessen und muthmaßen, warum er denn nicht heimkommt, der Bub, und wo er denn sein mag, der Bub? Bis es vielleicht einem oder dem anderen einfällt: Der ist heilig mit seinem Schulkameraden zum Zutrum gegangen

Nach der Milchsuppe kam eine Schüssel voll Salat in Essig. Das war mir schon wieder einmal was Neues; bei mir daheim gab's nur Salat in Buttermilch, welche ja auch nass und säuerlich ist, folglich den kostspieligen Essig ganz leicht ersetzen kann. Wir daheim aßen das Grünzeug mit dem Löffel, hier that man's mit der Gabel. Ich stach mich mit solchem Werkzeuge ein parmal in den Mund, durfte aber nicht mucksen, während daheim bei derlei Ereignis gewiss ein helles Zetergeschrei gemacht worden wäre.

Nach dem Salate kam erst die allergrößte Schüssel; diese enthielt gekochte Kirschen in der eigenen Suppe. Da durfte ich wohl wieder den Löffel nehmen, wäre er nur recht groß gewesen! Denn diese schwarze Kirschensuppe war sehr köstlich! Aber Umstände machten die Leute. Die Kerne quetschten sie im Munde heraus und gaben sie wieder zurück auf einen Teller oder in die hohle Faust. Wir daheim aßen die Kerne mitsammt den Kirschen.

Was bei Tische etwa gesprochen worden, das weiß ich nicht, ist mir gewiss auch ganz gleichgiltig gewesen, weil das Gespräch nichts zum essen ist. Dass sie beim „Leutetisch" drüben lauter und fröhlicher waren, als wir herüben beim Hausvatertisch, kam davon, weil unter ihnen ein alter Mensch war, der in ernsthaftester Weise die wunderlichsten Reden that, worüber die anderen lachten, bis aber eine Magd sagte:

„Na, den Kickel sollt' man nicht so auslachen. Das ist nicht recht, den Kickel so auslachen!"

„Wer lacht ihn denn aus?" lachte ein Knecht, „wir lachen halt, weil's uns gefallt."

Das muss ich doch herübergehört haben, denn sonst könnte ich's nicht wissen. Nun weiß ich aber auch, dass der alte Kickel plötzlich von seinem Sitze emporschnellte und mit weitschwingendem Arme, an welchem das Hemd flatterte, an die gegenüberstehende Stubenthür einen Kirschkern warf, der dann wieder mitten in die Stube zurücksprang. Dabei sagte er „Puff!" und lachte kreischend auf. Und das that er mehrmals, wozu die anderen sagten: Es sei schon recht, er solle in die Thür nur ein Loch werfen, damit man in die Küche hinausgucken könne, ob am Herde heute auch noch Sterz gekocht werde. Jetzt hob der Kickel

seinen anderen Arm und „Puff“ schleuderte er die handvoll Kerne auf einmal an die Thür, dass es knatterte wie bei einem Hagelwetter. Dabei verzerrte der Alte sein runzeliges Gesicht und stieß einen zornigen Fluch aus. Nun stand an unserem Tische der Hausvater auf, gieng zum tobenden Alten und sagte begütigend: „Na, na, Kickel, nur nicht so arg. In der Stube so viele Kirschbäume säen! Es wachst ja doch keiner. Sei gescheit, Kickel!“

Bei mir daheim würde der Vater anders geredet haben, wenn so ein Übermuth die Stube mit Kirschkernen vollgeworfen hätte.

Nun stellte sich der alte Knecht vor den Hausvater, faltete die Hände und rief mit einer von Angst stöhnenden Stimme: „Zutrum, Zutrum! Ich weiß mir nicht zu helfen. Er meldet sich halt schon wieder!“

„Michel! Natzel!“ sagte der Hausvater zu zwei anderen Knechten, „bringt den Kickel in sein Bett. Es ist für ihn Zeit zum Schlafengehen.“

Dann haben sie den Kickel hinausgeführt.

Jetzt, was soll das bedeuten?

„Und es ist auch für die Kinder Zeit zum Schlafengehen“, setzte der Hausvater bei. „Der Kluppeneggerbub soll im Oberstübel schlafen.“

Die Enttäuschung war arg. Da hatte ich gedacht, der Simmerl und ich würden nebeneinander auf einem Stadl im Heu liegen dürfen, eigentlich der Hauptgrund, weshalb ich mitgegangen war in dieses fremde Haus. Nach dem Maße des Schmerzes darüber, dass es mit dem Heu nichts war und dass ich ganz allein sollte schlafen müssen in einer finsteren Kammer, werden mir wohl die Thränen in die Augen getreten sein. Bemerkt muss die Hausmutter so etwas haben, weil sie sagte: „Er kann ja auch im Stübel beim Simmerl schlafen, ein Bett steht leer.“

„Auch recht. Aber nicht zu lang schwatzen, Buben!“ Also der Hausvater. Darauf gieng der Simmerl zu seinen Eltern, küsste ihnen die Hand und sagte: „Gute Nacht!“ — Diese Art gefiel mir über die Maßen und ich beschloss, sie auch bei mir daheim einzuführen. Dazugekommen bin ich zwar nicht; ich hatte mich bei meinen Eltern stets geschämt, ganz schlimm zu sein, aber ich hatte mich immer auch geschämt, ganz brav zu sein; besonders gewisse Förmlichkeiten, so gut sie mir auch gefielen, widerstrebten mir, wenn ich sie selbst ausführen sollte.

Aus dem Befehle, „nicht zu lange zu schwatzen“, schloss ich, dass wir überhaupt schwatzen durften, und als wir jeder in seinem Bettchen lagen, das Licht ausgelöscht hatten, so dass nichts mehr zu sehen war, als die zwei blassen viereckigen Fenster, fragte ich den Simmerl: „Ja, was hat er denn gehabt, dieser Mensch, der Kickel?“

„Kirschkern“, antwortete der Junge.

„Warum er so wild worden ist?“

„Ja, der Kickel!“ sagte mein Kamerad. „Weißt du's nicht, dass er zehn Jahre eingesperrt ist gewesen? Im vorigen Jahr haben sie ihn ausgelassen.“

„Warum?“

„Weil der Kaiser geheiratet hat.“

„Deswegen haben sie ihn eingesperrt?“

„Nein, deswegen haben sie ihn ausgelassen.“

„Aber Jesses, warum sie ihn eingesperrt haben, möchte ich wissen!“ Also mein Schrei.

„Wenn du so schreist, wird der Vater kommen mit dem Karabatschel. — Seinen Buben hat er umgebracht.“

Es war grauenhaft. Jetzt wusste ich nicht, hatte der Kickel seinen Buben umgebracht, oder der Zutrum. Wagte aber nicht mehr zu fragen, und wie ich später doch noch einmal versuchte, gab der Simmerl keine Antwort mehr, er war eingeschlafen.

Am nächsten Morgen waren wir durch eine helle Stimme: „Schulbuben! Es ist Zeit!“ geweckt worden. Vor dem herzförmigen Fenstergitter fächelte ein Zweig des Hollunderstrauches, dazwischen schien hell und grell die Sonne herein auf unsere schneeweißen Betten, und draußen plätscherte der Hausbrunnen. Ich hätte mich mit dem Simmerl gleichzeitig anziehen sollen, schämte mich aber, meine Beine aus der Decke hervorzuziehen. Mit einem langen Arm zog ich von der Bank die Hose ins Bett und streifte sie mit anerkennenswerter Geschicklichkeit unter der Decke an die Glieder. Dann hinaus zum Brunnen.

Nach dem Waschen das Morgengebet. Der Simmerl wollte in Rücksicht auf seinen Gast darüber hinausgehen, indem er vorgab, mich noch schnell in den Stall zum Schimmel führen zu müssen, allein seine Mutter sagte: „Schimmel wird er sein Lebtag noch genug sehen. Den heiligen Geist braucht ihr in der Schul. Das Morgengebet beten! Kniet nur gleich nieder allzwei!“ Vor dem Tische knieten wir uns auf die Bank, beteten jeder für sich ein paar Vaterunser, wobei mir einfiel: Bei uns daheim ist's nicht so streng. Zwar sagt auch die Mutter, man müsse beten, commandiert einen aber nicht schnurstracks auf die Bank. — Nun sollte ich auch sehen, was das Beten ausmacht. Kaum hatten wir unsere Ellbogen von der Tischplatte gehoben, ward diese mit einem weißen Tuche gedeckt, mit weißen Schalen bestellt, mit Weißbrot belegt und in die Schalen ward aus dem Rohr einer glänzenden Zinnkanne eine braune Suppe gegossen. Bei uns daheim war das just umgekehrt, alles andere braun, die Suppe aber weiß. Hier gab's zum Frühstück keine Mitchsuppe, sondern Kaffee. Ich hatte schon von ihm gehört; die herrischen Leute essen Kaffee, aber ein alter Kohlenbrenner hatte gesagt: „Meine lieben Leut, ich bin sicherlich schwarz! Schaut mich an, ob ich schwarz bin! Aber so schwarz und so schlecht bin ich nicht, wie die schwarze Suppe aus dem Mohrenland. Die hat der Teufel aufgebracht und der Bauersmensch wird hin, wenn er Kaffee ißt!“ — Ich weiß nicht, ob der Kohlenbrenner es wußte, wie weise er gesprochen hatte; ich weiß auch nicht, ob man ihm geglaubt hat; ich weiß nur, daß alles leckerig war nach Kaffee und daß ich es nun schon nicht erwarten konnte, mit dem Löffel in die schwarze Suppe zu fahren. — Uuuh! — das ist nicht gut, das ist gallbitter! Den hat freilich der Teufel aufgebracht! „Du hast ja keinen Zucker hineingethan!“ lachte der Simmerl und warf mir aus einer Tasse etliche Brocken in meine Schale. — Nun war's ein bißchen anders. Der Simmerl sah mich an und schmunzelte. Ich werde darnach dreingeguckt haben.

Nach dem Frühstück den Zutrunleuten „Behüt Gott“ sagen und fort in die Schule. Ich war ganz muthig geworden und hielt zu Dank und Abschied meine rechte Hand hin wie ein erwachsener ordentlicher Mensch, und da fiel es mir ein: Wie leicht doch das Bravsein geht, wenn man nicht daheim ist!

Als wir die Bergwiese hinangiengen, war dort der alte Kickel zu sehen, der mit einer Holzgabel Heuhaufen auseinander streute, damit es in der neuen Sonne noch besser trocknen konnte. Heute sah ich erst, daß er sehr kümmerlich war. Mitten am Leibe abgebogen, fast geknickt, mit jedem Schritte hinkend, schwankend. Die Knielederhose war gewiß auch einmal von Leder gewesen, jetzt hatte sie gar viele Flicken aus anderem Stoff, mit groben, unbehitflichen Nähten angeheftet. Die Füße und die sehr braunen und hageren Unterschenkel waren nackt. Brust und Arme wurden von einem braunen Rupfenhemde bedeckt; Der alte Filz-

hut saß wie ein umgestülpter löcheriger Kessel auf dem kleinen grauen Kopfe, doch war er mit einer hoch in die Luft stehenden Geierfeder geschmückt. Die Knie, die Ellbogen, die Finger — das war alles so scharfeckig, dass man glaubte, sein Lebtag bringe der Alte nichts mehr ins Gerade und er war wie ein verknorpelter Zirnstrauch auf der hohen Alm, wo der Sturmwind alles verkrüppelt. Als er uns gesehen hatte, rückte er manierlich den Hut, dann arbeitete er weiter.

„Du", fragte ich nun meinen Schulkameraden. „Was ist's denn mit dem Kickel?"

„Wenn wir weiter oben sind, erzähl' ich dir's", antwortete der Simmerl.

Und als wir in den Wald hineinkamen, wo der Boden flacher ward, legte er seinen Arm in den meinen und sagte:

„Er hat einen Sohn gehabt und den hat er todtgeschossen."

„Unversehens? Zufleiß?" fragte ich sehr erschrocken.

„Zufleiß, ganz zufleiß!"

„Was hat er denn aber angestellt, der Sohn?"

„Gar nichts. Ganz ein braver Mensch ist er gewesen, sagt mein Vater."

„Gott ja! Und hat er ihn denn so schreckbar gehasst, den Sohn?"

„So viel lieb soll er ihn gehabt haben, den Sohn, viel zu viel lieb."

„Und deswegen niedergeschossen?"

„Ja, das weiß ich selber nicht, wie es gewesen ist", gab der Simmerl zu.

„So ist der Kickel halt wahnsinnig", hierauf ich.

„Wahnsinnig nicht. Aber ein bissel verrückt wohl, ein bissel verrückt sein Lebtag, und die Leute sagen, man kann sich 's nicht denken, weil er sonst so gescheit ist gewesen und ein tüchtiger Jäger im Kaiserlichen drüben, und auch gut gelehrt. Aber die vielen Bücher, die er gelesen hat, sollen ihn zum Narren gemacht haben, sagen die Leute."

Ich beschleunigte meine Schritte.

„Was laufst denn so, Peter?"

„Wenn er uns nachkommt!"

„Oh, der Kickel thut uns nichts. Die Leute sagen, er hätte auch seinen Sohn nicht umgebracht, wenn er ihn nicht so gern gehabt hätt'."

„Du Simmerl, wenn er uns auch gern hat!"

„So viel nicht, wie seinen Sohn."

„Du Simmerl, das verstehe ich aber nicht."

„Ich will den Vater einmal fragen, wie es lauter gewesen ist."

Und nichts weiter. Am selbigen Tage war ich in der Schule nicht viel nutze. Wenn das so ist! Mein Vater soll mich ja auch gern haben. Er selber hat mir's zwar nie gesagt, aber die Mutter hat mir's gesagt. Wenn es so ist, da getraut man sich gar nicht mehr zu Leuten, die einen gerne haben. „Und was hat denn der Peterl", fragte der Schulmeister, „dass er heute so zerstreut ist?"

Am Nachmittage war ich endlich wieder bei meinen Elternhause. Hinter den Fichten stand ich eine Weile fest in den Sandboden gebohrt — und was wird jetzt werden? — Mein Vater kam mit einem klappernden Schubkarren heran.

„Geh hinein essen", rief er mir zu, „nachher komm hinaus in den Wald, wir müssen Brennholz klauben."

„Hast in der vorigen Nacht beim Zutrum geschlafen?" fragte meine Mutter, als sie mir das für mich aufbewahrte Mittagsbrot vorsetzte.

„Mutter, der Simmerl hat mich nicht auslassen wollen, bis ich mit ihm gegangen bin."

„Ist ja recht, Kind. Die Zutrumbäuerin hat sich letztlich schon bei deinem Vater beklagt, dass du dich denn gar nicht anmelden wolltest bei deinen Vettern und Muhmen. Meine Mutter und der Zutrumbäuerin ihre Mutter sind Schwestern gewesen."

Die Gefahr war gänzlich vorüber. Draußen im Walde fragte ich meinen Vater, ob er des Zutrum alten Knecht Kickel kenne und was es denn sei mit ihm?

„Jetzt ist keine Zeit zum Schwatzen, jetzt heißt's Holzklauben", das war seine Antwort.

Etliche Wochen später war ich mit meinem Vater auf der Ochsenhalde. Es war schon Feierabend, die Ochsen, welche tagsüber an den Pflug gespannt gewesen, bohrten noch ihre Schnauzen in das Futter und grasten emsig. Wir standen daneben und worteten, bis sie satt waren. — Jetzt wäre doch eine Zeit zum Schwatzen, fiel es mir ein und ich fragte wieder nach dem Kickel.

„Kind, lass den Kickel gehen", entgegnete mein Vater, „dir thut er nichts und uns behüt' unser Herrgott vor aller Verirrung." — Siehst du, die Schmelchen (Rispengras) wollen sie nicht fressen, der Hunger wird nicht mehr gar groß sein."

Bald darauf führten wir die Ochsen in den Hof. Jetzt war nichts weiter und es vergiengen viele Jahre. Wenn ich in dieser Zeit gestorben wär', so hättet ihr, meine Leser, vom Kickel kaum je etwas erfahren. Hingegen wuchs ich aber heran zu einem zwar dünnen, aber leidlich schlanken Burschen, zu schmal für einen Bauern, aber lang genug für einen Stadtherrn — nun ihr wisst es ja.

Und einmal zur Sommerszeit, als ich das weltferne Alpel wieder besuchen wollte, holte ich unterwegs im Walde einen Bauernburschen ein. Ein junger, hübscher, aber ernsthafter Mensch im Sonntagsgewand, obschon Werktag war. Das fiel mir auf. Er hatte eine stramme Haltung, setzte beim Gehen die Beine leicht und gleichmäßig aus, so dass ich dachte: Der ist Soldat gewesen oder noch einer. Auch seine röthlichblonden Haare waren derart kurz geschnitten und hinten rasiert, so dass der runde frischgefärbte Nacken ein paar Zoll glatt war bis zum Hemdkragen hinab. Das längliche Gesicht mit der etwas dünn gerathenen Nase, dem falben ganz leichten Schnurrbärtchen und den offenen, meergrauen Augen ließen vermuthen, dass es nicht einer der tölpelhaften und einfältigen war. Damals hatte ich auf solchen Straßen noch ebenso gern Weggenossen, als ich heute allein gehe. Also versuchte ich es mit ihm. Meine Frage, wohin er gehe? Er gehe heim auf seinen Holzschlag im Fischbacherwald. Wo er gewesen? In Krieglach, auf dem Friedhof. Was so ein lebfrischer Bursche auf dem Friedhof mache?

„Nu, wie's halt schon manchmal ist", antwortete er. „Dem alten Kickel hat's gegolten."

Dem alten Kickel! Den Namen hatte ich schon nennen gehört. Ja so, das war doch der alte Knecht beim Zutrum gewesen, welcher —

„Wir wollen miteinandergehen, dass es kurzweiliger ist. Ich bin der Kluppenegger Peter." Das war meine Einleitung.

„Kenn' Sie eh", war seine Antwort. „Hab' Sie auch in Graz oft begegnet, wie ich bei den Belgiern war, Sie haben mich aber nicht erkannt."

„Und warum hast du dich nicht zu erkennen gegeben, wenn du einer von daheim bist?"

„Ich habe Sie wohl einmal wollen anreden, aber dann gedacht, ein gemeiner Soldat, wer weiß, ob's ihm angenehm wäre."

„Natürlich! Du ein gemeiner Soldat, ich gar nichts."

„Ah, das nicht", meinte er, „Sie sind schon wer. Ich weiß es wohl."

„Also den Kickel habt ihr heute begraben. Und wo sind denn die anderen?"

„Die paar Leute sind schon voraus. Ihrer viele sind nicht mitgegangen. Er war ein armer Einleger."

„Du bist gewiss ein Träger gewesen?“

„Nein“, sagte er, „ich bin nur so hinten nachgelaufen. Nicht einmal gebetet ist worden, weil sie gesagt haben, er wär' eh ein Heide gewesen. Ich habe mir gedacht, schlechter wie die meisten Leute war er auch nicht. Dass er halt Unglück hat gehabt. Es wird ihm wohl so aufgesetzt gewesen sein. In Gottesnamen, jetzt hat er Ruh'.“

„Was für ein Unglück soll er denn gehabt haben?“ war meine Frage; endlich glaubte ich nahe daran zu sein, die alte, nun wieder erwachte Neugierde zu befriedigen.

„Sie werden eh gehört haben von der Geschicht'“, sagte der Weggenosse.

„Ja, läuten gehört, aber nie gewusst von woher, weißt du was Genaues?“

„Wissen thu' ich's schon“, meinte er.

Also hatte ich ihn so weit gebracht, dass er anfieng, mir alles zu erzählen. Es sind seither wieder viele Jahre her, allein solche Sachen vergisst man nicht, und ich will die Geschichte vom Kickel jetzt mittheilen.

Der Isidor Kickel war der einzige Sohn eines Gutsverwalters auf dem Fürst Schwarzenbergischen Schlosse zu Murau gewesen. Er sollte studieren, wollte auch, sprang aber aus im siebenten Jahre, als er den Jahrgang hätte wiederholen sollen. Hernach versuchte er es mit einer Landwirtschaftsschule, lernte Waldcultur und wollte Förster werden. Brachte es aber nur bis zu einem Forstgehilfen oder Jäger, als welcher er angestellt wurde in den kaiserlichen Waldungen bei Neuberg. Er hätte vielleicht doch Gelehrter werden sollen, denn es war so etwas Grüblerisches in ihm und er las viel in Büchern zu seiner freien Zeit. Viel zu viel in Büchern. Auch führte er manchmal solche Reden und hielt sich von der Kirche fern, dass die Leute sagten, der Jäger-Kickel wäre vom christlichen Glauben abgefallen. Heute geschieht das oft, setzte mein Weggenosse bei. Damals ist es was Neues gewesen. Man weiß das nicht, wie er's inwendig mit sich gehalten hat; ganz in Ordnung, sagen die Leute, wird's wohl nicht gewesen sein. Aber sonst kein schlechter Mensch. Einmal, wie er doch bei einem Feste in der Kirche ist, nimmt er Geld aus dem Sack und will's dem Klingelbeutelmann geben, aber der geht an ihm vorbei, gleichsam: Du Unchrist, dein Geld ist mir zu schlecht. Darauf hat der Kickel die Münze einem armen alten Weibel geschenkt, dem war sie nicht zu schlecht und die Leute haben brav gelacht. Einmal hat sich in die Kirche hinein eine Schwalbe verflogen und nicht mehr herausgefunden, weil die Fenster ein Drahtgitter haben und die Thür ganz hinten ist. Und abfangen hat man sie auch nicht können. Da geht der Kickel jeden Tag in die Kirche und der Meßner hat gemeint, er bekehrt sich. Der Kickel hat aber nur Vogelfutter hineingetragen, dass die Schwalbe nicht verhungert ist. Und mit der Bekehrung war's halt wieder nichts. Die Leute haben ihn trotzdem gern gehabt und kein Mensch hat ihm was Schlechtes können nachsagen. — Dann hat er eine Lehrerstochter aus der Veitsch geheiratet, sieben Kinder bekommen, wovon er in früher Zeit sechs durch den Tod verlor, drei auf einmal und sein Weib dazu bei einer Seuche. Nur ein einziges Kind war ihm geblieben, ein Knabe, Oswald geheißen. Man kann oft erfahren, dass Leute, die an ein jenseitiges Leben nicht glauben können, in diesem um so lebensdurstiger und liebesinniger sind. Beim Kickel war es fast auch so. Seine Liebe zum einzigen Kinde ward zur schweren berückenden Leidenschaft, und alles, alles, was in seiner Macht stand, bot er auf, um dem jungen, hübschen, heiteren Oswald ein gutes und schönes Leben zu

bauen. Er ließ ihn unterrichten, er wollte ihn, als der Junge zwölf Jahre alt geworden war, nach Wien schicken in ein Institut, aber Oswald blieb lieber in seinen heimatlichen Bergen und der Jäger brachte es nicht übers Herz, den Knaben fortzuzwingen. Wenige Jahre später trieb er für ihn eine Schreiberstelle im kaiserlichen Forstamte zu Neuberg auf, und noch ein paar Jahre später gab es Hochzeit. Ein holdes Bürgerskind aus Mürzzuschlag war Oswalds Erwählte. Die Liebesgeschichte unterschied sich wahrscheinlich nicht von anderen, und auch die weiteren Verhältnisse blieben auf der gewöhnlichen Bahn. Oswald wurde Holzmeister in den Hochschlägen hinter Mürzsteg und bewohnte mit seinem Weibchen ein Berghaus an der Hohen Veitsch. Nach kaum einem Jahre war natürlich der „kleine Bub" da und jetzt konnte Oswald zu seinem Vater sagen: „Ich kann mir's nicht besser wünschen, meine Sorge ist, dass es nicht schlechter wird!" Denn er muss ein noch viel zufriedenerer Mensch gewesen sein, als sein Vater und von ihm hat's kein Mensch gehört, wie er's mit der Religion gehalten. Sein Weib hat mir, fügte mein Bursche bei, später oft erzählt, wie er sie um den Hals genommen hätte und gesagt: Gott sei Lob und Dank, dass ich dich hab'! So muss er doch was geglaubt haben. Und sein Vater, der Kickel, ist halt im Glück geschwommen darüber, dass es seinem Oswald so gut geht.

Der Kickel-Jäger hat in einem alten abgestifteten Bauernhause gewohnt, in der einzigen Stube, die noch bewohnbar war, und er hat zur selben Zeit an einer Fußwunde gelitten, die er sich durch einen Sprung vom Felsen zugezogen, und hat monatelang nicht in's Revier gehen können. Wenn Oswald in den Sonntagen vom Thale nach seinem Berghause hinaufstieg, führte der Weg ihn da vorbei und er sprach bei seinem Vater zu, um ihn zu fragen, wie es mit dem kranken Bein gehe und um ihm eines und das andere zu bringen und mit ihm von seinem Weibe und von seinem lieben Knaben zu plaudern. Auch diesen Knaben brachte er manchmal mit und da machte der Kickel-Jäger seine Kasten und Laden auf und lud Sohn und Enkel ein, alles was ihnen gefiele, mit sich zu nehmen. „Nehmt nur, nehmt", soll er stets gesagt haben. „Es ist ja eh nichts. Das bissel Freud' auf der Welt, ich hab' sie genossen, sonst ist ja eh nichts. Wenn's schlimm wird — abzwicken."

Dann ist jener Sonntag gekommen. Im August war's, am Morgen schon so heiß, dass der junge Holzmeister Oswald auf dem Weg in die Kirche bei seinem Vater zusprach um einen Trunk Wasser. „Wenn ich nachmittags zurückkomme", soll er zum Vater gesagt haben, „zahl' ich dir den Brunnen mit Johannessegen ab." Damit hatte er gemeint, er wolle Wein mitbringen. Den solle er nur dem Weibel und dem Bübel hinauftragen, hatte der Alte geantwortet. Aber denen fehle ohnehin nichts; das Weibel singe schon seit aller Morgenfrüh wie eine Lerche, und der kleine Anderl habe mitten im Schlaf aufgelacht, als er, der Oswald, ihm beim Fortgehen den Kuss gegeben.

„Schwerenöther, du!" hatte der Kickel-Jäger noch gesagt und seinem Sohn auf die Achsel geklopft — und dann „Auf Wiedersehen am Nachmittag!"

Um die Mittagszeit stieg über dem Hochschwabgebirge ein Gewitter auf; es regnete nicht viel, aber ein paarmal tüchtig gekracht soll's haben. Eine Stunde später kam vom Berge herab ein Holzknecht, der rief zum offenen Fenster herein: „Kickel-Jäger, wenn du den Rauch sehen willst, so schau hinauf!"

„Was hast denn? Was schreist denn so?" fragte der Kickel, der ganz allein zuhause gewesen ist.

„Das Berghaus brennt. Der Blitz hat eingeschlagen.“

„Was sagst, Holzknecht?“

„Der Holzmeister, wenn er heimkommt, findet nichts mehr. 's ist alles dahin.“

„Das Weib? das Kind?“

„'s ist alles dahin. Wenn euer Sohn heimgeht, so bereitet ihn vor. Ich muss ins Niederalpel.“ Das hat der Holzknecht gesagt — und davon ist er.

Ich kann es nicht wiedergeben, wie mein Weggenosse es erzählt hat, gerade wie ein Messer ins Herz ist es mir gegangen. Aber der Bursche blieb ganz ruhig und erzählte weiter.

Was der Kickel-Jäger sich jetzt auf diese Botschaft gedacht hat, das weiß man nicht. Zuerst hat er hinaufwollen gegen die Höhe, wo der schwarze Rauch das ganze Firmament finster macht. Hat aber nicht weiter können, des kranken Fußes wegen. „Sein Weib und sein Kind! — Sein Weib und sein Kind! — Sein Weib und sein Kind!“ Allerweil nur das. „Abzwicken!“ Der Kickel ist in die Stube hinein und hat zum Fenster herausgelauert: Jetzt kommt er und jetzt kommt er! Und hat das Schussgewehr von der Wand genommen und ist mitten in der Stube gestanden und schaut durchs Fenster hin auf den Weg hinaus. Endlich ist er dahergegangen, der Oswald, aus dem grünen Wald hervor und hat nicht aufgeschaut und weiß noch von nichts, und ist so frisch und munter dahergegangen und dem Haus zu, wo der Vater wohnt. Und da hat der Kickel-Jäger durchs Fenster hinausgezielt und hat ihn niedergeschossen.“

„Jesus Christus!“ rief ich. „Wahnsinnig ist er geworden!“

„Man kann das auch nicht sagen“, entgegnete der Bursche. „Wie seine alte Wirtschafterin heimkommt, hat er sie gleich um einen Wagen geschickt, ist zum Gericht gefahren, und beim Verhör hat er ausgesagt: Er hält's nicht übers Herz bringen mögen, dass sein Oswald das Unglück erfährt und erlebt und er hätte sich gedacht: Weißt von nichts, brauchst von nichts zu wissen. Das dumme Nachleiden viele Jahr und Tag ist nicht vonnöthen. Ein jäher Tod, und du bist ihnen nach, und du bist von allem ledig, und ich, dein Vater, kann dir nichts mehr Gutes thun als das. — «Getroffen», sagte er, «habe ich nicht schlecht, und jetzt, meine lieben Herren, macht, dass auch ich fertig werde.» — Ich glaube fünfzehn Jahre haben sie ihm gegeben, aber wie im Jahre vierundfünfzig die Kaiserhochzeit war, haben sie ihm den Rest nachgesehen.“

Nachdenklich gieng ich den Waldweg entlang und sagte: „Es ist fast nicht zu glauben.“

„Das Beste war nur“, fuhr mein Begleiter fort, „dass sie ihn zur Stunde abgeholt und nach Leoben geführt haben. Das Allerschrecklichste hätte er sonst noch selber erlebt.“

„Jener Holzknecht, was er gesagt — am Ende war's gar nicht wahr?“ mit stockendem Athem fragte ich es.

„Ins Berghaus hat freilich der Blitz eingeschlagen, ist auch niedergebrannt, aber der Familie des Oswald ist nichts geschehen.“ — — — — — — — — — — — — — —

Furchtbar ist mancher Menschen Geschick!

Wir sind eine Weile nebeneinander hingegangen, keiner hat ein Wort gesagt.

Endlich blieb ich stehen und fragte: „Wann hat er's erfahren?“

„Als er nach neun ein halb Jahren wieder frei geworden ist und heimkommt und alleweil so in die Luft hinauslacht, da habe ich ihm's selber gesagt.“

„Wie hast du ihm's gesagt?“

„Kickel Vater, Euere Schwieger-

tochter und euer Enkel, der Anderl, ſie leben noch und es geht ihnen gut."

„Und was hat er darauf geſagt?"

„So? hat er geſagt, die leben noch? Und mir hat immer geträumt, ſie wären alle todt, alle! — Gott, was die jungen Leute für Geſchichten machen! Und er hat wieder gelacht."

„Alſo irre!"

„Es wird ſo geweſen ſein", ſagte mein Burſche. „Er hat dann noch eine Weile als Bauernknecht ſein Brot geſucht, ſpäter, wie er's ſchon nimmer dermachen hat können, iſt er in die Einlege gekommen. Die meiſte Zeit hat man ihm nichts angemerkt, aber manchmal doch, manchmal doch!"

„Du haſt ihn wohl näher gekannt", fragte ich den Burſchen.

„Na freilich", war ſeine Antwort, „er iſt ja mein Großvater geweſen."

Laſs dich nicht irren, deutſches Volk.

Von Robert Hamerling.

Man mag von der Kundgebung, welche eine Gruppe Gelehrter und Schriftſteller gegen die Beſtrebungen des deutſchen Sprachvereins erlaſſen hat, denken was man will, ſo viel wird jeder Unbefangene zugeben, daſs ſie in einem bedauerlichen Tone gelehrten Hochmuths geſchrieben iſt. Die Anführung aus Jakob Grimm, mit welcher die Männer des deutſchen Sprachvereins als ſolche bezeichnet worden, die „in der Oberfläche der Sprache herumreiten und wühlen", kann wohl nur aus der Feder eines ſogenannten „Germaniſten" ſtammen, der die Kundgebung verfaſst, vielleicht auch angeregt und die Mitunterzeichner geworben hat. Dieſer Umſtand iſt nicht ohne Bedeutſamkeit.

Wir laſſen uns nicht meiſtern, uns keinen Zwang auflegen, ſagen die Unterzeichner; denn die „führenden Schriftſteller der Nation" (darunter hat man ſich ohne Zweifel vor allen — die Herren ſelbſt zu denken) „wählen ihre Worte mit Bedacht". — Du lieber Himmel! Soll es uns wirklich vollauf genügen, wenn ein paar Dutzend „führende Schriftſteller" ihre Worte „mit Bedacht wählen" und wir uns nicht weiter darum kümmern, daſs hunderttauſend andere Deutſche ihre Worte — nicht „mit Bedacht" wählen?

Und wo liegt der Zwang, den der deutſche Sprachverein ausübt? Seine ſtets betonte, weiteren Kreiſen gegenüber einzige Forderung: „Gebrauche kein Fremdwort, wo ein gleichwertiges deutſches Wort zur Verfügung ſteht!" ſcheidet alles Gerede von Pedanterie und von einem Vernichtungskriege gegen ſämmtliche Aneignungen aus fremden Sprachen kurzweg ab. Aber der Verein will von ſtaatswegen Einfluſs auf die Schule gewinnen! Der Staat ſelbſt — kann er deutſche Männer zur unfreiwilligen Annahme von ſprachlichen Neuerungen wirklich zwingen? Selbſt wenn ein Berliner

*) Im Nachlaſſe vorgefunden. Die Red.

Knabe in der Schule verhalten würde, „Stock“ oder „Stockwerk“ statt „Etage“ zu sagen und zu schreiben, so würde dieser Zwang für ihn doch nur so lange dauern, als er die Schule besucht; wer kann und wird ihn im entferntesten hindern, sobald er Schriftsteller, Germanist oder Hofprediger geworden, wieder nach Herzenslust „Etage“ zu sagen und zu schreiben? Sogar, wenn ihm eine der nach dem Urtheile jener Herren so schrecklichen Wortneubildungen aufgedrängt worden wäre, könnte er sie beim Austritte aus der Schule ungestraft wieder abthun, wie man vieles abthut, was man in der Schule gelernt hat. Und schließlich ist die Voraussetzung, eine Reichsregierung werde Ungereimtem, geradezu Sinn- und Sprachwidrigem Eingang in die Schule verstatten, überhaupt in solchen Dingen ohne Einvernehmen mit berufenen, *sachkundigen* Männern vorgehen, eine unseres Bedünkens durchaus unbegründete.

„Die Regierungen mögen“, sagen die Herren, „von sich und sprachkundigen Männern berathen, auf Einzelgebieten der Kanzleisprache und des militärischen Wortschatzes Wandel schaffen“. Aufrichtig gesagt, das ist zu wenig und nicht der Rede wert. Ich begreife nicht, warum nicht dieselbe Regierung, von denselben „sach- und sprachkundigen Männern berathen“, ihre Fürsorge und Mithilfe auch auf *andere* Einzelgebiete der Sprache sollte ausdehnen dürfen?

Kürztich las ich in einem Blatte: „die Nachricht von .... ist nun *decidiert dementiert* worden.“ — Nicht einmal der scheußliche Mißklang hat hier den Schreiber veranlassen können, an die Stelle des geliebten Fremdwortes „decidiert“ das deutsche Wort „entschieden“ zu setzen! — „Gestern früh“, hieß es in demselben Blatte, „wurde ein junger Mann erschossen im Walde von X. aufgefunden. *Die Identität des Unglücklichen wurde bisher nicht agnosciert.*“ — Die Identität des Erschossenen? Identität mit *wem*? Mit sich selber? Man sieht, jeder Unsinn ist erlaubt, wenn ihn ein klingendes Fremdwort deckt! „Der Abgeordnete bekam auf seinen Vorwurf von Herrn X. eine köstliche „*Rispoſte!*“ — „*Rispoſte!*“ Gerechter Himmel, sind solche Dinge wirklich möglich? Ach sie sind es, und keineswegs bloß ausnahmsweise. Unsere Presse wimmelt davon. Und die Fremdwörterfrage wäre nicht dringlich? Diese *immer steigende* Hochflut barbarischer Sprachmengerei schafft eine Lage, *welche uns zum Spotte des Auslandes macht*, und welcher abgeholfen werden muss! Wenn die besagten Herren andeuten, „*allzu verschwenderischem*“ Gebrauch der Fremdwörter wollten sie just auch nicht das Wort geredet haben, so sinkt der Wert dieses Zugeständnisses tief unter Null herab, wenn sie unter einem behaupten, die Hochflut der Sprachmengerei verlaufe sich in Deutschland immer wieder von selbst, und überdies sich herausnehmen, diejenigen zu verunglimpfen, welche, indem sie sich mit einer angeblich so unbedeutenden Sache wie die Fremdwörterfrage, befassen, „*in der Oberfläche der Sprache herumreiten und wühlen.*“

Aber die Herren beklagen sich auch über „Schnellprägung“ von oft sprachwidrigen neuen deutschen Ausdrücken. Ei, wenn ihr dieses oder jenes neu geprägte Wort schlecht findet, so *macht uns ein besseres*; wir werden es mit Dank annehmen! Bei keinem der bisherigen Reinigungsversuche deutscher Sprache hat es an einzelnen verunglückten Nachbildungen gefehlt; sie sind verschollen und vergessen. So wird auch jetzt nur das Gute und Brauchbare sich behaupten. Abgesehen davon, dass die Zahl wirklicher Neubildungen doch nur eine beschränkte bleiben dürfte, untersteht jedes neu

in Umlauf gesetzte Wort einer Censur von Tausenden gebildeter Deutscher, und wem es nicht gefällt, der gebraucht es eben nicht. Der Kampf ums Dasein wird auch hier, wie überall, schließlich zu Gunsten des Zweckmäßigen, des Vernünftigen sich entscheiden.

Weit entfernt, die Angst vor deutschen „Reichssprachämtern" und „Reichssprachmeistern" zu theilen, würde ich es vielmehr als eine der schönsten patriotischen Thaten der deutschen Reichsregierung betrachten, wenn sie durch eine erlesene Anzahl von Sprachgelehrten, von „sach- und sprachkundigen Männern", wie die, welche nach der Ansicht jener Herren „Einzelgebiete der Kanzlei- und Militärsprache" „vorsichtig" reinigen sollen, ein Büchlein herstellen ließe, welches den Trägen aller Stände die Mühe erspare, sich die unzähligen Fremdwörter in gutes Deutsch zurück zu übersetzen. Für Hintanhaltung des „Sprachwidrigen" würde die „Sach- und Sprachkunde" der zu dem Geschäfte Berufenen bürgen. Und von Zwang könnte auch dabei noch immer nicht die Rede sein, so lange die Regierung nicht Geld- und Arreststrafen auf die Übertretung der Gesetze deutscher „Reichssprachmeister" setzt.

Jedem, der da fürchtet, er könne mit einem deutschen Worte nicht genau genug den Sinn ausdrücken, den er beabsichtigt, rufe ich zu: Gebrauche nur beherzt das deutsche Wort in dem Sinne, den du beabsichtigst und es wird in diesem Sinne verstanden werden! Nach kurzer Zeit des Gebrauchs wird das deutsche Wort dir so lieb und so ganz genügen, dass es dir nicht mehr im Traume einfällt, auf das Fremdwort zurückzugreifen!

„Wir stehen in dieser Frage da, wo unsere Classiker standen!" erklären die Unterzeichner der Kundgebung. Nun, als unsere Classiker auftraten, da war die gröbste Arbeit zur Ausmistung des Augiasstalles deutscher Sprache eben gethan; dass für alle Folgezeit nichts weiter zu thun übrig blieb, würde Goethe und Schiller selbst schwerlich behauptet haben. Und wenn Goethe einmal den Ausdruck „perstringieren" gebrauchte, so wird die Rücksicht auf den großen Classiker keinen rechten deutschen Mann der Gegenwart hindern, dies Fremdwort über Bord zu werfen und „durchhecheln" dafür zu setzen.

Lass dich nicht irre machen, deutsches Volk, durch den hohen Ton, mit welchem eine Gruppe „Germanisten", deutscher Professoren und Prediger die Männer abkanzelt, die bei ihren Bestrebungen guter Absichten sich bewusst sind. Deutsche Art ist's eben, gegen gemeinnützige nationale Bestrebungen die Sondergelüste des immer stark ausgeprägten Persönlichkeitsgefühles hervorzukehren. Lass dich nicht abschrecken, deutsches Volk, das Reinigungswerk deiner Sprache selbst in die Hand zu nehmen, wenn „Gelehrte" und „führende Schriftsteller" dich dabei im Stiche lassen. Lass dir nicht einreden, es dürfe nichts geschehen, weil auch einmal etwas Übereifriges oder Ungeschicktes dazwischen laufen könnte. Mangelhaftes wird Besserem weichen, das Gute sich behaupten, uns und den Enkeln zu bleibendem Gewinne!

Meister Anselm Hüttenbrenner.*)

Lebensskizze eines steirischen Tondichters. Von Hans von der Hann.

Auf dem Friedhofe zu St. Veit, von dem man einen ungemein lieblichen Ausblick auf die Landeshauptstadt Graz genießt, ruht einer der besten Söhne unserer grünen Mark. Eine einfache, epheuumrankte Steinpyramide sagt uns, dass hier, angesichts seiner Vaterstadt, der vieljährigen Stätte seines rastlosen, musikalischen Schaffens, der steirische Tondichter Anselm Hüttenbrenner dem jüngsten Tage entgegenschlummert.

Wie viele wohl kennen heutzutage Anselm Hüttenbrenner? Wie viele wissen überhaupt was von seinen Schöpfungen? Das berüchtigte „nemo propheta in patria", das namentlich unserer Zeit den Stempel der Undankbarkeit aufgedrückt, bewahrheitete sich auch, zu unserer Betrübnis sei es geklagt, an Anselm Hüttenbrenner! Gar vieles Treffliche hatte dieser Meister geschaffen, gar viel und verdienstvollst hatte er gewirkt inmitten und zum Wohle seiner Mitbürger, aber nicht hatte er es verstanden und es auch nicht gewollt, aus sich selbst etwas zu machen. Und daher sollte auch sein Name, sollten seine Werke der Vergessenheit anheimfallen! Sollten!! Ein großer, sich selbst überschätzender Theil der Mitwelt, eine zum Theil unwissende, gedankenlose Nachwelt schienen es zu erleichtern, dass der berühmte Meister und Tondichter, dessen Genie seinen Zeitgenossen so viele Stunden reinster Freude, reichlichsten Genusses bereitet hatte, dem Fluche des Vergessenwerdens verfalle.

Und doch soll, darf dies nicht geschehen! Des grünen Steirerlandes getreue Söhne, in denen noch der gute, alte Geist und Sinn lebt, werden es nicht zugeben, dass unserer Mark der Vorwurf gemacht würde, man habe ihrer Besten vergessen. Ein Volk, das seine Vergangenheit, seine großen Söhne nicht ehrt, sie vergisst, ist derselben nicht wert!

Noch lebenden Mitbürgern des Meisters Thun und Schaffen zurückzurufen ins Gedächtnis, dem jüngeren Nachwuchse zu zeigen, wer und von welcher Art Anselm Hüttenbrenner gewesen, soll denn auch der Zweck nachfolgender Zeilen sein. Der „Heimgarten" soll auch hier berufen sein, seine Stimme zu erheben und den Bewohnern des Landes nahezulegen, dass sie eine Ehrenpflicht zu erfüllen haben an unserem großen, eine Zeit lang vergessenen Tondichter.

Anselm Hüttenbrenner war am

*) Der 13. Oktober 1894 ist der hundertjährige Geburtstag Anselm Hüttenbrenners. Aus diesem Anlasse wird auch eine von kundiger und berufener Feder verfasste ausführliche Beschreibung des Lebens und Wirkens dieses Meisters, den die Steiermark mit Recht zu den besten und größten ihrer Söhne zählt, im Druck erscheinen.

13. October 1794 zu Graz geboren als der Sohn eines Verwalters des Dominiums Neuhof, der aber selbst Besitzer der Herrschaft Rothenthurn bei Judenburg und des Gutes Rosenegg in Geidorf war. Schon in früher Jugend bekundete sich Anselm's vorzügliches Talent für Musik, und erhielt er denn auch Unterricht im Gesange und Clavierspiele vom damaligen Domorganisten Matthäus Gell. 1802, also im Alter von acht Jahren, trat Anselm öffentlich im Redoutensaale auf und trug mit großer Sicherheit und Geläufigkeit ein Mozart'sches Concert vor. Bald darauf unternahm er mit dem berühmten Declamator Baron Südow eine kleine Kunstreise nach Triest und Klagenfurt, wo er Tonstücke von Mozart, Beethoven, Hummel und Ries vortrug und lebhaftesten Beifall erntete.

Anselm Hüttenbrenner besuchte das Gymnasium und absolvierte die philosophische Facultät. Um einem Wunsche seiner Eltern zu entsprechen, wollte er Priester werden und trat im Jahre 1811 als Novize in das berühmte Cisterzienserstift Rein ein. Er trug bereits zweieinhalb Jahre das Kleid seines Ordens, hielt sogar eine Probepredigt, verließ aber dann das Kloster, in dessen Abgeschiedenheit er besondere Muße für seine musikalische Entwickelung zu finden gehofft hatte; er war zum Bewusstsein gekommen, dass natürliche Anlage und innere Neigung ihm einen anderen Beruf als den priesterlichen vorzeichneten. So begab sich denn Hüttenbrenner nach Wien, studierte dort die Rechte und trat dann in die mititärische Gerichtspraxis; diese Laufbahn beim Auditoriate musste er aber 1820, nachdem sein Vater gestorben, wieder aufgeben, um als der älteste von sieben Kindern die als Erbschaft hinterlassenen Güter zu übernehmen. Also kehrte Hüttenbrenner nach Graz zurück und verehelichte sich mit Elise, der Tochter des kaiserlich russischen Staatsrathes Alois von Pichler. Im Gutsgebäude Rosenegg in Geidorf richtete sich das junge Ehepaar nun häuslich ein, und eine zahlreiche Nachkommenschaft, drei Söhne und sechs Töchter, erwuchs ihm in der Zeit von siebenundzwanzig Jahren glücklichsten Ehelebens. Nachdem er 1832 und 1835 dann die väterlichen Güter verkauft hatte, erwarb Hüttenbrenner sich 1839 ein eben erst erbautes Haus sammt Garten in der Laimburggasse und übersiedelte nun mit seiner Familie hieher. 1852 verließ Hüttenbrenner seine Vaterstadt Graz und zog nach Radkersburg, dann nach Marburg. Zu Beginn der Sechzigerjahre übersiedelte er nach Ober-Andritz und wohnte hier erst im sogenannten Straßerhofe, dann aber im Hause seines Schwiegersohnes, des jetzigen Reichsraths- und Landtags-Abgeordneten Mathias Kaltenegger. Daselbst schloss er am 7. Juni 1868 seine Augen für immer.

Der Aufenthalt in der kunstsinnigen Residenz bot Anselm Hüttenbrenner vielseitige Anregung. Auf Verwendung des Grafen Moriz von Fries erhielt Hüttenbrenner vom k. k. Hofcapellmeister Salieri Unterricht in der Lehre des Tonsatzes, und früher versuchte sich der aufstrebende junge Mann selbst im Componieren. Mit größter Hingabe pflegte er die edle Musik und wurde einer der fruchtbarsten Tondichter. Hüttenbrenner componierte 4 Opern und 25 Ouverturen zu den eigenen Opern und zu Tragödien von Schiller und anderen Dichtern, mehrere Chöre, 9 Messen und 3 Requiems, viele Trauermärsche, über 250 Lieder, 300 Männer-Quartette und Chöre, mehrere Sonaten, 20 sogenannte Geisterscenen, 23 Fugen für das Clavier, 2 Violin-Quartette, ein Streich-Quartett, ein Duo für Pianoforte und Cello, ein Concertino, eine Concertpolonaise, eine Festcantate, und endlich noch viele Variationen, Souvenirs, Rondeaus, Adagios und Andantes für Pianoforte zu vier

Händen u. s. w. Über den Wert der Hüttenbrenner'schen Tondichtungen, von denen viele der musikalischen Welt unbekannt geblieben sind, äußerten sich bei gelegentlichen Aufführungen berufene Musikreferenten und Zeitungen aufs schmeichelhafteste. So schrieb die „Wiener Zeitung": „Die Kunstgeschichte bewahrt Hüttenbrenners Namen dankbar. Er zählt zu den Tonmeistern ersten Ranges; er mahnt in seinen Kirchenwerken an Cherubinis Höhe." Ein anderesmal schrieb die „Wiener Zeitung" über Hüttenbrenners Ouverturen und sein großes Requiem: „In diesen Meisterwerken weht der erhabene Stil Beethovens." Von vielen Werken Hüttenbrenners, seinen Requiems, Messen, Symphonien, Gesängen, sowie seiner „Nächtlichen Heerschau" und der Oper „Leonore" sagte noch die „Allgem. Theaterzeitung", dass sie Compositionen seien, „würdig, der Vergänglichkeit entrissen, würdig, den Tonschöpfungen seiner hohen Vorbilder und Meister, Salieri und Beethoven, angereiht zu werden."

Hüttenbrenners romantische Oper „Leonore", deren Text nach der bekannten Ballade Bürgers von unserem Karl Gottfried Ritter von Leitner gedichtet worden, wurde mehrmals mit dem rauschendsten Jubel aufgenommen. Schon bei der erstmaligen Aufführung in Graz fand dieselbe seitens des überfüllten Hauses stürmischen Beifall. Dem Tondichter wurden Ehrenkränze zugeworfen und ihm einer derselben, ein Lorbeerkranz, von der Darstellerin der Titelrolle aufs Haupt gesetzt. Auch erschien über diese Oper eine äußerst schmeichelhafte Recension in der „Theaterzeitung", worin es unter anderem hieß: „Was der Musik dieser Oper einen bleibenden, ja einen classischen Wert verleihen dürfte, ist ihre Eigenthümlichkeit, ihr Reichthum an neuen Melodien, welche in Mozart'scher Lieblichkeit, Innigkeit und Klarheit dahingleiten, gepaart mit der Kraft und dem Ernste einer tiefgedachten Harmonie. Sie ist echt deutsch." Und weiters sagt dann der Referent, dass, gäbe es eine Seelenwanderung, man glauben dürfte, ein Geistesfunke des erhabenen Beethoven sei von dem ersten Momente an, wo es unserem Tondichter beschieden war, ihm die Augen zuzudrücken, in die Seele seines Jüngers und Bewunderers übergegangen.

Anselm Hüttenbrenner hatte Beethoven kennen gelernt, als er in Wien bei Salieri Unterricht nahm. Der große Meister, obwohl er sonst große Abgeschlossenheit an den Tag legte, erkannte des jungen steirischen Musikers schöne Begabung, zog ihn in seine Nähe und würdigte selbst dessen erste Compositionsversuche einer kritischen Durchsicht. Bei einer solchen Gelegenheit war es auch, dass Beethoven seine Rechte auf die Achsel des schüchternen Kunstjüngers legte und dabei sagte: „Fahren Sie so fort, Anselm Sie haben meinen Geist, und der Franz (damit war Schubert gemeint) meine Seele." Seither blieb der erhabene Meister in steten freundschaftlichen Beziehungen zu Hüttenbrenner, und diese dauerten an bis zum Tode Beethovens. Als Hüttenbrenner von der gefährlichen Erkrankung des hohen Meisters und Freundes Kenntnis erhalten, eilte er sofort von Graz nach Wien an das Krankenlager des Hochverehrten, Bewunderten. Am 26. März 1827, zwischen der fünften und sechsten Nachmittagsstunde, hauchte Ludwig van Beethoven seine erhabene Seele aus. Am Himmel hatte sich ein gewaltiges Gewitter zusammengezogen, das sich gerade im Augenblicke des Hinscheidens des Meisters unter riesigem Schneegestöber, Hagel und krachenden Donnerschlägen entlud; durch diese in so früher Jahreszeit seltene Naturerscheinung wollte gleichsam der Himmel der Welt, welche Beethoven während seines langen Leidens fast vergessen zu haben schien, selbst mit seinen gigantischen Pauken,

den harten Schlag verkünden, den er eben der Kunstwelt schlug. Bei Eintritt der traurigen Katastrophe weilten nur Hüttenbrenner und Frau van Beethoven, Gemahlin des Meisters Bruders Johann, am Sterbebette. Unserem Hüttenbrenner war es nun vergönnt, dem Unsterblichen die Augen zuzudrücken, und er that dies mit der Pietät eines Sohnes. Lebenslang blieb ihm dieser Moment eine heilige Erinnerung, und das theuerste theuerer Gedenkzeichen war ihm eine graue Locke, die er dem Haupte des dahingegangenen hohen Meisters entnehmen durfte. Diese Haarlocke Beethovens, sowie ein Stammbuch Anselm Hüttenbrenners, hochinteressant und wertvoll wegen der darin enthaltenen Einzeichnungen großer Berühmtheiten, gelangte später in den Besitz seines Schwiegersohnes, Herrn Reichsraths- und Landtags-Abgeordneten Mathias Kaltenegger, der beide Reliquien in richtiger und anerkennenswerter Pietät für Hüttenbrenner Sr. Excellenz dem Herrn Landeshauptmann Graf Wurmbrand für das Landesmuseum „Joanneum" übergab.

Hüttenbrenner war nicht nur selbst ein ausgezeichneter Musiker, sondern auch, wie „Die neue Sängerhalle" berichtet, einer der redlichsten und competentesten Kunstkritiker. Seine freie Phantasie auf dem Piano war geradezu classisch und ist von keinem Pianoforlespieler jemals übertroffen worden. Der steirische Liederdichter Jakob Eduard Schmötzer sagt diesbezüglich: „Ich habe auf meinen musikalischen Wanderungen viel Hohes und Großes gehört und kennen gelernt, außer Hummel und Hüttenbrenner gab es aber keine so klaren, gediegenen, meisterhaften und genialen Improvisatoren! Wenn so Hüttenbrenner im Halbdunkel am Clavier saß, da entlockte er dem Instrumente ein Meer von Tönen und Gedanken, bei dem man nur bedauern musste, dass diese Phantasien nicht in Noten festgehalten wurden. „Keine Phantasie war der anderen ähnlich, in jeder war ein eigener Geist und Stil. Wahrhaftig, Beethoven rauschte da durch die Tasten!"

Der Aufenthalt in Wien bot Anselm Hüttenbrenner viel geistige Anregung. Hier schloss sich sein jugendlicher Kunstgenosse Franz Schubert als Freund mit aller Wärme an ihn. Gyrowetz, Sechter, Aßmayer u. a. eiferten ihn im häufigen geselligen Verkehre durch Wort und Beispiel zu eigenem, rüstigen Wirken an. Aber auch des Umganges lieber Verwandten und Jugendgefährten aus der Heimat genoss Hüttenbrenner, wie Karl Gottfried Ritter von Leitner erzählt, in Wien. Sein Bruder Josef, nachmals Adjunct im Staatsministerium, stand zur selben Zeit schon in ämtlicher Praxis bei einer Hofstelle. Sein jüngster Bruder Heinrich, später Professor des römischen und Kirchenrechtes in Graz, besuchte damals die Wiener Alma mater, that sich aber schon damals als belletristischer und recensierender Schriftsteller hervor. Auch mit dem steirischen Dichter Karl Schröckinger verbrachte Hüttenbrenner manche Stunde, doch dauerte leider dieses freundschaftliche Verhältnis nicht lange, da es bald der Tod wieder löste.

Über die freundschaftlichen Beziehungen Hüttenbrenners zu Franz Schubert geben uns des ersteren handschriftlichen Aufzeichnungen „Bruchstücke aus dem Leben des Liedercomponisten Franz Schubert" Aufschluss. Dieses wertvolle Schriftstück wurde dem Schreiber dieses von dem Sohne des Meisters, Herrn k. k. Bezirksrichter Felix Hüttenbrenner im Originale und in selbst besorgter Abschrift zur Verfügung gestellt. Da diese Aufzeichnungen das weitgehendste Interesse erregen dürfen, so soll daraus mitgetheilt werden, was auf die persönlichen Beziehungen beider berühmten Männer Bezug hat.

Hüttenbrenner lernte Schubert bei Salieri kennen, bei dem sie wöchentlich zwei- bis dreimal zusammenkamen. Sie besuchten sich nun gegenseitig sehr häufig, gewonnen einander lieb und wurden intime Freunde, so Brüder. Als Hüttenbrenner Schubert das erstemol besuchte, es war in strenger Winterszeit, fand er ihn in einem halbdunkeln, feuchten und ungeheizten Kämmerlein, gehüllt in einen alten, sodenscheinigen Schlafrock, frierend und dabei componierend.

Hüttenbrenner und seine Brüder, welche sich in glücklicheren Verhältnissen als ihr Freund befanden, standen Schubert redlich zur Seite. Viele Lieder Schuberts, so der „Erlkönig", „Gretchen am Spinnrad", u. a. waren schon einige Jahre hindurch unter seinen Freunden bekannt und verbreitet, ehe eines derselben im Stiche erschienen war. Es wollte sich aber kein Verleger dazu finden, auch wenn sie Schubert ohne Honorar hergegeben hätte. Da ließ Hüttenbrenners Bruder Josef mehrere Lieder auf eigene Kosten stechen und bei Diabelli erscheinen; sie fanden guten Absatz, und was nach Abzug der Auslagskosten erübrigte, wurde dem zumeist geldlosen Liedercomponisten eingehändigt, der nun endlich einen kleinen Lohn für seine Mühen erntete. Als nun Diabelli sah, dass noch Schuberts Liedern eine stets größere Nachfrage entstand, bot er dem immer beliebter werdenden Tondichter für jedes Heft zweihundert Gulden W. W. an, wodurch Schuberts beschränkter Lage ein Ende gemacht und er in den Stand gesetzt wurde, sich sorgenlos der hehren Tondichtung widmen zu können.

Noch in einer anderen Weise nahm sich unseres Meisters Bruder Josef um Schubert an. Letzterer war nämlich auf seine Manuskripte wenig achtsam. Er trug den guten Freunden, die zu ihm kamen, seine neuen Lieder vor. Gefielen diese ihnen, so nahmen sie gerne die Hefte und Notenblätter mit sich fort und versprachen, selbe bald wieder zu bringen. Dies geschah aber nur selten, und so wusste oft Schubert nicht, wer dieses oder jenes Lied fortgetragen habe. Da entschloss sich nun Hüttenbrenner Josef, der mit Schubert im selben Hause wohnte, alle die zerstreuten Compositionen zu sammeln, was ihm auch nach vielen Nachforschungen gelang. Über zweihundert Lieder rettete er auf diese Weise, und Schubert übergab ihm nun hocherfreut alle seine Tondichtungen in Verwahrung.

Alle Donnerstage trafen Hüttenbrenner, Schubert, Aßmayer und Mozzatti bei letzterem abends zusammen, wo sie die von ihnen componierten Männer-Quartette, dann aber auch solche von C. M. von Weber und Konradin Kreutzer sangen. Mit Schubert kam Hüttenbrenner sonst gewöhnlich im Gasthause zur „schwarzen Katze" in der Annenstraße oder bei der Schnecke zusammen, wo ersterer gewöhnlich bayrisches Bier trank und viel dazu rauchte; waren die beiden aber mehr bei Cassa, so wurde Wein und bei besonders günstigen Umständen auch Punsch in der Weihburggasse getrunken. Eines Abends lud Hüttenbrenner Schubert zu sich, um mit ihm einige Flaschen rothen Wein zu trinken, den er von einer vornehmen Familie für mehrmaliges Accompagnieren erhalten. Nachdem der edle Szerarder bis auf den letzten Tropfen getrunken worden, setzte sich Schubert an Hüttenbrenners Pult und componierte das schöne Lied „Die Forelle". Damit fertig, ergriff er, schon schlaftrunken, anstatt Streusand das Tintenfass und begoss damit das Notenblatt, darauf er dann eine Entschuldigung schrieb.

Schubert war kein Freund von vielem Toilettemachen, denn ehe er sich dazu bequemte, schlug er lieber Einladungen aus den besten Gesellschaftskreisen aus. Als er einst im Kärnthnerthor-Theater, in welchem eine von

ihm componierte Operette zum erstenmale aufgeführt wurde, mit Hüttenbrenner auf der letzten Galerie saß und das Publicum alle Nummern mit Jubel und größtem Beifalle aufnahm, wurde Schubert stürmisch gerufen. Er wollte jedoch nicht auf die Bühne hinabgehen, da er nur einen alten Caputrock anhatte. Hüttenbrenner zog eiligst seinen Frack aus und bestürmte Schubert, denselben anzuziehen und vor das Publicum zu treten; doch dazu war der berühmte Liedermeister zu scheu und unentschlossen. Da das Hervorrufen kein Ende nehmen wollte, meldete der Regisseur, Schubert sei im Hause nicht anwesend. Lächelnd hörte der Componist dies an und zog dann Hüttenbrenner mit sich in ein Gasthaus in der Singerstraße, wo beide bei einigen Gläsern edlen Rebensaftes das glückliche Debut der Operette feierten.

Schubert und Hüttenbrenner führten sich gegenseitig in die besten Kreise ein. Sang Schubert in einem solchen musikalischen Zirkel seine Lieder, so begleitete er sie gewöhnlich selbst am Clavier; sangen andere, so accompagnierte meistens Hüttenbrenner, Schubert aber setzte sich in einen Winkel des Salons oder gar in ein Nebenzimmer und hörte zu. Eines Abends, als ihm viele Schmeicheleien aus schönem Munde gesagt wurden, lispelte er Hüttenbrenner ins Ohr: „Du, diese Frauenzimmer sind mir zuwider mit ihren Artigkeiten. Sie verstehen von der Musik nichts und was sie mir sagen, geht ihnen nicht vom Herzen. Geh, Anselm, da und bring mir heimlich ein Glasel Wein!"

Als Hüttenbrenner beim Buchhändler Geistinger am Kohlmarkt wohnte, wo ihn Schubert oft besuchte und auch bei ihm übernachtete, bat ersterer seinen Freund, für ihn die gemüthlichen Trauerwalzer, welche man eine zeitlang Beethoven zuschrieb, zu Papier zu bringen, weil so viele von einander abweichende Abschriften hievon existierten. Schubert that es und schrieb auf den Rand des Notenblattes: „Aufgeschrieben für mein Kaffee-, Wein- und Punsch-Brüderl Anselm Hüttenbrenner, Compositeur. Wien den 14. März im Jahre des Herrn 1818 in seiner höchst eigenen Behausung monatlich dreißig Gulden W. W."

Schubert dedicierte Hüttenbrenner auch eine Sonate in Cis-dur, die aber so schwierig gesetzt war, dass er sie selbst ohne Anstoß nicht spielen konnte; auch fand sich für selbe kein Verleger, da niemand „eine so abschreckend schwere Composition" sich zu veröffentlichen getraute, und sie nur geringen Absatz zu gewärtigen hatte. —

Wie innig Hüttenbrenner an Schubert hieng, mag folgende Episode beweisen. Am 7. März 1821 wurde Schuberts „Erlkönig" zum erstenmale, und zwar in einer im k. k. Hoftheater veranstalteten großen musikalischen Akademie vorgetragen. Der Hofopernsänger Vogl sang, hiebei von Hüttenbrenner auf dem Clavier begleitet, diese Composition mit solcher Gediegenheit und Begeisterung, dass das Lied wiederholt werden musste. Später vertonte Hüttenbrenner selbst den „Erlkönig" und zeigte das Manuskript Schubert. Dieser prüfte das Lied und sagte darauf zu Hüttenbrenner: „Anselm, gib du deinen Erlkönig heraus, ich ziehe meinen zurück!" Hüttenbrenner entgegnete: „Franz, so lange ich lebe, bekommt meinen Erlkönig kein Mensch zu Gesichte!" Und der Meister hielt Wort. Keine Menschenseele ahnte was davon. Erst nach dem Tode Schuberts, im Jahre 1829 zog Hüttenbrenner seinen Erlkönig wieder hervor und brachte ihn neuerdings zu Papier und 1832 schrieb er das Lied nochmals nieder, das Original aber vernichtete er. Und wirklich hatte noch niemand dieses herrliche Lied zu Lebzeiten des Meisters zu Gesichte bekommen, wie es überhaupt noch nie öffentlich vorgetragen wurde.

Schuberts Tod am 19. November 1828 übte auf Hüttenbrenner einen tiefernsten, nachhaltigen Eindruck aus.

Schon 1825 war Hüttenbrenner zum Director des steiermärkischen Musikvereines gewählt worden und bekleidete er diese Ehrenstelle viele Jahre. In dieser Eigenschaft wendete er sein Augenmerk vorzüglich den Gesangs- und Instrumentalschulen des Vereines zu. Gar vielen seiner Zöglinge griff er unter die Arme, unterwies sie in der Musik und unterstützte sie. In den Jahren 1829 bis 1831 besuchte auch Jakob Eduard Schmölzer Hüttenbrenner in seiner Behausung in Geidorf, der ihm Unterricht im Generalbasse und in der Harmonielehre ertheilte. Als Schmölzer den Meister einst fragte, was er für die Stunde zu zahlen habe, klopfte ihm Hüttenbrenner auf die Schultern und sagte: „Lernen Sie nur fleißig, befolgen Sie meine Lehren und schreiben Sie viel, denn ohne Übung kommen Sie nicht weiter; mir haben Sie nichts zu zahlen. Kommen Sie, wann Sie können!"

Als Hüttenbrenner eines Tages Schmölzer die Wirkung der sogenannten „weiten Harmonie" erklärte, versuchte dieser selbe auch allsogleich anzuwenden, indem er die Begleitung zu einem seiner Flötenconcerte schrieb, das er im Musikvereine unter Hüttenbrenner vortragen sollte. Aber wie wandte Schmölzer diese weite Harmonie an! Er setzte die Trompeten ungemein in die Höhe, die Clarinetten tief, die Oboes in die Mitte. Als Schmölzer mit dieser Instrumentation in den Rittersaal zur Probe kam, schlugen die Musiker die Hände über dem Kopfe zusammen über diesen musikalischen Gallimatthias. Alles lachte, Schmölzer gleichfalls, nur Hüttenbrenner blieb ernst, prüfte das Concertstück und sagte dann: „Meine Herren, seien Sie nicht ungerecht! Es handelt sich hier nur um eine unrichtige Malerei, doch die Zeichnung ist gut!" Sprach es, nahm einen Stift und verbesserte die Trompetenstimmen. Des anderen Tages fand das Concert statt und Schmölzers Composition erntete vielen Beifall. So rettete Hüttenbrenner die Arbeit des Schülers.

Auf Schmölzer machte des Meisters Handlungsweise einen nachhaltigen Eindruck, und fast kleinmüthig fragte er ihn eines Tages, wie lange er denn lernen und schreiben müsste, bis er alles schreiben könne, wie er es sich denke, und bis wann er überhaupt etwas Fertiges schreiben könne? Hüttenbrenner antwortete: „Zwanzig Jahre!" Als dann der Meister im Jahre 1852 seinen Schüler in Radkersburg besuchte, fragte er Schmölzer: „Nun, habe ich recht wegen der zwanzig Jahre?"

Als Hüttenbrenner einst eine Concert-Ouverture Schmölzers hörte, gieng er auf den Componisten zu, drückte ihm die Hand und sagte: „Sie hätten mir keinen schöneren Lohn für die Ihnen gegebenen Generalbassstunden geben können, als die Ouverture. Ich gratuliere Ihnen!" Überhaupt fand Schmölzer Hüttenbrenner zu jeder Zeit bereit, ihm mit Rath und That an die Hand zu gehen; auch besprach der Meister als damaliger Musikreferent der „Grazer Zeitung" seinen Schüler als Flötist und Componist stets wohlwollend, gerecht und aneifernd.

Im Jahre 1846 kam Schmölzer wieder nach Graz und verkehrte nun viel mit seinem verehrten Meister. In ihm fand er zur Zeit der allgemeinen Erhebung einen verständigen und richtigen Beurtheiler der Zeitströmung.

Um diese Zeit sprach Hüttenbrenner fast täglich beim „Löwenwirt" in Wattendorf zu, wo er mit einigen Freunden sich angenehm unterhielt. Damals entstand auch der ungemein ansprechende Chor „Das Mailüfterl", der so oft und gerne gesungen wurde. Auf dem Heimwege von Wattendorf fielen dem Tondichter eine Menge

von Sprichwörtern ein und diese vertonte er dann in Gedanken. Einst begegnete ihm Schmölzer, als Hüttenbrenner sang und dazu agierte. Schmölzer grüßte ihn: „Guten Abend, Meister!“ Da lächelte Hüttenbrenner und sagte: „Halt, das passt mir gerade. Ich wollte in einen Chor, den ich soeben in Gedanken componierte, eine Abwechslung bringen — das „guten Abend“ gibt mir den Fingerzeug — etwas Ruhe — dann kann's wieder fortgehen!“ Es war der humoristische Chor: „Es ist noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen.“ Und solche Chöre hatte der Meister gar viele componiert; sie mögen ihr Dasein zumeist wohl jenen Zufälligkeiten und Eindrücken verdankt haben, welche bei begabten Menschen sich so leicht geltend machen. „Man kann sich — sagt Jakob Eduard Schmölzer — kaum etwas Köstlicheres in diesem Genre des Männergesanges denken, als diese echt humoristischen Chöre, die bei guter Ausführung durchweg gefallen müssen. Das ist Musik, das ist geistige Durcharbeitung, und wenn auch die Sprichwörter ohne allen weiteren Wortschwall allein erklingen, so werden die meist kurz gehaltenen Chöre nie langweilig oder gar trivial, wie es meistens in den neuen, modernen komischen Chören der Fall ist.“

Seines Gönners und Freundes Beethoven Hingang hatte Anselm Hüttenbrenner so erschüttert, auf ihn einen so tiefen und bleibenden Eindruck gemacht, dass der Meister mehrere Jahre hindurch nur Kirchenwerke componierte. Zu den hervorragendsten dieser seiner Schöpfungen zählen vor allem seine Requiems. Eines derselben, das erste, schrieb Hüttenbrenner schon 1825. Als er eifrig an diesem Werke arbeitete, sagte die damals schon leidende Mutter des Tondichters: „Aber, lieber Anselm, schreibe doch nicht so spät in die Nacht hinein und verdirb dir nicht so die Augen! Es ist gerade, als ob du das Requiem für mich schriebest!“ Nachdem Hüttenbrenner das Requiem eben vollendet hatte, traf aus Wien die Nachricht ein, dass Salieri gestorben sei. Der Meister bestimmte sein neues Tonwerk zur Todtenfeier seines berühmten Lehrers, und es kam auch bei dieser am 16. Juni 1825 zur ersten Aufführung. Aber unmittelbar des Tages vorher war auch Hüttenbrenners Mutter, wie sie es geahnt hatte, aus diesem Leben geschieden, und so wurde denn dieses hehre Tonwerk ihres Sohnes wirklich bei dem für sie veranstalteten Seelenamte zum zweitenmale gegeben. Zwei Jahre darauf wurde es zur Todtenfeier Beethovens und später zu jener des Kaisers Franz I. zu Graz gegeben; auch zur Todtenfeier Schuberts wurde dieses so erschütternde und mächtig ergreifende Tonwerk in Wien, und zwar von mehr als hundert Musikern, zur Aufführung gebracht.

Ein zweites Requiem entstand im Jahre 1832, und im Jahre 1840 schrieb er ein drittes. Hüttenbrenner schrieb es für sein eigenes Seelenamt bei tiefer Erregung in sehr kurzer Zeit. Es wurde nur einmal, am 2. März 1842, dem Gedächtnistage Kaisers Franz I., in der Domkirche zu Graz aufgeführt. Alle Singstimmen waren vierfach und ausgezeichnet besetzt und der Musikchor fasste kaum alle mitwirkenden Musiker, die zu den vorzüglichsten der Stadt zählten. Durch ein Fußleiden an das Bett gefesselt, konnte Hüttenbrenner weder der Probe noch der Aufführung selbst beiwohnen. Allgemein wurde dieses Tonwerk in Bezug auf Melodie und Effect seinem ersten Requiem vorgezogen. Seither wurde diese Schöpfung niemals mehr aufgeführt; der Meister gestattete die Wiedervorführung desselben, eingedenk seiner ursprünglichen Bestimmung, nicht wieder.

Anselm Hüttenbrenner erfreute sich der Freundschaft vieler ausgezeichneter Männer, darunter auch der heimischen

Dichter Karl Gottfried Ritter von Leitner und des unter dem Pseudonym Hilarius bestbekannten Freiherrn von Rast. Von beiden setzte Hüttenbrenner zahlreiche Gedichte in Musik.

Vom Jahre 1855 angefangen verlor Hüttenbrenner seine frühere Lust und Freude an der Musik, er zog sich immer mehr und mehr zurück. Als ihm einmal darüber Schmölzer seine Verwunderung aussprach, dass man von seinen Werken gar nichts mehr höre, und warum er denn sein Pfund vergrabe, sagte er: „Ach, lassens mich aus . . . .! Die Leute glauben, ich soll um die Gunst jetzt betteln, dass sie von mir etwas aufführen." Hüttenbrenner war offenbar tief gekränkt und hielt deshalb mit seinen Werken mehr denn je zurück. Es war aber auch für den Meister eine entwürdigende Zumuthung, seine Werke früher musikalisch censurieren zu lassen und gewissermaßen die Aufführung als Gnade hinzunehmen. Also wurde der von den besten Musikern Deutschlands hochverehrte und hochgeachtete Tonmeister, der „Beethoven ebenbürtige Geist, der Confrater Franz Schuberts — " in seiner Heimat ignoriert. Infolgedessen wurde auch Hüttenbrenner immer mehr und mehr seinem eigentlichen Wirkungskreise fremd, bis er in völlige Apathie versank.

Wohl fehlte es ihm in früheren Jahren auch in der Heimat und im Vaterlande nicht an Ehrenbezeigungen, selbst das Ausland erwies ihm solche. 1830 wurde Hüttenbrenner vom Musik-Vereine des Herzogthums Kärnten und dem von Warasdin zum Ehrenmitgliede ernannt, ebenso 1835 von der philharmonischen Gesellschaft in Laibach und 1842 vom Ischler Musikvereine, nachdem zwei Jahre vorher, 1840, der deutsche Nationalverein für Musik und Wissenschaft mittelst vom Präsidenten Dr. Louis Spohr selbst unterzeichneten Diplome unseren heimischen Tondichter durch die Ernennung zum Ehrenmitgliede ausgezeichnet hatte. Die gleiche Ehre erwiesen ihm auch 1843 der Musikverein zu Marburg und 1849 der Grazer Männergesangverein.

Auch sonst berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger auf angesehene Ehrenposten. So wählte ihn ungefähr 1832 das uniformierte Bürgercorps in Graz zum Musikinspector und Oberlieutenant im Stabe, in welcher Eigenschaft er durch sorgfältige Proben, gute Wahl der Tonstücke, eigene Marschcompositionen und ähnliche Einflussnahme das Gedeihen der Kapelle, an deren Spitze er selbst bei feierlichen Gelegenheiten ausrückte, zu fördern suchte. 1834 bis 1852 versah Hüttenbrenner mit der regsten Thätigkeit auch die Ehrenämter eines Directions-Mitgliedes des Curatoriums und des beständigen Ausschusses der steiermärkischen Sparcasse, an deren Gründung er sich schon anfänglich durch die Widmung eines Wohlthäterbeitrages betheiligt hatte.

So hatte also Hüttenbrenner nach besten Kräften in seiner Vaterstadt Graz gewirkt. Wie wenig hätte es bedurft, den Lebensabend des Meisters zu verschönern, und wie viel hat man diesfalls zu thun — unterlassen! Man hatte ihn einfach nicht mehr verstanden, ihn vielleicht auch nicht verstehen wollen. Kommt doch solches auch heutzutage vor, wo Fremdlinge sich anmaßen, eine tonangebende Rolle zu spielen, und die maßgebenden Kreise solches gestatten, ja noch dazu fördern, während die heimischen Landessöhne einfach beiseite geschoben werden!

Das Jahr 1848 schlug unserem Meister eine schwere Wunde, er verlor damals, und zwar im Herbste, seine vortreffliche Gattin, mit der er siebenundzwanzig Jahre in glücklichster Ehe gelebt hatte, durch den Tod. Um diese Zeit befanden sich zwei seiner Söhne, Peter und Paul, bei der Armee in Italien und nahmen Theil an den Siegesschlagen desselben. Als 1858 dieselben als

Officiere in Wien garnisonierten, verbrachte Hüttenbrenner ein Jahr in der Reichshauptstadt, dem Schauplatze seiner ersten jugendlichen Bestrebungen und Erfolge in der Kunst. Als aber seine Söhne 1859 abermals in das Feld marschierten, zog es unseren Meister wieder in die Heimat, in seine Vaterstadt. Nach der unglücklichen Schlacht bei Magenta, welche beide Söhne mitfochten, betrauerte Hüttenbrenner lange Wochen den Tod seines Sohnes Peter. Dieser war schwer verwundet worden und hatte drei Tage auf dem Schlachtfelde gelegen, gerieth in Gefangenschaft und wurde in den Dienstlisten als geblieben angeführt. Sein älterer Sohn focht auch in der Schlacht bei Solferino mit. Der jüngste der Söhne, Felix, wandte sich der gerichtlichen Praxis zu.

Nach dem Kriege im Jahre 1859 brachten Hüttenbrenners Söhne und Töchter gemeinschaftlich eine ländliche Besitzung in Ober-Andritz, den Straßerhof an sich, und nun nahm der Meister den Aufenthalt bei seinen Kindern, welche ihrem Vater in ehrfurchtsvoller Liebe zugethan waren. Hier im Thale der Andritz, in diesem schönsten Theile des Grazer Feldes, fühlte sich Hüttenbrenner bald heimisch. Nach dem Wiederverkaufe des Straßerhofes übersiedelte er zu seinem Eidam, dem Gemahl seiner jüngsten Tochter Angelika, dem jetzigen Herrn Reichsraths- und Landtags-Abgeordneten Mathias Kaltenegger.

Über die letzten Lebensjahre unseres betagten Tondichters brachte Karl Gottfried Ritter von Leitner eine ausführlichere Beschreibung, der hier Folgendes entnommen werden soll: Hüttenbrenner wohnte hier, wie ehemals in seinem eigenen Hause, im Erdgeschoße, weil ihm bei dem vorgerückten Alter das Ersteigen einer Treppe schon zu beschwerlich geworden war. Er hatte ein einziges Stübchen, darin er ganz allein waltete, da er seine wenigen Bedürfnisse selbst zu besorgen liebte. Mäßig in jeder Beziehung, fühlte er wie alle, die durch geistige Thätigkeit ihre Nerven stark in Anspruch genommen hatten, ein größeres Bedürfnis nach Schlaf. So kam es, dass Hüttenbrenner schon, ehe noch die Sonne untergegangen war, sein Nachtlager suchte. Dafür aber war er auch schon bei Tagesgrauen, im Sommer häufig schon um vier Uhr außer Bette, und wanderte dann nach der Bestellung seines kleinen Hauses allein in das Freie. Überhaupt war es seine Gewohnheit, tagsüber, angethan mit einem grün ausgeschlagenen Steirerrocke und einem grünen Steirerhute, langsam durch Dorf und Feld, Wiese und Wald umher zu schlendern und mit den ihm Begegnenden oder auf dem Felde Arbeitenden freundliche Gespräche anzuknüpfen. Manchmal bemerkten seine Angehörigen, dass er eifrig schrieb, aber niemand konnte erfahren, was seine Feder so angelegentlich beschäftigte. Im dreiundsiebzigsten Lebensjahre begann er noch eine Messe zu componieren, doch blieb dieselbe nur ein Bruchstück.

Immer mehr und mehr fühlte Hüttenbrenner in sich den Drang, sich ganz auf sich selbst zurückzuziehen. In dieser seiner selbst gewählten Lebensweise, die freilich auch von manchen Eigenthümlichkeiten begleitet war, durfte er nicht einmal von seinen nächsten Angehörigen gestört werden. Er mied in den letzteren Jahren den Verkehr mit seinen Bekannten und wich selbst oft seinen vertrauteren Freunden, wenn es möglich war, aus. Überraschte man ihn dennoch in seiner Zurückgezogenheit, so war er anfänglich etwas zurückhaltend, wie geniert, und im Gespräch ziemlich einsilbig. Von Musik durfte man ihm schon gar nicht sprechen, wollte man ihn nicht in Unmuth und Aufregung versetzen; dagegen, wenn sich das Gespräch um ernste Gegenstände, etwa politische Zeitereignisse

und freisinnige Reformbestrebungen drehte, konnte sich Hüttenbrenner etwas erwärmen und legte dann eine regere Theilnahme an den Tag.

Alle Bemühungen, selbst die seines von ihm hochgeachteten Schülers Jakob Eduard Schmölzer, Hüttenbrenner nochmals zu einem musikalischen Wirken aufzurütteln, blieben fruchtlos. Monate lang rührte er keine Taste seines Pianoforte an. an. Nur in höchst seltenen Fällen, wenn er genau wusste, dass alle seine Angehörigen vom Hause abwesend seien, und er also im selben ganz allein war, setzte er sich an das Clavier und ergieng sich dann in wundervollen Phantasien; bemerkte er aber nur von ferne das Herannahen von Zuhörern, so brach er sein Spiel sofort ab, und niemand vermochte ihn mehr dazu, auch nur einen Ton anzuschlagen. Hätte — sagt Ritter von Leitner — ein seelenkundiger Freund diese geheimen Träumereien belauschen können, er würde vielleicht daraus manchen rührenden Klagelaut aus der inneren Leidensgeschichte einer tief angelegten, aber so wenig verstandenen Künstlernatur vernommen haben.

Hüttenbrenner behielt äußerlich bis in letzter Zeit das Aussehen eines lebensfrischen Greises bei, jedoch wurden seine Spaziergänge infolge allmählich zunehmender Schwäche immer kürzer und beschränkten sich zuletzt nur auf Ober-Andritz und dessen nächste Umgebung. Anfangs Mai 1868 raffte sich der Meister, jede Begleitung freundlich ablehnend, auf, sich in gewohnter Weise wie einstmals zu Fuß nach der Stadt zu begeben, um einige kleine Geschäfte, wie er es stets zu thun pflegte, selbst zu besorgen. Sein Mittagmahl nahm er in einem Gasthause ein, wo er zufällig einen alten Schulfreund und getreuen Verehrer, den ehemaligen Guberniatbeamten Josef Deibl traf. Diesem theilte Hüttenbrenner mit, dass er zu diesem Gange von Andritz nach Graz volle drei Stunden gebraucht habe, und er glaube, dass es wohl das letztemal gewesen sei, dass er seine Vaterstadt gesehen habe. Und so war es auch! Hüttenbrenner musste sich zur Heimkehr einer Mietkutsche bedienen. Nach seiner Nachhausekunft fühlte er sich sehr ermüdet, und von dieser Stunde an begann er zu kränkeln. Es stellte sich ein schmerzhaftes Unterleibsleiden ein, und des Meisters Kräfte nahmen rasch ab; später drängte sich das Blut dem Haupte zu, und ein schleichender Kopftyphus ließ bald das Äußerste befürchten. Von seinen Angehörigen wurde der Kranke mit aufopfernder Sorgfalt gepflegt und es brauchte ihrerseits viele Mühe, dass der schwerkranke Tondichter sich den Besuch eines theilnehmend herbeigeeilten, seinem Hause längst befreundeten Arztes gefallen ließ.

Mehrere Wochen litt Hüttenbrenner Nacht für Nacht an Schlaflosigkeit und duldete so die peinlichsten Schmerzen. Eine Erleichterung war es ihm, wenn ihn seine getreuen Pfleger liebevoll in den Obstgarten hinaustrugen und ihm hier am Ufer der vorüberrauschenden Andritz im Schatten der Bäume ein bequemes Lager zurecht richteten. Hier verblieb er tagsüber, und gegen Abend brachte man ihn wieder in sein Stübchen zurück. In den ersten Tagen des Juni vermochte er aber auch diese Erleichterung nicht mehr zu ertragen, und am fünften Juni um sieben Uhr morgens, nachdem er die Tröstungen der heiligen Religion empfangen hatte, verschied Anselm Hüttenbrenner sanft in den Armen seiner Kinder.

Der Tod, den er in stummer Resignation erwartete, er befreite den greisen Tonmeister nicht nur von seiner Pein, er löste auch harmonisch auf all die herben Dissonanzen, die sein Gemüth so sehr verstimmt hatten.

Als die Trauerkunde erscholl: „Anselm Hüttenbrenner ist gestorben", da ward man sich wohl bewusst des

erlittenen großen Verlustes. Der Grazer Männer-Gesangsverein, der akademische Gesangsverein von Graz und die Andritzer Liedertafel erschienen mit umflorten Fahnen, um dem dahingeschiedenen Tondichter das letzte Geleite zu geben. Die Musikkapelle des Grazer uniformierten Bürgercorps, an deren Spitze der Verstorbene einst so oft ausgerückt, spielte erschütternde Trauermärsche, während der von einer außerordentlich zahlreichen Menge, darunter vielen berühmten Persönlichkeiten, begleitete Leichenzug nach dem Friedhofe zu St. Veit sich bewegte, wo der dahingegange Meister in dem von ihm eigens bestimmten Grabe zur ewigen Ruhe bestattet wurde.

Anselm Hüttenbrenner war ein schöpferisches Talent von seltenem Reichthume. Noch leben manche, die Hüttenbrenner kannten, liebten und ehrten, die es zu würdigen wussten, dass der Meister nicht durch Bücklinge sich die Gunst der Menge, nicht die einflussreicher Männer erringen wollte. Er war sich seines Wertes selbst bewusst, wie jeder echte Mann; seine Tonschöpfungen wurden vielfach und maßgebenderseits jenen von Männern verglichen, welche die ersten seiner Kunst in seiner Zeit und in seinem Volke waren. Von Hüttenbrenner galt daher auch des Dichters Wort: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Über dem schlichten Grabeshügel, der die irdischen Überreste unseres heimischen Tondichters birgt, zeigt sich uns das edle Lichtbild seines geistigen Wesens, immer klarer sehen wir es aufsteigen und im milden Ernste hinwandeln durch die kommenden Tage.

Die Muse der Geschichte hat in die Erinnerungsbücher der Tonkunst und zumal in jene unseres Vaterlandes des Meisters hochachtbaren Künstlernamen auf einem Ehrenblatte eingezeichnet für immerdar. Der Gegenwart und Zukunft bleibt es vorbehalten, wieder gut zu machen, was die Vergangenheit verschuldet hat an unserem vor einem Vierteljahrhundert dahingegangenen hervorragenden Landsmann.

Einem Realisten.

Du schilderst mit schwarzen Farben
Der Menschen ganzes Geschlecht,
Die Welt ist ein Lügengebäude,
Wo Unrecht wird zum Recht?

Von Treue will man nichts wissen,
Vertrauen ist nur ein Wahn.
Die Menschen sind schlau und betrügen,
Dass keinem man glauben kann!

Nun, Freund, nur eine Frage!
„Wenn alles Lüge ist,
Weshalb denn soll man glauben,
Dass du — kein Lügner bist?!" . . . .

Franz Wolff, Gedichte.

Winterabende im Gebirgsbauernhause.

Vor einiger Zeit las ich einen sogenannten cutturhistorischen Aufsatz, in welchem dargethan wird, dafs vor ein paar hundert Jahren noch an den Winterabenden die Deutschen in ihren Wohnungen sich vor Kälte nicht zu schützen wufsten, dafs es an solchen Abenden sehr öde und ungemüthlich gewesen sei und dafs man sich nur im geschützteren Bette einigermafsen zu trösten gesucht habe. Das ist ein recht verständiger Culturforscher, der so schreibt! Vielleicht, dafs uns moderne Pfründner gefröstelt hätte bei den offenen Kaminen und knisternden Herdfeuern der Vorfahren, sie selbst sind aus Wärmebedürfnis keine Nesthocker gewesen. Ich behaupte, dafs selbst vor tausend Jahren, als noch keine Fufsdiele und kein Fensterglas und kein Federbett war, die Germanen weniger gefroren haben, als wir verweichlichten blutteeren Schemen einer Cultur, welche die Menschenwohnungen zu Treibhäusern gemacht hat mit 15 Grad Wärme im Stiegenhaus wie im Boudoir.

Seine Bedürfnisse zu decken, das hat der Mensch zu allen Zeiten verstanden. Hat er sich gegen rauhe Luft weniger sorgfältig abgeschlossen als heute, so ist er gegen sie eben weniger empfindlich gewesen.

Ich bin noch nicht zweihundert Jahre alt, habe auch nichts aus Büchern, und doch kann ich vielleicht annähernd angeben, wie unsere Vorfahren gewohnt haben und auch, wie sie ihre Winterabende zuzubringen pflegten. Ich bin in meiner Jugend in vielen oberländischen Bauernhäusern gewesen, die mehrere hundert Jahre alt waren, und die Leute, die darin wohnten, und ihre Verhältnisse hatten sich seit Jahrhunderten auch nicht viel verändert.

Es gab nicht leicht etwas Gemüthlicheres, als einen Winterabend in einem alten grofsen Gebirgsbauernhause. Draufsen das Stürmen und Stöbern, dafs die Dachlatten klappern, oder die eisige Kälte, dafs der Schnee winselt unter den Tritten des letzten Heimkehrenden. Das Haus ist noch eines jener alten Art, in welcher Wohnstube, Gesindestube und Küche ein einziger ungetheilter Raum sind. Auf dem grofsen Kochherde knattert das offene Feuer, um welches die Töpfe des zu bereitenden Abendmahles stehen: die siedende Milchsuppe, die kochenden Erdäpfel, das brodelnde Speckkraut. Der höhere Theil der Stube ist erfüllt von grauem Rauche, der sachte durch den Rauchkamin, oder zur offenen Thür hinaussteigt. Die Stube hat förmlich ihren Wolkenhimmel und wenn der lange Hans von der Bank aufsteht, so ragt sein Haupt in die Wolken hinein, wovon er aber weiter kein Aufhebens macht. „Das Fleisch mufs gesetzt werden, wenn es aushalten soll.“ Zur offenen

Thür geht's kalt herein, geht's „frisch" herein, wie sie sagen, gut, so setzt man sich an den geschützteren Tisch oder hinter den Ofen. Sobald das Feuer niedergebrannt ist, hört der Rauch auf, die Thür kann geschlossen werden und nun wird's warm. Wisset ihr, was das ist, die Herdglut? Wenn Holz verbrennt, so gibt's Asche; es gehört eine besondere Geschicklichkeit dazu, eine Glut zu machen, die rauchlos, roth leuchtend und rein viele Stunden lang glost. Die Hausmutter versteht sie zu richten und zu hüten, aber auch auszunützen. Entweder sie brät in der Herdglut Erdäpfel, Rüben oder Obst als besonderen Leckerbissen, oder Kukuruzzapfen, oder gar Forellen. Oder sie stellt eine Pfanne darüber und schmorrt Nocken oder Schmalzmus oder Sterz, und der wohlige Duft durchzieht die Stube, den gesunden Appetit so recht auffrischend, der bald befriedigt werden soll.

Neben dem Tische steht ein Gestell mit einem eisernen Zwickhaken, in welchen der brennende Kienspan gezwickt wird. Diese Kienspanflamme gibt dem Tische und Umgebung ihr rothes, warmes, freundliches Licht. Manchmal muss sie geputzt werden, des weiteren brennt sie ruhig den Span entlang. Die Kohle des Spans gibt allerhand Anregung; ringelt sie sich, so steht für jemanden im Hause Verdruss bevor, zwieselt sie sich, so steigt noch am selben Tage ein Fremder zur Thür herein; streut man Salz in den Zwiesel, so muss der Eintretende sich am Rücken kratzen. Knistert die Kohle oder pfeift sie gar, so rufen arme Seelen im Fegefeuer um Hilfe. Springt die Kohle plötzlich von der Flamme ab, so macht irgend ein Verlobter oder eine Verlobte im Hause einen „Seitensprung". Häufig geben solche Zufälligkeiten dem Gespräche der Anwesenden Wendung, Gehalt und Witz.

Der Hausvater deckt den Tisch und macht Brotschnitten für die Suppe. Die Knechte sitzen an den Bänken herum, richten ihre Pfeifen oder bereiten die Arbeit vor, die nach dem Nachtmahle zu verrichten ist. Die Mägde haben noch über und über zu thun am Herde oder im Stalle. Unter der Bank hockt die Katze und spinnt, oder der Hund, und knurrt manchmal ein wenig, damit man seiner nicht vergesse, wenn die Suppe fertig ist. In der Nische unter dem Herde oder hinter demselben, oder oben auf der rußigen Asen hocken die Hühner.

Nun kommt die dampfende Suppenschüssel, das laute gemeinsame Gebet, dann setzen sich alle zusammen um den großen Tisch, der Hausvater, die Kinder, das Gesinde, endlich hat auch die Hausmutter Zeit. Die Hausmutter hat vor lauter Thätigkeit und Umschau selten für etwas Zeit, am wenigsten fürs Essen; sie braucht auch fast nichts, sie lebt vom Kochen.

Das Essen geht langsam und mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich, obzwar der Jungknecht manchmal ein vorwitziges Späßchen lispelt und die Jungmagd ein wenig kichert. Gesprochen wird übrigens beim Essen nicht viel. Jeder schaut gelassen auf seinen Vortheil in der Schüssel. Die Kinder schweigen ganz; ältere Dienstboten, wenn sie schon länger im Hause sind, behandeln den Hausvater und die Hausmutter wie ihresgleichen und werden auch wieder so behandelt. Es gibt nicht viel Unterthänigkeit, und doch herrscht durchwegs patriarchalischer Geist und patriarchalische Zucht.

Nach dem Nachtmahle ist es etwa acht Uhr geworden. Der Hausvater bleibt am Tische sitzen. Vielleicht auch untersucht er ein oder das andere Fenster, ob irgendwo kalte Luft hereinbläst. In diesem Falle schließt er den Schuber sorgfältiger oder verstopft mit dem Messer ein loses Spaltchen mit Moos oder Werg, wie ja überhaupt alle Fugen mit derlei wohl versehen sind.

Die Knechte holen sich von der Asen die gebähten Kienscheiter, um davon die Leuchtspäne zu klieben, die dann in Buschen zusammengebunden und auf dem Dachbodon aufbewahrt werden, bis sie durch das Abliegen die richtige Eigenschaft bekommen zu einem schönen, behaglichen Spantichte für den nächsten Winter.

Die Mägde hoten ihre Spinnräder hervor, auch die Hausmutter das ihre, und also ist in der warmen Stube jene behagliche Thätigkeit, die weitaus süßer und erfrischender ist, als das Faulenzen. Da unter den Bewohnern des Hauses zumeist ein gutes Einvernehmen herrscht, so kommen sie nun ins Plaudern und Fabutieren, dass es eine Freude ist. Die Männer wissen Märchen, Schwänke, Räuber- und Geistergeschichten, bei denen sich die Weiber so stellen, als ob ihnen das „Grusetn" käme, was aber nicht wahr ist, weil sie solcherlei längst gewohnt sind und nicht mehr dran glauben. Diese Dirndln haben mehr Courage, als sie scheinen lassen wollen; wenn sie manchmal wo noch so zimperlich thun, sie fürchten sich nicht so leicht vor etwas und wissen sich schon zu helfen. Die Buben thun auch gerne „Rathseln" aufgeben, es wird ihnen aber jedes aufgelöst und sie bekommen dann von den Dirndln etwelche zurück, die sie nicht auflösen können, so dass sie die Gesoppten sind.

Nun heben die Weibsleut noch etwas anderes an, sie wissen schöne Lieder, sie haben gute Stimmen, sie „können fein zusammen", so wird gesungen. Der Josel mag mit seinem „Stinktieget" noch so dampfen neben der Kathel, ihr verschlägt's die Stimme nicht; ihre Kehle ist fest und tüchtig wie eine Trompetenmuschel und gar nicht zu verderben.

Wäre nun das Plaudern, Erzählen und Singen erschöpft und die Schlafenszeit noch nicht da, so gäbe es noch anderes: Gesellschaftsspiele, Scherze und Possen. In Spinnstuben und Heimgärten kommen gesellige Nachbarsleute zusammen, aber auch, wo das nicht der Fall ist, haben die Bewohner eines Bauernhauses an Unterhaltung und Ergötzlichkeit keinen Mangel.

Und wenn erst der Hiesel anrückt mit der Zither, oder der Seppel mit der „Mautwetzen", oder der Michel mit der „Dudelpfeifen", oder der Wastel mit dem „Hackbrettel", oder der Thomerl mit der „Klampfen", oder der Jochert mit der „Mauttrommel" (im Bauernhause steckt in jeder Fuge Musik, abgesehen von der, die der Wind macht, wenn er etwa doch durchpfeift), und jetzt wird's lustig und es will viel sagen, wenn die jungen Füße nicht rebellisch werden. — Nein, an Langweile verkommen sie nicht.

Endlich ruft der Schlag der neunten oder zehnten Stunde zur Ruhe. Was nicht in der Stube schläft, das sucht seine Betten in anderen Kammern, im Stalle, auf dem Heuboden. Das Spanlicht in der Stube wird ausgelöscht, nur die Herdglut glost noch fort über Mitternacht hinaus, ja manchmal sogar bis zum Morgen, wo dann die Hausmutter daran ihr frisches Feuer entfacht für einen neuen Tag und ein neues Mahl.

Langschläfer sind die Bauern nicht, was thäten sie, wenn sie den Abend nicht zu nutzen, nicht angenehm zu machen wüssten!

Allerdings hat diese Schilderung die gute alte Zeit im Auge. Sosehr man die „gute alte Zeit" bestreiten will, der Bauer *hatte* eine! Vor wenigen Jahrzehnten noch gieng es ihm unvergleichlich besser als heute, und die alten, stattlichen, wohleingerichteten Bauernhöfe zeigen, dass der Bauer einmal „jemand" war! Und als es ihm noch gut oder wenigstens erträglich gieng, da war er eben auch bei guter Laune, ließ seiner Gemüth-

lichkeit freien Lauf, und gerade die Winterabende waren eine Pflegestätte der letzteren. Von dorther wird ein beträchtlicher Theil des deutschen Märchens und Schwankes, des deutschen Volksliedes und des deutschen Spieles kommen, denn das Volk, wenn es den ganzen Tag schwer gearbeitet hat, wird des Abends erst zum Dichter, Sänger und Schalk.

Heute haben die Bauern zwar modern gebaute Häuser mit großen Fenstern, mit Federbetten, Wandspiegeln und anderer Herrlichkeit, aber die Behaglichkeit und Gemüthlichkeit wohnt nicht mehr drin. Heute haben sie ihre Sparherde, sparen aber nicht mehr; heute haben sie ihre Sophas, liegen darauf, aber nicht so gut, als einst auf der Holzbank; heute haben sie den künstlichen Fensterverschluss von Watte, der Meter zu sechs Kreuzer, und doch ist's windig, überall windig. Heute ist's aus mit jenen freundlichen Winterabenden im Gebirge.

Es hat ausnahmsweise ja auch einst in manchem Bauernhause Gift und Gall gesetzt, Streit und Hader und anderen Tort, und einzelne ungemüthliche Gesellen hat's immer und überall gegeben. Im allgemeinen waren die Abende so, wie sie oben geschildert sind. Und einer, der einen Theil seines Lebens in der Bauernschaft zugebracht hat, der vergisst die idyllischen Stunden nicht wieder, er sucht sie in anderen Kreisen vergebens.

Und so ähnlich, wie unser altes Bauernthum gelebt, werden es auch die Vorfahren vor ein paar hundert Jahren gethan haben, in der Bauernstube wie im Bürgerhause, damals war der Unterschied zwischen beiden nicht so groß. Sofern sie von äußeren menschlichen Feinden nicht bedroht gewesen, die innere Unbehaglichkeit und Ungemüthlichkeit wird ihnen nichts angehabt haben. Die Alten haben es viel besser als wir windigen Heimatlosen verstanden, sich im engen Kreise des Hauses wohl zu fühlen, ihnen ist bei ihrer rauchenden Herthaflamme wärmer und traulicher gewesen, als uns bei den schwedischen Öfen und dem „Elektrischen", wo wir aus Missmuth und Langeweile vergehen, oder um schweres Geld uns Unterhaltungen schaffen, die uns erst recht verstimmen und unzufrieden machen. Wenn aber wir unzufrieden sind, so müssen wir darum nicht annehmen, dass es auch die Alten gewesen. Sind wir schon klüger als sie, so waren sie doch weiser als wir. R.

In Friedl sei Bigoutigkeit.

Bin ih in Glück oda Nouth,
Ih brauch an Gout.
Gehts ma recht guat,
Sa is ma z Muat,
Ih möicht n loubn und preisn,
Und Ehr erweisn.
Gehts ma schlecht,
Sa is s ma recht,
Wan ih Dan hon,
Dem ih d Schuld gäibn kon. R.

Was ein Amerikaner über Steiermark sagt.

Von einem wohlhabenden Bürger aus Philadelphia, der vor neunundzwanzig Jahren als junger Mann aus einer kleinen norddeutschen Stadt nach Amerika ausgewandert war, und seither seine Beziehungen mit Europa nicht abgebrochen hat, liegt uns ein Brief vor, mit der dankenswerten Erlaubnis, ihn im „Heimgarten" veröffentlichen zu dürfen. Dieser Brief ist an einen steirischen Großindustriellen gerichtet und redet von unserer Steiermark in einer Art, die uns interessieren muss. Mit Weglassung einiger privater Stellen sei das Schreiben hier mitgetheilt.

„Ja, man kann alt werden, bis man auf den richtigen Geschmack kommt. Ich hatte mir's, wie viele andere in diesem Lande, so eingerichtet, dass ich von drei zu drei Jahren eine Reise machen konnte. So war ich einmal in der Schweiz, einmal in England und Schottland, zweimal in Norwegen, einmal selbst im Kaukasus, zweimal in Italien und endlich auch zweimal in Steiermark. In das letztgenannte Land kam ich, wie Sie wissen, fast zufällig, indem ich auf der Fahrt von Venedig nach Wien in der kleinen Alpenstadt Mürzzuschlag wegen eines plötzlichen Unwohlseins ausgeladen wurde. Ich war an jenem Tage in einer gelinden Verzweiflung, heute danke ich dem Zufalle, dass er es so gefügt hat. Nicht weniger als drei Wochen lang bin ich in dem reizenden Orte sitzen geblieben, theils um von der Reise mich zu erholen, theils um Ausflüge zu machen in jenen grünen Bergen. Die Folge davon war, dass ich drei Jahre später von Philadelphia auf dem kürzesten Wege nach Steiermark reiste, um einen ganzen Sommer daselbst zuzubringen. Ich will nicht davon sprechen, was Ihrer Zuvorkommenheit zu verdanken ist .... Fast dünkt es mich, die Steirer sind mir alle gute Freunde geworden, wenigstens ich ihnen einer. Eine solche Bevölkerung kann man suchen in der Welt, sie ist das, was man in bestem Sinne «liebenswürdig» nennt. Dass Ihre Landsleute in Heranziehung vom Fremden nicht rühriger sind, ist ein Fehler von ihnen, oder wie einer Ihrer Dichter sagt, ein Eigennutz, «sie wollen alles selber genießen und mögen Fremde ungern theilnehmen lassen». Fast schien es mir manchmal so, aber für meine Person war es mir so gerade recht. Das ist ja auch angenehm, dass in Steiermark das alte gute Wirtshaus noch steht, wo die Passagierzimmer und die Passagiere nicht numeriert sind; wo die biederen Wirtsleute sich noch theilnehmend zum Fremdling setzen mit der Frage: woher und wohin und wie bekommt's? Und dass die Landwege und schönsten Punkte noch nicht durch städtische Salontiroler und raisonnierende Stadtdamen in Seidenschleppen ver-

unziert werden, das kommt von jenem steirischen Fehler der Saumseligkeit, ist aber kein Unglück.

Ich komme wieder auf meine Schwäche, auf dieses merkwürdige Graz. Eine Stadt und doch keine Stadt. Ein Curort, eine Schlaraffeninsel (sic!). Ich war eben dort, als man in Graz sich unangenehm berührt fühlte von einer englischen Stimme in der «Times»: «Graz habe weder eine ausnehmend schöne Landschaft, noch sei die Stadt selbst besonders schön, noch berge es wesentliche Kunstschätze, und darum kämen die Engländer nicht hin.» — Lieber Himmel, besteht das höchste Ziel der Städte gerade darin, dass die Engländer hinkommen? Und will denn Graz concurrieren an landschaftlicher Großartigkeit mit Luzern, an Prunkhaftigkeit der Gebäude mit Wien, an Kunstschätzen mit Florenz?

Graz hat etwas ganz anderes, was Luzern, Wien und Florenz zusammen nicht haben. Was das ist? Das lässt sich nicht so hinsagen und weiterschreiben und in Bildern wiedergeben. Selbst dem, der hinkommt, fällt es nicht gleich am ersten oder zweiten Tage auf; das schmeichelt sich beinahe heimtückisch ein. Am dritten Tage geht der Fremde noch leicht fort, nach einer Woche mit einigem Widerstreben, wer aber ein Jahr dort ist, der muss dort bleiben, er ist an den Boden gewachsen. Die landschaftliche Natur von Graz ist nicht aus Stein und nicht aus Wasser, sie ist gerade so, dass es den Menschen freut, darin zu leben. Das außerordentliche Wachsthum dieser Stadt wird bestaunt, weil nicht verstanden. Mich wundert es nicht. Sie können mir glauben, ich habe die schönsten Städte gesehen und die wundervollsten Gegenden, aber wenn es dazu kommt, dass ich meinem angestrengten Leben einen Nachsommer gönnen kann, so wähle ich mir zum Ruheort Euer Pensionopolis. Wollt Ihr große Kunstschätze dort haben? Wollt Ihr, dass die Fremden, wie man sagt, einander die Thüre in die Hand geben? Vom Kommen und Gehen lebt keine große Stadt, sie lebt vom Bleiben. Und dass in einer Stadt, wo sich einmalhundertzwanzigtausend Einwohner rege umhertummeln, der Zustand von fast ländlicher Ruhe und Frische herrscht, ist das nicht ein Vorzug, der mehr bedeutet als ein Eiffelthurm oder ein Vierwaldstätterse?

Wenn ich nun auch über das Land Steiermark etwas sage, so ist's natürlich der Erzberg, der dem praktischen Amerikaner vor allem einfällt. Ein großer mächtiger Berg einzig aus Spateisenstein! Ist das von den sogenannten Weltwundern nicht das achte? Nein, das erste. Die hochausgebildete Eisenindustrie, die Salinen zu Aussee, die Holzflöße und Rechen an der Enns, die Wildhegungen in den großen Waldcomplexen und Gemsgebirgen und vielerlei anderes können wir Fremde vielleicht richtiger auf ihren kolossalen Wert schätzen, als der Einheimische. Und wenn nun der Protestant, der «gemüthskühle» Amerikaner von Mariazell spricht! Das ist ja ein Unicum, dieses Mariazell, eine Perle in kostbarer Schale, in der That, ein Wunderort. Ich erlebte dort einen achten September, einen Marientag. Der erste Eindruck war der eines completen Götzendienstes, aber endlich ist man auch selbst ein Mensch und wen das Weinen und Beten und Büßen der Kummervollen nicht rührt, und wer es nicht mit ansieht, wie sie aufgerichtet werden, mit dem schließe ich nicht Freundschaft. Was ist das modernzelotische Lourdes gegen diese uralte Glaubensstätte! Auf das äußerste missfallen zwar hat mir in Mariazell . . . (Der Mann hat

mit dem Satze, den wir unterdrücken, nur theilweise recht.)

Steirische Schilderer sprechen häufig von Waldland. Man weiß nicht recht, wie ein Land mit tausendjähriger Geschichte noch Waldland sein kann. Und es ist doch so, kein Land in den Alpen hat so viel Wald und cultivierten Wald als Steiermark. Die Epoche der Steinberge und der Eisfelder steht Euch noch bevor. In der Gegenwart ist es gut spazieren gehen im Lande Steier, man kann überall hinauf und hinab, es hindern auch nicht Sümpfe und Seen, und doch klares herrliches Wasser genug. Es ist eigentlich ein stilvolles Land.

Was die Cultur anbelangt, kommt es der Steiermark zustatten, dass der von Westen kommende Fremde dieses Land sehr nach Osten verlegt. Ein altes Hinterland von Österreich (sic!), was wird zu erwarten sein? Und wenn man hinkommt, überraschen die schönen Kunststraßen, die zahlreichen Eisenbahnen, die nach allen Seiten, durch Ebenen und Gebirgsthäler das Land durchziehen, die ausgebreitete Industrie, die blühenden Ortschaften, in welchen ein wohlgegründetes Bürgerthum wohnt. Sinn für Selbständigkeit, hervorragende Politiker, aufstrebende Künstler, renommierte Literaten, endlich die Einführung neuester Fortschritte der Technik u. s. w. sind Erscheinungen, die eher an ein Vorland erinnern, als an ein Hinterland. Aufgefallen ist es mir, dass in Steiermark die Aristokratie völlig zurücktritt, der Amerikaner hat dafür in Europa ein Auge. Auch der Katholizismus ist nicht so aufdringlich, wie in Tirol und was ich früher von Mariazell gesagt habe, das bezieht sich weniger auf die Steirer, als auf die Slaven und Ungarn, die sich dort einfinden. Und doch dünkt mich, die Steirer seien ein frommes Volk, ganz unbewusst. Ich habe dort mit Leuten verkehrt, auf die sich recht gut das Epigramm anwenden ließe: „So wahr Gott lebt, ich bin Atheist!“ Ich möchte nicht, wie es eine Ihrer Zeitungen gethan hat, von steirischer Rechtlichkeit sprechen, sowenig wie von deutscher Treue, denn diese Tugenden müssen uns allen eigen sein; allein dass ich an der Mur nicht so über den Löffel balbiert wurde, wie an der Donau oder an der Aar, das sage ich gerne, ohne damit ein Lob verbinden zu wollen.

Ihr Bauernstand, soviel ich ihn auf flüchtigen Zügen kennen gelernt, erinnert mich in manchem an unsere Farmer, aber das nicht in bestem Sinne; der alte Bauernstand ist zu conservativ, der neue zu modern. Mir fiel aber die nachgiebige Gutmüthigkeit und ein gewisser Fatalismus auf, der nicht viel hoffen lässt.

Das alles schreibe ich, als wäre Ihnen damit etwas Neues gesagt, man schüttet eben einmal sein Herz aus. Ich habe die Absicht, in der New-Yorker Staatszeitung mich noch gründlicher auszusprechen über Ihr Land, das mir denn einmal sympathisch geworden ist. Sie werden es begreiflich finden, dass der Deutsche hier gerne die Gelegenheit benutzt, um Vorzüge des lieben alten Europa ans Licht zustellen. Hier sind wir ganz Geschäft und kümmern uns nicht viel um anderes, aber der alten Erde vergessen wir doch nicht so leicht, und an sie denken wir, wenn es uns nach Genuss oder Ruhe verlangt.

Grüßen Sie den „Elefanten“ in Graz, den jungen Wirt „zur Post“ in Mürzzuschlag, ebenso die „Frau Mutter“ und alle Bekannten, mit denen mich Erinnerungen an gute Stunden verbinden. In drei Jahren auf Wiedersehen!

P. J. Paet.

Philadelphia, 27. October 1892.“

Soll die Presse für den Krieg oder für den Frieden sein?

Von A. Berger.

Die Großmächte rüsten, rüsten — und dazu ist ihnen allen wiederum eine Großmacht behilflich, die gegen das Friedensbedürfnis aller Nationen unaufhörlich mit dem schweren Geschütze der Krieg-In-Sicht-Artikel und mit dem Schnellfeuer nie endender Berichte über Heeresvermehrung, Garnisonsverlegung u. s. w. bei den „revanchelustigen" oder „kriegerischen" Nachbarn zu Felde zieht. Die Presse ist es, von der die breite Masse ihre politische Meinung empfängt; die letztere bildet sich ohne Anregung eine solche nicht, weil sich ihre eigenen Ideen immer auf einen engen Kreis persönlicher Interessen beschränken. Die Presse macht Meinungen, ruft in tausenden von Gehirnen Anschauungen hervor, die vorher dort ganz unbekannt waren, und alles dies mit dem höchst einfachen Mittel, unaufhörlich zu wiederholen — natürlich mit Abwechslung in der Form — was sie geglaubt zu haben wünscht. Man denke nur an die beständige, tägliche Wiederholung derselben Gedanken in der Wahlcampagne; diese Wiederholung erfüllt den Zweck, dem Publicum – wie Nietzsche sich ausdrücken würde – ein Gedächtnis zu machen!

Eine jener unaufhörlich wiederholten Zeitungsbehauptungen*) ist es nun, dass Deutschland rüsten müsse, weil Frankreich rüstet, und dass Frankreich rüsten müsse, weil Deutschland rüstet, und dass ein „Kriegsausbruch" nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehöre, seit hier aber da einige angeheiterte Officiere zweier Nationen beim Sect recht überflüssige Phrasen in die Welt gesetzt haben. Und so weiter mit Variationen.

Alle Verfasser derartiger Beunruhigungsartikel vermeiden sorglich, die Frage zu erörtern, was denn in zehn und zwanzig Jahren werden soll, wenn bis dahin munter weiter gerüstet wird. Sie verschweigen, dass kein Staat dann nach imstande sein kann, den Preis der ungeheueren Rüstungen zu bezahlen, sie verschweigen, dass dann aus Mangel an „Menschenmaterial" jedem, jedem, der nur halbwegs eine Waffe zu tragen vermag, der Kriegsdienst aufgezwungen werden wird — und sie verschweigen endlich und hauptsächlich, dass nach all' diesen furchtbaren Opfern der Zustand Europas dann nach ein schrecklicherer als jetzt sein muss: dass nämlich das zwanzigste Jahrhundert die Kriegsfurcht bis zum Wahnsinn gesteigert, Handel und Wandel gelähmt, die Völker unter erdrückenden Lasten gebeugt sehen wird.

*) Zahlreiche bedeutende Blätter bilden, was hier mit wärmstem Danke anerkannt werden soll, eine glänzende Ausnahme von der Regel und unterstützen auf das lebhafteste unsere Bestrebungen. D. V.

Ja, wenn die Zeitungen aller Länder das sagen, wenn sie ihren vertrauenden Lesern darstellen würden, wie jede Militärlast nur neue Militärlasten heraufbeschwört und dabei die Kriegsmöglichkeit vermehrt, wenn sie, in einem Wort, mit fester Hand den schützenden Mantel gewohnheitsmäßiger Liebe von dem elenden Parabellum-System reißen wollten, — dann würden sie ein Licht in der Welt anzünden, das die Köpfe hell und die Herzen warm macht. Denn in diesen Herzen leben ja nicht mehr die Todtschlagsideale einer überwundenen Epoche; sobald nur der Weg zum Frieden, der gangbare Weg der allgemeinen Abrüstung und der Schiedsgerichte jedem Auge klar erkennbar gemacht wird, kann mit allgewaltiger Macht das bisher stille Friedenssehnen der Menschheit sich laut kundgeben und der Einheitsgedanke des Menschengeschlechts seinen edelsten Ausdruck in dem Völkerrufe: „Die Waffen nieder!“ finden.

Von vor kurzem noch unerreichten, hochragenden Gipfeln menschlicher Vervollkommnung rufen einzelne muthige Führer den Massen, rufen thatkräftige Geister ihren Hintersassen ein ermuthigendes: „Uns nach!“ zu. Will die Presse die letzte sein auf der Bergwanderung, will sie schließlich ganz unten bei denen stehen, die nur nachdrängen, um nicht allein im tiefen Thale zu bleiben? Sollte sie nicht vielmehr vorn sein bei den Geisteshelden und mit ihnen sich mühen, die großen Steine fortzuwälzen, die den Aufstieg erschweren wollen, zuweilen selbst zu hindern drohen?

Es mag das Wort von den „Hintersassen“ hart und überlebt erscheinen, aber es bringt dem Verständnisse näher, durch welche Leistungen heute eine aristokratische Stellung errungen, durch welche Unterlassungen eine solche verloren wird. Wer vordem, zur Zeit der Todtschlagsideale, auf schnellem Rosse, das starke Schwert in der nervigen Faust, den Streitern den Weg bahnte, wer ihr Vorstreiter war im Kampf, der war auch der Edle, der Geehrte, von dem die anderen das eroberte und beschirmte Land zu Lehen nahmen. Und heute, im Ringen um höhere Ziele, da ist der Edle, der Aristokrat, der im Geisteskampfe den Mitlebenden kühn voranschreitet, der mit der stolzen Kraft seines Geistes die feindlichen Mauern, die von dem ersehnten Land der höheren Vervollkommnung trennen, niederreißt. Die anderen aber, denen es vergönnt ist, die oft unter heißen Schmerzen eroberten moralischen und sittlichen Werte in Besitz zu nehmen, sie beugen sich huldigend vor dem Führer, machen sich zinspflichtig mit Dank und Ehren und manchesmal mit ruhmvoller Verewigung ihrer Dankesrente in dem Buche der Weltgeschichte. Wenn nun auch, trotz der hohen Geltung des Gegensatzes, in dem Begriffe des Hintersassen nichts Entehrendes mehr liegt (weil nichts Unfreies, sind doch die heutigen, hier gemeinten Kämpfe nur solche um Befreiung der anderen, während frühere Kämpfe stets die Knechtung der anderen zur Folge hatten), so muss man doch fragen: ist es wirklich denkbar, dass die Leiter der Presse, mit so großer Macht ausgerüstet, zu den geistigen Hintersassen gehören wollen? Ist es denkbar, dass sie darauf verzichten wollen, an der geistigen Führerschaft, die heute allein Ehre, Ansehen und — Macht verleiht, theilzunehmen?

Ja, es ist für die Presse geradezu eine Frage der Erhaltung ihrer Macht, denn alle Macht ist nur unter der ausdrücklichen oder stillschweigenden Voraussetzung der Führerschaft gewährt. Gelangt es in irgend einem Falle zum Bewusstsein der Massen, dass die Machthaber die Führung aus Lässigkeit oder Verblendung verloren haben, so wird immer die Strafe der Rechtentziehung folgen. So ist es auf politischem, so ist es auch auf kirch-

lichem, so ist es auf jedem Gebiete; die Beweise aus der Welt der Thatsachen liegen gerade in jüngster Zeit so nahe! Wird es nun den Völkern einmal bewusst werden, wie wenig die Presse an der Führerschaft in allen wirklich befreienden Bewegungen betheiligt ist, so werden sie nicht zögern, die Macht, die sie allein gegeben haben, zu nehmen. Es geht nicht mehr, wie es bis heute geschehen ist, dass sich die Presse auf den Gegenwartspunkt stellt und weder vorwärts noch rückwärts blickt. Wir sind im Halbdunkel, aber wir können nicht — und viele wollen auch nicht — im Halbdunkel bleiben; jetzt kann es nur ganz hell oder ganz dunkel auf der Welt werden. Da nützt es nichts, wie es die Gepflogenheit vieler Tagesblätter ist, gleichmüthig die Vorgänge aus dem Halbdunkel zu registrieren; nein, hingedeutet werden muss beständig auf die Gefahr, dass wir in die tiefste Barbarei zurückfallen, hingewiesen werden muss immer auf den Weg, der zum hellen Lichte führt. Denn ohne Zweifel würde es uns in das tiefste Dunkel führen, wenn der nächste europäische Krieg, dessen Heranschleichen tagtäglich Angstrufe verkündigen, zur fürchterlichen Wirklichkeit würde. Er würde andere schrecklichere Kriege nach sich ziehen, und diese könnten unter Trümmern und Leichen die europäischen Errungenschaften vieler Jahrhunderte begraben.

Die drohende Entthronung der Presse wird man sich in der Weise vorzustellen haben, dass die Zeitungen ihre heutige Macht, Meinungen zu erwecken, verlieren und zu bloßen Nachrichtenvermittelungen herabsinken. Um Irrungen zu vermeiden, sei auf das ausdrücklichste betont, dass die Führerschaft der Presse nicht etwa in der Auffindung neuer Geisteswerte und sittlicher Ideale bestehen soll. Vielmehr erscheint es als Pflicht der Pressleiter, die von den führenden Geistern erschlossenen sittlichen und geistigen Werte für die große Menge auszumünzen und die Ideen, deren Thatwerdung die Höherbildung der Menschheit bedeutet, in alle Canäle des geistigen Lebens zu leiten. Das kann ja die Presse einzig und allein. Bücher lesen hauptsächlich Glückliche, die Muße dazu haben, und werden in den breiten Schichten ausnahmsweise Bücher gelesen, dann sind es gewöhnlich solche, die besser nie gedruckt worden wären. Naturgemäß wenden sich Werke mit höherem Ideengehalte an die Gebildeteren; fällt aber ausnahmsweise einem schlichten Taglöhner ein solches Werk in die Hand, so besteht es für den Lesenden aus unbeseelten Lettern, da die Voraussetzungen des Autors bezüglich der Vorbildung seines Publicums nicht zutreffen. Millionen, viele Millionen Menschen bekommen keine anderen gedruckten Worte, als die ihrer Zeitungen vor Augen und andererseits liest fast jeder Bewohner der Culturstaaten Zeitungen.

Eine jede Zeitung eines jeden Landes erhebt ja den Anspruch, wahrhaft patriotisch zu sein. Nun wohl: der wahre Patriotismus gebietet das kräftigste Eintreten für den Weltfrieden, denn heute brächte jedem Staate selbst der Sieg nur Nachtheile; selbst eine eroberte Provinz — und was könnte der Chauvinismus mehr wollen? — wäre nur eine Quelle dauernden Unbehagens für das Staatsganze.

Endlich wird die Presse auch einsehen müssen, dass die Summe aller politischen Errungenschaften des ganzen Jahrhunderts noch keinen vollen Gegenwert für den Militarismus dieses Jahrhunderts bietet, und dass wir somit seit hundert Jahren immer so viele Schritte rückwärts auf der einen Seite, wie vorwärts auf der anderen Seite gethan haben. Wir sind nicht ganz Barbaren, aber wir sind auch nicht ganz civilisiert; in mancher Beziehung dies, in mancher Beziehung jenes, fühlen wir uns unglücklich in diesem lächerlichen Zustande der Halbheit.

Zutreffend urtheilt H. A. Taine: „Die Wehrpflicht spielt im modernen politischen Leben die Rolle eines Lösegeldes und einer Gegenleistung für die politschen Rechte; der Bürger kann beides gegen einander abwiegen. In die eine Wagschale legt er seine Souveränetät, das heißt im Grunde genommen das Recht, in jedem vierten Jahre unter zehntausend Stimmen eine abzugeben, um — falls er nicht gerade für den durchfallenden Bewerber stimmt — einen von den sechshundertfünfzig Abgeordneten zu wählen. Auf die andere Wagschale wirft er seine wirklichen greifbaren Lasten, drei bis fünf Jahre Kasernenleben, dann die häufigen Waffenübungen, endlich Jahrzehnte lang bei jedem Kriegsgerüchte die angstvolle Erwartung des Einrückungsbefehles, der ihm die Flinte in die Hand drücken soll, damit er tödte oder getödtet werde. Wahrscheinlich wird er bald finden, dass die beiden Wagschalen einander nicht das Gleichgewicht halten . . .“

Nun bliebe noch die Frage zu erörtern: „Durch welche Mittel kann die Presse veranlasst werden, ihre Pflicht zu erfüllen, das heißt hier, in wirksamer Weise für die Friedensidee einzutreten?“

Da bin ich nicht der Meinung, dass, wie in einer jüngst erschienenen und besprochenen Brochüre vorgeschlagen wird, durch einen Congress aller europäischen Vertreter der Presse das Ziel erreicht werden könnte. Vielmehr sollten wir die Friedensidee auf demselben Wege in die Redactionszimmer bringen, auf dem bisher die wuthschnaubenden Kriegsartikel hineingelangt sind. Letztere schreibt ja in den allermeisten Fällen — nur die größten Zeitungen bilden Ausnahmen — der in der Regel hervorragend friedliche Schriftleiter nicht selbst, sondern er entnimmt sie einer sogenannten „Correspondenz“, die ihm täglich, einmal oder dreimal wöchentlich die schönsten und gruseligsten Leitartikel über „Die politische Lage Europas“ oder „Die Rüstung Frankreichs“ u. s. w. für einen mäßigen Preis zum Abdrucke bietet. Der Correspondenzunternehmer malt Schlachtenbilder, weil sich auf diese Weise seine Auslassungen ohne weitere Mühe recht „interessant“ gestalten lassen, und „interessant“ muss ein Leitartikel sein — das ist die erste Bedingung des Schriftleiters wie des Publicums. Daraus folgt, dass wir, die Friedensfreunde, den Redacteuren „Correspondenzen“ darbieten müssen, welche die großen internationalen Fragen in fesselndster Weise von unserem Standpunkte aus beleuchten. Die Redacteure, die ja zumeist — wie vorhin schon betont — keine Kriegswütheriche sind, werden sehr gerne die friedensfreundlichen Leitartikel und Notizen aufnehmen, wenn sie nur „interessant“ sind.

Wie gäbe es z. B. doch dem Volke Anlass zu ernstem Nachdenken, wenn es in seinen Blättern, die — aus der „Correspondenz“ entnommene — Nachricht fände, dass die Kriege der letzten sechsunddreißig Jahre zwei und ein Viertel Millionen Menschen das blühende Leben geraubt und achtzig Milliarden Francs gekostet haben! Wie würde es unsere heilige Sache fördern, wenn der schlichte Mann, der heute denkt, der gewohnte, bewaffnete Friede sei immer gewesen und müsse — nach seiner Logik — deshalb auch in Zukunft sein, belehrt wird, dass das Parabellum-System nur eine „Errungenschaft“ unseres Jahrhunderts ist, durch Napoleons I. „Willen zur Macht“ ins Dasein gerufen, dies aber durch unseren „Willen zum Frieden“ wieder aus der Welt verschwinden kann. Wie würde es vielen die Augen öffnen, wenn sie zum erstenmale vernehmen, dass die „Erbfeinde“ da drüben jenseits der Grenzpfähle die friedlichsten Menschen von der Welt sind, und, mit Ausnahme einiger hirnverbrannter Revanchards, die man zählen kann, so

wenig auf Krieg sinnen, wie wir. Sie rüsten nur, weil wir rüsten, und wir rüsten, weil sie rüsten — ein Spiel, das künftigen Geschichtsschreibern das Recht gibt, die heutigen Menschen als Abderiten zu betrachten.

Es eröffnet sich hier eine große und schöne Aufgabe für die Journalisten aller Länder, die zu den Friedensfreunden zählen — eine Aufgabe, deren Lösung gar nicht so schwer ist, wie sie auf den ersten Blick wohl scheinen mag. Leicht ist es immer für den Schriftmenschen, sein Publikum zu fesseln, wenn er für die leuchtende Idee des Menschheitsfortschrittes eintritt; da wird ihm das nie fehlen, was auf leichten Schwingen ihn und mit ihm seine Leser zu den höchsten Höhen führt: die echte Begeisterung, die aus der glutheißen Liebe zur Menschheit entspringt.

Es ist ja so oft der Vorwurf gegen uns erhoben worden, dass wir nur mit Worten für unsere Sache streiten, und die Friedensgegner und die Lauen und Halben haben viel darüber gelacht, dass wir mit Worten den Krieg besiegen wollen. Aber auch Worte können Thaten sein, namentlich gedruckte Worte, wenn sie an die breiten Massen sich wenden. Wenn wir erst die Presse für uns gewonnen haben, die Presse, die tagtäglich zum Volke reden kann und dadurch Anschauungen hervorruft und Meinungen bildet, dann haben wir eine That vollbracht, welche uns der Erfüllung unserer Friedenswünsche auf völlig sicherem Wege entgegenführt.

Bete für mich!

Um das Kirchlein dort am Berge
Fließt das gold'ne Abendlicht,
Das der Jungfrau, die dort betet,
Rosen in die Locken flicht. —
Bitt' für mich in heil'ger Stille,
Süßes Lieb, wenn ich dir fern;
Schöner Lippen frommes Flehen
Hört der Herr ja doppelt gern!

Jos. Reinhamer.

Digitized by Google

Aus dem Wiener Volksleben.

Von Vincenz Chiavacci. *)

Gehupft wie gesprungen!

Allen guten Schwiegermüttern Gruß und Heil! Segen auf ihr Haupt; Friede und Eintracht dem Hause, das sich rühmen kann, eine solche zu besitzen! Ich bin also nicht voreingenommen und wäre wohl früher zu den „Müttern“ eingegangen, ohne das leidige Thema der Schwiegermütter berührt zu haben, wenn nicht — eine Dame direct an mich das Verlangen gestellt hätte, endlich einmal psychologisch und physiologisch, vom moralisch-ethischen und vom social-politischen Standpunkte und mit allem Aufgebote einer unwiderstehlichen Dialectik die Frage zu entscheiden, welche Spielart von Schwiegermüttern die harmlosere ist: Seine Schwiegermutter oder Ihre Schwiegermutter!

Ihr Wunsch ist uns Befehl. Wohlan! Schwiegermutter, erscheine! Aha, es ist „Seine“.

Horch, die Geisterstunde! Frau Tauber schlummert sanft in ihrem zweispännigen Bette, obwohl es bis zur Stunde noch einspännig ist. Die Thüre öffnet sich und mit schlürfenden Schritten tritt eine Gestalt, in weiße Laken gehüllt, in der Hand eine Kerze. Hekuba, die schlotterichte Königin! Nein, seine Schwiegermutter! Sie setzt sich an den Rand des Bettes, weckt ihre Tochter aus dem süßen Schlummer und beginnt:

„Jetzt is' derweil Ans in der Nacht. So geht das a paarmal in der Wochen. Und da kannst du dabei ruhig schlafen? I begreif' di net. I war do g'wifs a geduldiges und sanftes Weib (sie versucht die Miene eines Zickleins zu machen), aber mit sowas hätt' m'r dei Vater net kommen dürfen. Da hätt' i mi meiner Seel' scheiden lassen. Aber du hast recht: du hast es ja gar nimmer notwendi; du bist ja eigentli so schon g'schieden. Z'Mittag kommt er's zehntemal net z'hauf', weil er in Bureau z'thnan hat — i hab' ihm's no nia 'glaubt, i net — und bei der Nacht siechst'n a net früher, als bis dö liabe Sunn' bei'n Fenster 'reinscheint. — Was, das kommt selten vor? Dös sagst a nur du, weilst a guater Patsch bist, der si all's g'fall'n laßt und setig is, wann der falsche Siebenzehner a paar freundliche Wort' mit dir red't; is schad', dafs i m'rs net aufg'schrieb'n hab'. I hab' m'r in Anfang Stricheln in mei Betbüach'l g'macht, so oft er ausblieb'n is. Aber mir is ums Betbüach'l lad; dö erste Seit'n hat schon ausg'schaut wie a Weingarten, wo dö Reblaus drüber kommen is. Aber du hast m'r ja net g'folgt. Mir hat glei 's erstemal, wie er kommen is,

*) Entnommen dem köstlichen Buche: „Kleinbürger von Groß-Wien“. Ernstes und Heiteres aus dem Wiener Volksleben von Chiavacci. Stuttgart. A. Bonz & Comp. 1893.

sei Nasen net g'fall'n. Dö punkaten *) Nasen, dös san schon dö Wahr'n. So a Nas'n schaut aus, als ob s' net fünfe zähl'n kunnt', derweil hat s' Haar auf dö Zähn und faustdick hinter dö Ohr'n! — D' Haar kunnt i m'r ausrauf'n, wann i denk, wie dir der Lampl-Wirt nachg'stiegen is — was dös für a Wirtschaft war; alle Wochen zwa Säu, drei Eimer Bier über d'Gassen und zehn Eimer im Local — aber na, a Biamter hat's sein müassen! Jetzt bist a Frau Biamtin, kannst was aberbeißen von dein' Titel. Net amal mit'n Wirtschaftsgeld kannst auskommen. A jede Schustersfrau lachl di aus. Wannst d'r net deine Klad'ln selber z'sammflicken thätst von dö alten Fetzen, dö du na von z'haus mitbracht hast, so könnt'st wie a Taglöhnerin umgehn. Was, zum Namenstag hast a Klad kriagt? — Na, das is aber a was! Is dös net sei Pflicht und Schuldigkeit? Glaubst, mir thual net 's Herz weh', wann i di neb'n dö anderen Frau'n siech? Dö Fleischhackerin von Zwölfer-Haus war a Dienstbot; schau' s' an, wie s' dahersteigt; dö hal mehr Staner auf ihr wie a Ziegelwag'n. Wie nothwendi hätt'n m'r den Sommer a Landluft braucht — alle zwa — (sie versucht, hellisch zu hüsteln), aber wann der Mann dö Nächt' mit lustige Brüderln verjubelt, hernach wird a'm freili 's Trum z'kurz. Wann's nur immer lustige Brüderln wär'n; aber, i fürcht' allerweil — i fürcht' allerweil, dass lustige Schwesterln im Spiel san. — Na, weg'n den brauchst ja net glei z'wana: es kann ja a net sein. Aber Beispiel' hal ma ja gnua. I kann m'r net helfen, aber i siech ganz schwarz in die Zukunft. Und der Gedanken, dass mei anzig's Kind in Noth und Elend z' Grund gehen soll, lasst mi ka Stund ruhig schlafen. Aha, jetzt hör' i sein Tritt; o, den Tritt kenn' i; i könnt' eahm's auf a halb's Seid'l ausrechnen, was er trunken hat. Aber jetzt geh i; sunst haßt's glei wieder, i hab' di g'hnfst. Gott is mein Zeuge, dass i jeden Verdruss aus'n Weg geh. Aber 's böse G'wissen lasst ihm ka Ruah. Er waß, dass das Mutter-Aug' mehr siecht, als sei unglückliche Frau. Guate Nacht, mei Kind, mei arms, verkanfts und verrathens Kind!" —

Sie schlüpft in dem Augenblick hinaus, als Herr Tauber die Thüre öffnet. Er trifft sein Weibchen in Thränen aufgelöst. Gardinenpredigl und Litanei bis vier Uhr morgens. Das war *seine* Schwiegermutter! —

Ihre Schwiegermutter! Mittag ein Uhr. Sie sitzen beim Speisen. Die Knödel sind speckig. Ihre Schwiegermutter verwandelt den Speckknödel mit großer Gewandtheit in einen Erisapfel. Die dramatische Spannung ist bis zu jenen Punkt gediehen, wo die Frau hinausstürzt, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen.

„Das hat aber Ans davon, wann er der Mutter nel folgt. Dö Liab'! ja dö Liab! Wann m'r Aner mit der Liab kummt, da hab' i schon g'fressen. Dö Liab dauert höchstens sechs Wachen. Aber guate Knödeln braucht ma sei ganz' Leben. Herentgegen d'rum war i ja nia einverstanden mit der Heirat. Das kommt aber davon, wann a junger Bua mit fünfunddreißig Jahr'n schon heiraten will. Was sagst d'? Dein Vater hat mit dreiundzwanzig Jahr g'heirat? Du wirst doch net dö damalige Zeit mit der heutigen Zeit vergleichen woll'n? Damals war dös was ganz anders. Damals war'n dö Madeln a viel anspruchslofer wia jetzt. Gott sei Dank, i kann mit ruhigem Gewissen sterb'n; denn i hab' mein' Mann g'heirat', weil er ohne meiner z'Grund gangen war', der arme Hascher. Und dös können m'r amal meine Kinder nel ins Grab nachsag'n, dass i lane Knödeln hab' kochen können. Freili hab i nel Französisch

*) klobig.

können und mein Lebtag kan Syphon von Beethoven g'hört, viel weniger am Klawier ſpiel'n könna, dafür hab' i m'r meine Klad'ln ſelber g'macht und dö Kindswäſch und all's, und in meiner Wohnung hat's immer ausg'ſchaut, wia in auer Kirch'n; frag nur dö Madam' Stöhr; dö hat immer g'ſagt: Na, hat's g'ſagt, Madam' Wimmer, wia ma dös all's mit zwa Händ machen kann, und mit ſo klane Handerln a no, das kann i net begreif'n. I hab freili a nix mit'bracht ins Haus, wia an' Kaſten, a Bett und an' Tiſch; aber dafür hab' i a nix g'wußt von an Luxus und G'ſchichten und Sachen, wia dö Madln von heutigstags. — Was, an Hals voll Perl'n hab i g'habt? Na ja, das war aber a 's anzige. Damals hat a jed's Perl'n 'trag'n. Herentgeg'n hab i a ausg'ſchaut, wie a Fürſchtin, wann i meine Perl'n umg'habt hab'. Währenddem heutzutags kannſt d' auf dö modernen Weiberln an ganz'n Juwelierladen 'naufhäng'n, ſo ſchau'n ſ' nix gleich. — I red' nix, denn i will zwiſchen Eh'leut' kan' Unfrieden ſtiften. G'ſcheg'n is g'ſcheg'n. Aber a arms Madl heirat'n, wo du ſo nothwendi a paar tauſend Guld'n in G'ſchäft 'braucht häſt, und a Madl, dö nix is und nix kann — dös hätt i m'r in Schlaf net einfall'n laſſen. I will gar net ſag'n, daſs d' an dein' alte Muatta hätt'ſt denk'n ſall'n, dö in ihr'n Leb'n ſchon gnua Kummer und Sorg'n ausg'ſtand'n hat, aber ſelber häſt ſo g'ſcheit ſein können. Alle Augenblick is ſ' krank. Amal fehlt ihr dös, amal das. Statt daſs ſi ni pflegt, kann i alle Augenblick Kranken warten. Amal hat ſ' es in Mag'n, nachdem in der Yarn*); dann hat ſ' es wieder „mit Krenn"; wia i jung war, hab' i gar net g'wußt, daſs 's ſo viel Krankheiten gibt. A Menſch, der ſein' Glück ſo im Weg ſteht! Dö Selcheriſche hätt d'r glei 's halbe Haus verſchrieb'n, wannſt es g'nommen häſt. Weil ſ' vielleicht a Witib is, haſt d'rs überlegt. Als ob du a ſo a jung's Bürſcherl wärſt. Mit fünfunddreißig Jahr könnt' ma' ſcho über dö erſchten Dummheit'n 'naus ſein. Freili', Clavierſpiel'n hat ſ' net können, aber ſpeckige Knödln hätt'n eure Eh' net trüabt; da trauet i mi dö Garantie z'übernehmen. Mi geht's nix an; du haſt d'r dö Suppen einbrockt, muaſst es a auseſſen. Meine Täg' ſan eh' zählt. Dös unordentliche Leb'n bringt mi um a paar Jahrl'n früher unter d'Erd'. — Red'n m'r nix, i hör' ſ' kommen. Nur kan Verdruß. Wann i nur a Wort red', macht ſ' glei' dö Thränenpip'n auf und 's zärtliche Manderl gibt ihr dann recht. I ſchluck halt all's 'nunter, ſo lang's geht. Lang wird's ſo nimmer dauern."

Das iſt i h r e Schwiegermutter!

Seine Schwiegermutter, ihre Schwiegermutter, gehupft wie geſprungen.

Die guten natürlich immer ausgenommen.

*) Achſel.

Auch ein Standpunkt.

Die Zeilinger Reſi und die Haniſch Marie ſchütten dreimal täglich einander ihre Herzen aus: In der Früh bei der Milchfrau, nachmittag beim Bäcker und abends im Wirtshaus. Daſs mit dieſen Ergießungen all der verhaltene Groll und Unmuth von Herz und Leber geſchwemmt wird, welchen das Benehmen ihrer Herrenleute dort angeſammelt, iſt ſelbſtverſtändlich.

„Sie haben 's ja eh guat", ſagte die Zeilinger Reſi geſtern früh bei der Milchfrau. „Sie haben keine Kinder, der Burſch putzt Ihna dö Stiefeln und tragt's Holz, und zu der Wäſch haben S' a Aushilf! Was ſoll denn i aber ſagen? —

Dös Zimmerputzen, dö ganze Wäsch waschen, während'n Kochen, vier Betten aufbetten, in Kindern dö Haar machen und dö ganze Zeit dö Knauserei hör'n müass'n: «Aber tummel di, tummel di, Resi, was du umalaunlst in ganzen Tag, nix geht vorwärts, da bind' i mir a Hand am Buckel und trau mir früher ferti z'sein wia du» — mei Gnädige is nämli so viel fleißi — mit'n Maul. Derweil sitzt s' in ganzen Tag auf der Sofa, thuat sie Karten aufschlag'n oder in Budaschl, den knauserten Mistviech, der döselbe Stimm' wia's Frauerl hat, auf der Schoß halten. Und wann man sie dö ganze Wochen g'rackert hat, dass ma ka Glied rühr'n kann, geht an an' Sunntag jedesmal weg'n an Ausgang der Dischpatat an. Sie is Ihna nämli so viel neidi; sie vergunnt Ihna net 's Weiße in dö Aug'n. Weil s' waß, dass mei Ferdl a fescher Bua is, der da is bei'n Dafein, während dass der ihrige a lamlackerte Letfeig'n is, möcht's, dass i a an an Sunntag z'haus hocken bleib'. Aber da wird nix d'raus. Mei Ausgang is mir so heilig wie in Hausherrn der Zins. Jetzt will s' gar, dass i schon vor Thorsperr'n z'haus kumma soll, wo ersicht dö größte Hetz angeht. Da hat's neuli weiter kan Hasat geb'n; mir war'n bald raffert word'n mitanand. I hab's Maul g'halten, weil ma dera mit der Gosch'n do net aufkommt und hab' m'r denkt: Na wart', du kommst m'r g'rad z'recht. Auf dös Mittagessen g'freu' di. 's erste war, wia i in d'Kuchel kumma bin, dass i ihrer Kaffeeschal'n von der Stellage abag'holfen hab'. Auf dö war's immer so viel hakli. Sie muass von an' ehemaligen G'schwuf'n g'wesen sein, denn es is a Vers d'rauf g'standen: «Man sieht sich, lernt sich kennen; man liebt sich, muss sich trennen.» Bumsti war's in tausend Scherb'n z'brochen und mei Gnädige is glei außag'schossen wie a Kreuzspinnerin auf a Fliag'n. Dös hat's am meisten 'gift, dass i g'sagt hab', dö Schal'n is selber von der Stellasch aberg'fall'n. Aber je mehr s' g'sprungen is, desto öfter hab' i 's wiederholt: «Dö Schal'n is freiwillig von der Stellasch' aberg'fall'n.»"

A Straf' muass sein, hab' i mir denkt; man kann ihna do net alles angehn lassen, den Herrenleut'n; sunst war's ja gar net zum aushalten. Wia kann denn da an' Essen guat ausfall'n, wann ma an' Kummer in Herzen hat und wann an dö Frau amal dös und amal das schafft. Alle Aug'nblick muss ma von Herd wegrennen. Was müsst ma denn da für a Gedächtnis hab'n, wenn man si' merket, wie oft ma d'Supp'n schon g'salzen hat. Da schafft s' an', ma soll dö Lampen putzen; nachher is' ihr net recht, dass dö Mehlspeis' nach Petroleum riacht. Sö glaub'n gar net, wia hakli dö Frau is. Da steigt m'r jedesmal der Bizl, wann i s' so umaklaub'n siech. I waß net, was s' immer suacht! Fuchti war i, so hab' i m'r halt denkt: Wart, dass d' net umasunst suachst, heut sollst alles in der Suppen finden, was dei Herz verlangt. A ganz' Aquarium hab' i in dö Supp'n einithan; dös Gezeter hätt'n S' Ihna hör'n soll'n; der Herr hat ihr bei dö Ausgrabungen g'holfen und dabei hab'n s' in aner Tour über mi g'schimpft; i hätt' mi zwuzeln können vor Lachen. Und bei all dem hab'n s' net amal den vierten Theil g'funden. Neidi war i ihna net um dös Essen. I hab' m'r schon am Vormittag à conta dessen an' Eierspeis' g'macht. Nachmittag san Leut' kumma, darunter der fesche Lieutenant, auf den dö Frau an' Aug g'worfen hat. Er halt s' aber nur für an' Narr'n; i' bitt Ihna, a so a G'spenst! Wann S' dö Baner auslösen, bleibt Ihna ka Kilo Fleisch auf der Wag'! Muass i net no an' Kaffee a machen? Und unten geht der Ferdl schon ganz wünig auf und

ab und pfeift Fei'rabend: Tátatra—Tatatra—Tatatra—ta. Is's da a Wunder, wann a'm dö Milli übergeht? Endli bin i firti. I nimm' 's Kaffeeg'schirr außa; stell' 's Obers und in Kaffee auf dö Taff'n; da kummt der Lieutenant, dös Springinkerl, der in an' furt mit mir speanzelt, weil er an fein G'schmack hat — mir macht's a Hetz', weil i siech, wie si mei Gnädige gift'. Der Lieutenant siecht mi alsdann, wie i mit'n Kaffeeg'schirr anpackt bin, und denkt si: Jetzt is dö Gelegenheit günsti, nimmt mi um d'Mitten und will mir a Buß'l aufipapp'n. Na, du kummst m'r g'rad z'recht, denk' i mir, schrei: „Auslaff'n!" Weil er aber ka Ruah gibt, mach' i an' Kihrer, daſs dö Gnädige hört und siecht, weg'n wem der Lieutenant eigentlich herkummt, und laſs dö ganze Kramuri fall'n. Der Lieutenant macht a dumms G'sicht, dö Scherb'n than in der Milli am Bod'n Schinakerl fahr'n und mei Frau steht unter der Thür, und wirft m'r an' Blick zua, daſs ma damit alle Ratz'n in der Wean vergiften kunnt'! Sie haßt mi an' Trampel, i sag, i gleich mi net amal mit ihr, weil i zu viel Bildung g'lernt hab', um auf so g'meine Sprichwörter an' Antwort z'geb'n. Sie sagt, i kann meine vierzehn Täg' machen. I sag', i geh gtei, ziag' mi an und geh' mit'n Ferdl in Prater. Können S' Ihna denken, wie mi dös 'kränkt hat.

Wie i beim Thor draußt war, hab' i schon nix mehr g'wuſst von der ganzen G'schicht. So guat hab i mi schon lang net unterhatten, wia an den Sunntag; denn das Bewuſstsein, daſs i in Recht bin, hat mei G'müat erheitert. Dösmal gibst aber net nach, hab' i m'r denkt; dösmal muaſs sie d'r kummen; sunst verdirbt ma nur auer andern in Platz. Bis Aus hab' i s' dunsten laſsen; nachdem bin i z'hauſ kumma. Hab' i aber a Nasen g'habt! Dö ganze Nacht hat mei Frau in Magenkrampf g'habt. Da hätt' i könna dö ganze Nacht Tücher aufwarma und Kamill'nthee kochen. Der Herr is zu so was net; der hat si schreckli ung'schickt g'stellt. Is m'r do tiaba, i hab' 'tanzt, als daſs i Tüacher aufwarm'! — In andern Tag war all's wieder guat. Ma därf nur net immer nachgeb'n. Jetzt muaſs i aber gehn, sonst hat s' glei wieder was z'brummen, wann i a Secunden länger ausbleib'."

Die sechste Semmel.

„Muatta!" — „Na, was penzt denn in an'fort?" — „Muatta, i hab' an Hunger!" sagte der kleine Franzl mit weinerlicher Stimme. „Is a Salz, so dürst' di!" antwortete die Mutter in scherzhaftem Tone. „Der Bua is net zum versättigen", wendete sie sich an die Lisi, ihre Älteste. „Jetzt is' noch kane zwa Stund', daſs er z'mittag 'gessen hat und vormittag hab' i eahm an Reauk'n Brot abg'schnitten, so groß wia dö Schuahsohlen von großen Christoph." — „Mein Gott, 's Kind wachst halt", sagte die Lisi, die Protectorin ihres Brüderchens, „und wann ma in ganzen Tag umspringt, könnt' ma Kieselsteaner essen vor lauter Appetit. Es is eh schon glei drei Uhr, da geh' i hatt um d' Jausensemmeln, daſs m'r unser G'schlader kriag'n. Komm mit, Franzerl, zum Bäcken."

„I geh' a mit", rief die Kathi, ein neunjähriges Mädchen, „beim Bäcken, da riacht's immer so guat nach frische Achthalbe-Labeln und Kipfeln."

Die drei Geschwister giengen zum Bäcker, indes die Mutter den Herd heizte und in ein kleines Blechgefäß Kaffee füllte, denselben in die Mühte schüttete und mahlte.

Nach einer kleinen Weile kehrten die Kinder mit langen Gesichtern zurück.

„Na, was is' denn, hast am End 's Geld verloren?" fragte die Mutter erschrocken.

„Ah nix“, antwortete Lisi, „stell'n S'Ihnen vor, jetzt gibt der Bäck' nur mehr fünf Semmel um a Sechserl.“

„No, war' net aus“, erwiderte die Mutter und ließ die Kaffeemühle in den Schoß sinken. „Du wirst halt schlecht g'hört hab'n. Mir nehmen do schon zwölf Jahr das Gebäck bei ihm. Bei aner alten Kundschaft wird er do a Ausnahm' machen.“

„Dös hab' i a 'glaubt; er därf aber net; denn die Draufgab' is abg'schafft word'n und da hat a jeder sein Wort geb'n müssen, dass das pünktli eing'halten wird.“

„Na freili, bei so was sau s' glei da mit'n Wort geb'n, wann's aus an' andern sein' Beutel geht. Mir gäbeten a unser Wort, dass m'r für d'Semmel nur an' Kreuzer zahl'n, wann's uns was nutzet. Jetzt was thuan wir denn da? Jessas, dös reißt m'r wieder a schöns Loch in Sack. Zwa Semmeln mehr alle Tag, das macht glei an' Guld'n zwanz'g Kreuzer in Monat. Dös geht net, dös geht net. I därf in Guld'n drahn und wenden, wie i mag, es kummen halt nia mehr als hundert Kreuzer heraus. Und i hab' a so a Freud' g'habt, wie m'r der Zimmerherr g'sagt hat, er nimmt's Fruahstuck bei uns. Jetzt is der Profit schon bein Teufel. M'r brauchten schon so nothwendig a Leinwand auf Leintücher; denn da können schon neun Katzen ka Maus fangen. Jetzt trau' i m'r aber beim Leinwandmann nix z'nehmen. In Vatern därf i a net tumma; der waß so net, wo ihm der Kopf steht. Na, so was! Es muss halt alleweil was sein, was in Himmel halt', dass er net abersallt. Na, wann i denk', wos i mir als klans Madel mit aner klan' Gschradi um an' halb'n Kreuzer in Mag'n an'pampft hab' und jetzt muass ma zwa Kreuzer für so a Semmerl zahl'n, net größer, als a Giletknopf. 's Herz thuat m'r weh', aber machts, was 's wollts, Kinder, i kann net mehr derschwingen; mir müassen mit fünf Semmeln draus kumma.“

Jetzt saßen sie alle bei der Jause, die sonst in fröhlicher Stimmung verzehrt wurde, und ließen die Köpfe hängen. Die Mutter gab jedem eine Semmel, wie früher. Die Eßlust war so groß, dass die Kinder gar nicht merkten, dass die Mutter leer ausgegangen.

Die Lisi rührte nachdenklich mit ihrem Löffel im Kaffee herum, kostete und schob dann ihre Semmel zur Mutter hinüber.

„I waß' net, i hab' heut kan' Appetit“, fügte sie als Erklärung hinzu, „dös Kraut macht so satt.“

„Iss du dei Semmel und kümmer di net um andre“, sagte die Mutter mit erkünstelter Kälte.

„Wann i aber kan' Hunger hab'“, entgegnete die Lisi.

„Mach mi net schiach“, sagte die Mutter und schob ihr wieder die Semmel hin. „I kriag so immer Magendrucken drauf, wann i a Semmel iß.“

„Also i d' Hälfte und du d' Hälfte“, erwiderte die Lisi, und dieser Vermittlungsvorschlag wurde nach einigem Widerstreben angenommen.

Franzl hatte seine Semmel bereits angebrochen und ein Glied in den Kaffee eingebrockt. Jetzt drehte er den Rest zwischen den Fingern und schaute dabei immer auf Mutter und Schwester. Allmählich füllten sich seine großen Augen mit Thränen, und als ihn die Mutter um die Ursache fragte, fieng er laut zu schluchzen an. „Ös müasst's von mir a a Gliedl nehmen“, heulte er und gab sich nicht eher zufrieden, bis Mutter und Schwester ein Stückchen von seiner Semmel genommen. Dann erst aß er den Kaffee mit gewohntem Appetit. Nach einer halben Stunde zupfte er seine Mutter wieder an der Schürze und sagte in weinerlichem Tone:

„Mnatta, i hab' an Hunger!“

Kleine Laube.

Menſch.

Sah da ſteh'n in einem Buch,
Zwiſchen andern hübſchen Worten,
Auch den ſchönen Bibelſpruch:
Sieh! und er iſt Menſch geworden.

Und ich gieng den Spuren nach,
Die der Menſchgeword'ne wandelt,
Was er that, und was er ſprach;
Und wie er als Menſch gehandelt.

Friede athmet jedes Wort,
Das er uns ins Herz geſchrieben,
Tief im Innern tönt es fort:
Deinen Nächſten ſollſt du lieben.

Seine Lehren gut und wahr,
Zeigen uns ſein göttlich Weſen,
Seine Thaten rein und klar,
Wie als Menſch er „Menſch" geweſen.

Und bis wir, wie er's gelehrt,
Menſchlich handeln allerorten,
Sind auch wir den Namen wert,
Dann erſt ſind wir Menſch geworden.

Pfeiffer.

Ein Held, ohne Krieger geweſen zu ſein.

Schwere Zeiten ſind beſonders geeignet, die wahre Größe, der das Menſchenherz fähig iſt, zum Ausdrucke zu bringen. Groß iſt, wer ſich überwindet, wer ſeinen Stolz, ſeinen Haſs, ſeinen Eigennutz zu gunſten edlerer, reinerer, glückſeligerer Gefühle aufgibt; am größten aber zeigt ſich, der ſich in ſelbſtloſer Liebe um anderer willen vergiſst, wenn er mit ſolcher Selbſtaufopferung nicht ſeine älteren Pflichten gegen noch andere Menſchen preisgibt. Beiſpiele ſolcher hochherzigen Setbſthingabe für andere haben ſich auch mehrfach bei der jüngſt Hamburg verheerenden Seuche gezeigt. Einige derſelben ſind durch die Tagesblätter verbreitet worden. Eins davon mag auch hier erwähnt werden.

In einer Familie auf dem Lande in der Elbegegend oberhalb Hamburgs war die Cholera ausgebrochen. Vater und Mutter lagen krank in einem Raume, in dem ſich außer ihnen noch vier unerwachſene Kinder aufhalten mussten; ein anderes Zimmer ſtand nicht zur Verfügung, und die anderen Einwohner des Dorfes wollten die Kinder nicht bei ſich aufnehmen aus Furcht, ihre eigenen Familien anzuſtecken; die nöthigen Pfleger für die Kranken und für die hilfloſen Kinder waren nicht zu beſchaffen; nur wenige Kilometer weit entfernt war eine Cholerabaracke (in Neuengamme), aber auch dort war augenblicklich keine Hilfe zu erlangen.

Da erbot ſich der fünfundzwanzigjährige Lehrer Ahrendt, die Pflege der Familie allein zu übernehmen. Er ſtand

den schwer Kranken in jeder Weise hilfreich bei, wachte Tag und Nacht bei ihnen und sorgte auch für die Kinder, für deren Nahrung und Reinigung. Nachdem er so zwei Tage und zwei Nächte ohne Ablösung diesen schweren Dienst versehen hatte, erlag die Mutter ihrem Leiden; der Vater dagegen war in der Besserung und fand nun endlich mit seinen Kindern Aufnahme in der Cholerabaracke.

Dann aber versagte auch dem opfermuthigen Ahrendt die Kraft. Solange er in der überanspannenden Erregung war, merkte er die Ermüdung nicht; nun fieng er wohl an zu erschlaffen und leistete dadurch den Ansteckungseinflüssen weniger Widerstand. Nachdem er noch die Leiche der Frau zu Grabe geleitet hatte, mußte auch er sich niederlegen, ebenfalls an der Seuche erkrankt. Zwei Ärzte waren jetzt zur Hilfe gekommen und boten alles auf, um den Edelmüthigen am Leben zu erhalten; aber vergebens, sie konnten ihn nicht retten, er erlag der bösartigen Krankheit — ein Opfer seiner edlen That.

„Für andere alles, für sich nichts!" Das hatte er schon bei früheren Krankheitsfällen bewiesen. Diese Gesinnung bekundete er auch noch in dieser Krankheit, indem er die Ärzte bat, niemanden zur Pflege zu ihm zu schicken, damit die gräßliche Seuche nicht noch weitere Opfer dort fordere; und sie hat thatsächlich in jener Umgegend nicht viel weiter um sich gegriffen.

Ein sparsamer Verschwender.

Thatsache aus unseren Tagen.

In einem wohlhabenden Hause zu München waren zwei Brüder, die nach dem Tode ihres Vaters das Vermögen unter sich vertheilt hatten zu gleichen Theilen. Jeder bekam hunderttausend Mark. Der ältere führte mit seiner Erbschaft das Geschäft, eine Fabrik, weiter, der jüngere war durchaus ideal angelegt, hatte studiert und sich dem Gelehrtenstande gewidmet. Dieser lebte nach Art deutscher Gelehrter sehr einfach, kümmerte sich nur um seine Philosophen und ließ im übrigen die ganze Welt weit links liegen, wo sie auch liegen blieb und ihn weiter nicht genierte.

Als etwa zwanzig Jahre nach Theilung der Erbschaft um waren, kam der Gelehrte zu seinem Bruder, dem Fabrikanten, und theilte ihm mit, daß er in der Patsche sitze.

„Was heißt das?" fragte der Fabrikant.

„Bruderherz, ich habe kein Geld", sagte der Gelehrte.

„Wieso? Du hast ja deine hunderttausend Mark bekommen."

„Bruderherz, die habe ich verbraucht."

„Bist du ein Verschwender?"

„Bruderherz, ich habe sehr sparsam gelebt."

„Hast du gespielt?"

„Bruderherz, was denkst du von mir?"

„Nun also wie? Du machst, soviel ich weiß, auch keine größeren Reisen. Mit Weibsbildern wirst du am Ende doch nicht . . .?"

„Bruderherz, halt' ein, du thust mir schrecklich weh", rief der Gelehrte, „ich habe hausgehalten und anständig bürgerlich gelebt, ich habe jährlich nicht mehr gebraucht als fünftausend Mark, und da ist die Anschaffung wertvoller Bücher schon dabei, und die kleinen Reisen sind dabei, und die Beiträge an wissenschaftliche Vereine. Man verplempert fünftausend Mark im Jahre, man verplempert sie!"

„Gut, so mußt du noch das ganze Capital haben, die hunderttausend Mark?"

Der Gelehrte schaute den Fabrikanten groß an. — Ist er denn nicht recht bei Trost! dachte er, Geschäftsleute können ja doch sonst rechnen.

„Aber Bruderherz", sagte er, „so rechne doch einmal nach. Hunderttausend habe ich bekommen, jedes Jahr fünf-

tausend — in zwanzig Jahren ist es alle. Ist es alle, nach Adam Riese."

Jetzt schlug der Fabrikant freilich die Hände zusammen: „Und du hast das Geld nicht auf Zinsen angelegt? Du hast es nicht verzinst auf fünf Procente und von den Zinsen, die gerade jährlich fünftausend Mark ausmachen, gelebt und das Capital erspart?"

„Bruderherz!"

„Schafskopf!"

„Bruderherz, ja kann man denn das?" —

Die Geschichte ist wahr. Und es ist möglich, dass es heutzutage noch Leute gibt, die nicht wissen, dass Bargeld wächst. Vielleicht hätte man diese Unwissenheit bei den Hirten im Hochgebirge gesucht. Nein, wenn es vorkommt, so kommt es bei dem vor, der alles weiß, beim deutschen Gelehrten. Aber auch bei diesem höchst selten. Denn nun weiß es ja endlich auch unser Münchner. Er lebt von den Zinsen eines kleineren Kapitals, das ihm sein Bruderherz nachträglich geschenkt hat. Geschenkt, aber nicht in die Hand gegeben, aus Besorgnis, der Gelehrte möchte es wieder sorgfältig in seinem Kasten bewahren, denn er ist sehr haushälterisch und sparsam.

M.

Ein- und Ausfälle.

Von Adolf Frankl.

Beschränkung und Beschränktheit.

In der Beschräntung zeige sich zwar
Gar oft das Können großer Geister;
Nur hatt' sich ein beschränkter Mann
Nicht auch für einen großen Meister.

Narren und Weise.

Willst du auf des Lebens Karren
Fröhlich durch das Dasein reisen,
Schilt nicht jedes Wort der Narren,
Lob nicht jede That der Weisen.

Denn man hört mit Recht oft preisen
Narrenwort als echte Wahrheit,
Und man sagt von manchem Weisen,
Dass sein Handeln streift an Narrheit.

Redewuth.

Was mancher Mann zusammenspricht,
Das grenzet schon an Frevel;
Da ist das Reden Silber nicht,
Da ist es nur mehr — Schwefel.

Das schönste Glück.

Nicht jenem tacht das schönste Glück,
Der all sein Glück verdankt dem Glücke;
Nein, jenem der zum höchsten Glück
Mit eigner Hand sich schlug die Brücke.

Glücksschmiede.

Ihr Glück zu schmieden sind bemüht
Die Thoren wie die Weisen;
Doch wessen Herz für Schlechtes glüht,
Der hämmert — kaltes Eisen.

Extrem.

Als er jünger war an Jahren,
Nahm er alle Welt in Schutz,
Seit viel Übles er erfahren,
Ist die ganze Welt nichts — nutz.

Das billigste Almosen.

Man ist nicht schnell zur Hand mit Geld,
Noch weniger mit einer That;
Doch gerne bietet alle Welt
Den Armen einen — „guten Rath".

Die Wahrheit im Weine.

„Die Wahrheit liegt im Weine!"
Das Sprüchlein scheint zu hinken;
Denn wär' es so, ich meine,
Man möchte ihn minder trinken.

Mädchen.

Mit vollstem Rechte werden oft
Sie „Flammen" auch genannt;
Denn mancher hat schon unverhofft
Sich arg daran verbrannt.

Dichterlos.

Soll segnen einen Dichter alles Zeitliche
Und richtig schätzen seines Geistes Gaben,
Muss erst geschehen sein das Unvermeidliche
Und er — das Zeitliche gesegnet haben.

Gegenseitig.

In seinem Liebesleid
Hat oft zur Flöte er gegriffen;
Doch auch die holde Maid,
Sie hat dem Jüngling was — gepfiffen.

Knickerart.

Ein Knicker drückt die Leute dreist
In allen Stücken;
Doch soll er spenden, wird er meist
Sich selber drücken.

Weltgeschichte.

Die Geschichte dieser Welt
Wird und kann nicht jeder lieben;
Ist ja doch, was sie enthält,
Meist mit Menschenblut geschrieben.

Wiederkehr dieses Lebens!

Der moderne deutsche Denker Friedrich Nietzsche hat einmal den Ausspruch gethan: „Wie, wenn dir eines Tages oder Nachts ein Dämon in deine einsamste Einsamkeit nachschliche und dir sagte: Dieses Leben, wie du es jetzt lebst und gelebt hast, wirst du noch einmal und noch unzähligemale leben müssen; und es wird nichts Neues daran sein, sondern jeder Schmerz und jede Lust und jeder Gedanke und Seufzer und alles unsäglich Kleine und Große deines Lebens muss dir wiederkommen und alles in derselben Reihe und Folge — — — — Würdest du dich nicht niederwerfen und mit den Zähnen knirschen und den Dämon verfluchen, der so redete? Oder hast du einmal einen ungeheueren Augenblick erlebt, wo du ihm antworten würdest: Nie hörte ich Göttlicheres!“ — Ich würde bei einer solchen Offenbarung jubeln und jauchzen, wie noch nie jemand gejubelt und gejauchzt hat unter dem himmlischen Tage. Mein ganzes Leben, auch die Zeit des Leidens, ist eine Reihe solcher „ungeheuerer Augenblicke“, dass ich stets bei obiger Verheißung der Wiederkehr dieses Lebens ausrufen würde: „Göttlicheres habe ich nie gehört!“

Rosegger.

Die Müllerknechte!

Sagt einer heut auf hohem Rednerputt
Mit etwas Zungenkunst und Spiegelfechten:
„Die Müllerknechte sind an allem schuld,
An allem Schädlichen und allem Schlechten“,
Und wiederholt im Lande weit und breit
Den gleichen Satz mit kühler Überlegung,
Dann haben wir in äußerst kurzer Zeit
Die große Anti-Müllerknecht-Bewegung.

Ludwig Fulda.

Was Friedrich Schlögl den Bücherausleihern zu sagen hat!

Zu des jüngst verstorbenen Wiener Schriftstellers Schlögls besten Freunden gehörte, wie die „Deutsche Zeitung“ mittheilt, auch ein Neffe Grillparzers, Herr C. R. v. P., welcher selbst eine Reihe anmuthiger Novellen geschrieben hatte. Beide suchten in ihren dienstfreien Stunden emsig um „Raimundiana“ und „Nestroyana“. Gelang es einem oder dem anderen, eine Novität oder eigentlich Antiquität in diesem Genre zu entdecken, so beeilten sie sich, den Fund einander mitzutheilen. Herr v. P. hatte nun das „curiose Buch“ noch nicht gelesen, das bekanntlich eine interessante Zusammenstellung aller möglichen Sammelsexe der Residenz enthält und bat den „alten Fritz“ um Zusendung desselben. Dieser schlug die Erfüllung der Bitte mit den Worten: „Ist in jeder Buchhandlung um einen Gulden fünfzig Kreuzer zu haben“ rundwegs ab. Tags darauf lag dennoch das herzige Büchlein auf dem Nachtkäst-

chen des Freundes. Dasselbe enthielt aber ein Blatt mit „Verhaltungsmaßregeln bei ausgeliehenen Büchern“, welche übrigens, den scherzhaften Theil abgerechnet, nicht genug beherzigt werden können. Sie lauten:

1. Bücher von weniger als zweihundert Seiten sind binnen acht Tagen dem Eigenthümer zurückzustellen.

2. Der schuldige Dank ist speciell auszudrücken.

3. Eselsohren in das Buch zu machen, ist untersagt.

4. Die Finger beim Umblättern zu befeuchten, ist eines denkenden Menschen unwürdig.

5. Kritzeleien werden verbeten, ebenso Bleistiftstriche, Frage- und Ausrufungszeichen oder missgünstige Bemerkungen an den Rändern, wie etwa „Gar dumm!“ „Alter Spass!“ und dergleichen.

6. Blätter herauszureißen, kann unter keiner Bedingung gestattet werden.

7. Wurst oder Käse auf dem aufgeschlagenen Buche zu zerschneiden, ist nicht anzuempfehlen.

8. Desgleichen eine Oellampe über das Buch auszuschütten.

9. Kindern sollen ausgeliehene Bücher zum Spielen nie gegeben werden.

10. Bei Rückstellung des Buches ist es räthlich, den Eigenthümer auf eine Flasche Wein — Novellen werden nicht in Tausch genommen — einzuladen und sich über den Inhalt des Werkes — selbstverständlich lobend — auszusprechen.

11. Ist das Buch käuflich, d. h. in den Buchhandlungen zu haben, so soll es angekauft werden.

12. In letzterem Sinne soll auch in weiteren Kreisen agitiert werden.

Es wird ersucht, sich an obige Bedingungen zu halten.

Ergebenst

Friedrich Schlögl m. p.,
der vielfach Gewitzigte.

Eine Künstlerin, die nicht wohlthätig sein will.

Die berühmte Schauspielerin Duse wurde auf ihrem Gastspiele in Wien eines Tages eingeladen, eine Wohlthätigkeitsvorstellung zu geben. Die Künstlerin gab dem Einladenden folgende Antwort:

„Ich bin zu arm dazu, ich kann nicht einen ganzen Abend verschenken. Und mit dem Gelde würde ich einen Theil meines Lebens weggeben, denn ich opfere an jedem Abende ein Stück meiner Gesundheit.

Ihre Gesellschaft hat einen großen Fehler, sie betrachtet den Künstler nicht als Menschen. Sie muthet uns eine Ausnahmsstellung zu. Rechnen Sie die künstlerische Arbeit und den Ertrag eines Schauspielabends. Wie viele wohlhabende Leute, die von den Zinsen ihres sicheren Capitals zehren, werden sich entschließen, einen Betrag zu opfern, der dem Ertrage eines Theaterabends gleicht, oder den Theil des Capitals herzugeben, der dem Zinsenerträgnis dieses Abends entspricht? Und wir Künstler greifen ja beständig unser Capital an. Unsere Erfolge sind momentaner Natur.

— Und dann: Unsere Arbeit ist nicht wie die Euere. Wie quält uns die Angst vor jedem Auftreten, wie sind wir vom Glücke abhängig, wie nagt an jedem Abende der Zweifel an uns, ob wir auch gefallen werden!“

Es gibt Persönlichkeiten und Vereine, die sehr gerne wohlthätig sind — auf Kosten anderer. Vielleicht interessiert sie dieser Ausspruch der großen Künstlerin.

Da Regnschirm.

A kloans Bildt aus da Hüttn.

Da Sama Hiasl hot an Weg über d Olm. Wiar er auffi geht ba da Thür, steht er afn Stiagerl a weil still und schaut um und um. Gugg ins Gebirg eini, gugg af die Bam hin,

gugg in d Sun, beidelt in Koupf, draht ſih um und draht ſih nouhamol um und gugg wieder in d Sunn.

„Du Olti", ſogg er za ſein Weib, „wos moanſt dan, kunt ih nit an Regnſchirm mitnehma?"

„Wiaſt willſt, Hiaſl", moant ſie.

„Mih deucht, as wird nit ausholtn, heint. Sou viel demi. Und de Fluign! Wird haſu nit ſchlecht ſei, wan ih n mit nim."

„Hoſt recht, nim ah mit."

„Oba Teixl, da Steckn war ma zan Gehn kamouta. Wans eppa douh ſchön bleibb, is da Regnſchirm ungſchickt, vagiſst ah leicht darauf und loſstn wou loan. Daſs s douh nit eppa gicheita war, i nahm in Steckn und loſs n Schirm do."

„Sa loſſn do", ſogg ſie.

„Oba wonns regugg! Aſu gouzu Weg üba d Olm la Doch, ih wurd waſchlnoß. Für a Fürſorg kunt ih n lacht douh mitnehmen, in Schirm!"

„Nan, nim an mit."

Da Hiaſl draht ſih wieder amol um und um und ſchaut.

„War ober ah nit unmigla, daſs s ausholdad!" ſogg er. „As ziacht a Lüftl. Onſtändiga war er ma holt viel, dan Bergſteign, da Steckn. Möchts douh frei wogn, daſs ih n do loſſad, in Regnſchirm."

„Jo, loſſn do", moant ſie.

Er ſchaut ins Gebirg eini, wo s milchweiß Gewöll ſteht: „Aufſteign thuats ſaggeraſch. Und d Sun blegazt ſäidi her! Scha frei z'demi blegazt ma d Sun! As kimbb wos, heint! — Wan ih n douh mitnahmad!"

„Sa nim an mit."

„Wos hoaßt dos: Nim an mit, loßn do! Nim an mit, loſſn do!" fohrt er ſei Weib on. „Däs Umziachn, amol ſou, amol ſou, lou ih nit leidn. Daſs s gor ſa wonlelmüati möign ſei, d Weibaleut!" *)

Bücher.

Hamerling als Erzieher. Von Dr. Bruno Bruckner. (Hamburg. Hamerling-verlag.)

Bruno Bruckner iſt der Sohn des Jugendfreundes Hamerlings, wir haben alſo ein beſonderes Intereſſe, ſeine Meinung über den großen Dichter zu hören. Wieder einmal ein liebevolles, begeiſtertes Urtheil über ihn, das thut wohl. Das Büchlein erinnert nach Form und Tendenz überaus an „Rembrandt als Erzieher", damit ſind ſeine Vorzüge und Schwächen angedeutet. Der Verfaſſer iſt ſehr beleſen und bringt eine Unmenge von Citaten, er iſt ein Anbeter Bismarcks und ein freimüthiger Geringſchätzer des Gelehrtenthums. Sein Um und Auf iſt der deutſche Nationalismus, und ſo ſieht er auch unſeren Dichter vorwiegend nur von dieſem Standpunkte aus. Die Würdigung und Charakteriſierung iſt gewiſſenhaft, geiſtreich, und zumeiſt auch richtig. Kopfzerbrechen macht es dem Verfaſſer, wie der große Dichter mit Roſegger ſo langjährig und innig befreundet ſein konnte. Der ſonſt ſo nachdenkliche Herausgeber dieſer Citate hat vergeſſen, daſs es für wahre Freundſchaft auch noch andere und tiefere Gründe gibt, als den, literariſcher Gleichzügigkeit. R.

Cäſars Säule. Ein Roman aus dem zwanzigſten Jahrhundert von Dr. Edmund Boisgilbert. Deutſch von B. Katſcher. (Klagenfurt. F. v. Kleinmayr.)

In der Literatur mehren ſich die Zeichen. Die Dichter blicken nicht mehr nach rückwärts, ſondern nach vorwärts, werden Propheten von ungeheuerlichen Ereigniſſen, die uns bevorſtehen. „Cäſars Säule", das iſt ein aus einer Viertelmillion Leichen aufgebautes Monument der Brüderſchaft der Vernichtung, zur Erinnerung an den Tod und das Begräbnis der modernen Cultur. R.

Kleinbürger von Groß-Wien. Ernſtes und Heiteres aus dem Wiener Volksleben. Von Vincenz Chiavacci. (Stuttgart. A. Bonz & Co.)

Wenn für den Dichter und Schilderer ſchon ein einziger Menſch unerſchöpflich iſt, wie erſt eine Millionenſtadt! Und ſo erklärt es ſich, daſs im Wiener Volksthume, trotz

*) Erklärung: demi: ſchwül; Fluign: Fliegen; loan: lehnen; lacht: vielleicht; blegazt: blitzt, ſticht; ſäidi: übertragen von ſättigend, in Überfülle.

der unzähligen Schilderer desselben, immer noch neue Seiten aufgedeckt, neue Züge gefunden werden. Chiavacci ist ein unermüdlicher Schatzgräber, der aus dem Steinhaufen von Wien schon manchen Edelstein hervorgeholt und schön geschliffen hat. Diese neue Sammlung von ernsten und heiteren Bildern birgt Juwele; viele der Stücke frappieren durch ihre Lebenswahrheit, andere durch ihre Sonderart, wie z. B. die Geschichte „Wiedergeboren". Anderes ist freilich in der Verwandtschaft mit der „Frau Sofert", eng lokal und bezieht sich mehr auf den Tag, das mag vielleicht für weitere Kreise das Interesse verringern, aber nicht den Wert an sich. Im Ganzen haben wir es mit liebenswürdigen Genrebildern zu thun, wovon aber manches nicht ganz so harmlos ist, als es sich gibt. Und recht sol wer es mit Elementen der Großstadt zu thun hat, der soll es bei der Idylle allein nicht bewenden lassen. Alle Linien dürfen nicht horizontal gehen, wie die Kanäle, manche muss auch vertikal stehen, wie der Stefansthurm – nach aufwärts weisend.

R.

Welke Blätter. Novellen von Franz Wolff. Mit Randzeichnungen von L. Burger. (Leipzig. Oswald Mutze.)

Fünf hübsch und zart geschriebene Novellen, die von Beschaulichkeit und Naturandacht zeugen, vielleicht sogar ein wenig nach Adalbert Stifters Art. Manchem von heute behagt das nicht, aber es sind doch die alten Werte der Poesie, die auch noch an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts Geltung haben.

M.

Die Zukunft der Deutsch-Österreicher. Eine statistisch volkswirtschaftliche Studie von Dr Michael Hainisch. (Wien. Franz Deuticke.)

Wie schon der Titel sagt, nicht politisch, sondern volkswirtschaftlich ist der Standpunkt dieser gelehrten Schrift. Sie bietet ein dankenswertes Bild des wirtschaftlichen Zustandes der deutschen Bevölkerung in Österreich. Die dadurch eröffneten Aussichten für die Zukunft sind nicht tröstlich. Aus der Abhandlung über den Bauernstand kann der Schluss gezogen werden, dass es mit dem conservativen, patriarchalischen Bauernthume aus ist. Der Großgrundbesitz verlegt sich auf die Viehzucht, führt, wo Arbeitskräfte nöthig sind, die Maschine ein, der Mittel- und Kleinbauer wird Knecht, der Knecht Taglöhner, der Taglöhner endlich geht in die Fabrik. Und die Industrie soll herrschen. Mit all dem könnte man einverstanden sein, wenn es sich nicht um die Behaglichkeit, Zufriedenheit und naive frohe Lebensanschauung handelte, Dinge, die mit dem alten Bauernthume zugrunde gehen. Der Luxus des Modernen ersetzt das nie und nimmer. Und durch den Untergang des gegenwärtigen Bauernstandes wird kein anderer Stand gewinnen, aber mancher verlieren! Ist die Wendung unvermeidlich, lässt sie sich durch Menschenthat nicht aufhalten, so geschehe sie; aber sich darüber zu freuen, ist keine Ursache vorhanden.

R.

Brot. Ein Büchlein für alle, die Brot essen. Von Dr. Karl Schmidt. (Leipzig. Wilh. Friedrich.)

In überzeugendster Weise, unter Vorführung der grellsten, leider der Wirklichkeit entsprechenden Bilder schildert der volksfreundliche Verfasser Schritt vor Schritt die Entwickelung des Broterwerbes vom grauen Alterthume bis auf die Jetztzeit und geißelt in derben, aber gerechten Streichen die gegenwärtige Wirtschaftsordnung. Vollkommen gelingt ihm, wie das Vorwort verspricht, die schwierige Aufgabe, die Brotfrage gemeinfasslich darzustellen. In der den ersten Theil des Buches ausfüllenden culturhistorischer Skizze bezeichnet der Verfasser die Grundursachen all des drückenden Elends, das heute das Gros der Erdbevölkerung knechtet, er legt klar, dass zwar „die Bedingungen und Formen des Broterwerbes sich fortwährend umgestaltet haben, dass aber eines, trotz dem Wechsel der Form, im wesentlichen bis heute geblieben ist: die „rechtskräftige Ausnützung des Schwachen durch den Starken". Die späteren Theile, die Schilderung der gegenwärtigen Verhältnisse nebst Anführung der Mittel zur Umformung derselben, enthalten eine derartige Menge gleichwertiger Wahrsätze, dass es unmöglich ist, einige davon namhaft zu machen, ohne dadurch die anderen ungerechterweise hintanzusetzen. Es genüge, die Namen der reformbeflissenen Volksfreunde Schippel, Stamm, George, Flürscheim und Jentzka, auf deren Ausführungen sich der Verfasser stützt, zu verrathen, um die Tendenz des Buches zu bezeichnen. Im übrigen muss auf das Studium des Buches selbst, das insbesondere Volksvertretern dringend empfohlen zu werden verdient, verwiesen werden. Soll ich noch mein subjectives Urtheil beifügen, so behaupte ich unumwunden: das Buch verdiente der Anstoß zu den segenvollsten Umwälzungen zu werden, und mit Unmuth denke ich daran, dass

auch diese Welle, wie so viele andere verrinnen wird, ohne dem darbenden Theile der Menschheit zum Heil geworden zu sein.

Armin.

Führer durch Neuberg und Umgebung. (Wien. Leo Woerl.)

Ein Handbüchlein, welches knapp und klar das wichtigste von Neuberg und Umgebung beschreibt und besonders den großen Naturschönheiten dieser Gegend gerecht wird. Der Neuberger Sommerfrischler, wie der Tourist wird dieses Büchlein zu schätzen wissen. Unter dem mancherlei neuen, was das Schriftchen mittheilt, überrascht uns die Nachricht, dass das ganze Gebiet der Schneealpe, der Lachalpe, des Raxkör u. s. w. in der Zeit vom 20. September bis Mitte October nicht begangen werden darf!! — Die zahlreichen Bilder des Werkchens (das überaus reizende Titelbild ist von A. Schmidhammer) sind so fein und nett ausgeführt, wie man es heute in Touristenwerken nur noch ausnahmsweise antrifft. M.

Reise durch Montenegro, nebst Bemerkungen über Land und Leute. Von Dr. Kurt Haffert. Mit Abbildungen nach den Aufnahmen des Verfassers und einer Karte. (Wien. A. Hartleben.)

Da unten im Süden haben wir Österreicher einen Nachbar, der von der Cultur noch fast unberührt in einem wilden, karstgebirgigen Lande wohnt. Montenegro. Wer aber begierig darauf ist, wie die Leute dort geartet sind und was sie treiben, der lese einmal dieses Reisewerk. Der Verfasser hat das Fürstenthum in den schwarzen Bergen nach allen Richtungen durchwandert, sich an allen größeren Oeten aufgehalten, mit allen Schichten des Volkes verkehrt und seine Schilderung ist in hohem Grade interessant. Die Ausstattung des Buches ist fein, nur können wir uns mit den lateinischen Lettern nicht befreunden. Besonders auf geleimtem Papier stehen diese Buchstaben so dünn und schwindsüchtig da, dass sie dem Auge schaden. Warum in deutscher Sprache nicht auch die deutschen, markigen und charakteristischen Buchstaben? M.

Berliner Polizei und Verbrecherthum. Von Paul Lindenberg. (Leipzig. Phil. Reclam.)

Großstädte sind die fruchtbarsten Brutstätten für Laster und Verbrechen. Wie es in diesen Sachen da draußen in Berlin zugeht, und wie die ordentlichen Leute sich vor den Spitzbuben zu schützen suchen, auch wie es den Schelmen, die erwischt werden, geht, das erzählt uns dieses Büchlein. Wer sich einmal ein paar Stündlein mit der sauberen Gesellschaft befassen mag, der soll's nur thun, er wird was lernen. Braucht aber das Gelernte nicht selber praktisch auszuüben, denn — es kommt nichts rechtes dabei heraus. Geköpft kann man werden. Die Preußen verehren ihren Mördern keine hanfenen Cravaten, sie hacken ihnen kurzweg den Kopf ab. M.

Ausgewählte dramatische Werke. Von Franz Riffel. (Stuttgart. J. G. Cotta.)

Dieses Buch mit seinem interessanten Vorworte enthält die Stücke „Perseus von Macedonien", „Heinrich der Löwe", „Agnes von Meran" und „Ein Nachtlager Corvins". Der „Heimgarten" kommt auf die bedeutende Erscheinung noch näher zurück. R.

Im Jahrhundert Grillparzers. Literatur und Lebensbilder aus Österreich. Von Adam Müller-Guttenbrunn. (Wien. Kirchner & Schmidt.)

Eine Sammlung von Aufsätzen, respective Nekrologen über verstorbene Dichter Österreichs in der bekannten geistvollen und instructiven Art des Verfassers. So viel z. B. über Grillparzer, Bauernfeld, Hamerling, Anzengruber u. s. w. schon geschrieben worden ist, wird uns die Beleuchtung vom Standpunkte eines von Schlagwörtern unbeeinflussten selbständigen Geistes doch immerhin interessieren. M.

Für die Jugend des Volkes. Herausgegeben von den Volksschullehrern F. Mariner und A. Martin. (Mödling 1892.)

Diese von uns wiederholt gewürdigte vortreffliche Monatsschrift ist nun als vollständiger Jahrgang in einem geschmackvollen Bande erschienen. V.

Die Redaction des „Illustrierten Österreichischen Volkskalenders", der mit 1893 seinen neunundvierzigsten Jahrgang begeht, hat Frau Baronin Suttner übernommen. Die Bedenken darüber, dass eine Aristokratin einen Volkskalender herausgibt, schweigen hier ganz, denn wir wissen,

was Baronin Suttner für das Volk bedeutet. Wir freuen uns darüber, dass die geniale Humanistin hier ein geeignetes Organ gefunden hat, ihr Werk, die Friedensbewegung, in weitesten Kreisen populär zu machen. R.

Meyers Kleines Conversations-Lexikon. Bibliographisches Institut. Leipzig. Zweiter Band. Fünfte Auflage.

Der Inhalt der vorliegenden Bände lässt bereits deutlich erkennen, dass sich der „Kleine Meyer" in seiner neuen Auflage weit mehr noch wie bisher als ein unentbehrliches, nie versagendes Auskunftsmittel für alle das tägliche Leben berührende Fragen bewähren wird. Und wer möchte heute wohl von sich behaupten wollen, dass er eines solchen Nachschlagebuches nicht bedürfe? Ein Compendium des allgemeinen Wissens, ist Meyers Kleines Conversations-Lexikon; ein literarisches Werk, in welchem in knappster Form die Quintessenz menschlicher Gelehrsamkeit gesammelt und zum Abdruck gebracht ist. Über hundert Karten, Bildertafeln und Beilagen in Holzschnitt, Kupferstich und Chromodruck vermitteln die Anschaulichkeit, erleichtern und erhöhen das Verständnis für besonders wichtige Textstellen in wirksamster Weise. V.

Meyers Kleiner Handatlas in hundert Kartenblättern und neun Textbeilagen (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Endlich einmal ein „Hand"-Atlas, von dem man mit Fug und Recht sagen kann: „Das ist, was ich brauche!" der in Wirklichkeit das hält, was sein Titel verspricht. Meyers Kleiner Hand-Atlas ist ein mit großem Fleiße durchgearbeitetes geographisches Hilfsmittel im handlichsten Buchformat. Ein Seitenstück zu „Meyers Kleinem Conversations-Lexikon", umschließt dieser Atlas alle diejenigen Dinge, welche zur Zeit das geographische Interesse des Publicums erregen. Das neue Kartenwerk ist berechnet für den Geschäftsmann, den Beamten, den Gewerbetreibenden, den Zeitungsleser, kurz für alle diejenigen, die für jede in Betracht kommende geographische Frage ein übersichtliches, zuverlässiges, auf der Höhe der heutigen Erdbeschreibung gehaltenes Kartenmaterial stets und bequem zur Hand haben wollen. V.

Das Schneeschuhlaufen und seine Verwendung für Jagd, Sport und Verkehr. Herausgegeben von der Redaction des „Tourist". (W. H. Kühl, Berlin. Mit vierzehn Illustrationen.)

Die große Verbreitung des Schneeschuhlaufens in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz während der jüngsten Jahre hat veranlasst, die vorliegende Broschüre herauszugeben, die die praktische Verwendung der Schneeschuhe nachweist und über die volkswirtschaftlich-gemeinnützige Bedeutung des Schneeschuhes Aufschluss gibt. Die Illustrationen unterstützen wesentlich das leichtere Verständnis. V.

Marie von Ebner-Eschenbachs „Gesammelte Schriften". Mit dem Porträt der Verfasserin. Sechs Bände. (Berlin. Gebrüder Paetel.)

An unserer modernen Literatur haben die Frauen regen Antheil; von ihnen verdient Marie von Ebner-Eschenbach hauptsächlichstes Interesse — In keinerlei Manier befangen, hat diese geniale Dichterin sich zu einer seltenen Meisterschaft in der tragischen Epik wie in der humoristischen Erzählung erhoben und mit gleicher Sicherheit die tiefsten seelischen Probleme wie fesselnde gesellschaftliche Fragen bewältigt. Hoch und niedrig, Land wie Stadt betrachtet sie mit unbeirrbarem und dabei stets verständnisinnigem Auge; überall schließen reife Beobachtung und edle Humanität einen Bund, der wohl hin und wieder das Treiben der Gesellschaft mit satirischen Funken umsprüht. In welchem Werke wir auch Marie von Ebner-Eschenbach begegnen mögen, stets fesselt uns die reichste Lebenserfahrung, immer bewegt uns eine bezaubernde Gemüthstiefe, mag uns die Dichterin in die adeligen Schlösser und Dörfer Böhmens oder Mährens, mag sie uns in die Salons oder armseligen Dachwohnungen der Millionenstadt führen! Stets erscheint uns die Erzählerin menschlich nahe aus ihren Gebilden. Diese von keinem Hauch der Blasiertheit angekränkelte Dichterin aus gräflichem Geschlecht weiß, wie es im aristokratischen Palaste und in der Proletarierhütte, im Köpfchen der Comtesse und in der Seele der schlichtesten Magd aussieht; nie schreckt sie dabei vor tragischen, aus den Tiefen des Gemüths erwachsenden Conflicten zurück, sucht aber meist durch einen bald weichmüthigeren, bald herzhaft kernigen Humor dem ernsteren Gemälde freundlichere, sonnigere Lichter aufzusetzen, ganz abgesehen von der Kunst einer wahrhaft vornehmen Darstellung, einer reinen, wohlklingenden Sprache! Die Wahrhaftigkeit tritt aus all ihren Gaben mit vollendeter Kraft hervor;

eine urgesunde Natürlichkeit gehört zu ihren schönsten Vorzügen. V.

Schlaraffia politica. Geschichte der Dichtungen vom besten Staate. (Leipzig. Fr. W. Grunow.)

Der Zweck des Buches ist, zu zeigen, dass Luftschlösser wie die, nach denen jetzt die Socialdemokraten jagen, in allen Zeitaltern und Jahrhunderten den Menschen vorgegaukelt worden sind. Immer wieder tritt das Wahnbild des communistischen Staates auf, mit dem das goldene Zeitalter herbeigeführt werden soll, das die Menschheit aus dem Unzulänglichen der realen Welt zu ungetrübtem, glückseligem Dasein führt, und immer wieder erweist es sich als ein Traum, immer wieder führt der Versuch der Verwirklichung dieses Traumes zu der grausamsten Enttäuschung und zum erschütternden Verderben der Schwärmer, die ihn wagen. So heißt es in der Ankündigung des Buches. Manchmal kommt's heraus, als ob der Verfasser allen Idealismus verachte und gar nicht glaube, dass der menschliche Staat sich weiter entwickeln könne. Also sind die Zustände nicht zu verbessern, also muss es so bleiben wie es ist, jeder ist ein Narr, der Pläne und Versuche zur Befreiung der Verfahrenheit macht! Ein Mensch, dem es recht ist, wie es ist, der muss mit Glücksgütern reich versehen sein und er muss ein ledernes Herz haben. „Mir geht's gut, den anderen mag es schlecht gehen, das ist so der Lauf der Welt und der Mensch ist und bleibt ein Thier, dem nicht zu helfen ist." Manchmal klingt in dem sonst so tüchtigen Buche dieser Ton durch. Wenn wir aber einmal so weit sind, dann können wir zusperren. M.

Geschichtsphilosophische Gedanken. Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens. Von Karl Jentsch. Leipzig. Verlag von Fr. Wilhelm Grunaw.

Wenn schon die einzelnen, in den „Grenzboten" veröffentlichen Aufsätze allgemeines Interesse wachriefen, umsomehr darf man es von der einheitlichen Zusammenstellung derselben in vorliegender Buchform voraussetzen. Ein Werk, wie dieses, welches die verschiedenen Gebiete des Lebens streift, verschiedene Epochen cultureller Entwickelung Revue passieren lässt und auf die tiefsten Räthselfragen des irdischen Daseins eingeht, kann unmöglich in dem knappen Raume einer gewöhnlichen Buchbesprechung gebührend gewürdigt werden. Man sieht sich beim Lesen desselben entweder wiederholt genöthigt, den Faden in gegebener Richtung weiterzuspinnen, oder auch abwehrend in anderer Form zu verweben. Wer immer diese ideenreiche, hin und wieder von überraschenden Gedankenblitzen durchzuckten zweiundzwanzig Capitel des vierhundertsechsundsechzig Seiten umfassenden Buches durchstudiert (durchstudiert! weil sie keine Nachtisch- und Einschläferungslectürebilden), wird die Überzeugung gewinnen, dass der Verfasser ein Geschichtsphilosoph ist, dem nicht nur die geschichtlichen Thatsachen und philosophischen Systeme geläufig sind, sondern der auch mit consequenter Logik zu zeigen sich bemüht: wie jedes Ding in der Welt seine — zwei Seiten habe. Was in dem Buche vor allem wohlthuend berührt, ist die (menschenmögliche) Objectivität, mit der alles nach Licht und Schatten abgewogen wird. Karl Jentsch ist kein Parteihistoriker und Classenphilosoph; er steht als Verfasser dieses Buches außerhalb der menschlichen Gesellschaft, wie etwa ein erfahrener Greis der bunten Kinderlust, wie auch dem Hasten und Jagen der Menge von höherer Warte aus zuschaut. Nur äußerst selten tritt eine subjective Bemerkung hervor. Eine bestimmte Antwort auf das große Sphinxräthsel vermag auch dieser Geschichtsphilosoph nicht zu geben — aber aus vielerlei Gründen ist ihm klar: dass unsere Welt wie einen Urheber überhaupt, so auch — trotz der tausend Widersprüche! — einen vernünftigen Zweck haben müsse. Der Atheismus und Materi haben moderner Naturwissenschaften erfährt stellenweise eine sarkastische Abfertigung. Die zahlreich eingestreuten socialpolitischen Schlaglichter werfen lange und düstere Kernschatten an der Maßtafel unserer Zeit. — Das Buch ist ausgezeichnet durch glänzende Stilistik und grammatikalisch mustergiltige Schreibweise, die allerdings den Zeitungsdeutschen für den ersten Augenblick in einzelnen Formenbildungen verblüffen dürfte. Wir empfehlen somit das hochinteressante Werk allen gebildeten, ernst denkenden, nach Wahrheit strebenden und um das Wohl der Menschheit besorgten Männern und Führern unseres Volkes.

Phila vom Walde.

Reise durch Italien nach Ägypten und Palästina. Von P. Cölestin M. Schachinger. Mit fünfundvierzig Abbildungen. (A. Hartleben. Wien.)

Da es dem Verfasser zunächst darum zu thun war, seine eigenen Erlebnisse zu erzählen, so darf der Leser kein wissenschaftlich aufgebautes Werk erwarten; es sind persönliche Eindrücke und Anschauungen, die er mittheilt; doch hat er wohl im all-

gemeinen richtig gesehen und beobachtet, so dass das Buch auch für solche, die eine Fahrt nach jenen Ländern machen wollen, ein treuer und verlässlicher Wegweiser sein wird und geeignet sein dürfte, selbst ein specielles Reisehandbuch überflüssig zu machen. V.

Die Hausfrau. Von Henriette Davidis. Fünfzehnte, durchaus verbesserte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von Emma Heine. (Leipzig. Eugen Trautmeyer.)

Eine praktische Anleitung zur selbstständigen und sparsamen Führung von Stadt- und Landhaushaltungen. Die auf eine reiche Lebenserfahrung gegründete Unterweisung, welche die Verfasserin gibt, beschränkt sich nicht auf die nüchterne Praxis der Hauswirtschaft, sie geht auch ein auf die sittlichen Bedingungen, auf denen das Glück des Hauses und der Familie sich aufbaut. V.

Lieben und Streben. Gedichte von Hermann Cl. Kosel. (Wüstegiersdorf, Provinz Schlesien. Druck und Verlag von Heinrich Marx.)

Wer des Liebens Leiden und Freuden in lieblichen Versen verkörpert sehen will, suche sie in obbenanntem, der vieledlen und hochherzigen Frau Johanna Suida, geb. Edle von Schroll, verehrungswürdig zugeeignetem Büchlein. Der Dichter gesteht selbst:

Es gaukeln so selige Lieder
Durch meine Sinne
Und immer nur singen sie wieder
Von Minne!

Armin.

Diätetik und Lebensregeln für geistig Beschäftigte. Von Dr. J. K. Pecher. (Leipzig. Karl Fr. Pfau.)

Das obige Büchelchen bildet einen vortrefflichen Berather für alle jene Leute, die „nervös" geworden sind, die schlecht schlafen und keinen Appetit haben, die leicht zerstreut und müde werden, die — und das ist das schlimmste — merken, dass ihre Arbeitskraft abnimmt. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Die Fromme'schen Kalender. Aus dem Verlage von Carl Fromme in Wien geht eine reichhaltige Sammlung von Kalendern hervor. — Da ist als erster zu nennen „Vogls Volkskalender", der sich schon eines neunundvierzigjährigen Bestehens erfreut. Dies ist gewiss der deutlichste Beweis seiner Beliebtheit, und wir freuen uns, ihn im nächsten Jahre als fünfzigjährigen Jubilar begrüßen zu dürfen. Der „Wiener Auskunfts-Kalender" ist als ein unentbehrliches Nachschlage- und Vormerkbuch für Geschäft und Haus und die Ämter zu bezeichnen. — „Neuester Sechzehn Kreuzer Schreib-Kalender". Dieser Kalender ist so recht für die große Anzahl derer geschaffen, die nur einen Kalender mit dem nothwendigsten Anhang gebrauchen. — „Täglicher Einschreib-Kalender" für Comptoir, Geschäft und Haus. — „Unterlage-Kalender". — Ferner: Buchführungs-, Clerus-, Feuerwehr-, Forst-, Handels- und Börsen-, Juristen-, Landmann-, Landwirtschafts-, Medicinal-, Monlan-, Musik-, Pharmazeulen- und Professoren-Kalender. — Zum erstenmale erscheint auch der „Kalender für den k. und k. Einjährig-Freiwilligen" der Infanterie, Jägertruppe, und Cavallerie. Durch Schaffung dieses Kalenders hal die Verlagsfirma gewiss einem längst empfundenen Bedürfnis Rechnung getragen. — Eleganter Welt-Notiz-Kalender, Kalender unserer lieben Frauen und Töchter, Stephanie-Kalender, Edelweiß-Kalender, Wiener Stadt- und Eleganter Blatt-Kalender. Frommes Block-, Taschen-, Notiz- und Wand-Kalender. Also nur auswählen nach Bedarf! Den Kalender fürs neue Jahr gekauft, den Glückwunsch dazu geschenkt! M.

Gotfried Kellers nachgelassene Schriften und Dichtungen. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1893.)

Die Geschichte meines Lebens. Vom Kind bis zum Manne. Von Georg Ebers. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Tiefsinnigen. Roman von Bertha v. Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Vom kleinen Rudi. Von Balduin Groller. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Psyche. Sensitive Novellen von H. Pohlidal. (Dresden. E. Pierson.)

Touristen-Novellen. Von J. V. Widmann. (Stuttgart. Verlag der Cotta'schen Buchhandlung.)

Aus den Vorbergen. Von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz.)

Ein unbeschriebenes Blatt. Von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz.)

Krieg und Frieden. Von Leo N. Totstoi. (Berlin. Richard Wilhelmi.)

Drei Novellen. Von E. v. Breitenbach. (Guben. Sallis'scher Verlag.)

Marine-Novellen. Von Johannes Wilda. (Schleswig. Druck und Verlag von Julius Bergas.)

Verschiedene Geschichten. Von Kunigunde Anfion-Hasatty. (Wien. Verlag von Huber & Lohme.

Der Schatz und anderes. Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. Zehnter Bond. (Leipzig. A. G. Liebestind,)

Der Bauernjörg. Ein Song aus Oberschwaben. Von Eggert. (Stuttgart. Josef Rolh'sche Vertogshandtung.)

Ludwig Uhlands Gedichte. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Arndt, Closs, Koch, Mokart u. a. (Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlg.)

Neue Gedichte. Von Angelika von Hörmonnn. (Leipzig. Verlag von A. G. Liebestind.)

Der Jungfrau Leben, Lieben und Leiden. Ein Buch der Weisheit und der Erfahrung für Deutschlands Jungfrauen und Mütter. Von Georg Holtzhey. Metrisch beorbeitet und herausgegeben von Prof. Dr. Conrad Beyer. (Bremen. M. Heinsius Nachfolger.)

Vom Lebenswege. Gedichte von Franz Hoffmann. (Leipzig. Verlog von A. G. Liebeskind.)

Gedichte. Von Richard Specht. (München. Seitz & Schauer.)

Heidekraut. Gedichte von E. Fahrow. (Dresden. Vertag der Dresdener Wochenblätter.)

Lieder aus der Dresdner Heide. Von W. Foerster. (Longebrück-Dresdener Heide. Selbstvertag des Verfassers. Druckerei Glöss. Dresden.)

Autographen und Erinnerungen. Herausgegeben von Thetlo von Schober. (Geb. von Gumpert. Bremen. C. E. Müller.)

Wiedergeburt in der Musik. Von Heinrich Pudor. (Dresden. Dresdner Wochenblätter.)

Auch ein heiliger Rock. Vernunft, Geschmack und Gewissen im Kampfe gegen die Mode. Von Johannes Guttzeit. Herausgegeben und bevorwortet von Heinrich Scham. (Dresden. Dresdener Wochenblätter)

Die Zukunft der deutschen Literatur. Ein Urtheil unserer Dichter und Denker. Herausgegeben von Curt Grottewitz. (Berlin. Max Hochsprung.)

Mark Twains Leben. (Stuttgart. R. Lutz.)

Das Reich der Habsburger. Rechtmäßige deutsche Übersetzung von O. Th. Atexander. (Bertin. Vertag von Karl Utrich u. C.)

Geschichtsbilder aus den Kronländern Österreich-Ungarns. Von Dr. F. J. Proschko. (Linz a. D. Ebenhöch'sche Vertogshondlung.)

Wonderungen durch das Küstenland. Von Johann Sima. (Wien. Verlag von A. Pichlers Witw. & Sohn.)

Rom und römisches Leben im Altertume. Von Hermann Bender. (Tübingen. Laupp'sche Buchhandlung.)

Die Westfahrt des Columbus. Ein Beitrag zum vierhundertjährigen Gedenktage der Entdeckung Amerikas. Von Professor Adolf Wonek. (Mähr.-Ostrau.)

Buddhistischer Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gótamo. Nach den heiligen Schriften der südlichen Buddhisten zum Gebrauche für Europäer zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von Subhadra Bhikschu. (Braunschweig. C. A. Schwetschke & Sohn.)

Drei Wochen am Gardasee. Von Helene Stöll. (Teschen und Wien. Verlag Prochasko.)

Die Bhagavad Gita, das Lied von der Gottheit oder die Lehre vom göttlichen Sein. In verständlicher Form ins Deutsche übertragen und mit erläuternden Anmerkungen und ausgewählten correspondierenden Stellen hervorragender deutscher Mystiker versehen, von Dr. Franz Hartmann. (Braunschweig. C. A. Schwetschke & Sohn.)

Die Judenfrage. Von Dr. Leopold Caro. (Leipzig. Verlag von Grunow.)

Englische Gespräche- und Wiederholungsgrammatik. Vollkommene Schulung im Englischen auch ohne Lehrer in einundzwanzig Gesprächen mit dem Schüler. Von Wilhelm Dunker und Dr. M. Bell. (Stettin. Herrcke & Lebeling. 1892).

Karte von Steiermark und Krain. (Wien. A. Hartleben.)

Anleitung zum Modellieren. Mit einundvierzig Illustrationen von H. Bouffier. (Leipzig. Moriz Ruhl.)

Allerlei Süßigkeiten. Zweihundertundzwanzig bewährte Recepte für Puddings, süße Speisen, Kaffee-, Thee- und Obstkuchen, Torten, kleinem Backwerk u. s. w. von Johanna Titus. (Leipzig. Eugen Twietmeyer.)

Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1893. Von Otto Braun. (Stuttgart. Cotta'sche Buchhandlung.)

Postkarten des „Heimgarten".

* Unsere Ansicht, dass es auf dem Grazer Schlossberge nicht so bleiben könne, wie es jetzt ist, gewinnt immer mehr Verbreitung. Ein neuer Vorschlag geht dahin, auf dem Schlossberg, ohne Beeinträchtigung der Aussicht und des landschaftlichen Charakters, ein Pantheon zu errichten, in welchem verdienstvolle Steirer in Monumenten verewigt werden sollen. Diese Idee ist classisch im wahren Sinne des Wortes und hat unseren vollsten Beifall.

* Mehrere Wiener Lehrer bedauern die Heimgartennotiz betreffs der „Grundzüge deutscher Poetik" von Sommert (S. 160); wir bedauern die Ursache zu derselben. Zugegeben, dass die Vorzüge des genannten Lehrbuches die Fehler weitaus überwiegen, muss uns doch das Recht gewahrt bleiben, absolute Unrichtigkeiten, die sich bis in die vierte Auflage fortzeugen, endlich zu rügen.

A. F., Marburg: Die Notiz, dass zum lustigen Rudolf Wagner'schen Musikstück „Neuester Bauernkalender" Rosegger den Text geschrieben hätte, ist ein Irrthum.

J. L., Wels: Der Artikel: „Eine Bitte an den Cterus" ist im „Heimgarten", Jahrgang XV Seite 282 erschienen. Neuerdings wurde dieser Aufsatz, wesentlich erweitert, abgedruckt in Roseggers Werke: „Allerlei Menschliches." (Wien 1892.)

* Sie irren. Wenn die Zeitung die Schöpferin der öffentlichen Kritik, eine Kritik nicht vertrüge, wer sollte sie dann sonst vertragen? Wir haben schärfere Kritiken, selbst solche, die persönlich wehe thaten, schweigend erduldet. Wir kennen manchen Journalisten, der bestrebt ist, den von uns angedeuteten fast allgemeinen Fehlern der Zeitung abzuhelfen. Der zweite Artikel über die Reform der Zeitung wird gegenständlich erscheinen. Hoffentlich wird er ebenso unbefangen aufgenommen werden, als der erste.

* Wir glauben auch, dass Steiermark in sogenannten Reclamebildern mit anderen Alpenländern nicht leicht concurrieren kann. Sowie pittoreske Landschaften auf dem Bilde sich oft malerischer ausnehmen, als in Wirklichkeit, ebenso können liebliche, stimmungsvolle, bleibend fesselnde Landschaften durch kein Bild genügend dargestellt werden. Man wird also nicht sagen, die landschaftlichen Schönheiten der Steiermark sind zu unbedeutend, um in Reclamebildern dargestellt zu werden, sondern: sie sind zu groß, um im Bilde wiedergegeben werden zu können. Wozu übrigens das gar so marktschreierische Anpreisen in Bahnhofsälen, Wirtshäusern und an Straßenecken? Wir verkaufen unser Land nicht.

* Die Kritiker vermissen in fast allen neuen Theaterstücken jenen dramatischen Aufbau, der nöthig wäre, um sie ordentlich — niederreißen zu können. — Der jüdische Recensent findet im Theaterstück stets zu wenig „Handlung".

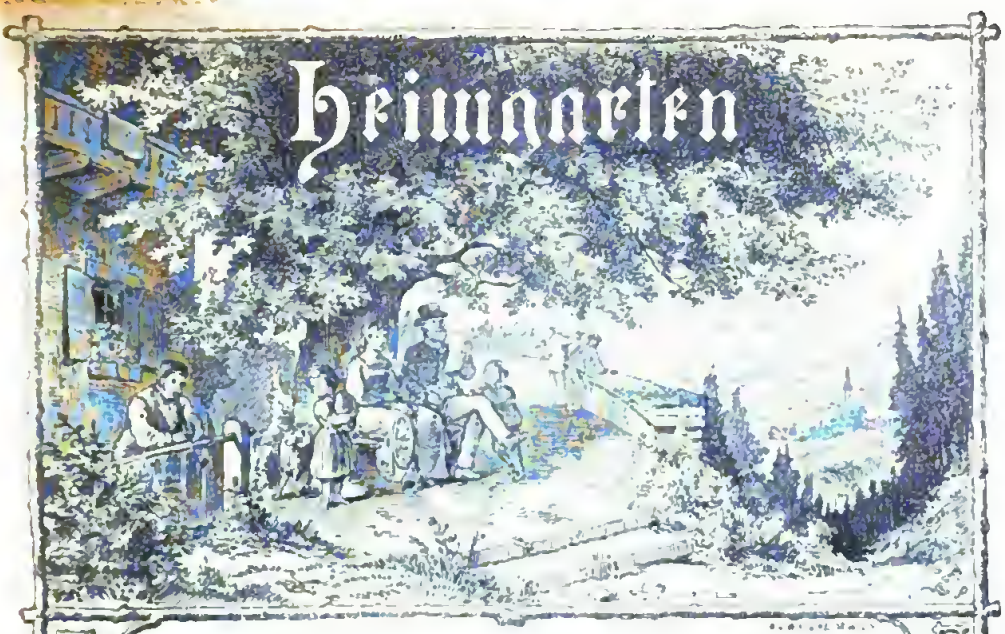
Frau B. L., Budapest. Aus „Verehrung" für mich schicken Sie mir Ihren Fächer, dass ich ihn bei der Post auslöse, meinen Namen darauf schreibe, sorgfältig wieder verpacke und Ihnen recommandiert zurückschicke. Aber Geschätzteste, so viel Ehre bin ich ja gar nicht wert. R.

„Deutsche Frau." Ihr „goldener Mittelweg" in der Frauenfrage ist etwas anderes, als das Programm der Frau Kettler. Frauen nach dem Muster der Frau Kettler mag man nicht.

R. E. G., Köflach: Wollen sehen.

* Unverlangt eingesandte Manuscripte werden nicht zurückgeschickt. Die etwa zu diesem Zwecke beigelegten Marken werden mitverbrannt. Alle Dilettanten männlichen und weiblichen Geschlechtes seien um Lebens und Sterbens willen gebeten, uns gnädigst zu verschonen!

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



5. Heft. Februar 1893. XVII. Jahrg.

Carlotta.

Novelle von Ferdinand Schiskorn.

(Fortsetzung.)

IV.

Andern Tages lag Frau Ghita infolge des kalten Bades sterbenskrank zu Bette, was sie jedoch nicht hinderte, den zahlreichen, auf Ambrosios Veranlassung herbeieilenden Besucherinnen, das stattgehabte Ereignis mit unglaublicher Zungenfertigkeit und noch unglaublicheren Ausschmückungen wieder und wieder zu erzählen.

Wie nach dem alten Sprichworte der Appetit mit dem Essen kommt, so förderte bei Frau Ghita das Erzählen die Lust zum lügen. Zu Beginn ihrer Mittheilungen war Carlotta nur ein unverständiges Mädchen, das die Ehre, Frau eines Mannes wie Ambrosio Viscontini zu werden, nicht zu schätzen wusste, der Graf ein bethörter, unbesonnener junger Herr. Nach der letzten Variante aber war Carlotta schon zur hinterlistigen, tückischen Dirne geworden, welche durch ihren Sprung aus der Barke das Leben ihrer Wohlthäterin und zärtlichen Ziehmutter absichtlich gefährdet habe, die Flucht und das merkwürdige Zusammentreffen mit dem Grafen aber war das abgekartete unlautere Spiel des sittenlosen Mädchens mit dem vornehmen Wüstling.

Frau Ghita war zwar weder geliebt noch geachtet, da die Menschen im allgemeinen aber stets lieber Schlimmes wie Gutes von ihrem lieben Nächsten glauben, so schoss die ausgestreute böse Saat nur zu üppig in die Halme.

Bei der nächsten sonntäglichen Volksversammlung unter den Arkaden

summte und surrte es wie um einen aufgestörten Bienenstock. Der in Sta. Croce bisher unerhörte Fall wurde um so schonungsloser beurtheilt, als Carlotta, seit sie zur Jungfrau erwachsen, diesen Versammlungen aus guten Gründen fern geblieben war, und der Graf nach wie vor in einer Abgeschlossenheit verharrte, welche für neugierige Augen völlig unzugänglich blieb.

Die drei Damen: Barbara, Benevennta und Portinncula, welche des Doctors Witz, als die grausamen Parzen von Sta. Croce bezeichnete, waren namentlich über letzteren Umstand auf das äußerste empört, und als schließlich das Gerücht auftauchte, dass der Graf ein Deutscher, somit auch ein Ketzer sei, Carlotta daher Gefahr laufe, mit Leib und Seele dem Satan zu verfallen, thaten sie ihr bestes, um das Feuer des Fanatismus der sonst so harmlosen Sta. Crocianer zu wilder Lohe anzufachen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muss erwähnt werden, dass es auch in Sta. Croce vernünftige und besonnene Leute gab, deren Urtheil nicht mit dem der gedankenlosen, leicht lenkbaren Mehrheit übereinstimmte; da sich dieselben aber naturgemäß den fanatisierten Schreiern gegenüber passiv verhielten, so glichen Dr. Forestiere und sein Freund Giustini, den einzigen, welche dem Unverstande der Leute muthig entgegentraten, den Predigern in der Wüste, deren Worte ungehört verhallen.

An einem heißen Augusttage schritt P. Agostino zum zweitenmal seit der Ankunft des Grafen den zum Castell führenden Strandweg entlang.

Dem milden, duldsamen Wesen des würdigen Priesters waren die aufgeregte Stimmung und drohende Haltung eines großen Theiles seiner Gemeinde um so peinlicher, als er zwar von der Grundlosigkeit derselben überzeugt war, ohne jedoch Beweise für diese Überzeugung erbringen zu können.

Der Schein sprach einmal gegen Carlotta und den Grafen, und selbst Cecco, mit dem er darüber gesprochen, konnte sich, obgleich er die Beweggründe des geliebten Mädchens errieth, doch eines eifersüchtigen Argwohnes nicht entschlagen. Warum hatte sie sich nicht ihm, ihrem bewährten Freunde anvertraut? Er hätte sie beschützt, und diesem Ambrosio ein- für allemal die Wege gewiesen.

Dass er darüber zum brotlosen Bettler geworden, und sein Schutz nicht für die Dauer gewesen wäre, daran dachte der Heißblütige nicht.

Andererseits ließ auch Frau Portinncula eine so günstige Gelegenheit, ihrem alten Grolle gegen Carlotta Ausdruck zu leihen, nicht unbenützt.

Das junge Mädchen erfreute sich nämlich als einziges Kind des früheren Schulmeisters, eines Südtiroters, welcher als wissenschaftlich gebildeter, geistig hochstrebender Mann, mit P. Agostino in engstem, freundschaftlichem Verkehre gestanden, der besonderen Gunst des Pfarrherrn, und hatte dadurch in dem gallsüchtigen Herzen Portinncnlas eine Fülle von Neid und Eifersucht angehäuft.

Das durch geistige Bildung verfeinerte Wesen Carlottas gab jetzt willkommenen Anlass zu Beschuldigungen und Andeutungen über die Folgen verkehrter, unverständiger Erziehung, deren giftige Bosheit des alten Herrn philosophische Geduld auf die härteste Probe stellte. Und als schließlich auch Ambrosia und Frau Ghita mit ähnlichen Klagen, wie mit der Drohung einer gerichtlichen Anzeige im Pfarrhofe erschienen, glaubte P. Agostino im Interesse Carlottas selbst, wie des allgemeinen Friedens, den Versuch einer gütlichen Beilegung des Streitfalles nicht länger unterlassen zu dürfen.

Ein günstiger Zufall fügte es, dass, nachdem der Pfarrer durch den

vom Caſtell aus in Bewegung geſetzten Mechanismus der äußeren Pforte Einlaſs gefunden, Carlotta ſelbſt die erſte Perſon war, welche ihm auf dem freien Platze vor dem Caſtell entgegentrat. Sie hatte unweit in den verwilderten Anlagen desſelben gearbeitet, wie die hochgerötheten Wangen und mit Erde bedeckten Händchen zeigten, und empfieng den geliebten Lehrer mit der freudigen Erregung einer dankbaren Schülerin.

„Kind, Kind, weißt du auch, daſs du uns eine recht böſe Geſchichte angerichtet?“ ſagte P. Agoſtino, mit väterlicher Liebkoſung den Scheitel des jungen Mädchens berührend.

„Eine böſe Geſchichte?“ wiederholte Carlotta betreten. „Mein Gott, hochwürdiger Herr, konnte ich denn anders? O wenn Sie wüſsten —“

„Ich weiß, ich weiß, mein Kind, aber die Leute beurtheilen die Sache eben anders.“

„Ich begreife nicht, hochwürdiger Herr“, meinte Carlotta verwundert. „Was geht es die Leute an, daſs ich hieher geflüchtet. Brachte ich doch auch ehedem ganze Tage, ja bei ſtürmiſchem Wetter auch Nächte hier zu, um den beiden älteſten Mädchen des vorigen Beſitzers Geſellſchaft zu leiſten.“

„Hm, ja. Aber — du vergiſst, Kindchen, daſs der vorige Beſitzer ein alter Witwer, der jetzige dagegen ein noch ſehr junger Mann iſt —“

„O wenn es das iſt“, fiel Carlotta mit heiterem Lächeln ein, „dann dürfen die Leute ohne Sorge ſein. Der Herr Graf kümmert ſich gar nicht um mich, ja ich glaube, er weiß kaum, daſs ich noch im Hauſe bin. Ich ſtehe unter dem Schutze der guten Burgunda, der ich in der Hauswirtſchaft helfe, was der armen hochbetagten Frau weit nothwendiger iſt, wie meiner Ziehmutter, zu welcher ich übrigens doch nie mehr zurückkehren kann.“

Die kindliche Unbefangenheit, mit der Carlotta dies ſprach, nahm P. Agoſtino eine Bergeslaſt von der Bruſt, da ſie ſeine eigene Überzeugung auf das unwiderleglichſte beſtätigte.

„Nun, nun Kind, wir wollen ja ſehen, was ſich machen läſst“, ſagte er freudigen Herzens, um dann nach Carlottas Weiſung einen hallenartigen Raum zu betreten, wo er den Grafen mit der Aufſtellung ſeiner Sammlungen beſchäftigt fand.

Er wurde entſchieden freundlicher empfangen, als das erſtemal, und als er nach gegenſeitiger Begrüßung ſeinen Blick mit Intereſſe auf die verſchiedenen Wandſchränke heftete, durch deren Glastafeln die Schätze dreier Naturreiche ſichtbar waren, fragte der Graf in artigem Tone: „Sie ſind wohl ſelbſt Kenner, geiſtlicher Herr?“

„Nur inſoweit, als ich durch einen verſtorbenen Freund in die Naturwiſſenſchaft eingeführt wurde“, erwiderte P. Agoſtino beſcheiden. Ich ſelbſt fand nicht Zeit, mich eingehend damit zu befaſſen, da ſich meine Neigung von Jugend auf mehr den philoſophiſchen und hiſtoriſchen Disciplinen zuwandte.“

Graf Francesco blickte überraſcht auf. Er hatte bei dem einfachen Landpfarrer dergleichen Liebhaberei nicht erwartet.

„Ja, ja, jede Wiſſenſchaft hat ihre feſſelnden Reize“, ſagte er dann nachdenklich. Wer aber war der Naturforſcher, welchen Sie ihren Freund genannt?“

„Der frühere Orisſchullehrer, und Vater Carlottas, Herr Graf, desſelben Mädchens, um deſſen willen ich heute Ihre Zeit in Anſpruch nehme“, erwiderte P. Agoſtino, den günſtigen Anlaſs benützend, um die ihm ſo ſehr am Herzen liegende Angelegenheit zur Austragung zu bringen.

„Umſo beſſer. Das arme Kind dauert mich, und was in meiner Macht ſteht, deſſen Lage zu erleichtern, ſoll gerne geſchehen.“

Der warme Ton dieſer Worte ſagte P. Agoſtino, daſs der Graf ſeinen Schützling doch nicht ſo ganz

vergessen habe. Sein Bericht über die Sachlage fiel um so rückhaltloser aus, wobei als deren dunkelster Punkt der gefährdete Ruf Carlottas gebührende Betonung fand.

Als er jedoch geendet, hatte sich des Grafen Miene derart verfinstert, daſs P. Agostino betroffen die schönen jugendlichen Züge betrachtete, aus welchen sich der innere Sturm deutlich wie in einem Spiegel ablesen ließ.

„Wenn ich Sie recht verstanden, hochwürdiger Herr", begann der Graf Francesco, indem er sich mit verschränkten Armen auf seinen Sitz zurücklehnte, „so wird mir eines unsägtich albernen Geschwätzes wegen zugemuthet, ein braves Mädchen, das sich meinem Schutze anvertraut, der Obsorge desselben Sindaco zu überlassen, der als gesetzlicher Vormund nicht das Geringste that, sein Mündel vor der Vergewaltigung einer eigennützigen, habgierigen Verwandten zu bewahren. Daſs solche Zumuthung aber durch Ihre Vermittlung an mich gestellt wird, ist um so bedauerlicher, als mein Entschluſs unerschütterlich feststeht. Carlotta wird mein Haus nur aus eigenem Antriebe verlassen, es müſste denn sein, daſs ihre Auslieferung von der zuständigen Behörde verlangt würde. Aber selbst in diesem Falle werde ich Sorge tragen, daſs ihre persönliche Freiheit vor den Anschlägen gewissenloser Personen gesichert bleibe."

Der junge Mann hatte mit vornehmer Ruhe, doch blitzenden Auges gesprochen, während sich um Mund und Kinn ein Zug unbeugsamer Entschlossenheit zeigte, der P. Agostino wieder um viele Jahrzehnte in die eigene Jugendzeit zurück versetzte.

„Ihre Antwort, Herr Graf, kann mich eigentlich nicht überraschen", sagte er, dieser Erinnerung nachhängend. „Gehört doch das Geschlecht der della Torrente nicht zu denen, deren Wille sich Erwägungen oder Hindernissen gegenüber beugte."

„Ah, Sie kannten meinen Vater?" fragte Graf Francesco mit forschendem Aufblicke.

„Allerdings, doch nur als Jüngling, und das ist lange, recht lange her. Übrigens will ich gerne zugestehen", fuhr P. Agostino mit einem Seufzer fort, „daſs diesmal die Unbeugsamkeit gleichsam eine ritterliche Pflicht geworden, daher auch ich meiner Pflicht als Friedensapostel damit nachkommen will, daſs ich zum Schlusse die etwaigen Folgen ihres Entschlusses berühre."

„Ein Sturm im Glas Wasser", meinte der Graf achselzuckend.

„Vielleicht. Indessen so harmlos das Völkchen von Sta. Croce im allgemeinen ist, auch in seinen Adern rollt das heiße wälsche Blut, das sich nur allzuleicht zu Unbesonnenheiten hinreißen läſst."

Um Graf Francescos Lippen zuckte ein verächtliches Lächeln.

„Ich verstehe vollkommen, geistlicher Herr", versetzte er merklich kühler. „Wir haben es hier in Sta. Croce mit derselben liebenswürdigen Anhäufung von Lüge, Bosheit, Narretei, Gemeinheit, Unverstand und Niedertracht zu thun, die sich menschliche Gesellschaft nennt, deren nähere Bekanntschaft nur Ekel, tiefste Verachtung und die Sehnsucht, ihr so weit als möglich fern zu bleiben, erregen kann!"

P. Agostino ließ das graue Haupt nachdenklich auf die Brust herabsinken, und sagte dann mit mildem Lächeln: „Es ist traurig, einen Mann in Ihren Jahren so sprechen zu hören, mir aber umso begreiflicher, als ich in demselben Alter ähnlich dachte und sprach, vielleicht auch aus ähnlichen Gründen der Welt entsagte, um Priester zu werden."

„Wie, geistlicher Herr, auch Sie ein Menschenverächter?" rief der Graf überrascht.

„Gewesen, Herr Graf, solange ich die Menschen nur vom egoistischen Standpunkte, das heißt nach den Eindrücken und Erfahrungen beur-

theilte, die mir im Verkehre mit einzelnen Personen wurden."

„Und dann?"

„Als Seelenhirte, frei von selbstsüchtigen Wünschen und Begierden, erkannte ich meinen Irrthum, lernte ich dieses Volk mit all seinen Fehlern schätzen und lieben."

„Hm, dem Seelenhirten mag ja ein Volk in seiner fanatischen Frömmigkeit immerhin liebenswürdig erscheinen, mir —"

„Auch Sie irren, Herr Graf, wie ich einst irrte", fiel P. Agostino lebhaft ein. „Gott weiß, dass ich mich redlich bemühte, den Auswüchsen frommer Gläubigkeit entgegenzutreten. Allein jedes Volk ist in geistiger Beziehung gleich dem einzelnen Menschen, das Product seiner Abstammung, der Tradition, Erziehung und Umgebung, und deshalb in seiner Eigenart ebenso beharrlich, wie ein Baum, der seit seinem Bestehen in demselben Grund und Boden wurzelt. Abstammung, Erziehung und Umgebung haben in den Großstädten jenen mit Lastern aller Art behafteten Pöbel großgezogen, welcher die Geißel der menschlichen Gesellschaft zu werden droht, auf welche Ihre Anschuldigungen — wenigstens theilweise — passen mögen, himmelweit verschieden von diesen modernen Himmelsstürmern aber sind die Bewohner des Flachlandes, insbesonders die unserer weltentlegenen Insel, wo zwar Bosheit und Verruchtheit nicht unbekannt, aber doch nur ausnahmsweise zu finden sind."

„Ja, Ihre Meinung stimmt mit jener meines alten Giuseppe überein, welcher seine Jugendzeit hier verbrachte. Wozu aber dann die Warnung?"

„Weil, wie gesagt, Naturkinder unter Umständen auch gefährlich werden können. Noth und Elend, in den Großstädten häufig genug selbst verschuldet, treiben auch die genügsamsten Menschen leicht zur Verzweiflung. In welchem Grade aber die Tugend der Genügsamkeit unseren Insulanern eigen ist, erkennt man erst, wenn man gesehen, wie diese armen Menschen Tag für Tag nach schwerer Arbeit vor den Thüren ihrer Häuschen lachend und scherzend ihre Hauptmahlzeit, bestehend aus einem Schüsselchen Minestra*) verzehren, des Abends den knurrenden Magen mit einigen Feigen, Melonenschnitten oder gerösteten Kastanien beruhigen; wenn aber, wie jetzt, die Natur auch diesen kärglichen Unterhalt schmälert, dann wird man überdies den stoischen Gleichmuth dieser Leute im Ertragen harter Entbehrungen, den Opfermuth, wie die Zärtlichkeit der Eltern gegenüber ihren Kindern, die Bereitwilligkeit aller, sich gegenseitig beizustehen, anerkennen und bewundern müssen."

„Das ist ja recht erfreulich, aufrichtig gestanden, habe ich jedoch nicht die geringste Lust, persönlich die Liebenswürdigkeit von Leuten zu bewundern, unter welchen Carlotta auch nicht einen Beschützer gefunden", versetzte der Graf mit dem gewohnten herben Zug um die Lippen. „Um so interessanter wäre mir dagegen die Kenntnis jener Ereignisse, welche einen Mann von so milder Denkungsart dem Weltleben entfremdete. Verzeihen Sie, hochwürdiger Herr, wenn ich damit ein schmerzliches Geheimnis berührte", fuhr der Sprecher wärmer fort, „nicht Neugierde, sondern wirkliche Theilnahme ist es, welche diesen Wunsch erzeugte."

P. Agostino fuhr mit der schmalen weißen Hand über die Stirne, und richtete den gedankenschweren Blick durch das offene Fenster in die Weite, wo leichte Fischerbarken mit geschwellten Segeln gleich zierlichen Möven über die spiegelglatte See dahinzogen.

„Für die große kalte Welt mag mein Lebensgeschick Geheimnis bleiben", versetzte P. Agostino dann, „einem

*) Nationale Speise, aus Reis und Hülsenfrüchten bereitet.

Schicksalsgenossen sei es um so lieber anvertraut, als ihm dessen Enthüllung vielleicht nützlich werden kann. Übrigens ist meine Geschichte, lässt man die sie begleitenden seelischen Leiden, die Herzensstürme und Kämpfe in der Brust eines an Gott und den Menschen Verzweifelnden hinweg, bald erzählt."

„Kaum achtzehnjährig, trieb mich jugendliche Abenteuerlust, wie so viele meiner Universitätscollegen, aus den Armen der Alma mater zu Graz in die Reihen der österreichischen Armee, welcher mein Vater als Auditor angehört hatte", begann P. Agostino, während Graf Francesco mechanisch eine Cigarette drehte. „Das Glück begünstigte mich; ich wurde im Verlaufe der beiden Feldzüge Oberlieutenant, daher ich den glorreichen Fahnen meines Regimentes auch dann treu blieb, als dasselbe als Friedensgarnison die schöne Handelsstadt an der Adria bezog. Damals schien mir das Leben ein einziger Freudenbecher, der mich geradezu berauschte, als ich ein Mädchen kennen lernte, dessen Liebreiz mein Herz im Sturme gewann. Flora war die Tochter eines der reichsten Triester Handelsherren. Ein wenig stolz, vielleicht auch etwas kokett, aber von so hinreißender Liebenswürdigkeit, dass ich die wenigen Monate, während welcher ich von ihrer Huld beglückt, in ihrer Nähe weilen durfte, in einem Wonnetaumel lebte, wie er eben nur der unerfahrenen Jugend beschieden ist. Flora war der Abgott ihres Vaters, und zweifelte deshalb keinen Augenblick an dessen Einwilligung zu unserem Bunde, um jedoch ganz sicher zu gehen, beschlossen wir, meine binnen kurzem zu gewärtigende Beförderung zum Hauptmann abzuwarten, ein Entschluss, welcher uns umsoweniger Überwindung kostete, als wir uns in unserem Verkehre nur geringen Zwang aufzuerlegen hatten. Zu jener Zeit war es, dass ich die Bekanntschaft eines jungen italienischen Cavaliers machte, welcher als politischer Gegner des Königthums sein Vaterland verlassen und in Triest Aufenthalt genommen hatte.

Da Cavalier Giovanni als ehemaliger Officier mit Vorliebe in militärischen Kreisen verkehrte, trafen wir sehr häufig an öffentlichen Orten zusammen, woraus sich schließlich eine innige Freundschaft zwischen uns entspann. Es verstand sich von selbst, dass ich den Freund in das Haus meiner Verlobten einführte, und wie von Blindheit geschlagen, trug ich durch mein enthusiastisches Lob nicht wenig dazu bei, dass Giovanni hier der Löwe des Tages wurde, trat ich ohne Neid vor dem mit allen Vorzügen des Geistes und Leibes begabten Freunde in den Hintergrund zurück. Ja, mein Glück schien mir durch Floras Gegenliebe so felsenfest begründet, dass ich leichten Herzens von der Geliebten Abschied nahm, als ich, zum Führer einer Rekrutenabtheilung bestimmt, nach der österreichischen Kaiserstadt reiste.

Meine Abwesenheit dauerte infolge der damals noch sehr mangelhaften Verkehrsmittel ziemlich lange, welcher Übelstand auch den Briefwechsel noch sehr beschränkte. Ich wunderte mich daher kaum, dass meine ersten Briefe wochenlang unbeantwortet blieben. Umso vernichtender aber traf mich der Schlag, den ich durch den Inhalt der endlich eingetroffenen Antwort empfieng. In kurzen, kühlen Worten benachrichtigte mich Flora, dass ihr Vater, dem meine Briefe in die Hände, gerathen seien, eine eheliche Verbindung mit dem «österreichischen Officier» für unmöglich erklärt habe, ihr als gehorsame Tochter daher keine Wahl bleibe, als mich, so schmerzlich ihr dies auch falle, des gegebenen Wortes zu entbinden.

In einem unbeschreiblichen Gemüthszustande, schwankend zwischen Betäubung und Raserei, kehrte ich nach Triest zurück, und eilte in die Wohnung meines Freundes, um

wenigstens eine Aufklärung des mir noch immer unglaublichen Treubruches zu erhalten.

Giovanni war jedoch nicht mehr in Triest, von meinen Kameraden erfuhr ich, dass Floras Vater mit dieser und meinem Freunde eine Reise in die Schweiz unternommen habe.

Jetzt erst fiel die Binde von meinen Augen, wusste ich, dass ich von den mir theuersten Menschen verrathen worden war.

Ich übergehe die nächsten fünf Jahre. Weltüberdrüssig war ich, nach Quittierung meiner Charge, Priester geworden, und glaubte die Vergangenheit verwunden und vergessen zu haben, als ein Zufall mich meines Irrthums überwies. Als Aushilfspriester der Görzer Diöcese saß ich eines Tages im Beichtstuhle, als eine junge, elegant gekleidete Dame an meiner Seite niederkniete, in dem Augenblicke aber, da sie das übliche Gebet zu sprechen begann, einen leisen Schrei ausstieß und halbohnmächtig zu Boden sank. In der späten Abendstunde war die Kirche glücklicherweise menschenleer, daher sowohl Flora wie auch ich Zeit gewannen, uns von der furchtbaren Erschütterung dieses Wiedersehens zu erholen. Ohne ein Wort weiter zu sprechen, erhob sich dann die unglückliche Frau, bleich wie der Tod, und verließ mit einem langen, unbeschreiblich traurigen Blick wankenden Schrittes das Gotteshaus.

Andern Tages erhielt ich ein Schreiben von ihrer Hand, dessen Inhalt die scheinbar erloschene Glut in meinem Herzen aufs neue zu loderuder Flamme entfachte.

Auch Flora hatte schweres Missgeschick erlebt. Die Handelskrise nach den Revolutionsjahren hatte auch ihren Vater in den alles verschlingenden Wirbel der Zahlungseinstellungen hinabgezogen, worauf Cavalier Giovanni, dessen Güter gleichzeitig von der italienischen Regierung mit Beschlag belegt worden waren, von der geplanten Vermählung mit Flora Abstand nahm, um bald darauf eine vornehme römische Dame heimzuführen. Vom Vater gedrängt, reichte auch Flora einem schon ergrauten Manne die Hand, dessen Reichthum den Bankerott der väterlichen Firma hintanhalten sollte. Das Fehtschlagen dieser letzten Berechnung, welcher auch das Vermögen des Schwiegersohnes zum Opfer fiel, brach die Lebenskraft des unglücklichen Kaufherrn, und kaum nach Jahresfrist senkte man auch Floras Gatten in die kühle Erde.

Zum Schlusse aber gestand die Briefschreiberin, dass sie nie aufgehört habe, mich zu lieben, und erbat meine Verzeihung, dass sie nicht den Muth gefunden, äußerem Zwange zu widerstehen, darüber aber mein und ihr Lebensglück preisgegeben habe.

Ich war damals in Ihrem Alter, Herr Graf, hatte an dem Freudenbecher des Lebens kaum genippt, und Flora war schön, ja schöner wie sie einst als Mädchen gewesen", schloss P. Agostino seine Erzählung. „Sie werden daher begreifen, dass die Versuchung, alle Fesseln zu zerreißen, und mit dem herrlichen Weibe in irgend einem stillen verborgenen Erdwinkel zu flüchten, mit überwältigender Macht auf mich eindrang. Tage, Nächte verbrachte ich im qualvollen Ringen mit mir selbst, bis ein Zufall mir verrieth, dass Floras Lebenswandel keineswegs tadellos — doch genug! Ich floh, aber allein, als Priester auf diese Insel, und fand hier nicht das einst erträumte Glück, doch wertvolleres wie dies: den Seelenfrieden, das höchste Gut des Menschen."

Graf Francesco hatte längst die Cigarette weggeworfen, um mit ungetheilter Spannung den Worten des Erzählers zu lauschen, schließlich aber in tiefer Erregung das Gesicht zu verhüllen.

Erst als P. Agostino geendet, ließ er die Hände wieder sinken, und sagte mit schmerzlichem Zucken in den bleichen

Zügen: „O, es ist ein hartes Gesetz, das die Sünden der Väter an Kindern und Kindeskindern bestraft."

„Und doch ein nothwendiges Naturgesetz für das allgemeine Wohl. Denn nicht Sünden allein, auch edles Thun und Wirken der Vorfahren kommt späteren Geschlechtern zu statten, ein Ansporn zum guten, wie jene andere Folge eine Warnung vor Bösem", bemerkte der Pfarrherr.

„Sie mögen recht haben, hochwürdiger Herr", versetzte der Graf.

„Jetzt aber kommen Sie mit mir, auf dass ich Ihre für mich so bedeutungsvolle Mittheilung ergänze."

Damit nahm er den Arm des Geistlichen und führte ihn in sein Arbeitszimmer vor das über dem Schreibtische hängende Gemälde, worauf er, dessen Florhülle entfernend, mit leiser, bewegter Stimme sagte: „Es ist die eheliche Tochter derselben Frau, die Sie so heiß geliebt. Mein Vater nahm das Kind nach dem Tode der gänzlich verarmten Mutter in sein Haus. Das weitere werden Ihnen diese Blätter sagen" fügte er hinzu, indem er dem versperrten Schreibpulte ein Heftchen entnahm. Ihr Inhalt mag zur Rechtfertigung meines Thuns und Lassens gegenüber den wenigen Personen, die mir nahe stehen, im Falle meines Todes dienen."

Keines Wortes mächtig, empfieng P. Agostino die Blätter, drückte des Grafen dargebotene Hand, und verließ still und in sich gekehrt den jungen Castellherrn, mit dessen Geschicke sich die Fäden seiner eigenen Lebensgeschichte in so überraschender Weise verketteten.

V.

Kaum eine halbe Stunde nach der Unterredung P. Agostinos mit dem Grafen verfinsterte sich der Himmel unter dunkeln Wolkenmassen, deren elektrische Ladung von Zeit zu Zeit in feurigen Schlangenwindungen die verdüsterte Erdfläche erhellte.

Dabei regte sich kein Lüftchen, lastete die schwüle Atmosphäre schwer wie Blei auf Menschen und Thieren. Mit tief gesenkten Köpfen eilten Schafe und Ziegen von der fast verdorrten Weide den Ställen zu, ängstlich flatterten die Möven über die grollende Brandung der Bucht, und selbst von Bäumen und Sträuchern hieng das schmückende Blattwerk matt und welk hernieder.

Nur das junge Menschenpaar, das sich an der äußeren Castellpforte zusammengefunden, ließ sich durch alle diese Zeichen in seiner lebhaften Unterhaltung nicht beirren.

Es waren Carlotta und Cecco, welch letzterer durch vieles Bitten und Betteln den alten Giuseppe bewogen hatte, dem geliebten Mädchen ein Briefchen zuzustecken, in dem mit recht unbeholfenen Schriftzeichen Ort und Stunde eines Stelldicheins behufs „höchst wichtiger Mittheilung" angegeben war.

Cecco war ein herzensguter Bursche, von dem zarten Gemüthsleben eines Mädchens wie Carlotta hatte er jedoch so wenig Ahnung, dass er in seinem Ingrimme das, was P. Agostino nur angedeutet, mit der derben, unfläthigen Worten der Leute wiedergab, ohne zu bemerken, dass dabei das Lächeln seiner Zuhörerin einem herben, entschlossenen Zuge um den rosigen Mund wich.

„Gut, Cecco", sagte sie mit zusammengezogenen Augenbrauen, „wenn die Leute so schlecht von mir denken, so habe ich einen Grund mehr, ihnen fern zu bleiben. Und was dich anbelangt, so wirst du am besten thun, meinem Beispiele zu folgen."

Betroffen von dieser unerwarteten Wirkung seiner Worte, blickte Cecco mit verdutzter Miene in das zornerröthete Gesichtchen, das ihm mit den blitzenden Augen lieblicher denn je erschien.

„Hm, Carlotta, wenn man nur wüsste, dass nicht doch etwas Wahres

hinter dem Gerede steckt," meinte er dann verlegen zögernd. „Ein junger, vornehmer Herr, wie der Graf —"

„Ist lange nicht so närrisch wie du", fiel Carlotta energisch ein. „Übrigens kann ich dir zum Troste sagen, dass unser armer Castellherr an einem Herzenskummer genug zu tragen hat."

„So, und woher weißt du das?" fragte Cecco rasch.

„Vom alten Giuseppe. Außerdem verräth der Arme genugsam, wie es um ihn steht, durch das trübe Wesen, mit dem er in den alten verwitterten Mauern, im verwüsteten Garten umhergeht, die Stirne in düstere Falten gezogen, das Auge zu Boden gesenkt, als suche er etwas, dessen Verlust unersetzlich — armer junger Herr!"

„Ah, du hast wohl sehr großes Mitleid mit ihm?" forschte Cecco mit vor Eifersucht funkelnden Augen.

„Geh, du bist unverbesserlich!" schmollte das Mädchen, sich zum Gehen anschickend.

Auf ein reuevolles „Vergib, Carlotta!" blieb sie aber doch, was Cecco sogleich benützte, um einen Antrag vorzubringen, in dem ohne Zweifel die „höchst wichtige Mittheilung" des jungen Fischers bestand.

„Sieh, Carlotta, ich weiß ein Mittel, um all dem häßlichen Gerede ein Ende zu machen", sagte er dringenden Tones. „In Veglia lebt mir eine arme, aber treffliche Muhme, die dich mit Freuden in ihr kleines Witwenhäuschen am Strande aufnehmen würde, und wo du verborgen und sicher vor allen Verfolgungen weilen könntest. Dahin lass uns fliehen, und du sollst sehen, dass es dir an nichts fehlen wird, solange ich Ruder und Netz handhaben kann."

Carlottas Miene war sehr nachdenklich geworden. Die tiefe Neigung des Jugendgespielen rührte ihr weiches Herz, gleichwohl sagte ihr der ruhige Schlag dieses Herzens auch jetzt, dass sie die leidenschaftliche Liebe, welche aus Ceccos Worten und Augen zu ihr sprach, nicht erwidern konnte. Nein, es war wirklich nicht möglich — armer Cecco — aber wie es ihm nur sagen, ohne ihm allzu wehe zu thun?

Ein grell leuchtender Blitzstrahl, ein betäubender Donnerschlag, und gleich darauf der schrille Aufschrei einer weiblichen Stimme enthoben Carlotte diesmal der peinlichen Aufgabe.

„Madonna, das gibt ein Unglück, Ambrosio!" sagte die kreischende Stimme Ghitas. „Sieh nur das grangelbe Gewölk, das sind Hagelwolken — alle Heiligen seien uns gnädig!"

„Unsinn", fiel die knarrende Stimme Ambrosios ein. Ich wollte, es schlüge alles zu Brei, dass die Kerle sammt ihrer Brut nichts mehr zu nagen und zu beißen hätten. Ha, ha, wir haben unser Schäfchen im Trockenen, die Hungerleider aber gehen dann für ein paar Fischlein in die Hölle, und der stolze Herr da oben mag dann zusehen, wie er seine gräfliche Haut in Sicherheit bringt — Ostia! ich rühre keinen Finger, wenn's ihm ans Leben geht!"

Die Stimmen, welche sich vom Strande her genähert, entfernten sich in der Richtung nach der Ortschaft, und jetzt trat auch Carlotta und Cecco wieder vor die Pforte, hinter welche sie sich zurückgezogen hatten.

„Um Gott, was mag der schreckliche Mensch vorhaben? verstehst du etwas davon?" fragte Carlotta, bleich vor Schrecken.

„Gutes sicherlich nicht", versetzte Cecco kopfschüttelnd. „Aber er mag sich nur in Acht nehmen. Ich weiß mehr von seinem Treiben als er ahnt, und beim Himmel —"

Ein noch stärkerer Donnerschlag verschlang das weitere, und als gleichzeitig ein heftiger Windstoß schwere Regentropfen mit riesigen Staubmassen vor sich hertrieb, zwang Car-

lotta den Jugendgenossen zum Heimgehen, indem sie ihn sanft auf die Straße drängte, und nach freundlichem Gruße die Eisenpforte hinter sich verschloss. Ärgerlich blickte dieser jetzt zum Himmel empor, und was er da sah, bewog den wetterkundigen Seemann auch seinerseits, die Füße in schleunige Bewegung zu setzen. —

Als P. Agostino heimkam, fand er schon den Sindaco nebst den beiden Freunden Giustini und Forestiere seiner harrend, und vor Begierde brennend, das Resultat des vom geistlichen Herrn unternommenen Friedenswerkes zu erfahren.

„Wie ich es vorhergesagt, ist der Graf unerschütterlich," sagte dieser, die Herren begrüßend. „Carlotta aber fühlt sich unter Burgundas Schutz so wohl, dass sie nicht die geringste Lust bezeigt, das gefundene Asyl aufzugeben."

Der Sindaco, ein behäbiger Landwirt, war von der Botschaft, welche ihn der Last, ein junges Mädchen in seinem Hause zu behüten, enthob, höchlich befriedigt, und gieng mit höflichem Gruße und besorgtem Blicke nach dem Himmel von dannen.

„Also doch eine Liebschaft!" platzte jetzt der Apotheker heraus. „Weiß Gott, die Weiber wittern dergleichen schneller heraus, wie Mäuse den Speck."

„Diesmal war die Witterung falsch, Freund Giustini", versetzte P. Agostino ruhig. „Für Carlottas Unschuld lege ich meine Hand ins Feuer, und was den Grafen anbelangt, — nun ich habe kein Recht, fremde Geheimnisse zu verrathen, noch dem aber, was ich jetzt von ihm weiß, holte ich ihn für einen Ehrenmann durch und durch."

„Alles schön und gut, verehrter Freund", nahm jetzt der Doctor das Wort, in dessen Gesichte sich heute ein seltsam gemischter Ausdruck von Besorgnis, Ärger und Schelmerei zeigte. „Wir glauben Ihnen ja gerne aufs Wort, aber die böse Welt denkt eben anders, und das ist in diesem Falle für uns, das heißt namentlich für meinen Freund Giustini, höchst unangenehm."

„O, Doctor, bleibe nur bei der eigenen Stange, ich —"

„Wie Sie wissen, ist er zwar, abgesehen von seiner Vorliebe für hinkende Versfüße, ein guter Mensch", fuhr der Doctor unbeirrt fort, „auch ist ihm die Sparsamkeit seiner Schwester Barbara oft ein Dorn im Auge, indessen findet er es doch höchst angenehm, Silber und Goldstücke in hübschen Röllchen —"

„Birbante, was schwatzest du von Gold, das für einen armen Teufel von Dorfkrämer Chimäre ist!"

„Silber und Goldstücke in hübschen Röllchen zusammenzulegen", fuhr der Doctor fort. „Nun können Sie sich seinen Schrecken denken, als ihm Frau Borboro gestern rundweg erklärte, dass sie an einem Orte nicht länger bleibe, wo man es duldet, dass ein Ketzer mit Hilfe des Satans rechtgläubige Seelen ins Verderben führe. Was nun thun, um sich ein solche Perle von Schwester und Hausfrau zu erhalten? — das ist die Frage."

„Na, Freund Forestiere, du kehrtest vor meiner Thüre, nun ist's an mir, dir denselben Gefallen zu erweisen", begann jetzt der Apotheker, indem er die Härchen seiner Gummifrisur liebkosend befühlte. „Sehen Sie, hochwürdiger Herr, der dicke Mensch da ist, abgesehen von seinem Leckermaule und seiner Mordgier, kein übler Geselle, und hätte er Frau Benvenuta zum Lohne für die guten Bissen, die sie wie keine andere zu bereiten versteht, zu seiner Ehefrau gemacht, so steckte er jetzt nicht in der Klemme. Denn diese Perle von Köchin und Schwägerin gab heute Morgens ganz dieselbe Erklärung wie Frau Barbara, so genau, dass man fast vermuthen könnte —"

Giustinis Rede wurde hier von demselben Donnerschlage unterbrochen, welcher die Unterhaltung Carlottas

und Ceccos beendet, gleichzeitig aber trat auch Portiuncula klappernd in die Stube.

Die dürre Frauengestalt mit den zerzausten grauen Haarsträhnen im Nacken, mit den funkelnden Augen in den verrunzelten gelben Zügen war eben nicht lieblich anzuschauen, und als sie, nach dem Himmel deutend, mit ihrer gellenden Stimme vom Strafgerichte Gottes sprach, das über die Gottlosen hereinbreche, wie es einst über Sodoma und Gomorrha hereingebrochen, da konnte der Doctor seiner Spottlust nicht mehr Herr werden.

„Ah Padrona Portiuncula, es ist sehr hübsch von Ihnen, uns zu warnen", sagte er mit einer tiefen Verbeugung, „denn unsere Regenschirme da dürften in der That nur schwachen Schutz gegen Pech und Schwefel bieten. Indessen irre ich mich nicht, so war die Sache auch für eine gewisse Padrona Lot verhängnisvoll, da sie ihrer allzugroßen Wissbegierde wegen in eine Salzsäule verwandelt wurde, und würde ich es lebhaft bedauern, wenn dieser unangenehme chemische Process mit allen weiblichen Wissbegierigen von Santa Croce —"

Das Unwetter mit seinem Sturmgeheule und Donnergetöse hemmte auch jetzt die Fortsetzung zum Glück für den Doctor, da mit Portiuncula, welche soeben an der Thüre eifrig gehorcht hatte, heute durchaus nicht zu scherzen war, wie die mit den elektrischen Strahlen wetteifernden Blitze ihrer Augen und die katzenartig gekrümmten Finger mit den spitzen Nägeln hinreichend bewiesen.

„Geht, meine Freunde, solange es noch thunlich ist", versetzte der Pfarrherr, der die gefährlichen Anzeichen kannte, beschwichtigend.

„Euere Hausfrauen werden nach Euch bangen, und was Euere Besorgnisse anbelangt, so seid guten Muthes. Morgen ist Sonntag und somit Gelegenheit gegeben, die aufgeregten Gemüthswogen mit dem Öl des Gotteswortes zu beruhigen."

Damit geleitete er die Herren bis zur Straße, in deren Staubwirbel sie alsbald verschwanden. Die Hoffnung aber, den Sturm im Innern seines Hauses durch sein Eingreifen beschwichtigt zu haben, erwies sich als eitel Täuschung.

In seine Stube zurückgekehrt, fand er Portiuncula noch in derselben kriegerischen Haltung, und als er achtlos mit gewohntem Gleichmuthe in dem Sorgenstuhl vor dem Schreibtische platzgenommen, begann die ergrimmte Dame mit in den Hüften eingestemmten Armen ihrem Dienstherrn einen Text zu lesen, der keinem Evangelium entnommen war.

Sie habe bisher gemeint, in einem von Gottes Geiste erfüllten Hause zu weilen — dies war ungefähr der Sinn ihrer mit kanonischen und unkanonischen Kraftsprüchen reich versetzten Rede — nun aber erkenne sie mit Schrecken ihren Irrthum. Gottlose Religionsspötter seien die besten Freunde des Hauses, und da sei es kein Wunder, dass der Diener des Herrn selbst weder den Muth noch den Willen habe, Ketzern und leichtsinnigen Dirnen entgegenzutreten, und die ihm anvertraute Gemeinde vor den Krallen des Teufels zu bewahren. Unter solchen Umständen aber könne sie es vor Gott und ihrem Gewissen nicht verantworten, noch länger in einem Hause zu bleiben, in dem der Geist des Unglaubens aus- und eingehe, und den Zorn des Himmels herabrufe.

P. Agostino hatte den wasserfallartigen Redefluss wie immer mit philosophischer Ruhe über sich ergehen lassen. Als Portiuncula aber erschöpft inne hielt, erhob er sich mit ungewöhnlichem Ernste, und die Miene wie das Auge des sonst so sanftmüthigen Mannes zeigten einen Ausdruck von Strenge, der die zungenfertige Predi-

gerin seiner Seltenheit wegen gänzlich verblüffte.

„Sie haben meinem Vorgänger und mir viele Jahre treu gedient, Frau Portiuncula", erwiderte der Pfarrherr, ohne seine Stimme mehr zu erheben, als das Toben des Gewitters erforderte. „Diese Erwägung war es, welche mich manche Überhebung ihrerseits schweigend hinnehmen ließ. Allein auch meine Nachsicht hat ihre Grenzen; sie endet nemlich, wo es sich nicht mehr um mein Thun und Lassen als Privatmann, sondern um jenes des Seelsorgers handelt. Darüber, gute Frau, steht Ihnen kein Urtheil zu, auch dann nicht, wenn es eben so gerecht und vernünftig wäre, wie es thöricht und böswillig ist. Außerdem ersah ich leider, dass Sie den Geist des Aufruhres nicht nur hier, sondern auch anderwärts wachgerufen, was ich ebensowenig dulden kann und darf. Und so thun Sie denn nach Ihrem eigenen Willen, ich — halte Sie nicht zurück."

Als hätte der Blitz vor ihren Augen in den Boden geschlagen, so betäubt, vernichtet starrte sie in das ernste Gesicht des geistlichen Herrn, dem sie sich unentbehrlich dünkte, dessen Güte sie deshalb in so maßloser Weise missbraucht hatte. Noch glaubte sie das letzte Wort nicht gesprochen, als aber die strenge Miene unverändertlich blieb, auch kein mildernder Nachsatz den entscheidenden Worten folgte, da schlug sie plötzlich die Hände zusammen, und rief aufschluchzend, mit himmelswärts gerichtetem Blicke: „Also wirklich schmählich aus dem Hause gejagt, eines ruchlosen Ketzers und seiner Dirne wegen? O das ist entsetzlich! Fluch, ewiger Fluch Ihnen und allen, die —"

Wem die weiteren Flüche der Ergrimmten zugedacht waren, blieb unausgesprochen, da das Gewitter jetzt mit einer Heftigkeit tosbrach, wie dies selbst an jenem sturmumbrausten Küstenstriche selten der Fall ist.

Kreuze schlagend verließ Portiuncula das Gemach, worauf P. Agostino mit den seufzend gemurmelten Worten des Märtyrers von Konstanz „Sancta Simplicitas" an das Fenster trat, an dessen Scheiben der Sturmwind rüttelte, und schwere Schloßen prasselten.

„Und doch, wer kann es diesen armen Menschen verdenken, dass sie irre werden an dem allgütigen Schöpfer der Natur, wenn diese in scheinbar widersinniger Raserei vernichtet, was sie selbst geschaffen?" fuhr er in seinem leisen Selbstgespräche fort. „Haben doch die scharfsinnigsten Denker die Lösung des räthselhaften Gesetzes vergeblich gesucht, das dem Werden das Vergehen, dem Erstehen die Vernichtung, dem Schönen und Guten das Häßliche und Böse entgegensetzt. Kein Licht ohne Schatten, sagen die einen, an der Ergründung verzweifelnd, die anderen weisen auf den höllischen Geist der Verneinung, der den Keim des Verderbens gelegt, dessen Walten im Wassertropfen, wie im Weltall, im schmerzgekrümmten Wurm, wie in der schuldbeladenen Menschenseele zu erkennen sei. Und das arme Volk freut sich dieser Lehre, da sie ihm einen Popanz bietet, welchem es die eigene Thorheit in die Schuhe schieben kann, der ihm die schwere Arbeit des Denkens erspart — Sancta simplicitas!"

Damit war für P. Agostino die häusliche Angelegenheit abgethan, und seine Gedanken wandten sich wieder der Vergangenheit zu, die durch das Bildnis über dem Schreibtische des Castellherrn mit der Gegenwart in neuen, bedeutsamen Zusammenhange erschien.

Mit einem Gefühle des Bangens legte er die vom Grafen erhaltenen Blätter vor sich hin, und ließ seinen Blick nachdenklich auf den kräftigen Schriftzügen ruhen. Nach wenigen Augenblicken aber war seine Aufmerksamkeit unwiderstehlich angezogen,

und während Frau Portiuncula in Todesangst vor geweihten brennenden Kerzen kniend, mit dem Rosenkranze in den zitternden Händen, die von Kindheit auf eingelernten Gebetformeln ableierte, las ihr Dienstherr in stoischer Ruhe die Geschichte eines Mannes, in dessen Dasein der Sturm menschlicher Leidenschaften mit der gleich verheerenden Wirkung der jetzt entfesselten Elemente eingegriffen hatte.

VI.

„Als früheste Erinnerung an meine Kindheit", also begannen die Aufzeichnungen des Grafen Francesco della Torrente, „schwebt das Bild eines lichten Engels vor meinen Augen, dessen süße Stimme mich in den Schlummer wiegte, dessen zärtlicher Kuss mich des Morgens weckte, zu dessen Füßen ich meine ersten Spiele spielte.

Jahre später erst erfuhr ich von meiner guten Amme Burgunda, dass diese Lichtgestalt meine Mutter gewesen sei, und nicht nur dem äußeren, sondern auch dem inneren Wesen nach den Namen eines Engels verdient habe.

Meines Vaters dagegen erinnere ich mich nur als eines finsteren Mannes, der mich weder eines freundlichen Wortes noch Blickes würdigte, dem ich als Knabe nur mit Zittern und Zagen zu nahen wagte. In meinen Jünglingsjahren aber, nachdem ich aus den Mittheilungen Burgundas und anderer Personen Näheres über die Vergangenheit erfahren, und zufällig Einblick in die Familienchronik unseres Hauses gewonnen hatte, wandelte sich dieses Furchtgefühl in Trotz, ja in ein Gefühl der Abneigung, das ich nur mit Mühe verbarg.

Jenen Mittheilungen zufolge konnte ich kaum zweifeln, dass der mir von Kindheit auf bewiesene Widerwille des Vaters dem Bewusstsein einer schweren Schuld gegenüber meiner deutschen Mutter zuzuschreiben war, der Inhalt unserer Familienchronik aber bestärkte mich in dieser Überzeugung.

Zügelloser Ehrgeiz, maßlose Leidenschaftlichkeit im Hasse, wie in der Liebe verriethen sich auf jeder Seite dieser vergilbten Blätter in blutigen Zügen, und erregten in mir ein wahres Grauen vor dem Geschlechte, dessen unheilvolles Erbe ich in dem ungestümen Pulsschlage meiner Adern zu erkennen glaubte.

Die Verbitterung meines Herzens wurde durch die bei jeder Gelegenheit zutage tretende Vorliebe meines Vaters für den älteren Halbbruder Federigo vermehrt, dessen im Gegensatze zu meiner offenen Art geschmeidiges, aber verschlossenes Wesen jedem Conflicte aus dem Wege zu gehen und mit jedermann gütlich auszukommen wusste.

Bei alledem kann ich nicht sagen, dass meine Jugend eine freudlose gewesen wäre.

Mein Bruder und ich wurden von einem tüchtigen deutschen Hofmeister in den Gymnasialfächern unterrichtet, in den zahlreichen Mußestunden aber trieben wir theils unter der Anleitung unseres Lehrers, theils auf eigene Faust ritterliche Künste und Sport aller Art, wozu die herrliche Lage des väterlichen Schlosses am Rhein, der weitläufige Park, die wildreichen Forste vollauf Gelegenheit gaben. Diese Übungen waren namentlich für mich eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens, da meine Körperkraft und Gewandtheit alle Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwanden, während meinem schwächlicheren Bruder nicht nur die körperliche Anlage, sondern mehr noch der für jeden Sport unentbehrliche Muth mangelte.

Ich erwähne diese scheinbare Nebensächlichkeit meines Jugendlebens aus dem Grunde, weil namentlich meine ungewöhnliche Fertigkeit als Schwimmer auf die spätere Entwickelung der

Ereigniſſe entſcheidenden Einfluſs übten.

Ich war im Begriffe, die Univerſität zu Bonn, wo mein Bruder Federigo ſchon zwei Jahre juriſtiſchen Studien oblag, zu beziehen, als die Ankunft eines kleinen, fünfzehnjährigen Mädchens auf dem Schloſſe nicht nur für mein Fühlen und Denken, ſondern auch für mein ganzes ferneres Leben zum Wendepunkte wurde.

Es wäre vergebliche Mühe, den Reiz dieſer kindlichen Erſcheinung mit Worten auch nur annähernd ſchildern zu wollen. Denn ſo lieblich auch die reinen, von wunderbaren dunkelblauen Augen belebten, von üppigen goldblonden Haarwellen umrahmten Züge waren, ſo elfenhaft duftig die zierliche Mädchengeſtalt erſchien, der Zauber, der mich vom erſten Augenblicke unſeres Zuſammentreffens gefangen nahm, lag nicht in der ſeltenen Schönheit Floras, ſondern in der unbeſchreiblichen Anmuth und kindlichen Unbefangenheit ihres ganzen Weſens, Eigenſchaften, die in Gang und Haltung, im Tragen ihres Köpfchens, in Blick und Stimme, vor allem in dem ſilberhellen, unwiderſtehlich anſteckenden Lachen in beſtrickender Weiſe zutage traten.

Mein Vater hatte die junge Dame morgens zu Wagen von der Bahnſtation abgeholt, und mir ohne ein Wort der Erklärung als Fräulein Flora Ritter vorgeſtellt. Abends aber ſtanden wir ſchon auf geſchwiſterlichem Fuße und wuſste ich, daſs die Angekommene als arme Waiſe die Tage ihrer Kindheit in ſehr beſchränkten Verhältniſſen verlebt hatte, nach dem Tode der Mutter aber von ihrem Wohlthäter — ſo nannte ſie meinen Vater — in ein klöſterliches Penſionat gebracht worden war.

Da mein Bruder Federigo nach Bonn vorausgegangen war, erfreute ich mich volle vierzehn Tage eines ungeſtörten Umganges mit dem reizenden Mädchen, Tage, deren reines, ungetrübtes Glück mir heute der paradieſiſche Traum des erſten Menſchenpaares vor dem Sündenfalle erſcheint.

Der ernſte Reiſebefehl meines Vaters beendete denſelben, und bedenke ich die gereizte ironiſche Art, mit welcher mich der alte Herr verabſchiedete, ſo muſs ich wohl annehmen, daſs ſchon damals der Plan in ſeiner Seele entſtand, deſſen Ausführung mich ſpäter ſo unſäglich elend machte.

Flora war in der letzten Stunde unſeres Beiſammenſeins ſichtlich bewegt, woran der Gedanke, zehn Monate lang mit dem alten finſteren Manne allein zu verleben, wohl den meiſten Antheil haben mochte, da ſie doch noch zu ſehr Kind war, um den tiefen Eindruck zu ahnen, welcher ihre ſüße Erſcheinung auf mich gemacht hatte.

Aber ſchon in der nächſten Ferialzeit, die Federigo und ich in der Heimat verbrachten, trat in unſerem Verhältniſſe zu einander eine bedeutende Veränderung ein. Flora war in der kurzen Zeit zur herrlichen Jungfrau erblüht, und obſchon *ihr* der Reiz kindlicher Unſchuld nicht abhanden gekommen, mit *meiner* Unbefangenheit war es vorbei. Die Liebe zog mit Allgewalt in meine Seele ein, eine Liebe noch ohne Wünſche zwar, doch ſo tief und leidenſchaftlich, daſs ſie mich, ehe ich es merkte, ganz und gar beherrſchte.

Erſt die Neckereien meines Bruders, welcher beim erſten Anblicke Floras von deren Schönheit ſichtlich betroffen war, aber bald ſeine gewöhnliche kalte Ruhe wieder gewonnen hatte, belehrten mich über den Zuſtand meines Herzens. Doch änderten ſeine Scherze ebenſo wenig daran, wie ſeine Warnungen vor dem Vater, deſſen Einwilligung zur Verbindung mit einem armen bürgerlichen Mädchen ſeiner Meinung nach nie und nimmer zu erwarten ſtand.

Allerdings bemerkte ich oft genug, mit welcher Feindſeligkeit der väterliche Blick auf mir ruhte, wenn ich mich im Dienſte Floras allzu eifrig

erwies, doch schrieb ich dies der alten Abneigung wider mich zu, in welcher Annahme mich ein Vorfall jener Zeit bestärkte. Flora äußerte nämlich bei Tische den Wunsch, von mir Unterricht in der deutschen Sprache zu nehmen, da ihr Vater aus deutscher Familie stamme, und die deutsche Literatur, wie sie gehört, so viel des Schönen biete. Da geschah es zum erstenmale, dass der alte Mann seinen Liebling fast hart anließ.

„Unsinn, Kind", sagte er rauh und mit zornfunkelndem Blicke. „Die Deutschen sind entweder Träumer oder Barbaren, und den Menschen entspricht die Literatur. Es ist schon traurig genug, dass wir gezwungen sind, in diesem barbarischen Lande zu leben, aber diese Nothwendigkeit wird in Bälde behoben sein, dann kehren wir in unsere sonnige Heimat zurück, wo du den fischblütigen Tropfen in deinen Adern bald überwinden wirst.

Flora schwieg verschüchtert, während mein Bruder ein befriedigtes Lächeln zeigte, das mir mit einemmale auch den nationalen Gegensatz zwischen uns zum Bewusstsein brachte. Federigo, von einer italienischen Mutter geboren und bis zu seinem Knabenalter in Italien aufgewachsen, war durch und durch Italiener, wie er denn auch die deutsche Sprache nur nothgedrungen insoweit erlernt hatte, als es seine Studien erforderten. Mein erstes kindliches Lallen dagegen war deutsch, und meine deutsche Amme Burgunda, deren Pflege ich bis zu meinem siebenten Jahre anheimgegeben blieb, sorgte dafür, dass ich die Sprache meiner Mutter früher und besser kennen lernte, wie die meines Vaters.

Ich übergehe die nächsten Jahre, da sie für mein ferneres Schicksal weder Entscheidendes noch besonders Erwähnenswertes brachten.

Federigo hatte nach vollendeten Studien Reisen nach Frankreich und Italien unternommen, während meiner Ferienzeit aber selbe stets unterbrochen, nur um mir durch seine Anwesenheit, wie ich zu bemerken glaubte, jede Gelegenheit zu vertraulichem Beisammensein mit dem geliebten Mädchen zu nehmen.

Es mochte dies auf Befehl meines Vaters geschehen, die sarkastische, erkältende Art Federigos aber gestaltete den Verkehr mit Flora immer förmlicher und zurückhaltender, so dass ich schließlich, um dem peinlichen Zwange zu entgehen, nicht selten auf die Gesellschaft des theuren Mädchens ganz verzichtete.

So warf ich eines Tages die Flinte über die Schultern, beauftragte Giuseppe, meinen Bruder zu benachrichtigen, dass ich erst abends heimkommen würde, und schlenderte in den Wald, nicht um zu jagen, sondern um stundenlang im Schatten eines Baumes auf dem Moose zu liegen, und den denkbar düstersten Gedanken nachzuhängen.

Völliger Neuling im Umgange mit dem weiblichen Geschlechte, glaubte ich aus dem zunehmend scheuen Benehmen Floras mir gegenüber den ungünstigsten Schluss für meine Hoffnungen ziehen zu müssen, infolge dessen ich mich grenzenlos unglücklich fühlte. Das Ende all meines Grübelns aber war der Entschluss, wenigstens Gewissheit über mein Schicksal zu erlangen, und wenn sich dieses zu meinen Ungunsten entschied, die Heimat zu verlassen.

Ein scharfer Nordwest, der sich gegen Abend als Vorbote des nahenden Winters erhob, mahnte mich zur Heimkehr. Den wenig begangenen aber kürzesten Weg oder vielmehr Pfad einschlagend, schritt ich längs dem sogenannten Niederwaldwasser, einem kleinen Waldsee, den ich mit Flora und Federigo häufig zu Kahnfahrten benützte, als ich plötzlich lautes Hilfegeschrei, untermischt mit silberhellem Lachen, vom See her vernahm.

Rasch durchdrang ich das Ufergebüsch, und übersah nun mit einem Blicke die Scene, welche scheinbar

komisch, in der That aber für die betheiligten Personen recht gefährlich war. In der Mitte des Sees auf den ziemlich hochgehenden Wogen schaukelte sich der kleine Kahn, in dem sich nur Flora befand, während Federigo, bis zum Halse im Wasser plätschernd, vergebliche Versuche, wieder in das Fahrzeug zu gelangen, anstellte, und dabei aus Leibeskräften um Hilfe rief. Mit der zunehmenden Angst aber wurden seine Anstrengungen so krampfhaft und unbedacht, dass der Kahn sich bedenklich mit Wasser füllte.

Auch Flora erkannte jetzt die Gefahr, und vereinigte ihre Hilferufe mit denen Federigos, es war keine Zeit zu verlieren. Während ich mich meiner beengenden Oberkleider entledigte, gebot ich Federigo mit lauter befehlender Stimme, sich ruhig zu verhalten, warf mich dann in die Wellen, nahm das schon ziemlich weit vom Kahne treibende Ruder an mich, schwang mich in das Fahrzeug, und ruderte dasselbe, nachdem ich auch dem vor Angst und Kälte zitternden Bruder hineingeholfen, mit kräftigen Schlägen an das Ufer.

Für mich, der ich als Schwimmer mit den Wellen des Rheines zu spielen gewohnt war, auch zu meinen Ruderübungen mit Vorliebe stürmisches Wetter wählte, war das Rettungswerk kein Heldenstück. Floras staunender, ja bewundernder Blick aber sagte mir zu meiner freudigen Genugthuung, dass sie es als eine vollwichtige Mannesthat betrachtete, die mich hoch über Federigo erhob, der sich so gerne auf den Erfahrenen, Gereiften hinausspielte, jetzt aber während ich mich ankleidete, Flora ohne weiteres im Stiche ließ, um sich, wie er sagte, vor lebensgefährlicher Erkältung zu bewahren.

Langsam folgten wir. Es war dunkel geworden. Die Gestirne flimmerten im hellsten Glanze über uns, aus Feldern und Wiesen mischte sich das Nachtconcert der Heimchen in das Brausen des Windes, mit Entzücken fühlte ich den Druck des weichen Armes, der in dem meinen ruhte, lauschte ich wie bezaubert dem erklärenden Berichte Floras, wie mein Bruder sie zu einer Kahnfahrt beredet, im Eifer des von ihm leidenschaftlich betriebenen Fischfanges anfänglich des Windes nicht geachtet habe, wie dann seinen ungeübten Händen das Ruder entfallen, er selbst aber im Haschen darnach ins Wasser gestürzt sei. Ein schelmisches Lachen begleitete diese Worte, plötzlich aber schauerte sie zusammen und sagte leise: „Wahrhaftig, Francesco, ich glaube, ohne Ihre Hilfeleistung lägen Ihr Bruder und ich jetzt in den Wellen begraben, still und stumm für immer!“

„Und ich dazu“, versetzte ich bebend vor innerer Erregung. „Denn bei Gott, Flora, das Leben ohne Sie wäre mir zur unerträglichen Last geworden!“

Floras Arm zitterte auf dem meinen, aber das Eis war einmal gebrochen, und alles, was sich seit Jahren in meinem Herzen an heißer Liebe und Verehrung aufgespeichert, flutete nun in Worten unaufhaltsam über meine Lippen. Doch genug, diese Blätter sollen keine alltägliche Liebesgeschichte erzählen. Glücklich derjenige, welcher die Wonne eines ersten gegenseitigen Herzensergusses, eines ersten Kusses von reinen keuschen Mädchenlippen genossen, noch glücklicher vielleicht der, welcher sie kennen zu lernen niemals Gelegenheit hat!

Als wir andern Tages mit Federigo zusammentrafen, belehrte ihn ein Blick in unsere glückstrahlenden Mienen über das nach seiner eiligen Flucht Vorgefallene. Wie immer, verschwieg er auch diesmal seine Meinung darüber, allein so sehr er sich auch bemühte, seine Gedanken zu verbergen, das kleine Abenteuer ins Lächerliche zu ziehen, er vermochte weder seinen Verdruss über unsere Einigung, noch weniger aber die Verbitterung über

die geringschätzende Behandlung unterdrücken, mit welcher Flora ihn für sein unmännliches Benehmen strafte.

Mein Vater hatte um diese Zeit eine seiner Reisen unternommen, deren Ziel, Zweck und Dauer, für mich wenigstens, stets mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllt blieb. Mein Bruder wusste jedenfalls mehr davon, mir wurde die Aufklärung erst in Paris und Rom, wo man meinen Vater in gewissen Kreisen sehr genau kannte und, wie ich hinzufügen muss, auch schätzte und achtete. Getreu den Traditionen unseres Hauses hasste mein Vater als Republikaner nicht nur das junge heimische Königthum, sondern mehr noch die Deutschen, als Nation sowohl, wie als Träger und Stützen des monarchischen Princips. Dieses Deutschthum mit Hilfe Frankreichs politisch zu vernichten, war die Hoffnung der republikanischen Parteien Italiens wie Frankreichs, mein Vater aber zählte zu jenen Männern, welche die Verbindungsfäden zwischen beiden erhielten, deren Pläne durch Geldmittel und Einfluss zu fördern suchten.

Drei Tage nach dem Abenteuer auf dem See kam mein Vater, unerwartet wie immer, in ungewöhnlich heiterer Stimmung heim. Bei Tische zeigte er sich sogar gesprächig, und deutete in geheimnisvoller Weise an, dass sich Ereignisse vorbereiten, deren Tragweite die Welt bald in Erstaunen setzen werde.

Tags darauf ließ er mich zu sich berufen, um mir zu eröffnen, dass die Verhältnisse die Anwesenheit einer Vertrauensperson in Paris unbedingt erheischten, wozu er mich ausersehen habe. So schmeichelhaft die Sache für mich schien, so war ich doch erfahren genug, um zu vermuthen, dass Federigo geplaudert habe, dass der Wunsch, mich von Flora zu trennen, der eigentliche Grund dieser Eröffnung war. Um hierüber ins Klare zu kommen, benützte ich die Gelegenheit, indem ich mein Verhältnis zu Flora bekannte, und kurzweg die Hand des geliebten Mädchens erbat.

Ich hatte mich im voraus auf einen heftigen Zornesausbruch gefasst gemacht, war daher sehr erstaunt, als der alte Herr mit ironischer Miene, aber ohne jede Heftigkeit, erwiderte, er werde meinen Wünschen nicht entgegentreten, falls sowohl Flora als ich nach zweijähriger Trennung noch dieselbe Gesinnung wie heute hegten.

Die Erfüllung meiner Wünsche hieng also nur noch von dem Bestehen einer Prüfungszeit ab, und dieses Ergebnis war so unerwartet günstig, dass Flora und ich überglücklich von einander Abschied nahmen.

Wenige Tage darauf kam ich in der Hauptstadt Frankreichs an. Giuseppe war mir als Begleiter beigegeben, Burgunda, seit Jahresfrist seine Frau, in ihre schwäbische Heimat entlassen worden, ohne Zweifel aus dem Grunde, jeden weiteren vertraulicheren Briefwechsel zwischen mir und Flora abzuschneiden. Doch was lag daran? Waren wir uns doch gegenseitig so sicher, als hätte schon des Priesters Segen unseren Bund geweiht.

Mit zahlreichen Empfehlungsbriefen versehen, fand ich in den angesehensten Familien der Adels-, Diplomaten- und Finanzkreise überaus gute Aufnahme. Der Glücksstern des dritten Napoleon stand eben im Zenith seiner meteorartigen Bahn, überflutet von seinem Lichte strahlte die «Gesellschaft» von Paris in einem Glanze, wohl geeignet, jugendliche Augen zu blenden, unerfahrene Thoren in den unter solchem Glanze verborgenen Lasterpfuhl hinabzureißen. Das Bild Floras im Herzen bewahrte mich vor diesem Geschicke. Ja, der moralische Schmutz der dem Hofe nahestehenden so vornehmen Kreise erregte entschiedenen Widerwillen in mir, der sich zur Empörung und zum Ekel steigerte, als der Krieg gegen Deutschland unvermeidlich geworden.

Was in dieser vielbewunderten, vielgepriesenen, «feinen Pariser Gesellschaft» an Selbstüberhebung, Rohheit und Unwissenheit geleistet wurde, wäre unglaublich, hätten sich diese Leistungen nicht in den französischen Journalen für die Nachwelt verewigt. Der tollwüthige Deutschenhass gedieh hier zu solcher Üppigkeit, dass die Herolde der öffentlichen Meinung sich schon im voraus an der Schmach ergötzten, welche deutsche Frauen von der ritterlichen Behandlung der siegreichen fränkischen Rothhosen zu erwarten hatten!

Solch cynische Gemeinheit, von der großen Nation mit Jubel aufgenommen, brachte den Tropfen deutschen Blutes in meinen Adern in so kräftige Wallung, dass ich vierzehn Tage nach der Kriegserklärung als Freiwilliger in einem jener Uhlanenregimenter am Rhein stand, deren Thaten später so viel Furcht und Schrecken in Frankreich hervorriefen.

Meine militärischen Erlebnisse gehören nicht hieher, doch kann ich nicht unerwähnt lassen, dass ich die Zeit, welche in den Reihen jener tapferen und nicht selten wirklich gebildeten Männer zu verbringen mir gegönnt war, zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens zähle.

Ich hatte das Glück, die Mehrzahl jener Siege miterkämpfen zu dürfen, deren Tragweite die Welt nach den Worten meines Vaters wirklich in Erstaunen setzte; vor Paris jedoch endete meine kriegerische Laufbahn, gelegentlich eines nächtlichen Ausfalles von Seite der Belagerten durch eine Kopfwunde, infolge welcher ich besinnungslos vom Pferde stürzte, um erst in einem Pariser Lazarethe wieder zum Leben zu erwachen.

(Fortsetzung folgt)

's Bett'lstudentl.

Eine Geschichte aus Tirol. Von Karl Wolf.*)

Der Andreasl war halt schon ein recht gescheites Buberl. Schon in seinem vierten Jahre antwortete er auf die Frage: „Andreasl, wer hat dich denn erschaffen?“ mit großer Sicherheit: „Gott Vater.“ Und als er mit dem A-B-C-Speckschwartl zur Schule trollte, brachte er schon einen gewissen Fundus von Gelehrsamkeit mit. Er kannte den „Glauben Gottes“ auswendig und im „Vater unser“ konnte er mitten im Gsatzl weiter fahren, wenn man ihm ein Schlagwort angab. Auch als zukünftiger Rechenkünstler zeigte er große Anlage. Er zählte schon bis zwanzig, nur sagte er statt eilf immer einzehn und statt zwölf zweizehn.

Seine Mutter, eine einfache und schlichte Häuslerin, hatte mit dem Buben schon recht eine große Freude, seine Zukunft zu gestalten war ihr eine Lebensaufgabe, welche sie mit jener zähen Ausdauer verfolgte, wie sie nur eine Mutter für das Lebensglück ihres Kindes haben kann: der Andreasl sollte ein geistlicher Herr werden, und wenn sie an Sonntagen in der Kirche an ihrem Platze kniete, so sah sie schon im Geiste den Buben

*) Aus dessen „Geschichten aus Tirol“. Innsbruck. A. Edlinger. 1892.

im goldſtrotzenden Meſskleide im Weihrauche am Altare ſtehen. Voll Inbrunſt betete ſie dann: „O, liebe Himmelsmutter, du Gnadenreiche, gelt, du hätteſt ſelbſt a Freud', wenn mein Andreasl a Geiſtlich' wird. Und du wirſt mir ſchon beiſtehen, daſs er einer wird, weil ihn der liebe Gott auch ſchon ſo viel geſcheit hat werden laſſen."

Inzwiſchen ſcheuerte Andreasl eine Hoſe nach der anderen durch, und die Mutter nähte einen Flecken nach dem anderen auf die ſchadhafte Stelle. Er nahm zu an Alter und Weisheit, und kaum aus dem zweiten Schuljahre heraus, war er ſchon einer der beſten Miniſtranten in der großen Dorfkirche und rückte vom einfachen Meſsbuben bis zum rechten „Leuchtertrager" und endlich gar zum „Rauchfaſs" vor. Zum „Weihrauchſchifft", die höchſte Stelle der Miniſtrantenlaufbahn, brachte er es nicht, denn das muſste ſchon ein Großbauernburſche ſein, und wenn es auch noch ſo ein dummer Kerl war. „Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch Verſtand", ſagte der rothnaſige Meßner.

Und endlich war er aus der Schule heraus, und nun konnte ſeine Mutter den Plan nicht mehr verſchweigen, denn der Andreasl gieng ſchon den ganzen Sommer zum hochwürdigen Herrn Pfarrer „in die Vorbereitung".

Der Andreasl ſollte aufs Gymnaſium in die Stadt.

Der Bürgermeiſter fragte den Buben einmal: „Was g'ſtudierſt denn, Andreasl, in der Stadt?" Da antwortete er ſtolz: „Af Geiſtlich." Und ſo kam der Herbſt; die Mutter mit Thränen in den Augen, richtete die wenige Ausſtattung des kleinen Studenten zuſammen und packte die Geſchichte in einen Zegger fein ſäubertich ein. Auch für den Magen ſorgte ſie, wenigſtens für die erſte Zeit. Dann nahm ſie auf dem Stellwagen zwei Plätze. Einen für ſich, im billigen hinteren Raume, und für den Jungen auf dem Dache, für wenige Kreuzer. Und da hockte nun der zukünftige Herr Pfarrer oder gar Biſchof hoch oben auf dem Wagen zwiſchen Koffern und Fleiſchkörben und ſonſtiger Fracht.

Der Abſchied von ſeiner Heimat war ihm nicht gerade ſchwer geworden, wenigſtens nicht von den Menſchen. Der Herr Pfarrer hatte ihm ein ſchönes Gebetbuch geſchenkt und der Bürgermeiſter ein „Gutdenſtückl", welches er in ſeiner Weſtentaſche trug und in der Stunde wenigſtens fünfzigmal befühlte, ob es noch vorhanden ſei. Wenn er Trennungsſchmerz empfand, ſo war es um die ſchönen Kirſchbäume, um den prächtigen Himbeerenplatz und um den ſchönen Wald.

Aber etwas verdroſs ihn ſehr. Der Nachbar der Kleinhänsterin war ein Großbauer im vollſten Sinne des Wortes. Ein großes Haus, eine mächtige Scheune, ausgedehnte Felder und eine gefüllte Brieftaſche. Aber alles zuſammen war nicht ſo groß wie ſein Dünkel und ſein Bauernſtotz. Der hatte zu ſeiner Mutter einmal geſagt: „Recht haſt, Nachbarin, daſs' den Buben zur Studi in die Stadt gibſt, Großbauer kann er doch ſeiner Lebtag' keiner werden."

Der Andreasl hatte ſich unter einem g'ſtudierten Herrn ſchon etwas viel größeres vorgeſtellt, als einen Großbauer. Und wie er bereit war zur Abfahrt, kam des Bauern einziges Töchterlein, die kleine Roſa, aus dem Hauſe, küſste dem Buben die Hand und lachte ſpöttiſch: „Empfeht' mich halt recht ſchön, hochwürdiger Herr." Das gieng ihm gewattig im Kopfe herum. Plötztich wandte er ſich auf ſeinem luftigen Sitze zurück und rief laut in der Richtung ſeiner Heimat zu: „Wart lei, wenn i einmal Pfarrer bin, werd ich dir im Beichtſtuht ſchon 's G'ſims abkehren und dein Mad'l muſs mir alle zwei Hände küſſen, ſonſt ſprech' i ſie nit los zu Oſtern,

oder gib ihr zur Buß' die Kron' Christi auf und noch fünfmal den Glauben."

Und so fuhren Mutter und Sohn durch das große Thor zur Stadt hinein. Der Sohn mit freudigem Herzen — er hatte Kirschbäume und Großbauern schon längst vergessen — die Mutter voll Sorgen. Die Woche hat sieben Tage, und für ihr Kind brauchte sie nun sieben Koststellen, welche aber erbettelt werden müssen. Gleich am anderen Tage, nachdem sie in der Pfarrkirche ihre Andacht verrichtet hatte, begann sie den sauern Gang. Doppelt sauer, weil sie nicht gerade arm war. In ihrem Häuschen war der Tisch immer gedeckt und man kannte wohl den gesunden Appetit, nicht aber den Hunger. Aber bares Geld hatte sie nicht und darum musste die Kost erbettelt werden. Die gute Frau hatte sich die Sache in ihrer Sorge viel schwerer vorgestellt. Die Städter haben gute Herzen, und wenn sie auch am Abend keine Rosenkränze zum Fenster hinaus leiern, so haben sie doch manchen tüchtigen und nun berühmten Mann gern und freundlich durch die Gymnasialjahre durchgefüttert. So wanderte sie mit ihrem Andreasl von Haus zu Haus. Der Junge war fein ausstaffiert. Das Lodenröcklein reichte bis an die Knie und die Ärmel waren zweimal umgeschlagen, denn dasselbe war für das ganze Untergymnasium berechnet. Unter dem saubern Hemdkragen war ein dicker roth-grün gewirkter „Würger" geschlungen und die Weste oben mit einem Doppelknopfe zusammengehalten. Das dünne Höschen reichte kaum bis an die Knöchel und die Füße staken in Schuhen, die in ihrer Länge in keinem Verhältnis zur Größe des Trägers standen. Den Hut hielt er bei jeder Vorstellung mit beiden Händen so, dass er fast das halbe Gesicht verdeckte. Es war dies eigentlich ein Betrug, von der sorgenden Mutter ersonnen, „denn der Bub", sagte sie, „schaut so gesund aus, dass sich die Leute fürchten könnten, er braucht zu viel Kost."

„I thät' halt recht schön bitten, um einen Kosttag für mein' Andreasl. Er ist so viel ein g'scheiter Bub, meint der Herr Pfarrer, er muss auf die G'studi." So begann die Mutter im ersten Hause.

„Freili' auf di G'studi muss der Bub, und ein Pfaff werden, weil wir früher nit g'nug haben von dem Volk", donnerte ihr der Hausherr entgegen. „Schuster oder Schneider wär' nützlicher für den Buben. Aber auf die G'studi müssen sie alle, die Vintschger, und wenn einer dann so a Pfaff wird oder ein Advocat, so kennt er die Leute nimmer, vor pur lauter Stolz, die ihn aufgefüttert haben."

Erschrocken schlich die arme Frau die Stiege hinunter. „O mei", sagte sie, „sell ist a Liberaler; na weiter so schiech reden." Der Andreasl aber sagte: „Sell ist frei schad', dass da nix g'wesen ist, in der Kuchel haben sie Küchel bachen, i hab's g'rochen."

Der Mann war aber nur böse gewesen, weil ihm der Metzger gerade das Monatsbüchel gebracht hatte. Und das ist freilich ein ungünstiger Moment, für ein Studentlein um die Kost zu bitten.

Als die Mutter mit dem Buben unten vor dem Hause stand, öffnete sich oben ein Fenster und der Herr schrie herunter: „Sie, da unten! Der Bub soll nur alle Monat um a nettlene Sechserln kommen, i will nit schuld sein, dass er am End nit Papst wird."

„O frei vergelt's Gott, alleweil treu und fleißig", dankte die freudig erschrockene Frau. „Viel tausendmal vergelt's Gott in Himmel ai tausendmal. Siegst, Andreasl, 's ist döcht kein Liberaler." Der Andreas aber zog ein kleines Büchel heraus, es hatte beim Kramer fünf Kreuzer gekostet, leckte seinen Kreuzerbleistift ab und

schrieb hinein: „In die Gewölben auf Nr. 235 monatli einige Sechser bei an schreieten Herrn.“

So zog nun die Mutter mit ihrem Buben von Haus zu Haus, dort liebenswürdig aufgenommen und da mit groben Worten abgewiesen, und endlich brachte sie die sieben Tage zusammen; zwei davon bei den Kapuzinern. Am Sonntag gelang es ihr, den Jungen bei einem reichen Bauern „unterm Berg“ unterzubringen. Derselbe meinte gutmüthig: „Mußt di halt eini zwängen zwischen die Knecht' und nit viel reden, sonst kimmst allerweil zu kurz bei der Kost.“

Der Andreasl war ein aufgeweckter Bursche und einer der fleißigsten seiner Classe. Er wohnte bei einer sogenannten Studentenmutter in einer großen Stube mit noch fünf anderen angehenden Gelehrten zusammen und theilte jeden Morgen seinen Kaffee, den ihm die sorgliche Mutter um vier Kreuzer die Portion ausgemacht hatte, mit einem noch Ärmeren, der sonst nüchtern hätte in die Schule müssen.

Stolz wanderte der junge Student zur Schule, seine Kameraden mit dem üblichen „Servus“ begrüßend. Wenn er „zur Kost“ in ein Haus kam, stellte er sich bescheiden neben der Thür auf und nahm erst am Tisch Platz, wenn sich die Hausleute alle gesetzt hatten. Dann benützte er nur die äußerste Kante des Stuhles und saß weit ab vom Tische. Sorgfältig strich er seinen Löffel am Tellerrande ab, damit er sich nicht seinen Anzug „vertartschte“ und sagte jedesmal, wenn ihm die Hausmutter vorlegte: „Deo gratias.“

Einmal foppte ihn der Lehrling eines Schneiders, bei dem er „zur Kost“ war und meinte, er lerne das Knödelessen besser als Latein. Da antwortete er: „Sell ist auch eine nützliche Sach', das Knödelessen, aber deswegen braucht man die Grammatik nicht zu vergessen.“

„Bei a und e in prima hat
Das genus femininum statt,
Die übrigen auf as und es
Bezeichnen etwas Männliches.“

Und dann:

„Der Vocativ auf us hat e,
Als: here, coque, Domine;
Bei deus, Gott, wird us allein,
Von meus mi zu setzen sein.“

So viel Wissenschaft imponierte dem Schneider nicht wenig.

* * *

So verstrichen nun das erste und endlich auch mehrere Jahre. Die Rockärmel waren schon längst herausgelassen, der „wollene Würger“ verschwunden und aus dem Andreasl war ein anderer geworden. In einem Bürgerhause, in welchem er Nachstunden ertheilte, wurde er sogar Herr Andreas genannt. Von den Professoren wurde der ungemein fleißige Schüler in jeder Weise unterstützt, und ein ansehnliches Stipendium half ihm und seiner guten Mutter über die schwersten Sorgen fort.

Andreas hatte den siebenten Curs mit Auszeichnung vollendet und nun sollte das letzte Jahr seiner Gymnasial-Laufbahn kommen. Er war wieder für die Sommermonate im kleinen traulichen Hänschen seiner Mutter eingezogen und trieb sich, im Vollgenuss der schönen Freiheit, in Feld und Wald umher. Der Nachbar Großbauer sah oft schmunzelnd dem Jungen nach und meinte: „Schad' um den Buben, war' ein verteufelter Bauer worden. Na, ist für ein Pfarrer auch nicht schlecht, a feste Faust, auf die Kanzel eini zu hauen, wenn sie unten alle einschlafen, die Lörl und die Pfott'n.“

Eines schönen Nachmittags hatte er einen sonnigen Hügel bestiegen. Dort sah man weit hinaus in das Land, auf die üppigen Felder, den mit Weidenstöcken eingefassten Fluss bis hinauf zu den fernen Mahdern und darüber die zackigen Berge

und schneeglänzenden Firnen. Vorne am abschüssigen Rande hockte ein Mädchen auf einem Felsblocke und flocht emsig Strohbänder zu einem Sommerhute. Als sie Andreas herankommen sah, zog sie hocherröthend ihr Kopftuch tiefer in die Stirne. Es war des Großbauern Rosa. Ein hübsches Mädchen, ja, wie der reiche Müllersohn, der ihr auf allen Wegen und Stegen nachstellte, sagte, weitaus die schönste im Thale. Ihre tiefschwarzen Haare waren in zwei Zöpfe geflochten um den Kopf gelegt und so sahen sie aus, wie eine Krone. Im runden Gesichtchen steckte ein hübsches Stumpfnäschen und die Augen konnten funkeln, wie die einer Katze im Finstern.

Wie es schon in der Welt oft so kommt! Als er damals als junger angehender Schüler des Gymnasiums in die Stadt zog, hatte sie ihn verspottet und der gekränkte Knabe hatte es nicht vergessen. Er mied das Mädchen von der Stunde an, trotzdem sie von Jahr zu Jahr hübscher und netter wurde. Aber auch Andreas war ein netter Bursche und die Dorfschönen guckten ihm gerne nach oder machten sich am Wege etwas zu schaffen, wenn er daherkam.

Die Rosa aber verliebte sich in den Burschen sterblich. Erst so, wie eben ein junges Mädchen lieben kann. „Wenn i so eine reiche, reiche Gräfin wär' und ein G'schloss hätt' mit viele, viele Fenster und ein Stall voller Ross', und der Andreasl wär' so der Schlosshirt, dann thät' i hinunter reiten auf die Weid' ganz in einem seidenen Gewand und einen Hut auf mit so langen Federn hinten abi. Dann saget i zum Hirt, halt zum Andreasl, komm' einmal her, schöner Bub und lass di fragen, ob du nit mein Graf sein möchtest. Und dann müsset er hinten aufsitzen auf'n Ross, i nehmet schon immerling so große Rösser, und dann thäten wir zum G'schloss hinreiten. Da müsseten sie dann Musik aufmachen und Bratler richten und halt Hochzeit müsset sein."

So schmückte sich das Kind in seinem ersten Jahre der Liebe das Leben aus.

Später wurde sie praktischer und es wäre ihr schon viel lieber gewesen, der Andreas wäre so ein tüchtiger Bauernjunge. Nicht gerade ein Kleinhäuster, sondern schon a besserer Bauernbub. Es wollte ihr nicht aus dem Sinn, dass ihr Herzerwählter ein Geistlicher werden sollte. Ihre ganze Sehnsucht war nun dahin gerichtet, einmal, ach nur ein kurzes einzigesmal mit ihm sprechen zu können. Da musste er es dann ja begreifen, dass sie ihn liebte, so recht von ganzem Herzen liebte. und dass er nicht Geistlicher werden dürfe, schon um dieser Liebe willen. Und nun war dieser so lang ersehnte Augenblick gekommen. Nun konnte sie mit Andreas allein sprechen und jetzt überkam sie eine Furcht, eine Angst, die sie erzittern machte.

Andreas aber guckte in der Stadt wie auf dem Lande den Mädchen ganz frischweg ins Gesicht und fand diese Schöpfung des lieben Gottes ganz herrlich und prächtig. Das Diandl, wie es so dasaß, auf dem sonnigen Hüget, gefiel ihm nicht schlecht, und ohne viel Umstände zu machen, setzte er sich neben sie ins Moos. Das Mädchen wurde womöglich noch verlegener und flocht emsig an seinem Strohbande.

„Schau, schau", so sagte er, „ist denn das nicht des Großbauern Rosele?"

„Freili'", antwortete das Mädchen, „Rosa, so thu i schon heißen und Rosele haben sie mi immerling g'rufen, wie i noch mit'n Schulbeut't durchs Dorf g'rennt bin. Seither bin i freili' schon etwas gewachsen."

Der Student blickte nun auf und bemerkte auch, dass schon ein ausgewachsenes und dazu noch ein hübsch ausgewachsenes Mädchen vor ihm auf dem moosigen Steine hockte.

„Ja, gewachſen biſt, ſell muſs dir der Neid laſſen. Werd' i halt ſchon müſſen Roſa zu dir ſagen und leicht gar Sie."

Unwillig wandte ſich das Mädchen ab. „Thu' mi nit tratz'n, Andreas", ſagte ſie, „du weißt gut genug, was Brauch iſt."

„Ja, i mein nur", antwortete der Burſche, „'s könnt oft ſein, daſs d' mir nochmal die Hand küſst, weißt, wie damals, wie i zur G'ſtudi in die Stadt zogen bin."

„Geh' Andreas, vergiſs die dumme G'ſchicht", ſagte das Mädchen ſo lieb und traut, daſs ihm förmlich warm ums Herz wurde.

„Weißt", ſagte er, „i ſaget halt ſo viel lieber Roſele zu dir, 's klingt feiner und beſſer."

„So ſag's lei", antwortete das Mädchen ſchnell, wurde aber nun recht verlegen.

Andreas ſtand auf und ſetzte ſich neben ſie auf den Stein, legte den Arm um ihre Hüfte und ſagte: „Alſo, mein liebes Roſele, ſein wir wieder gut und ſein miteinander", und wie er das ſo ſagte, zog er das Mädchen an ſich.

Lange ſchwiegen beide. Den jungen Menſchen überkam ein Gefüht ſo voller Wonne, ſo ſeligen Glückes und er wuſste nicht wie und warum. Das war ja nicht mehr dieſelbe Sonne, die da glänzte in aller Pracht über Wald und Flur, das war ja nicht mehr derſelbe Klang der Glocken aus der Kirche unten im Thale, das war ja nicht mehr Windesrauſchen durch den Wald und Vögelzwitſchern, das war ja Orgelton und Sang der Engel. Überwältigt von dem Gefühle zog er das Mädchen inniger an ſich und wiederholte leiſe: „Liebes, liebes Roſele!" In dieſem einen Ausrufe lag die ganze Innigkeit ſeiner erſt erwachten Liebe. Das Mädchen aber lehnte den Kopf an ſeine Schulter und weinte bitterlich. In ihrem Herzen war die Liebe ſchon lange erwacht, heute trug ſie ſie zu Grabe, denn Andreas muſsle ja Geiſtlich' werden . . .

Vielemale hatten ſich die jungen Leute noch oben getroffen auf dem ſonnigen Hügel und der Andreas hatte ſein Roſele recht gut zu tröſten verſtanden.

„Weißt", ſo ſagte er, „i füht' keinen Beruf in mir zum geiſtlichen G'ſtudi, man kann ſchon auch was anderes werden."

„Ja mei, was denn", klagte das Mädchen kleinlaut.

„Ein Doctor, ſchau", antwortete Andreas.

„Mei, ſell kannſt in der Stadt unten nit lernen, zelm muſst auf eine andere Schul'."

„Sell muſs i als Geiſtlich' auch."

„Geh', kannſt 's Meſslesen nit unten lernen auf'n Gymnaſium."

„Mei", unterbrach ſie ſich ſelbſt, „bin i döcht talkelt! Muſst ja zur Weich auf Trient zum Biſchof."

„Aber gelt, a Doctor wenn d' wirſt, zelm kannſt ſchon heiraten. Oder wenn d' Richter wirſt. Ja Richter muſst werden, ſonſt iſt mein Vater nit einverſtanden, weil er ſich immer mehr dünkt, als alle anderen. Lei vor'n Richter fürcht er ſich, weil ihm derſelbe immerting 's G'ſims abkehrt, wenn er grob werden will auf G'richt. Gelt, Andreasl, auf Richter ſtudierſt."

Lächelnd hörte Andreas dem Mädchen zu. Er machte Pläne und baute Luftſchlöſſer für die Zukunft und war voll Zuverſicht in ſeiner Liebe.

Und wieder verrann ein Jahr. Andreas hatte die Abgangsprüfung gemacht und ſollte nun zur Standeswahl ſchreiten. Die Herren Profeſſoren nahmen die Theologie als ſelbſtverſtändlich an. Andreas aber bat um Aufſchub, er müſſe erſt mit ſich einig werden. Und ſo zog er wieder in ſeine Heimat. Unweit des Dorfes zweigt der Weg ab und den ſchlug

Andreas ein, denn oben auf dem Hügel, das wusste er ja, harrte seiner das Rosele. Schnellen Schrittes stieg er die Anhöhe hinan, aber eine dunkle Ahnung bedrückte sein Herz. Rosa saß auch richtig wieder auf dem bemoosten Steine, aber ihre Augen waren roth geweint und ihr Gesicht blass. Stumm reichte sie ihm die Hand, und überwältigt von Schmerz senkte sie ihre Stirne darauf und weinte bitterlich. So weint nur Jugend um verlorene Liebe.

Andreas war ganz außer Fassung, sein Herz krampfte sich zusammen. Aber endlich frug er doch mit heiserer Stimme, warum seine Rosa weine. Ach, er wusste es ja schon vorher, dass er mit seiner Lieb' brechen müsse. Und seine ganze Hoffnung war nur auf die treue Liebe seines Mädchens gesetzt gewesen. In ihr wollte er die Kraft finden, für den so unendlich schweren Schritt, seiner armen Mutter die betrübende Mittheilung zu machen, dass er nicht Geistlicher werden wolle. Und nun sollte er auch diesen Halt verlieren.

„Gestern hab' i Handschlag g'macht mit'n Müller, und in drei Wochen ist Hochzeit."

„Rosa!" So schrie der junge Mann auf. In diesem Schrei war alles Weh', aller Schmerz zusammengenommen. In diesem Schrei war eine solche Fülle von Schreck und Vorwurf enthalten, dass das Mädchen förmlich zusammenzuckte.

„I hab' halt nit anders können, Andreas; alle sein sie über mi g'wesen. Der Vater, deine Mutter, alle, alle! Allein und verlassen bin i dagestanden. Auf die Knie hab' i den Vater um Gnad' gebettelt und bin ihm nachgerutscht von der Stub' in die Kammer, auf'n Gang unter alle Leut'. Mit einer Maulschell' hat er mir geantwortet. Und dann ist der Herr Pfarrer gekommen und hat mir vorgehalten, ob i mi denn nit vor der Sünd fürcht', di vom geistlichen Stand abwendig zu machen, ob i mi denn nit vor der Sünd' fürcht', einer armen Mutter die ganze Lebensfreud' zu nehmen. Und da hab' ich halt ja gesagt und Amen."

Andreas sagte kein Wort, keine Silbe. Drüben über den Bergen gieng der Mond auf. Schau, so dachte er, wie lange er braucht, bis er heroben ist. Und jetzt scheint er über die Kalbalm — und jetzt hat er's Holz erreicht — bald kömmt er zu die Glanerhöf herunter und da glitzern die kleinen Fensterln in den Hütten. Schau, jetzt ist er schon im Thale, der Mondschein, tief unten im Thale. —

Er erhob sich und suchte den ganzen Himmel ab, ohne dass er bemerkt hatte, wie Rosa schon lange vorher seine Hand geküsst und dann still davongegangen war. „Wo ist er denn, der Abendstern", sagte er laut. Er erschrak über den sonderbaren, trockenen Klang seiner Stimme. „Der ist ja untergegangen!"

Unten am Kammerfenster der kleinen Hütte stand Andreas mit gefalteten Händen, die bitteren Thränen tropften ihm von den Wangen und aufmerksam lauschte er auf die Worte, mit welchen seine Mutter drinnen vor dem Marienbilde betete: „Gelt, liebe Himmelsmutter, dein Herz war von sieben Schwertern durchbohrt, wie du unterm Kreuze gestanden bist und du weißt, was ein Mutterherz leiden kann. Schau, mein ganzes, langes Leben hab' ich gerackert und gespart, und nur für mein Kind denkt. In der Wieg' wie's gelegen ist, hab i mi kaum zu schlafen traut, dass es nur kein Mangel an Pfleg' hat, und wie's zum erstenmale allein aufgestanden ist, an der offenen Kastenschublad', hab' i dir a halbpfündige Kerz' geopfert. Und von der Zeit ab, wo's laufen hat können, hab' i kein Kaffee mehr getrunken und hab' das ersparte Geld zusammengethan, wie ein Hamster 's Korn. Und in der Stadt bin i

betteln gegangen, von Haus zu Haus, um die Kost für'n Buab'm zur G'studi, und kein Stückerle Fleisch hab' i mehr gekauft und alles g'spart, lei für ihn, dass er kunt Geistli' werden. O geh, tiebe Himmelsmutter, unsere tiebe Frau, i bitt' di halt schon recht schön und inständig, tass mein Andreasl an Geistli werd'n. I bitt' di schon recht schön, du bringst's ja zuweg, wenn du tei willst, und nimm ihm die Lieb aus 'n Herz zur Rosele. Er werd döcht tei immerling ats der Bettelbub ang'schant von die Leut und ats Geistli' ist ihm die Ehr' sicher auf Erden und der Himmel."

„Und schau, wenn i die ganze Nacht da auf die Knie herumresen müsst, i gib nit nach, du musst mir helfen, o du gnadenreiche Jungfrau und Gottesmutter. Oder soll i auf Laas gehen, zur Lourdesser Mutter, oder auf Weißenstein, oder auf Riffian? Gelt, die Einsiedlermutter war dir vielleicht recht? Gern geh' i blekfußet, mitten im Winter, wenn du mir lei helfen thust."

Da öffnete sich die Kammerthür und leichenblass zwar, aber festen Schrittes, trat Andreas ein. „Mutterle", sagte er, „zum tetzten mal über Sommer müsst's mi behatten, gelt? Im Herbst geh' i nach Trient in's geistliche Seminarium." Nun sank er aber in die Knie, legte seinen Kopf in der Mutter Schoß und weinte bitterlich — das Sterbelied seiner ersten und einzigen Liebe.

* * *

Viele Jahre waren verronnen und das Dorf hatte festlichen Schmuck angetegt. Vom Thurme wehten die Fahnen, an der Straße stand ein mächtiger Bogen mit einem mächtigen „Sei gegrüßt unser Hirte". Die Schulmädchen liefen mit eingedrehten Haaren herum und die Knaben hatten Nachmittag frei bekommen, denn in der Schule war Musikprobe, und die Musikanten wässerten die eingerosteten Klappen ihrer Instrumente ein. Der Bürgermeister fluchte und wetterte in der kühlen Hinterkammer seines Hauses, denn der Schulmeister hatte ihm eine gar zu „tatkete" Rede zusammengereimt für die morgige Ankunft des neuen Herrn Pfarrers.

„Allerhochwürdigster und hochzuverehrtester Herr Seelsorger", so fieng sie an, die Rede, und den Eingang brachte er nicht zusammen, „um alle Kreuz Teufels" — oho, fluchen wollte er denn doch nicht beim „Red' g'studieren für'n neuen Pfarrer". Die Wirtin hatte einen Massenmord unter den Hühnern veranstaltet und der Wirt hielt Musterung über die Weine im Keller. Die Widenhäuserin war „sirig wie a Hummel", denn die Zimmerböden waren ihr zu wenig weiß geworden, und der Meßner putzte mit dem Thurmknechte zusammen die messingnen Leuchter hinter der Kirche.

Vor der Thüre des kleinen Häuschens aber saß ein altes, wacketiges Mütterchen und streichelte einem freundlich aussehenden geistlichen Herrn die Hand und sagte mit vor Freude bebender Stimme ein- über das anderemat: „Mei na, die Freud', mein geistlicher Herr Sohn, der hochwürdige Herr Pfarrer, der neue, ist kemmen! Mei na, so a Freud'!"

Auf Seitenwegen war der neue Pfarrer in das Dorf geschlichen, zum Häuschen seiner lieben, alten Mutter. Wenn in seinem Herzen noch vielleicht ein kleiner Stachel des Schmerzes geblieben wäre, die Freude der alten Mutter sollte ihn herausweisen. Die Freude der alten Mutter sollte den tetzten Gedanken an seine Jugendliebe verwischen.

Und so geschah es.

Als es Abend wurde, machte der neue Pfarrer sogar einen Besuch beim reichen Müller. Als er zum Hause hinkam, vernahm er heftiges Schelten und Gezänke aus den Fenstern der Wohnstube.

„Verjagen thu i di, du Schandkerl, aus dem Haus, du nichtsnutziger Faulrian, du! Zum Freſſen ſetzt er ſich am Tiſch zuwi und ſonſt iſt er eh nix nutz, der Eſel! 's Maul halt', oder i wirf dir di Salatſchüſſel an' Schädel, wenn ſie mi nit g'reuen thät um di, denn wert biſt ſie nit, du Hallodri!"

„Was!" ſo ſchrie nun eine männliche Stimme, „außiwerfen willſt mi, du z'nichts Menſch! Meinſt, weil i dir's Haus verſchrieben hab', kannſt ſo umſpringen mit mir. Schön thun ſoll i dir und du rennſt Mittags no ungewaſchener und ungekampelter im Haus ummer, mit Löcher in die Strümpf und abgehatſchte Schuh, du Schwein du, pfui Teufel! Die ſchöne Müllerin hin und die ſchöne Müllerin her willſt genennt ſein, von deine Maulaffen. Sollen lei mal eini ſchauen in dein' Schlafſtub', dann vergeht ihnen ſchon der Gluſt! Schlampen ſchiecher!"

„Wenn d' nit glei aufhörſt, wirf i di außi", ſchrie nun wieder die weibliche Stimme. „Z'wegen deiner laſs i mi g'rad' g'nug ſchön hoaß'n, ſo viel mi 's freut, bis i g'nug hab', du — du — du Kerl du!"

Dann ſchlug eine Thüre zu, daſs das Haus erzitterte. Der Pfarrer aber drehte ſich um und aus dem tiefſten Innern ſeines Herzens kam ein Deo gratias der Dankbarkeit hervor.

Am andern Tage länteten die Glocken und die Pöller knallten. Die Muſik ſpielte einen luſtigen Marſch und die Schulmädchen ſtanden da mit gelockten Haaren, wie die Schäfchen. Der Bürgermeiſter blieb richtig mitten in der Rede ſtecken, ſonſt aber nahm alles ſeinen herkömmlichen Gang. Und als dann der Pfarrer das Hochamt ſang, flüſterte ein glückliches altes Mütterchen: „Na weiter, ſo a Freud', ſo a Freud'! Meine liebe, liebe Himmelsmutter, wie biſt du fein und brav g'weſt. Mein hochwürdigſter Herr Sohn iſt gar Pfarrer bei uns. Mei, ſo a große Kerz' gibt's nit, wie i opfern möcht'; o baleib, ſell gibt's nit!"

Mein Großvater.

Eine Erinnerung an die Vorzeiten in der Waldheimat. Von P. K. Rosegger.

Bauerngeschlechter werden nur in Kirchenbüchern verbucht.

Das Kirchenbuch zu Krieglach, wie es heute vorliegt, beginnt im siebzehnten Jahrhunderte mit dem Jahre 1672. Die früheren Urkunden sind wahrscheinlich bei den Einfällen der Ungarn und Türken zu Grunde gegangen. Zu Beginn des Pfarrbuches gab es in der Pfarre schon Leute, die sich Roßegger schreiben ließen. Sie waren Bauern, aber ob sie in der Gegend damals schon altgesessen waren, oder eingewandert und woher, das ist nicht bekannt. In Kärnten steht noch heute eine Schlossruine, Roßegg oder Rosegg genannt; man könnte also, wenn man hoffärtig sein wollte, sagen, die Roßegger wären ein altes Rittergeschlecht und obiges Schloss sei ihr Stammsitz. — Bei Bruck an der Mur in Steiermark steht ein schöner Berg, der auf seiner Höhe grüne Almen hat und einst viele Sennhütten gehabt haben soll. Dieser Berg heißt das Roßegg. Man könnte also, wenn man demüthig sein wollte, auch sagen, die Roßegger stammten von diesen Almen, wo sie einst Hirten gewesen, Kühe gemolken und Jodler gesungen hätten. — In der nächsten Nachbarschaft der Krieglacher Berggemeinde Alpel, in der Pfarre Sanct Kathrein am Hauenstein, der Gegend, die einst von Einwanderern aus dem Schwabenlande bevölkert worden sein soll, steht seit unvordenklichen Zeiten ein großer Bauernhof, von jeher insgemein „beim Roßegger" genannt, trotzdem die Besitzer des Hofes nun schon lange anders heißen. Das Wahrscheinlichste wird sein, dass dieser alte Bauernhof das Stammhaus der Roßegger ist. Diese sind ein sehr weitverzweigtes Geschlecht geworden; in Sanct Kathrein, in Alpel, in Krieglach, in Fischbach, in Stanz, in Kindberg, in Langenwang u. s. w. gibt es heute viele Familien Roßegger, deren Verwandtschaft miteinander gar nicht mehr nachweisbar ist. Zumeist sind es strebsame Bauersleute. Ein Rupert Roßegger ist Priester gewesen, hat große Reisen gemacht, darüber geschrieben und auch schöne Gedichte verfasst.

Der Bauernhof in Alpel, der zum untern Kluppenegger heißt und in welchem ich geboren worden bin, gehörte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts einem Manne, genannt der Anderl (Andreas) im Kluppenegg. Das soll ein wohlhabender Mann gewesen sein und in der Tradition der Familie wird er noch heute der „reiche Kluppenegger" geheißen. Er hat ein Pferd besessen, mit welchem er für die Gemeinde Alpel den Saumverkehr mit dem Mürzthale (Fahrweg hat's damals noch keinen gegeben) versorgt haben dürfte.

Der Anderl im Kluppenegg war

einmal beim „Graßschnatten“ vom Baum herabgefallen und hatte einen hinkenden Fuß davongetragen. So soll er des Sonntags auf seinem Rößlein in die Kirche geritten sein, auch beim Wirtshause sich den Krug Wein aufs Roßstein haben reichen lassen und bei den Leuten ein großes Ansehen gehabt haben.

Dieser Anderl hat wahrscheinlich auch das stattliche Haus gebaut, welches auf seinem Tramboume die Jahreszahl 1744 führt und dessen Zimmerholz an vielen Stellen heute noch hart wie Stein ist, weil man zu jener Zeit das Bauholz aus reifen Waldungen genommen hat. Der Anderl hatte einen Bruder bei sich in der Einwohne, der Zimmermann war. Zur Zeit gehörten zum Hofe zwei „Gasthäusln“; in dem einen, das gleich oberhalb des Gehöftes stand, wohnte ein Schneider, in dem andern, das tief unten an der steilen Berglehne war, wohnte ein Schuster; der Anderl selbst verstand die Weberei, die Lodenwalcherei und die Hautgerberei, also hatte er die wichtigsten Gewerbe beisammen und konnte den Nachbarn damit aushelfen. Auch hatte er unten im Graben eine zweiläufige Getreidemühle gebaut und gleich in demselben Gebäude eine Leinölpresse. Der Anderl soll fast Tag und Nacht gearbeitet haben, sich ausgeruht nur auf dem Pferde. Von einem Klappenegger geht die Sage, daß er eines Tages auf dem Pferde sitzend todt nachhause gekommen sei; ob das von dem Anderl gilt oder von einem noch älteren, das kann ich nicht berichten.

Der Anderl hat nur ein einziges Kind gehabt, eine Tochter. Das soll eine gar stolze Jungfrau gewesen sein und viele Freier abgewiesen haben. Unter anderen warb ein Schichtenmeister aus Kindberg um sie, den nahm sie an und wie man sagt vorwiegend deshalb, weil er Soldat gewesen und vor der Kaiserburg zu Wien bei der Maria Theresia Wache gestanden wäre. Als es aber nach dem Tode des Anderl zur Heirat kommen sollte und das Bargeld nicht vorhanden war, das er als Nachlaß von ihrem Vater erwartet, trat der Schichtenmeister zurück. Diesen Umstand nahm ein Sohn aus dem Riegelbauernhofe in Alpel wahr.

Das Riegelbauernhaus ist das zuhöchst gelegene in Alpel und von ihm aus sieht man über die Engthäler des Alpels hinweg in der Ferne viele hohe Berge. Man pflegte in alten Zeiten die Höfe hoch hinauf zu bauen, so hoch, daß man oft nicht einmal einen Brunnen hatte, eben wie auch bei diesem Riegelbauernhause, wo man jeden Tropfen Wasser unten an der steilen Berglehne holen mußte. Das Gebäude der Riegelbauern steht heute noch, obzwar gänzlich unbewohnt. In diesem Hause tauchten die Roßegger auf. Es sollen zu jener Zeit viele Buben gewesen sein und einer davon, der Josef, ging zur Klappenegger-Tochter herüber und sagte: sei sie auch ohne Geld, obschon es beim reichen Klappenegger heiße, so nehme er sie doch, wenn es ihr recht wäre. Also hat die Klappenegger-Tochter vom Riegelbauernhofe her den Josef Roßegger geheiratet, welcher geboren worden war am 16. März 1743.

Der Josef soll ein kleines, rühriges Männlein gewesen sein, auf seinen kurzen, rundlichen Beinen niedrige Bundschuhe, grüne Strümpfe und eine Knielederhose getragen haben, auf dem Haupte einen breitkrempigen Filzhut, unter welchem lange graue Locken bis zu den Achseln herabreichten. Ein kleines hageres Gesicht, stets wohl rasiert, graue lebhafte Äuglein und im Munde allzeit ein harmloses Späßlein, so daß es immer zu lachen gab, wo der „Seppel“ dabei war.

Der Seppel hat auch die Kunst zu lesen und zu schreiben verstanden.

In einem alten Hausarzneibuche steht mit nun freilich verblaßter Tinte schlicht und schlecht geschrieben: „Groß Frauentag, 1790. Ich, Joseph Roßegger, habe am Heutigen den Erstgebornen Sohn Ignatzius bekemen. Empfelche das klein Kind unser Lieben Frau."

Vom Seppet erzählt man auch, daß er schon in seiner Jugend graue Haare bekommen hätte. Er sei nämlich während eines schweren Nachtgewitters auf einer hohen Tanne von wüthenden Wölfen belagert worden und habe unbeschreibliche Todesangst ausgestanden.

Der Seppet soll eine Alm gepachtet und sich nebst Ackerbau und Holzwirtschaft viel mit Viehzucht befaßt haben. Er hatte zeitweitig acht Knechte und ebensoviele Dirnen gehobt, zu denen nachher noch die eigenen Kinder kamen.

Die Söhne hießen Ignatz, Michel, Martin, Simon, Baldhauser, Jakob. Von diesen Brüdern ist die große Verträglichkeit und Einigkeit in der ganzen Gegend sprichwörtlich geworden. In jeder Arbeit hatfen sie einander und wo an Sonntagen einer der „Kluppenegger-Buben" war, da sah man die anderen auch. Keiner ließ über die anderen ein böses Wort aufkommen, jeder stand für alle ein. Wenn es um einen Bruder gieng, so hob selbst der Friedfertigste, der Ignatz, seinen Arm. Wer einen dieser Burschen überwinden wollte, der mußte alle sechs überwinden und der, für den einer derselben eintrat, hatte sechs gute Kameraden.

Mehrere dieser Brüder kauften sich später Bauerngüter im untern Mürzthale oder erheirateten sich solche. Dadurch entkamen sie der Mititärpflicht. Soldat ist nur einer gewesen, derselbe starb zu Preßburg an Heimweh. Der Baldhauser, welcher die Soldatenlänge nicht hatte, brauchte sich um einen Besitz nicht zu bemühen, er blieb im heimatlichen Hofe als Knecht.

Der Josef erreichte ein hohes Alter. Auf einem Besuche bei einem seiner verheirateten Söhne im Mürzthate ist er fast plötzlich, über Nacht, gestorben. Bevor er zu jenem Besuche fortgieng, soll er gebeugt und auf seinen Stock gestützt, hastig dreimal um den Kluppeneggerhof herumgegangen sein und dabei mehrmals gesagt haben: „Nicht geboren, nicht gestorben, und doch gelebt!" Als er hierauf nicht mehr heimgekommen war, hat man das so gedeutet, als hätte er sagen wollen: In diesem Hause bin ich nicht geboren und werde darin nicht sterben, und habe doch darin gelebt

Zur selben Zeit war schon sein Sohn Ignatz (geboren 1790) Besitzer des Kluppeneggerhofes.

Er heiratete eine Tochter aus dem Peterbauernhofe, namens Magdalena Bruggraber.*) Diese Magdalena hatte auch mehrere Brüder, wovon einer sich das nachbarliche Grabenbauernhaus erwarb; sein Bruder Martin war bei ihm Knecht. Seit jeher waren diese beiden ein paar gute Genossen gewesen zu den Kluppenegger-Söhnen; jetzt in Verwandtschaft getreten, standen sie noch fester zu ihnen. Und doch ist es einmal anders geworden, wir werden das später erfahren.

Der Ignatz Roßegger soll ein schöner stattlicher Mann gewesen sein, Sonntags in schmucker Steirertracht, wie sie damals der Erzherzog Johann wieder zu Ehren gebracht hatte, ins Pfarrdorf gekommen sein und gerne gesungen haben. Dem „Natzt in Kluppenegg" seine helle Stimme war in der ganzen Gegend bekannt und keinen Tag gab Gott vom Himmel, ohne daß man den „Natzl" jauchzen

*) In meiner „Waldheimat", wo überhaupt manches mit kleinen Umschreibungen und im poetischen Röcklein dargestellt werden mußte, ist die Magdalena „das Heidemädchen" genannt worden.
Der Verfasser.

hörte auf der Weiden oder in den Wäldern von Alpel. Im Gegensatz zu seinem Vater trug er kurzgeschnittenes Haupthaar, ließ aber seinen blonden Schnurrbart stehen. Die Herrschaft (das Grafenamt Stubenberg) sah es damals nicht gerne, wenn die Leute ihren Bart stehen ließen, das war revolutionär, aber den harmlosen lustigen Natzl hat sie deshalb nie zur Verantwortung gezogen.

Den Ignatz soll nie jemand trotzig oder zornig gesehen haben, mit jedermann war er gemüthlich und verträglich; die Alpelbauern sagten viel später noch, einen besseren Nachbar kann sich kein Mensch wünschen, als es der Natzl gewesen ist. Weitberufen war er als Kinderfreund und wo ihm auf Wegen und Stegen ein Kind begegnete, da that er sein rothes Lederbeutelchen auf und schenkte ihm einen Kreuzer. Auch selbst war er mit Kindern reich gesegnet, sieben Söhne, Lorenz, Franziscus, Sebastian, Thomas, Anton, Jakob, noch einmal Franziscus, zwei Töchter, Margaretha und Katharina, wurden ihm rasch nacheinander geboren; mehrere starben in früher Kindheit, die übrigen wuchsen auf unter den strengeren Züchten der Mutter Magdalena. Der Ignatz hatte sich aber, wahrscheinlich aus Ursache seiner Leutseligkeit, einen großen Fehler angelebt. Er saß gerne in den Wirtshäusern. Wenn er auch nicht viel trank, so trank er doch wenig, wenn er auch nicht um Hohes Karten spielte, so spielte er doch um Geringes, wenn er auch nicht schweren Tabak rauchte, so rauchte er doch leichten, und wenn er auch nicht Schulden machte, so ward sein kirschrother Geldbeutel zum mindesten immer um Einiges leichter. Die Woche über arbeitete er fleißig, des Sonntags aber, wenn er in die Kirche gieng, da kam er nie zum Mittagsessen nachhause, wie es sonst der Brauch, da setzte er sich in ein Wirtshaus, ließ sich's wohl geschehen, jodelte ein wenig, spielte ein wenig, war stets heiter, und erst wenn es finster wurde, gieng er den weiten Weg ruhig nach Hause.

Seine Magdalena muss ein scharfes Weib gewesen sein. So spät er auch kommen mochte, immer hat sie ihn wachend und gerüstet erwartet. Das soll dann stets ein Wetter gewesen sein, dass das ganze Haus erbebt hat, erbebt mitsammt den Kindern, die es nicht begreifen konnten, wie Mutter wegen seines Nachtheimkommens so herb sein konnte, da er ja doch heimgekommen war. Er soll die heftigsten Vorwürfe ruhig und schweigend über sich ergehen lassen und nur immer die Kinder beschwichtigt haben, die sie durch ihr Lärmen aus dem Schlafe geschreckt.

Manchmal nahm er auch einen oder den andern seiner Knaben mit in die Kirche, was den Kleinen allemal ein Festtag war. Nur der Knabe Lorenz, so lieb er sonst seinen Vater hatte, wollte bald nicht mitgehen, denn der bekam Heimweh, wenn er den ganzen Sonntag nachmittag neben ihm im Wirtshause sitzen musste. Er durfte bei diesem Sitzen zwar sein grünes Filzhütlein mit der Hahnenfeder aufbehalten, er bekam von der Wirtin sogar Zucker in den gewässerten Wein geworfen, aber trotzdem war es unter den rauchenden, lärmenden Bauern unsäglich öde, und wenn er seinen Vater bat, nachhause zu gehen, antwortete dieser immer: „Gleich, gleich, Bübel, ich geh schon, nur mein Lackerl Wein trink' ich früher aus." Der Knabe durfte ja auch mittrinken, und so richtete er es mehrmals ein, dass er während des Trinkens scheinbar ungeschickterweise den Wein heimlich vergoss, aus Sorge, dass der Vater zuviel trinke. Aber als der Krug leer war, ließ ihn der Ignatz wieder füllen, da hielt es der kleine Lorenz einmal nicht länger aus, stahl sich heimlich davon, gieng durch die finsteren Wälder und

engen wasserdurchrauschten Berggräben nachhause. Zuhause getraute er sich nicht aufzuzeigen, weil er fürchtete, die Mutter könne den Vater, wenn er nachkäme, noch ärger hernehmen, dass er das Kind so allein hätte fortgehen lassen durch die großen Waldungen, wo man noch dazu von Wölfen hörte.

Der Knabe blieb also im Schachen hinter dem Hause stehen, bis der Vater nachkommen würde. Die Schatten der Schachenbäume wurden länger und vergiengen endlich, ein Gewitter stieg auf und gieng nieder, vom Riegelbauernwalde war es manchmal wie das Geheul eines wilden Hundes, der Knabe stand im Schachen und wartete auf den Vater. Der Vater begleitete aber an diesem Tage seinen Nachbar und Gevatter Grabler bis zu seinem Hause, kam daher auf einem andern Wege heim und konnte der Magdalena Frage nach dem Knaben Lorenz nicht beantworten. Der Lorenz war im Wirtshause ja längst vor ihm heimgegangen und war jetzt nicht da. Der Schreck des Ignatz war so groß, dass er zur Stunde ein heiliges Fürnehmen that, wenn der Knabe glücklich wieder gefunden werde, so betrete er sein Lebtag kein Wirtshaus mehr, außer es sei auf einer Wallfahrt oder sonst auf einer Reise, oder es sei bei seiner goldenen Hochzeit mit der Eheliebsten Magdalena.

Bei der Eheliebsten Magdalena würde zu solcher Stunde diese Wendung nicht viel gefruchtet haben, wenn der Knabe nicht jetzt zur Thür hereingegangen wäre.

Das Gelöbnis soll der Ignatz leidlich gehalten haben, obwohl durch einen seltsamen Zufall eine neue Versuchung herantrat, mit einem guten Kruge sich manchmal gütlich zu thun.

Eines Tages, als sein Kind Jakob gestorben war, und als er, um beim fernen Pfarramte die Leiche anzeigen zu gehen, aus seinem Gewandkasten ein Linnenhemde herausnehmen wollte, wie solche von seiner Mutter noch eigenhändig gesponnen und genäht im Vorrathe waren, fiel es ihm auf, dass der Kasten einen so dicken Sohlboden hatte. Durch Klopfen kam er darauf, dass dieser Boden hohl war, durch Umhertasten bemerkte er an der innern Ecke ein Schnürchen. Er zog an und da hob sich ganz leicht ein Deckel und ließ ihn hineinsehen auf sieben vollgepfropfte Säcklein, die zwischen dem Doppelboden verborgen gewesen waren. Aus alten Hosen getrennte Säcke waren es, mit Schuhriemen zugebunden, und ihr Inhalt Silbergeld, lauteres Silbergeld.

Der Ignatz erzählte von diesem Funde seinem Weibe und seinen Brüdern. Während in der Stube noch das Leichlein lag, setzten sie sich auf dem Küchenherde zusammen und untersuchten das Geld; es war keine landläufige Münze darunter, lauter alte „Thaler", manche gar unregelmäßig, fast eckig in der Form, mit fremdartiger Prägung, theils abgegriffen und schwarz, aber von so hellem Klange, dass die Ohren gellten.

Nun riethen sie hin und her, von wem wohl der Schatz stammen konnte, und da fiel es dem Ignatz ein, dass er von ihrem Großvater, dem Anderl im Kluppenegg herrühren dürfte, der als reich bekannt gewesen, von dem aber nach seinem Tode kein Baargeld gefunden worden war. Die acht Brüder beschlossen also, das Silbergeld unter sich zu theilen. Jeder soll an siebzig Gulden bekommen haben, der Ignatz um einen Theil mehr, und das war zum Finderlohn. Weiter hatten sie keinem Menschen von dem Funde gesagt, sollen aber ihre liebe Noth gehabt haben mit einzelnen der alten, unbekannten Münzen, um sie an den Mann zu bringen. Der Betrag war für die damalige Zeit ein bedeutender, doch

keinem der „Kluppenegger-Buben" hatte man es angemerkt, dass sie einen Reichthum besaßen. Der Ignatz mag zu Ehren der alten Schimmeln wohl einmal einen Krug getrunken haben, ohne dass die Magdalena erheblichen Einspruch that, im ganzen mied er die Wirtshäuser. Vorübergehen konnte er zwar an keinem, und so blieb er ihnen fern, indem er an Sonn- und Feiertagen nur gar selten in die Kirche gieng, sondern seinen Rosenkranz zuhause betete und dann vor dem Hause seine Jodler sang hin über die grünen Höhen, so dass die Magdalena erst jetzt eine Freude hatte an ihrem braven und lustigen Mann.

Da kam jene Kirchweih zu Fischbach. Dieser Ort ist von Alpel durch den hohen Gebirgszug der Fischbacheralpen mit dem Teufelsstein getrennt. Aber man gieng an Festtagen gern über dieses waldige Gebirge, weil es in Fischbach sehr lustige und kecke Leute gab, weil in den dortigen Wirtshäusern damals noch keine ständige Polizei war, wie etwa im Mürzthale, und weil es daher dort sehr ungezwungen hergieng. Besonders die Fischbacher Herbst-Kirchweih war weitum berüchtigt, und wenn irgendwo Bauernburschen miteinander einen unausgetragenen Handel hatten, so stellten sie sich bei der Kirchweih ein; wo es dann fast allemal zu einem blutigen Raufen kam. Ignatz' Bruder Baldhauser war dem Raufen nicht abgeneigt. Manchmal, wenn er des Morgens die damals übliche, schön geformte und mit weißen Nähten gezierte Lederscheide mit Pfeifenstierer, Gabel und dem großen Messer in den Hosensack schob, soll er gesagt haben: Man weiß nicht, wozu man's brauchen kann. Bei den Weibsbildern scheint der Baldhauser auch nicht blöde gewesen zu sein, denn er wählte sich allemal eine solche aus, die auch anderen Burschen gefiel und so kam es vor, dass das Recht des Stärkern entschied. Der Baldhauser war ein mehr kleiner, untersetzter Mann, sonst sehr bedächtig und langsam in seinen Bewegungen, beim Ringen aber der flinkeste und abgefeimteste, der seinen Gegner fast allemal so bettete, wie er nicht gebettet sein wollte. Wer es also mit dem „Hansel" zu thun hatte, der trachtete erstens ihm in Abwesenheit seiner Brüder beizukommen, was schon leicht war, da die meisten derselben in eine fremde Gegend fortgeheiratet hatten. Trotzdem pflegte ein Gegner des Baldhauser sich um Genossen zu schauen, und wenn ihrer drei oder vier gegen ihn waren, da geschah es wohl manchmal, aber durchaus nicht immer, dass er wesentliche Merkmale heimbrachte, worauf die Schwägerin Magdalena freilich allemal die Bemerkung that: „All zwei Füß' hätten sie dir abschlagen sollen, das wär' dir gesund, du Raufbär!"

Solcher Meinung war der Baldhauser zwar nicht. Da kam nun wieder einmal die Fischbacher Herbstkirchweih und er hatte wieder einmal eine Liebste, auf welche das Eigenthumsrecht aber der Grabenbauer gelegt haben wollte. Dem Grabenbauer hatte er schon früher einmal Post geschickt: „Du! wenn du noch länger gesunde Knochen haben willst, so lass die Dirn!" und trotzdem hörte er nun, der Grabenbauer führe dieselbige zur Kirchweih, habe aber gleichzeitig auch etliche Kameraden bestellt. Da wusste er freilich, der Baldhauser, dass zwischen ihm und den Grabenbauernleuten der Friede gebrochen war und was er zu thun hatte bei dieser Kirchweih zu Fischbach. Sein Bruder, der Ignatz, wusste nichts davon, der Baldhauser sagte ihm auch nichts, lud ihn nur ein, mit ihm über das Gebirge zu gehen nach Fischbach zu dem lustigen Feste, wo getanzt und gesungen würde über die Maßen. Der Ignatz fand sich gern bereit und wollte auch seinen Knaben Lorenz mitnehmen. Dieser war von Natur aus zart und beschau-

lich angelegt; wo es lärmende Leute gab, da war er nicht gern; die Wirtshäuser waren ihm ein Graus und da hatte er gehört, auf Kirchweihen gäbe es noch mehr Wirtshäuser als sonstwo; also bliebe er lieber daheim. Seine Mutter rief: „Der Junge ist gescheiter wie der Alte und weiß, dass man Kinder nicht auf Kirchweihen mitnimmt. Bliebest auch du daheim, Nazl, morgen thät's dir gewiss nicht leid sein."

Der Ignaz zog aber sein schönes Gewand an und gieng mit seinem Bruder Baldhauser nach Fischbach. Als sie hinkamen, war der Marktplatz schon voller Buden, Leute und Gefurre; Leutedunst, Tabakrauch, Methgeruch, alles durcheinander, aus den Wirtshäusern fröhlicher Lärm, und der Baldhauser wollte gleich zum Bauernhoferwirt hinein. Der Ignaz sagte, sie thäten zuerst doch lieber ein bissel in die Kirche schauen, weil sie gerade zum Hochamt läuteten, und nachher standen sie eine Stunde lang eingekeilt in der Menge und der Baldhauser war sehr ungeduldig und dachte nach, wie er mit dem Grabenbauer zusammenkommen würde.

Nach dem Gottesdienste kauften sie auf dem Markte Schuhnägel, Pfeifenzugehör mit Tabak, und der Ignaz weißbestriemte Lebzeltherzen für die Kinder daheim und ein großes Lebkuchenstück mit Mandeln gefüllt für seine Magdalena. Das band er in ein blaues Sacktuch zusammen und dann giengen sie gleich zum Neuwirt. Dort waren lauter lustige Leute und der Ignaz hub bald an zu singen. Dem Baldhauser ließ es aber keine Ruhe, er meinte, auch den übrigen Wirten müsse man ein Seitel abkaufen, sonst könnte es sie verdrießen, und sie giengen nachher zum Tafernwirt, und zum Krammerwirt und zu anderen. Aber nirgends traf er den Grabenbauer und die Dirn. Beim Krammerwirt war es ihm vorgekommen, als huschten sie zur hintern Thür hinaus, während er mit seinem Bruder zur vordern hereingieng.

Am Nachmittage wurde es in einzelnen Wirtshäusern schon unheimlich laut und aus dem wirren Geschrei gellte manchmal ein rohes Fluchwort auf. Vor dem Bauernhofer Wirtshause balgten sich ihrer ein halb Dutzend betrunkener Burschе auf der Gasse, mit Fensterrahmen hieben sie aufeinander los, die sie drinnen ausgebrochen hatten. Beim Krammerwirt soll zwischen Holzknechten und Schustergesellen ein solches Schlagen losgegangen sein, dass das Blut zu den Thürstufen herabtröpfelte. Solange noch gesungen worden, hatte der Ignaz frisch und klingend mitgethan, hatte zu zweien oder dreien den Arm um den Nacken des andern gelegt und den Kameraden froh in die Augen schauend sinnige oder kecke Lieder angestimmt. Als es nun überall ins Stänkern und Schimpfen und Schreien und Raufen ausartete, wollte er heimgehen. Da es gegen Abend war und der Baldhauser seinen Grabenbauer immer noch nicht gefunden hatte, sagte er zum Bruder: „Das ist eine laufige Kirchweih!" und machte sich missmuthig auf den Heimweg. Der Ignaz gieng fröhlich mit ihm.

Nach einer Stunde kamen sie hinauf zu den Almhöhen, wo die Hallerhütte stand. Der Weg gieng hier oben eben und glatt durch jungen, dichten Lärchenwald, es ward schon dunkel.

„Da gibt's auch noch Leute", sagte der Ignaz plötzlich, denn auf einem Rasenplatze saßen ihrer etliche Männer und ein Weibsbild. Es waren ja seine zwei Schwäger, der Grabenbauer und dessen Bruder, der Mirtel, und es war ein Riegelbauernknecht und der Holzknecht Caspar; das Weibsbild war die Heidenbauerndirn.

Der Baldhauser stand einen Augenblick still und stutzte. Dann trat er vor die Dirn und sagte:

„Was machst denn du da? Du gehörst da nicht her!“

„Hansel, wenn's dir nicht recht ist!“ versetzte der Grabenbauer fast leise, ballte die Fäuste und erhab sich.

„Mit sa Wegelagerer-Lumpen nehm' ich's auf“, sagte der Baldhauser trotzig.

„Lass sie gehen, Hansel“, mahnte der Ignatz und suchte den Bruder mitfortzuzerren. Das war schon zu spät, sie geriethen zusammen; zuerst ihrer zwei, der Grabenbauer und der Mirtel waren über den Baldhauser hergefallen; als dieser aber den einen arg nach rückwärts bog, dem andern ein Bein schlug, sprangen auch die beiden anderen bei. Als der Ignatz sah, dass vier starke Männer über seinen Bruder her waren, da griff er auch zu. Die Dirn kreischte und rief alle Heiligen an. Wartlas rangen die Männer in einem Knäuel, sie schnaben, unter ihren Füßen dröhnte der Boden. Der Grabenbauer hatte die Finger der einen Hand an Baldhausers Kehle gesetzt, mit der andern wollte er sein Messer ziehen; in dem Augenblicke flog er von Ignatz geschleudert auf den Rasen hin. Fast gleichzeitig stürzte auch der Ignatz und jetzt sprang ihm der Mirtel mit beiden Füßen auf die Brust. Da der Ignatz unbeweglich liegen blieb, sa stieß der Mirtel einen grausigen Fluch aus und versetzte ihm mit schwerem Stiefel noch einen heftigen Fußtritt auf das krachende Brustblatt. — Der Baldhauser riss las, fasste die Dirn und raste mit ihr davon.

Weit unten in der Köhlerhütte verbarg er sie und verbat ihr einen Laut zu thun; er lugte zum Fensterlein hinaus, wie der Holzknecht Caspar und der Riegelbauernknecht und endlich auch der Mirtel mit dem Grabenbauer vorbeigiengen. Sein Bruder Ignatz aber kam nicht. Als er auf diesen vergebens gewartet hatte, ließ er das Weibsbild im Stich und gieng den Weg zurück hinauf bis zur Höhe. Es war schon beinahe finster. Der Ignatz saß auf einem Baumstack.

„Was hast denn, dass du nicht nachkammst?“ fragte ihn der Baldhauser.

„Der Mirtel hat mich so getreten!“ antwortete der Ignatz, sonst sagte er nichts.

„Kannst nicht gehen, Bruder? Kamm, ich werde dich führen.“

Der Ignatz deutete mit der Hand, der Baldhauser solle nur seines Weges gehen, er werde schon nachkommen.

Das that der Baldhauser freilich nicht, er blieb bei dem Bruder, er suchte eine Quelle und brachte im Hute Wasser, den Verletzten zu laben. Dann stand der Ignatz auf, stützte sich an den Baldhauser und sie huben an zu gehen.

Oft, wie oft musste er rasten unterwegs und da sprach er einmal zum Baldhauser: „Bruder, daheim wollen wir nichts sagen davon, dass wir's mit den Schwägern haben gehabt. Es ist eine Schande.“

Um Mitternacht erst sollen sie nachhause gekommen sein und der Baldhauser erschrak fast zu Tode, als er nun beim Kienspantscht sah, wie blass der Ignatz war, wie matt und stier sein Auge, und wie an den Mundwinkeln Blutkrusten klebten. Er gab ihm wieder Wasser zu trinken, und suchte in dem Küchenkastel nach einem Balsam. — Der Magdalena fiel es schon auf, was sie denn in der Küche herumzuthun hatten, sie eilte hinaus und erfuhr es nun, gerauft wäre worden und den Natzl hätt's ein bissel getroffen, aber die anderen hätten auch ihr Theil bekommen!

Als die Magdalena ihren Mann ansah, wie er halb auf die Bank hingesunken dalehnte, sagte sie scheinbar sehr ruhig: „Nau, der hat genug.“

Mit keinem Worte hatte sie gefragt, wie das gekommen war, sie ahnte es gleich, die Ursache wäre der Schwager

und bevor sie den Verletzten noch zu Bette brachte, hielt sie Gericht über den Baldhauser. Eine solche Wucht der wildesten Vorwürfe soll in dem Hause nicht erhört worden sein, als die Magdalena jetzt dem Schwager Baldhauser machte, der ihren Mann mit auf die Kirchweih gelockt, um ihn dort von Raufgesellen erschlagen zu lassen. Zuerst hatte der Baldhauser sich vertheidigen wollen, sich rechtfertigen und wehren, aber ihre Zornes- und Gefühlsausbrüche wurden so gewaltig, dass er schwieg und anhub zu weinen. Die Kinder waren aufgewacht und jammerten, der Kettenhund winselte, die Hühner flatterten von ihren Stangen und gackerten, das Gesinde war herbeigekommen und umstand erschrocken die Gruppe, wie die Bäuerin Magdalena rasend vor Wuth und Schmerz ihr Gewand zerriss und die Fetzen hinschleuderte auf den Baldhauser, der wimmernd vor ihr auf den Knien lag.

Als endlich in ihrem Gemüthe die Erschöpfung und Dumpfheit eingetreten war, wendete sie sich an den Ignatz, der in völliger Ohnmacht dahinlag, brachte ihn auf seine Lagerstatt, flößte ihm warme Milch ein und saß bei ihm die ganze Nacht, die Hände auf dem Schoß gefaltet. Als die Morgenröthe zu dem Fenster hereinkam und die Ofenmauer matt angtühte, schlug der Ignatz einmal die Augen auf und blickte um sich. Magdalena legte ihre Hand auf seine feuchte Stirn und sagte mit einem Ton unendlicher Milde: „Ist dir besser, mein Natz?“

Er lastete nach ihrer Hand: „Es wird schon wieder gut, Magdalena, es wird schon wieder gut.“

Der Baldhauser hat noch in derselben Nacht seine Sachen zusammengepackt und ist fortgegangen, höher hinauf ins Gebirge zu den Holzknechten.

Und nun sind die stillen betrübten Tage gekommen. Allerlei Hausmittel hatten sie angewendet, der Kranke musste Gemswurzeln kauen, Hundsfett essen, sich „ziehende Pflaster“ auf die Brust legen lassen und sonst allerlei. Er saß wohl in der Stube auf der Ofenbank, oder er gieng draußen im Hofe langsam herum, um sich immer wieder irgendwo niederzusetzen. Bei den Kindern war er gerne, sah ihnen zu bei ihren Spielen mit Steinchen und Fichtenzapfen, redete aber wenig mit ihnen, kam allemal bald nur so ins dumpfe Hinschauen und Hinträumen. Einen schweren Athem hatte er und musste viel husten. Manchmal kam Blut aus der Brust, aber nur in wenigen Tropfen.

So währte es mehrere Monate. Eines Sonntags am Nachmittage, als der Ignatz neben dem warmen Ofen saß und doch fröstelte, kam die Magdalena herein und berichtete, dass ihr Bruder, der Grabenbauer-Mirtel, in der Küche draußen sei und die einfältige Frage gethan habe, ob er hereingehen dürfe. Sie habe ihm geantwortet, das stehe doch jedem Bekannten frei, geschweige erst einem Schwager. Der Mirtel habe aber gebeten, sie möchte doch anfragen beim Natz, ob er auf ein Wort zu ihm hereinkommen dürfe.

„Ich weiß es wohl, warum er fragt“, entgegnete der Ignatz; Magdalena konnte es aber nicht wissen, weil es ihr nicht gesagt worden war, dass gerade der Mirtel ihn so schwer verletzt hatte.

„Er kann schon hereinkommen“, antwortetete der Ignatz nun heiser und kurzathmig, „und du musst so gut sein und noch ein paar Scheiter in den Ofen stecken.“ Denn er wollte sie draußen beschäftigen, während der Mirtel bei ihm in der Stube war.

Dieser trat denn ein, schaute beklommen in der dumpfigen Stube umher und sah ihn nicht gleich. Erst als er aus dem Ofenwinkel ein Husten hörte, trat er dorthin, blieb stehen

vor dem Kranken und konnte kein Wort sagen. Der Ignatz sagte auch nichts, sondern hob langsam seine rechte Hand und hielt sie ihm hin. Unsicher reichte der Mirtel die seine und sprach: „Natz! Keine ruhige Stund' hab' ich mehr gehabt seit der Kirchweih. Dass mir solches hat müssen aufgesetzt sein. Wo du mir alleweil frei der liebeste Kamerad bist gewesen . . . .“ Er wendete sich ab und gieng einige Schritte gegen ein Fenster hin, als wolle er hinausschauen. Und mit dem Ärmling fuhr er sich übers Gesicht.

„Mirtel!“ sagte der Ignatz leise, „geh her. Geh her zu mir. — Dir ist's aufgesetzt gewesen und mir ist's aufgesetzt gewesen. Wer kann dafür. Braucht's auch weiter niemand zu wissen, wie es ist hergegangen. Es wird ja schon besser. Und will auch einmal zum Arzte schicken, dass er ein wenig nachhilft. — Wie geht's denn dir, Mirtel?“

„Und du hast mir nichts für ungut, Natzl? Gewiss nicht?“

Der Ignatz machte mit der flachen Hand eine Bewegung in die Luft hinein, gleichsam als wollte er sagen: Lass es gut sein, Mirtel, es zahlt sich nicht aus. Ein sehr heftiger Hustenanfall verhinderte ein weiteres Gespräch. Als der Mirtel wieder in die Küche hinaustrat, sagte er zu der Magdalena: „'s ist wohl ein herzensguter Mensch!“

„Wie findest ihn denn, Bruder?“

Ein Trostwort wollte er sagen, es verschlug ihm die Rede.

„Mir gefällt er halt wohl gar nicht“, meinte sie, „und morgen will ich doch endlich zum Bader schicken nach Strallegg. Sie sagen, für die auszehrende Krankheit wäre der soviel gut.“

Der Mirtel ist davongegangen — halb verloren. Dass es so sollte stehen mit dem Ignatz, hätte er nicht gedacht. Die Magdalena hat ihm von der Thür aus eine Weile nachgeschaut. Das war ihr nicht recht vorgekommen jetzt, mit dem Mirtel!

Am nächsten Frühmorgen gieng vom Klnppeneggerhofe ein alter Knecht nach Strallegg. Er hatte Geld mitbekommen für den Arzt, gedachte es aber dem Bauer zu ersparen. Wenn er sagt, dass der reiche Bauer krank ist, da wird sich der Arzt hoch lohnen lassen. Als der alte Knecht daher vor dem Arzte stand, that er sehr erschöpft und kurzathmig und hüstelte und sagte, ihn hätt's arg auf der Brust. Ein böser Stier habe ihn gestoßen vor drei Monaten, und seither nehme er an Fleisch und Kräften ab, er glaube, die Auszehrung werde es sein, er sei ein armer Dienstbot' und thäte halt gar schön bitten um einen guten Rath.

Der Arzt sagte: „Musst halt recht Milch trinken und immer einmal ein Stückel Fleisch essen, und wenn dich der Husten anpackt, so trink' eine Schale Kramperlmoosthee, aber so heiß, als du's derleiden kannst.“

Was der Rath thäte kosten?

Der koste nichts. Also eilte der Knecht heim und sein erstes Wort war, er habe dem Ignatz das Geld erspart und doch einen guten Rath mitgebracht. Fleisch und Milch. Und gegen den Husten Kramperlmoosthee trinken, so heiß, als er's derleiden kann.

Eine Nachbarin hatte den Thee vorräthig, er war zwar sehr bitter zu trinken, aber er wärmte Brust und Magen und der Ignatz schöpfte aus diesem Mittel neue Hoffnung.

Zu Anfang des Adventes war's, wenige Wochen vor Weihnachten, als der Husten mit erneuter Heftigkeit auftrat. Ließ der Ignatz sich wieder einmal den heißen Thee richten, trank ihn rasch aus und wankte dann ins Freie. Nach einer kleinen Weile kam er wieder in die Stube zurück, ganz verändert und taumelnd. „Ich weiß

nicht", sagte er noch, „ich muſs zu heiß getrunken haben . . ". Und sank auch schon zu Boden.

Die Weibsleute, die beim Spinnen waren, sprangen herbei und riefen, was denn das wäre! Er antwortete nicht mehr. Sie legten ihn ins Bett und huben an zu beten, und die Magdalena wurde nicht müde, ihn mit allen Mitteln, die ihr einfielen, wieder zum Bewuſstsein zu erwecken. Er holte wohl Athem, manchmal stöhnte er, machte die Augen auf, aber man wuſste nicht, ob er jemanden erkannte. Der Lorenz, damals vierzehn Jahre alt, gieng noch am stöbernden Abende fort nach Sanct Kathrein, um den Geistlichen zu holen. Er soll, wie später erzählt wurde, den fast drei Stunden langen Weg hin und her in nicht ganz zwei Stunden zurückgelegt haben. Er kam ganz unmenschlich schnaufend zurück, aber ohne Priester. Der Pfarrer von Kathrein war selber krank. So müsse eilends jemand nach Krieglach. Wieder erbot sich der Lorenz, er sei gar nicht müde, und so schnell wie er bringe den Geistlichen keiner.

Kriegtach ist weit, erst gegen Morgen kam der Junge zurück, wieder allein und ganz trostlos; der Pfarrer sei nach Graz gereist und der Kaplan auf einem andern Versehgange in die hintere Maſsing, von welchem er erst Mittags zurückkehren könne. Dann komme er nach.

„So kann er auch das nicht haben!" jammerten alle. Es hätte sich ja doch nur mehr um die letzte Ölung gehandelt. Der Lorenz fand seinen Vater bewegungslos daliegen und schlummern. Das sei das allerbeste, meinte die Mutter, und er, der Knabe, solle sich nun auch niedertegen, sonst werde er leicht ebenfalls krank. Denn die Aufregung, die in dem Jungen war um den geliebten Vater, konnte ihr nicht verborgen bleiben. Er legte sich in der Küche hin auf die Bank, und schlief ein paar Stunden fest. Eine eigenthümliche Unruhe, die sich im Hause erhoben hatte, weckte ihn auf. Hastig, aber leise auftretend, einen Augenblick unter Flüstern beieinander stehen bleibend und dann weiterhuschend, waberten die Leute thürans und ein und in der Stube war ein Murmeln, als ob jemand bete. Der Lorenz sprang auf und fragte nach dem Vater.

„Er ist ein wenig schlechter geworden", berichtete eine Magd, setzte aber, da der Junge vor Schreck aufstöhnte, bei: „Wird doch wohl wieder besser werden. Er ist gleichwohl noch so jung."

Als der Lorenz in die Stube kam, knieten sie betend und schluchzend um das Bett herum; der Vater lag ruhig da, zwischen den aneinandergelegten Händen stand eine rothe, brennende Kerze.

Es war schon vorbei.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Ignaz Roßegger ist nur neununddreißig Jahre und zehn Monate alt geworden. Er starb am 4. December 1829. Die Trauer um ihn war eine sehr große und allgemeine. Während er aufgebahrt lag, konnte das Haus die Leute kaum fassen, die zu der nächtlichen Leichwache erschienen waren. Auch alle Freunde und Verwandten waren da, vor allen der Baldhauser, der Grabenbauer und der Mirtel. Sie standen zusammen und gelobten, die Witwe Magdalena, auf der nun so große Sorgen lagen, nicht zu verlassen. Die Kinder lagen verweint, im Schlafe noch schluchzend, in ihren Bettlein oder standen und lehnten unter den Leuten so herum, wie arme Waiselein. Der Knabe Lorenz stand fast immer auf einem Flecke neben der Stubenthür und sah auf alles, was jetzt war und im Hause vorgieng, mit großen Augen hin. Er konnte es nicht fassen, was geschehen war,

und später in seinem Leben that er noch oft den Ausspruch: „Dazumal, wie mein Vater gestorben, das ist mein härtester Tag gewesen."

Magdalena trug zur Zeit ein Kind unter dem Herzen. In allem Gewirre stand allein sie aufrecht und ruhig, fast finster da. Sie redete nur mit wenigen wenige Worte; wenn man weinend sie tröstete, so schwieg sie, hatte ein ganz trockenes Auge und ihr blasses Antlitz zeigte einen herben Ausdruck. Sie versorgte das Haus und that ihre Verrichtungen wie jeden Tag; manchmal hielt sie inne, als wäre ihr Leib erstarrt, und schaute vor sich hin. Dann arbeitete sie wieder. Als in der letzten Nacht der Leichenwache das Todtenmahl aufgetragen wurde und die Leute in der Stube halblaut murmelnd bei den Tischen zusammensaßen unter dem matten Scheine eines Talglichtes; als zur offenen Stubenthür vom Vorhause, wo die Bahre stand, das Öllichtlein hereinflimmerte; als drei Männer die Leiche hoben und in den Sarg aus weißem Fichtenholze legten, als die Magdalena hin- und hergieng, um noch das letzte für den Kirchgang zum Begräbnisse zu ordnen, blieb sie auf einmal vor dem Sarge stehen, schaute auf den Todten und rief mit heller Stimme: „Einzig das möcht' ich wissen, wer ihn erschlagen hat auf der Fischbacheralm!"

Den Leuten gieng der Ruf durch Mark und Bein. Der Mirtel legte seinen Löffel weg. — Gar bange still war's in der Stube, allmählich begannen aber einige zu flüstern: „Es werden ihrer heute wohl da sein, die davon wissen." Weiter sagten sie nichts.

Als der Ignatz begraben war, gieng die Magdalena heim auf den einsamen Hof und hub mit ihren Kindern und mit ihrem Gesinde an zu wirtschaften. Ihre Verwandten boten ihr manche Zuhilfe und manchen Rath; wenn aber ihre Brüder kamen, der Grabenbauer, der Mirtel, oder der Schwager Baldhauser, da sagte sie kurz und herb, sie brauche nichts.

Vierzehn Jahre lang hatte sie fest und zielbewusst die Herrschaft geführt auf dem Kluppeneggerhofe, sie war strenge, arbeitsam, sparsam, und hob das Haus zu neuer Wohlhabenheit. Endlich war der Lorenz, der älteste, so weit, dass er sich wagen wollte, der alternden Mutter die Last abzunehmen. Eine junge Dienstmagd war im Hause, ein armes Dirndel, dessen Mutter mit Kohlenbrennen den dürftigen Unterhalt erwarb. Das Dirndel hieß Maria.

Diese Dienstmagd fieng der Lorenz sachte an, gern zu haben. Die Leute redeten hin und her, dass sie so arm sei, von so geringem Stamme, dass er vermöge seiner Person, seines Hofes und seines Ansehens wohl eine andere Wahl hätte treffen können. Die Mutter Magdalena sagte nichts als das: Wenn sie von einander nicht lassen könnten, so müsse geheiratet werden! — Und also hat der Lorenz Roßegger die Maria geheiratet. Das war im Jahre 1842, dreizehn Monate vor meiner Geburt.

Der Lorenz war ein Mensch ohne Anmaßung und Hochmuth, doch in wirtschaftlichen Dingen hatte er seinen eigenen Kopf. Von der sanftmüthigen Maria steht zu vermuthen, dass sie der Schwiegermutter die Herrschaft im Hause nicht streitig gemacht hat. Gegen ihre Enkel, deren zwei hat sie erlebt, war die Magdalena voll von einer Zärtlichkeit, der man sie kaum für fähig gehalten hätte.

Nur einmal habe ich das kleine, schon tiefgebückte Weiblein herb und unheimlich gesehen. Das war wenige Monate vor ihrem im Jahre 1847 erfolgten Tode. Ich stand mit ihr vor dem Hause an der alten Thorsäule,

die an ihrem Scheitel ſchon riſſig und zackig war, und an welcher die weiß-grauen Flechten wucherten. Da gieng am nahen Wege ein Mann mit grauen Bartſtoppeln, in Kniehoſe und mit einer ſchwarzen Zipfelmütze vorbei. Ich erkannte ihn und rief: „Ahnl, Ahnl, der Vetter Mirtel!“ Da gab die Großmutter mir mit der Fauſt einen Stoß, daſs ich hintaumelte, und ſprach klingend hart: „Still ſei! Der Menſch geht dich nichts an!“

Dieſe Worte habe ich erſt verſtanden viele Jahre ſpäter, als ich ſelber ſchon reich an Jahren und erfahren war und als mein Vater Lorenz mir eines Tages unter einem wuchtigen Eſchbaume ſitzend die Geſchichte von meinem Großvater Ignatz erzählt hatte.

„Menſchliches, Allzumenſchliches.“

In der Oaſe dort am Quellenrande
Erſchöpft, ermattet ſank Ben Achmet hin,
Mit wundem Fuß vom trock'nen Wüſtenſande,
Den glühend heiß der Sonne Strahl beſchien.
Es trieb ihn über Meere, durch die Lande
Der ganzen Menſchheit wollte er entflieh'n,
Um mit ſich ſelbſt allein zu überwinden,
Und konnt' er's nicht: einſam den Tod zu finden.

Und düſt'ren Blicks ließ er ſein ganzes Leben
An ſeinem inn'ren Aug' vorübergehn.
Wem galt des Jünglings erſtes heil'ges Streben,
Was hatte er zuerſt als höchſtes Ziel erſeh'n?
Die Freundſchaft war's, der er ſich hingegeben,
Die keine Macht im Herzen konnt' verwehn.
Weil er ſich ſelbſt nur treu und wahr gefunden,
Glaubt' er den Freund auch ewig ſich verbunden.

Die Freundſchaft, die begeiſtert er geprieſen,
Als unſrer Seelen ſittlichſten Gehalt,
Die ſchwärmend er zum Ideal erkieſen
Und leuchtend mit der Jugend Glut gemalt,
Die hatte raſch als trüg'riſch ſich erwieſen,
Wo es des Freundes eig'nen Vortheil galt.
Und weinend muſste es ſein Auge ſchauen,
Wie ſchnell der Wahn entſchwand und das Vertrauen.

Doch ſieh! Da zieht auf ſchimmernd gold'nen Schwingen
Ihm eine Tröſt'rin in die wunde Bruſt,
Ihm iſt, als müſst' ihm jedes Werk gelingen,
Er wird ſich jubelnd ſeiner Kraft bewuſst;
Sein ganzes Sein fühlt mächtig er durchdringen,
Ein heißes Glück voll nie geahnter Luſt,
Und auf ſchreit er zum Himmel im Entzücken:
„Nur Liebe, Liebe nur kann uns beglücken!“

Doch kennt ihr sie, die unheilschwere Stunde,
Wo alles über uns zusammenbricht,
Wo unsre Brust nur eine blut'ge Wunde,
Wo dunkel uns erscheint der Sonne Licht,
Und unser Mund von unsrem Liebesbunde
Nur mit Enttäuschung und mit Ekel spricht?
Die Stunde kam — und nieder sank in Trümmer
Ben Achmets Göttin in den Staub für immer.

Will gänzlich sich des Glückes Baum entlauben,
So hält der Mensch sich Trost bei seinem Gott —
Wer wollte ihm die fromme Hoffnung rauben,
Die ihn noch schützt vor selbstgegebnem Tod?
Ben Achmets Herz auch suchte nach dem Glauben,
Der seiner Seele sanfte Heilung bot.
Und grübelnd prüfte er die Religionen,
In welcher wohl der Friede möchte wohnen.

Nicht war's der Islam, der mit scharfem Schwerte
Die blut'ge Straße zog mit Kriegesmacht,
Und wild fanatisch alles rings verheerte,
Was sein Bekenntnis ihm nicht dargebracht,
Mit höchstem Ruhme jene nur verklärte,
Die kämpfend fielen in der Glaubensschlacht.
Ben Achmet schien's, des Glaubens schönste Blume
Erschlösse sich uns nur im Christenthume.

Der Thor! Bald sollte ihm sich's offenbaren,
Wie hier die Zwietracht statt des Scepter schwang,
Wie oft sich unter geistlichen Talaren
Ein Herz zu frömmeln und zu heucheln zwang,
Und statt nur unser Seelenheil zu wahren,
Die Kirche nach der Weltenherrschaft rang. —
„Dies ist", rief Achmet, „Gottes Reich auf Erden?
Nein, hier kann Trost und Wahrheit mir nicht werden!

Nun auch der Traum des Glaubens mir zerronnen,
Bleibt mir nur eins: zu tauchen meinen Geist
Nun in des Wissens tiefen, reichen Bronnen,
Zu dem der Forscher uns die Pfade weist." —
Was Jahr um Jahr uns Menschengeist gewonnen,
Was unser Mund als höchstes Wissen preist,
Das machte forschend Achmet sich zu eigen,
Das sollte ihm den Weg zur Wahrheit zeigen.

Doch was Gelehrte zunftstolz auch verkünden,
Er sah, wie breit des Wissens Lücke klafft.
Der Dinge letzte sucht' er zu ergründen,
Die uns gelehrt noch keine Wissenschaft;
Den Urquell alles Lebens wollt' er finden,
Belauschen der Natur geheimste Kraft.
Und alle Weisen frug er ungeduldig —
Doch diese blieben ihm die Antwort schuldig.

Da floh Ben Achmet aus der Menschen Mitte
Bis in der Wüste tiefste Einsamkeit,
Und zur Oase lenkt' er seine Schritte,
Wo ihm die Palme süßen Schatten beut,
Sich weicher Rasen schmiegt an seine Tritte
Und frisches Grün das müde Aug' erfreut.
Doch lag er einsam träumend an der Quelle,
Da nahte langsam sich ein Greis der Stelle.

Es glich der Alte einem Heil'genbilde,
Das aus dem Rahmen lebend tritt hervor.
„Was führt dich her, mein Sohn?“ sprach er mit Milde;
Und dieser sprang erschracken rasch empor.
Abwehrend streckt der Greis gleich einem Schilde
Die beiden Hände gegen Achmet vor:
„Lass dich, mein Sohn, mein Wesen nicht verdrießen,
Und zög're nicht, dein Herz mir aufzuschließen.“

Und Achmet schildert ihm nun seine Qualen,
Er schildert ihm auch seines Strebens Frucht,
Wie er getäuscht in allen Idealen
Der Welt und aller Wissenschaft geflucht.
Da sieht er hell des Alten Aug' erstrahlen,
Und die so lang er fieberhaft gesucht,
Ertönen hört er sie in dieser Stunde:
Die Wahrheit aus des Philosophen Munde.

Ben Achmet lauscht und möcht' nach weiter lauschen,
Da schon der Greis verstummend inne hält;
Er hört der Wahrheit mächtig' Flügelrauschen,
Dass es wie Schuppen ihm vom Auge fällt,
Sein ganzes Denken muss er nun vertauschen,
Das in dem Wort des Alten ist zerschellt.
Der wehrt ihn ab, doch kann er ihm's nicht wehren,
Dass er ihn muss wie einen Gott verehren.

Er fühlt sich frei — er fühlt sich ganz genesen,
Nun er des Weisen Rede hat gehört —
Die ganze Menschheit will er nun erlösen
Mit jener Worte ungeheurem Wert.
Und vor dem Greis, der Retter ihm gewesen,
Da stürzt er hin, indem er ihn beschwört:
„O komm mit mir und hilf der Welt zur Klarheit,
Du, Weiser, du allein kennst sie — die Wahrheit.“

Umarmen will den Greis er in Extase,
Der seine Fassung plötzlich ganz verliert.
„Siehst du denn nicht, dass ich vom feinsten Glase“,
Ruft er in Angst zu Thränen fast gerührt,
„Und dass ich platze wie die Seifenblase,
Wenn meinen Leib man leise nur berührt?“ —
Ben Achmet fühlt in sich das Blut erstarren:
Im Weisesten erkennt er — einen Narren.

Jenny von Reuß-Boernes.

Franz Nissel.

Ausgewählte dramatische Werke.

Stuttgart 1892. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Es ist merkwürdig, wie sorgsam die geschwätzige tausendzüngige Fama mitunter ein Geheimnis zu hüten weiß. Seit einem vollen Menschenalter ist es den Eingeweihten ein offenkundiges Geheimnis, dass Franz Nissel, der preisgekrönte Dichter der „Agnes von Meran", der Schöpfer eines „Perseus von Macedonien", — „Heinrich der Löwe", — der „Zauberin am Stein" und anderer dramatischer Werke, nicht nur einer der bedeutendsten deutschen Poeten überhaupt, sondern auch wie kein anderer berufen sei, in der historischen Tragödie und im höheren Drama das Erbe Grillparzers in Österreich anzutreten. Ja, wie sorgfältig hat die Fama dieses Geheimnis gehütet, wie erfolgreich unserer jüngeren und jüngsten Generation die Bedeutung, das Verdienst, ja selbst die Existenz eines Dichters verschwiegen, der anderswo längst als poëta laureatus im Sonnenscheine der öffentlichen Gunst sich des wohlverdienten Kranzes erfreut hätte.

In vornehmer Zurückgezogenheit, jedem Coteriewesen abhold, konnte der Dichter den Tag erwarten, der über sein gesammtes Leben, Dichten und Schaffen, volles Licht ausgießen, die einzelnen Strahlen seiner Werke in einem Brennpunkte vereinigen und dem deutschen Volke über den Wert eines der bedeutendsten Dichter der Gegenwart einmal die Augen öffnen werde. Ein erster Schritt hierzu ist gethan, indem Cotta's Verlagsbuchhandlung uns eine Auswahl der Dramen Nissels in einem stattlichen Bande geboten hat. Im Vorworte verbreitet der Dichter sich selbst über die Geschichte seines Lebens, Schaffens und Leidens, seiner großen Erfolge und bittersten Resignation in Blättern, die niemand ohne tiefe Bewegung lesen kann. Ist es denn nicht beispiellos, dass nach Triumphen, wie der damals noch jugendliche Dichter sie auf der ersten deutschen Bühne mit der Aufführung seiner Schauspiele: „Ein Wohlthäter" und „Heinrich der Löwe", des Trauerspieles „Perseus von Macedonien" noch unter Laubes Direction feierte, dass nach der Auszeichnung seiner Tragödie „Agnes von Meran" mit dem Schillerpreise, dass schließlich nach dem durchschlagenden und anhaltenden Bühnenerfolge seines Volksdramas „Die Zauberin am Stein" Franz Nissel, wie er im Vorworte selbst schreibt, von Zeit zu Zeit in fast völlige Vergessenheit und Verschollenheit gerathen konnte! Es ist an uns, das schreiende Unrecht zu sühnen, welches unser Dichter von Seite seiner Zeitgenossen erlitten hat, ein Unrecht, das er in seiner milden Weise im Vorworte zu deuten sucht, wie folgt:

„Da man in unserer rasch lebenden, ja wie vor einem drohenden Verhängnisse wüst dahinhastenden Zeit Dichter, die immer nur nach großen Pausen ernst blickend emportauchen, nicht, mit außerordentlicher Leichtigkeit producierend, Stück um Stück auf das Theater werfen, sich auch sonst in literarischen und gesellschaftlichen Kreisen nicht fortwährend bemerkbar machen, nur allzuleicht ganz aus den Augen verliert — besonders wenn neue Richtungen und Strömungen wie Sturmfluten hereingebrochen sind, zeitweilig alles aus dem Wege drängend, was nicht von ihnen getragen wird, so sah ich trüben Auges, alternd und mit immer mehr hinschwindender Gesundheit, schon einer neuen, vielleicht endgiltigen Verschollenheit entgegen."

Allerdings brachten die letzten Jahre manchen Lichtstrahl in das Leben des einsamen Dichters; so votierte ihm aus Anlass der Säcularfeier von Grillparzers Geburtstag der Gemeinderath seiner Vaterstadt Wien ein Ehrengeschenk, ernannte die Grillparzergesellschaft ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, wurden ihm endlich an seinem sechzigsten Geburtstage Kundgebungen der Anerkennung und Sympathie von nah und fern zutheil, so dass die Resignation des Dichters auf die längstverdiente und bis zuletzt vorenthaltene Geltung doch nicht gerechtfertigt erschien, und sein Herz wieder der Hoffnung Raum gab, dass er durch die Veröffentlichung seiner Werke in einer Gesammtausgabe die noch entbehrte volle Würdigung und Genugthuung finden werde. Eine Gesammtausgabe wäre, meint der Dichter, derzeit noch auf zu große Hindernisse gestoßen und so bietet er dem Leser vorerst eine Auswahl seiner Dramen, fest entschlossen, den vier in diesem Bande vereinigten Bühnenwerken in nicht zu ferner Zeit auch seine übrigen dramatischen Dichtungen folgen zu lassen.

Da man den Dichter nur in seinen Werken ehrt, so ist es am deutschen Volke, Nissels Werke seinem geistigen Besitzstande einzuverleiben, so ist es eine Ehrenpflicht der deutschen Bühnenvorstände, dem Dramatiker durch die Wiederaufführung von Dramen gerecht zu werden, die unter Laubes, Dingelstedts und Wilbrandts Direction die Scene mit gewaltigem dramatischen Leben zu erfüllen vermochten. Wenn ein weltweiter Blick, die Größe der Anschauung, Kenntnis des Menschenherzens in seinen geheimsten Regungen, die mächtig gestaltende Phantasie, Glut der Empfindung, milde abgeklärte Lebensweisheit endlich einem Kunstwerke unvergänglichen Wert verleihen, so werden Nissels Dramen, obgleich aus Sturm und Drang unseres Zeitalters geboren, doch losgelöst von den flüchtigen Strömungen des Tages, erhaben über kleinliches Parteigezänke im besten Sinne des Wortes modern und zeitgemäß bleiben. Obgleich er niemals in die Arena des Tages gestiegen und sich zu keiner andern Partei als jener des einfach Wahren, Großen und Guten bekennt, ist er doch kerndeutsch in seinem innersten Nerv, ein nationaler Dichter, nicht von der Partei, der Clique oder des Salons, sondern des deutschen Genius Gnaden, dessen Namen sein Volk noch in Ehren halten wird, wenn über dem wüsten Parteihader des Alltags längst wohlthätiges Gras gewachsen ist. Und so sei es denn einmal ehrlich herausgesagt, dass wir an Franz Nissel den bedeutendsten dramatischen Dichter der Gegenwart besitzen, dessen Ruhm in einem Menschenalter voll heißen Ringens und Vollbringens herangereift nun seinen Wipfel auf einsamer Höhe wiegt, während er seine Wurzeln hinab in den tiefsten Schacht der Volksseele senkt. Dies über die Gesammterscheinung des Dichters, über welche nun, da der Bann einmal gebrochen, sich volles Licht zu verbreiten beginnt.

Der uns vorliegende Band der „Ausgewählten dramatischen Werke“ Nissels enthält die Dramen „Perseus von Macedonien“, — „Heinrich der Löwe“ — „Agnes von Meran“ und das historische Lustspiel „Ein Nachtlager Corvins“. Das Trauerspiel „Perseus“, obgleich ein Jugendwerk, 1862 im Burgtheater aufgeführt, zeigte bereits die Löwenklaue des Tragikers, war nach der Großartigkeit der Idee, der unerbitterlichen Nothwendigkeit der Katastrophe, der folgerichtigen Auffassung und Führung der Charaktere, dem großen Gedankenreichthum, der gewaltigen und ergreifenden Sprache, eine dramatische Großthat, die denn auch bei der ersten Aufführung einen Beifallssturm entfesselte, wie ihn die Räume des alten, ehrwürdigen, vom Erdboden verschwundenen Musentempels nicht allzu oft erlebt haben. Aller Hass und Ingrimm einer unterjochten Welt bäumt sich in Perseus gegen das stolze, falsche, übermüthige und tyrannische Rom auf. Wie stehen sich der gigantische Trotz des sterbenden Hellenenthums in Perseus und die Seele des Römerthums in Aurelia verkörpert gegenüber! Vergebens opfert Perseus seinen Bruder Demetrius, der in Rom zum Verräther am eigenen Volksthume geworden, seiner Rache; vergebens führt er die Volkskraft zum Verzweiflungskampfe wider die Römer ins Feld, das Verhängnis nimmt seinen ehernen Gang, tobend fällt Perseus in die Hände der Feinde. Stolz verschmäht der Besiegte den Dolch, den ihm die von seiner Größe bezwungene Aurelia aufdringt, damit er den namenlosen Qualen, die seiner in Rom harren, entfliehe.

„Was ich verbrach, ich will es furchtbar sühnen,
Des Leidens Becher leeren bis zum Grund..
So kämpf' ich gegen Rom auch noch in Fesseln
Und siege durch der Seele hohen Muth.
Und alles Unrecht meines Lebens wälz' ich
Und meines Endes ganze Schmach auf Rom,
Das also den Gefesselten misshandelt
Und so den Abscheu einer Welt verdient.“

Fühlen wir uns durch die antike Größe eines Perseus, einer Aurelia, wie durch einen Hauch aus den Katakomben fremdartig angeweht, so versetzt uns das historische Schauspiel „Heinrich der Löwe“ auf nationalen vaterländischen Boden und stellt uns, mit Verlaub zu sagen, auf die eigenen Füße. Die deutsche Selbstherrlichkeit und Unbotmäßigkeit, die Unfähigkeit, die eigene noch so berechtigte Idee dem Wohle des Ganzen unterzuordnen, haben in keinem neueren Werke einen so beredten Ausdruck gefunden, wie in diesem Drama aus der Hohenstaufenzeit, welches daher trotz dem Wandel der Zeiten, da uns die Heinriche um einmal im Blute liegen, zeitgemäß wie kein anderes ist. So schrieb bereits Heinrich Kurz in seiner „Geschichte der neuesten deutschen Literatur“ über Nissels „Heinrich der Löwe“ als eine der gelungensten Bearbeitungen des schönen Stoffes: „Nissel hat es verstanden, die beiden großartigen Gestalten Friedrich Barbarossa und Heinrich, den Löwen, einander in solcher Weise entgegenzustellen, dass ihre ganze Größe und Bedeutung zur Erscheinung gelangt, und insbesondere ist es ihm gelungen, das Interesse für den Welfen Heinrich, trotz seiner Schuld gegen den Kaiser, zu gewinnen, weil er ihm Absichten beilegt, die er vielleicht in Wirklichkeit nicht hatte, aber gar wohl hätte haben können. „Du vernichtest, was ich schon gethan“, ruft er dem Kaiser zu, als dieser seine sämmtlichen Besitzungen bis auf Braunschweig und Lüneburg an andere Fürsten vertheilt:

„Ein großes Ganze aus Zerstückelung, Trennung,
Die wie die Pest durch alle Gauen zieht,
Hab' ich gerettet und erhalten — ich
Allein der letzte. Du mit einem Schlag
Zerschlägst auch dies, der Zukunft einz'gen Hort,
Ich seh', wohin du willst. Die Kaisermacht

Willst du aus den zertheilten Kräften schaffen,
Und erst durch sie ein Volk. — O Friedrich, denk:
Kurz ist das Leben eines Mannes — und
Vergänglich eines Hauses Glanz. Eh' dein
Geschlecht, was du begonnen hast, vollendet,
Kann es versinken in die ew'ge Nacht —
Und was du heute schufst, allein nur bleiben:
Zerstücklung, Trennung, Zwietracht, Eifersucht.
Ein Volk ins Leben rufen wollte ich —
Denn Völker bleiben, wenn Geschlechter gehen.
O Friedrich! Friedrich! lass mein Werk bestehen.
Gib meinem Todfeind, was ich mir bestimmt —
Dass er's vollende, — doch zerstör' es nicht."

Und wie offenbart sich der höhere Staatsgedanke, die welthistorische Nothwendigkeit in den Worten des Kaisers Friedrich:

„Ein Mann soll stehen groß und allgewaltig!
Und neben ihm sei keiner, der ihm gleich.
Ein Geist soll walten, ein Gedanke lenken,
Ein Wille sei Gesetz! So werde aus
Zertheilten Kräften eines Volkes Kraft.
Von dir einst, Heinrich, soll die Nachwelt sagen:
Nach dir erstand kein deutscher Fürst so mächtig,
Zu wagen eines deutschen Kaisers Zorn. —"

Fürwahr, in keiner Periode deutscher Geschichte hat es an Parallelen zu diesem Kampfe des löwenmuthigen Welfen mit seinem Kaiser gefehlt, dies erschütternde Schauspiel ist daher auch noch in unseren Tagen durchaus zeitgemäß. „Die Sprache des Dramas ist edel, würdig, und poetisch schön, der Dialog ist lebendig und stets gehaltreich. Die Handlung entwickelt sich klar und bestimmt; die Motive sind vortrefflich erdacht und aus den Charakteren entnommen, die der Dichter mit großer Wahrheit und Schärfe zeichnet. Außer den beiden Helden sind die Frauen derselben mit besonderer Liebe und dem schönsten Erfolge geschildert, und wie glücklich der Dichter seine Personen zu individualisieren versteht, erhellt ganz besonders aus den Gestalten des Herzogs Welf und des Johannes von Truchsess, dieses bis zum Tode getreuen Freundes des Löwen." So Heinrich Kurz.

Ein hohes Lied der Liebe und Treue, eine Tragödie der Ehe ist uns trotz seiner Voraussetzung des mittelalterlichen Kampfes der Staatsgewalt mit der Obermacht der Kirche, trotz Bann und Interdict, das mit dem Schillerpreise gekrönte Trauerspiel „Agnes von Meran". Was von Glut, Schmelz und Innigkeit der Empfindung in der Seele des Dichters lag, hier hat es seinen tiefsten, rührendsten und erschütterndsten Ausdruck gefunden. Der Dichter selbst nennt „Agnes von Meran" sein bedeutendstes, tiefstes und, wie er glaubt, auch wirkungsvollstes Werk, das, der Empfehlung durch den Schillerpreis zum Trotz, bei den großen und ersten deutschen Theatern keinen Eingang gefunden hat. Vielleicht ist nun, nach lang beendetem „Culturkampfe" der Zeitpunkt zur Aufführung dieses Dramas gekommen, dessen echt menschlicher Gehalt, der Gegensatz einer kalten Verstandesehe zu einer Heirat aus Liebe und der durch die Menschensatzungen bedingte, unlösbare Conflict doch ewig zeitgemäß bleibt. Die beiden Frauengestalten der „Agnes von Meran" und „Ingeburg von Dänemark" suchen in der neueren dramatischen Literatur ihresgleichen vergebens. Die von unvergänglichem Liebreize umflossene, im Glücke der Jugend, Schönheit und Liebe strahlende Agnes und die düstere, schwergekränkte Ingeburg mit dem erstorbenen Herzen sind für die Darstellung Aufgaben der höchsten Kunst und schwerlich besitzen, vom Burgtheater abgesehen, andere deutsche Bühnen die Mittel, uns Nissels gewaltiges Drama in solcher Vollendung vorzuführen, dass sich das Bild auf den Brettern voll und rein mit dem Idealbilde decke, welches der mit Phantasie begabte Leser von der herr-

lichen Dichtung empfängt. Seit Grillparzers Hero hat die deutsche Bühne keine rührendere Huldgestalt gesehen als Nissels „Agnes von Meran“, wie sie, jedem Zuschauer unvergesslich, den Wienern bei der Erstaufführung in Laubes Stadttheater entgegengetreten ist. Leider war der Zeitpunkt, wie der Dichter klagt, hiefür nicht glücklich gewählt. —

Eine Anekdote aus dem Leben des ungarischen Nationalhelden, des Königs Mathias Corvinus, bot unserem Dichter den Stoff zum Lustspiele: „Ein Nachtlager Corvins“. Der junge, feurige, von der Nation vergötterte, den Feinden wie den Frauen unwiderstehliche königliche Held sagt sich bei seinem getreuen, in Kampf, Sieg und Ehre ergrauten Burghüter von Pressburg, Niklas Banffy, zum Besuch an. Abgöttisch wie seinen König, dem er das Leben gerettet, liebt Banffy aber auch sein junges, schmuckes Ehgemahl und bewacht es mit Argusaugen. Was Wunder, wenn er, der gefährlichen Situation misstrauend, die schöne Etelka in der Verkleidung einer Magd den Blicken des Königs auf einer einsamen Donauinsel verbirgt, dadurch aber gerade das Unheil, dem er entgehen wollte, heraufbeschwört. Wie er sich mehr und mehr im eigenen Netze verstrickt und den Edelmuth seines königlichen Freundes auf die härteste Probe stellt, dies bildet den Inhalt eines in wahrhaft classischem Stile gehaltenen Charakterlustspieles, das, den guten Willen unserer Bühnenleiter vorausgesetzt, das Repertoire dauernd bereichern wird. Der herzerfrischende Humor, mit welchem der Dichter die Gestalten seines Lustspieles erfüllt hat, ist uns, wenn es dessen bedurft hätte, der vollgiltige Beweis seiner trotz aller Enttäuschungen noch ungebrochenen Dichterkraft, die uns, sobald einmal der Sonnenschein der öffentlichen Gunst auf sein Leben und Schaffen fällt, noch manche dramatische Großthat erwarten lässt.

Nissels Lebenslauf erzählt die Geschichte der deutschen Literatur. Den Steiermärker wird es interessieren zu erfahren, dass der Dichter seinen Aufenthalt wiederholt auch in Steiermark genommen, und die Tochter eines in unserem Lande erbgesessenen freiherrlichen Geschlechtes heimgeführt hat, welche, eine hochbegabte, geniale Natur, ihm nach kurzem Eheglücke leider entrissen wurde.

Wir schließen diesen Beitrag zur Würdigung unseres Dichters mit dessen eigenen Worten: „Und so sende ich sie denn hinaus, diese Werke, noch einmal zu kämpfen, für sich und ihren Dichter. Er selbst, leider nie eine Kampfnatur, kann nicht mehr hinaus in die Welt; ihn fesseln nun wohl Alter und Krankheit fort an seine stille Klause, bis die noch stillere, engste ihn auf immer umschließen wird. Für sein Glück ist es zu spät — nicht für seine Geltung.“

Friedrich Marx.

Die Ära der Hausknechte.

Von August Kruhl.

Viel umſtritten iſt die Frage, welch' eine „Ära“ wir eigentlich haben. Der eine nannte ſie die Blut- und Eiſen-Ära, der andere die Ära der Baumwolle, des Papiers, des Schwindels, die Ära der Gusſtahlkanonen und Panzerſchiffe, und wieder andere nennen ſie die Ära der Erfindungen, der Patente, die des Reiſens, der Ferienkolonien, die Ära der Romane oder der Drahtſeilbahnen und der künſtlichen Flaſchenverſchlüſſe; die Ära der Stiftungsfeſte, der Gummiwäſche, die des Colonialfiebers oder der Influenza, — wie wäre es einmal mit der „Ära der Hausknechte“?

Ich gieng vor einigen Jahren durch eine nicht eben luxuriöſe Mittelſtadt Deutſchlands, die ich in meinen Wanderjahren noch als geſchloſſene Stadt mit Mauern, Wallgräben und Wartthürmen gekannt hatte. Ein dort ſeßhafter Freund begleitete mich. Wie ſo anders geworden war das alles! Die Mauern fort, an deren Stelle hübſche elegante Häuſer mit Vorgärten, Häuſer, an deren jedem einzelnen man intereſſante Studien bezüglich ihres Bauſtyles machen konnte. Die inneren Straßen der Stadt waren verlängert, durchgebrochen durch die früheren Mauern, und ſtatt der früheren Wallgräben, in denen Fröſche quakten, waren elegante Promenaden angelegt. Die früheren, hervorragenden Häuſer der inneren Stadt waren dazumal, als ich in Arbeit daſelbſt ſtand, in alten Familien, und ſelten oder nie täuſchte man ſich, wenn man ſich den Beſitzer ſolcher meiſt alten Patrizierhäuſer als einen ehrbarwürdigen Mann vorſtellte, der ſeinem ganzen Äußern nach eben niemand anderes ſein konnte, als der Beſitzer ſolchen ehrwürdig-behäbigen Hauſes. Der Bauſtil der Häuſer der inneren Stadt war derjenige des ſpäteren Mittelalters: Holzbauten mit allerhand Schnitzereien an den Balkons und Balkonköpfen und Firſten.

Nun die neuangelegten Straßen, die Villen, die anmuthigen kleinen Gartenhäuſer, deren jedes einzelne gleich einem irdiſchen Paradies zu betrachten und zu erſehnen war. „Wer wohnt hier, hier in dieſem reizenden, wundervollen, von außen ſchon mit allem Glanze der Neuzeit ausgeſtatteten Gebäude“ — ſo frug ich meinen Führer und konnte des Fragens nicht müde werden, denn immer intereſſantere Villen kamen und immer reizendere Gärten, und in jedem vermuthete ich zum mindeſten einen Landgerichtsdirector, ehemaligen Regierungsrath, General oder Oberſt z. D., einen ſich zur Ruhe begebenen Bankier, Verlagsbuchhändler, Großkaufmann oder dergleichen anzutreffen, vielleicht auch einmal einen nach der Stadt gezogenen

ehemaligen Rittergutsbesitzer oder auch eine mehrvermögliche Dame und Witwe aus den höheren Ständen, wie solche in ihren späteren Jahren so gern nach einer Mittel- oder Kleinstadt ziehen.

Nichts von alledem. Mein Führer war in alle die Geheimnisse des mittelstädtischen Lebens mehr eingeweiht, so dass er mir über alle Verhältnisse besser Aufschluss geben konnte.

„Wenn ich Ihnen" — so begann er — „wenn ich Ihnen über alle die ohne Zweifel prächtigen Villen und über die sonst hervorragenden Häuser in der Umgebung unserer Stadt ausreichend Rechenschaft geben soll, über die Entstehung vieler der wirklichen Kunstbauten, da würden Sie zum mindesten ein etwas ungläubiges Gesicht machen. Sehen Sie dort z. B. das prächtige Gartenhaus im griechischen Stile? Dem Besitzer habe ich in meinen jungen Jahren öfters ein Trinkgeld gereicht, und wie schmunzelnd hat der Mann den Groschen in die Tasche gesteckt. Der Mann war durch Jahre Hausknecht in einem Vorstadtgasthaus, pachtete dann in einem größeren Hotel die Kutscherstube, nach zehn Jahren das Hotel selbst, kaufte es in weiteren fünf Jahren, dann ward sein Besitzthum in ein Actienhotel umgewandelt und er selbst baute sich hier diese Villa."

„Mag sein; so was mag hin und wieder 'mal vorkommen. Wer's Glück hat! Aber dergleichen kommt sehr vereinzelt nur vor."

„Vereinzelt?" sagte mein Führer. „Was Sie für Ansichten haben. Sind wohl wenig in die Welt hinausgekommen? Unsere besten und frequentesten Hotels — und Sie wissen ja, dass wir wegen der Nähe des Harzes tüchtige und gesuchte Hotels haben — unsere frequentiertesten Hotels werden besessen oder geleitet von? — von ehemaligen Hausknechten, deren Ursprung wer weiß wie tief hinten in Polen, Ostpreußen, in Galizien oder noch weiter nach Osten hin sich verliert. Die Namen schon müssen Ihnen das verrathen: Adamczik, Paullauke, Groschowski, Jabuczky, Walczek u. s. w. — Nun bedenken oder ermessen Sie, welch ungeheueren Einfluss schon jeder dieser Herren Hotelbesitzer auf das große und sogar meist auf das feinere Publicum der Stadt selbst und auf das große bewegliche Reisepublicum hat; wie bei den Festessen, Kaisergeburtstagen, Familiendiners, Hochzeiten, Bällen, Soireen, Concertabenden auch der gebildetste und feinste Mann und die sonst unzugängliche und feine Dame Hilfe und Schutz und Unterstützung bei einem solchen Adamczik, Groschowski oder Walczek zu suchen hat; wie solch ein Mann gleich einem Befehlshaber jedem seiner Gäste den ihm gebürenden Platz anzuweisen, Wünsche und Bitten zu erfüllen, in der Noth — der Mensch kann ja auch einmal zufällig zuhause sein Portemonnaie liegen lassen und sei er Professor, Ingenieur, Regierungsrath — in der Noth also auch einmal seinen Gästen mit bar Geld beizuspringen hat; bedenken Sie ferner, wie ein solcher Mann seines Besitzes und seiner Stellung halber im Gemeinderath sitzt, wie er viele öffentliche Ämter und Ehrenämter bekleidet, und dann ermessen Sie, wenn Sie wollen, den mindestens nicht zu unterschätzenden, öfter aber sehr umfangreichen Einfluss solcher — ehemaliger Hausknechte!"

Gewiss, das mag, das kann vorkommen, aber nur immer vereinzelt, war meine abermalige Antwort.

„Vereinzelt! Das ist mir zum Lachen. Ich könnte Ihnen einen dieser ehemaligen Hausknechte namhaft machen, der regiert mit seinem Einfluss, worunter ich auch sein Geld verstehe, einen Umkreis von mindestens zwei bis drei Meilen. Hat alle Rittergutsbesitzer an der Hand; bei ihm tagt der landwirtschaftliche Verein, er spielt neben seiner Beschäftigung als Wirt auch den Banquier, ist vertran-

lich, human, nachsichtsvoll, hat Hypotheken auf Rittergütern, steht auf dem Punkte, ein solches sich zu erwerben — horrend sage ich Ihnen, was der Mann als ehemaliger Hausknecht für einen Einfluss hier gewonnen hat." —

„Wundervolle Villa — einzig im Arrangement des Gartens; hier wohnt ein Künstler, ein Maler, Bildhauer, Schriftsteller, jedenfalls ein Mäcen der Kunst."

„Nicht ganz" — belehrte mich mein Führer — „eigenthümliche Geschichte das. Ja, etwas von Kunst hängt damit zusammen. Witwe, die Besitzerin. War in der Jugend Ballerina, weite Reisen gemacht: Kunst- und andere Reisen. Wusste in Amerika einem Hotelier, bei dem sie tief in Schulden stak, das Herz zu berücken — geheiratet, Mann gestorben, beerbt — wieder flottes Leben angefangen, so hat sich nach und nach der Geschmack herausgebildet, auch der Kunstgeschmack. Grundlage: immer der ehemalige Hausknecht; sonst vielleicht Rettigfrau, Kränzewinderin, Semmelträgerin — was weiß ich!"

Wir waren so nach und nach um die Stadt herumgekommen, und wo ich frug, bei einer offenen Veranda mit herausblitzendem Prunk, herausschallenden Flügeltönen und vorfahrenden Karossen, da hatte das Ding immer so eine eigene Bewandtnis. Da hatte sich ein Confectionär zur Ruhe gesetzt, der ehedem Laufbursche, also nur angehender Hausknecht war, dort wohnte hinter Spiegelscheiben ein ehemaliger Rossschlächter; jene ausgedehnte Besitzung gehörte einem ehemaligen Altkrämer, der selbst jahrelang mit der Karre durch die Straßen von Stadt und Dorf nach altem Eisen und nach Hadern gefahren war; und die drei aneinander hängenden großen Mietshäuser gehörten einem Manne zweifelhafter Herkunft, der ehedem in den Kutscher- und Haushälterstuben die etwas prekären oder auch pikanten Bestellungen zu vermitteln hatte.

Immer hinten herum der Hausknecht. Ich war meinem Führer sehr dankbar für seine Aufmerksamkeit und seine Auskünfte. Wird wohl ein bisschen übertrieben sein, die Geschichte. Ich war dabei aber selbst aufmerksamer auf vielerlei Lebensbeziehungen geworden, und als ich eines schönen Tages einmal in Baden-Baden den Bahnhof verließ — Himmel, diese Menge Hausknechte! Wie in eine Pappelallee sah ich hinein und hatte wohl oder übel durch dieselbe hindurchzugehen, wobei ich bei der Länge dieser lebendigen Allee, die Bemerkung machte wie bei allen Alleen, dass die hintersten Bäume gerade so groß oder noch größer waren, wie die vorderen. Optische Täuschung, auch bei einer solchen Allee von Hausknechten. Nebenher bemerkt, erregte ich auch nicht eines einzigen Hausknechtes Aufmerksamkeit; ihr weltmännischer oder auch feldherrlich-beobachtender Blick vermisste an mir auch das mindeste Reisegepäck und schon dieserhalb war ich für sie ein Aufgegebener, ein Verlorener. Ich sah später ganz dieselben Erscheinungen in Zürich, in Brüssel, in den Hauptstädten Deutschlands, den Weltbadeplätzen — alle Hausknechte, es mit der großen, der feinen Welt zu thun habend, deren Wünsche erwartend und belauschend, noch lieber ausführend. Bei den unteren Extremitäten fängt der, meist der slavischen Race entstammende Hausknecht an, beim Stiefelputzen. Aber nicht lange. Seine Begehrlichkeit, sein Einfluss steigen bald höher und höher, und wenn er eine zeitlang Hosen und Röcke geklopft, und Taschen visitiert, dann drängt er sich als „Oberkellner" an des Menschen Herz. Der Oberkellner weiß alles. Er weiß und kennt alle Liebschaften der einheimischen und fremden Herren „seines" Hotels; er kennt deren Begehrlichkeiten, Vermögensverhältnisse, Schulden, Krankheiten, deren Schneider und Cigarrenlieferanten, deren politische Gesinnung,

die Wäscherin derselben, und kennt aller Herkommen, auch das intime. Der Oberkellner, respective der ehemalige Hausknecht, weiß, wie Wahlen gemacht werden, wie und wo Ministersessel, zum mindesten einflussreiche Ämter, Patronate u. a. zu vergeben sind; er kennt seiner Gäste Hühneraugen und die hundertfältigen Bedarfsartikel der Damen; kennt diese, und sei die Stadt noch so groß, auch alle persönlich, und weiß deren Launen und Angewohnheiten und sonstiges richtig zu taxieren — — was solch ein ehemaliger chargierter Hausknecht nicht alles weiß!

Ist wo ein Volksfest mit herzugeströmten Menschenscharen, und keine Seele mehr im Gasthaus unterzubringen, — sei getrost! wende dich mit einer nicht misszuverstehenden Bewegung an den Hausknecht, und du wirst über Nacht geborgen sein. Ist irgend in einer fremden Stadt eine Calamität über dich gekommen, unentwirrbar, peinlich, — suche dir einen Hausknecht, möglichst slavischer Abstammung, und alles verläuft schön glatt: für ein paar Kreuzer ist solcher durchs Feuer zu jagen. Wo ich jetzt, nach vielgesammelten Kenntnissen, nur hinblicke, wimmelt alles voller Hausknechte; vordem, ehe mich mein Freund in der Stadt Mitteldeutschlands darauf aufmerksam machte, konnte ich mir den ungeahnten, den großartigen Einfluss dieser hervorragenden Species der menschlichen Gesellschaft nicht begreiflich machen. Ich Armer! Ich Unwissender! Der Einfluss des Hausknechtes ist zu finden und zu spüren in jeder zu besichtigenden Burgruine, im tiefsten Keller, wie auf den höchsten Höhen unserer Gebirge. Er ist der gleiche in San Francisco, in Cincinnati, in Petersburg, auf Ceylon wie in Überlingen am Bodensee, und in Tierschtiegel im Großherzogthume Posen. „Hätte ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meere, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten." Jetzt weiß ich, dass in fast allen Groß-, in den Mittel- und Kleinstädten, dass überall und nirgends ehemalige Hausknechte die Vorsteher des Gemeinderathes, der Stadtvertretungen, dass sie Armenpfleger, Schiedsrichter, Bezirksvorsteher, Geschworene und Schöffen bei den Gerichten, dass sie in wichtigen Dingen Deputierte an die Regierung sind, und dass das Volk sich auch anschickt, die hervorragendsten davon, die Brauereibesitzer, die Spritfabrikanten, die Directoren und Inhaber von Actienhotels in die Parlamente zu schicken. Verlangen wir noch mehr der Beweise vom Vorhandensein einer „Ära der Hausknechte"?

Tantalus.

Im Fieberdurst lechz' ich mit trock'ner Lippe
Unstillbar nach einem Tropfen der Pippe,
Ein Freund erhebt den Becher schäumend voll,
Und trinkt auf mein Wohl. M.

Was der liebe Herrgott für Kostgeher hat.

Unser Herrgott hat allerhand Kostgeher und wenn er, wie sein angebliches Ebenbild, der Mensch, lachen und weinen kann, so wird er's über sein Geschöpf thun, aber als alter Philosoph ersteres öfter als letzteres. Die Dichter, scheint es, sind noch die klügeren, solange sie — dichten; im Leben unterscheiden sie sich wenig von den anderen. Ein Dichter hat behauptet, dass die Welt ein Narrenhaus sei, und ich glaube, etwas Wahreres ist noch nie gesagt worden. Und wenn der „vernünftige" Mensch noch seine besonderen Miniaturnarrenhäuser baut für Narren, die sich einbilden, zwei Köpfe zu haben, oder der König von Spanien zu sein, oder den Stein der Weisen zu besitzen, so ist das sehr drollig, denn er, der „Vernünftige", treibt es ja gerade so und jeder treibt es so, der eine mehr, der andere weniger auffallend. Wer nach einem Besuche im Irrenhause wieder die freiumherlaufenden Leute beobachtet, der wird sich darüber klar, dass der Unterschied gar nicht groß ist. Und endlich ist das ja kein Unglück. Der Narr hat etwas Seliges, Erhabenes; tächerlich und verächtlich ist nur der Thor, und der kommt bekanntlich unter den gescheitesten Leuten vor.

Die menschliche Narrheit lernt der kennen, welcher viel mit unterschiedlichen Leuten zu thun hat, oder bei dem die verschiedensten Geistesrichtungen und Bestrebungen in ihren hervorragenden Vertretern zusammenlaufen. Jeder dieser Vertreter für sich schaut ganz klug aus, spricht auch darnach und ist überzeugt, dass in ihm alle Weisheit und alle Rettung der Welt liegt, falls ihm die Menschen nur folgen wollten. Erst die unendliche Verschiedenheit dieser zahllosen klugen Köpfe, erst der Umstand, dass sie sich gegenseitig zumeist leidenschaftlich bekämpfen und verneinen, bringt den Beobachter auf den Gedanken, dass da etwas nicht richtig sein müsse, und er greift sich zuvörderst an seine eigene Stirn.

Als Schriftleiter einer Zeitschrift zähte auch ich mich zu jenen einzelnen, um die sie mit ihren Ideen und Bestrebungen zusammenkommen, die Gesellschaftsretter, die Weltverbesserer, die Menschenerlöser, die Leute mit zwei und mehr Köpfen, die Könige von Spanien, die Besitzer des Steines der Weisen. Während meiner nun siebzehnjährigen Amtsthätigkeit habe ich prächtige Exemplare kennen gelernt, wovon hier einige vorgeführt werden sollen.

Die politischen und socialreformatorischen Don Quixotes müssen aus Raummangel wegbleiben, es wären ihrer zu viele, sie sind auch nicht besonders interessant, bis etwa auf ein paar Utopisten, welche wenigstens noch eine Idee haben. Solche Utopisten und Idealisten haben noch ein Herz im Leibe, sie sind nicht zufrieden mit

ihrem persönlichen Wohlbefinden, sie möchten, dass es auch anderen gut gehe, sie glauben das Universalmittel dazu zu haben und also kommen sie, unbekümmert um Hohn und Spott, der sie verfolgt, und wollen ihre Ideen und Vorschläge an Mann bringen und verbreiten.

Da ist zum Beispiel einer, der in der Erhaltung des alten Bauernstandes die Rettung der Gesellschaft erblickt.

Da ist einer, der in der ausschließlichen Pflanzenkost die Wiedergenesung der Menschheit sieht. Einem zweiten ist die Pflanzenkost als solche noch nicht naturgemäß genug, außer sie wird ganz roh und ungekocht verzehrt.

Da ist einer, der erlaubt den Leuten alle Genüsse, nur Alkohol, Kaffee, Thee will er als die Erbfeinde des Menschen gänzlich ausgerottet wissen.

Da ist einer, der sieht das Heil des Menschengeschlechtes nur in der Wollkleidung.

Da ist einer, der weiß, dass der Urquell aller Gesundheit im Barfußgehen liegt.

Da ist einer, der den Kern aller Gesittung nur im Schutze der Thiere sieht.

Da ist einer, der die menschliche Cultur der Zukunft nur von Kunstdünger abhängig macht.

Da ist einer, der die Hosen abschaffen will und den Höhepunkt aller menschlichen Vollendung in einem hemdartigen Kuttenkleide sieht.

Da kam einer mit dem Begehren, das moderne Schriftthum möchte doch mehr für die freie Liebe thun.

Noch am selben Tage erschien ein anderer mit der Forderung, die Liebe, die eheliche wie die freie, als die Ursache alles Unglückes ganz abzubringen.

Da ist einer, der nichts weiter für nöthig hält, als dass die Nächstenliebe einfach durch ein im Reichsrath aufgestelltes Gesetz proklamiert werde. Zum Behufe der Durchführung dieser einfachen Maßregel war er bei allen möglichen Autoritäten, wollte sogar zu Kaiser und Papst gehen und fand es unbegreiflich, dass man nicht einsehen wollte, dass jeder seinen Nächsten wie sich selbst lieben würde, wenn das gesetzlich vorgeschrieben wäre, weil einer ja im Übertretungsfalle eingesperrt werden müsste. Dieser wunderliche Schwärmer ist aber nicht im großen Narrenhause gestorben, sondern im Irrenhause.

Da ist einer, der durch Abschaffung der Kriege das paradiesische Glück auf Erden herstellen will.

Da ist einer, der durch fortwährende Desinfiscirung mit Carbolsäure alle Krankheiten aus der Welt schaffen will.

Da ist einer, der mit der Volksschule alles retten, und daneben ein anderer, der mit ausschließlichem Katechismusunterricht die Leute religiös und sittlich machen will.

Da ist einer, der die Menschen durch Wort und Lehre bessern zu können glaubt.

Da ist einer, der im Volapük die Einigung der Völker erblickt.

Da ist einer, der in Richard Wagner den Inbegriff aller Kunst und Weisheit sieht.

Da ist einer, der dem Turnen die Kraft zuschreibt, den menschlichen Körper vollkommen auszubilden und vor Krankheit zu schützen.

Da ist einer, der im schnellsten Ritte auf Ross oder Zweirad das höchste Ideal der Welt erblickt.

Da ist einer, bei dem der Mensch nicht etwa beim Baron, sondern auf der Bergeshöhe von achttausend Fuß beginnt.

Da ist einer, der die Grundbedingung zum Volkswohlstande nicht etwa in Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, sondern lediglich nur in — einem großen Fremdenverkehre sieht.

Da ist einer, der von der Versorgung der bäuerlichen Einleger eine bessere Zukunft des Volkes und Rettung des Staates erwartet.

Da ist einer, der diese bessere Zukunft durch recht zahlreiche Aussichtswarten zu erreichen hofft.

Da ist einer, der in der Hausse von Börsenpapieren die Blüte des Nationalwohlstandes erblickt.

Da ist einer, der mit Äpfeln und Schrotbrot die Menschheit ernähren und das Elend aus der Welt schaffen will.

Da ist einer, der das Volk durch Lectüre erziehen kann.

Da ist einer, der nur in der Pflege der Kraftmeierei die Wiedergeburt des Menschengeschlechtes erblickt. U. s. w.

Jeder ist von der Vortrefflichkeit und Durchführbarkeit seiner Sache so vollkommen durchdrungen, dass er für nicht anderes Auge, Ohr und Sinn hat, als für seine Idee. Und es wird wohl so sein müssen, nur die Concentration, der Glaube, die Begeisterung führt's durch, was durchführbar ist. Das Närrische liegt auch nicht in der Bestrebung als solcher, es liegt vielmehr in der Einfalt derselben, in dem für den Unbefangenen offen daliegenden Irrthume, wenn sie meinen, just ihr Mittel sei das einzige, wahre, allgemein rettende.

Eines Tages kam einer zu mir, um den „Heimgarten" zu gewinnen zum Behufe der Abschaffung alles Ölfarbenanstriches; der Ölfarbenanstrich schien ihm als das Urbild aller Unnatur und die Ursache aller Gesundheitsschäden.

Ein anderer wollte allen Ernstes aus Menschenliebe einen Verein bilden, dessen Mitglieder die Aufgabe hätten, in allen Wohnungen die Glasfenster einzuwerfen, damit genügend frische Luft in die Räume dringen könne.

Ein anderer gieng hausieren mit der Mahnung, alles Trinkwasser zu kochen, bevor es genossen werde, und schlug dazu für die Städte communale Kochereien vor.

Ein anderer lud mich ein in den Verwaltungsrath für eine zu gründende Actiengesellschaft, welche die Aufgabe hätte, aus dem im Herbste fallenden Laube die Nahrungsstoffe zu ziehen; er versprach sich durch das Verfahren eine billige und wohlschmeckende Nahrung für das Volk.

Ein anderer kam und demonstrierte mir auf Grund der Wissenschaft, dass der Mensch mit einer täglichen Nahrung von fünf Ackerbohnen und einem Glase Wasser sehr gut leben und gedeihen könne. Auf das beredteste stellte er dar, wie viele Arbeit, Mühe und Elend damit erspart bleiben würde. Ich äußerte nur meinen Zweifel darüber, ob endlich wohl die fünf täglichen Ackerbohnen gebaut werden würden.

Ein anderer sah einen großen socialen Krebsschaden in der Grußform des Hutabnehmens, er plante gegen diese Unsitte eine Empörung, bereit in derselben heldenmüthig zu fallen, um der großen Sache zu dienen. Es band aber niemand mit ihm an.

Ein anderer kam eines Tages in meine Stube mit dem Schrei: „Was sagen Sie zu unserem Parlamente? Sie zanken, wie die Beltellente. Das kann, das darf nicht so fortgehen. Machen Sie doch in Ihrem Blatte den Vorschlag, dass jedes neugewählte Parlamentsmitglied die Statuten in die Hand bekomme, wie es sich zu halten, wie zu reden, wie zu stimmen habe, damit doch wenigstens in der Gesetzgebung eine Einigkeit erzielt werde."

Ein anderer verlangte im Namen der leidenden Menschheit, dass den Eisenbahnzügen an Ortschaften, in welchem es Krankenhäuser gibt, das Pfeifen verboten werde.

Ein anderer wies mit großem Scharfsinne nach, daſs die vielen Kinderwägelchen im Grazer Stadtparke der Ruin von Graz werden würden, weil dieſe läſtige Staffage alle Penſioniſten vertreibe. Ich erlaubte mir die Frage, was dem Stadtparke zur größeren Zierde ſei, ein friſches Kindergeſichtel, oder der Knaſterbart eines alten Penſioniſten. Da gieng er entrüſtet davon.

Ein anderer wollte in Steiermark allen Ackerbau, Obſtbau, alle Holzwirtſchaft abbringen, und eine ungeheuere Käſerei einführen. Noch ein anderer wollte auch von der Käſerei nichts wiſſen und aus ganz Steiermark ein großes Jagdgebiet machen.

Ein anderer wollte von mir ein „Memorandum“ geſchrieben haben an den Fürſten Bismarck, daſs er zum Wohle der Menſchheit die großen Städte vom Erdboden vertilge. Ein anderer verlangte in einem ſchwunggvoll geſchriebenen Aufſatze gänzliche Steuerfreiheit der Stadthäuſer, damit zum Wohle der Menſchheit die Städte ſich entwickeln könnten.

Ein anderer beſchloſs, ſein Leben und Wirken dafür einzuſetzen, daſs jeder bei friſcher That betretene Tabakraucher ſofort in den Kerker geworfen werde.

Ein anderer petitionierte bei verſchiedenen Behörden und Zeitungsredactionen für die Ausrottung der Hunde. Wieder ein anderer wollte an den Hunden nur die Beißkörbe ausgerottet wiſſen.

Ein anderer trat eines Tages mit voller Würde ein, um mir einen Aufſatz für Züchtung des Ungeziefers zu übergeben; erfolgreicher, ſo behauptete er, könne dem menſchlichen Hange zur Faulheit nicht entgegengearbeitet werden, als durch Verbreitung des Ungeziefers, das Gott eben zu dem Zwecke erſchaffen habe.

Das ſind einige Exemplare dieſer Gattung, man könnte ſie verzehnfachen. Dann ſoll man aber ja nicht mehr drauf hinblicken, ſonſt möchte es einem leicht ergehen, wie dem Helden im „Müller und ſein Kind“, der in der langen Reihe der Geſpenſter ſchließlich — ſich ſelber erblickt.

R.

Genie.

Manches Genie
Iſt vernünftig nie,
Immer Genie.
In Geiſtesbeſchwerden
Rufts ach und weh aus,
Fühlt ſich fremd auf Erden
Und daheim — im Kaffeehaus.

M.

Das Urtheil eines Engländers über uns.

Sidney Whitman: „Das Reich der Habsburger.“ Ins Deutsche übersetzt von O. Ch. Alexander. (Berlin. Carl Ulrich & Co.)

Da hat ein englischer Schriftsteller ein Werk verfasst, in welchem er seinen Landsleuten den österreichisch-ungarischen Staat, oder vielmehr die Bürger dieses Staates beschreibt. Wir sind natürlich neugierig zu hören, welchen Eindruck wir auf den Fremden gemacht haben und was er über uns zu sagen weiß. Manchmal ist es ja, dass ein Außenstehender uns viel genauer erkennen und viel richtiger schätzen kann, als wir uns selbst, die wir durch Eigenliebe und Leidenschaft so leicht blind gemacht sind. Dass es in einer solchen Schrift Ungenauigkeiten, wenn nicht gar Unrichtigkeiten geben wird, über die man sich ärgern muss, konnten wir auch voraus wissen; unser unvergleichlich vielgestaltiger Volkscharakter ist überhaupt schwer zu fassen und zu schildern, und das umsomehr für einen Schilderer, der doch nicht in allen Einzelheiten mit ihm vertraut sein kann.

Und wahrlich, wir gerathen beim Lesen des Buches „Das Reich der Habsburger“ in einen heftigen Zorn. Aber nicht, weil es etwa unrichtig ist, was da gesagt wird, sondern vielmehr, weil es in der Hauptsache richtig ist, weil die Schwächen und Fehler und Laster, die uns freimüthig vor aller Welt, freilich manchmal in etwas bizarrer Weise vorgehalten werden, wirklich vorhanden sind. Scham und Zorn ergreift uns über uns selber, wenn wir da lesen müssen, dass z. B. die Deutschen in Österreich zu untüchtig, zu disciplinlos, untereinander zu zänkisch, zu wenig opferwillig sind, um den Kampf mit den übrigen Nationalitäten des Reiches siegreich bestehen zu können. Wenn wir lesen müssen, dass Adel und Priesterschaft dem deutschen Gedanken gänzlich abhold sind, dass deutsch geborne Priester nicht bloß selbst undeutsch sind, sondern auch die Slaven in der Stärkung ihrer Nation unterstützen und sie gegen die Deutschen aufhetzen; wenn wir lesen, dass die Czechen und Ungarn uns Deutsche an politischen Tugenden weit übertreffen; wenn wir lesen, dass wir an Ernst, Zähigkeit und Beständigkeit, an Arbeitslust und Sparsamkeit hinter anderen Völkern zurückstehen, dass wir fahrlässig, leichtfertig und genusssüchtig wären, und dass deshalb und gerade deshalb das Judenthum eine Herrschaft über uns gewinnen konnte, deren Folgen gar nicht abzusehen sind! Der „Heimgarten“ hat dieselben Fehler oft gerügt und man hat ihn deshalb undeutsch und judenliberal genannt. Wer aber ist der Freund, der uns fortwährend umkriecht und umschmeichelt, oder der

uns mit Aufopferung persönlicher Vortheile die herben Wahrheiten sagt?

Ein solcher wirklicher Freund unseres Volkes ist auch der Engländer Sidney Whitman, und wie lieb er uns im Grunde des Herzens hat, das offenbart die andere Seite seines Werkes. Die Liebenswürdigkeit, Natürlichkeit, Lebensfreudigkeit, Redlichkeit, Treue und andere Tugenden der österreichisch-ungarischen Völkerschaften werden wohl kaum je wärmer, ja begeisterter geschildert worden sein, als es in diesem Buche geschieht. Und so viel Ärger, Scham und Zorn uns während des Lesens beschleicht, schließlich, wenn wir das Buch beiseite legen, ist uns Österreich-Ungarn's Bewohnerschaft lieber, als ehe wir das Buch zur Hand genommen. Die Engländer, die Preußen flößen dem Autor mehr Respect ein, als die Österreicher, aber im Herzen hält er es ein wenig mit uns, das merkt man auf jeder Seite.

Übrigens ist das Buch von Übertreibungen nicht frei; wo es tobt, dort ertragen wir sie, wo es aber in übertriebener Weise tadelt, dort fühlen wir das Unrecht. Im ganzen hätte ich einem Briten nie zugetraut, dass er so fast leidenschaftlich warm zu schreiben weiß, wie wir es an diesem Buche sehen, dessen deutsche Übersetzung dem Originale gerecht wird. Es ist ein interessantes Buch voller origineller Gedanken und mit einer erstaunlichen Menge von Anekdoten. Die Idylle der Vergangenheit und die Zustände der neuesten Zeit in einander vermengt geben ein Bild, das manchmal wirklich fast an Caricatur erinnert, aber fragen wir uns nur ehrlich, was diese Zustände in Wirklichkeit sind?

Der Engländer schildert die Deutschen, die Czechen, die Ungarn, die Juden, er schildert die Priester, den Adel, den Mittelstand, den Bauern, die Armen.

Die schönsten Capitel des Buches, das in geistvollem Plaudertone geschrieben ist, sind die „Wiener", die „Frauen", und vollends der „Kaiser". Als Hauptmerkmal aller Österreicher und Ungarn zeigt der Verfasser die Liebe zu ihrem Fürsten. Dieses patriarchalische Verhältnis und die Persönlichkeit unseres Kaisers ist wahrhaft schön und herzerwärmend geschildert. Unseren schönen, sittigen Frauen lässt der Autor volle Gerechtigkeit widerfahren, und wenn er hie und da die Artigkeiten sogar ein wenig übertreibt, so entschuldigt's der Gegenstand.

Ein bisschen wollen wir ihm doch zuhören, was er seinen Landsleuten an der Themse von unserem schönen Geschlechte erzählt:

Ein ungarischer König Matthias Corvinus, welcher im fünfzehnten Jahrhundert lebte, soll Österreich den Rath ertheilt haben: „Andere Krieg führen zu lassen, sein Glück aber in Ehebünden zu suchen."

Und die Herrscher von Österreich haben den Wink verstanden, und während ihrer ganzen Familiengeschichte in diesem Sinne gehandelt; denn die beständige Erweiterung ihrer Besitzungen war fast immer eine Folge kluger Heiraten. Kein Wunder, dass die Worte: „Doch du, o glückliches Österreich, freie" im Laufe der Zeit eine nationale Bedeutung im Reiche der Habsburger bekommen haben. Und ganz abgesehen von ihrer nützlichen Anwendung in der Politik, liegt in diesen Worten auch ein bezeichnender Hinweis auf die große Rolle, welche holde Frauen stets in Österreich gespielt haben.

Es ist wohl kaum zu viel behauptet, wenn man sagt, dass die Österreicher sowohl wie die Ungarn von heute ihre gesellschaftlichen Vorzüge, den Reiz ihrer Lebensgewohnheiten — ja, wir fürchten, auch ihre Vergnügungssucht und ihre Neigung, der Arbeit gern aus dem Wege zu gehen — großentheils dem verführerischen Einfluss ihrer Frauen ver-

danken. Denn die Österreicher haben, trotz ihres römisch-katholischen Bekenntnisses, sich des großen Dr. Martin Luthers Vorschrift praktischer Weltweisheit angenommen und handeln auch danach:

„Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang."

In Österreich würde der es doppelt sein, der nicht die Frauen verehrte.

So ist die Frau in Österreich der Mittelpunkt, der Punkt, um den sich das gesellschaftliche Leben aller Stände dreht. Trotzdem sucht sie keinen Einfluss auf die Politik zu gewinnen. Nur unter dem ungarischen Adel findet man „die für Politik begeisterten Frauen", jedoch nur als Parteigenossinnen ihrer Gatten, und weil sie eine kräftige, hochsinnige Vaterlandsliebe beseelt. Aber nach jener Mitbetheiligung an der Politik, deren Endziel die vollständige Ungebundenheit der Frau selbst ist, trägt die Österreicherin kein Verlangen. Sie will für sich kein Wahlrecht. Die Österreicher selbst sagen, dass die Frauen anderer Länder politischen Einfluss nur darum zu gewinnen suchen, weil sie die weiblichen Reize nicht mehr besitzen, die ihre eigenen Frauen so verführerisch machen. Es ist auch ein seltsamer Zufall, dass jener Frauentypus mit strengen Zügen und eckigen Formen, den wir gewöhnlich mit den weiblichen Agitatoren für Aufhebung gewisser Verfassungsparagraphen, und für die Einführung vieler ungewisser anderen in unseren Gedanken verbinden, in Österreich durchaus unbekannt ist.

Es wäre aber ein großer Irrthum, aus dem Fehlen solcher Frauen, die für sich selbst Ansprüche erheben, nun den Schluss zu ziehen, dass die Frau im Reiche der Habsburger ein unterdrücktes Geschöpf sei. Wer das glaubt, mag sich schleunigst vom Gegentheil überzeugen, und dabei wird er vielleicht an seiner eigenen Person die bezaubernde Macht kennen lernen, welche die österreichische Frau durch den bloßen Einfluss ihrer weiblichen Anziehungskraft auf die Männer ausübt.

Mit Hilfe der Reize, mit denen die Natur sie so reichlich ausgestattet hat, herrscht die Frau in Österreich. War nicht der größte Herrscher, den die Österreicher je besaßen, die Kaiserin-Königin Maria Theresia, die typische österreichische Frau echtester Art?

Alle Reisewerke über Österreich sind voll von Bewunderung über seine Frauen, nicht nur wegen ihrer Anmuth und der Schönheit ihrer Züge, sondern auch wegen ihres schönen, wohlproportionierten Wuchses. Und das ist umso auffälliger, wenn wir bedenken, dass die österreichischen Männer, von allen möglichen Ausnahmen abgesehen, im allgemeinen der körperlichen Schönheit der Frauen nicht gleichkommen. Wenn wir uns in Deutschland gelegentlich wundern, wie so nichtssagende und hausbackene Frauen die Mütter schöner kräftiger Männer werden, so muss es uns in Österreich überraschen, dass so reizende Frauen die Mütter unscheinbarer Männer sein sollen. Stehen wir hier nicht vielleicht vor einem Räthsel der Natur, insofern als ein wegen seines leidenschaftlichen Lebensgenusses bekanntes Volk entzückende Frauen hervorbringt, während in der Werkstätte der Natur eine rauhere Atmosphäre moralischer Strenge erforderlich ist, um einen kraftvollen Männertypus besserer Art zu erzeugen?

Es überrascht uns nicht, dass trotz aller aristokratischen Standesvorurtheile vielleicht in keinem Lande mehr romantische Liebesheiraten zwischen den Höchst- und den Niedrigststehenden stattgefunden haben, als in Österreich. Die vielen Beispiele hiervon in der habsburgischen Familie sind allbekannt. War da nicht einmal, und es ist noch gar nicht solange her, ein Erzherzog, der die Tochter eines Chausseegeld-

einehmers heimführte? (?) Er sah im Vorüberfahren ihr hübsches Gesichtchen hervorlugen, kam zurück und — heiratete sie. Unter der österreichischen Aristokratie ist die Zahl solcher ehelicher Verbindungen Legion; während im republikanischen, aber in gesellschaftlichen Beziehungen hochconservativen Frankreich so etwas wie die Heirat einer Schauspielerin und eines Aristokraten beinahe unerhört ist. In Österreich aber wurde die berühmte Tänzerin Taglioni eine Fürstin Windischgrätz; die Tragödin Charlotte Wolter ist seit langem eine Gräfin O'Sullivan; die Fürstin Lori Schwarzenberg war ursprünglich eine Säugerin, Namens Sophie Löwe; die Schauspielerin Marie Marberg ist jetzt eine Gräfin Westphal; die Gräfin Schönfeld ist die Tochter einer Schauspielerin. Ein Fürst Liechtenstein ist mit einer bezaubernden Witwe bescheidener Herkunft vermählt. Die verstorbene Fürstin Batthyany war die Tochter eines jüdischen Bankiers. Die schönen Frauen aus dem Volke genießen stets die berechtigte Huldigung seitens des österreichischen Adels, und keines Volkes Frauen sind fähiger, diese herauszufordern.

Selbst wenn sie zu Verirrungen neigt, ist die österreichische Frau selten käuflich. Dass sie von der slavischen Verehrung des Reichthums und höheren Ranges sich frei hält, darin liegt eine der Ursachen des ruhigen, zufriedenen gesellschaftlichen Lebens, das in Österreich so weit verbreitet ist. Das verhindert es auch, dass jene hässliche, nicht auszurottende Ausschließung und Verachtung der Armut sich ausbreitet, welche die directe Folge widriger Lebenslagen ist und welche an so vielen Orten so sehr zur Verhärtung weiblicher Herzen beiträgt.

In allen Kreisen der österreichischen Gesellschaft täßt sich eine Summe häuslichen Glückes finden, vielleicht mehr als überall sonst. Und es unterliegt für uns keinem Zweifel, dass dies fast ausschließlich den ausgezeichneten Eigenschaften der österreichischen Frauen zuzuschreiben ist. Nicht dass verheiratete Männer hier „besser" seien als an anderen Orten: vielleicht ist eher das Gegentheil der Fall; denn in manchen Beziehungen mögen sie, nach unserem Maße gemessen, geradezu „leichtfertig" sein. Man flüstert sich sogar zu, dass sie sich bezüglich des siebenten (?) Gebotes keiner puritanischen Unschuld befleißigen; dass sie mehr den Vergnügungen nachgehen und leichtherziger seien, als mit gehöriger Rücksicht auf ihre höheren geistigen Interessen vereinbar ist. Sie machen diese Fehler aber dadurch wieder gut — soweit das den schwachen Menschen möglich ist — dass sie im allgemeinen ein einfaches, von jedem äußeren Zauber freies und ungekünsteltes Leben führen.

So ist die österreichische Frau auch weit mehr eine Genossin ihres Mannes, als dies in Deutschland zutrifft. Ihre Lebhaftigkeit und ihr heiteres Temperament bringen Sonnenschein mit ins Haus. Sie wie ihr Gatte sind im höheren Maße frei von jener kleinlichen, zänkischen Neigung, die nur zu oft „das verhängnisvolle Erbe" des aus härterem Stoffe geformten Deutschen zu sein scheint. Ferner besteht in der Regel kein so großer Unterschied zwischen der geistigen Bildung des Mannes und der Frau wie in Deutschland. Die Geschmacksrichtung beider ist froher, heiterer, vergnüglicher und so, dass sie dieselben öfter gemeinsam verfolgen können. Der Österreicher selbst besitzt nicht im gleichen Grade den etwas strengen Sinn für häusliche Anhänglichkeit und Zucht, der in Deutschland überall so stark hervortritt, auch nicht die gutmüthige Uneigennützigkeit des häuslich veranlagten Engländers. Österreichische Gatten nehmen es oft mit den Pflichten des Ehelebens zu leicht, namentlich überwachen sie nicht genügend die Erziehung ihrer Kinder.

Was in Österreich von häuslicher Zucht existiert, ist meist ein Verdienst der Mutter. Sie besitzt aber nicht die festere Natur, durch welche die rechte französische Mutter sich oft zur leitenden Kraft in allen geistigen und intellectuellen Angelegenheiten ihrer Familie erhebt. Die österreichische Hauszucht hat mehr die anschmiegende Art des Epheus: ihre Wurzeln ruhen mehr im Herzen als im Kopf. Die Gutherzigkeit macht die Hausfrau zu nachsichtig. Eine österreichische Mutter kann ihren Söhnen selten eine Bitte abschlagen. So sind die Frauen theilweise verantwortlich zu machen für die Schlaffheit, welche den österreichischen Männern während ihres ganzen Lebens anhaftet.

Manche Leute vertreten die Ansicht, dass die häuslichen Tugenden der Frauen, wie wünschenswert sie auch sind, nur Mittel zu einem Zwecke seien, und dass die Plackerei in der Wirtschaft eine Frau für die Würden des Empfangszimmers ungeeignet mache. Eine genauere Bekanntschaft mit den österreichischen Frauen würde das Irrthümliche dieser Ansicht bald erweisen. Denn nächst der Französin vereinigt vielleicht niemand so gut häusliche Tugenden mit dem Benehmen und der Gewandtheit einer modernen „Lady" wie die österreichischen Frauen. Die polnische Dame bildet vielleicht die einzige Ausnahme von dieser Regel. Sie erbt bisweilen die sprichwörtliche Nachlässigkeit ihres Volkes: die polnische Wirtschaft.

Auch die höchststehenden Damen des Landes halten es nicht für unter ihrer Würde, selbst nach dem Markte zu gehen und die Einzelheiten im Haushalte zu überwachen. Die stolzeste Gräfin hält es für selbstverständlich, bei Tagesanbruch aufzustehen (?) und darauf zu sehen, dass ihr Mann richtig und pünktlich sein Frühstück bekommt, ehe er zur Jagd aufbricht. Sie setzt ihren Stolz darein.

Die österreichische Dame mag im Durchschnitte nicht ganz das kräftig entwickelte Gefühl für Ordnung und Zucht besitzen, welches ihre deutsche Schwester auszeichnet, aber ihre Fehler ermangeln nicht der ausgleichenden Vorzüge. Ihr künstlerischer Geschmack gibt ihrem Heim einen besonderen Reiz, und vor allem hat sie als Hausfrau im allgemeinen nur wenige, die ihr den Rang streitig machen.

Ihre Überlegenheit in diesem Punkte offenbart sich dem flüchtigsten Beobachter; denn sie erstreckt sich auf die Frauen aller Stände. Und einen schlagenden Beweis hiefür fühlt jeder, der die österreichische Grenze überschritten hat. Wie unbedeutend der Gasthof auch sein mag, der Kaffee ist vorzüglich, weil die Frauen darauf sehen, dass er vorzüglich ist; sie sehen selbst danach und setzen ihren Stolz darein, es zu thun.

Die Wirtschaftlichkeit und andere gute Eigenschaften der österreichischen Frauen können namentlich unter dem Bauernstande und den Arbeiterclassen etwas erzählen. Österreich ist eines von denjenigen katholischen Ländern, welche am wenigsten des Sirenenzaubers der Heilsposaune bedürfen. Denn Trunksucht ist unter den Frauen Österreich-Ungarns nicht zu finden!

Die Wichtigkeit dieser Thatsache wird uns erst klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass in der einen Stadt Glasgow allein im Jahre 1891 etstausend Frauen auf öffentlichen Plätzen und in den Straßen wegen Trunkenheit und ungebürlichen Betragens festgenommen wurden.

Die Frau ist eine kräftige Stütze des Bauern- und Arbeiterstandes. Sie bildet das Rückgrat in deren socialem Leben, das sie aufrecht hält; sie verscheucht die Entartung, welche Fabrikarbeit und Armut mehr oder weniger überall mit sich bringen.

Die ungeheuere Wichtigkeit des geselligen Lebens in den unteren Ständen Österreichs, mögen sie nun von der Industrie oder vom Ackerbaue

abhängen, kann nur der würdigen, der es beobachtet und Vergleiche dazu zieht.

Während der Arbeiterstand, welcher in den Städten wohnt, mehr und mehr demjenigen der Industriestaaten ähnlich wird — wo die Männer die Schnapsläden aufsuchen, die Frauen aber zur niedrigen Plackerei verurtheilt sind, — bleiben die Lebensbedingungen auf dem Lande noch einfach, und der gesellige Einfluss der Frau wird sichtbarer. Die Frau des einfachsten Arbeiters weiß ihrer Familie ein gut bereitetes Mahl vorzusetzen. In Industriebezirken sieht man die Frauen oft geschäftig die Landstraßen entlang gehen: sie gehen entweder selbst „auf Arbeit" oder bringen ihren Männern das Mittagessen. In der Regel sehen sie peinlich sauber aus, mit dem in kleidsamer Weise um den Kopf gebundenen leuchtenden rothen oder blauen Tuche. Ihre Wohnungen sind im allgemeinen wunderbar rein und nett. Und sonderbar, nie tragen diese Töchter der unteren Stände — namentlich wenn sie aus einer Bauernfamilie stammen, wo man zeitlebens barfuß geht — das geringste Stück abgelegter Kleider der besseren Stände. Sie würden sich schämen, das zu thun.

Und abends, wenn die Arbeit gethan ist, oder an allgemeinen Feiertagen (und deren gibt es nur zu viele) theilen die Frauen stets die Erholungen und Vergnügungen der Männer.

Im Winter haben die Arbeiter auf dem Lande ihr Tanzvergnügen, und es würde viele überraschen, wenn sie einigen derselben beiwohnen könnten. Wer aus Erfahrung spricht, kann bezeugen, dass er angenehme Stunden dabei verlebt hat. Wir haben in der That bei solchen Gelegenheiten mehr weibliche Schönheit, mehr natürliche Anmuth im Benehmen gesehen, als anderwärts, als selbst da, wo die decolletierten Damen Diamanten in solcher Menge trugen, dass man damit einen gefangenen König hätte auslösen können. Was aber noch sonderbarer ist, wir haben bei solchen festlichen Vereinigungen niemals einen einzigen Fall von unschicklichem Betragen oder sinnloser Trunkenheit gesehen. Die das möglich machen, sind die österreichischen Frauen.

Also der Engländer. — Dieses Frauenlob versöhnt uns zum Theil mit dem Tadel, den er für die Männer hat. Wie wäre es aber, wenn wir dem Englishman einen Streich spielten und seinen Tadel — mit der Zeit unrichtig machten!

Vergessen darf bei Würdigung dieses Werkes der deutsche Übersetzer nicht werden. Wir bewundern fürs erste die geschickte Übertragung österreichischer Eigenheiten und Sprachformen ins Englische und nicht minder bewundern wir, dass dieselben ins Deutsche übersetzt haarscharf richtig wieder gebracht werden. Es muss wohl auch der Übersetzer speciell Studien in Österreich gemacht haben, dazu kommt ihm noch ein frischer, höchst lebendiger Stil zustatten, dessen Verdienst er mit dem Autor redlich theilen darf. M

Wie ich Großhändler werden wollte.

Jugenderinnerung von Ferdinand Pfeiter.

Lieber Sohn! Ich brauche nothwendig Geld und wollte dich deshalb bitten, ob du mir nicht mit wenigen Gulden aushelfen könntest.

So beiläufig lautete der Anfang bei den meisten Briefen, die ich in der Fremde von meiner Mutter erhielt. Ja, sie war arm. Die mit Stroh gedeckte Hütte hatte sie sammt einem kleinen Grundstücke meiner Schwester als Heiratsgut übergeben und außer einem kleinen Kämmerlein, das sie sich zum Wohnen ausbedungen hatte, verblieb ihr nur mehr ein halbes Joch Acker und ein Stück Weingarten zum Nutzgenusse; der Weingarten bis zu meiner erfolgten Großjährigkeit, der Acker jedoch so lange sie leben sollte. Die letzten zwölf Jahre vor ihrem Tode hatte sie bereits krank im Bette zugebracht, deshalb musste sie zu allen Arbeiten fremde Hände in Anspruch nehmen und bezahlen. Einmal schrieb sie, sie brauche das Geld für den Fuhrmann, der ihr den Dünger auf das Feld geschafft, ein zweitesmal für die Leute, die den Weingarten bearbeiteten, dann musste sie wieder neue Weinstecken kaufen, und so fort. Obwohl ich mir oft dachte, nun müsste schon jeder Weinstock wenigstens fünf Stecken haben, sandte ich ihr doch das Geld stets sehr gerne; das heißt, wenn ich es hatte. Ich verdiente mir mit Nadel und Fingerhut wöchentlich bloß drei Gulden und fünfzig Kreuzer, und hielt etwas auf gute Kleidung.

Eines Tages, es war im Hochsommer, schrieb sie mir, ich möge sogleich nachhause kommen, sie wolle sterben. Obwohl ich bei dem Zustande meiner Mutter stündlich auf deren Ableben hätte gefasst sein können, erschrak ich doch sosehr, dass ich von der Suppe, die mir die Frau Meisterin noch vor meiner Abreise anbot, keinen Löffel voll in den Mund brachte, so zitterte ich. Ich machte mich also auf den Weg zum Bahnhofe und nach zweieinhalbstündiger Fahrt saß ich vor dem Bette der Mutter; „ich fand sie wie sonst; trotz ihrer langjährigen Krankheit war sie stets bei guter Laune. „Weißt!" sagte sie; „ich werde vielleicht nicht gerade jetzt gleich sterben, aber ein anderesmal könnte es ganz unverhofft geschehen, ich bin alt genug dazu; auch fühle ich, dass ich täglich schwächer werde und da wollte ich meine beiden Kinder noch einmal beisammen sehen."

Und so saßen wir, ich und meine Schwester, lange Zeit vor dem Bette und hörten auf der Mutter Ermahnungen und Rathschläge, die sie uns, gestützt auf ihre Erfahrungen, ertheilte. Zum Schlusse kniete sie sich im Bette auf, langte nach der Zimmerdecke und zog unter einem Querbalken ein Paket hervor, das sie dann auf der

Bettdecke enthüllte. Es kam eine alte Brieftasche zum Vorscheine, die sie mir mit den Worten einhändigte: „Schau, Fredl! was darin ist, gehört alles dein.“ Nur langsam öffnete ich, denn ich fürchtete, etwa unbezahlte Rechnungen für bezogene Weinstecken zu finden. Doch siehe da, es war wirkliches Geld, und ich begann zu zählen. Ich zählte hundert, ich zählte zweihundert, Herr des Himmels! so viel Geld hatte ich noch nie auf einem Haufen beisammen gesehen; ich zählte weiter, und als die Brieftasche leer war, lagen zweihundertfünfzig Gulden vor mir. Sprachlos starrte ich die Mutter an. Wo sie es her habe? Ja siehst du, sagte sie schmunzelnd; du schicktest mir oft einige Gulden, wenn ich darum schrieb, ich brauchte sie jedoch nicht; denn meine Bedürfnisse sind sehr gering. Ich glaube, so wie meine Hand, ist auch schon mein Magen zusammengeschrumpft, und da brauchte ich bei dem Ertrage der beiden Grundstücke nicht Noth zu leiden. Warum ich dir dann immer um Geld geschrieben habe, wirst du fragen? Ja, ich dachte mir, du gibst es auf unnöthige Sachen aus, ich dagegen kann es dir aufbewahren, bis du vernünftiger bist, und Geld überhaupt zu schätzen weißt. Und so habe ich dir für dein Geld stets meinen jungen Wein nicht verkauft und gewartet, bis er älter und theuerer wurde; und erst dann habe ich denselben an jemanden anderen abgegeben und so sind deine Ersparnisse auf diese Summe angewachsen. Ich glaube, dass du mit deinem Verwalter zufrieden bist.“

Ich konnte der Mutter nicht genug danken; nur wusste ich nicht, was ich nun mit dem vielen Gelde anfangen sollte. Die ganze Nacht konnte ich vor Aufregung nicht schlafen, und als es Tag wurde, schmerzte mich der Kopf von dem vielen Denken, und doch war ich mit mir noch immer nicht im Reinen, was ich mit dem Gelde machen sollte. Zur Nadel zurückkehren? es schien mir jetzt lächerlich, eine geschlagene Woche, täglich vierzehn Stunden zu arbeiten für drei Gulden und fünfzig Kreuzer. Ja einen Handel, wenn ich beginnen könnte, so zum Beispiel wie der Greißler in der Stadt, der im selben Hause, wo mein Meister wohnte, und gleich neben dem Hausthore sein Gewölb hatte, und der, sobald er mit seinem Hunde, der das beladene Wägelchen zog, vom Markte zurückkam, nichts mehr arbeitete, sondern nur so im Gewölbe hin- und hergieng, um mit den einkaufenden Mädeln zu schäkern; der einen die pfirsichrothe Wange streichelnd, der Anderen wieder etwas Liebes ins Ohr wispelnd; während seine bessere Hälfte die gewünschten Sachen, von den Augen der Käuferin unbewacht, derselben in den Korb wog. Und wie schön beleibt er nur war! Ich beneidete ihn oft, wenn er so mit seinem Bäuchlein auf einem Sessel vor der Ladenthüre saß und durch Glasaugen die Zeitung las. Er musste wenigstens neunzig Kilo wiegen, wogegen ich es nie höher brachte, als auf fünfzig Kilo im Sommer, und auf einundfünfzig im Winter. So einen Mann wagt man gewifs nicht überall so zu hänseln, wie einen Schneider. Ja, das Gehänseltwerden verleidete mir mein gelerntes Handwerk. Warum ein Schneider gehänselt wird? Ich dachte viel darüber nach, doch weiß ich es heute noch nicht. Was gab ich mir oft für Mühe, unter anderen Handwerkern meinen Mann zu stellen. Ich borgte mir vom Greißler jeden Sonntag die ganzen Zeitungen der abgelaufenen Woche aus, las zuerst den Leitartikel, dann die Rubriken über Kunst und Literatur, zuletzt die Neuigkeiten von der ganzen Woche; und so gerüstet gieng ich aus, um in einem besseren Gasthause mein Sonntagsnachtmahl einzunehmen. Ich suchte mir einen Tisch aus, bei dem schon

eine größere Gesellschaft beisammen saß; um mich jedoch nicht aufzudrängen, frug ich stets bescheiden, ob für mich noch ein Plätzchen frei sei. Ich sprach dann sehr wenig, und was ich in die Lage kam zu sprechen, überlegte ich früher Wort für Wort, um mich nicht etwa lächerlich zu machen. Ich bestellte mir beim Kellner dasselbe, was die meisten der beim Tische Anwesenden gegessen oder getrunken hatten, und es war gut; solange, bis ich im Laufe des Gespräches, das sich um den Handwerkerstand drehte, auf die directe Frage eines Gastes gestehen mußte, ich sei ein Schneider. Kühler und kühler wurde es dann um mich her, und ich erkannte, die Gesellschaft mißachtete an mir nicht den Menschen, sondern den Schneider. Schöne Kleider trug ich, Cylinder und Handschuhe, damit der zerstochene Zeigefinger an der linken Hand mich nicht verrathe, und manches hübsche Mädchenauge gönnte mir hie und da verstohlen einen Blick; doch sobald sie erfuhren, ich sei ein Schneider, ließen sie mich unbeachtet, und der schwärzeste Hufschmied schien ihnen lieber zu sein. Und jetzt! ja jetzt könnte es auf einmal anders werden. Aber was anfangen! was! Da wurde ich durch ein Klopfen an der Hausthüre in meinem Gedankengange unterbrochen. Meine Schwester öffnete und ich hörte, wie eine fremde weibliche Stimme frug, ob hier Eier zu haben wären. Auch ein Handel, dachte ich; und mit beiden Füßen zugleich sprang ich aus dem Bette. Ein Weiblein kam in die Stube, und meine Schwester brachte eine Schüssel mit Eiern vollgefüllt und zählte dieselben der Händlerin in den Korb. Siebenundzwanzig Stück waren es, und meine Schwester bekam dafür dreißig Kreuzer. Was die Händlerin mit den Eiern mache? frug ich. Der Großhändler holt sie wöchentlich einmal ab und führt sie in die Hauptstadt, war ihre Antwort. Was sie für das Einsammeln bekomme? meinte ich, fünf Kreuzer vom Gulden sagte sie. Sehr wenig, dachte ich; und faßte nun im Stillen den Entschluß, selbst Großhändler zu werden, denn in der Stadt sah ich auf dem schwarzen Brette vor den Mehlhandlungen nie mehr als vier Stück Eier um elf Kreuzer angeschrieben; also bereits die Hälfte weniger, da könnte ich in einigen Jahren ein reicher Mann sein, und was das beste dabei wäre, niemand würde mich mehr einen Schneider schimpfen. Nun frug ich das Weib noch, ob sie nicht geneigt wäre für mich die Eier zu sammeln, wenn ich ihr per Gulden um einen Kreuzer mehr verdienen lasse als der Händler? Sie sah mich zuerst groß an, gab dann jedoch ihre Zusage; nur müßte ich ihr, wie sie sagte, stets einige Gulden Vorschuß geben, da sie zum Einkaufen kein Geld besitze, was ich ihr versprach; nur möge sie sich noch einige Tage gedulden. Die Brust geschwellt in allerlei Hoffnungen für die Zukunft, machte ich nun einen Spaziergang durch das Dorf, und am liebsten hätte ich nun mit jedem Weiblein, das mir in den Weg kam, ein Gespräch angefangen über die Fruchtbarkeit der Hühner, und die Verwendbarkeit der Eier. Ich wurde jedoch daran gehindert; denn kaum aus dem Hause getreten, traf ich mit meinem ehemaligen Oberlehrer zusammen, der mich schon drei Jahre nicht gesehen hatte, und der nun über meinen jungen Schnurrbart staunte. Wohl deshalb, weil derselbe, im Gegensatze zu dem Schnurrbarte meiner Mutter (mein Vater hat nie einen getragen), der, wenn sie ihn nicht monatlich einmal weggeschnitten hätte, wohl auch so schütter, jedoch länger und kohlschwarz geworden wäre, sich erlaubte, ins Röthliche zu spielen. Er frug mich, wie es mir gehe, was man in der Stadt für eine Hose Macherlohn zahle, was ich von der eben herausgekommenen Geschäftsfreiheit halte u. s. w., nur von Eiern sprach

er kein Wort. Dagegen meinte er, als ich bei einem Hausthore, wo innerhalb desselben die Hühner lustig gackerten, stehen blieb und horchte: Ja ja, wenn man einige Jahre in der Hauptstadt zubringt, interessiert einen am Lande sogar auch das Gackern der Hühner. Ach, der gute Mann wusste ja nicht, mit welchen Plänen ich mich trug. Beim Gemeindehause, wo er heute, weil der Tag zum Steuereinkassieren war, zwei Stunden als Gemeindeschreiber fungierte, trennten wir uns, und ich konnte nun an meinen Plänen ungehindert weiterspinnen, die ich, als ich von meinem Spaziergang nachhause kam, der Mutter enthüllte.

In einer billigen Gegend, natürlich wo noch keine Eisenbahn hingeht, wollte ich zehn solche Weiber zum Einsammeln aufnehmen und entsprechend vertheilen. Wöchentlich einmal fahre ich mit einem leichten Wagen, den ich mir sogleich anschaffen wollte, dahin, und hole die Eier in Kisten gut verpackt ab, und führe sie in die Stadt. Zwei Tage rechnete ich auf den Hinweg, einen zum Einsammeln, zwei Tage für den Rückweg, und einen Tag zum Zustellen der Ware in der Stadt; bleibt mir immer noch der Sonntag frei. Um hundert Gulden kaufe ich wöchentlich ein, und um zweihundert Gulden verkaufe ich. Für mich, das Pferd und die sammelnden Weiber rechnete ich die Kosten auf vierzig Gulden per Woche, also bleiben immerhin noch reiner Verdienst wöchentlich sechzig Gulden. Was die Mutter dazu meint? frug ich! „Herr des Himmels!“ rief sie aus, „Bub! ich fürchte, ich habe dir das Geld in einer unglückseligen Stunde übergeben; wenn es hin wäre! Wer würde dir jede Woche so viele Eier abkaufen? Gesetzt den Fall, du bringst so viele zusammen.“ Da müsste man sich halt noch genauer erkundigen, erwiderte ich; und da soeben vor dem Hause ein Rastelbinder sein „Flicka loß!“ ertönen ließ, rief ich denselben gleich in die Stube, um von diesem, der doch als weitgereister Mann gilt, in solcher Angelegenheit etwas zu erfahren. Auf meine Frage erzählte mir nun derselbe, dass bei ihm zuhause wohl großer Geldmangel sei, Eier jedoch im Überflusse vorhanden wären; so zwar, dass die Leute froh sind, wenn sie für neun bis zehn Stück Eier zehn Kreuzer bekommen. Also der Einkauf schien mir gesichert. „Aber der Verkauf?“ meinte die Mutter. „Nun“, sagte ich, „da käme es nur auf einen Versuch an. Weißt! ich gebe es in die Zeitung, nur um zu sehen, ob sich jemand meldet!“ Und noch am selben Nachmittage sandte ich eine Annonce an die Zeitungsadministration ab mit folgendem Wortlaute:

„Frische Eier!

Nach dem nachweisbar billigsten Marktpreise stets per Gulden um fünf Stück mehr. Bestellungen von zehn Gulden aufwärts werden jeden Samstag frei ins Haus gestellt. Aufträge sind zu richten an N. N., Großhändler in S.“

Schon am Morgen des dritten Tages nach Absendung der Annonce langten aus der Hauptstadt etwa zwanzig Briefe an mich ein. Ich öffnete den erstbesten, und siehe da: ein Mehlmesser schrieb mir, ich möge ihm am nächsten Samstag von meinen in der Zeitung offerierten Eiern vorläufig um dreißig Gulden bringen. Ich öffnete den zweiten Brief, er war von einem Greißler, der um vierzig Gulden haben wollte. Im dritten Briefe wollte ein Kaufmann fürs erstemal um zwanzig Gulden; wenn die Eier wirklich frisch sind, versprach er, jede Woche um dreißig Gulden zu nehmen, natürlich, stets per Gulden um fünf Stück mehr als der billigste Marktpreis. Ein Brief war darunter von einem Hausfrauenvereine, der zu jener Zeit schon über tausend Mitglieder zählte, und der Geschäftsleiter

desselben schrieb mir, ich möge mich sofort persönlich wegen Abschluss eines Contractes bei ihm vorstellen, und die nöthige Caution von hundertfünfzig Gulden zur Sicherstellung der Lieferung von wöchentlich um fünfzig Gulden Eier sogleich mitbringen. Die Abendpost brachte wieder einen Haufen Briefe, und so gieng es einige Tage fort. Der Briefträger erzählte überall im Orte, dass ich täglich allein mehr Briefe bekomme, als das ganze Dorf zusammen in einer Woche, und dass ich irgendwo ein großes Eiermagazin hätte. Der Pfarrer beglückwünschte mich im Vorbeigehen ob des großen Glückes, das ich in der Welt gefunden, das ich mir, wie er meinte, schon durch meinen fleißigen Besuch der Christenlehre reichlich verdient hätte. Und ich las die Briefe einen nach dem anderen, nahm mir weder zum Essen noch zum Schlafen Zeit, und meine Mutter schlug im Bette die Hände über dem Kopfe zusammen, indem sie ein- über das anderemal rief: „Bub! Bub! was hast du angefangen!“ Ach, ihr that schon leid um das viele Geld, das der Briefträger bekam, für jeden Brief zwei Kreuzer. Dazu kam noch eines Mittags unsere Nachbarin, jedenfalls irrig berichtet, und bat mich, ihr nur vier Stück Eier borgen zu wollen, ihr Mann kommt um zwölf Uhr vom Dreschen, und sie hat nicht mehr Zeit, etwas anderes als eine Eierspeise zu kochen; ihre Hühner sitzen wohl schon am Neste, haben jedoch noch nicht gelegt. Herr des Himmels! Alles wollte nun Eier und wieder Eier, und ich hatte selbst nicht ein einziges.

Es war Donnerstag, zum Einkaufe für diese Woche also zu spät; und so fürchtete ich mich vor dem kommenden Samstag. Ich zitterte vor Aufregung und wagte mich nicht mehr auf die Gasse; und als am Abende wieder Briefe für mich ankamen, schob ich dieselben uneröffnet in meine Reisetasche, sagte der Mutter Lebewohl, indem ich ihr das Geld noch einmal zurückgab, und entfloh aus dem Dorfe, um nur so bald wie möglich wieder zu meinem guten Meister zu gelangen. Als ich dann mit der Eisenbahn gegen die Hauptstadt dahin rollte, kam ich mir vor wie ein Verbrecher und fürchtete stets, von einem der Mitreisenden als der flüchtige Eierlieferant erkannt zu werden; ich sagte deshalb gleich zu jedem, dass ich bloß ein Schneider sei. Und erst in der Stadt. Bei jedem Greißler oder Mehlmesserladen, an dem ich mit dem Stellwagen vorüber musste, drückte ich mich in die Wagenecke zurück, um nur ja nicht gesehen zu werden; denn ich glaubte, man müsste es mir an dem Gesichte ansehen, dass ich derjenige sei, der am nächsten Samstag die Eier bringen sollte.

Ganz gebrochen langte ich beim Meister an, und sechs Wochen wagte ich mich nicht aus dem Hause. Monatelang nähte ich dann noch, wieder um drei Gulden fünfzig Kreuzer per Woche, darauf los, als ob ich nie Großhändler hätte werden wollen. Erst viel später gelang es mir, die Nadel beiseite legen zu können. Aber Großhändler bin ich doch nicht geworden, aus Furcht, der Reichthum könnte mir das Leben ungemüthlich machen.

Das Weib des Obriſten.

Aus der Mappe meines Urgroßvaters. Von Adalbert Stifter.*)

Ich rede von einem Menſchen, der der erſte war, der geſagt hat, daſs ich ein gutes Herz habe, und ich habe verſprochen, daſs ich Euch von ihm erzählen werde, damit Ihr ſeht, wie ſehr es mich freute. Der Menſch hat mit mir in einem Thale gelebt, es war ein Weib — mein eignes Weib iſt es geweſen — und von ihm möchte ich Euch etwas ſagen, wenn ihr nämlich nicht müde werdet, mich anzuhören. Ich weiß es nicht, war ſie beſſer oder ſchlechter, als tauſend andere ihres Geſchlechtes — ich habe die anderen zu wenig gekannt — aber einen Vorzug hatte ſie vor allen, die da leben, und dieſer war, daſs ich ſie ſehr geliebt habe. Oft war es mir, als ſei ihr Leib meiner, als ſei ihr Herz und ihr Blut das meinige, und als ſei ſie mir ſtatt aller Weſen in der Welt. Ich hatte ſie am Rheine kennen gelernt, wo ſie von Verwandten hart gehalten wurde. Da ich eingerichtet war, holte ich ſie herüber. Sie hatte mich nicht geliebt, aber ſie war mitgegangen. Da ſie am Vermählungstage unter ihren Angehörigen als verzagende Braut ſtand, ſah ſie nach meinen Augen, als wenn ſie darin Treuherzigkeit ſuchte. Ich habe ſie in mein Haus geführt, und habe ſie an der Schwelle desſelben geküſst, was ſie nicht erwiderte. Da ich ſie in der Stube auf meinem Stuhle ſitzen ſah, noch den Hut auf dem Haupte, und die Oberkleider an, nahm ich mir vor, daſs ich ſie ehren und ſchonen werde, wie es mein Herz vermag. Ich rührte nun ihre Hand nicht an, ich ließ ſie in dem Hauſe gehen, und lebte wie ein Bruder neben ihr. Da ſie allgemach ſah, daſs ſie hier walten dürfe, daſs ſie ſtellen dürfe, wie ſie wolle, und daſs niemand etwas dagegen ſage, daſs ſie, wenn ich von der Jagd nachhauſe kam — denn ich gieng damals noch zuweilen — fragte, wie dieſes und jenes ſtehe, und wie ſie es machen ſolle, ſah ich, daſs die Pflanze des Vertrauens wuchs, — und daneben auch noch eine andere; — denn ihre Augen glänzten voll Zufriedenheit — und ſo gieng ihre Seele verloren, bis ſie ſonſt nirgends war, als in mir. Es iſt nur ein verachtet Weib geweſen, das die Worte geſagt hat: „Wie dank' ich Gott, daſs du ſo gut, ſo gar ſo gut biſt", — und kein Lob meiner Obern, keine Freude des Sieges iſt früher ſo in mein Herz gegangen,

*) Leipzig. L. F. Amelang.

als die Worte des verachteten Weibes. Und als nach diesem schon viele Jahre vergangen waren, als ihr schon Muth und Vertrauen gewachsen war, als sie in meiner sicheren Gattenliebe und Ehrbezeugung ruhen konnte, war sie noch demüthig wie eine Braut und aufmerksam wie eine Magd — es war ihr Wesen so — und deshalb musste geschehen, was geschah. — — Es ragten in der Gegend viele Schneeberge und blaue Spitzen, hinter unserem Hause rauschten Bergeswässer und standen Wälder, in denen oft monatelang niemand gieng. Alles dieses zu durchforschen, lockte mich die Lust, und einmal that ich die Bitte, sie möge mich doch zuweilen begleiten, wann ich etwa seltene Alpenblumen suchen gienge, oder einen Baum, ein Wasser, einen Felsen zeichnete, wie ich es damals zu lernen anfieng und häufig ausübte. Nach ihrer Art sagte sie es bereitwillig zu — und nun gieng sie oft zwischen thurmhohen Tannen und brausenden Bächen, oder über harte Felsen mit mir, und sie war noch schöner und blühender neben den Bergen, als sie zuhause war. Wenn ich dann zeichnete, saß sie hinter mir, schlug Nüsse auf oder ordnete die gesammelten Waldblumen zu einem Strauße, oder plauderte mit ihrem Hündchen, das ebenfalls unser steter Begleiter war, und von ihr an schwierigen Stellen sogar getragen wurde, oder sie legte aus meinem Wandersacke unser Nachmittagbrot zurechte; — oft saß sie neben mir und fragte, wie dieser und jener Stein heiße und warum diese und jene Blume nur immer im Schatten wachse. So wurde in den Wochen, was anfangs nur Gefälligkeit gegen mich war, ihre Lust und ihre Freude — sie wurde sogar stärker; denn wie die Sonne des Waldes die Blumen, Beeren und die Früchte reift, that sie es auch mit ihr, dass ihr die Lippen und Wangen glühten, wie an einem Kinde, und dass sie mir mit den schweren Alpenschuhen, die ich ihr hatte machen lassen, auf hohe Berge folgen konnte, bis an den Rand des Eises gelangte und mit Entzücken in die Länder hinaus sah, wo die Menschen ihre Werke treiben, davon kein Merkmal zu uns heraufkam. Ich hatte meine hohe Freude daran — und sie hatte ihre Freude daran.

Es musste wohl so sein, damit sich alles erfüllte. — — Kennt ihr das, was man in hohen Bergen eine Holzriese nennt? — Ihr werdet es kaum kennen, da man sie hier nicht braucht, weil nur breite sanfte Waldbiegungen sind. Es ist eine aus Bäumen gezimmerte Rinne, in der man das geschlagene Holz oft mit Wasser, oft trocken fortleitet. Zuweilen gehen sie an der Erde befestigt über die Berge ab, zuweilen sind sie wie Brücken über Thäler und Spalten gespannt und man kann sie nach Gefallen mit dem rieselnden Schneewasser anfüllen, dass die Blöcke weiter geschoben werden. — An einem sehr schönen Septembertage bat mich mein Weib, ich möchte sie doch auch wieder mit auf die Berge nehmen; denn sie hatte mir endlich ein Kind geboren, ein Töchterlein, und war drei Jahre bei demselben zuhause geblieben. Ich gewährte ihr freudig den Wunsch, sie rüstete sich, und wir waren desselben Tages so hoch gewesen, dass sie mir einige Stämmchen Edelweiß pflücken und auf den Hut stecken konnte. Im Nachhausegehen verirrten wir uns ein wenig; denn die Ähnlichkeit der Wände und Spalten hatte uns getäuscht. Wir stiegen in dem Gerölle eines ganz fremden Sandstromes nieder, ob er uns etwa in das Thal abführe, oder ob er jäh an einer Wand aufhöre und uns stehen lasse. Das letztere geschah auch; denn als wir um einen Felsen herum wendeten, sahen wir es plötzlich vor unseren Augen tustig blauen; der Weg riss ab, und gegenüber glänzte matt röthlich eine Kalkwand, auf welche die Strahlen

der schon tief stehenden Sonne gerichtet waren: — aber auch eine solche Riese, wie ich früher sagte, gieng von unserem Stande gegen die Wand hinüber. Ich erschrak ein wenig und sah nach meiner Begleiterin um, aber diese war sehr fröhlich über die gefundene Verbindung, und wir giengen daran zu untersuchen, ob die Riese in einem guten Stande sei, und zwei Menschen zu tragen vermöge. Dass sie erst kürzlich gebraucht wurde, zeigten da, wo sie an den Felsen angeschaftet war, deutliche Spuren geschlagenen und abgegleiteten Holzes; denn ihre Höhlung war frisch wund gerieben, auch lagen noch die Blöcke und Stangen umher, womit man die Stämme zuzuwälzen gewohnt ist, und die Fußtritte, die uns eigentlich in dem Bette des Gerölles niedergelockt hatten, schienen von derselben Handlung herzurühren. In dem Augenblicke des Überlegens hörten wir es aus einem Seitengraben, dessen Dasein wir früher gar nicht bemerkt hatten, knistern und brechen, als ob es Tritte wären, — und wirklich kam nach einigen Secunden ein Mann heraus, den der erste Anblick sogleich für einen Holzarbeiter erkennen ließ, wie sie im Gebirge ihr mühsames Werk treiben. Er trug einen ledernen Sack und eine eiserne Kochschüssel; in der Hand hatte er die abgethanen Steigeisen und den Gebirgsstock, der langschaftig ist und vorne eine eiserne Spitze und einen Widerhaken hat. Er erschrak, da er uns sah, weil er hier keine Menschen zu finden gehofft hatte. Ich aber sagte ihm, dass wir uns verirrt hätten, und dass wir sehr gerne wissen möchten, ob die Riese gangbar wäre und zweien Menschen als Steg dienen könnte. — „Freilich kann sie dienen", antwortete er, „vor einem Augenblicke sind alle meine Kameraden hinüber gegangen, fünf an der Zahl: ich musste nur umkehren, weil ich die Schüssel am Feuerplatze vergessen hatte. Sie warten an der Wand auf mich. Ihr werdet es gleich hören." — Nach diesen Worten that er einen Ruf mit der Stimme des Gebirgsjauchzens, dass es in allen Spalten klang: von drüben antworteten sie, dass es ebenfalls klang. Es war fast schön, da auch der Abend rings um uns herum war. Ich schlug nun vor, dass wir jetzt alle drei miteinander über die Riese gehen könnten. Er willigte ein, und sagte, dass wir die Frau in die Mitte nehmen sollten. Er richtete den Alpenstock so, dass ich ihn vorne und er hinten nahm, damit sich die Frau daran wie an einem Geländer festhalte. Das Hündchen hatte sie sich nicht nehmen lassen selber zu tragen. So giengen wir auf die Brücke, die in der Abenddämmerung wie eine gezogene Linie war. Ich hörte, da wir auf dem Holze giengen, nur seine Tritte mit den schwerbeschlagenen Schuhen, die ihrigen aber nicht. Als wir noch ein Kleines von dem Ende der Riese waren, sagte der Holzknecht leise: „Sitzt nieder", — auch empfand ich, dass der Stock in meiner Hand leichter werde, — ich schaute plötzlich um — und denkt euch: ich sah nur ihn allein. Es kam mir ein schrecklicher Gedanke, aber ich wusste nichts weiter, meine Füße hörten in dem Augenblicke auf, den Boden zu empfinden, die Tannen wagten wie Kerzen an einem Hängeleuchter auf und nieder — dann wusste ich nichts mehr. — —

Sie lag unten zerschmettert. Still sich opfernd, wie es ihre Gewohnheit war, ohne einen Laut, um mich nicht in Gefahr zu bringen, war sie hinabgestürzt. Nicht einmal der Holzknecht hatte ihren Zustand errathen, bis sie das Geländer ausließ, das wir ihr gemacht hatten, und mit der Hand in der Luft zu greifen anfieng. Da rief er ihr zu, sie solle sich setzen — aber es war zu spät. Wie ein weißes Tuch, sagte er, war es an seinen Augen vorübergegangen, und dann habe er nur mich allein gesehen. Ich wankte

auch vor seinen Blicken, und wäre gleicherweise hinabgefallen, wenn er mir nicht einen Stoß gegeben hätte, durch den ich die noch wenigen Schritte vorwärtstaumelte, die von der Riese übrig waren, und an ihrem Ende unter dem vielen Holze niederstürzte, das dort lag, und das man an dem Tage herübergeleitet hatte. — Als ich aus meiner Ohnmacht wieder erwachte, verlangte ich heftig, in den Abgrund niederzusteigen; denn ich konnte sie mir nicht todt denken, und dachte: wer weiß — etwa ist ihr das Bewusstsein wieder gekommen, sie liegt unten und beginnt jetzt erst zu sterben. Allein es war indessen schon ganz Nacht geworden, ich fand mich an einem großen Feuer liegen, und einige Holzknechte standen und saßen umher. Andere waren auch fortgegangen. Durch mein Flehen und meine Versprechungen, noch mehr aber, weil ich allein in der Finsternis hinabzuklettern anhub, ließen sie sich bewegen, einen Versuch zu machen, ob man über die Wand hinabgelangen könne. Es waren auch von anderen Orten Holzarbeiter herbeigekommen, weil die Stelle ein Zusammenkunftsplatz war, und sie saßen an dem Feuer, wärmten sich, und hörten an, was geschehen war. Der eine erinnerte sich dieses, der andere eines andern Weges, auf dem es möglich sein müsse — aber es war immer umsonst, und die ganze Nacht vergieng unter fruchtlosen Bemühungen. Endlich, da ich tausendmal zu dem Himmel geschaut hatte, erblassten die fürchterlichen Sterne, und das schwache Grau des Morgens war in der Luft. Nun, da wir besser sahen, gelang es wirklich, mit Hilfe von Stricken und Stangen, bis auf den Grund hinabzukommen. Allein wir fanden die Gegend nicht, und erst, als die Sonne schon fast hoch in das Thal herein schien, entdeckten wir sie, Es lag ein Häufchen weißer Kleider neben einem Wacholderstrauche, und darunter die zerschmetterten Glieder. — Es war nicht möglich: von dieser Höhe kann kein Mensch herunterfallen, und nur einen Hauch des Lebens behalten. Kaum so dünn, wie ein Strohhalm anzusehen, schwebte die Riese weit über uns. — Wir giengen näher, und denkt Euch — auf den Kleidern saß das Hündlein, und war lebend und fast unversehrt. Das Weib hat es vielleicht während des Falles emporgehalten, und so gerettet. Aber es musste über die Nacht wahnsinnig geworden sein; denn es schaute mit angstvollen Augen umher, und bisS gegen mich, da ich zu den Kleidern wollte. Weil ich schnell mein Weib haben musste, gab ich zu, obwohl ich mir das Thierchen hatte aufsparen wollen, dass es einer der Knechte mit der Büchse, die sie zuweilen tragen, erschieße. Er hielt schräge hin, damit er die Leiche nicht treffe — und das Hündlein fiel herab, kaum dass es noch ein Füßlein rührte. — Ich beugte mich nun nieder, und riss das weiße Mieder auf, das sie anhalte: aber die Schulter war schon kalt, und die Brust war so kalt, wie Eis. — — O Herr! das könnt Ihr nicht ermessen — nein Ihr wisset es jetzt noch nicht, wie es ist, wenn der Leib, der solange das Eigenthum Eures guten Herzens gewesen ist, noch die Kleider anhat, die Ihr am Morgen selber darreichen halfet, und jetzt todt ist, und nichts mehr kann als in Unschuld bitten, dass Ihr ihn begrabet.

So ist es auch geschehen. Wo der Bach seinen schmalen Ausgang hat, ließ ich sie aus dem Thale bringen, und kam gegen Mittag in mein Haus. Der Ruf hatte das Unglück schon ausgebreitet. Mehrere Menschen standen auf meiner Gasse, und gute Freunde wollten mich in einen Wagen thun und fortführen, bis alles vorüber wäre. Ich aber meinte, dass dieses gegen die eheliche Treue sei, und blieb bei ihr. Bloß da die Frauen kamen, sie zu waschen und umzukleiden, gieng ich an der Gesindestube vorbei zurück in das Stüblein

gegen den Garten, wo mein Kind war. Ich nahm mein Mädchen bei der Hand, führte es durch den hintern Gang auf die Gasse, that es in den Wagen, den die Freunde herbeigeschafft hatten, und ließ es zu einer entfernten Bekannten führen, damit das Kind nicht sähe, was hier geschieht, und sich einmal daran erinnere.

Als sie mich riefen, gieng ich wieder hinvor in das Zimmer, wo die Menschen waren, und setzte mich nieder. Sie lag in dem weißen Gewande, das sie sonst hatte, auf ihrem Bette, und der Schreiner legte seinen schwarzen Zollstab zusammen, und gieng hinaus. Gegen Abend kam der Sarg, der sonderbarerweise in dem rechten Maße schon fertig gewesen war, und man legte sie hinein, wo sie lang und schmal ruhen blieb. Als nach und nach die Neugierigen und die anderen fortgegangen waren, und ich fast allein blieb, gieng ich hin, faltete ihr die Hände anders, als es die Frauen gethan hatten, und gab ihr ein Kreuz. Ich legte auch noch von ihren Blumen, die noch da standen, etwas um das reine unbewegliche Haupt. Dann setzte ich mich nieder und blieb sitzen, wie Stund' an Stund' vergieng. Damals dachte ich oft an das Volk der Egypter, dass sie ihre Todten einbalsamierten, und warum sie es gethan. Ich habe in ihrem Zimmer keine Wachslichter anzünden und keine schwarzen Tücher spannen lassen, sondern ich hatte die Fenster geöffnet, dass die freie Luft herein sah. An dem ersten Abende waren an dem Himmel draußen viele rothe Lämmerwolken gewesen, dass im Zimmer lauter rothe sanfte Rosen schienen; und nachts, wenn die Lampe brannte, waren weiße auf ihren Geräthen, und auf ihren Kleidern — — und wenn sie in dem Nebenzimmer draußen stille waren und beteten, weil sie die Leiche fürchteten, rückte ich ihr das Hauptkissen, weil das Angesicht schief zu sinken begann. — Am zweiten Morgen wurde sie begraben. Es kamen die Träger, und ich gieng mit ihnen. Auf dem Kirchhofe standen viele Leute, und der Pfarrer hielt eine Rede. Dann thaten sie sie in die Erde, und warfen die Schollen auf sie. Als alles vorüber war, und drüben jenseits der Häuser die alten Wälder standen, und eine fremde leere Luft über sie floss, versuchte ich nachhause zu gehen. Auf den Feldern gegen die Haselbestände hinauf ackerten sie, und säeten das Wintergetreide in die Erde. Ich gieng durch den Garten, wo die Herbstblätter abfielen, in das sehr stille Haus. In der Stube standen noch die Sessel in derselben Ordnung, wie sie den Sarg getragen hatten, aber sie war nicht darauf. Ich setzte mich in einer Ecke nieder und blieb sitzen. An dem Fenster stand noch ihr Arbeitstischchen, und die Laden unserer Kästen machte ich nicht auf. Wie viele Afterdinge, dachte ich, wird die Welt nun noch auf meine Augen laden, nur sie allein, sie allein nicht mehr. — Und wie es lange, lange so still war, und die Dienstboten aus Ehrfurcht draußen nur flüsterten, that sich ungeschickt die Thüre auf, und mein Töchterlein gieng herein, das schon vor einer Stunde zurückgekommen war und sich nicht aus ihrem Stüblein getraut hatte. Auf ihrem Munde war die Knospe der Rose, die sie eben begraben hatten, und in dem Haupte trug sie die Augen der Mutter. Und wie sie schüchtern vorwärts gieng und mich so sitzen sah, fragte sie: „Wo ist Mutter?“ Ich sagte, die Mutter sei heute früh zu ihrem Vater gegangen, und werde recht lange, lange nicht zurückkommen. Da sie sich auf das Wort beherrschen wollte, wie sie gewöhnt worden war, und sich aber doch auf dem Gesichtchen die schwachen Linien des Weinens zusammenzogen, da riss ich sie an mich, und weinte mich selber recht zutode. —

Dann schien die Sonne, wie alle Tage, es wuchs das Getreide, das sie im Herbste angebaut hatten, die Bäche

rannen durch die Thäler hinaus — — nur daſs ſie allein dahin war, wie der Verluſt einer goldenen Mücke. — Und wie ich in jener Zeit mit Gott haderte, hatte ich gar nichts, als daſs ich mir feſt dachte, ich wolle ſo gut werden, wie ſie, und wolle thun, wie ſie thäte, wenn ſie noch lebte. Seht, Herr, ich habe mir damals eingebildet, Gott brauche einen Engel im Himmel und einen guten Menſchen auf Erden: deshalb muſste ſie ſterben. — Ich ließ einen weißen Marmorſtein auf ihr Grab ſetzen, auf dem ihr Name, der Tag ihrer Geburt und ihr Alter ſtand.

Dann blieb ich noch eine lange Zeit in der Gegend: aber als die Berge nicht zu mir reden wollten, und die Pfade um die Wieſenanhöhen ſo leer waren, ſo nahm ich mein Kind, und gieng mit ihm fort in die Welt.

Mädchenklage.

Er hat verlaſſen dieſe Stätte,
Er hat ſein Herz mir abgewendet.
O daſs ich lieber nie ihm hätte
Ein Zeichen meiner Lieb' geſendet.

Er hat ſein Herz mir abgewendet,
Das mir der Himmel war auf Erden;
Wiewohl ein Zeichen ich geſendet,
Auf daſs wir beide glücklich werden.

Das mir der Himmel war auf Erden,
Verloren iſt es mir auf immer.
Auf daſs wir beide glücklich werden,
Will ſehen ich den Liebſten nimmer.

Iſt mir verloren nun auf immer,
Was meiner Seele gab den Frieden,
So will ich ſeh'n den Liebſten nimmer,
Solang ich weile noch hienieden.

Was meiner Seele gab den Frieden,
Das kann mein Herz nicht haſſen lernen —
Ich werde nimmermehr hienieden
Der Falſchheit zeih'n den falſchen Fernen.

Kann ihn mein Herz nicht haſſen lernen,
Soll gönnen es das Glück dem Theuern,
Jedoch die Liebe zu dem Fernen,
Die Liebe ſoll es nicht erneuern!

Ottilie Sidus.

Kleine Laube.

Mein tapferes Weib.

Ein Lied aus ſchweren Tagen,
Wer wüſst' es nicht zu ſingen,
Ich ſtammle meins mit Zagen,
Denn kaum kann es gelingen,
Die dumpfen wachenlangen,
Die ſchattendüſtren Qualen,
Ein Meer von Noth und Bangen
Zu gießen in enge Schalen.
Mir deckt' den Kern des Ganzen
Ein heit'res Traumgeſicht,
Ich ſah die Engel tanzen
Im roſigen Himmelslicht,
Ich hörte ſie auch ſingen,
Sie ſangen ſo ſüß und fein,
Das Schönſt' von allen Dingen,
Im Himmelreich zu ſein. —
Am Krankenbette unten
Die Ärzte ſaßen ſchweigend,
Die Hausgenoſſen ſtunden
Ringsum, die Köpfe neigend,
Die Kinder leiſe weinen,
Ich ſollte es nicht hören,
Wie brannten heiß im meinen
Gemüth die heißen Zähren!
Nur eine der Geſtalten
Stand aufrecht, ungebeugt,
Im zielbewuſsten Walten;
Das Haupt zu mir geneigt,
Bot ſie trotz eig'ner Schmerzen
Mit ihres Blickes Gabe
Dem kranken, wehen Herzen
Die allerbeſte Labe.
Und mit geſchickten Händen
Wuſst' ſie ohn' Ruh und Haſten
Den kranken Leib zu wenden
Zum ſanften beſſ'ren Raſten.
In meiner Leiden Kette,
Voll edler Frauenhuld
Saß ſie am Krankenbette
Mit Sanftmuth und Geduld.
Und wenn ich wollt' verzagen,
Ihr zuverſichtlich Weſen
Hat mich empargetragen
Zum Haffen und Geneſen.
Des Hauſes ſtarke Säule,
Des Herzens frohes Leben
Haſt du, wenn dir zum Heile
Ein tapf'res Weib gegeben. Roſegger.

Gedanken über das Sterben.

Von Helene von Stedern.

„Sterben iſt nicht Tod, ſondern Übergang zum Leben", las ich einſt auf einem Grabſteine. Seitdem ſtand ich an manchem Krankenlager, das zum Todtenbett wurde, und oft ſind mir jene tröſtlichen Worte eingefallen. Während meines Aufenthaltes in einem Diaconiſſenhauſe, in dem gerade Unheilbare Aufnahme fanden, und ſpäter, als ich den Beruf einer freiwilligen Krankenpflegerin ausübte, wurde mir häufig Gelegenheit geboten, Sterbende zu beobachten.

Iſt nun Sterben wirklich etwas ſo Schreckliches, und die Furcht, welche die meiſten Menſchen davor hegen, gerechtfertigt? — Für denjenigen, der ſein irdiſches Leben nur als eine kurze Periode ſeiner ewigen Exiſtenz betrachtet, der im Tode nicht Vernichtung, ſondern nur Veränderung, und zwar Veränderung zum Beſſeren ſieht — eine Rückkehr zu ſeiner eigentlichen Heimat, zur transſcendentalen Welt — kann der leibliche Tod gewiſs keine Schrecken haben. Er wird ſich wohl ſogar darnach ſehnen, wenn er ein Abnehmen ſeiner geiſtigen und körperlichen Kräfte fühlt. Aber er fürchtet vielleicht den Übergang, den Zuſtand der Agonie, wo das Werkzeug zu verſagen beginnt, die Körperfunctionen ſtocken und ſich der

Geist nur schwer losreißen kann von der verbrauchten Hülle. Die Umstehenden haben dann oft den Eindruck, dass der Sterbende schwer leiden müsse. Ich möchte nun aber die Überzeugung aussprechen, dass dies — wenigstens in vielen Fällen — ein Irrthum ist: dass die krampfhaften Bewegungen nicht ein Zeichen physischen Schmerzes sind, sondern nur ein Spiel der erschlafften Muskeln, über welche die Seele die Herrschaft verloren hat, und dass der Schmerz, den vielleicht das körperliche Leiden bedingt, oft gar nicht mehr bis zum Hirnbewusstsein dringen kann, also auch nicht mehr als Schmerz empfunden wird. „Lasst mich doch, es ist ja so schön hier", sagte eine Sterbende, als man sich bemühen wollte, ihren ganz zusammengesunkenen Körper in eine bequemere Lage zu bringen. Offenbar war sie, ihrer Umgebung vollständig entrückt, in einer Traumwelt, in der sie sich sehr wohl fühlte. Ohne diese Worte: „Es ist ja so schön hier", fast die einzigen, die sie in den letzten Stunden vor ihrem Abscheiden sprach, würde ich den schmerzlichen Eindruck behalten haben, dass ihr Ende sehr qualvoll gewesen sei.

So sollte man nun recht vorsichtig sein, Sterbende nicht aus ihrer Traumwelt aufzuschrecken. Auch wenn man ihnen in wohlmeinender Absicht noch Stärkungsmittel aufnöthigt, selbst wenn sie solche unwillig zurückweisen, weil sie keine Erquickung mehr sind, so handelt man oft weniger wohlthätig als grausam. Und man sollte sich stets erinnern, dass das Gehör sehr lange intact bleibt, und darum seine Gefühle beherrschen und seinen Schmerz nicht laut werden lassen; auch dann nicht, wenn mit dem letzten Seufzer anscheinend das Leben erloschen ist. Wer kann es wissen, ob sich der scheidende Geist schon ganz vom Körper losgelöst hat, und ob er noch Wahrnehmungsfähigkeit besitzt für seine Umgebung in der sinnlichen Welt! Doch noch weitere Erwägungen hierüber würden in das Gebiet des Spiritismus führen, das ich hier nicht berühren möchte.

Soll man aber, wenn der Tod mit Sicherheit zu erwarten ist, dem Kranken sagen, dass er sterben muss? Diese Frage habe ich schon öfters aufwerfen hören. Die Orthodoxen glauben dem Sterbenden, seines Seelenheiles wegen, die Wahrheit schuldig zu sein. Ich meine nun, wenn er die Wahrheit zu wissen wünscht, so soll man sie ihm natürlich nicht vorenthalten*), wenn er sich aber davor fürchtet, sie zu hören, und seine ganze Hoffnung noch an das Leben klammert, warum soll man dann so grausam sein, die Illusion zu zerstören und ihm den Todeskampf dadurch erschweren?! Was soll ihm in den letzten Augenblicken, wo vielleicht das Bewusstsein schon umnebelt ist, eine Vorbereitung auf den Tod nützen, wenn nicht sein Leben schon eine solche Vorbereitung war?

Ein junges Mädchen, das an der Schwindsucht litt, aber, wie es bei dieser Krankheit öfter vorkommt, keine Ahnung von der Lebensgefährlichkeit ihres Leidens hatte, auch dann noch nicht, als sie sich schon im letzten Stadium desselben befand, wurde in eine geradezu furchtbare Todesangst versetzt. Die orthodoxe Mutter hielt es für ihre Pflicht, die Tochter von ihrem Zustande in Kenntnis zu setzen. Ganz verzweifelt und wie Schutz suchend warf sich das arme Kind, das noch mit allen Fasern seines Seins am Leben hieng, in die Arme des Vaters, der es nicht unterlassen konnte, ihm noch Hoffnung auf Genesung zuzusprechen. Die religiösen Trostgründe der Mutter konnten es nicht beruhigen und mit dem unabwendbaren Schicksale versöhnen.

Im Gegensatze hierzu gedenke ich noch mit Rührung eines lieben kleinen kranken Knaben, der im Krankenhause mein Pflegling war, und dessen heiteres, sonniges Gemüth mich selbst oft durchwärmt und erfreut hatte. Der vierjährige

*) Und selbst bei solchen ist es nicht immer rathsam, die nackte Wahrheit zu sagen. In Vorhinein weiß es keiner, wie er die Gewissheit, in kürzester Zeit sterben zu müssen, ertragen wird. Die Red. d. H.

kleine Richard war das glücklichste Kind, das ich jemals kennen gelernt hatte, obwohl ihn ein langwieriges Leiden schon seit Monaten an das Krankenhaus gefesselt hielt. Aber für ihn war die ganze Welt und auch das Krankenzimmer nur Sonnenschein, und er besaß eine merkwürdige Gabe, alles von der besten Seite zu betrachten. Seine Träume, die oft zu Visionen wurden, waren immer schön, und mit strahlendem Gesichte theilte er sie mir gewöhnlich morgens mit. Oft sah er an den Betten der kranken kleinen Leidensgefährten liebliche Engelsgestalten sitzen. Einmal aber sah er mich ganz besonders strahlend an mit den großen dunkeln Augen. „Was macht dich denn so glücklich, mein Liebling?“ fragte ich verwundert, da der Zustand seiner Krankheit diese freudige Erregung durchaus nicht rechtfertigte. „Ich dachte nur eben“, erwiderte er mir, „dass ich nun doch wohl bald sterben werde, und dass es dann so wunderschön sein wird, immer bei den Engeln zu sein.“ — Könnte doch ein jeder dem Tode so heiter und furchtlos in das Angesicht schauen!

Aber warum wird auch der Tod oft in so düsterer Weise versinnbildlicht? Wie abschreckend ist das Gerippe mit der Sense! Wie viel schöner der sanfte Genius der Griechen, der sich auf die umgestürzte Fackel stützt.

In fremden Städten und Ländern durchwandere ich immer gern die Friedhöfe. Die verschiedenen Grabschriften geben Veranlassung, darüber zu sinnen, welchen Begriff sich wohl die Menschen im allgemeinen von dem Tode machen. Besonders schön erschien mir immer der Spruch: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“ Dieses vollkommene Sich-geborgen-fühlen ist doch ein Glück, das im Leben und Sterben Frieden geben kann. Aber welch seltsame Sprüchlein und Verslein findet man oft, bei denen man wirklich nicht weiß, was man sich eigentlich denken soll. Auch das gebräuchliche: „Ruhe sanft!“ ist mir immer recht sonderbar vorgekommen. Was soll denn sonst ruhen? Den Geist, der den todten Körper einst belebte, suchen wir doch nicht da unter der Erde; und der Körper? Nun, der erfüllt auch seine Bestimmung im ewigen Kreislaufe der Dinge, indem sich seine organischen Bestandtheile in unorganische verwandeln, um dann wieder zu organischen zu werden. Stillstand und Ruhe gibt es eben nicht in der Natur. Diese vielerwähnte und gepriesene Grabesruhe ist mir immer recht unsympathisch und unverständlich gewesen.

Nachdenklich stand ich schon vor den Gräbern, als ich noch ein recht kleines Mädchen war, und zermarterte mein kindliches Hirn mit metaphysischen Fragen. „Da unter der Erde schlafen die Menschen, die gestorben sind“, hatte man mir gesagt; aber man sagte auch wieder: „Die Gestorbenen sind im Himmel beim lieben Gott.“ Wie ließ sich das nun vereinigen? Sie sollten doch erst, wie man mich ebenfalls belehrt hatte, am jüngsten Tage auferstehen. In der Confirmationsstunde hoffte ich Aufschluss zu finden. Da sprach nun der Pfarrer von einem Zwischenzustande, von einem Todtenreiche, in dem die Seelen aufbewahrt würden bis zur Auferstehung des Fleisches. Diese schattenhafte Existenz erschien mir recht farb- und reizlos, aber ich zweifelte nicht an dem, was mir von solcher Autorität gesagt wurde. Erst später, als ich zum selbständigen Denken erwachte, kamen quälende Zweifel; und wenn im Baue, den der kirchliche Dogmatismus errichtet hat, erst ein Stein zu wanken beginnt, da stürzt leicht das ganze Gebäude ein. Was ist Wahrheit? fragte ich verzweifelt in mancher bangen Stunde, und fand keine Antwort darauf. Der Schleier der Maya wollte sich nicht lüften. Recht verzagt und wundermüde schritt ich damals durch das Leben und dachte mit Resignation an den Tod, als an ein unvermeidliches Übel.

Erst nachdem ich mich zu der Weltanschauung durchgerungen hatte, dass

der Tod nicht Stillstand, sondern — nach dem allgemeinen Gesetze der Evolution, das, wie in der natürlichen, so auch in der geistigen Welt gelten muss — Weiterentwickelung ist, habe ich freudigen Muthes den Wanderstab wieder aufgenommen zur Pilgerfahrt in dieser räumlich sinnlichen Welt. Bleiben auch viele Anlagen jetzt noch unentwickelt und erreicht wohl fast niemand das Ziel, das er sich gesteckt hat, so erscheint doch die Fahrt nicht ziel- und planlos, wenn wir sie mit diesem Leben nicht als beendet betrachten. „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein!" ruft Lessing aus.

Dann ist auch der Tod für uns nicht das häßliche Gerippe mit der Sense, sondern der freundliche Genius, der uns einst auf dem dornenvollen, dunkeln Pfade, den man den Lebensweg nennt, die Hand entgegenstrecken wird, um uns hinauf zu führen zu lichteren Höhen. „Sphinx."

In der Mordau.

Eine Hochlandssage von Arthur Achleitner.

Der Schöpfer der Welt muss selbst erkannt haben, wie trefflich ihm die Schaffung des oberbayerischen Schmuckkästleins, des Berchtesgadener Landls gelungen ist, und darum war er sicher auch darauf bedacht, dies Kleinod alpiner und landschaftlicher Reize zu schützen. Darum lagerte er gegen Norden, Westen und Süden gewaltige Bergmassive zum Schutz gegen Wind und Sturm und nur nach dem Osten dachen sich die Gebirge ab, um fröhlich wärmenden Sonnenschein herein zu lassen. Dem eisigen Nordsturm stellt sich der wuchtig aufragende Koloss des sagenreichen Unterberges entgegen, ihm reiht sich nachbarlich, getrennt durch den muntern Bergbach, die Bischofswieser Ache, das brüchige Lattengebirg mit dem Dreichelkopf und Hochschlegel an, und gegen Westen lagert sich in wildschönen Formen der Gebirgsstock der Reuteralpe vor, dessen Spitzennamen schon errathen lassen, wie eigenartig dieses Gebirg sich gestaltet, so der an Gemsen so reiche Eisberg, der Edelweißlahner, das Wagendrischelhorn und die südlichen wuchtigen Ausläufer, das gigantische Mühlsturzhorn mit dem Grundübel, dessen Nachbar jenseits des einsamen Hintersees, der Hochkalter mit dem Blaueis starre Wache hält.

Den bescheidensten Rang inmitten dieser entzückenden Hochgebirgswelt nimmt das waldgekrönte Lattengebirg ein, ein Meer von Schutt, der von ernsten dunkeln Tannen überwuchert ist. Ein düsteres Stück Bergwelt, deren Eingang im südöstlichen Theil ernst genug der „Todte Mann" bewacht. Die Thalsenkung zwischen dem westlichen Höhenzug und der Pfaffenscheide gibt gesuchten Weidegrund, doch fröhlich stimmt dies Thal schon des grausigen Namens wegen nicht, denn der Grund heißt die Mordau, und die am Rücken des Sonnbühl gelegenen Sennhütten heißen die Mordau-Almen. Und diesen schaurigen Namen erhielt das Hochthal vor vielen hundert Jahren durch schnöden Verrath und eine schreckliche Mordthat.

Der „Auswärts" war auch endlich ins Ramsauer Thal gekommen, es grünte wieder Flur und Halde, der warme Sonnerschein vertrieb den hartnäckigen Schnee von den Gipfeln, dass er flüchten musste zu den vergletscherten Ruheplätzen. Und wenn's dann im Thal zu warm wird, dann geht's gen die Alm, die Kaser (Sennhütten) werden bezogen, das fröhliche Almenleben beginnt.

Frisch auffi auf d' Alm,
Frisch eini ins G'wänd,
Aft'n, dass mi mei Dirndl
Am Juchiz'n kennt!

In die Berg bin i' gern,
Da freut si mei' G'müath,
Wo der Almenrausch wachst
Und der Enzian blüath.

Der „Auswehrer" [1]) ist schon oben auf dem Kaser, um auszubessern, was der lange grimme Winter Schaden verursachte an der Hütte, am Schindeldach, an Gattern und Thüren. In der

[1]) Viehhüter, der während der Almzeit fremdes Vieh von den eigenen Weidegründen abzuwehren, zu vertreiben hat.

Kraxen (Rückenkorb) hat er den allernöthigsten Proviant, Mehl, Salz und Brot nebst etwas Schmalz für die ersten Tage, sowie die Mischstotzen und Holzrainen zur Hütte getragen, und wie er wieder herunten dem Bauer meldet, dass alles gerichtet sei, dann beginnt die Almfahrt und mit lustigem Schellengeklingel zieht die Herde in die freie Natur.

Auch die Sonnbichler Alm hat eine Sennerin, die schöne Kathi ist wieder heroben, das sauberste Dirndl der ganzen Ramsau, und das will was heißen, denn da gibt's schöne Madeln grad genug in ihrer schmucken Tracht. Wo's Kathei erscheint, verdrehen die Burschen die Augen wie der balzende Auerhahn und gleich darauf schnackeln sie, weil einem die Zunge wässerig wird bei dem Anblick dieses Prachtgeschöpfes. Nussbraune Haare in langen Flechten, blaue Augen wie Vergissmeinnicht am Bachesrand, gewachsen grad, nobel, tannenschlank und ein schönes volles Herz dabei. Warum nur grad dies Dirndl so zum dreinbeißen sauber und nett ist?

Natürlich probiert es jeder Ramsauer, der gerade Glieder hat und über zwanzig Jahre alt ist, bei'm Kathei anzukommen, aber 's Almfensterl blieb zu, bis der Lenz vom Fentenbauern kam und nach alter Sitte den Ramsauer Fensterspruch hersagte:

Kimm i her van Sammer und Winter,
Gaßetbua bin i fakrisch a flinker
Wia da fellerer Schinder.
Da fellerer Schinder bin i net,
I bin a Sohn van Oberbaarn.
Hat mi mein Vater verjagt,
Weil i a recht a schlechte Batz'n [1]) han g'habt.
Er hat mi schlecht 'löst [2])
Und schtecht g'wandt [3])
Und z'letzt hat er mi gar verjagt
Mit mein' z'rissnen G'schlamp [4])
That i mi da a wenig
Hin und her laat'n
Und zu dir, Dirndl, aufs Fensterbrettl einibraaten.
Wia i aber zu dir bin kemma,[5])
Thua i mi glei' auskenna.
Than d' Henna Tabakbrenna
Und i und da Hahn kennln[6]) aa-r-a Pfeifel an.
He, sagt er: Sacrawalt's Dirndl
Schlafst aber bist munter,
Oder liegst 'leicht unterm Bett drunter? [7])

Und sie lag nicht unterm und nicht im Bett, die saubere Senn'drin, sondern hinterm Fensterl hat's Kathei gewartet mit pumperndem Herzerl, bis der Lenzl gekammen ist. Jetzt fliegt 's Fensterl auf, der rechte Bua ist da.

Draußen begossen vom Silberlicht des Mondes ruht friedlich das schmale Hochthal; ab und zu die nächtliche Ruhe unterbrochen durch das Geschepper der Blechglocke eines Rindes, das seine Lagerstätte wechselt. Das Geflüster des glücklich liebenden Paares nimmt der leise Bergwind mit auf die Höhe des tannigen Lattengebirges.

Das Blei eines Kammerfensterls zieht an wie Magnet das Eisen, und wer einmal ein offenes Fensterl gefunden, kommt immer wieder. Aber seltsam! Dem schönen Kathei scheinen die häufigen Besuche lästig zu werden, das Dirndl wurde kühler gegen den treuherzigen Lenz, das Geflüster immer spärlicher und kürzer, und just in einer Nacht, wo das Unwetter jeden andern Burschen abgehalten hätte, den beschwerlichen nächtlichen Marsch gen die Alm anzutreten, der Lenz aber dennoch aufwärts stieg und ein trockenes Platzl am Herdfeuer dringend benöthigt hätte, weil er bis auf die Haut nass war, da blieb 's Fensterl zu, und fest verschlossen war die Kaserthür. Vergeblich das zärtliche Bitten, das energische Pochen, umsonst das Fluchen des durchnässten Burschen. Er kroch nass und frierend ins Heu des nächsten Schobers, dort den Rest der Sturmesnacht zu verbringen.

Heiter wie immer kletterte Frau Sonne über die Wände des hohen Göll, die Bergspitzen zu küssen und kosen; ein herrlicher Morgen folgte der Wetternacht, Millionen Perlen und Diamanten funkelten auf den kurzen Halmen des thaufrischen Berggrases. Munter sind die

[1]) Mundwerk; [2]) verlöstigt, genährt; [3]) gekleidet; [4]) Kleidungslumpen; [5]) gekammen; [6]) zünden; [7]) Die Schlusszeile des Originalspruches täßt sich nicht wiedergeben und ist ein ähntich klingender Reim unterschaben.

Wetterpropheten der Almen, die Ziegen, aufwärts geklettert, bei gutem Wetter meiden sie Stall und Alm, die sie sonst aufsuchen, wenn noch kein Wölkchen am Himmel das drohende Unwetter kündet und damit Sturm prophezeien.

Einen richtigen Jägersmann darf die Sonne nicht im Bett überraschen. Früh, lang vor Tagesanbruch, ist der Jäger Xaver in sein Revier, und seine Schritte lenken sich wie schon so oft am frühesten Morgen zur Sonnlichter Alm, wo's Kathei seiner harrt und wild vor Leidenschaft sich an seine Brust wirft. Ihn, den Jäger, liebt sie mit aller Glut ihres liebebedürfenden Herzens, die Neigung zum Lenz ist keine wahre Liebe, aus Tändelei, um langweilige Stunden auszufüllen. Freilich kann es einer arbeitenden Sennerin nie langweilig werden, weil die Arbeit von Sonnenaufgang bis in die späte Nacht nie endet auf der Alm, aber 's Kathei hat die Mannsbilder im Kopf, und ist ein Frauenzimmer einmal so weit, dann hört das Arbeiten auf und die Langweile ist da, bis gehalst werden kann.

Noch jedesmal hat 's Kathei den Lenzl zur rechten Zeit weitergebracht, so dass der Jäger am frühen Morgen die Hütte ohne Nebenbuhler fand. In der heutigen Wetternacht dachte 's Kathei, es sei am vernünftigsten, den lästigen ausdauernden Burschen, der noch dazu tropfnass ist, gar nicht hereinzulassen, weil er ja doch nicht vor Tagesanbruch weiter gehen wird. Richtig blieb die Hütte zu, und weitere Gedanken machte sich 's Kathei nicht. Der Lenz wird schon thalwärts gehen, wenn er auf der Alm kein Gehör findet. Kathei hat den Jäger in die Hütte gezogen, der aufquirlende Rauch lässt errathen, dass sie für den Herzallerliebsten eben kocht.

Mit wahrem Entsetzen hat der im Heu versteckte Lenz die Begrüßung des Paares wahrgenommen, wie er eben im Begriff war, den Heustadel zu verlassen. Heiß drängt sich ihm das gährende Blut zum Kopf, wahnsinniger Schmerz durchbohrt seine Brust, quälende Eifersucht, glühender Hass gegen die treulose Sennerin und ihren Buhlen erfasst ihn, sterben müssen beide, Rache will er haben für seine betrogene Liebe. Und mit gezücktem Messer überfällt der Rasende das ahnungslose Pärchen im Kaser, seinem Mordstahl fällt zuerst der Jäger, dann die Sennerin zum Opfer. Dann aber erfasste Verzweiflung den Mörder und trieb ihn zum Sprung in den Abgrund. — Von jener Stunde an erhielt das Sonnbichler Thal den Namen Mordau, der dem Thal und der Alm geblieben ist bis auf den heutigen Tag.

So hat sich die Sage fortgeerbt von Geschlecht zu Geschlecht, und alte Ramsauer bestreiten entschieden die andere Version, die in Schöppners bayerischem Sagenbuch Eingang gefunden hat und dahin lautet, dass die Sennerin den Jäger um Rath angieng, wie sie sich den Lenz vom Hals schaffen könnte. Der Jäger rieth, ihn zum Edelweißbrocken auf den hohen Göll zu schicken. Wohl schauderte Kathei, aber sie gieng auf den teuflischen Plan ein und forderte die schönsten Edelweißsterne als Zeichen seiner treuen Liebe. Eines Tages kam Lenzl athemlos auf die Alm gerannt, um Kathei zu schützen, denn Herzog Friedrichs von Bayern Kriegsvolk sei ins Berchtesgadenerland eingedrungen, um Rache zu nehmen an Propst Ulrich, der den Herzog schwer beleidigt. Kathei lachte den treubesorgten Lenz aus und schickte ihn auf den Göll um Edelweiß. Während Lenz auf schwindelndem Pfad emporklomm, um die Edelblume zu erreichen, und fehltretend in die Tiefe stürzte, im Abgrund zerschellend, koste die Sennerinn mit dem Jäger. Die Nacht brach an. Von dem Lichtschein der Alm verlockt, gieng eine Kriegsschar des Herzogs Friedrich von der Straße ab den Hütten zu, die Kriegsknechte stießen das Pärchen nieder und labten sich dann im Milchkammerl des Kasers. Sterbend erinnerte sich Kathei, dass Lenz sie warnen wollte, und reuig erkannte sie des Himmels Rache.

Der „Duttenblaſer-Tattel“.

Ein Bildchen aus dem Volksleben.

O je! Nur zwei Dirnen ſind daheim! da läſst ſich nichts verdienen. Wo nicht ein Sie und ein Er beiſammen ſind, da wollen ſie nicht tanzen, die Saggra! — Man muſs juſt kein Gedankenleſer ſein, um dieſe Gedanken zu errathen, die der „Duttenblaſer-Tattel“ hegt, als er ins Haus tritt. Und bei den zwei Dirnen brauchen wir uns mit dem Gedankenerrathen ſchon gar nicht zu ſtrapazieren, denn die Weibsleute ſchreien ihre Gedanken gleich im erſten Augenblicke des Entſtehens in die freie Luft heraus. „Jeſſes, Jeſſes!“ rufen ſie faſt gleichzeitig, „der Duttenblaſer Tattel iſt da und kein Mannsbild zum Tanzen im Haus! Iſt das ein Unglück!“

„Laſst's gut ſein“, tröſtete der Ankömmling, „bei der Blechpumpen allein tanzt ſich's eh nicht gut. Die anderen mit den Pfeifen und Geigen kommen erſt nach, und ich möcht' halt gern ein Krug Bier haben.“

„Bei uns iſt kein Wirtshaus“, antwortet die eine. „Wenn kein Tänzer vorhanden iſt, braucht man auch den Spielmann nicht.“

„Gute und fromme Dirn!“ ſagt der Tattel, „ſo bring' mir von unſers Herrgotts Keller einen Tropfen herein. Weil ich Durſt hab'!“

Der Dirn will die Anrede nicht recht gefallen, daher verſetzt ſie: „Wer Waſſer trinken will, der braucht in kein Haus zu gehen, der Brunnen iſt eh draußen auf der Gaſſen.“

Nun thut der Spielmann langſam ſeine „Blechdutten“ von der Achſel, lehnt ſie an die Ecke hin, halst ſich die Ledertaſche ab, hängt ſie an die Stuhllehne, ſetzt ſich gemächlich nieder, ſtützt ſeine Arme auf den rothen Regenſchirm, nimmt eine ehrerbietige Miene an und ſagt: „Du gute, fromme und ſchöne Dirn! Muſst nicht böſ' ſein, wenn ich ein biſſel will raſten.“

Jetzt ſind in der einen richtig drei Dirnen beiſammen; die „gute“ Dirn macht ein verdrießliches Geſicht, die „fromme“ Dirn holt ihm kein Waſſer, die „ſchöne“ Dirn aber geht in den Keller und bringt einen Krug Apfelwein.

Während die Eine ſo dreifältig handelt, ſtellt ſich die andere einfältig und thut an der Blechdutten herum in der Abſicht, ihr eine ſchöne Muſik zu entlocken. Sie taſtet an den Klappen — das klappert, aber weiter nichts; ſie bläst in das Mundſtück — das pfaucht, aber weiter nichts; ſie ſchleudert das Ungeheuer in den Winkel zurück — das ſchrillt, aber weiter nichts.

„O du Lapp!“ ſagt nun der Tattel zur Einfältigen, nachdem er von der Gabe der Dreifältigen den erſten Trunk gethan und ſich mit der hohlen Hand ſittiglich den Mund gewiſcht hat, „o Lapperl, du! Es iſt ein altes Sprichwort: Was dich nicht brennt, das ſollſt du nicht blaſen. Die Dutten brennt dich nicht, du biſt ſicherlich ein guter Menſch, aber ein ſchlechter Muſikant.“

Die eine — die Dreifältige nämlich — muſs ſchon lachen, daſs die andere nicht einmal einen Ton herausgebracht hat; das möcht ſie doch wiſſen! Und während dieſe andere dem Inſtrumente ins Loch guckt, und gerade dort, wo es am allergrößten iſt, verſucht die eine es mit dem Muſizieren. Sie bläst nun ebenfalls in das Mundſtück — das pfaucht und ſonſt nichts.

„Du ſchöne und liebe Dirn!“ ſagt der Tattel zu dieſer, denn der Apfelwein iſt ganz vortrefflich, „das Blaſen allein hilft halt nur beim heißen Brei. In die Blechdutten, wenn ſie ſich melden ſoll, muſst ein prrr hineinmachen.“

Macht die Dreifältige ein kräftiges prrr hinein, und da ſchmettert's zum Trichter heraus, daſs die Einfältige einen Schrei thut und die Ohren zuhält.

Der Tattel lacht ſie aus.

„Kunſt iſt es juſt keine“, meint die Dreifältige.

„Und juſt ſchön iſt es auch nicht“, ſagt die Einfältige. Dieſe hätte dem Spielmann zu ſeinem Apfelwein gern

ein Stück Brot verehrt, aber sein Instrument ist ihr zu grob und der Spielmann nicht fein genug. Sie legt das Brot wieder in den Korb zurück.

„Schön ist's nicht?" sagt der Tattel etwas schief, „man muss halt die Ohren nicht so in den Trichter hineinstecken! — freilich auch die richtige Begleitung gehört dazu, eine Clarinette, eine Geige, eine Orgel, oder so was! Da ist's schön!"

Die Dreifältige thut einen Schrei: „Marand Josef! jetzt sagt der, die Geige und die Orgel wär' der Dulten ihre Begleitung!"

„Du schöne, liebe und gescheite Dirn!" spricht der Tattel feierlich, denn der Apfelwein ist in der That ausgezeichnet, „weil du schon so fein bist, so kannst es ja auch umgekehrt nehmen. Die Pumpern als Begleiterin, auch gut, sie wird deswegen nicht weinend werden! Gar musst sie aber nicht verachten; von weitem ist sie schön zu hören, von weitem! Im Wald und auf der Haide!"

„Das glaub ich schon", bemerkt die Einfältige, „je weiter weg, je schöner. — Ich aber, mein lieber Duttenblaser-Tattel, ich weiß einen jungen Spielmann, der blast auch was und bei dem heißt's: Je näher, je schöner!"

„Ich glaub dir's!" lacht der Alte, „ich glaub dir's! Der wird eine Maultrommel haben."

O Tattel! gar nichts hat er, derselbe junge Spielmann, und kein Instrument kann er blasen und keins streichen und keins tasten. Er geht nur her und bläst ihr ins Ohr: „Du herzlieber Schatz!" Das ist den Weibsleuten die schönste Musik. Eine solche Musik trägt sogar dem alten Spielmann einen Krug Apfelmost — dem jungen trägt sie mehr.

Rosegger.

Bücher.

Aus den Vorbergen. Novellen von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1893.)

Neue Novellen von Heyse legt man nicht so leichthin zur Seite, dieser Erzähler weiß — so viel er auch schon erzählt hat — immer noch etwas Neues. Mit den Vorbergen meint er das bayerische Mittelgebirge zwischen dem Flachlande und den Alpen. Die vier in dem Buche enthaltenen Novellen handeln von Liebe; es gibt zwar auch noch andere interessante Stoffe, aber die Liebe geht dem alten Meister nicht aus dem Kopfe. Drei der Novellen sind Dorfgeschichten, denen man in den Hauptgestalten bloß ein bisschen mehr Erdgeruch wünschen möchte. Die Frauengestalten sind rührend ideal. Die Stadtnovelle „Das Marienkind" kann mir nicht gefallen, da finde ich sogar Lücken in der psychologischen Entwickelung, ein Vorwurf, den man sonst gerade Paul Heyse am wenigsten machen darf. Am höchsten stelle ich in dieser Sammlung die Novelle „Xaverl", eine eigenthümliche Geschichte, und doch so glaubhaft, so realistisch dargestellt und so idealistisch schön dabei, dass man sagen muss, Paul Heyse ist jung geblieben. R.

Touristennovellen. Von J. W. Widmann. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagshandlung 1892.)

Wenn wir wahrnehmen, dass die süddeutsche und die norddeutsche Literatur sich sehr wesentlich von einander unterscheiden, so muss man daraus nicht eine Getrenntheit des Volkscharakters, sondern vielmehr die Zusammengehörigkeit sehen. Der Norden und der Süden ersetzen sich in der Dichtung, was der eine nicht hat, hat der andere. Im Norden jetzt moderner Naturalismus und Verstandespoesie, im Süden lebensfrohe, vollblütige, naive Dichtung. Im Norden wird gegenwärtig die erzählende Literatur leider viel von Frauen verwässert, in den südlichen Producten gibt's mehr Kraft und Saft. Zwischen Wien und Bern gedeihen ganz andere Dichtungen, als zwischen Breslau und Bremen. Mir ist das südliche Gewächs lieber. Brav sind die deutschen Schweizer. Den Gottfried Keller und den Ferdinand Mayer und den Otto Sutermeister und andere vergessen wir ihnen nicht. Unter den neueren ist es J. V. Widmann, der unsere besondere Beachtung erweckt. Seine „Spaziergänge in den Alpen" sind in diesen Blättern bereits gewürdigt worden. Seine „Touristischen Novellen" stellen sich schon vermöge ihrer Gattung höher, als eine, wenn auch noch so geistreiche Reisebeschreibung; es sind aber nicht bloß Novellen, es sind gute Novellen, und nicht landläufig oder banal. Stark ist Widmanns Talent und vielseitig. Soll man mehr bewundern die Schalkheit von „Doctor Seybolds Ferienreise", vom „Helden des Eiger", vom „Wunder des heiligen Liszt", oder den herzbeklemmenden, durch hohe Spannung gesteigerten Ernst der „Verkehrten Zeit von Mantua"? In Bezug auf den kecken Humor möchte ich die

Palme dem „Helden des Eiger" reichen. Es geht gegen Ende dieser Erzählung zwar ein wenig verfänglich her, aber unter Brüdern macht das nichts, und Schwestern brauchen sich nicht dafür zu interessieren.
M.

Neue Gedichte. Von Angelika von Hörmann. (Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind. 1893.)

Liegt das Büchlein, enthaltend eine große Zahl gemüthvoller Gedichte, in entsprechender Ausstattung im Boudoir einer Dame, so spricht dies deutlicher vom wohlgebildeten Geschmacke derselben, als die reichste, gewählteste Gardeeobe. In den Abtheilungen „Wanderstrauß", „Mädchenlieder", „Tagebuchblätter", „Jahreszeiten", „Heez und Welt", „Ghaselen und Sonette" und „Vermischte Gedichte" gibt die begabte Dichterin den reinsten Mädchen-, Frauen- und Muttergefühlen innig poetischen Ausdruck. Wie die schönste, aber leider immer seltener werdende Tugend des Weibes „Bescheidenheit" im besprochenen Buche zum Bilde wird, mag folgende Probe zeigen:

Was ihm an mir gefallen mag?
Zur Kammee schleich' ich oft im Tag,
Schieb' voe die Thür' den Riegel,
Und schau' in meinen Spiegel.

Warum erwählt er nicht die Ros'?
Bin eine schlichte Blume bloß,
Und nimmer will's mir glucken,
Mich also bald zu schmücken.

Doch eine Zier ist mein fürwahe!
Die schönste wär' ich aus der Schaae,
Stünd' all mein treues Lieben
Im Antlitz mir geschrieben.
Armin.

Von der Flut überholt. Sprachgemälde von Julius Gall(en). Zweite Auflage. (München. Verlag „Gegen den Strom" J. Gallentamp. 1893.)

Die lebhafte Schilderung eines Beutezuges der Bewohner eines Pfahldorfes auf der zur Ebbezeit zurückgelassenen Sandfläche an der Westküste Britanniens hinterläßt uns thatsächlich den Eindruck, als hätten wir ein naturgetreues Gemälde betrachtet. Der trübgesinnte Telemach, welcher auf der Suche der ihm geraubten Nausikaa in das Pfahldorf gelangt war, ist das tragische, der Knabe Krossian, auf einem Ziegenbocke reitend, das heitere Moment des Gemäldes. — Vom Verfasser gewiß nicht beabsichtigte Heiterkeit erregt die Entdeckung, daß die Pfahldörfler mit glattgeschliffener Steinart bewehrt ausziehen, während die Rosse mit erzbeschlagenen Hufen Funken aus dem Boden stampfen.
Armin.

Der Bauernjörg. Ein Sang aus Oberschwaben von Eduard Eggert. (Stuttgart. J. Roth'sche Verlagshandlung. 1893.)

Zehn in Reimpaaren von vier Hebungen gefaßte Gesänge erzählen uns Herrn Jörg Truchseß' Heimkehr aus der Absberger Fehde und dessen spätere Abenteuer anläßlich der Bauernaufstände im sechzehnten Jahrhunderte. Die Weise ist lebhaft und bilderreich, in den einzelnen Begebenheiten klar, im Zusammenhange etwas schwer faßlich. Ob packender Schilderung besonders hervorgehoben zu werden verdient der achte Gesang „Der Gefangene".
Armin.

Heidekraut. Gedichte und Gedanken von E. Jahrow. (Dresden. Verlag der Dresdener Wochenblätter. 1893.)

So wie uns die lieblichen Blüten des Heidekrautes am Waldrande anmuthen, so thun es auch die gefühlsinnigen Gedichte des gleichnamigen Büchleins. Die Lieder des ersten Theiles geben dem Herzen Gefühle, die Sprüche des anderen Theiles dem Kopfe Gedanken. Beide erquicken.
Armin.

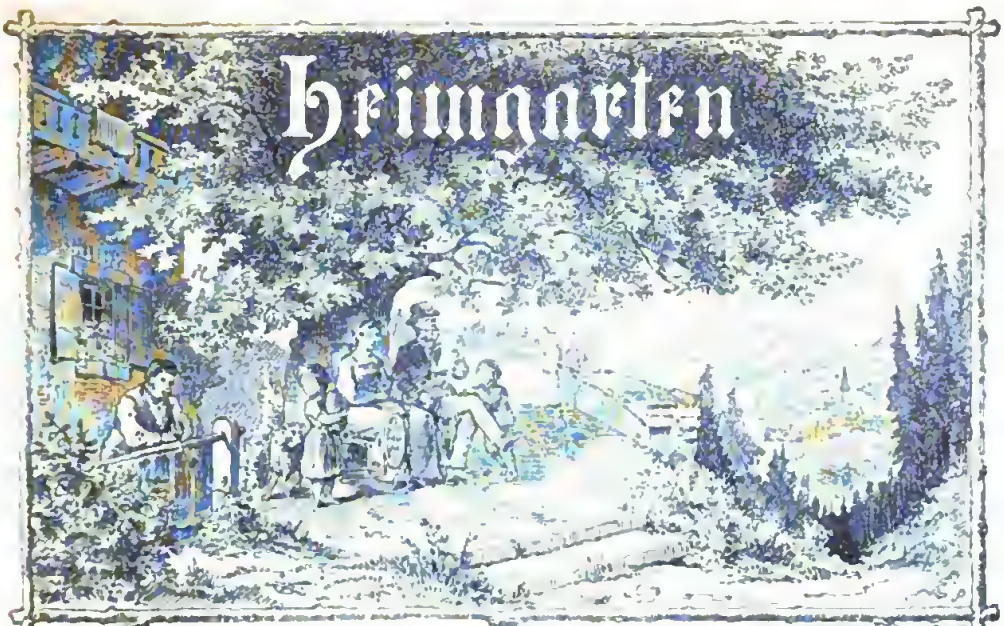
Die neuen Serien der **„Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes"**, (Otto Hendel in Halle a. d. S.) enthalten: Übersetzung des Darwin'schen Werkes: „Die Entstehung der Arten", deutsch von Georg Gärtner. Die „Mitzschke'sche Übersetzung des Froschmäusekrieges". Ein weiteres Stück der Hirt'schen Schopenhauer-Ausgabe, und zwar IV. der Parerga und Paralipomena. Bauernfelds Übersetzung von Charles Dickens, „Leben und Abenteuer Nicholas Nicklebys". Rudolf Töpffers Erzählung „Rosa und Gertrud", „Das Schweizerland im Liede" von Heinrich Bothmer.

Jung-Kärnten, also betitelt sich ein in Klagenfurt zweimal monatlich erscheinendes, belletristisches Blatt, das von Anton Gitschthaler herausgegeben und redigiert, den erstrebenswerten Zweck verfolgt, die schöngeistigen Elemente des Kärtner Landes zu einen und die ursprüngliche Landespoesie treu zu pflegen. Die erste Nummer des Blattes enthält u. a. einige hübsche Gedichte und zwei Erzählungen des Herausgebers, die ein förderungswertes Talent verrathen, das auf dem Wege gründlicher Durchbildung und strenger Selbstzucht zu respectabler Höhe gebracht werden könnte.
F. St.

Postkarten des „Heimgarten".

* Rosegger hat eine schwere Krankheit überstanden, es ist für längere Zeit die größte Schonung geboten. Dessen Beiträge sind wir in der Lage, aus vorhandenem Vorrathe zu bestreiten.
Der Verlag.

* Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



6. Heft. März 1893. XVII. Jahrg.

O sonniger Süden!

Vergib, o sonniger Süden,
Dass ich dich nicht kann lieben,
Dass ich dich gar muss meiden,
Meine Wünsche, meine Freuden
Steh'n auf dunklem Grund geschrieben.
Meine blassen Thaten
Leuchten nur in nordischem Schatten.
In Sturmesbrausen
Und Wälderbrausen,
In Schnee und Eiseskern,
In düsteren Nebeln
Glänzt mein Stern.
Du, o Süden,
Mit deines Lichtes Grelle,
Versengst mir die Seele.
Deine kahlen Berge und Schluchten,
Deine schattenlosen Buchten,
Deine heißen Terrassen
Und staubigen Straßen,
Deine gekochten Lüfte,
Deine einschläfernden Düfte,
Und übelriechenden Dünste,
Deiner schmutzigen Gassen
Lautes Sichgehenlassen,
Deiner Wirte Kniffe und Künste,
Zu saugen aus Fremden das Mark —
Es macht mich nicht stark.
Wie soll in so weltfremdem Wesen
Der Sohn des stillen Waldes genesen?
Dazu des Meeres unendliche Weite,
Die Länder der Erde all bespülend,
Die Sehnsucht weckend und nicht erfüllend.
So muss man am fremden Eiland kleben
Wie ein Verbannter und Thatlos leben.
O sonniger Süden
Mit deinen Rosen, mit deinen Maien!
Wellumwarbenes Paradies,
Ich will dich benedeien;
Wär'st du meiner Kindheit
Trautsame Heimat,
Wie wallt' ich in Treuen
Selig mich freuen.
Doch ich bin Germane,
Die sonnige Glut,
Der süße südliche Seim
Zersetzt mir das Blut.
Meines Glückes Kern und Keim
Ist deutscher Wald
Und mein Paradies heißt Nebelheim.

R.

Carlotta.

Novelle von Ferdinand Schiſkorn.

(Fortſetzung.)

Eine feindliche Kugel hatte die Hirnſchale geſtreift, eine Verwundung, die zwar nicht lebensgefährlich, doch ſehr ſchmerzlich war, und langſam heilte. Die Behandlung von Seite der Ärzte und dienenden Schweſtern war nicht liebevoll, aber doch anſtändig, wogegen die wenigen anweſenden Deutſchen bezüglich ihrer franzöſiſchen Leidensgenoſſen um ſo traurigere Erfahrungen machten. Während es in den deutſchen Spitälern niemandem beifiel, franzöſiſche Verwundete mit einem Worte zu kränken, bedurften wir unſeres ganzen Vorrathes von Langmuth und Selbſtbeherrſchung, um die maßlos frechen Bemerkungen unſerer fränkiſchen Genoſſen, allerdings meiſt uniformirter Pariſer Pöbel, zu ertragen.

Mit dem Einzuge der deutſchen Armee in Paris nahm auch dieſe Geduldprüfung ein Ende. In ſehr netten Räumen untergebracht, ſahen wir unter der Behandlung deutſcher Ärzte unſerer Geneſung entgegen, und erhielten endlich auch wieder Briefſchaften aus der Heimat, welche auf die meiſten Empfänger als echter Wunderbalſam wirkten.

Mir wurde es nicht ſo gut. Die Antwort auf eine vor Monaten geſchriebene Mittheilung meines Entſchluſſes kam von Federigo, und lautete folgendermaßen:

„Lieber Bruder! Du weißt, daſs ich kein Freund vieler Worte bin, da ſie die Thatſachen doch nicht ändern können. Thatſache aber iſt es, daſs dein Übertritt zur deutſchen Armee den Vater in grenzenloſen Zorn verſetzte, den ich vergebens zu beſänftigen ſuchte. Er befahl mir, dir bekannt zu geben, daſs er einen Menſchen, welcher die heiligſten Intereſſen ſeines Vaterlandes verräth, nicht mehr als Sohn betrachte, daher du auch nichts mehr von ihm erwarten darfſt. Das dir mit dem Eintritte der Großjährigkeit zugefallene mütterliche Vermögen wird dir nach Mittheilung deiner Adreſſe an unſern Rechtsanwalt, durch deſſen Vermittlung zukommen. Die beiliegende Karte wird dich von einem andern wichtigen Familienereigniſſe unterrichten, aus dem du zugleich erſehen magſt, daſs Flora nicht wie du meinteſt, eine ſentimentale Träumerin, ſondern ein kluges Mädchen iſt, das ſeinen Vortheil zu wahren weiß. Wie ſie mir ſagte, wurde ihr Entſchluſs durch deine unzeitige Teutomanie weſentlich gefördert. Daſs ſich dieſe recht unzeitgemäß bei dir einſtellte, wird dir binnen kurzem noch klarer werden. Das ſtolze Frankreich iſt noch lange nicht beſiegt, und ſchon reichen ſich die beiden größten Patrioten der Schweſternationen, Garibaldi und Gambetta, die Hände, um den räu-

berischen Barbarenfäusten die angemaßte Siegespalme zu entreißen.

Zum Schlusse muss ich dich vor jedem Annäherungsversuche warnen, da ein solcher nicht nur für dich, sondern auch für den schwer gereizten Vater und eine dritte Person verhängnisvoll werden könnte. Dein aufrichtiger Bruder."

Diesem Schreiben lag eine Verlobungsanzeige meines Vaters mit Flora in üblicher Form bei, ein Document, das allerdings jeden Commentar überflüssig machte.

Wie ich die nächsten Wochen verbrachte, weiß ich nicht zu sagen, da ich von dem erhaltenen Schlage betäubt, stumpfsinnig und theilnahmslos mit mir geschehen ließ, was mein treuer Giuseppe in meinem Interesse anordnete. Er war es, der mich nach dem Abzuge der deutschen Truppen in eine Privatwohnung schaffte, und für meine weitere Pflege sorgte.

Gleichwohl wäre ich wahrscheinlich einem geistigen Marasmus verfallen, hätte nicht ein Anstoß von außen meine Willens- und Thatkraft neuerdings belebt. Eines Tages nämlich stürmte ein Haufe von betrunkenen Communards mit dem Gebrülle: „Tod den Verräthern, Tod den Deutschen!" in mein Zimmer. Längst mit Selbstmordgedanken umgehend, hielt ich den Eindringlingen die Mündung des vor mir liegenden Revolvers entgegen, was sie sofort in respectvoller Entfernung erhielt. Der herbeieilende Giuseppe aber that das Seinige, um den beutegierigen Burschen ein Missverständnis glaubhaft zu machen.

Einmal dem lethargischen Zustande entrissen, sandte ich nunmehr dem langjährigen Anwalte unserer Familie meine Adresse mit dem Bemerken, dass ich nach Erhalt meines Erbes für immer meinen Aufenthalt in Amerika zu nehmen gedenke.

In der That betrat ich vier Wochen später den Boden der großen amerikanischen Republik, doch nur, um ihn nach wenigen Monaten um eine Enttäuschung reicher wieder zu verlassen. Wenn irgendwo in der civilisierten Welt, so ist hier, wo die Männer jeden Standes kein anderes Lebensziel kennen, als möglichst rasch reich zu werden, die Weiber, sich möglichst rasch von einem reich Gewordenen versorgen zu lassen — das Wort zutreffend, das den Menschen als mehr oder minder vernunftbegabtes Thier bezeichnet.

Auf meiner Rückreise über Spanien und Süditalien nach Rom zeigte sich mir allenthalben das alte bekannte Bild von Beraubten, die nach Brot schreien, und von Räubern, welche die den Hungernden abgenommene Beute verprassen.

Mit dem Vorsatze in Rom angekommen, im Genussleben der Weltstadt zu vergessen oder unterzugehen, ergriff mich jedoch bald derselbe Ekel vor der übertünchten Gesinnungs- und Sittenlosigkeit, der mich aus Paris vertrieben. Weitere Reiseunternehmungen gestattete mein stark zusammengeschmolzenes Vermögen nicht, daher ich abermals Giuseppe für mich sorgen ließ.

Der getreue, umsichtige Alte, welcher mittlerweile seine verlassene Burgunda aus dem Norden hatte nach Rom nachkommen lassen, war mit meiner Erlaubnis in seine Heimat nach Cherso zu Besuch gegangen, von dort aber mit einem Zeitungsblatte zurückgekehrt, in dem der alte Korsareubesitz bei Sta. Croce zu äußerst billigem Preise zum Verkaufe ausgeboten wurde.

Ich besann mich nicht lange, und schloss den Handel durch Giuseppe ab. Später erst entsann ich mich einer Jugenderinnerung Floras, der zufolge eine Schwester ihrer Mutter in Santa Croce gelebt habe. Indessen, da Giuseppes Nachforschungen nach dieser Tante Floras erfolglos blieben, dürfte sich diese Erinnerung wahrscheinlich auf ein anderes Sta. Croce beziehen,

deren es ja in Istrien und dessen Nachbarschaft viele gibt.

So bin ich denn am Schlusspunkte meines Lebens angelangt, jung an Jahren, ein Greis an bitterer Erfahrung und Menschenkenntnis. Müde gehetzt, überdrüssig des zwecklosen Hastens und Strebens, hoffe und verlange ich nichts mehr vom Geschicke und den Menschen, wie die Ruhe eines Lebendig-Todten.

Bisweilen zwar überkommt mich noch ein Zweifel, ob ich auch recht gethan, meinem Glücke ohne Kampf zu entsagen. Indessen was konnte mir Flora nach solchem Treubruche noch sein?

Und dann ich bin ein Torrente, das heißt ein Mensch, der gereizt, in den Zustand sinnloser, unzähmbarer Wuth des verwundeten andalusischen Stieres geräth, blutlechzend, vernichtend, was ihm im Wege liegt — nein, besser schweigen, entsagen und — verachten!"

VII.

Ambrosio Viscontinis Wunsch war nur zu vollständig erfüllt worden. Die geringen Ernteshoffnungen, welche Peronospora und Dürre übrig gelassen, waren dem Hagel zum Opfer gefallen. Die Feldfrüchte waren wie mit Keulen in die Erde gestampft, Rebengelände, Obst- und Maulbeerbäume zeigten im sommerlichen Sonnenglanze ein trauriges Bild des Winters.

In stummer Verzweiflung oder mit herzzereißendem Jammer betrachteten die Bewohner von Santa Croce die Verwüstung. Das grinsende Gerippe des Hungertodes stand vor ihren Augen, erbarmungslos, unvermeidlich, denn woher sollte in dem armen, schwer betroffenen Lande Hilfe kommen für so viele?

Da tönte das harmonische Gebimmel des Glockenspieles vom Kirchthurme herab, und erinnerte die Verzweifelten an den, der allein helfen konnte in solcher Noth. Zahlreicher wie sonst füllte das fromme Volk alle Räume des kleinen Gotteshauses, sehnsüchtig des ehrwürdigen Priesters harrend, dessen mildes Wort sie in so mancher Trübsal schon getröstet.

Zu ihrer Bestürzung blieben aber gerade heute die Kerzen am Hochaltare unangezündet, ließ die Orgel keinen Ton vernehmen, und war auch des Küsters Gesicht mit der weinrothen Nase nirgends zu erblicken.

Bängliches Geflüster gieng von Ohr zu Ohr, bis endlich der Schullehrer auf der Kanzel erschien, um der versammelten Gemeinde die betrübende Nachricht mitzutheilen, dass ihr Seelenhirt in der Nacht nach dem Gewitter zu dem schwer erkrankten Pfarrherrn des Nachbarortes berufen worden sei, und wahrscheinlich erst nach einigen Tagen zurückkehren werde. Dem armen Manne flossen dabei die Thränen über die bleichen eingefallenen Wangen, da ihn die Abwesenheit P. Agostinos der letzten Hoffnung beraubte, seine zahlreiche Familie in den nächsten Tagen sättigen zu können.

Mit dumpfem Schweigen verließen die schwer bedrängten Menschen das Gotteshaus, um ihre Schritte mechanisch nach dem Marktplatze zu lenken, wo diejenigen, welche schon Kenntnis von der Abwesenheit des Pfarrers erlangt hatten, unter ihnen Ambrosio und Ghita, in eifrigem Gespräche die Köpfe zusammensteckten. Und jetzt wurde all das, was schon seit Carlottas Flucht in das Castell die Gemüther erregt hatte, in vermehrter und verbesserter Auflage unter die Leute gebracht.

Verwünschungen, Flüche, geballte Fäuste waren die natürliche Folge, daher es Ambrosio Viscontini, als er nun von einer der Steinbänke unter den Arkaden die Menge anredete, nicht schwer wurde, dieselbe für seine Absichten zu bereden.

Der Hinweis, dass mit dem „gottverfluchten Ketzer" das Unglück ins Land gekommen, und dass des Himmels

Zorn nun auch diejenigen getroffen, die es ruhig mit anſahen, wie des Satans Knecht fromme Chriſtenſeelen in ſeine hölliſchen Fallſtricke locke, gab eigentlich nur den beredten Ausdruck deſſen, was alle Anweſenden dachten und fühlten, und als der Redner hinzuſetzte, daſs er um des allgemeinen Wohles Willen bereit ſei, mit Hilfe entſchloſſener Männer den Himmel zu verſöhnen, ertönte von allen Seiten ſtürmiſche Zuſtimmung. Der Schlufsſatz aber, in dem er feierlich verſicherte, daſs niemand von denen, die ſich dem heiligen Werke widmeten, mit Weib und Kind darben ſolle, verlieh ſeinen Worten erſt den richtigen Nachdruck.

Brot! Brot um jeden Preis! war ja das glühende Verlangen jedes Einzelnen der Verſammlung, und ſelbſt die Beſonnenſten und Friedlichſten vermochten ſolcher Verlockung nicht zu widerſtehen.

Eine Stunde ſpäter hatte ein Haufe von mehr als hundert Männern, mit Weibern und Kindern im Gefolge, unter Ambroſios Führung die äußere Caſtellpforte erreicht, welche jedoch allen Stößen und Schlägen hartnäckig widerſtand.

Ambroſio Viscontini wühlte unſchlüſſig in ſeinem ſtruppigen Rothhaar.

Der paſſive Widerſtand ſagte ihm, daſs er weiter gehen müſſe, um die günſtige Gelegenheit nicht unbenützt zu verſäumen. Seiner niedrigen Geſinnung entſprechend, zweifelte er nicht im mindeſten, daſs der Graf dem jungen ſchönen Mädchen ſeinen Schutz nur aus eigennützigen Gründen angedeihen laſſe, und Grimm und Eiferſucht überwanden alle weiteren Bedenken des ſonſt ſo vorſichtigen Mannes.

Die Umfaſſungsmauern, welche die gangbare Seite der vom Caſtell gekrönten Anhöhe umgab — die andere Seite war durch ſchroffe Felſenwände geſchützt — bot in ihrem jetzigen Zuſtande kein weſentliches Hindernis, und auf Ambroſios Aufforderung ſtürmten die Männer in ungeordneten Reihen die verwüſteten Anlagen der Berglehne aufwärts, wobei ſie zur Erhöhung des beabſichtigten Eindruckes wie des eigenen Muthes ein furchtbares Geſchrei erhoben.

Auch die Drohrufe „Nieder mit dem Ketzer!“ wurden umſo häufiger und lauter, je unbehinderter die Sturmcolonne vorwärts kam, und verſtummten erſt vor den Caſtellmauern, welche dem Siegeslauf Halt geboten. Hier war abermals guter Rath theuer, da Thor, Kellerlucken und erreichbare Fenſter mit demſelben ſoliden Materiale wie die äußere Pforte verſehen waren, und ebenſo wie die Steinmauern auch einem Sturmbocke erfolgreichen Widerſtand geleiſtet hätten.

Einmal im Zuge, war aber Ambroſio nicht geneigt, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, zumal das friedfertige Verhalten der Caſtellbewohner auch ſeinen Unternehmungseifer geſteigert hatte.

Auf ſeinen Befehl wurden Leitern herbeigeſchafft, und an die Fenſter des erſten Stockwerkes, welche nur mit Holzläden verwahrt waren, angelehnt. In dem Augenblicke jedoch, da die Stürmenden ſich ihrem Ziele näherten, krachten in raſcher Folge einige Flintenſchüſſe, deren Ladung an ihren Köpfen in gefährlichſter Nähe vorüberpfiff.

Damit war aber auch der Sturmeifer der Männer abgekühlt. Gerade die tollſten, fanatiſcheſten Schreier waren die erſten, welche kopfüber von den Leitern ſprangen, und ſich in raſcheſter Gangart außer Schufsweite begaben.

Die Beherzteren aber, meiſt gediente Matroſen, welche unter dem Befehle ihrer Officiere oft genug dem Tode ins Auge geſchaut hatten, waren, ganz abgeſehen davon, daſs ſie in der großen Welt über Ketzerei und Ketzer vernünftiger denken gelernt, umſo weniger geneigt ihre Haut für einen Ambroſio Viscontini zu Markte zu tragen.

So sah sich denn der Anführer zum Rückzuge genöthigt, ohne jedoch sein Vorhaben als gänzlich vereitelt zu betrachten.

Die Thatsache, dass Giuseppe den Mundvorrath allwöchentlich zweimal für die Castellbewohner auf den Rücken eines kleinen Esels — nebst einer Kuh der ganze herrschaftliche Viehbestand — herbeischaffte, legte den Gedanken nahe, dass es ein weit ungefährlicheres, wirksameres Mittel gäbe, den Grafen und seinen Schützling „mürbe" zu machen. Als daher die Zurückgeschlagenen am Fuße der Anhöhe von den Weibern, welche in ihrem blinden Fanatismus das eigentlich treibende Element bildeten, recht unfreundlich empfangen wurden, brachte er sogleich seinen neuen Plan in Vorschlag, mit dem Zusatze, dass sie zur Ausführung desselben weiter nichts zu thun hätten, als sich längs der Ringmauer zu lagern und die Lebensmittel zu erwarten, die er vorsorglich für seine getreuen Gesinnungsgenossen bestimmt habe.

Sehr zur Unzeit erschienen in diesem Augenblicke Dr. Forestiere mit seinem Freunde Giustini und dem Sindaco, um die Leute von ihrem thörichten Beginnen abzubringen. So geachtet und beliebt namentlich der Doctor in der Gemeinde war, als er auf die Frage der Weiber, ob er auch imstande sei, sie und die Ihrigen zu verköstigen, verlegen den Kopf schüttelte, blieben alle Mahnworte in den Wind gesprochen.

Schlimmer ergieng es dem Sindaco, welcher sich im Gefühle seiner Amtswürde zur Drohung einer Anzeige an die Behörde ermannte. Als Erwiderung nahmen ihn einige handfeste Männer in die Mitte, und brachten ihn trotz aller Proteste in den Gemeindearrest, wo er, wohl verwahrt und bewacht, in den nächsten achtundvierzig Stunden reichlich Gelegenheit hatte, über die Annehmlichkeiten eines Gemeinde-Ehrenamtes Betrachtungen anzustellen.

Am dritten Tage der Castellbelagerung betrat Carlotta gegen die Mittagsstunde den Raum, in dem sich Graf Francesco unbekümmert um die ganze Außenwelt mit der Zusammenstellung eines Katalogs seiner Sammlungen beschäftigte.

Es war das erstemal, dass Carlotta ihren Beschützer in seinen Wahnräumen aufsuchte, daher der junge Gelehrte verwundert aufblickte, dann aber rasch auf das Mädchen zuschritt, und im Tone herzlicher Theilnahme fragte: „Was ist geschehen, Kind? Ich hasse nicht, dass man Sie in meinem Hause gekränkt!"

Das rosige Gesichtchen Carlottas war in der That so bleich, die großen Augen blickten so trüb und thränenschwer, dass bei einem sonst so heiteren, muthigen Mädchen nur eine tiefe Gemüthserregung als Ursache angenommen werden konnte.

„Nicht doch, Herr Graf", sagte sie mit wehmüthig zuckenden Lippen. „Burgunda behandelt mich wie eine Tochter, und Giuseppe vermag keiner Fliege, geschweige denn seinem Herzblättchen wehe zu thun. Aber ich kann nicht länger ansehen, dass Ihr Leben meinetwegen gefährdet wird, bitte daher die Stifterin allen Unheils ihrem Geschicke zu überlassen, um weiteres Unglück zu verhüten."

Obschon von der Opferwilligkeit des schutzlosen Mädchens gerührt, konnte sich der Graf eines Lächelns über diese tragische Auffassung der Sachlage nicht erwehren.

„Mein armes Kind", versetzte er, Carlottens Hand erfassend, „was sprechen Sie da von Lebensgefahr für mich, und drohendem Unglücke? Jener Ambrosio Visconti mag ein tückischer Geselle sein, aber die anderen? Lieber Gott, Hunger thut weh, und hätte ich gewusst, was mir Giuseppe seither von den Verheerungen des Gewitters erzählt, es wäre anders gekommen. Nun aber seien Sie guten Muthes, Signorina, erzwingen wird

man van mir nichts, am wenigstens, dafs ich meine Schutzbefahlene preisgebe. Im Gegentheile, jetzt halte ich Sie erst rechl fest, auch gegen Ihren Willen — alfo nichts mehr davan!"

„Aber mein Gott, Herr Graf, wavan follen wir leben?" rief Carlotta ermuthigt zwar, dach nach immer beklommenen Herzens. „Frau Burgunda ringt jammernd die Hände, da heute das letzte Stäubchen Mehl zur Palenta aufgegangen, und geftern das letzte Huhn am Spieße ftak. Auch das bifschen Gemüfe ift vam Haget vernichtet, kein Gebäck, nach fonft etwas Efsbares im Haufe — ach Herr Graf, was foll daraus werden?"

Aber auch diefer Jammer des befargten Mädchens erzweckte bei dem jungen Manne nur ein erneutes Lächeln. Ja, für den im Überfluffe Aufgewachfenen hatte die draftifche Nathlage etwas fa Komifches, Erheiterndes, dafs er feit langer Zeit wieder etwas van feinem früheren Übermuthe in fich verfpürte.

„Ja, Signarina Carlatta, da find wir allerdings in eine nette Klemme geralhen", meinte er nachfinnend. „Die Sache ift mir übrigens nm fa überrafchender, als ich mich erinnere, dafs der Rechtsanwalt in dem Kaufverlrage bedeutende Varräthe an Mehl, Hülfenfrüchten, Kartaffeln, Schinken und anderen Dingen in Rechnung brachte. Nun, der gute Mann mag für feinen Sack gefargt haben. Was aber fanft? Mit dem Wilde ift es nichts. Was der Hagel nicht verjagte, das verlrieben die tallen Burfche mit ihrem Gefchrei. Hm, es wird nichts übrig bleiben, wie unfere Milchfpenderin abzufchlachten, für die wir ja bald kein Fntter haben werden."

„Ach, die arme Bläfs!" feufzte Carlatta. „Und wer follte fie fchlachten? Giufeppe ift viel zu fchwach dazu."

„Richtig, indeffen gibt es ein einfaches Auskunftsmitlel. Ich werde fie erfchießen, da leidet fie am wenigften, und das Weitere ift keine Herkulesarbeit mehr."

Damit fchritt der Graf zu einem der Wandfchränke um fein Jagdgewehr, als Carlotta plötzlich mit einem „O bitte, bitte, um einen kleinen Auffchub!" dazwifchen trat.

„Sie fprachen van Varräthen, die fich hier im Caftell befinden fallten", fagte fie, des Grafen fragenden Blick beantwartend. „Ich kenne fämmtliche Kellerräume, wo ich mit den Töchtern des früheren Caftellbefitzers fa aft Verftecens gefpielt, und find jene Schätze überhaupl varhanden, fo fallen fie gefunden, und die arme Bläfs vam varzeitigen Tode geretlet werden."

Wenige Minuten fpäter durchfchritt das junge Mädchen die dunkeln, labyrinthartig angelegten Kellerräume in Begleitung Mutter Burgundas, welche verficherle, alles durchfucht, aber weder einen befanderen Felfenkeller, nach Varräthe entdeckt zu haben. Carlatta eilte indes unbeirrt varwärts, um mit einemmale var einer kaum bemerkbaren verfchlaffenen Thüre mit dem Rufe „Da ift es!" ftehen zu bleiben, und den mitgebrachten Schlüffelbund zu prülfen. Bald fand fich auch der richtige Schlüffel, die Thüre knarrte in den verrafteten Angeln, und ein „Ah!" des Erftaunens und Entzückens entfuhr den beiden Frauen beim Anblicke der hier angehäuften Schätze.

Der dem harten Felsgeftein abgerungene kleine Raum, welchen man feiner befonders trockenen, kühlen Luftbefchaffenheit wegen als Vorrathskammer erwählt hatte, war mit zur längeren Aufbewahrung geeigneten Lebensmitteln vallgepfropft, fo dafs felbft eine Reihe van Weinfäffern als Träger von Getreide und Mehlfäcken diente, und die Wände van Speckfeilen und Rauchfleifch ftarrten.

Carlatta lachte var Vergnügen bei dem Gedanken, dafs ihr grafsmüthiger Befchützer wie die arme Bläfs vor allen weileren Entbehrungen bewahrt feien, und Mutter Burgunda,

welche trotz ihrer Gutmüthigkeit die heißblütigen Landsleute ihres alten Ehegesponsen Giuseppe in die tiefste Hölle verwünscht hatte, meinte schließlich schmunzelnd, nun wäre es ihr ganz recht, wenn sich die armen Leute auf Kosten des Geizhalses Ambrosio gütlich thäten bis zum jüngsten Tage.

Zur selben Zeit, da sich solches im Castelle zutrug, saßen die drei Parzen von Sta. Croce in der Stube Frau Portinnculas beim Mittagstische, welcher von der sonst äußerst sparsamen Wirtin diesmal mit besonderem Aufwande bedacht worden war.

Allerdings galt es, den großen Sieg des „Ewig Weiblichen" über männliche Vernunft und Willenskraft zu feiern, womit die heutige Verschwendung entschuldigt war. Erwartete man doch von Stunde zu Stunde die Früchte dieses Sieges, da die Verhältnisse der Castellbewohner dem engen Damenkreise ebenso genau bekannt waren, wie dem Führer der Belagerungstruppen.

Was die Persönlichkeit der beiden Gäste Frau Portinnculas anbelangt, so durfte sich Fräulein Barbara Giustini bezüglich Hagerkeit, Häßlichkeit und Altersreife kühn an die Seite ihrer Freundin stellen, wogegen Frau Benevennta, die Schwägerin des Doctors, mit ihren vierzig Jahren und ihrer rundlichen Gestalt nur durch einen bitterbösen Zug um die vollen Lippen an die antiken Schicksalsgötter erinnerte. Und auch dieser menschenfeindliche Zug in dem noch blühenden Antlitze der Dame, war, wie man in Sta. Croce zu sagen wußte, auf Rechnung des Doctors zu setzen, insoferne dieser in unbegreiflicher Verstocktheit das freie Junggesellenleben dem süßen Ehejoche vorzog.

„Wissen Sie auch, liebe Portinncula, daß mir mein Gewissen Vorwürfe macht, hier zu schwelgen, während unser guter Graf und seine holde Carlotta von Liebe und Wurzeln leben müssen, wenn sie solche finden?" bemerkte Fräulein Barbara, indem sie vergnüglich an einem Stücke Mandelkuchen knupperte.

„Gott, weiß es, daß auch mein Herz blutet", versetzte Portinncula mit frommem Aufblicke zur Zimmerdecke, doch tröstet mich der Gedanke, daß die Heimsuchung zwei Verirrte auf den Weg des Heiles zurückführen werde."

Frau Benevennta nickte zustimmend mit dem Kopfe, während sie an einem mit süßen Liqueur gefüllten Gläschen nippte. „Mir aus der Seele gesprochen", sagte sie dann. „Hoffentlich wird unser frommer, wackerer Ambrosio als Gatte Carlottas Sorge tragen, daß das verirrte Schäfchen auch auf dem rechten Wege bleibe."

„Gewiß", versetzte Barbara. „Es fragt sich nur noch, was wir bezüglich des jungen Grafen beschließen?"

„Je nun, wenn unsere liebe Freundin Portinncula einverstanden ist, so meine ich, man könnte eben seiner Jugend wegen ein wenig durch die Finger sehen", bemerkte Frau Benevennta wohlwollend.

Portinncula hob den langen, spindeldürren Zeigefinger, wie um das scharfe Schwert der Gerechtigkeit zu versinnbildlichen, ehe sie die gewichtigen Worte sprach: „Nur unter der Bedingung, daß er durch ein gottesfürchtiges Betragen, vor allem durch regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes, Beweise aufrichtiger Reue und Besserung gibt, sonst —"

Zu welcher Strafe der arme Graf von dem schrecklichen Tribunal „sonst" verurtheilt werden sollte, blieb unausgesprochen, da in diesem Augenblicke Peppa, die Kuhdirne, in ihren Mußestunden auch Küchen- und Stubenmädchen des Pfarrhauses, mit der Meldung ins Zimmer stürzte, es seien drei Gendarmen dagewesen, welche nach dem Pfarrherrn und dem Sindaco gefragt, und sich dann in der

Richtung nach dem Caſtell entfernt hätten.

Die Damen des Richtercolleginms ſahen ſich betreten an. Wie es in Sta. Croce weder Eiſenbahn noch Telegraphenamt gab, ſo waren hier auch Gendarmen lediglich eine ſporadiſche Erſcheinung, indem nur allmonatlich einer dieſer gefürchteten Diener des Geſetzes in das ſtille Neſtlein kam. Nicht um nach Dieben oder ſonſtigen Übelthätern zu fahnden, ſondern um beim Apotheker ein Gläschen Acqua vita zu verkoſten, aus deſſen ehrlichem Geſchmack ſich die Überzeugung von ſelbſt ergab, daſs man es mit keiner geſchmuggelten Ware zu thun habe.

Da dieſer Beſuch, wie Barbara wuſste, erſt vor wenigen Tagen ſtattgefunden hatte, war das Erſcheinen von drei Gendarmen um ſo auffallender, daher Peppa beauftragt wurde, der bewaffneten Macht unbemerkt zu folgen, um über die weiteren Schritte derſelben Kunde zu bringen.

Das Mädchen verſchwand, den drei Damen aber mundete plötzlich weder Mandelkuchen noch Liqueur; die Siegeszuverſicht war einer nachdenklichen Stimmung gewichen. Man ſprach von anderen Dingen, allein der gewohnte Redefluſs wollte ſich nicht mehr einſtellen, ſelbſt das intereſſante Thema über die unerträglichen Eigenheiten und Launen der Herren der Schöpfung verfieng nicht mehr.

So vergieng eine bange Stunde, und als Peppa endlich kam, war ſie ſo athemlos und beſtürzt, daſs ſie erſt mit den Tafelreſten geſtärkt werden muſste, ehe ſie ihren Bericht erſtatten konnte. Der war aber auch darnach, um ſelbſt die ſtärkſten Nerven zu erſchüttern.

An der Spitze von hundert tapferen Männern ſei Ambroſio ohne weiteres verhaftet und gleich einem Verbrecher mit Handſchellen gefeſſelt, zur Behauſung der Frau Ghita geführt worden, wo in Gegenwart des heimtückiſchen Cecco ein kurzes Verhör angeſtellt wurde. Die arme Frau Ghita ſei dabei von einer Ohnmacht in die andere gefallen, was die herzloſen Gendarmen jedoch nicht hinderte, ſie ebenfalls in Haft zu nehmen. Was weiter geſchehen, wiſſe ſie nicht, ſo viel ſei jedoch gewiß, daſs jener Cecco, um Carlottens Auslieferung zu verhindern, den edeln Ambroſio wie einſt Judas ſeinen Herrn und Meiſter verrathen habe.

Minutenlanges tiefes Schweigen folgte der Erzählung Peppas. Betäubt, rathlos, hilfeflehend ſahen ſich die Parzen einander an. Es unterlag keinem Zweifel, daſs Ambroſio und Ghita als die Urheber der menteriſchen Bewegung verhaftet wurden, und ebenſo zweifellos war es, daſs dieſe die Schuld auf andere Anſtifterinnen zu wälzen ſuchen würden. Solche Erwägung aber führte eine Reihe der furchtbarſten Folgen vor die Augen der Schuldbewuſsten. Verhaftung, Gefängnis, Unterſuchung, Verurtheilung — entſetzlich!

Barbara war die erſte, welche wieder einige Faſſung gewann. „Bruder Bartolo muſs helfen, ſeine Pflicht iſt es, die Schweſter vor Unbill zu ſchützen“, ſagte ſie entſchieden, indem ſie ſich erhob, und ſo eilig die Flucht ergriff, daſs ſie den Dank für die genoſſene Gaſtfreundſchaft ſammt ihren auf dem Tiſche liegenden Brillen vergaß. „Barbora hat recht“, bemerkte Frau Benevennta, durch das reſolute Beiſpiel ermuthigt. „Unter ſolchen Umſtänden iſt der Mann Herr und Beſchützer des Hauſes, und ſo zahlreich auch die Fehler meines Schwagers ſein mögen — er iſt ein Ehrenmann!“

Damit gieng auch ſie, und ließ Portiuncula in einer Stimmung zurück, die jeder Beſchreibung ſpottet.

In der Stunde der Noth dachten dieſe lieben Freundinnen nur an ſich, um ſie kümmerten ſie ſich nicht weiter. Sie war allein, ſchutzlos, und jeden Augenblick konnten die Schergen kommen, um ſie, die mit Ambroſio und Ghita, den Plan zum „gott-

gefälligen" Werke ausgesonnen, wie eine Verbrecherin hinter Schloss und Riegel zu sperren. Und käme er jetzt in dieser Stunde heim, würde er für sie eintreten, die ihn so schwer beleidigt, sich von ihm losgesagt? O doch, doch, sie kannte ja seine unerschöpfliche Güte, und in dieser Stunde der Erkenntnis fühlte sie auch zum erstenmale den ganzen Wert des Mannes, gegen den sie sich so schwer versündigt, gelobte sie sich unter Schluchzen und Beten, ihn nie kränken, sondern hochachten zu wollen wie einen Heiligen!

VIII.

P. Agostino, welcher noch an demselben Tage heimkam, ohne Ahnung von all den Ereignissen, die sich während seiner Abwesenheit zugetragen, war nicht wenig erstaunt, seine mürrische, widerhaarige, streitsüchtige Hausgenossin in eine reuige, zerknirschte und demüthige Magd des Herrn verwandelt zu finden.

Nach vollständigem Bekenntnisse ihrer Schuld und ausführlicher Darlegung der Geschehnisse von Seite Portiunculas begab sich der geistliche Herr sofort zu dem von den Gendarmen befreiten Sindaco, und in dessen Begleitung ins Castell.

Der Gemeindevorsteher überraschte den Pfarrherrn mit einer ganz unerwarteten Ergänzung oder vielmehr Berichtigung des ihm schon Bekannten.

Der Verdacht, welchen Cecco schon längere Zeit bezüglich des Treibens seines Brotherrn Ambrosio gehegt, war durch schärfere Beobachtung zur Gewissheit geworden, daher er an demselben Abende, da der von Leidenschaft und Rachgier verblendete Mann seine feindselige Unternehmung gegen die Castellbewohner ins Werk setzte, in seinem kleinen Fischerboote nach dem nächsten Gendarmerieposten fuhr, und dort seine Wahrnehmungen zur Anzeige brachte.

Die Bestimmtheit von Ceccos Angaben überwand den Unglauben des Postencommandanten, der Umstand aber, dass Ambrosio als Anführer eines Volksaufstandes am Thatorte betreten wurde, veranlasste ein umso energischeres Einschreiten. Schon eine oberflächliche Hausdurchsuchung ergab die zweifellose Thatsache, dass der habsüchtige Geizhals im Einverständnisse mit Frau Ghita seit Jahren einen schwunghaften Handel mit Schmuggetwaren getrieben habe, welche Entdeckung die Verhaftung der Verbündeten als natürliche Folge nach sich zog.

Nach diesen, den menschenfreundlichen Seelenhirten schmerzlich berührenden Enthüllungen war P. Agostino von dem Empfange im Castelle umso angenehmer überrascht.

Von einer Steigerung menschenfeindlicher Stimmung, welche er bei dem Grafen nach diesen Ereignissen befürchtet hatte, war keine Rede. Im Gegentheile schien der „Sturm im Glas Wasser" den jungen Mann aus seiner Erschlaffung aufgerüttelt, die entschlummerten heiteren Lebensgeister wieder geweckt zu haben.

Der Krieger, dessen Gedächtnis noch die heißen Schlachten auf dem Boden Frankreichs im lebhaften Gedenken bewahrte, fühlte nur das Komische des unblutigen Kampfes mit Ambrosios Sturmcolonnen heraus, scherzte über die Beschwerden der dreitägigen Belagerung, welche der armen Bläs beinahe das Leben gekostet hätte, und erkundigte sich schließlich mit sichtlicher Theilnahme nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge in der Gemeinde.

Auf dem Rückwege bemerkte P. Agostino in den dunkelnden Anlagen, von Diana begleitet, Carlotta und Cecco, was ihm mit dem tröstlichen Gedanken erfüllte, dass die böse Absicht nicht nur Schlimmes, sondern auch Gutes bewirkt hatte.

Als ein anderer betrat der milde Priester am darauffolgenden Tage die Kanzel, um welche sich die Gemeinde infolge des vom Küster besorgten Aufrufes versammelt hatte. Es war das

erstemal, dass nicht das mild-tröstende, sondern das streng richtende Gotteswort von seinen Lippen floss.

Von dem göttlichen Gebote, die Grundlage allen Christenthums „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", ausgehend, erzählte er dann die Geschichte eines jungen Helden, welcher, nachdem er für sein zweites deutsches Vaterland gekämpft und geblutet, von schweren Schicksalsschlägen betroffen, in die Einsamkeit eines stillen Erdenwinkels gekommen war, um seinen wissenschaftlichen Studien zu leben, fest überzeugt, von Seite seiner Landsleute und Glaubensgenossen wenigstens unbehelligt zu bleiben, zumal er die Nothleidenden unter ihnen, wenn auch ungenannt, mit Wohlthaten überhäufte.

Der Italiener, auf so tiefer Culturstufe er auch stehen mag, ist im allgemeinen intelligent und rasch auffassend, daher auch die Zuhörer P. Agostinos über Zweck und Deutung seiner Erzählung keinen Augenblick im Unklaren blieben. Als sie nun erfuhren, dass dieser vermeintliche Ketzer ihr Glaubensgenosse sei, dessen milde Gaben durch Vermittlung des Pfarrherrn so manchen unter ihnen von den bittersten Entbehrungen bewahrt hatte, ließen sie beschämt, zerknirscht die Köpfe hängen, Schafen ähnlich, welche geduldig den herannahenden Platzregen erwarten.

Und dieser blieb ihnen nicht erspart. Das ganze Sündenregister von den ersten Verläumdungen bashafter Zungen an, mit ihren häßlichen Folgen von Irrwahn und Aberglauben bis zu dem thätlichen Angriffe unter Führung eines Verworfenen auf Leben und Eigenthum ihres Wohlthäters — prasselten unter rhetorischem Blitz und Donner auf die Reuigen nieder.

Die Wirkung solchen Strafgerichtes aber zeigte sich schon anderen Tages, indem die sechs Ortsältesten, mit dem Sindaco an der Spitze, sich in das Castell begaben, und dem Grafen feierliche Abbitte leisteten.

Die treuherzige Art, mit der dies geschah, wie der Umstand, dass der Sindaco als warmer Fürsprecher derselben Leute auftrat, welche ihm so übel mitgespielt, belustigte den jungen Mann, während der Vergleich mit den Folgen, welche ähnliche Vorgänge unter seinen vornehmen Standesgenossen nach sich gezogen hätten, ihn sehr zu Gunsten dieses leicht bewegten, im Grunde aber doch gutherzigen und harmlosen Völkchens stimmten.

Als daher nach dem Abzuge der Ortsältesten auch die Honoratioren mit P. Agostino erschienen, um dem Castellherrn ihr Bedauern über das Geschehene auszudrücken, reichte Graf Francesco jedem einzelnen die Hand, mit der Versicherung, dass es ihn herzlich freue, bei dieser Gelegenheit die Freunde und Gesinnungsgenossen des würdigen Gemeindeseelsorgers kennen zu lernen, und knüpfte in herzlichen Worten die Bitte daran, ihn durch Rath und That hinsichtlich der Mittel und Wege zur Linderung des allgemeinen Nothstandes unterstützen zu wollen.

Noch vollständiger wurde der Umschwung der öffentlichen Meinung, als in den nächsten Tagen Giuseppe und Cecco mit dem Sindaco und dem schwer gepackten Castelleset vor den Thüren der bedrängtesten Familien anhielten, um reichliche Gaben aus den von Carlatta entdeckten Vorräthen zu vertheilen.

Unter Dankesthränen erflehten die Frauen des Himmels Segen auf des Mannes Haupt herab, welchen sie vor kurzem noch verwünscht, womit auch der in letzter Zeit durch das Treiben und Drängen der fanatisierten Weiber bedenklich gestörte Hausfrieden hergestellt war.

In dieser Beziehung durften sich auch die Freunde des Pfarrherrn beglückwünschen, zumal, als eine Woche später zum Schrecken des gestrengen Frauencollegiums eine gerichtliche Commission erschien, welche nach

ſcharfem Kreuzverhöre mit den Tumultanten auch die Urheberinnen der geſetzwidrigen Vorkommniſſe zur Vernehmung citierte.

Nie waren die Damen ſo hingebungsvoll in ihrem ganzen Weſen, ſo verſtändnisvoll für die Wünſche ihrer Haus- und Schutzherren, wie zu jener Zeit, da ihnen vom Richterſtuhle herab, zwar kein Todesurtheil, aber ein Verweis zuerkannt wurde, der ihrer Hoffart und Eitelkeit moraliſch den Todesſtoß verſetzte.

Alſo endete die einzige Revolution, über welche die Chronik von Sta. Croce zu berichten weiß.

Der Spätherbſt war ins Land gekommen ſammt ſeinem trübſeligen Gefolge: den Spinnfäden auf den Fluren, den welken Blättern auf Bäumen und Sträuchern, den krächzenden Dohlenſcharen unter dem grauen Himmel, den gefährlichen Äquinoctialſtürmen, welche die Meereswogen peitſchten, bis ſie gleich wilden Roſſen ihre Laſt abſchüttetten, Fiſchern und Seeleuten zum Verderben.

Sotch ein ſtürmiſcher Abend war es, an dem im Caſtell von Sta. Croce ein kleines Erntefeſt gefeiert wurde.

Mehr um den darbenden Leuten Verdienſt zu ſchaffen, wie des eigenen Nutzens wegen, hatte der Graf die verwilderten Anlagen, Rebengelände und Felder bearbeiten, und mit der vorgeſchrittenen Jahreszeit entſprechenden Samen beſtellen laſſen, deſſen letzte Früchte nunmehr eingeheimst waren.

Carlotta, als Beſitzerin einer kleinen Feldwirtſchaft, hatte ihn hiebei mit ihrer Erfahrung eifrig unterſtützt, und allgemach faſste der junge Naturforſcher auch an dem Gedeihen lebender Pflanzen einiges Intereſſe, wurde er ohne es ſelbſt zu merken, der neuen nützlichen Thätigkeit froh.

So gieng er denn auch auf Carlottas Anregung, die fleißigen Arbeiter mit ihren Familien durch feſtliche Bewirtung zu lohnen, bereitwillig ein, ließ es ſogar geſchehen, daſs dieſelbe ihren geliebten Lehrer mit deſſen Freunden in ſeinem Namen zu dem kleinen Feſte lud.

Ja, nachdem Carlotta, von Cecco unterſtützt, jedem der Gäſte ſein reichhaltiges Maß von Mineſtra *), Rauchfleiſch nebſt Käſe und Landwein verabreicht, überwand er endlich auch die Scheu, den Leuten perſönlich näher zu treten. Und als nun bei ſeinem Erſcheinen die Männer ehrfurchtsvoll die Mützen zogen, die Frauen ihre tiefſten Knixe machten, ein brauſendes „Evviva!“ aus hundert Kehlen die Luft erſchütterte, fühlte der junge Menſchenverächter in der Tiefe ſeines Herzens eine unbekannte Regung, halb Befriedigung, halb Rührung, welche ihm das eigene Leben nicht mehr ſo nutz- und wertlos wie bisher erſcheinen ließ.

In ſolcher Stimmung kehrte er in das Speiſezimmer zurück, wo P. Agoſtino mit Dr. Foreſtiere und dem Apotheker ſeiner harrten, während Giuſeppe im ſchwarzen Fracke mit weißer Halsbinde und Handſchuhen die Suppenterrine auf den Tiſch ſetzte, bei deren köſtlichem Krebsenduſte des guten Doctors Naſenflügel ſich weiteten, wie die eines edlen Vorſtehhundes bei der Witterung des Wildes.

Aber auch P. Agoſtino und der Apotheker waren durch die feſtlich gedeckte Tafel mit dem weißen Damaſtlinnen, dem ſchimmernden Silbergeſchirr und den mit funkelndem Falerner gefüllten Flaſchen in jene behagliche Stimmung verſetzt, welche für den Genuſs der Tafelfreuden die richtige Vorbereitung bildet.

Es iſt ein Vorzug des Italieners auch im Mittelſtande, daſs er, wie bei allen Gelegenheiten, auch bei Tiſche trotz aller Würdigung des Gebotenen

*) Nationalſpeiſe, aus Reis und Hülſenfrüchten beſtehend.

stets Schicklichkeit und feineren Anstand bewahrt.

Dieser gleichsam angeborene Tact des Benehmens berührte den Grafen äußerst wohlthuend, machte ihn auch für die heiteren Neckereien und Scherze empfänglich, welche von des Doctors trefflicher Laune Zeugnis gaben. Während der Feinschmecker sich Sardinen und Caviar, Hasenbraten mit Ratsatat, Hühnerrisotto mit Parmesankäse munden ließ, schilderte er die spartanische Lebensweise seines Freundes Giustini, wie die stoische Geduld P. Agostinos für die Launen Frau Portiunculas in so drastisch-komischer Weise, dass Graf Francesco seit langer Zeit wieder einmal ein herzliches Lachen fand, in das die Geneckten um so fröhlicher einstimmten.

Die Entgegnungen Giustinis wendeten das Gespräch dann auf das alte Thema von Materialismus und Idealismus, und als mit dem Dessert der Falerner in den Gläsern blinkte, kam das noch ältere von der Liebe zur Geltung. Dr. Forestiere behauptete kühn, dieselbe sei eigentlich nur eine Herzkrankheit, die man wie jede andere durch Beseitigung der Erkrankungsursache, im gegebenen Falle durch schleunige Entfernung von dem betreffenden Gegenstande, oder nach neuerem Heilverfahren durch Einimpfung des entsprechenden Giftstoffes, das heißt dadurch heilen könne, dass man die gefährliche Stoffträgerin einfach heirathe.

„Mein lieber Freund, du bist ein erfahrener geistreicher Arzt, von der Liebe aber verstehst du so wenig, wie der Blinde vom Reize der Farben, oder der Taube von der Harmonie der Töne."

„Oho, nur gemach, auch ich habe gelebt und geliebt, wie es im Liede heißt."

„Ja, du hast gelebt und geliebt wie ein echter Epikuräer, die wahre Liebe aber gleicht dem Dufte dieses edlen Weines — sie sättigt nicht, sie begeistert nur für alles Hohe und Reine."

„Zum Beispiele für eine hundertstrophige Ode, nach dem Muster —"

„Ruhig, Freund Forestiere. Es gibt Gefühle, die so heilig sind, dass jeder Scherz darüber zur Blasphemie wird — das Gefühl wahrer Liebe gehört zu diesen."

Die Sprache des kleinen Mannes war so ungewöhnlich ernst und entschieden, dass der Doctor ihn mit einem Stück Gorgonzolakäse auf der Gabel ganz verwundert anblickte.

„Hm, Giustini, man könnte fast glauben, dass du aus Erfahrung sprichst, obschon du nie einer solchen erwähntest."

„Weil ich keine Lust hatte, ausgelacht zu werden, und weil ich bei dir dasselbe Verständnis gefunden hätte, wie etwa bei Schwester Barbara für die Geheimnisse der Chemie."

„Keine Übertreibungen, Giustini, sondern heraus mit deiner Geschichte! Draußen heult der Sturm in allen Tonarten, Liebesgeschichten und Wind aber hören sich am besten innerhalb dicker Mauern, bei einem Glase guten Weines."

Die ermuthigend fragenden Blicke seitens des Grafen und P. Agostinos, auch der durch das ungewohnt üppige Mahl angeregte Mittheilungsdrang kamen des Doctors Neugierde zuhilfe. Nachdenklich auf seinem Stuhle zurückgelehnt, begann der Apotheker nach mehrmaliger Liebkosung der Gummifrisur: „Ich glaube, dass mich Mutter Natur nicht zum Dienste Amors geschaffen hat. Indessen in der Jugend ist man immer Optimist, daher ich, als mich der Pfeil des schelmischen Gottes traf, allen Ernstes durch den Zauber meiner Persönlichkeit Gegenliebe erringen zu können glaubte. Sieh mich nicht so beleidigend an, Freund Doctor. Ich hatte damals reichliches Haar, das ich täglich à la Titus kräuseln ließ —"

„Kein Wunder, dass es ausfiel“, brummte der Doctor dazwischen.

„Auch bezüglich der Kleidung hielt ich viel auf mich, kurz bei den Damen meiner Bekanntschaft galt ich als ein netter Junge.“

„Nähmamsells natürlich.“

„Leider war die junge Dame, deren Schönheit mich bestrickte, nicht derselben Meinung“, fuhr Giustini unbeirrt fort, „sondern zog mir einen jungen Gelehrten vor, welcher, wie ich später erfuhr, auf unserer Insel daheim, sich damals naturwissenschaftlicher Studien wegen in Triest aufhielt. Auch ich war zu jener Zeit in einer dortigen Apotheke als Gehilfe thätig, und hatte Fräulein Dora Ritter gelegentlich ihrer Einkäufe von Toiletteartikeln kennen gelernt.“

„Ritter, sagten Sie?“ unterbrach hier P. Agostino den Erzähler, einen Blick der Überraschung mit dem Grafen wechselnd, während der Doctor etwas von „Pomade-Bekanntschaft“ murmelte.

„Allerdings. Dora Ritter, Schwester eines bedeutend älteren, unverheirateten, reichen Getreidehändlers in Görz, der im Interesse seines ausgedehnten Geschäftes auch in Triest eine ständige Wohnung inne hatte. Von dem hinreißenden Liebreize des Mädchens schweige ich, genug, ich liebte, und gestützt auf die meiner Einbildung nach besonders freundliche Art des Verkehres mit mir, legte ich als ehrlicher Junge in einem schwungvollen Schreiben mein Herz zu ihren Füßen, mit dem Bemerken, dass ich demnächst die Apotheke meines betagten Vaters übernehmen werde, daher auch eine Familie anständig zu ernähren in der Lage sei.“

„Also Heiratsverfahren Numero zwei“, meinte der Doctor.

„Ja, Freund Forestiere, das aber nicht immer so leicht anzuwenden ist, wie du meinst, denn die Antwort auf mein Schreiben war ein Korb in liebenswürdigster, schonendster Form, aber doch ein Korb. Nun, ich hatte mir für diesen Fall vorgenommen, meinem freudelosen Dasein ein Ende zu machen, doch wurde der Entschluss durch den Tod meines Vaters, die Übernahme des damals noch blühenden Apothekergeschäftes, zumeist aber durch den Umstand in den Hintergrund gedrängt, dass ich im grenzenlosen Schmerze plötzlich die poetische Ader in mir entdeckte.“

„Ja, ja, ein Unglück kommt nie allein“, murmelte der unverbesserliche Spötter.

„Ob ich schließlich meinen Liebesharm überwunden, die Unvergleichliche vergessen hätte, weiß ich nicht zu sagen, denn schon ein Jahr später trat sie mir wieder entgegen, schöner, entzückender wie ehedem, aber — als Gattin eines andern! Was damals in mir vorgieng, begreife ich heute selbst nicht mehr. Ich gerieth in eine Art Liebesraserei, gegen welche Gründe der Vernunft und Moral umso wirkungsloser blieben, als dieselben durch den fast täglichen Verkehr mit der Herrlichen genährt wurde.

Der junge Gelehrte, welcher Dora gegen den Willen des geldstolzen Bruders heimgeführt hatte, betrieb zur Vermehrung seines Einkommens, wie zur Vervollständigung seiner Sammlungen das Präparieren von Thieren, wozu er die nöthigen Chemikalien von mir bezog, mich auch in sein Haus einführte, was mir bewies, dass Dora ihm gegenüber meines Antrages keine Erwähnung gethan. In meiner Tollheit glaubte ich aber diesen Umstand zu meinen Gunsten deuten zu dürfen, und benützte eine Stunde des Alleinseins, um, meiner Sinne nicht mehr mächtig, meine wahnsinnige Liebe in einer Flut wirrer, zusammenhangloser Worte und Phrasen zu gestehen.“

„Delirium acutum“, brummte der Doctor vor sich hin.

„Die edle Frau mochte meinen Zustand längst erkannt haben, denn sie schien nicht überrascht, doch war sie sehr bleich geworden, da die Versicherung, ohne ihre Gegenliebe sterben

zu wollen, im Munde eines Wahnwitzigen immerhin ernst zu nehmen war. Dann ergriff sie meine Hand, führte mich zu ihrem Lieblingsplätzchen am Nähtische, ließ mich platznehmen, und setzte sich mir gegenüber, alles mit der sanften, liebevollen Freundlichkeit, die den Grundzug ihres Wesens bildete.

Gerade das war es aber, was mich zur Besinnung brachte; ja dieser engelhaften Sanftmuth gegenüber schämte ich mich meiner knabenhaften Raserei, und erwartete ergebungsvoll die verdiente Strafpredigt. Allein sie kam nicht. Diese deutsche Frau spielte keine Komödie, war weder entrüstet noch geschmeichelt, sie bedauerte nur mit herzlichen Worten, dass ich ein so heiliges Gefühl, wie es die Liebe sei, einem Wesen zugewandt, dessen Herz schon gewählt, das mir daher nichts bieten könne und dürfe, wie die Liebe einer Schwester. Genug, Worte vermögen ja doch nicht die Wirkung zu erklären, welche die echte, reine Weiblichkeit in der holden Verkörperung dieses Wesens auf mich übte."

„Hm, hm, auch ein Heilverfahren, aber —"

„Kein Hm und kein Aber, wenn ich bitten darf, Freund Forestiere. Ich sprach von einer Todten, die ich wie eine Heilige verehrte und bis zu meiner letzten Stunde verehren werde."

Sowenig das Äußere des kleinen Mannes tragischem Eindrucke günstig war, die tiefe Bewegung, die sein Auge feuchtete, ergriff schließlich auch den Doctor, welcher, obschon ein loser Vogel, doch edel genug dachte und fühlte, um Herzenswärme und Gemüthstiefe zu würdigen.

„Diese Frau war die Gattin des Schullehrers Menotti, Carlotta aber ist deren Tochter — nicht so?" fragte Graf Francesco nach kurzer Pause.

„So ist es, Herr Graf", bestätigte Ginstini. „Und wenn die Gerüchte nicht logen, welche damals über ihren vorzeitigen Tod im Umlaufe waren, so nahm die Verewigte ein Geheimnis mit ins Grab, das wohl niemehr aufgeklärt werden dürfte."

Minutenlanges Schweigen folgte diesen Worten.

Der Graf gedachte des ober seinem Schreibtische befindlichen Bildnisses, dessen Ähnlichkeit mit Carlotta ihn schon bei der ersten Begegnung mit dem jungen Mädchen wohlthuend berührt hatte. Waren es doch dieselben sanften süßen Züge, belebt von kindlicher Schalkhaftigkeit, wie des Himmels Wolkenflor vom Schimmer heiteren Sonnenlichtes.

Dem Pfarrherrn dagegen war infolge der letzten Worte des Apothekers das Bild eines alten Mannes vor die Augen getreten, der auf seinem Sterbelager ächzend und stöhnend von einem schweren Verbrechen stammelte, dessen Anzeige seine Pflicht gewesen wäre, der aber ins Land ewigen Schweigens abberufen wurde, ohne ein vollständiges Bekenntnis abgelegt zu haben.

Auch Dr. Foresliere, welcher seine Praxis erst nach jenem Todesfalle in Sta. Croce auszuüben begonnen hatte, aus dem schriftlichen Nachlasse seines Vorgängers aber ziemlich genau über dessen Charakter und Verhältnisse unterrichtet war, hatte, durch Ginstinis Mittheilung angeregt, betreff des ihm zu Ohren gekommenen düsteren Gerüchtes einen mit jenen Verhältnissen zusammenhängenden Verdacht geschöpft. In dem Augenblicke jedoch, da er demselben Worte leihen wollte, trat der alte Giuseppe eilfertig in das Gemach, um seinem Herrn die Meldung zu erstatten, dass von der See her Nothsignale tönten, Cecco auch schon zu dem, vom Grafen angeschafften neuen Rettungsboote hinabgeeilt sei.

Diana war mit dem Alten gekommen und sprang freudig bellend an ihrem Herrn empor, als wüsste sie, dass es auch für sie zu thun gebe. Eine Minute später war der

Graf zur gefahrvollen Seefahrt gerüstet, und eilte, von seinen Gästen begleitet, zum Strande.

Es war eine finstere Nacht. Dunkles Gewölke zog über den Nachthimmel, ungeheuere gespenstige Schatten auf die Erde werfend; schneidig kalt zerrte der Herbststurm an den Kleidern der schweigend schreitenden Männer, pfiff und pfauchte um Felsen und Klippen der Bucht wie ergrimmt, dass das uralte Gestein seiner Wuth Jahrhunderte hindurch trotzte. Über die Bucht hinaus bot sich dem Auge ein grenzenloses Meer von Finsternis, aus dem zwei blutrothe Lichter gleich Feueraugen eines sagenhaften Seeungeheuers grell und unheimlich den Nahenden entgegenflammten.

Es waren Signallaternen eines Schiffes, das dem Anscheine nach unweit der Bucht auf einem Felsenriffe festsaß, wo schon so manches Menschenleben in der wilden Brandung geendet hatte.

Cecco stand schon mit vier kräftigen Ruderern im Rettungsboote, zwanzig andere erboten sich, den Grafen zu begleiten. Um das Fahrzeug nicht unnöthig zu belasten, wurde das Anerbieten ohne Ausnahme zurückgewiesen, blieben auch P. Agostino mit seinen Freunden am Strande zurück, wo sich ihnen in den Vorbereitungen für den Empfang der Schiffbrüchigen ein nicht minder nützliches Feld der Thätigkeit bot.

Nach wenigen Ruderschlägen verschwand das Boot, von den Segenswünschen der Zurückbleibenden begleitet in der grausigen Dunkelheit. Im Auslugthürmchen der Castellpforte aber stand ein bleiches, bangendes Mädchen, heiße Gebete zum Himmel sendend für das Leben der muthigen Männer, welche, eines edeln Werkes der Nächstenliebe willen, eigener Todesgefahr entgegengingen.

Carlotta hatte des Grafen Einladung, an der Festtafel zu erscheinen, bescheiden abgelehnt, unter dem Vorwande, Mutter Burgunda könne mit der Bewirtung so vieler Gäste ohne ihre Beihilfe nicht zustande kommen, in Wahrheit aber, um Cecco, welcher ihr und den Grafen einen so wesentlichen Dienst geleistet, nicht zu kränken. Auch jetzt gedachte sie in ihrer Angst des treuen Jugendgespielen; dann aber trat neben dem jungen Fischer eine andere Gestalt vor ihren gequälten Geist, das Ideal ritterlicher Männlichkeit, zu dem sie bisher nicht anders wie zu einem Halbgott aufzuschauen gewagt hatte. Der Gedanke, diesen Mann vielleicht nur als Leiche wiederzusehen, durchbrach jetzt die scheidende Schranke, und wie geblendet vom erhellenden Blitzstrahle sank sie, das Antlitz in die Hände bergend, überwältigt vom ersten tiefen Seelenschmerze schluchzend in die Knie.

IX.

War dieses herrliche Weib, das da schlummernd auf schwarzer Bahre lag, vollendet schön wie ein Marmorgebilde aus Meisterhand — wirklich eine Leiche? Sollten sich diese holden Lippen niemals wieder dem bezaubernden Silbertone der Sprache öffnen, diese Augensterne niemals das Licht der Sonne widerstrahlen, diese Göttergestalt für immer starr und leblos grausamer Vernichtung anheimfallen?

Graf Francesco, welcher seit Stunden allein in der halbverfallenen Schlosskapelle weilte, wohin man die leblose Hülle der schönen Frau gebracht hatte, konnte den Gedanken nicht fassen, dass so viel Liebreiz und jugendliche Lebensfülle binnen wenigen Minuten erstorben sein sollte. Immer wieder suchte er die kalten wachsbleichen Hände mit seinem Hauche zu beleben, legte er das Ohr an die Brust der Todten, in der Hoffnung, eine Spur wiederkehrenden Lebens zu erlauschen, und als alle Mühen vergeblich blieben, sank er erschöpft an der Bahre nieder, um sich stummem, unsäglichem Schmerze hinzugeben.

Die verhängnisvolle Thatsache, dass er nur wenige Minuten zur Rettung dieses theueren Lebens zu spät gekommen war, hatte allen Groll in seinem Herzen gelöscht. In diesen noch im Tode engelhaft süßen Zügen sah er jetzt nicht die Gattin seines Vaters, sondern die holde Gefährtin seiner Jugend, das schuldlose, reine Mädchen, dessen keusche Lippen seine ersten Küsse erwidert, dessen Liebe ihn vor den schlimmsten Verirrungen des Lebens bewahrt hatte.

Von Stunde zu Stunde war Giuseppe erschienen, um etwaige Befehle seines Herrn entgegenzunehmen. Dem treuen Alten rollten die Thränen über die runzeligen Wangen ob des trostlosen Jammers, und kopfschüttelnd entfernte er sich, um überall zur Hand zu sein, wo man seiner bedurfte.

Auch die übrigen Castellbewohner, vor allen aber Dr. Forestiere, P. Agostino und der Apotheker hatten vollauf zu thun, um die Zahl erschöpfter, zum Theile auch verwundeter Schiffbrüchiger, nach dem Wunsche des Grafen Francesco in den halbwegs bewohnbaren Räumen des alten Gebäudes unterzubringen, und mit dem Nöthigsten zu versorgen.

Es waren Passagiere und Matrosen des San Marco, eines der kleinen Dampfer, welche die Verbindung zwischen Venedig und der adriatischen Inselgruppe vermitteln. Nachdem das Schiff vom Orkan auf ein Riff geschleudert und leck geworden, hatte der Kapitän die Boote aussetzen lassen, doch vermochte keines der Brandung zu widerstehen. Die Männer retteten sich zum Theile, indem sie sich mit Verzweiflung an hervorragende Klippfelsen klammerten, Frauen und Kinder aber schienen rettungslos verloren.

Es war der Augenblick, welcher Hilfe brachte. Schon waren mehrere der mit den Wellen Ringenden mittels zugeworfener Seile im Boote geborgen, als ein Schrei aus weiblicher Kehle ertönte, dessen Klang Graf Francesco aus tausend Stimmen heraus erkannt hätte; in wahrer Todesqual, mit stockendem Athem suchte sein Auge die Finsternis zu durchdringen, — da tauchte eine helle Gestalt aus dem dunkeln Wogenschwall auf, und im nächsten Augenblicke hatte Diana deren Kleider mit den Zähnen erfasst. Mit Hilfe des gewaltigen Thieres gelang es, den leblosen Körper ins Boot zu schaffen, wo der Graf beim Scheine der Signallaterne sich überzeugte, dass ihn sein Gehör nicht getäuscht hatte.

Vergebens rief er den Namen der noch immer Heißgeliebten, vergebens rieb er die Schläfen mit stärkender Essenz, suchte er ihren Athem mit dem seinen zu beleben; wie Dr. Forestiere später constatierte, hatte dieses junge, blühende Dasein nicht im Kampfe mit dem tosenden Elemente, sondern durch einen Herzschlag infolge des Schreckens geendet.

Unter den Verwundeten, welche später von Cecco und seinen Leuten gerettet wurden, befand sich auch Graf Federigo della Torrente. Die Kopfwunde, welche er beim Umkippen des Bootes erhalten, war äußerlich nicht gefährlich, hatte aber allem Anscheine nach eine Gehirnerschütterung bewirkt, infolge deren er, nachdem man ihn aus seiner gefährlichen Lage auf einem der Riffe befreit, das Bewusstsein verlor, um in einen Zustand schlafähnlicher Betäubung zu verfallen.

Es war gegen drei Uhr morgens, als Graf Francesco durch ein schlürfendes Geräusch aus dem dumpfen schmerzlichen Hinbrüten an der geliebten Leiche erwachte. Mechanisch wandte er sich der Richtung des Geräusches zu, und sah nun eine Gestalt auf der Schwelle stehen, deren Aussehen einen minderbeherzten Mann wohl in Furcht und Schrecken versetzt hätte.

Halb bekleidet, eine blutige Binde um die Stirne geschlungen, die eine Hand unter dem Hemde an der Brust verborgen, die andere krampfhaft ge-

ballt, betrachtete ein Mann mit vorgebeugtem Oberleibe, in der sprungfertigen Haltung des Tigers, der sich auf seine Beute stürzen will, abwechselnd den Grafen und die Leiche mit dem tückischen grausamen Blicke desselben Raubthieres, während die schmalen, blutlosen Lippen ein grauenhaftes Kichern hervorstießen.

„Du Federigo?“ fragte Graf Francesco im Tone aufrichtigen Mitleides. „Was suchst du hier? Geh' zu Bette, deine Wunde erfordert Ruhe, und auch die Ruhe der Todten soll man nicht stören.“

„Der Todten?“ wiederholte der Angeredete sich aufrichtend mit ungläubigem Grinsen. „Du glaubst also daran? Ha, ha, ich aber wette, sie stellt sich nur so, denn alles, was die Weiber thun, ist Verstellung, Lüge was sie sagen. Lüge war's, als sie mich glauben ließ, sie habe dich vergessen, Lüge, als sie mir am Altare Treue schwur, Lüge ihr Vorgeben, hier eine Tante besuchen zu wollen —“

„Unsinniger, von wem sprichst du?“ rief Francesco, nicht wissend, was von den Worten des offenbar Geistesgestörten zu halten war.

„Von dieser da“, versetzte Federigo, mit grimmigem Hohn auf die Leiche deutend. „Von dieser, die, vor Gott und den Menschen mir angetraut, mich hieherlockte, sich meinen Armen entriss, als sie deine Stimme vernahm —“

„Unseliger, Flora dein Weib?“ unterbrach Francesco in namenloser Bestürzung den Bruder. „Und jene Verlobungskarte?“ fügte er athemlos vor Aufregung hinzu.

„Verlobungskarte?“ wiederholte Federigo nachsinnend. „Ach ja, ha, ha — ein gelungener Scherz, wahrhaftig! Ich ließ hundert Stück von den Dingern anfertigen, neunundneunzig wanderten ins Feuer, das hundertste nach Paris, um dir die Lust zur Heimkehr zu nehmen.“

„Elender!“ knirschte Francesco, kaum mehr imstande sein kochendes Blut im Zaume zu halten. „Wo aber ist der Vater? Hast du auch ihn belogen und betrogen?“

„Hm, nicht das ich wüsste. Es war auch gar nicht nöthig. Er hasste den Verräther seines Volkes auch ohne mein Hinzuthun genügend. Flora sollte um keinen Preis dein werden. Und als die Vernichtung all seiner hochfliegenden politischen Pläne durch die Unterjochung Frankreichs seine Lebenskraft gebrochen hatte, beredete er deinen schönen Schatz, sich mir an seinem Sterbelager durch des Priesters Segen zu eigen zu geben. Ha, ha, es war eine lustige Hochzeit, kann ich dir sagen. Ein Mann, der sich seit Jahren in wahnsinniger Leidenschaft verzehrte, und ein Weib, das diesen Mann verachtete, weil er keine schöne Larve trug, und nicht gleich einem wohldressierten Pudel Ertrinkende aus dem Wasser zu apportieren verstand — ha, ha!“

Der Verwundete hatte dies mit wenigstens theilweise erwachtem Bewusstsein und Verständnis gesprochen, mit den letzten Worten jedoch erlosch das aufflackernde Licht der Vernunft, das Auge zeigte wieder den Ausdruck tückischer Wildheit, die Gestalt nahm wieder die sprungfertige Haltung an.

„Aber beim Teufel, das soll nun anders werden!“ rief er mit heiserer Stimme. „Gib Raum, dass ich der Komödie ein Ende mache! Sie ist mein, und alle List der Hölle soll mir mein Eigenthum nicht entreißen!“

Damit stürzte der Wahnwitzige auf die Bahre zu, als sich ihm ein unerwartetes Hindernis in den Weg stellte. Diana, welche dem verdächtigen Fremden unbemerkt gefolgt war, sprang zähnefletschend an dem Wüthenden empor, im nächsten Augenblicke jedoch blitzte ein Dolch in dessen Faust, ein schmerzlicher Klagelaut folgte, dann brach das treue Thier zusammen, das den tödtlichen Stoß von seinem Herrn abgewendet hatte.

Aber auch die Selbstbeherrschung Francescos hatte damit ihr Ende erreicht, das heiße Blut der Torrente trat in den geschwellten Stirnadern zutage, ein blutiger Schleier legte sich vor seine Augen, und nicht mehr den Bruder, sondern nur den heimtückischen Räuber seines Lebensglückes vor sich sehend, umklammerte er den tollwüthigen Gegner mit so gewaltiger Kraft, daſs dieser, nachdem er keuchend und ächzend vergeblich den umklammerten Arm zu einem zweiten Dolchstoße frei zu machen versucht, plötzlich die Waffe fallen ließ und schlaff in die Knie sank.

Mit dem Aufhören des Widerstandes aber gewann auch die edlere Natur des jungen Grafen die Oberhand.

Während des Ringens waren die Brüder der Bahre so nahe gekommen, daſs sie nur eine Spanne noch von der Entseelten trennte. Da trat Francesco zurück und sagte, auf die engelschöne Leiche weisend, leise: „Unglücklicher! Wenn noch ein Funke menschlichen Gefühles in deiner Seele lebt, so erflehe die Verzeihung dieser Heiligen, welche du mit deinen Verleumdungen noch im Tode beschimpfest!“

Und vor der Majestät des Todes, vor dem ergreifenden Anblicke der sanften, stillen Dulderin wich der Fieberparoxismus von dem Kranken. Mit vor Entsetzen weit geöffneten Augen starrte er in die wachsbleichen Züge, zitternd berührte er die eisig kalten Hände, dann murmelte er schaudernd: „Todt — wirklich todt!“

Eine Pause trat ein, während welcher sich Francesco mit Diana beschäftigte. Aber das treue Thier fühlte die liebkosende Hand nicht mehr, der Stoß war meisterhaft sicher geführt worden.

In der Seele des Unglücklichen, der nun mit gefalteten Händen an der Bahre kniete, vollzog sich infolge der moralischen wie körperlichen Erschütterung in den wenigen Minuten des Schweigens, das nur von den Klagetönen des Sturmes oder vom Knistern der brennenden Wachskerzen ausgefüllt wurde, eine jener Wandlungen, durch welche einst ein nicht minder schuldbeladener Mann zum Gründer des mächtigsten Mönchsordens der Christenheit wurde.

„Und sie war keine Lügnerin, sagst du?“ wandte er sich mit tonloser Stimme an den Bruder. „Sie spielte nicht die Tugendsame, wusste nichts von deinem Hierfein, und jene Tante war kein bloßer Vorwand?“

„Sie wusste so wenig von meinem Aufenthalte, wie du, die Schwester ihrer Mutter aber lebte und starb hier in den Armen eines geliebten edeln Gatten.“

Mit schmerzlichem Stöhnen ließ Federigo das Haupt auf die Brust niedersinken. Plötzlich jedoch erhob er sich, und riſs mit den Worten: „O dann Fluch ihrem Mörder!“ den Verband von der Stirne, daſs helles Blut auf Hals und Schulter rieselte.

Von tiefem Mitleide ergriffen, umschlang Francesco den Taumelnden jetzt abermals mit starken Armen, und trug ihn in das dem Verwundeten eingeräumte Gemach, wo er den bestürzten Doctor traf, der eben eingetreten war, um nochmals nach dem Kranken zu sehen.

(Schluſs folgt.)

Jung Hanerle die Trutzige.

Eine Geschichte aus Steiermark. Von P. K. Rosegger.

Zwischen Wald und Weide stand der Wiesmeierhof, wie er heute noch steht. Jung Hanerle war ganz allein daheim, sie und die große graue Katze. Alles andere war ausgegangen, ausgeflogen, ausgefahren. Die Leute waren bei der Hochzeit im Dorfe. Jung Hanerle sollte zwar auch dabei sein, gehörte ja doch dazu, wenn ihre Schwester getraut ward, aber sie hatte mit der flachen Hand in die Luft hineingeschlagen und gesagt, bei so Dummheiten wolle sie nicht dabei sein. Jung Hanerle hätte ihn ja selber haben können, den Bräutigam, aber die Mannsbilder waren ihr unsäglich zuwider! Und doch würde sie ihn genommen haben, wenn sie hätte ahnen können, dass ihn sonst die Schwester nimmt — diese falsche Creatur! — Bei solcher Hochzeit wollte sie nicht dabei sein, da blieb sie hundertmal lieber daheim bei der grauen Katz'.

Was gibst mir, neugieriger Leser, wenn ich dir Jung Hanerle beschreibe? Das Mädel ist so schön, dass ein gewöhnliches Trinkgeld nicht kleckt! Der Luger-Steff wollte Haus und Hof dafür geben, hat's aber nicht bekommen. Der Petschen-Anderl gab seine Ehre dafür, indem er eine Verloble im Stiche ließ, der Hanerle wegen, hat sie aber nicht bekommen. Dem Holzknecht Veitl kostet sie vorläufig das ganze Lebensglück, und doch hat er sie nicht bekommen. Sie hatte seidenweiches Haar von röthlicher Farbe, das spielte allerhand Ringlein über die Stirn herab, allerhand Schlänglein über den runden Nacken hinunter. Solche Haarschlänglein sind das gefährlichste Reptil! Von dieser Species war auch die Schlange im Paradiese. — Noch bedenklicher waren die von langen, leicht aufgeschweiften Wimpern eingefriedeten meergrünen Äuglein; jeden, den sie damit anblinzelte, juckte es bis ins Mark hinein. Zum Glücke blinzelte sie selten. Und das feingebaute, etwas ins Längliche gezogene Näschen, welch ein unwiderstehlicher Wegweiser hinab zum rothen Lippenpaar! Diesen ganz einzigen Mund näher zu beschreiben ist gesetzlich verboten, weil schon mancher, der ihn zwar gesehen, aber nicht küssen durfte, daran verrückt worden ist. Besagten Mund sprechen zu hören, war weniger gefährlich, wie wir noch sehen werden.

Dieses Dirndl nun war im Wiesmeierhof allein zuhause. Mit einem Reibeisen schabte sie von dem Salzstocke das Salz für die Mittagssuppe. Die Graue strich weichmütig auf dem Tische um und legte im Vorüberschleichen manchmal den langen Schweif an die hochgeröthete Wange der Maid. Hanerle war recht verdrießlich, doch dieses Schmeicheln und Streicheln der Grauen that ihr fast wohl.

Plötzlich hielt sie in ihrem Salzreiben ein und horchte. Draußen war ein Wagen des Weges herangerollt und der hielt nun vor dem Hause still. Was kann denn das sein? Sollte es dem Bräutigam zu langweilig geworden sein bei der Hochzeit? — Ein einspänniges Steirerwägelein, auf dem Bock der atte Rucker-Ferdt mit dem kleinen braunen Gesicht und dem schneeweißen Schnurrbart drin. Hinter ihm Bündetwerk und der Holzknecht Veitl. Alle vierzehn Nothhelfer, der Veitt! der ihr schon dreimal die Lieb' hat abbetteln wollen, und den sie ebenso oft kalt hat ablaufen lassen. Ein sauberer Bursche, wie er jetzt aus dem Wagen sprang, sauberer schon, wie der Schwester ihr Bräutigam. Das schwarze Bärtlein in seinem Gesicht ist zwar nicht groß, man sieht es aber schon. Im Sonntagsgewand stolziert er, und es ist doch Montag. Mit einem Stock geht er und hat doch so junge Füße; gar ernsthaft thut er, wo er sonst doch ein so tustiges Blut ist. Was das heißen soll? Jetzt geht er an die Hausthür, dreht an der Klinkel — ist aber zugesperrt.

„Ist niemand daheim?" ruft er. Gott, was der heute für eine heisere Stimme hat! „Ist niemand daheim?" schreit er, das klingt schon heller, und tebhaft klappert die Klinkel. Die Hanerle schießt lauttos in der Stube hin und her und reibt die Fäuste ineinander. Er will herein. Was soll sie thun? Macht sie auf, so bleibt er nicht draußen; und läßt sie zugesperrt, so kann er nicht herein!

„Oder fürchtest du dich vor mir?" rief draußen der Bursche. — Was hat er gesagt? — Jetzt zeigte sie sich am Fenster: „Fürchten? ha ha, da müßtest du ein anderer sein, oder ich eine andere!"

„Nun, so riegte auf, Hanerle. Es ist was Wichtiges und soll das tetztemal sein, dass ich dir Umständ' mach'!"

So feierlich! — Sie gieng zur Thüre und schob den schweren Holzriegel zurück, damit er sehe, dass sie sich nicht fürchte. Der Veitt, den braunen Lodenhut in die Stirn gedrückt, trat über die Schwelle, gieng an ihr vorbei in die Stube, als wäre er des Hauses Herr und sie die Magd. Das wollte sie doch sehen, von woher dieser Mensch heute seine Keckheit hat! Sie gieng ihm nach, mitten in der großen Stube stand sie mit fest gestemmten Armen still und sagte: „Nu, was verschaffl mir die Ehr'?"

„Hanerte!" sprach er, seine Stimme war unsicher, in seinem jungen Gesichte zuckten die Muskeln. „Ein Behüt' Gott will ich dir noch sagen ... weil ich fortgeh'!"

„Ja ja, die Thür steht eh noch offen", war ihre Antwort.

„Du kannst woht froh sein, Hanerle. Nachher hast vor mir Ruh' — dein Lebtag lang."

Sie horchte ein wenig auf.

„Der Rucker-Ferdl fährt mich nach Thatham auf den Bahnhof", fuhr er stockend fort. „Ich gehe nach Amerika."

Sie ein Weitchen ganz still, dann: „So — nach Amerika gehst. Da hinüber soll der Weg so viel nass sein."

„Wirst gehört haben, dass von Babetbach und Sanct Georgen eine Auswanderergesellschaft nach Amerika geht, da mach' ich halt mit."

„Wer hätt dich denn zehrungsfrei unterwegs?" Wie sie das sagte, es war weder Neugierde, noch Theilnahme, es war Spott.

Er antwortete ruhig: „Am Samstag habe ich beim Gericht meine kleine Erbschaft von Vatersseiten bekommen. Herüben kleckt's nicht viel, will ich's halt drüben damit probieren."

Strich die Hanerle ein wenig so an der Wand hin, als wollte sie zum Fenster hinausgucken. „Na, hast recht. Geh nur. In Amerika kriegt

man ja alles zu kaufen, wie man hört — auch Leut' — wer umsonst keine bekommt."

„Sclaven halt ich mir nicht", antwortete er, ohne den argen Hohn weiter zu beachten. „Wie es mir wird gehen, das weiß ich freilich nicht. Hart wird es schon sein für unsereinen, und anfangs schon gar. Es gehen viel' zugrunde."

„Wird dir gewiss recht gut gehen. Ich wünsch' dies!" Also sie; die Worte waren kalt und schrill wie Eiszapfen, die von den Dachtraufen fallen.

„Weiß nicht, wie das ist", sagte der Bursche und that bei seinen Fingernägeln um, als wollte er nachsehen, ob sie wohl in Ordnung wären. „Ich hab' kein' Vater und Mutter, kein Geschwister und nichts mehr daheim, und — geh doch hart fort. Recht hart. Wenn ein Mensch wär', der mir zum letzten Abschied ein treuherziges Behüt' Gott thät sagen und ein gutes Wort, und dass ich den ersten Tag, wenn ich fortgeh', nicht auch schon vergessen bin."

„Wer so weit fortgeht, der muss es freilich auch leiden, wenn er vergessen wird!" lachte sie auf, verzog aber dabei keine Miene.

„Und sonst sagst du mir gar nichts?"

„Ja, also behüt' Gott, sag' ich!" —

Jetzt schwieg der Veitl, auf der Ofenbank schnurrte etwas und das war die graue Katze.

Der Bursche stellte sich dem Dirndl um einen Schritt näher, bohrte seinen Blick gleichsam in ihr Gesicht, und was er nun sprach, das sagte er leise, aber sehr deutlich: „Du glaubst es, dass ich nach Amerika geh'? Du glaubst es wirklich? Und dass ich drüben ohne deiner anfangen werde, wie ich herüben aufgehört hab'? Und dass es sich nur um den Katzensprung übers Wasser handelt? — Dass ich dir's nur sag', Hanerle, ich gehe nicht nach Amerika, ich gehe viel weiter fort."

„Uh, noch weiter! Wohin denn lauter?"

„Ich will dir meinen Reisepass gleich zeigen", versetzte er, langte in den innern Rocksack, wo andere Leute ihre Brieftasche oder ihr Gebetbuch haben, und zog eine Pistole heraus.

In einer schier lustigen Weise schlug das Dirndl die Hände zusammen: „Unter die Banditen willst?"

„Hanerle", sagte er und hielt die Waffe mit beiden Händen prüfend und wiegend so vor sich hin. „Am letzten Sonntag, wie du mir dieselbig' Antwort hast geben, dass — nein, ich mag's gar nicht sagen —"

„Ja, ja, ich weiß es schon, strapazier dich nicht."

„Darauf bin ich schnurgerade in den Markt hinab und hab' mir dieses Pfeiferl 'kauft. Du willst mich lebendiger nicht, vielleicht magst mich todter."

„Aber Bürschel!" sagte sie mit einer Miene von Überraschung, der man leicht anmerkte, dass sie eine gemachte war, „du wirst dich doch nicht da vor meiner über den Haufen schießen wollen?"

„Schau dir die Komödie nur an", versetzte er mit einer unendlichen Bitterkeit, „ich glaube nicht, dass dir den Gefallen sobald wieder einer thun wird. Kannst dir nachher doch was zugut thun dein Lebtag lang: meinetwegen hat sich einmal einer erschossen."

„Versteht sich, als ob das was Besonderes wär'! Wenn das Mannsbild nicht einmal so viel Kurasch hätt', sich das Kügerl in den Leib zu schnellen, dann wär's eh kein Mannsbild mehr."

„Hanerle", sprach er mit leise zitternder Stimme, „wirst mir eine Handvoll Erden nachwerfen ins Grab?"

„Im Grab hast eh Erden genug", gab sie zurück.

„Spott und nichts als Spott!“ brauste er auf. „Dirn, ich sag dir's, du wirst mich einmal mit blutigen Fingern aus der Erden graben wollen, aber —“

„Nun? Verschlagt's dir endlich die Red'!“

„Aber ich werd' nicht drinnen sein!“ rief er aus.

„Na, so mach!“ schrie jetzt draußen der Rucker-Ferdl auf dem Wagen, denn das Pferd strampfte unruhig mit den Vorderbeinen, „schau, dass du fertig wirst, Veitl, die Kathrin wird dir was pfeifen, wenn sie so lang' warten soll!“

„Hörst es?“ fragte der Bursche das Mädchen, dabei steckte er die Pistole in den Sack und sein Gesicht veränderte sich von der länglich gezogenen Betrübnis zu einem breitgezogenen Lächeln. Das war ihr gleich nicht geheuer. Er bog seine Knie krumm, streckte seinen Kopf vor: „Ja, Hanerle! Und hast du auch das geglaubt? Hast du denn wirklich geglaubt, dass einer wegen deiner nach Amerika gehen oder sich todtschießen wird? Du bist ein kindisches Mädel!“

Sie bäumte sich auf und war sprachlos.

„O nein, Schatzerl“, fuhr er fort, „nicht übers Wasser und nicht unter die Erde. Ich gehe noch viel weiter fort von dir. Nach Amerika könntest du mir leicht nachkommen, aufs Grab könntest du mir Blumen legen und Weihwasser gießen und sagen: 's ist meines Liebsten Ruhestatt. O nein, Kindlein, so leicht sollst du mich nicht haben. Ins Land, wohin ich jetzt fahre, sind alle und alle Brücken abgebrochen zwischen mir und dir. Ich gehe in den heiligen Ehestand und der Rucker-Ferdl fahrt mich eben nach Thalham zum Lindenwirt, wo die schöne Kellnerin ist, die Kathrin. Wir haben heut' miteinand' das Versprechen, und so bin ich unterwegs da bei dir zugekehrt auf ein Behüt' Gott und nichts für ungut. Und jetzt geh' ich.“

„Verdammter Köter!“ fuhr die Hanerle in diesem Augenblicke kreischend auf und schleuderte das Reibeisen hin gegen die Ofenbank nach der schnurrenden Katze. Diese sprang mit zwei großen Sätzen hinter den Ofen hinauf und trat einen alten Topf herab, dass er in Scherben borst. Aus dem dunkeln Winkel funkelten ihre grünen Augen.

Der Veitl gieng recht behaglich zur Thüre hinaus. Die Hanerle rief ihm mit gellendem Lachen nach, was das für ein Mann sei, der sich vor einer alten Katz' fürchte? Ob er ihr denn nicht die Gutheit erweisen wolle, das verrückte Vieh vom Ofen zu fangen, bevor es das ganze Geschirr in Scherben stürze? — Auf diesen Leim gieng der Vogel. Er kehrte um und nun begannen beide nach der Katze zu jagen. Diese sprang vom Ofen auf die Wandstelle, trat dort einen blechernen Kerzenleuchter herab, sprang auf den Tisch mitten in das ständende Salz, und nun wurde sie erst wild, sie nieste, sie schnurrte, sie kreischte, sie sprang von Bank zu Bank, von Wand zu Wand, unterwegs allerhand Sachen zu Boden stürzend — endlich flüchtete sie vor den ausgestreckten Armen des Burschen und vor dem greulich drohenden Besen des Dirndls hinter einen großen Schrank. Jetzt war nichts zu machen. Und weil nichts zu machen war, lehnte die Hanerle den Besen an die Wand, wendete sich in den Winkel und hub sachte an zu schluchzen.

Ob sie sich weh gethan habe? fragte der Veitl.

Sie schluchzte erbärmlich, war keines Wortes mächtig; endlich begann sie zu lallen und zu klagen über die Falschheit der Männer. Wenn eine in Züchten und Ehren zurückhaltend sei, und den Verlockungen des Liebsten nicht auf der Stelle Gehör gebe, gleich laufe der zu einer andern und

benutze die gute Ausrede für seine Treulosigkeit.

Der Veitl stand mitten in der Stube und warf ihr das Wort hin: „Sa? Aus lauter Züchten bist ja hart gewesen auf mich! Hättest mich nach Amerika auswandern lassen aus lauter Züchten, hättest mich in Verzweiflung einen Selbstmord begehen lassen aus lauter Züchten und Ehren! Und zuletzt, Hanerle, zuletzt nimmst mich doch?"

„Freilich!" schrie sie und wallte auf ihn zueilen.

Er trat einen Schritt zurück: „Aber ich nehm' dich nicht."

Gieng zur Thür hinaus, sprang in den Wagen und fuhr davon, die Richtung gen Thalham.

* * *

Ein qualvoller Tag war das für Jung Hanerle. Und qualvoll war der Abend, als die Schwester heimkam mit ihrem jungen Manne. Der Maid Herz und Sinn war zu Thalham beim Lindenwirt. Dort war ihre Hölle, und doch konnte sie ihre Gedanken und Vorstellungen nicht losreißen von dem Lindenwirtshause, wo nach ihrer Meinung der dümmste der Männer und die schlechteste der Frauenzimmer Verlobung feierten.

Der dümmste der Männer war nicht bis Thalham gefahren. Eine Stunde davon, bei der Waldenbühler Gewerkschaft, war er abgestiegen und hatte dem Rucker-Ferdl lachend einen schönen Dank gesagt. Der Ferdl hatte vom Holzknechte einen andern Fahrlohn auch nicht erwartet und fuhr mit seinem Wallenbündel lustig weiter nach Thalham zum Weber.

Der Veitl sprach in der Gewerkschaft um Arbeit zu, die er auch fand im dazu gehörigen schlagbaren Dreibrunnbergforst. Er stand als Holzknecht ein für Jahr und Tag. Und Amerika? Ha, wer wird nach Amerika gehen, wenn's daheim zu raden gibt! Und die Pistole? Ha, wer wird das Bleikügelchen sich in den Leib sprengen, wenn so viele Rehlein umlaufen im grünen Wald! Und heiraten? Ha, ha, ha, wer wird's einer einzigen so gut meinen, wenn darob zehn andere Dirnlein arg bös' werden! Wir bleiben unser's selber. — Der Waldberg ist steil, die Bäume sind hart, aber unser Holzknecht ist frisch und stark. Bei der Wochenarbeit freut er sich auf die Lustbarkeit am Sonntag, und bei der Lustbarkeit freut er sich wieder auf die Arbeit. Im Winter freut er sich auf den Sommer, wenn die Bäume leichter zu schlagen sind; im Sommer freut er sich auf den Winter, wenn die Blöcke auf Riesen und Schlitten leichter zu Thal zu bringen sind. Und Jung Hanerle ist ein Unband, an das er nicht mehr denkt.

Aber Jung Hanerle ist auch ein Weib und viel sinnt sie darüber nach, wie sie den ihr entkommenen Burschen wieder in ihre Gewalt bekommen könnte. Dass es mit des Lindenwirts Kellnerin nichts geworden, war ihr wohl ein rechter Trost; aber dass auf dem Kirchwege nun der Veitl gar gleichgiltig an ihr — der Hanerle — vorbeigieng, als wäre sie eine Wegsäule, das bekümmerte sie schwer. Ja, vor der Wegsäule rückte er fromm sein grünes Hütlein, vor ihr rückte er gar nichts, that, als wäre sie Luft und nicht einmal eine frische, denn er schnupperte mit der Nase, wenn er an ihr vorbeikam.

Dass der Veitl gar so stolz und wegwerfend that, war ihr übrigens ein tröstliches Zeichen: ganz gleichgiltig ist sie ihm nicht; liebt er sie schon nicht mehr, so hasst er sie doch wenigstens, und das ist immerhin etwas .... Jung Hanerle kennt sich aus.

Übrigens, wenn er falsch war, so kann sie auch falsch sein. Dass sie nach Amerika reisen will, kann sie freilich nicht ausposaunen. Dass sie sich mit einer Pistole erschießen wird,

glaubt man wahrscheinlich nicht und daſs sie lebendig in den Himmel fahren wird, glaubt man noch weniger. Das Gerücht vom Heiraten wäre schon recht, aber wenn's dann nicht dazu kommt, ist's für ein Dirndl umso schlimmer. Womit soll sie denn tocken?

Eines Tages ist in der Gegend große Neuigkeit. Dem Kaplan von Sanct Georgen ist sie vertraut worden und der predigte sie von der Kanzel herab zum guten Beispiel: Die Wiesmeier-Tochter geht ins Kloster.

„Um so was ist's schade!" meinten einige Mannsleut', die nur ihr arg schönes Lärvchen kannten. Allein, als Jung Hanerle nachher auf dem Kirchwege wieder dem Holzknecht Veitl begegnete, sah sie zwar nicht, was er für ein Gesicht machte, denn sie schlug ihr Auge zu Boden, hörte aber, was er pfiff. Er pfiff das schöne Lied: „I' Lauterbach hab' ich mein' Strumpf verlor'n."

Nun war's in einer der nächsten Nächte, als es in der Holzknechthütte des Dreibrunnbergforstes still geworden und die Holzleute der Reihe nach auf ihren Strohpolstern lagen, daſs der Veitl aus dem Schlafe redete. „Das Unband hat recht", lallte er, „ins Kloster, dort braucht sie's nicht, was sie nicht hat."

„Von der Wiesmeier'schen phantasiert er", flüstert einer der Nachbarn zum andern. „Pafs auf, Freunderl, zwischen diesen zweien gibt's was."

„Ja, weil sie sich spinnenfeind sind", versetzte der andere.

„Ah, ganz natürlich!" spottete der eine.

„Die möchten einander am liebsten auffressen, mein Lieber!"

„Das lafs ich gelten, aber anders, als wie du meinst."

„— Für dort hat sie, was sie braucht. Den Kieselstein", lallte der Schlafende.

Bald darauf allseitiges Schnarchen in der Hütte. —

So war der Sommer vergangen und der Winter gekommen. Der ganze steile Berghang hinter der Hütte hinauf war abgeholzt, auf der weiten Schneefläche lag blendender Sonnenschein und die Knechte waren munter beschäftigt, die gefällten und entästeten Blöcke in Haufen zusammen zu schleifen und dann in das Thal zu schaffen, wo die Kohlenmeiler standen. Die Holzknechthütte stand unter dem Schutze eines Waldschachens von uralten, wuchtigen Bäumen. Wenn dann die Holzknechte des Abends in der rußigen, rauchigen und doch so traulichen Hütte ihre fetten Mehlnocken kochten und verzehrten, wenn sie Tabak rauchten oder die aus Verstecken hervorgeholten Stutzen von Staub und Rost reinigten, da gab es allerhand Gespräche über Wald, der geschlagen worden war oder geschlagen werden sollte; über Rehe, die auf Schleichwegen erschossen worden waren oder erschossen werden konnten; über Bauernknechte, die bei der letzten Kirchweihe geprügelt worden waren oder bei der nächsten geprügelt werden müfsten; über feine Dirndlein, die schon geliebt worden waren oder demnächst geliebt werden würden. Der Veitl prahlte sich laut, daß er deren zwei oder drei habe und überhaupt so viele haben könne, als er wolle. Das war sonst nicht seine Art; der Meisterknecht, ein kluger alter Bursche, schüttelte auch darüber den Kopf und dachte: den peinigt die Wiesmeier'sche!

Solches schien zwar anders zu sein, denn eines Tages, als die Neuigkeit umgieng, Wiesmeiers Jung Hanerle wäre schwer erkrankt, fragte der Veitl gar nicht weiter nach Art der Krankheit, sondern trillerte einen alten Ländler. — Er denkt gar nicht an sie.

— Ich denk' gar nicht an sie! sagte er zu sich selber und sagte es zu jeder Stunde, Tag und Nacht. Da wird es wohl doch wahr sein, daß er nicht an sie denkt.

Jung Hanerle lag im Bette, von

ihren Angehörigen umsorgt, und wimmerte vor Schmerz und schüttelte sich im Fieber und phantasierte im Schlaf. Der Arzt fühlte ihr den Puls, untersuchte ihre Lunge, ihre Leber, ihr Herz und wusste sich keinen Rath. Es war eine höchst unheimliche Krankheit! Der Puls gieng ruhig, das Herz pochte gleichmäßig, die Körperwärme war eine gewöhnliche, und doch der kurze, zuckende Athem, und doch der Schmerz in der Brust und doch das Dahinliegen, das Wimmern und Irrereden im Halbschlummer! Die Schwerkranke verlangte den Geistlichen; der Arzt meinte, damit hätte es noch gute Weile; die Kranke verlangte, man solle in der ganzen Gegend für sie beten lassen; der Arzt meinte, das Beten schade niemals. In den Augenblicken, wo Hanerle sich allein sah, athmete sie auf und konnte ein wenig ausrasten von ihrer schweren Krankheit. — Nun wird er doch kommen! murmelte sie, er wird ja hören von meiner Krankheit und wird doch kommen und mich besuchen und mich um Verzeihung bitten . . .

Aber er kam nicht. — Ja doch, er kam, er gieng die Straße daher, er gieng am Wiesmeierhofe vorüber, allein er blickte nicht auf zu ihrem Fenster, denn er unterhielt sich mit einem Nachbarsdirndl, in dessen Finger der linken Hand er die seinen der rechten eingehäkelt hatte. So trotteten sie dahin, schäkernd, lachend — und Jung Hanerle sah es und hörte es. Da ward ihr namenlos schlecht, Hören und Sehen vergieng ihr, sie sank um, schlug ihr Haupt hart an die Wand und als der Arzt wiederkam, fand er zu seiner Beruhigung an ihr einen fliegenden Puls, eine heftige Glut, ein tobendes Herz — kurz das schönste Fieber.

Das dauerte ein Weilchen so, aber nun war es der Hanerle wieder nicht recht. Ihr Vater, der Wiesmeier, that zwar nicht viel desgleichen, denn auch er war ein harter Kopf. Allein sie merkte es wohl, daß er sich heimlich um sie grämte. Die Wiesmeierin war schon seit einer Weile todt, die eine Tochter war mit ihrem Manne nach Sankt Leonhard gezogen, so blieb ihm, dem Vater, nur noch die Hanerle. Da nahm sich diese oft vor, sie wolle sich alle Dummheiten aus dem Kopf schlagen und nur für ihren Vater leben — allein die „Dummheiten" fassen fester, als ein Mensch glauben mag. Manchmal kommt dem Menschen vor, sie seien ganz in seiner Gewalt, in seinem Belieben, er spiele nur so mit ihnen zum Zeitvertreib und könne sie ablegen, wann er wolle. Und wenn er sie eines Tages tapfer von sich werfen will, da merkt er, dass er's nicht kann, dass er von der Leidenschaft umsponnen, gefesselt ist und dass sie mit dem Menschen spielt, anstatt er mit ihr. Gerade so gieng es auch Jung Hanerle, welche dem alternden Vater leben und den jungen Holzknecht vergessen wollte, während sie doch beinahe das Umgekehrte that. Zum Weinen war ihr oft, wenn sie sah, wie wenig sie ihrem Vater sein konnte, und doch sagte sie ihm nie ein Wort der Liebe — er that's ja auch nicht. Weil aber ihr Herz Nahrung haben wollte, und weil der Holzknecht so gar nicht fort wollte aus der Erinnerung, so nahm sie sich vor, diesen Menschen recht gründlich zu hassen. Es würde schon einmal Gelegenheit sein, ihm etwas anzuthun, etwas recht Arges!

Gegen Weihnachten gieng es und alles rüstete sich zum heiligen Feste. Laue Lüfte wehten von den Bergen her, als ob Frühling käme. Jung Hanerle hatte am Barbaratage vom spröde gefrorenen, mit Schnee bedeckten Kirschbaum, der hinter dem Hause stand, einen Zweig gebrochen, ihn in ein Wasserglas gesteckt und so an ihr Bett gestellt. Bevor noch der heilige Abend kam, hatte dieser Zweig zwei schöne, zarte Blüten getrieben, gerade so wie jener vor einem Jahre bei

der Schweſter, die nun einen Mann hatte, und gerade ſo wie der Kirſchbaumzweig vor zwei Jahren bei einer anderen Schweſter, die in dem darauffolgenden Sommer geſtorben war.

In der Nacht, welche dem heiligen Abende vorausgieng, huben unten im Dorfe die Glocken an zu läuten. Die Hanerle ward unruhig, ſtand vom Bette auf, hüllte ſich in einen Lodenmantel und gieng hinaus. Auch andere kamen hervor und horchten auf das Läuten. Sie glaubten anfangs, der Meßner habe ſich um viernndzwanzig Stunden geirrt und läute ſchon zur Chriſtmette. Bald merkten ſie es, daſs die Glocken um Hilfe riefen. Weitum in der Gegend ſtieg keine Feuerſäule auf, am Himmel kein Flammenroth. Und doch verkündete das oft kurz unterbrochene und dann wieder ſchrill einſetzende Geläute ein großes Unglück. Jemand wollte aus der Ferne ein Donnern gehört haben. Mitten im Winter ein Gewitter?

Die Gegend wurde lebendig, die Leute kamen immer zahlreicher aus den Häuſern hervor, riefen einander laut zu, redeten leiſe aber aufgeregt und muthmaßten allerlei. Endlich ſauste ein Schlitten daher, deſſen Inſaſſe ſchrie kurz und ſcharf heraus: „Vom Dreibrunnberg iſt eine Schneelahn (Lawine) niedergegangen, hat die Hütte verſchüttet mitſammt den Holzknechten!“ Und raſch glitt er davon, um die Botſchaft weiterzutragen.

Nun war alles auf gegen den Dreibrunnberg. Mit Spaten und Schaufeln und Äxten und Stangen und Krampen, zu Fuß und auf Schlitten eilten ſie dahin über die blaſſe Schneelandſchaft. Der Vollmondſchein war durch eine leichte Wolkenſchicht gedämpft, und doch war es ſo hell, daſs die Laternen, welche vom heftigen Föhn ausgelöſcht worden, nicht wieder angezündet werden mnſsten. Der Wiesmeier hatte an den großen Waldſchlitten zwei Pferde geſpannt, um alſo ſeine ſieben Knechte zur Unglücksſtelle zu befördern. Auch ein in den Lodenmantel eingemummter Halterjunge hatte ſich auf den Schlitten geſchwungen.

Sie kamen an den Dreibrunnberg, ſie ſtiegen aus, um den Hang hinaufzuſteigen zum Waldſchachen. Aber den Waldſchachen fanden ſie nicht. Ein kahler, ruppiger Schneehügel war da, hoch wie ein Kirchthurm und weit ausgeböſcht ins wirre, wüſte Trümmerwerk des Gehölzes hinein. An dieſem Hügel arbeiteten bei rothem Fackelſchein ſchon Männer, der Stelle zuſtrebend und grabend, wo die Hütte geſtanden war. Vorne auf dem Platze, in Schnee gebettet, lehnten zwei der Holzknechte, welche in der verſchütteten Hütte gewohnt hatten. Sie wurden mit Schnee gelabt und als ſie aus der Ohnmacht erwachten, ſchauten ſie ſehr betroffen um ſich, wuſsten nicht, wo ſie waren, und erzählten nachher von einem ſchaudervollen Sauſen und Brauſen und von einem Erdbeben, welches alles verſchlungen habe. Sie, die beiden, hätten noch einen Sprung gemacht zur Thüre hinaus, da dieſe ſich unter Krachen ſchon zu verſchieben begann, wären dann in die Lüfte geſchleudert worden — und weiter wüſsten ſie ſelber nichts. — Und die anderen? die Kameraden? — Ja, die ſeien wohl auch aufgeſprungen, hätten aber wahrſcheinlich den Ausweg nicht mehr gefunden.

„Veit!“ Das war jetzt ein gellender Schrei, wer ihn ausgeſtoßen, wuſste man nicht. Der Halterjunge vom Wiesmeierhof hatte einen Eiſenkrampen ergriffen und grub an Seite der übrigen mit größtem Eifer drauf los. Eine geſegnete Arbeit war's. Fünf Männer gruben ſie aus dem Schnee; einer derſelben war ſchwer, zwei waren leicht verwundet, die übrigen zwei unverletzt, nur betäubt. Der Halterjunge riſs jeden empor, daſs er ihm ins Geſicht ſähe und ſetzte dann mit dem Krampen ſeine Arbeit fort.

„Aber es ist ja niemand mehr drin!“ rief ihm ein schwarzer Kohlenbrenner zu. Der Junge, immer den Lodenmantel fest um sich gebunden, grub und grub.

Einer der Männer rieth, dass — nachdem die Rettung geglückt — man sich eilig entferne, denn oben am Berghange sei es unruhig und bald werde eine zweite Lahn niedergehen.

„Veitl!“ stöhnte der Junge.

„Ist ja schon voraus“, versetzte ein Holzknecht.

„Und ist er noch drin, so gnad' ihm Gott!“ sagte ein zweiter. „Dann werden wir ihn ja wohl einmal finden. Jetzt heißt's auf sich selber denken.“

Die Fackel war ausgelöscht worden, die Männer verzogen sich, zwei Holzknechte trugen auf einer Bahre den schwer verletzten Kameraden. Über der ungeheueren Schneewucht war die stille dunkle Nacht, nur von dem Scharren und Graben des einen Krampens belebt. Denn der Hatterjunge war geblieben, arbeitete unaufhörlich und grub sich in die Massen des Schnees.

Zwischen Balken und Baumstämmen eingeklemmt und gleichzeitig geschützt lag der Holzknecht Veitt lebendig begraben unter der Lawine. Eine Weile mochte er nichts von sich gewusst haben, dann erwachte er, fühlte seine Lage und sein erster Gedanke war: Von einer Schneelahn verschüttet! Er hörte Männerstimmen, hörte Schaufeln und Graben, er wollte rufen, es versagte ihm die Stimme. Allmählich aber ward es stille. — Na, gute Nacht! dachte der Bursche, jetzt wird gestorben. Aber langweilig hergehen wird's. Das Erfrieren und Verhungern geht schwer im Schnee, das Verdursten gar nicht. So höllisch eingeklemmt sein! Nicht einmal in den Hosensack kann ich mit der Hand ums Messer. Ein Adert aufmachen, und gleich wär's vorbei. Ah nein, wer weiß, ob's ihm recht wär', dem da oben, er hat's nicht gern, wenn sich der Mensch selber abthut. Und jetzt muss ich mich gut mit ihm stellen. — Schad' ums Mädel, dass ich's nicht hab' haben können — Ich will ein paar Vaterunser beten .... Das waren so die Gedanken des jungen Holzknechtes, der unter Schnee und Trümmern verzwängt lag. — Da hörte er knistern und graben. Er versuchte es nochmals mit dem Schreien. Jesus Maria, war das eine unheimliche Stimme! Vor seinem eigenen Schrei graute ihm. Das Graben wurde noch lebhafter und kam näher. Plötzlich fiel die Wand wie ein Vorhang nieder. Eine wunderbare Dämmerung war vorhanden, in derselben standen Schneetaften, Bäume und ein Mensch, der jetzt mit dem Krampen einen Balken locker riss und so den eingeklemmten Menschen befreite. Zwei Arme zerrten ihn aus dem Gewirre und als er frei war, ganz frei und aufrecht unter freiem Himmel stand, da warf der Retter sein Werkzeug hin und lief davon. — Das nächtige Dämmerlicht war hell genug gewesen, der Veitl hatte dem Burschen ins Gesicht gesehen, hatte gut gesehen, hatte mehr gesehen, als er in seinem Leben je zu sehen verhoffen konnte ....

Das Unband war's gewesen. — Natürlich nur ihr Geist, denn sie selber ist ja krank. Übrigens, gar so natürlich ist es doch wieder nicht, wenn der Leib in Ohnmächten dahinliegt und der Geist thut mit einem Eisenkrampen verschüttete Holzknechte ausgraben ....

Der Himmel wurde immer heller, die Wipfel der wenigen noch ruppig aufragenden Tannen standen nicht mehr schwarz drin, sondern grünten sich. Ein Spätlein zwitscherte. Der Veitl stand so herum und betrachtete den Platz. Ein paar Dachbretter lagen im Schnee, eines mitsammt der Firststatte hieng hoch am arg zerzausten Baumast. Sonst von der Hütte keine Spur. Die Schachenbäume waren

zerrissen, geknickt, gespalten, ragten theils nur in splitterzackigen Strünken aus den Schneemassen hervor. — Was wird's mit meinen sieben Kameraden sein? dachte der Veitl und war unentschlossen, ob er um Leute gehen oder gleich selbst an der Stelle Hand anlegen sollte. Da hub es an zu donnern, hoch oben am Berghange wurde es lebendig — der Veitl lief in großen Sätzen quer seitab und bald war Baum und Busch eingehüllt von einer ungeheueren Schneestaubwolke. Den Holzknecht hatte eine unsichtbare Macht in einen Wacholderstrauch geschleudert, aus welchem er nach einiger Zeit langsam wieder aufstand, um zu trachten, dass er weiter kam. — Mir scheint, sagte er zu sich selber, der Herrgott fegt heute die Welt aus und unsereiner steht ihm überall im Wege um.

Als er im sicheren Thale auf der glattbeschlitteten Straße dahingieng, hörte er zur Rechten und zur Linken von den Bergen her das hohle Sausen niedergehender Lahnen; von manchen, die in fernen Seitenthälern abfuhren, dröhnte in den Wäldern nur der Widerhall. Unterwegs fand der Holzknecht auch zwei seiner Kameraden, und er sah und hörte, dass alles gut war. —

Wohin wandert jetzt der Veitl? Daran hatte er selbst nicht gedacht — die Füße wussten es besser.

Im Wiesmeierhof war alles beschäftigt mit Vorbereitungen zum Christfeste; im Ofen buk es, auf dem Herde briet es, in den Stuben scheuerte es, in den Ställen legten Knechte dem Viehe frische Streu. Der Wiesmeier selbst schritt schon im Feiertagsgewande umher, um überall nach dem Rechten zu sehen. Der Holzknecht Veitl, welcher in den Hof trat, wich dem Bauer ein wenig aus, hingegen fragte er eine alte Magd, die im Vorhause den Fußboden wusch, nach Jung Hanerle.

„Hanerle? Die wird halt in ihrer Kammer sein", war die kurze Antwort, die übrigens dem Fragesteller vollkommen genügte. Denn ihre Kammer wusste er zu finden. Heute klopfte er nicht erst artig an, hatte auch keine Ursache, die Klinkel so leise als möglich zu drücken. Schier herrisch trat er ein und fest trat er auf. Sie saß vollständig angekleidet und mit feuchten Schuhen an den Füßen bei ihrem Bette, sie war eben damit beschäftigt gewesen, die ineinandergeklammerten Hände in dem Schoße, vor sich hinzustarren. Jetzt sprang sie auf und machte sich eifrig mit ihrem Gewande zu thun.

Schweigend trat der Bursche zu ihr hin, um mit beiden Händen ihre Rechte zu ergreifen. Sie zog ihre Hand zurück und blickte ihn mit kaltem Erstaunen an.

Er stutzte und sprach: „Nun, Hanerle!"

„Nun!" sagte auch sie mit einem überaus harten Blicke. Was soll das bedeuten? Was hast du hier zu suchen? so fragte dieser Blick. Der Bursche wagte rasch ein zweites, er wollte seinen Arm um ihren Nacken legen und einen Kuss drücken auf ihren Mund. Sie stieß ihn heftig zurück.

Einen Augenblick starr stand er vor ihr. Dann sprach er die Worte: „Was soll das sein? Du grabst mich mit eigener Lebensgefahr aus der Lahn, und jetzt —"

„Ich dich aus der Lahn graben!" lachte sie grell auf. „Das kannst mir nicht im Traum einfallen."

„Ich hab' dich gesehen, du bist bei mir geblieben, wie sie mich all' verlassen haben, du hast mich gerettet!"

„Und w e n n' s wär'!" entgegnete sie. „Was gieng' dich das weiter an! Ich hätt' nur meine Christenpflicht gethan und einem Zigeuner gerad' so gern, oder lieber, herausgeholfen. Darauf bilde dir nichts ein!"

Scheinbar bewegungslos stand der

Veitl da, aber jedes Äderchen an ihm tobte, blafs bis an die Lippen ward sein Gesicht, um einen Kopf höher wuchs seine Gestalt.

„Hana!“ rief er plötzlich gellend aus, „kannst denn du kein Mensch sein? — Unband! mein Weib mufst du werden!“ Wüthend stürzte er auf sie hin, rifs sie an seine Brust, mit ehernen Armen hielt er sie fest und bedeckte ihr Angesicht mit wilden Küssen.

In so glühendem Zorne hat noch keiner gefreit, so rasend hat noch keiner seine Braut geküfst, als es jetzt der Holzknecht Veitl gethan.

Und Jung Hanerle? Als sie seine unbändige Kraft empfunden, hat sie sich nicht mehr gewehrt. Wie schmelzendes Wachs am glühenden Eisen, so sank sie hin, sank vor ihm aufs Knie, hielt mit beiden Armen sein Haupt fest an dem ihren, dafs sie seine Glut erwidern konnte. Und als ihm schon die Sinne vergiengen, küfste sie noch heftig seine Lippen, seine Augen, sogar den Scheitel seines Hauptes, und konnte nicht aufhören.

So fand sie der Wiesmeier. Erst als dieser seine Tochter losrifs aus den Armen des Burschen, kam sie zu sich. Einen Schrei stieß sie aus, verdeckte ihr Gesicht mit den Händen und schluchzte laut — zu Tode wollte sie sich schämen, dafs es so plötzlich über sie gekommen war. Dafs sie sich zu gleicher Zeit unaussprechlich elend und unaussprechlich selig fühlte, versteht sich von selbst. — Mit einem kurzen herben Worte wies der Bauer den Holzknecht zur Thüre hinaus; ohne ein Wort zu sagen, gieng der Veitl davon. Und Jung Hanerle? Sie stand stramm da, ballte die Fäuste und blickte finster auf ihren Vater.

Dieser that den Mund auf: „Es geht ja recht lustig her bei dir in der Kammer!“

Sie gab ihm keine Antwort. Sie wendete sich, gieng zur Thüre hinaus und dem Holzknechte nach.

Dann haben sie geheiratet. Vor der Hochzeit gab es noch manchen Sturm. Und nach derselben? Das geht uns nichts mehr an.

Als der Veitl und die Hanerle nach fünfundzwanzig Jahren in einem Kreise von prächtigen Kindern — auch ein Enkel war schon dabei — die silberne Hochzeit begiengen, es war erst vor kurzer Zeit, da vertraute der Bräutigam dem Brautführer das Folgende an: „Meine Hanerle, das ist eine! So schwer die zu kriegen war, so leicht ist sie zu behalten. Ein braveres Eheweib kannst nimmer finden, aber wenn ich sagen wollt', sie hätt' mir auch nur ein einzigmal mit einem einzigen Worte gestanden, dafs sie mich gern' hat — so müfst ich lügen. Das ist eine!“

Der Brautführer trank auf ihr Wohl. Dann gieng er heim und schrieb auf diese Blätter die Geschichte von Jung Hanerle der Trutzigen.

Glücks-Schmiede.

Ihr Glück zu schmieden sind bemüht
Die Thoren wie die Weisen;
Doch wessen Herz für Schlechtes glüht,
Der hämmert — kaltes Eisen.

A. Frankl.

Aus dem Skizzenbuche eines Wanderers.

Erzählung nach dem Leben. Von E. Salburg.

Es war am Kirchtag, dem größten und lautesten Feste des ganzen Jahres, in dem Gebirgsdorfe. Langsam gieng ich die Straße entlang, die einförmige Landstraße, zu deren beiden Seiten Häuser und Hütten hinter dürftigen Obstbäumen lagen. Rund umher dann die herbstlich angehauchten Felder und weit hinaus, sanft abgegrenzt, die schönen freien Linien des Gebirges, tiefblau der zarte Himmel über ihm. Tief und unerschöpflich süß ist der reine Zauber eines Landschaftsbildes, selig der Blick in das herrliche Antlitz der Natur. Und doch für mich nicht das Höchste. Ein weitgereister Mann, bin ich umhergezogen in Nord und Süd und hab' vieles geseh'n, was sie das Herrlichste nennen. Zwei Bücher hab' ich mir angelegt, das Buch der Natur und das Buch der Menschheit. Im ersten da reiht sich Bild an Bild, rasch, fast fiebernd hingeworfen, im Rausche ungetrübter feuriger Bewunderung, und doch fast immer nur von einem stets wiederkehrenden Gedanken beseelt. Da breitet die Wüste ihre weiten, farblosen Schwingen aus, künstlerisch hehr, ein Bild unermesslicher Sehnsucht, ewigen Wanderns und Suchens, ewigen Trauerns. Da schimmern die Gletscherhöhen magisch, fast geisterhaft und weisen wieder ins Unendliche, Ferne. In der Alhambra flüstern und seufzen die Brunnen, leise rauscht es, sehnsüchtig, an den Ufern des Nil, Bild um Bild, zaubert ein gleiches Ahnen unermessener Größe in die Seele, eine gleiche in ihrer Reinheit schwermüthige Freude, dass alles so viel verspricht und doch unveränderlich in dieselben Grenzen gebannt bleibt, durch alle Zeiten. Und da, wie ich im Buche blättere, über jedem Bilde ein Hauch gleichen Empfindens liegt, so verschwimmt mir eines ins andere. Ich lege es beiseite und greife nach dem „Buche der Menschheit", das ich mir im Laufe der Jahre angelegt. Seltsam! wie lebensvoll weht es mir daraus entgegen. Die Seiten knistern, als lebten sie auf von einem Herzschlage beseelt; ist's der meine? ist's der, jener Wesen, deren Antlitz mich im Laufe der Wanderschaft angezogen, dass ich ihrem innersten Sein nachforschte?

Mancherlei Köpfe und Gestalten seh ich da vor mir, nicht mit der

kühnen Sicherheit der Landschaftsbilder gezeichnet; nein, von der zagenden Hand des Grüblers hingeworfen, der unsicher dem großen, ewig wechselvollen Räthsel menschlichen Charakters nachspürt. Das ist mein Liebtingsbuch, mir das Höchste, das Buch, drin jede Seite ein Menschenangesicht. Da gibt es keine Einförmigkeit, kein starres Erlahmen im glühenden Farbenwechsel, stürmend und irrend von der Tiefe empor zur strahlendsten Höhe entrollt sich Leben um Leben, wie's dem zu erforschen vergönnt ist, der mit offenen Augen die weite Welt durchstreift.

Da, auf dem letzten Blatte — eine Frauengestalt, an die Thüre der elendesten Hütte gelehnt, den Kopf lässig hatb in das Laubwerk der Reben gedrückt, einen seltsamen Kopf. Elende Kleider hängen lose um die hochgewachsene Gestatt, die arbeitsharte Hand hält einen Spaten. Und rund umher der kleine, trostlose Krautgarten, wie man ihn hier zu Lande bei jeder ärmtichen Hütte sieht, mit kümmerlichen Bohnenranken und späten Sonnenblumen. An seinem Pförtchen eine Kinderschar, wohl sechs kleine Gestatten, zum Kirchgang festlich herausgeputzt, in wunderlichem Contrast zu dem seltsam unsonntäglichen Weibe. Das Bitd ist mit Sorgfalt gezeichnet. Flüchtige Farbenstriche markieren die leuchtenden Kleider der Kteinen, das Grün des Laubes unter dem Himmelsblau und diesen Frauenkopf mit den festen, starken Zügen und dem unnennbaren Ausdrucke um Mund und Augen.

Ich habe nur Menschen gezeichnet, deren Geschichte ich kannte. Diese hier — wie war es nur? Da kehrt mir Erinnerung zurück! wo ich begann. Kirchweihtag im Gebirge! Ja da hab' ich dieses Weib gesehen, so, gerade so, wie ich es hier gezeichnet und seiner Geschichte nachgeforscht. Die will ich erzählen.

Aber zuerst muss ich noch sagen, wie ich sie fand, als ich damats die Straße hinaufgieng und auf die Gebirge blickte. Ich that das nur so beharrlich, weil ich so gar keine Menschen gesehʼn, deren Anblick mich fesselte. Unter dem Landvolke, das tärmend und geschmückt an mir vorbeiströmte, fand sich, — seltener Fall! kein Gesicht, das mich anzog, wie ich es bis jetzt fast noch überall gefunden. Und so wandte ich meine Gedanken der zweilen Freundin, der herrlichen Natur zu. Ich betrat einen Wiesenweg, und nachdem ich eine Weile zwischen den Fetdern dahingegangen, sah ich dieses Haus vor mir, ein baufälliges kleines Gehöft, wüst und finster, um das erst vor kurzem gepflanzter Wein seine Ranken schtang, als wolle er die Schäden verbergen. Ringsum der Garten, wie ich ihn geschilderl, und im Rahmen der Thüre jenes Weib, auf dem mein Auge wie gebannt haften blieb.

Es sah den Kindern nach, die sorglos an mir vorbei zur Kirche rannten, ich setbst stand hinter den Bohnenstauden verborgen. Keines der Kleinen glich ihr, sie hatten alle runde, etwas stumpfe Gesichter, von weißblondem Haar umrahmt. Als ihre Schritte verklungen waren, nahm die Zurückbleibende ihre Arbeit mit dem Spalen wieder auf, ohne auszusetzen, gleichmäßig und scharf handhabte sie das Gartenwerkzeug, während die Sonntagsglocken feierlich durch die klare Lust herüberklangen. Und ich sah sie an. Sie war noch jung, vielleicht dreißig Jahre alt, über die strenge und edle Schönheit ihrer Züge mussten Sorge und Arbeit, vielleicht noch mehr, gleich Wetterstürmen gezogen sein. Als das Kopftuch zur Erde glitt, schimmerten dunkle Flechten im Sonnenlichte, dunkel und streng auch wölbten sich die Brauen über den grauen Augen. Um den Mund lag ein sellsamer Zug. Es war, wenn man so sagen könnte, ats stritten dort ewig Härte und innige Weich-

heit, Licht und Schatten. An ihren Gliedern schien alles Kraft, jede Sehne gespannt, jede Muskel erprobt in schwerer Mühsal.

Die Glocken waren verklungen, sie grub und hackte immer noch, da kam von der anderen Seite ein Mann und trat in den Garten. Ein großer, wüster Gesell mit rohem Wesen, die Kinder glichen ihm unverkennbar. Er war nicht ganz nüchtern und rief sie heftig an. Sie sah auf mit großen gleichgiltigen Augen, die gleichsam über ihn hinwegschauten. Ihr Blick machte auf ihn unwillkürlich Eindruck. Verstummend schlich er ins Haus. Mit einem Antlitz, das wie aus Stein gemeißelt war, sah sie ihm nach. Ich erschrak fast vor der Härte dieses Gesichtes, da ertönten Kinderstimmen, die kleine Schar flog, ohne meiner zu achten, an mir vorbei, auf sie zu, mit zerzaustem Haar, die sorglich gesteiften, mit so vieler Mühe genähten Kleider beschmutzt und zerknittert, beim Kirchweihvergnügen. Kein vergnüglicher Anblick für ein überbürdetes Geschöpf. Und wie sie lächelte, diese Frau! Wie sie in scheuer, fast ungelenker Liebkosung, als begehe sie ein Unrecht, die Kinder zu sich heranzog, bis ihre Augen leuchteten gleich einem stahlfarbenen Winterhimmel, dessen Wolken die Sonne theilt! Wie sie lächelte! Ich war geblendet von der Weichheit dieser Züge. Die Stimme des Mannes erscholl — die Sonne erlosch — sie giengen ins Haus. Und ich gieng, die Geschichte dieses Weibes zu erforschen. Wie ich sie vernommen, schreibe ich sie nieder und denke dabei an das wundersame Gesicht, das ich nie vergessen werde.

Clara war armer Eltern Kind, früh verwaist, eine Taglöhnerin. Ihre Schönheit war so seltener Art, dass man von ihr im Lande sprach, ihr Wesen erschien weder hochfahrend noch entgegenkommend, sie gieng verschlossen ihres Weges. Hubert Zeiringer, des reichsten Bauern Sohn in der ganzen Gegend, entbrannte in leidenschaftlicher Liebe zu dem Mädchen. Er war ein hübscher Bursche, aber leichtsinnig und charakterlos, man konnte über ihn kein rechtes Urtheil fällen. Minderjährig wie er war, bewarb er sich, seinen Vater fürchtend, heimlich um Clara. Ihr stolzes Wesen, das doch die Macht einer tieferen Empfindung nicht ganz verbergen konnte, brachte ihn so weit, dass er schwur, sie zum Weibe zu nehmen. Nur möge sie Geduld haben und verschwiegen sein. Das Mädchen liebte den Burschen inniger und wahrer, als es geliebt wurde. Aber da offenbarte sich zum erstenmale die durchaus edle, sittlich ernste Veranlagung dieser Frauennatur. Offen und streng theilte sie ihm mit, dass Betrug ihre Sache nicht sei und dass sie kein Kind von seinen Pflichten gegen die Eltern abzöge. Keine andere, nicht die beste hätte gethan wie sie. Ungewiss, ob sie es sich nicht mit dem Heißgeliebten auf immer verderbe, aber ohne zu zögern, gieng sie hin, trat vor den alten Zeiringer und gestand ihm alles, ihre Liebe, ihre große Armut und untergeordnete Stellung und fragte, ob sie das Versprechen seines Sohnes annehmen dürfe. Da ereignete sich etwas Seltsames, im Bauernstande doppelt Ungewöhnliches; über Selbstsucht und Kleinlichkeit siegte die einfache Seelenhoheit eines Weibes. Der alter Bauer starrte wie gebannt auf das Mädchen, das ihm so viel heimlichen Schaden hätte zufügen und das Glück seines Hauses in dem einzigen charakterlosen Sohne, den er wohl kannte, hätte untergraben können, das gefasst sein musste, von ihm mit Schimpf und Schande fortgejagt zu werden und trotzdem da stand und mit rückhaltloser Offenheit seinen Vortheil, seine Zukunft preisgab. Hubert war ein schwankes Rohr und dies, nur dies, so erkannte selbst der rauhe Mann, das einzige Weib, welches ihm ein Halt sein konnte. Er nahm Claras

Hand und legte sie in die seines Sohnes. Und es war ein Aufsehen im ganzen Lande. Der junge Zeiringer war zuerst geblendet, dann fast enttäuscht. Es reizte ihn, dass das Mädchen erreicht, was er nicht zu hoffen gewagt, seine Leidenschaft wuchs, aber zu ihr gesellte sich das Verlangen, seiner Braut zu beweisen, dass er selbständig geblieben, und sie nicht scheue. Es kam die Zeit der Trennung, er musste seine Militärjahre in der Stadt abdienen. Das Herz von stürmischen Gefühlen bewegt, schied er von der Treuen, deren ganze Seele mit ihm zog.

Als er wiederkehrte, war er fast ein anderer geworden, ein Mann, der noch die ungezügelten Eigenschaften des Knaben nicht abgestreift, heftiger, glühender in seiner Liebe, trotziger gegen jeden Zwang. Clara trat ihm unverändert entgegen. Und nun kam das Unheil über den reichen Bauernhof. Der alte Zeiringer führte eine strenge, fast karge Wirtschaft und forderte Unterordnung von Kind und Gesinde. Der Junge hatte Selbstständigkeit gelernt, und hasste die Beschränkung, er wollte sich als reicher Bauer zeigen. Je mehr dies der Alte entdeckte, je knapper hielt er ihn, auch die Hochzeit schob er noch stets hinaus. Da begann Hubert lustige Gesellschaft zu suchen, mehr aus Trotz, als aus Freude daran: er verwickelte sich in mancherlei Geschichten unguter Art, machte Schulden, und endlich, da der Alte hart und härter, ihn schlimmer als einen Knecht behandelte, kam's endlich zu etwas, das traurig zu erzählen ist. Es ward im Augenblicke der That niedergeschlagen und wenig besprochen, aber blieb doch Wahrheit. Sei's durch schlechten Umgang verblendet, sei es um aus Trotz zu nehmen, was ihm gebürte, *der Sohn bestahl seinen Vater*.

Die Summe war nicht groß, und nur wenige wussten um die Sache. Aber der Bauer ward über Nacht schneeweiß. Er starb bald nach der schlimmen Geschichte.

Und nun ereignete es sich, dass der junge, reiche, vielbegehrte Freier in Claras elende Stube trat, um sich endlich sein Weib heimzuholen. Jenen Fehltritt hatte er bereuend zu den Sünden der Jugend gerechnet und wollte ein neues Leben beginnen. Es war ja kaum laut geworden, was er gethan. Vor der armen Arbeiterin lag die Zukunft wie ein Märchen, ein Leben reich, schön und frei, an der Seite des Geliebten. Und — sie wies dies Leben von sich. Um jener *einen* Sünde willen war ihre Liebe gestorben, und jener über alles geliebte Mann für sie wertlos geworden. Unbewegt wandte sie sich von ihm. Er demüthigte sich bis aufs äußerste vor ihr, er raste, weinte und bat, sie blieb eisig kalt. Es lag etwas Unheimliches in der Härte dieser bis zur Furchtbarkeit rechtlichen Natur, für die jeder, der fehlte, ein Todter war.

Sie schieden, und als er bald in finsterem Zorne eine andere heimführte, sagten die meisten, er habe Clara verlassen. Sie hörte es schweigend an.

Jahre verflossen, sie lebte fort, mühselig und ganz allein, keiner, der um sie warb, fand Erhörung. Da starb im Dorfe des Schmiedes Weib und ließ den Mann, einen rohen, wüsten Gesellen, der dem Spiele und Trunke ergeben war, mit sechs kleinen Kindern zurück. Es war ein beispielloser Jammer, dem niemand abhelfen wollte, aus Furcht, sich mit den Kindern zu belasten. Der Schmied gieng des Morgens fort an seine Arbeit, die Kinder, von denen das älteste kaum neun Jahre zählte, blieben sich selbst überlassen, ohne Wartung und Aufsicht, selbst ohne genügende Nahrung, denn der Vater vertrank seinen Wochenlohn zum größten Theile. Ehe das Trauerjahr um war, suchte er aufs neue ein Weib zu nehmen,

was ihm niemand verargte. Doch nahm ihn keine.

Da trat eines Tages Clara bei ihm ein; er fchrak faft zurück vor der großen, fchönen Frauengeftalt, die fo oft achtlos an ihm vorübergegangen. Sie trug ein Buch in der Hand.

„Ihr fucht ein Weib", fagte fie langfam. Es klang eigenthümlich von den Wänden der Werkftatt wieder. „Ich habe fünfhundert Gulden erfpart, da habt Ihr fie für die Kinder, nehmt mich zum Weibe", es war die feltfamfte Werbung, die wohl je gefprochen wurde.

Der Schmied ließ den Hammer fallen, er nahm das Sparcaffebuch nicht, das fie ihm hinhielt. Sein blödes Auge haftete wie erftarrt an dem blaffen Gefichte der Sprecherin; die Flammen der Eſſe fchlugen hoch auf und beleuchteten magifch die düftere Erfcheinung.

„Ihr wolltet", ftieß er dumpf hervor. Seine Hand haſchte nach der ihren. Sie legte das Buch hinein und trat zurück ins Dunkel. Ihre Stimme klang tief und verfchleiert. „Um der Kinder, um ihres Elends willen."

Das Unerhörte, fie führte es durch. Sie ward das Weib des wüften Trunkenboldes, die Sclavin der häfslichen, verwilderten Waifenkinder, die wirkliche Mutter hätte fich nicht geopfert, wie fie.

Der Schmied war unverbeſſerlich. Als feine rohe Natur zu empfinden begann, wie unerreichbar dieſes Geſchöpf über ihm ſtand, kam auch über ihn jene dumpfe Gereiztheit, die Hubert Zeiringer empfunden. Nach wie vor verſchwendete er das Geld, war roh und trunken, ja ließ ſich ſelbſt zu Thätlichkeiten hinreißen. Clara blieb unbewegt. Als er ſah, daſs nichts ſie berührte, weil ihre ganze Seele in den Kindern aufgieng, nahm ſeine grenzenloſe Niedrigkeit dieſe ſelbſt als Waffe gegen ſie. Er quälte die Kleinen, er entzog ſie ihr, und es kam wirklich ein Tag, wo das Menſchliche in ihr die Oberhand gewann und ſie es nicht mehr tragen zu können glaubte.

Nach einem Auftritte ſo voll anwidernder Herzloſigkeit, daſs er nicht zu ſchildern iſt, verließ ſie wortlos das Haus. Sie ging fort über die ſteinigen Bergwege die ganze lange Sommernacht hindurch, gerade vor ſich hinblickend, thränen- und klagelos. Hoch oben im Gebirge wohnte eine alte Frau, die einſt gut zu ihr geweſen. Bei der kehrte ſie ein. Dort ſaß ſie am Tiſche, drei Tage und drei Nächte lang und blieb ſtumm auf alles Zureden und Bitten. Daß ſie zurückkehren müſſe, begriff ſie nicht, aber — ſie kehrte doch zurück. Nicht aus Angſt, nicht aus Pflichtgefühl, nicht auf die Bitten des zu Todte erſchreckten, reuigen Mannes, der ihr Boten um Boten ſchickte.

Aus Liebe. Aus Liebe zu den fremden, verwahrloſten, reizloſen Kindern. Eine ſo unermeſſ'ne Weichheit ruhte in den Tiefen dieſes unergründlichen Gemüthes. Und wie ſie es that! Als es hieß, ihr Mann komme ſie um Verzeihung zu bitten, ſtand ſie auf und verließ die Hütte. Während er über das Gebirge herüberkam, gieng ſie auf der Landſtraße zurück, ſechs Stunden weit, und trat in's Haus an die Betten der Kinder. Dort ſaß ſie die Nacht hindurch. So fand er ſie am nächſten Morgen, als er verſtört hereinſtürmte. Sie trat ihm entgegen, als ſei nichts geſchehen. Kaum ein Wort fiel, nur ihre Blicke kreuzten ſich. Stumm gieng er von dannen. Er hatte verſtehen und fürchten gelernt.

Das war der letzte Sturm ihrer Ehe. Wohl beſſerte ſich ihr Mann nicht im weſentlichen und noch manche Roheit ſeines Gemüthes wurde offenbar, aber die Kinder ließ er ihr unbeſtritten, und ſeine Hand erhob er nicht mehr gegen ſie. — —

Das iſt die Geſchichte eines flüchtig

hingeworfenen Bildes aus dem Skizzenbuche eines Wanderers; die Geſchichte einer ſtarken, kühnen, im Innerſten geſunden Menſchenſeele, die ſich im engſten Wirkungskreis, aus ſich ſelbſt in urſprünglicher Natürlichkeit entfaltet. Ein unbeugſames Weib, das nicht frühe ins Grab ſinkt, das aufrecht ſteht und alt wird, bis ſein Haar blütenrein iſt, wie ſein Empfinden es ſtets geweſen. Es ſäet nur und erntet nie.

Die Kinder werden groß und zieh'n hinaus, laſſen und vergeſſen ſie, ohne Dank, ohne Verpflichtung, es iſt ja die eigene Mutter nicht. Die übrige Welt, ihre kleine elende Welt, hat die Härte ihres Weſens verhöhnt und ſeine Weichheit miſsverſtanden, ihr Tod wird für keinen ein tiefempfundener Verluſt ſein. Sie ſelbſt hat für ihr eigenes Glück und Weh nie Mitleid, noch Rückſicht gehabt, ſich nie um einen Wunſch, nur ſtets um eine eiſerne Pflicht befragt.

Unermeſslich iſt die Niedrigkeit, aber noch tauſendmal unermeſslicher die Größe eines Menſchenherzens.

Ihr Zimmerherr.

Ein Genrebild von **Sophie von Khuenberg.**

Als ich den k. u. k. Major-Auditor in Penſion, Alfred Meyer, zum erſtenmale ſah, konnte ich mich eines heimlichen Lachens nicht erwehren. Es war in dem überfüllten Reſtaurant einer öſterreichiſchen Stadt, nach Schluſs der Theater. Aus Platzmangel occupierten wir den Stammtiſch des alten Herrn, der etwas verblüfft hinter ſeiner runden Hornbrille auf die fremden Eindringlinge ſtarrte, ſich aber bald beruhigte und mir zwiſchen Kalbsbraten und Giardinetto allerlei aus ſeinem einfachen Leben mittheilte. Er war klein und ſchmächtig, unter der etwas verſchobenen braunrothen Perrücke ſah ein drolliges, verrunzeltes Geſicht zu mir empor, deſſen Kinn noch tief in Vatermördern von Anno dazumal ſteckte. Um den Hals hatte er mehrmals die ſchmale, ſchwarzſeidene Binde geſchlungen, der ganze Menſch ſah aus, als ob er einem Genrebildchen der Dreißigerjahre entſprungen wäre. Er war das echte Prototyp eines kleinen öſterreichiſchen Staatsbeamten der alten Schule. Er betonte den Mangel ſeiner beſſeren Hälfte mit einem gewiſſen Stolz, als ob er damit ſeine totale Unabhängigkeit und Freiheit andeuten wolle. „Ja wiſſen Sie", ſagte er mit einem leichten Anfluge von Dialect, „da iſt man halt ſo gar nicht geniert, hat keinen Ärger, keine Familienſorgen, — ich wohn' bei einer Witwe, ſeit ich hier bin, alſo ſchon acht Jahre lang! früher hab' ich in Linz gelebt, — Sie, das iſt auch eine ſchöne Stadt! Und in meinem dortigen Stammgaſthaus, da hab' ich einen jungen Menſchen gekannt, er war Commis, — ah, der hat das Pfeifen verſtanden, das war großartig! Viel beſſer, wie der Kunſtpfeifer aus Wien, der ſich neulich hier produciert hat" .... Von Wien

hatte er überhaupt nicht die beste Meinung. Auch von den anderen Großstädten hatte er nur eine vage Vorstellung, — sein Interesse beschränkte sich auf die Vorkommnisse der Stadt, in welcher er lebte, auf die Beurtheilung von Pferdebahn und Gemeinderath — höchstens, dass er über eine neue Operette loszog, die er niemals gesehen hatte. Auch die Kunst beunruhigte den guten Mann nicht und sein harmloses Gemüth stand der alten und neuen Richtung ganz objectiv oder besser gesagt, passiv gegenüber. Nur die Musik, diese barmherzige Schwester unter den Musen, neigte sich auch ihm ein wenig liebevoll zu und verschämt gestand er mir den Besitz eines alten Flügels, der zwar nicht modern gestutzt und etwas ausgespielt war, aber der ihm dennoch seit Jahren ein lieber Kamerad sei! Und als er mir das sagte, da gewann sein ausdrucksloses Gesicht einen Schimmer von innerster Zufriedenheit und die mageren Hände ließen die Serviette los und trommelten auf dem weißen Tischtuche ungelenk hin und her, als ob der Alte es nicht erwarten könnte, wieder vor seinen vergilbten Noten zu sitzen, unter welchen ich etwas Mozart und sehr viel Jungmann und Kafka vermuthete.....

„Ja, ja mein Clavier", wiederholte er immer wieder, — „von dem möcht' ich mich nicht mehr trennen! Und meine Zimmerfrau, — na — sie hat sonst allerlei unangenehme Eigenschaften, — aber das ist wahr, mein Clavier respectiert sie, als ob's ihr eigenes wäre! So oft ich nachhause komme, steht der Flügel offen, ganz ordentlich abgestaubt, und neulich hat sie ihn sogar stimmen lassen, — obwohl das gar nicht nöthig gewesen wäre für mein Geklimper, — aber die Frau Schneditz hat halt eine Schwäche dafür — ja, ich bin eigentlich recht zufrieden dort, habe mein separiertes Zimmer, kann gehen und kommen wann ich will und brauche nie mehr auszuziehen, als bis ich einmal sterbe.... Ihre Kinder, die damals klein waren, sind jetzt versorgt, der Sohn ist Kaufmann und die Tochter geht zur Oper —" Mitten in seinem Geplauder erschrak der alte Herr nicht wenig, als er plötzlich bemerkte, dass es Mitternacht sei, und ich musste lächelnd denken, dass das separierte Zimmer immerhin einer gewissen Controle unterworfen sei und des Herrn Major-Auditors Freiheit vielleicht auf recht schwachen Füßen stehe!

Als er sich empfahl und ich seine originelle Gestalt mit ängstlicher Eile dem Ausgang zustreben sah, dachte ich nicht, dass ich in den nächsten Monaten folgendes tragikomisches Histörchen über ihn hören würde.

Der k. u. k. Major-Auditor Alfred Meyer kam eines Mittags, etwas unbefriedigt von dem genossenen Kalbsbraten, aus seinem Restaurant, gieng in das gegenüber liegende Café, trank einen kleinen Schwarzen und ließ sich mit einem Bekannten, dem pensionierten Steueramts-Controlor Wandruscheck in ein sinniges Gespräch über das Kleinwerden der Kaiserfemmeln ein. Plötzlich sagte der Controlor: „Ich höre ja, dass Ihre Quartiersfrau übersiedelt, — da heißt's also wieder Wohnung suchen, nicht wahr, Herr Auditor?" — „Gott bewahre, es war wohl einmal flüchtig die Rede davon, dass ihr Bruder sie bei sich haben wolle, ich glaube in Görz, — aber das ist längst wieder eingeschlafen! Nein, nein, ich rühre mich nicht mehr aus meinem Zimmer, bis sie mich zum Friedhof abholen!" — „Na, da haben wir noch Zeit bis dahin", dachte der vierundsiebzigjährige Controlor und der Auditor, der sechsundsiebzig alt war, schüttelte ihm die Hand auf dauerndes Einverständnis. Dann trat er den Heimweg an, zündete sich eine frischgekaufte Cuba an, und erstand ein Veilchensträußchen um zehn Kreuzer, das er seiner Zimmerfrau auf

den Jausentisch legen wollte. Du lieber Gott, so eine arme Witwe will auch zuweilen ein wenig aufmerksam behandelt sein. Die Frühlingssonne wärmte ihm durch den dicken Paletot hindurch das erstarrte Herz und er dachte im Weiterschlendern, dass er eigentlich ein recht ruhiges, sorgenfreies Leben habe. Das Klima thut ihm gut, in sein Zimmer hat er sich so recht behaglich eingelebt, — na, wenn er jetzt nachhause kommt, wird er sich gleich über die Glocken von Corneville machen, die hat ihm die Freundin seiner Mietfrau neulich geliehen..... er freut sich ordentlich auf diesen langen, stillen Nachmittag vor seinem alten Flügel.

Er hat die Alleen durchwandert und biegt in die kleine Seitenstraße ein; noch sechs Schritte, und er ist zuhause. Ah was ist denn das? Vor dem Thore steht ein großer Möbelwagen und vier Männer schleppen sich gerade an einer riesigen Clavierliste die Treppe hinunter. Neugierig wendet er sich an einen seitwärts stehenden Träger, der sich den Schweiß von der Stirne wischt: „Ich bitt' Sie, wer übersiedelt denn da?" „Vom zweiten Stock", ist die kurze Antwort. So so, denkt der Auditor, also unsere Nachbarn, die sind doch erst eingezogen, sonderbar. „Herrgott die Schweren von dem alten Klimperkasten", ruft einer der Männer. „Gehört das Clavier auch dazu", fragt der alte Herr und blickt bedauernd auf das hölzerne Ungethüm, das die Männer ächzend niederstellen. „Natürlich, das gehört ja in Zimmerherrn, in Auditar Meyer".... Der alte Herr ist nahe daran umzusinken, Stock und Veilchenstrauß kollern zu seinen Füßen herab und auf dem Kopfe, der einen plötzlichen Ruck macht, aber dennoch von dem hohen Stehkragen festgehalten wird, balanciert der Cylinder ängstlich über der rothbraunen Perücke. Die Männer springen ihm bei und der alte Herr, der offenbar etwas über den Durst getrunken hat, hat sich nach einer Weile so weit erholt, dass er die Stufen langsam, mit etwas zitternden Knien hinansteigen kann. Die Thür des separierten Zimmers steht weit offen und der Entsetzte sieht auf ein Chaos von gepackten Koffern, Kisten, Papier, Fetzen, Heu und Trägergurten. Die Wände sind leer, ein einziger Sessel steht noch an der Wand, wo sein Clavier — eine neue Ohnmacht droht dem armen Alten. Aber da ist auch schon die fürsorgliche Frau Schneditz zur Hand und indem sie den Erzürnten, Fassungslosen gewaltsam in ihr Zimmer zerrt und auf das schon in weiße Tücher gewickelte Sopha niederzwingt, hält sie ihm eine feierliche Rede voll überzeugender Sorgfalt, die in den unsterblichen Worten gipfelt: „Wissen Sie, Herr Major-Auditor ich hab' mir gedacht, wenn ich Sie frag', so sagens nein, und drum hab' ich Sie lieber nicht gfragt, denn wir sind schon so lang beisammen, dass wir uns wegen dem bissel Übersiedeln nicht zu trennen brauchen! Ob's in Triest wohnen, oder hier, das bleibt sich ja gleich, bei mir sind Sie wenigstens gut aufgehohen und Sie kriegen wieder Ihr schönes Zimmer und können Clavier spielen, so viel Sie wollen, und es wird Ihnen sicher gut gefallen in Triest und wenigstens bleiben wir beisammen, — denn sehen Sie Herr von Meyer — ohne Sie könnt' ich gar nicht mehr leben!"....

Frau Schneditz war trotz ihrer dreiundfünfzig Jahre noch immer eine ganz frische, nette Frau und resolut war sie auch, das war unleugbar; — also blieb dem alten Herrn nichts anderes übrig, als mit sauersüßer Miene für diese weitgehendste Sorgfalt und Anhänglichkeit zu danken, für welche Erkenntnis er zur Belohnung Mutter und Tochter abends ins Restaurant führen durfte, da man daheim nichts mehr kochen konnte. Bei dem zweiten Glas

Bier entfiel der angehenden Opernſängerin das unvorſichtige Geſtändnis: „Gott! jetzt kann ich acht Tage lang nicht Clavier ſpielen!“ Da dämmerte in dem alten Herrn eine flüchtige Ahnung auf, daſs man ſich von ſeinem Flügel nicht trennen wolle, — aber er verſchluckte die unangenehme Erkenntnis, — ſchließlich braucht er ja in Trieſt nicht zu bleiben, wenn's ihm nicht gefällt, er hat noch Kraft genug zum Reiſen, und ſein kleines Capital reicht auch noch aus.

Thatſächlich ſoll es ihm in Trieſt recht gut gefallen haben, denn er kam nicht wieder zurück. Wenn die Fama nicht lügt, ſo hat die fürſorgliche, reſolute Witwe Schneditz ihren guten alten Zimmerherrn ſogar zu dem ſpäten und etwas fraglichen Glücke gezwungen, ihr zweiter und letzter Gatte zu werden.....

Aus den Todtentänzen.

Von **Adolf Pichler.**

Der Doctor.

Unentfliehbar mäht der Typhus
Durch die Thäler, auf den Bergen,
Wo die Leichen unterbringen?
Droht doch Mangel ſchon an Särgen.

Auch der Doctor jung und kräftig —
Feig beginnt er jetzt zu zagen:
„Geht es fort wie heute, wird man
Mich auch bald zu Grabe tragen!“ —

So faſst er die Feder langſam,
Um ſein Teſtament zu machen,
Da ruft's aus dem Todtenkopf dort
Auf dem Schrank mit giftigen Sachen:

„Ruhig, Doctor! ich vermag kaum
Auf den Freithof ſie zu treiben,
Darum lieber Bruder ſollſt du
Hilfreich mir Recepte ſchreiben!

Statt dem Stundenglaſe brauchſt du
Nur der Kranken Puls zu zählen,
Statt der Hippe magſt du Tränklein,
Salben oder Pulver wählen.

So! nun biſt du ausgeſtattet,
Morgen kannſt zur Arbeit gehen!“ —
Und Gelächter ſchallt vom Kopfe,
Wo die giftigen Sachen ſtehen.

Deutſche Familiennamen.

Von Robert Hamerling.*)

Es iſt zu verwundern, daſs deutſche Gelehrſamkeit noch kein Lexikon der deutſchen Familiennamen, auf wiſſenſchaftlicher Grundlage, mit etymologiſch-ſprachlichen Erklärungen und genealogiſch-hiſtoriſchen Angaben zutage gefördert hat. Wie dankbar der Stoff wäre, beweist der Verſuch, den der ſprachgelehrte Dr. A. F. C. Vilmar in kleinerem Maßſtabe mit einem Werkchen gemacht, das er „Deutſches Namenbüchlein" überſchrieben und das bei Völker in Frankfurt a. M. erſchien.

Die nächſte Quelle der deutſchen Familiennamen waren die Taufnamen; nur erlitten dieſe vielfache Umgeſtaltungen, aus denen oft nur noch der Sprachforſcher ſie herauserkennt. Merkwürdig iſt, daſs im Hochdeutſchen gern die Endſilbe des Taufnamens, im Niederdeutſchen aber die Anfangsſilbe desſelben weggelaſſen oder verkürzt wurde. Aus Mathias, Andreas, Ambroſius, Jakob machte der Hochdeutſche Mathes, Enders, Ambroſch, Jäckel; der Niederdeutſche Thies, Dreves, Broſe, Köpke. Borries iſt aus Liborius, Plönnies aus Apollonius, Lips oder Lepſius aus Philipp, Niels aus Anlonius entſtanden. Kerſt iſt ſoviel als Chriſtian und Kerſting iſt Chriſtians Sohn, denn die Endſilbe ing bezeichnet immer einen Nachkömmling. Oft wurde die Abſtammung auch durch lateiniſche Genitive ausgedrückt. So entſtanden Nicolai, Ägydi, Georgi, Jacobi, Caspari, Zachariae, Michaelis, Erneſti, Ruperti, Wilhelmi, Ulrici, Conradi ꝛc. Daneben ſtehen vereinzelt deutſche Genitive, wie Peters. Aus Johannes ſind mehr als hundert Familiennamen gebildet worden; namentlich treten die Verkürzungen Hans, Henne und Jan in zahlreichen Bildungen auf. Junghans, Langhans, Schmitthenne, Weberhenne, Jähns, Hensken ſind ein paar Proben dieſer Formen.

Die aus heimiſchen, altdeutſchen Namen gebildeten Familiennamen ſind die älteſten überhaupt, und reichen zum allergrößten Theile nicht allein in die Zeit vor Karl den Großen, alſo vor Anfang des Chriſtenthums, ſondern in die Zeit der Völkerwanderung, manche auch noch höher hinauf zurück, und ſind mithin ſchon eintauſendfünfhundert bis einlauſendneunhundert Jahre lang im lebendigen Gebrauche, was von den Namen keines anderen Volkes, mit Ausnahme des

*) Aus dem Nachlaſſe.

jüdiſchen, ſich ſagen läſst. Viele tauſende ſind von dieſen alten Namen erhalten, die als Familiennamen, zum Theil aber auch noch als Vornamen fortleben. Dergleichen ſind Wieland, Wigand, Gerhord, Meinhart, Rüdiger, Siegfrid, Ludwig, Gebhard, Dietrich, Eckort.

Eine häufig bei ſolchen alten Namen vorgenommene Abkürzung, die urſprünglich einen vertraulichen, ſcherzhaften Charakter hatte, beſtond darin, doſs man die Endſilbe des Namens kurzweg durch ein der vorhergehenden Sitbe angehängtes z erſetzte. So wurde Fritz aus Friedrich, Pertz aus Bernhard, Kunz oder Conz aus Conrad, Götz aus Gottfried, Heinz aus Heinrich, Dietz aus Dietrich, Utz aus Ulrich, Bortſch aus Barthold u. ſ. w.

Viele Familien entlehnten den Namen ihrem Grundbeſitze oder dem Orte ihrer Herkunft. Mit Unrecht wird dabei das Wörtchen von als Bezeichnung und Vorrecht des Adels angeſehen. Im Gegentheile iſt dieſes Wörtchen in Verbindung mit adeligen Namen oft ganz unpaſſend und lächerlich. Von Grote oder von Klencke iſt nicht beſſer, als wenn man ſich vom Papier oder vom Federmeſſer ſchreiben wollte, weshalb auch die Freiherren Klencke, Grote, Knigge, Riedeſel ꝛc. in der Regel ſtreng darauf gehalten, ſich ſelbſt nicht von Knigge, von Grote ꝛc. zu ſchreiben. Es gibt bürgerliche Geſchlechter, die ſich vom Hof, von der Au, von der Heide, vom Berg ꝛc. nennen; nicht ganz ſelten findet ſich ſtatt des von auch ein anderes Vorwort; Beiſpiele davon ſind: Am Berg, am Ende, am Thor, im Thurm, aus der Mühle, auf der Mauer, im Grund, über Acker, über Waſſer, zu Rhein, zum Steg, beim Born, unter den Weiden.

Häufig ſind die von Volksſtämmen hergenommenen Geſchlechtsnamen. Ein Frank, ein Schwab, ein Baier, ein Schweizer, ein Böhm, ein Meißner iſt überall zu finden. Auch die Weltgegenden haben mit zahlreichen Nordmanns, Weſtermanns, Oſtermanns und Südermanns ihr Contingent geliefert.

Geradezu unzählig ſind die Namen, die ſich von Gewerben, Ständen, Beſchäftigungen herſchreiben; nur verbirgt ſich auch hier oft die urſprüngliche Bedeutung hinter einer Dialectform. So dürften wenige wiſſen, daſs Schrader und Schröder niederdeutſche Bezeichnungen für „Schneider“ ſind. Gaßner oder Geßner verſteht man nur in der Schweiz: es bedeutet einen Ziegenhirten. Im übrigen gehören in dieſe Kategorie die weitaus frequenteſten und bekannteſten Namen. Wer könnte Herrn Mayer nennen, ohne doſs er gefragt würde: „welcher Mayer?“ Weſſen beſter Freund hieße nicht Schmidt? Wer trifft im Café oder Goſthauſe nicht täglich mit den Herren Müller, Bauer, Becker und Weber zuſammen? Wer hat nicht mit Schneider und Fiſcher auf der Univerſität ſtudiert? Und welcher Norddeutſche kann Herrn Schulze entrinnen? — Dazu kommen noch lange Reihen von Zuſammenſetzungen, wie Neumayer, Hofmayer, Piepmayer (unſer ernſter Gewährsmann verzeichnet ſogar einen D....mayer) — Koltſchmidt, Pfannſchmidt Gutſchmidt, Pfuſterſchmidt ꝛc. Einem der ſeltſamſten deutſchen Familiennamen begegneten wir erſt in dieſen Tagen: er heißt Leichnamſchneider.

Es iſt ſeltſam, daſs auch der Teufel bei der Bildung von Familiennamen nicht aus dem Spiele blieb. Zuweilen ſchmuggelt er ſich als Volond oder Valand ein, viel öfter aber tritt er in der urſprünglichen, volksthümlichen Form ſeines Namens auf. Im fünfzehnten Jahrhundert gab es ſogar eine Familie, die den Namen Teufelskind führte. Noch auffallender nennt ein ſchleſiſches, in und um Großglogau angeſeſſenes Adelsgeſchlecht ſich Pförtner von der Hölle. Es gab auch ein adeliges

Geschlecht „In der Hölle“, das jetzt ausgestorben ist.

Eigenschaftswörter sind als Geschlechtsnamen viel gebraucht. Man sagte aber ursprünglich nicht Ludwig Weiß, sondern Ludwig der Weiße, nicht Friedrich Lang, sondern Friedrich der Lange u. s. w.; woher es kommt, dass von solchen Namen jetzt zwei Formen: Weiß und Weiße, Lang und Lange gebräuchlich sind. Als Curiosa verdienen hier genannt zu werden die Namen: Dumm, Fornefeist, Schmutziger, Ungerathen, Ungeheuer. Zuweilen erscheint auch das abstrakte Hauptwort; es gibt Personen, welche Heldenmuth, Schönheit, Weisheit, Schönewerk u. dgl. heißen.

Die Zahlwörter sind vertreten durch Einschütz, Zweifleisch, Dreischock, Vierthaler, Fünfkirchen, Sechsheller, Siebenkees, Neunheller, Zehnmark, Dreißigmark, Hundertmark, Dusendteufel (Tausend Teufel).

Wir lassen das reiche Detail beiseite, das die von Werkzeugen und Geräthen genommenen Familiennamen — unter denen namentlich die Composita von Hammer, Nagel, Eisen, zahlreich sind — darbieten, und wenden uns zu den bedeutenden Anlehen, die der namensuchende Mensch bei Thiergeschlechten aller Art, bei Vögeln, vierfüßigen Thieren, Fischen, Reptilien u. s. w. gemacht hat. Ganz besonders häufig ist der Wolf, der Fuchs, der Löwe, vor allen aber der Hase in Anspruch genommen worden, und zwar nicht bloß in Deutschland, sondern im ganzen westlichen Europa. Es findet sich auch der Bock, das Lamm (Lemble), und das ursprünglich slavische Wort Schöps, das man im westlichen Deutschland als Schimpfwort braucht, war ehedem in Schlesien als Familienname häufig. das Rind ist in angesehenen Familien zu Ehren gekommen als Ochs, Osse, Ossius, Ochsenius, Ochsenbein, Kuh, Kuhsittich (verschönert statt Kuhschweif). Die Rindsmaul waren österreichische Grafen. Das Kalb ist allein, wie in Zusammensetzungen nicht selten. Vom Hasen erwähnen wir: Hasenbein, Hasenfuß, Hasenöhrl, Hasenclever, Hasenzagel, Hasenschart; vom Schwein: Schweinshaupt, Schweinsfuß, Schweinsbraten, Eberschwein (Eberwein), Meerschwein; vom Esel: Riedesel (Reitesel), Frumesel, Eselgrot (Eselrücken), Eselkopf, Eselmayer. Affe, Bär, Roß, Hahn, Henne, Gans, Adler, Falke sind ebenfalls stark ausgebeutet worden. Der Vogel erscheint einfach und in Zusammensetzungen häufig, aber auch Theile von ihm, wie z. B. Schnabel, Flügel; von den Wasserthieren gehört hieher der Hecht und der Krebs. Kaum weniger ergiebig erwies sich das Pflanzenreich. Unzählig sind die Zusammensetzungen mit Baum, Busch, Holz, wie Birnbaum, Nussbaum, Grünbaum, Busenbaum, Hanebaum ꝛc., Krumbholz, Buchholz, Eichholz; kaum minder häufig die mit Zweig, Laub und Korn, wie Rosenzweig, Mayenzweig, Röschlaub, Hartlaub, Hauslaub, Haberkorn, Gerstenkorn, Pfefferkorn.

Es gibt kaum einen Menschen, der schlechtweg Mensch heißt, wohl aber manchen Mann, und die Glieder des Menschen mussten oft genug zur Namengebung herhalten. Das ehrwürdige Haupt erscheint in Weißhaupt, Schönhaupt, Breithaupt, Rothhaupt, Goldenhaupt u. s. w., daneben auch in Großschedel, Dirschedel, Starrschedel. Ein Thumshirn (dummes Hirn, Dummkopf) hat als sächsisch-ernestinischer Gesandter den westphälischen Frieden mitunterhandelt. Das Haar finden wir in Krumbhaar, Gelhaar, Weißhaar, Straubhaar ꝛc., daneben in Zopf und Zöpfel; den Bart in Weißbart, Rothbart, Spitzbart, Isenbart, Rauschbart ꝛc., endlich das Bein oder den Fuß in Streckfuß, Rauhfuß, Stolterfot, Klinckerfues, Schmalfuß, Dollfuß, Schönbein, Langbein u. s. w. Gar nicht selten mussten auch Kleidungsstücke das Inventar der

Geschlechtsnamen bereichern. Es gibt da viele Hüte: Schönhut, Weißhut ꝛc.; ebensoviele Hosen, z. B. Lederhose (später zusammengezogen in Lerse), Schlaphose, Lumphose—drei Familiennamen, in welchen sich die unsinnige Verschwendungssucht der Pluderhosen des sechzehnten Jahrhunderts verewigte, gegen welche Andrea Musculus im Jahre 1556 in gerechter Entrüstung seinen „Hosenteufel" schrieb; ferner Leinhose, Mehlhose (Spottname der Müller), Kurzhose ꝛc. Die Schuhe fehlen nicht; wir haben einen Bundschuh, einen Holzschuh, einen Hornschuh, einen Kapschuh; auch von Röcken und Mäntlein ist der Vorrath nicht gering. Wir erinnern an Leibrock, Kurzrock, Blaurock, Langenmantel, Weißmantel. Hier ist noch des Namens Riedel zu gedenken, der einen Schnürriemen bedeutet, mit welchem man ehedem, bevor Knöpfe in Gebrauch kamen, sämmtliche Kleider zusammenhielt.

Wir wollen den Leser nicht noch mit der Kategorie der Naturerscheinungen und Naturkörper ermüden, die vermuthlich in der Regel durch die Leichtigkeit, mit welcher sie sich zu figürlicher Charakteristik darboten, auf dem Gebiete der Familiennamen Boden gewannen. Brausewetter und Sausewind mag zuerst einen heftigen, ungestümen Menschen, Schneidewind einen Landstreicher bezeichnet haben. Wir wenden uns zu der interessanten Classe jener Namensbildungen, die aus befehlenden Sätzen entstanden, und die man als Imperativ-Namen bezeichnen könnte. Da gibt es viel Wunderliches. Wir finden z. B. einen Bitdendüvel (beiß den Teufel) einen Fressenteufel (friß den Teufel), einen Bachenschwanz (wach den Schwanz, d. h. bewege den Schwanz, man vergleiche das englische wag), ursprünglich ein Vogelname, die hochdeutsche Form für das niederdeutsche Bachstert, woraus „Bachstelze" geworden; hieher gehört auch der bekannte seltsame Name Gripenkerl, der so viel besagt als „greif den Kerl". Nicht übel sind auch Guckemus (Guck ins Mus), Huschenbett (Husch ins Bett), Schlickenprein (Schluck den Brein), Suppus (Sauf aus). Häufig sind die Imperative von den Zeitwörtern Hassen, Heben und Hauen; wie Haßenpflug (Haß den Pflug), Hebenstreit (Erhebe den Streit), Hauto (hau zu!). Lickleder war anfänglich ein Spottname des Schusters (leck das Leder). Merkwürdig ist Schüttespeer, das ganz dem englischen Shakespeare entspricht: es war der Name eines hessischen Adelsgeschlechtes, und verwandelte sich später in Schutzsper, zuletzt in Schutzbar. Streckfuß bezeichnete ehemals einen Gehenkten. Störtebecker (stürz den Becher) war der Name eines berühmten Seeräubers. Thunichtgut hieß von Hause aus ein bekannter österreichischer Minister, nachdem er aber Carrière gemacht, verwandelte er sich in einen Thugut.

Schließlich ist nur noch der Namen zu gedenken, die aus fremden Sprachen genommen sind. Es kommt da hauptsächlich Slavisches und Lateinisches in Betracht. Ersteres charakterisieren die Ausgänge auf itz, itsch, etsch u. dgl. Wir erwähnen, dass Opitz einen Affen bedeutet, Nimbsch einen Deutschen, Kretschmor oder Kretschmann einen Kneipenwirt, Lommatsch einen Bengel, ungeschlachteten Menschen (in Czechien soll es ein Schimpfwort für die Nation der „Deuker" sein). Lessing einen Waldmann, Leisewitz einen Waldsohn; Kosegarten, so deutsch es klingt, soll so viel als „Ziegenburg" bedeuten.

Der Name Vogt klingt ebenfalls gar nicht fremdländisch, ist aber doch eine Abkürzung des lateinischen advocatus. Nicht unbeträchtlich ist die Zahl der latinisierten Namen, die sich aus früheren Jahrhunderten in die Gegenwart fortgeerbt haben. Motitor, Pistor oder Pfister, Mytius, Sarto-

rius, Xylander gehören zu den bekannteren. Avenarius ist auf einen Habermann zurückzuführen. Den lateinischen Namen des Geißblattes, Lonicera, sind gewiss viele geneigt für ein aus dem classischen Alterthum überliefertes Wort zu halten; die Pflanze ist aber nach dem Professor Adam Lonizerus in Marburg genannt, der mit seinem ehrlichen deutschen Namen Lonzer hieß. Die mittelalterlichen Literaten hielten viel auf gelehrte Namen, und wenn sie sich schon einen griechischen oder lateinischen beilegten, so griffen sie lieber gleich nach den schönsten und wohlklingendsten. Helius Eobanus Hessus — so zu heißen, das musste freilich ein erhebendes Gefühl sein. Oft wurde der deutsche Name nicht eigentlich ins Lateinische oder Griechische übertragen, sondern diente nur als Motiv für irgend eine schön und gelehrt klingende Wortbildung. Eine Familie z. B., welche Eimer hieß, nannte sich Enhimerus; andere, welche Hose hießen, verwandelten sich in Osius, Osenius, Osiander. „Manche" (sagt unser Gewährsmann) „kehrten von dem Pistorius, Sartorius, Planstrarius ihrer Väter zu dem Becker, Schneider, Wagner ihrer Großväter zurück; andere aber, und zwar die meisten, behielten die bunten lateinischen und griechischen Namen bei; so hat der Schreiber dieses einen Holzhauer gekannt, der Xylander hieß, und der Marburger Postmeister mit dem langen griechischen Namen Mesomylius merkte nicht, dass er das Gesangbuch in der Kirche verkehrt hielt, denn er hatte weder griechisch, noch deutsch lesen gelernt."

Wie die Fahrpläne entstehen.

Skizze aus dem modernen Verkehrsleben. Von A. Oskar Klaußmann.

Zu den wichtigsten öffentlichen „Documenten" der modernen Zeit gehören die Fahrpläne der Eisenbahnen, welche Regulatoren für alle engeren und weiteren Kreise des allgemeinen Lebens und Treibens geworden sind. Trotzdem gibt es gewiss nur sehr wenig Leser und Leserinnen, für welche die Fahrpläne nicht höchst unbequeme Dinge wären, die man nur zur Hand nimmt, wenn dies nicht mehr anders zu umgehen ist, und denen man gewöhnlich nur Kopfzerbrechen und Ärger verdankt, besonders wenn man sie nicht genau genug studiert hat. Und doch sind die Fahrpläne höchst interessante Dinge und wichtige dazu. Vielleicht treten Leserinnen und Leser zu diesen Zahlenungeheuern in angenehmere und verständnisinnigere Beziehung, wenn wir sie einmal einen Blick hinter die Coulissen der Fahrpläne thun lassen und ihnen zeigen, wie diese Pläne überhaupt entstehen und welch vielseitige Gesichtspunkte bei ihrer Aufstellung beobachtet werden müssen.

Zweimal jährlich werden in den Hauptculturstaaten neue Fahrpläne aufgestellt, weil die Praxis ergab, dass sich jährlich zwei verschiedene Betriebs- und Verkehrsperioden scharf unterscheiden lassen. Die warme Jahreszeit bringt die Schar der Vergnügungsreisenden und eine Verminderung des Güterverkehrs, weil in den Sommermonaten die Geschäfte weniger flott gehen. Der Herbst aber bringt eine

außerordentliche Erhöhung des Güterverkehrs durch die Beförderung der Ernteerträgnisse, wie Getreide, Kartoffeln und Rüben und durch die Anfuhr des winterlichen Brennmaterials, dagegen erfolgt jetzt eine Abschwächung des Personenverkehrs, da nur noch die Geschäftsreisenden und Leute in dringenden Angelegenheiten die Eisenbahn frequentieren. Laut Beschlusses der internationalen Fahrplan-Conferenz ist in den europäischen Ländern der Anfang der sommerlichen Betriebsperiode auf den ersten Mai, der der winterlichen auf den ersten October festgesetzt worden, nachdem bis vor kurzem über die Anfangstermine verschiedenartige Auffassungen geherrscht hatten.

Zweimal jährlich also muss jede Eisenbahnverwaltung sich mit der Regulierung ihrer Fahrpläne beschäftigen, und diese Arbeit erfordert monatelange Vorbereitung und die Mitarbeit sehr zahlreicher Factoren. Außer anderen allgemeinen Gesichtspunkten lassen sich drei hauptsächliche Gruppen von Fahrplänen für Personenzüge unterscheiden: Für den Verkehr auf kurzen Linien und mit Nachbarstationen, also der sogenannte Nahverkehr, dann der Fernverkehr, der die Verbindung großer Städte besorgt und endlich der internationale Verkehr, welcher die Verbindung von Staaten und Völkern aufrecht zu erhalten und zu fördern hat. Für die Beurtheilung jeder dieser Verkehrsarten sind durchaus verschiedene Gesichtspunkte maßgebend, und nicht immer ist es beim besten Willen möglich, sofort bei Aufstellung der ersten Fahrpläne das Richtige zu treffen, gewöhnlich erreicht man vielmehr allgemein befriedigende Resultate erst nach längerem Experimentieren.

Beschäftigen wir uns vorerst mit den Fahrplänen für den Nahverkehr. Handelt es sich um eine Verbindung einer sehr großen Stadt mit ihrer nächsten Umgebung, so sind alle socialen Verhältnisse der Bewohnerschaft sorgfältig vor Aufstellung des Fahrplanes zu erwägen. Wichtig ist möglichst oftmalige tägliche Verbindung zwischen Hauptstadt und Vororten, dann aber auch das Vorhandensein von sehr frühen Morgenzügen nach der Hauptstadt und sehr späten Abendzügen von der Hauptstadt. Hier sind zu berücksichtigen: die Verhältnisse der Beamten, Arbeiter, Geschäftsleute, die ihre Wohnung im Vororte und ihre Arbeitsstelle im Hauptorte haben, der Schüler, die im Hauptorte die Anstalten besuchen, der Leute, die im Hauptorte Kirchen, Theater, Gesellschaften, Museen, Vergnügungen besuchen wollen, der Leute, die an Sonn- und Feiertagen, von dem Hauptorte her zu ihrer Erholung nach den Vororten fahren wollen. Schon bei dieser kurzen Aufzählung sieht man die Fülle der verschiedenen Interessen, die hier berücksichtigt werden müssen, und nur beständige Beobachtung, nicht nur nach der Zahl der Passagiere, sondern auch nach Tageszeit und Stunde ermöglicht einen wirklichen Einblick in die Bedürfnisse dieses Specialverkehrs. Von Wert sind ja auch die Petitionen, Beschwerden und Reclamationen, die von den Passagieren an die Direction kommen, sehr oft stehen sich aber in diesen Klagen und Zuschriften durchaus entgegengesetzte Meinungen und Vorschläge unvereinbar gegenüber. Hier heißt es ununterbrochen experimentieren und beobachten, und nur sehr schwer wird man sich zu einer Änderung des Fahrplanes entschließen, wenn es sich nicht um eine Vermehrung der Züge handeln sollte.

Bei dem Nahverkehre, der innerhalb eines Regierungsbezirkes die verschiedenen Ortschaften miteinander verbindet, muss wieder darauf Rücksicht genommen werden, dass die Stationen in kleineren Orten zum Wahrnehmen gerichtlicher Termine und sonstiger Geschäfte bei Behörden, zum Besuche von Märkten, Schulen u. s. w. Zug-

verbindungen erhalten, welche die Abfahrt in den Morgenstunden und die Rückkehr in den Nachmittagsstunden gestatten. Große Rücksicht ist darauf zu nehmen, ob die Gegend Industrie hat oder mehr Ackerbau pflegt; hier hat aber schon, in Deutschland wenigstens, der Bezirkseisenbahnrath mitzureden, der durch Wahl von Mitgliedern der Handelskammern, der landwirtschaftlichen und industriellen Vereine des Bezirkes gebildet wird. Der Eisenbahnrath hat das Recht, Einspruch gegen den Fahrplan zu erheben und selbst Vorschläge zu machen; der so revidierte Fahrplan geht dann bei den Staatsbahnen an das Eisenbahn-Ministerium, bei den Privatbahnen an den Handelsminister oder an die sogenannten Eisenbahn-Commissariate. Auch hier prüft man den Fahrplan nochmals, man zieht noch Vorschläge von Privaten und Vereinen, Beschwerden und Reclamationen in Betracht und sendet eventuell den Plan zur Änderung an die aufstellende Direction zurück. Vierzehn Tage vor Einführung muss aber in Deutschland gesetzlich ein neuer Fahrplan nicht nur unveränderlich feststehen, sondern er muss auch durch Zeitungen, Anschläge und Aushänge dem Publicum in allen Details zur Kenntnis gebracht werden, und die Überwachung dieser Publicationen steht dem Reichseisenbahnamte zu. Schon bei dem Nahverkehre aber hat die Postbehörde ein wichtiges Wort wegen ihres Verkehrs bei der Aufstellung des Fahrplanes mitzureden, ebenso die Steuer- und Zollbehörde, und jedem dieser Interessenten steht es zu, bei der Aufstellung des Fahrplanes Widerspruch zu erheben und Abänderungen zu verlangen. Indessen handelt es sich bei diesen Plänen immer nur um *eine* Direction und deren Wirkungskreis.

Viel complicierter wird die Sache schon beim Fernverkehre, bei welchem verschiedene Eisenbahnbehörden, ja in Deutschland meist verschiedene Reichslände betheiligt sind. Der Fernverkehr soll die möglichst rasche Verbindung weit auseinander liegender großer Städte vermitteln, man muss also Züge gehen lassen, die selten anhalten, eine große Fahrgeschwindigkeit haben und die so geschickt getegt sind, dass der Reisende nicht zu viel Zeit verliert. Im Sommer lässt man wegen der Vergnügungsreisenden, die sich die Gegend ansehen wollen, die Hauptschnellzüge am Tage gehen, im Winter legt man diese Züge in die Nacht, da für den Geschäftsreisenden Zeit Geld ist. Die Züge gehen dann in später Abendstunde ab und kommen in den Morgenstunden an, so dass gar keine Geschäftszeit verloren geht. Mit der einfachen Vorschrift einer bestimmten Fahrgeschwindigkeit für diese Züge ist aber hier nichts geholfen. Man muss die Auskreuzungen, die Anschlüsse, die Übergänge der Reisenden auf den Zwischenstationen in Betracht ziehen, es muss mit der Zeit gerechnet werden, die in den Stationen für die Aufnahme der Post, von Wagen, von Eilgut gebraucht wird. Man muss nicht vergessen, dass auf eingeleisigen Strecken der richtige Zeitpunkt für die Begegnung mit entgegenkommenden Zügen, oder solchen, die überholt werden, gefunden werden muss, dass auf gutem Oberbaue und glatter Strecke mit weit größerer Geschwindigkeit gefahren werden kann, als auf alten Strecken, mit vielen Curven, Tunnels, Viaducten und Brücken, man muss an den Wechsel der Maschinen und des Personals denken, den Reisenden Gelegenheit zu einer größeren „Ess-Station" geben, besonders wenn kein Restaurationswagen im Zuge geht; dann kommen ferner noch in Betracht die Einsprüche der Bezirkseisenbahnräthe, der Landeseisenbahnräthe, der Ministerien, der Post, der Steuerbehörde und zuletzt des Reichseisenbahnamtes, dem der Fahrplan schließlich zur Genehmigung unterbreitet werden muss. Die Conferenzen wegen dieser Fahrplane dauern

monatelang und verursachen eine staunenswerte Arbeit schon durch die unumgänglich nothwendige Correspondenz. Man beginnt gewöhnlich mit Gruppenconferenzen, geht dann zur Haupt-, und schließlich zur Generalconferenz über. Es liegt in der Natur der Sache, dass die so mühsam und nach so langen Berathungen hergestellten Fahrpläne ohne zwingenden Grund nicht so leicht geändert werden. Dann liegt es aber im hohen Interesse des großen Verkehrs, des Handels und Wandels, dass in diesen Fahrplänen eine gewisse Stabilität und dadurch auch Sicherheit herrscht. Eine Änderung der Fahrpläne ruft immer Unruhe, Unsicherheit und Aufregung im Publicum hervor, und doch stellen sich solche Änderungen immer wieder als nothwendig heraus. Aber selbst eine Kleinigkeit, wie das Auslassen einer Station oder die Einfügung einer neuen in diese Art von Fahrplänen ruft für die Eisenbahnverwaltungen wochenlange Arbeit hervor und zeitigt große Actenstücke.

Wir kommen nunmehr zu dem größten Verkehre, dem internationalen. Von Paris nach Constantinopel, von Hamburg nach Rom, von Petersburg nach Nizza gehen solche internationale Linien, die oft tausende von Kilometern lang sind. Nur die entgegenkommende Art und Weise, in welcher sich sämmtliche europäischen Culturstaaten der internationalen Fahrplan-Conferenz anschlossen, ermöglichte hier Verkehrsleistungen, die wahrhaft staunenswert sind. Die internationale Fahrplan-Conferenz tritt zweimal jährlich zur Berathung des Sommer- oder Winterfahrplans zusammen, und zwar immer abwechselnd in einer der Hauptstädte. Der nächste Conferenzort wird jedesmal in der vorhergehenden Sitzung bestimmt und die Haupteisenbahnverwaltung dieses Ortes hat dann die Vorarbeiten zu treffen und die Einladungen zu erlassen. Um Weiterungen zu vermeiden, ladet man gleich die Vertreter der Regierungen der betheiligten Staaten ein, damit nicht gegen die beschlossenen Fahrpläne später von dieser Seite Einwendungen gemacht werden und nachdem erst die Nachbarbahnen und Nachbarländer die ersten Gruppenberathungen gepflogen haben, tritt man zu einer Reihe von Generalconferenzen zusammen. Dann gehen die Fahrpläne an die Regierungsbehörden der betreffenden Staaten und acht Wochen vor der Einführung tauschen die betreffenden Eisenbahnverwaltungen die ersten Entwürfe aus, an denen noch vier Wochen lang Änderungen und Verbesserungen vorgenommen werden können. Drei Wochen vor der Einführung erfolgt der Austausch der definitiven, unabänderlichen Fahrpläne. Dass man an diesen Plänen auch nur ändert, wenn neue Linien eine Verbesserung der bisherigen Pläne gestatten, ist wohl selbstverständlich.

Eines wichtigen Beschlusses der internationalen Eisenbahnconferenz, gefasst in Berlin am 17. Jänner 1891, muss hier noch gedacht werden, nämlich der Einführung der mitteleuropäischen Zeit in dem Fahrplanverkehre, der in diesem Sommer zum erstemale angewendet wird. Die Zeitdifferenzen, die sich bei dem geographischen Längenunterschiede der verschiedenen Stationen ergaben, führten zu allerlei Unbequemlichkeiten. Man half sich dadurch, dass man für den Nahverkehr die Fahrpläne nach „Ortszeit" einrichtete, für den Fern- und internationalen Verkehr aber kam man damit nicht aus. Es rechnete aber jeder Staat nicht nur nach eigener „Zeit", sondern sogar die verschiedenen Reichsländer und Provinzen nach verschiedenen Längengraden, z. B. Preußen nach Berliner, Baden nach Karlsruher, Württemberg nach Stuttgarter Zeit, Österreich nach Prager, Ungarn und Galizien nach Budapester Zeit. Besonders bei den internationalen Anschlüssen und bei dem Übergange aus einem Lande in das andere verursachte die Umrechnung

der Zeitdifferenz in den Fahrplänen nicht nur mehr Mühe, sondern auch verhängnisvolle Irrthümer für die Sicherheit des Betriebes. Man musste auf eine Änderung denken und die Theoretiker unter unseren Astronomen empfohlen die Einführung einer „Weltzeit", die jedenfalls in der Praxis sich nicht bewährt hätte. Ganz ungeheuerliche Verwirrung wäre z. B. ganz gewiss entstanden, wenn in manchen europäischen Orten die Stadtuhren und die Bahnhofsuhr um drei Stunden differiert hätten, und für den Betrieb wären durch diese Zeitonwendung die verhängnisvollen Irrthümer noch gewachsen. Man entschloss sich nun auf jener Conferenz für die Anwendung der „Zonenzeit" und für Deutschland, Österreich-Ungorn, Dänemark, Schweden und Norwegen, Schweiz und Italien wurde die „mitteleuropäische Zeit", das heißt die Berechnung nach dem fünfzehnten Grade östlicher Länge von Greenwich eingeführt. Wie ein Blick auf jede einfache Karte lehrt, geht dieser Grad in der That genau senkrecht durch Mitteleuropa.

Was wir dem Leser oder hier von den Fahrplänen erzählten, bezog sich nur auf diejenigen, die für den Gebrauch des Publicums bestimmt sind. Es gibt aber außer diesen noch sogenannte Betriebsfahrpläne für den Personenverkehr, für den Güterverkehr und für den Fall einer Mobilmachung.

Die Betriebsfahrpläne werden für jeden einzelnen Personenzug in übersichtlicher Form in einer sogenannten „Fahrordnungstabelle" ausgegeben und bilden die Richtschnur für das Stationspersonal, den Zug- und den Locomotivführer. Die Fahrordnungstabelle jedes Zuges enthält die Bezeichnung des Zuges (Schnellzug, Personenzug, gemischter Zug, Militärzug), ferner die Namen sämmtlicher Stationen von der Abgangs- bis zur Endstation. Sie enthält die Entfernung der Stationen unter einander, einzeln und zusammen, die regelmäßigen Fahrzeiten zwischen zwei Stationen, die Ankunft, den Aufenthalt, die Abfahrt für jede Station, das Zusammentreffen mit anderen Zügen derselben Strecke, die sogenannten kürzesten Fahrzeiten zwischen je zwei Stationen, welche nur in Verspätungsfällen angewendet werden dürfen, außerdem Bemerkungen über Doppelgeleise, Auskreuzungen, Zuganschlüsse, Aussetzen und Einnehmen von Wagen in den Zug u. s. w.

Die Fahrpläne für die Güterzüge theilen sich ebenfalls in den Local- und den Durchgangsverkehr, außerdem unterscheidet man „regelmäßige" Züge für den täglichen Verkehr und „Erfordernis- und Hilfszüge", die man nur abgehen lässt, wenn ein besonders starker Andrang von Frachten dies erfordert. Eine genauere Kenntnis dieser Fahrpläne hat nur für Spediteure und verfrachtende Kaufleute Interesse.

Von großer, allgemeiner Wichtigkeit sind aber jedenfalls die für den Fall eines Krieges zur Anwendung gelangenden „Kriegsfahrordnungen", die gerade in Deutschland, ausgearbeitet bis in das kleinste Detail, überall bereitliegen und welche für alle Eventualitäten und die verschiedensten Kriegsschauplätze berechnet sind. Kommt heute plötzlich eine Kriegserklärung, so wird höchst wahrscheinlich für einige Tage jeder andere Eisenbahnverkehr vollständig gesperrt und nur noch der Transport für Kriegszwecke durchgeführt. Die genauen Fahrpläne liegen bei den verschiedenen Directionen, in persönlicher Verwahrung einzelner Mitglieder dieser Körperschaften. Natürlich ist der Inhalt dieser Fahrpläne das strengste Amtsgeheimnis, und erst auf die telegraphische Mobilmachungsordre hin werden sie schleunigst vervielfältigt und an die Beamten vom äußeren Dienste vertheilt.

Möge uns der Himmel vor der Anwendung dieser Sorte von Fahrplänen gnädigtichst bewahren!

(Schorers Familienblatt.)

Das Gouvernantenthum.

Ein Missstand unserer modernen Erziehungsweise. Von Clara Stockinger.

Geh' fleißig um mit deinen Kindern! Habe sie Tag und Nacht um dich und liebe sie; und lass dich lieben einzig schöne Jahre.
Leop. Scheser.

Es hat in jüngster Zeit in bedauerlicher Weise überhandgenommen, dass die Mütter, um sich der Mühen, zu welchen sie als solche berufen sind, und welche für eine edelsinnige Frau keine Mühen sind, zu entledigen, diese und ihre, ihren Kindern gegenüber damit verbundenen Pflichten in die Hände Fremder legen, welche oft nicht die geringsten Anlagen zu Erzieherinnen im wahren Sinne des Wortes haben.

Wie manche Frau bedauert „obligaterweise" die armen Waisen, welche das größte Glück des Kindes, eine liebevolle Mutter zu haben, entbehren müssen und — hat das Herz, ihrem eigenen Kinde die Mutter zu nehmen.

Ich sah es in unserer „guten Gesellschaft" nicht nur einmal, dass man die Kinder von frühester Zeit an bis zu ihrem Eintritte in die „Welt", das heißt bis zu jenem „glorreichen" Augenblicke, wo man mit dem verblüffend „gelungenen" Resultate dieser „vortrefflichen" Erziehung — die ja so viel schweres Geld gekostet hatte — Staat machen kann, in fernen Gemächern der Aufsicht von Bonnen und Gouvernanten überließ, indes die „Frau Mama" — eben eine „Mama" und keine Mutter in ihrem Boudoir, kokett auf die chaise longue hingestreckt, Rousseaus „Émile" oder Pestalozzis „Linhard und Gertrud" durchblätterte, wenn sie es nicht vorzog, den neuesten pikanten Pariser „Sitten"-Roman zu lesen.

Des Morgens und Abends kommt „Mama" zehn Minuten herüber, die Kinder gehen ihr fein sittsam entgegen, — sie eilen nicht etwa jubelnd auf sie zu, wie es solche thun würden, welche eine „Mutter" haben, das wäre zu ungestüm und zeigte nichts von „guter Sitte" — sie sind artig und ruhig, diese Kinder, fast möchte der Unbefangene glauben, etwas Fremdes, Kaltes sei plötzlich in ihre Mitte getreten, aber er irrt sich wohl, denn „Mama" ist ja so gut, sie bringt fast immer Bonbons und Zuckerwerk oder gar die lustigen Witzblätter mit all den unbegreiflichen Bildern, worüber die Großen so lachen.

Manchesmal, wenn „drüben" große Gesellschaft ist, dürfen die kleinen Halbverwaisten auch hinüber. Freilich nur für wenige Minuten, aber sie werden dazu so hübsch „hergerichtet", wie es eben für „solche" Kinder passt. In Kleidchen von kostbaren Spitzen und Stickereien gehüllt, mit hellfarbigen

Maschen geputzt — „Mama“ will ja doch ihren guten Geschmack zeigen — so werden diese, früh zur Eitelkeit und Gefallsucht angehaltenen Puppen der Gesellschaft „vorgeführt“, von welcher sie alsdann pflichtschuldigst bewundert und angestaunt werden. Alle sind in ihrem Entzücken über den „Chic“, die „seltenen Geistesgaben“ und die „reizenden Manieren“ einig, und das Ende vom Liede ist stets, dass niemand unter dem Monde wohlerzogenere, bessere und schönere Kinder habe als Frau Y. Kurz, Frau Y sei eine beneidenswerte Mutter. „Beneidenswert!“ Welch berauschendes Wort! Und wie billig, wenn man es mit den Verdiensten und Mühen einer anderen für Geld erkaufen kann.

Und es ist noch der beste Fall, welcher leider sehr selten vorkommt, wenn sich eine Fremde findet, welche sich diese Mühen wirklich in der Weise nimmt, wie es eigentlich nur die Mutterliebe vermag.

Diese Fremde mag das beste, aufopferndste Geschöpf sein, sie ist eben doch nicht die Mutter, und wenn gleich sie selbst die Liebe und Geduld, die hiezu unbedingt nöthig ist, hätte, so ist sie doch für die Kinder nicht die Mutter. Ich sagte, dieser beste Fall kommt selten, ja er kommt unter zehn bis zwanzig Fällen kaum einmal vor, denn die wenigsten haben so viel Pflichtgefühl, Ehrlichkeit und Gewissen, diesen ihren Stand anders denn als Broterwerb für ihre Zwecke aufzufassen.

Oftmals liebt das Kind die Fremde mehr als seine Mutter, ja es liebt überhaupt leicht etwas mehr als diese, es liebt vor allem sich am meisten, wie ich es durch vielfache Beobachtungen erfahren habe. Älter werdend liebt es niemanden, ja es kennt das warme Gefühl der Hingabe seines Herzens gar nicht, und so entstehen jene kaltherzigen, eigensüchtigen Menschen, welche nichts kennen als ihr „Ich“, welche sich für kein zweites Wesen zu erwärmen, für keine edlere Idee zu begeistern vermögen, arme, selbst glücklose Rechenmaschinen und Geldsäcke.

Und der Geist? — Der geht gleich dem Herzen leer aus. Es wird ihm von dem sogenannten „Wissenswürdigsten“ eingepaukt, soviel er in den wenigen Jahren, welche der Jugenderziehung bleiben, aufnehmen kann, um so von allem doch wenigstens die beiläufigen „Schlagworte“ zu wissen, raffiniert genug, um sich später durch dieselben, ohne sich näher einzulassen, den Anschein tiefen, umfassenden Wissens zu geben. Unsere Generation hat darin einen eigenen „Chic“ und ein besonderes Talent.

Dies gilt von Mädchen wie von den meisten Jünglingen, bei welch letzteren nur in den seltensten Fällen ein vernünftiger Vater das Gleichgewicht wieder herstellt.

„Wehe den reich Geborenen!“ Die Mädchen, welche noch weit weniger Zeit haben, da sie ja baldigst auf den weißen Sclavenmarkt der Brautschau geführt werden, kommen am allermeisten zu kurz. Man pfropft ihnen die größtmögtichsten Quantitäten „höherer Töchterschulenweisheit“ hinein, welche sie — fast möchte man sagen zum Glücke — so ziemtich wieder vergessen, lehrt sie leere Formeln, besonders aus dem Bereiche des sogenannten „guten Tones“ nachbeten und führt sie zeitlich in die Finessen der Koketterie ein. Diese jungen Damen werden allzeit wissen, wie man sich bei der Quadrille mit Excellenz X oder als Tischnachbarin des Ministers Z, aber nie wie man sich in Situationen benimmt, über welche ihr Brevier nichts enthält, oder die am Ende gar an das Herz und die Menschlichkeit appellieren, geschweige denn, dass sie auch nur irgend eine Beschäftigung erlernt hätten, welche den Händen der dereinstigen, wenn auch noch so begüterten Hausfrau so wohlgeziemt, dass sie es vermöchten hauszuhalten

und zu rechnen oder auch nur den geringsten Begriff hätten vom materiellen Werte all der nöthigsten und unnöthigsten Dinge, welcher sie bedürfen.

„Man hat es ja auch, Gott sei Dank, nicht nöthig;" dazu sind ja andere da, eben die bezahlten Fremden, und woher der Vater oder Gatte all die Summen, welche die also in ihnen großgezogenen Ansprüche verschlingen, nimmt, über das nachzudenken haben sie sich nie bemüht. Ereignet sich irgend ein Knalleffect in der Familie einer „guten Freundin" oder gar in der eigenen, dass sich ein Bankdirector oder ein Großindustrieller eine Kugel durch den Kopf jagt, so sucht man zu vergessen, es mit den „schlechten Zeiten" zu entschuldigen, und betrifft es einen näher — so stehen die Trauerkleider so interessant.

Die Liebe zur Kunst, deren reine Freuden dem besseren Menschen oftmals Trost und Erhebung gewähren, äußert sich bei ihnen in marterndem Dilettieren und der fanatischen Begeisterung für hübsche Operettentenore und die Heldendarsteller des Schauspielhauses, die sentimentale Schwärmerei für die neueste mondsüchtige Lyrik soll aber wohl die „Pflege des Gemüthes" bedeuten. Es entspricht dies der ganzen Richtung einer solchen Erziehung, die nur lehrt gut, edel, klug, schön zu *scheinen* und nicht zu *sein*.

Indem wir das Geschick der Töchter verfolgten, sind wir aber im Kreislaufe wieder bei den Müttern eines künftigen Geschlechtes angelangt, und da sind die Aussichten wahrlich noch unerquicklichere.

Nicht anders bei den Söhnen der Leute dieses reichen Müßigganges, welche aus nothdürftiger Absolvierung einiger Gymnasialclassen nichts gewonnen haben, was sie mehr anzuziehen vermöchte als das Corps de ballet, der Rennsport und das Macao. Sie gehen, früh verdorben, von dem Grundsatze aus, in kürzester Zeit möglichst viel zu „genießen". Ein eventueller Beruf, welchen sie „weil man doch etwas vorstellen muss", trotzdem sie einen reichen Vater haben, ergriffen, wird als eine ermüdende Last missmuthig nebenher erfüllt — so jagen sie dem Abgrunde zu, um in vielen Fällen, von allem übersättigt, im moralischen Katzenjammer zur Pistole zu greifen.

Nur in seltenen Fällen gehen heute aus jenen Kreisen der sogenannten „besten Gesellschaft" treffliche Männer, selbständige, bahnbrechende Geister, schlichte und brave Frauen — kurz Charaktere hervor. Und *wenn*, dann waren gewiss ihre Mütter Ausnahmen, welche die Regel bestätigen.

Mögen diese Perspectiven nicht als unnütze Abschweifung von der Erörterung des Themas erscheinen, drängen sie sich doch unwillkürlich auf als die unausbleiblichen Folgen einer Erziehungsweise, welche nicht die Individualität des Einzelnen ins Auge fasst, sondern bloß oberflächlich nach Schablonen vorgeht, wie diejenige fremder Personen es zumeist ist, — als die Früchte des Gouvernantenthums.

Leider ist diese Art der Erziehung nicht ein Privilegium der „vornehmen", das heißt, der begüterten Classen, sie hat sich schon in Kreise ausgebreitet, in welchen bis vor nicht langer Zeit noch echter innerer Wert und gediegene Einfachheit geschätzt wurden.

Es ist heute bereits „Mode" geworden — und wie gering ist die Zahl derjenigen, denen dies Wörtchen nicht imponirte — eine Gouvernante zu halten, den Geist und das Gemüth seiner Kinder, in dem allen Eindrücken empfänglichsten Alter, Personen anzuvertrauen, um deren Charaktere und seelische Eigenschaften man sich nicht näher bekümmert, sobald sie — und wenn dies auch nur immer genügend der Fall wäre — diese oder jene Fertigkeiten und Kenntnisse besitzen,

Personen, welche oftmals zu unwürdig und überspannt sind, als daſs ein vernünftiger Mann sie zur Mutter seiner Kinder wählen würde. Ihnen schenkt man aber das Vertrauen, und jede einfache Bürgersfrau, jede bescheidene Kaufmannsgattin nimmt heute, soferne ihre Mittel es nur halbwegs gestatten, eine Gouvernante ins Haus; ein Wesen, das, weil es zum Ergreifen eines Berufes gezwungen ist und es noch ein bisschen Schulweisheit im Kopfe hat, zu wenig zur Lehrerin, zu viel zur Magd, Erzieherin geworden ist, — wie eine andere, welche vielleicht weniger „gelernt" hat, Telegraphistin oder Näherin wird, ein Geschöpf, das die ihm dadurch gestellten Aufgaben zumeist — und warum es gleich steinigen, da es keine Engel gibt? — nur als Erwerbszweck auffasst und kein Verständnis haben *kann*, für die tiefer liegenden Freuden derselben, welche sich nur der Mutter offenbaren.

So reich an üblen Folgen für den einen Theil, die verblendeten Eltern und benachtheiligten Kinder, so unerquicklich ist diese Sache für die in diese Zwitterlage gebrachten Erzieherinnen selbst. Es wird so viel von „idealem Berufe" gefaselt und damit auf diese gewiesen. Der Lehrerberuf im höheren und streng abgegrenzten Sinne ist gewiss ideal schön — derjenige der Erzieherinnen ist es aber wahrlich nicht. Oder kann etwas Widernatürliches, auf den Kopf Gestelltes schön sein? Eine der größten Verschrobenheiten unserer Zeit ist aber diese Verrückung des natürlichen Standpunktes für beide Theile: eine Mutter entzieht sich ihrem Pflichtenkreise und eine Fremde, die keine Mutter ist, welche Tausenderlei ohne Verständnis, ohne Empfindung und Geduld gegenübersteht, soll eine Mutter ersetzen.

Muss sie nicht immer, selbst in dem Falle, wo sie die ihrer Leitung anvertrauten Kinder wirklich lieben gelernt hat und diese zärtlich an ihr hängen — ja dann umsomehr — fühlen, daſs sie eine Fremde sei? Und — um gerecht zu sein — dieser Beruf ist der dornenvollste in mancher Beziehung.

Ich kann mich nicht über die einfache Logik erheben, daſs jede Mutter, auch wenn sie nicht sehr unterrichtet ist, (für diesen Fall halte sie eben Lehrkräfte), die berufenste und erfolgreichste Erzieherin ihrer Kinder ist und glücklich sein sollte, wenn es ihre Verhältnisse gestatten, dies selbst zu sein, im Gegensatze zu Geschäftsfrauen und der armen Arbeiterin, welche ihre Kinder anderen überlassen *müssen*. Sollte es des scheinbar trivialen Hinweises bedürfen, daſs jedes Thier sein Junges vor fremder Berührung zu schützen sucht und es nur allein großziehen will, und daſs nur unser so wunderlich weit entwickeltes Geschlecht das Natürliche verkehrt.

Gleichgewicht.

Der Vater erwerben
Und sterben,
Der Sohn erben
Und verderben. H.

Volk und Heimat.

Gedichte eines krainischen Deutschen. Besprochen von Dr. Emil Ertl.

Die großen Leidenschaften, die guten wie die schlimmen, sind nicht gerade unveränderlich, oder gar „ewig", wie eine beliebte Übertreibung behauptet, aber es wohnt ihnen eine gewisse Beharrlichkeit inne, derzufolge die Entwickelung, die sie seit Urzeiten durchgemacht haben, oft nicht bedeutender erscheint, als etwa die Abänderung, welche der menschliche Körper in der gleichen Zeit erfahren haben soll. Wenn es nun zweifelhaft ist, ob der Schädel des homo sapiens von Homer bis auf unsere Tage wirklich größer geworden ist, wovon viele eher das Gegentheil anzunehmen geneigt sind, so steht doch fest, dass die äußere Hülle, die Toilette des Menschen, sich seither außerordentlich verändert hat. Sie gehört nicht in das Bereich des „rein Menschlichen" und ist deshalb der Mode unterworfen. Auf dem Gebiete des Seelenlebens fehlt es auch ihr nicht an einem Widerspiel: Es gibt Gedanken, die in Mäntelchen aus starrer Seide einherstolzieren, Gedanken im antiken Kleid und im Frack, Gefühle von germanischer Bärtigkeit und wohlrasierte Gefühle, denen ein Zöpfchen im Nacken hängt. Oder, weil wir von Gedanken und Gefühlen sprechen wollen, die nach künstlerischem Ausdruck ringen: Es gibt deren, die so sehr in ihrer Zeit beschränkt und befangen sind, dass sie aus der Mode kommen, wie die Kleider; und von all den zahlreichen rasch welkenden Blüten im weiten Garten der Dichtkunst ist vielleicht keine vergänglicher, als das Tendenzgedicht, das politische Lied. Es gehört zu den allergrößten Seltenheiten, wenn ein solches Gedicht nicht den Parteimann dieser oder jener Färbung begeistert oder zum Widerspruch reizt, sondern den über allen Parteien stehenden „nackten Menschenkerl" in uns so mächtig berührt, dass der künstlerische Genuss, der uns zuteil wird, dadurch, dass unser politisches Glaubensbekenntnis mit dem des Dichters zufällig übereinstimmt, ebensowenig wesentlich erhöht, als durch das Gegentheil wesentlich vermindert werden kann. Unter den nationalen und politischen Sängen, die Franz Goltsch kürzlich unter dem Titel „Volk und Heimat" im Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig hat erscheinen lassen, befinden sich mehrere, welchen diese seltene hinreißende Kraft in so hohem Maße innewohnt, dass das bescheidene, kaum fünfzig Seiten umfassende Bändchen, trotz einiger mit unterlaufenden schwächeren Stücke, als eine der schwerwiegendsten Gaben bezeichnet werden darf, die seit langem in Deutsch-Österreich auf den Altar der Volks- und Heimatsliebe niedergelegt worden sind.

In den „Fliegenden Blättern" hat

vor vielen Jahren einmal ein Witz gestanden, der nicht nur komisch, sondern auch tiefsinnig ist: „Hör' auf zu heulen, Junge!" — „Ich kann nicht anders, es heult von selber!" — Mit einer ähnlichen Wendung möchte man, wenn man die Gedichte von Gottsch durchblättert, hie und da ausrufen: „Es dichtet von selber!" Wo wäre berechnende Absicht imstande, einen Gedanken so frei und ungezwungen in die knappste und künstlerischeste Form zu gießen, wie es in dem prächtigen Sonett „Deutsche in Krain" geschehen ist!

Es gibt ein Weh, so tief, so herb, so groß,
Dass and're Schmerzen all davor erblassen,
Und soll ich es in Menschenworte fassen,
So ist's ein einzig Wörtlein: Heimatlos!

Ich kenn' es wohl. Seit mich der Mutter Schoß
Dem Leben gab, hat es mich nie verlassen,
Wohin ich zog, es zog mit mir die Straßen,
Dem Jugendlenz ein düsterer Genoss.

Mit Wehmuth denk' ich d'ran, dass er so schön,
Umsäumt von Weingeländ' und Alpenhöh'n,
Der Erdenfleck, auf dem ich ward geboren.

Doch wer zum deutschen Volke sich bekannt,
Ein Fremdling wird er dort mit Hohn genannt,
Und um sein Volk hat er sein Heim verloren!

Die trennende Unterscheidung zwischen „Inhalt" und „Form" scheint einem solchen Gedichte gegenüber fast zur müßigen Abstraction herabzusinken. Es ist nicht anders denkbar, als dass beides zugleich empfangen und zugleich geboren worden ist.

„Gedichte eines krainischen Deutschen" hat Gottsch seine Sammlung „Volk und Heimat" genannt. Diese genau umschriebene Stellung dem großen deutschen Volke gegenüber gibt dem Büchlein etwas Individuelles. Eine gemeinsame Grundempfindung von zarter Melancholie zieht wie Herbstwindhauch durch seine Blätter: Die Todesahnung des verlorenen Postens, der, „von Wenden zwanzigfach umlagert", ausharrt bis zum letzten Athemzuge.

Im Wendenland ein Fähnlein stand, dem deutschen Volk zur Wehr und Wacht,
Das hat im Feld der Feind umstellt mit hundertfacher Übermacht.
Und abgetrennt von seinem Volk, bedrängt, von Bruderhilfe fern,
Wehrt sich's mit der Verzweiflung Muth, Doch ohne Glück und ohne Stern!

Die Kraft des Tones in diesem Gedicht („Vision") sucht ihresgleichen. Es wendet das Wort des Nibelungenliedes „Führwahr, ihr sitzet allzulang!" das Dankwart den mit Etzel tafelnden Burgundenkönigen zuruft, in glücklichster Weise auf unsere nationalen Verhältnisse an. Nicht minder glücklich ist die bezaubernde Schilderung des Landes Krain, in die es ausklingt. Seine politische Seite zu berühren und vielleicht zu vertheidigen, vielleicht zu bekämpfen, liegt hier nicht der geringste Anlass vor; wie denn überhaupt die „Gedichte eines krainischen Deutschen" einer eingehenden Betrachtung nicht für wert gehalten werden könnten, ließe sich der künstlerische Inhalt der darin enthaltenen Perlen nicht abgetrennt von der Parteirichtung würdigen, der ihr Verfasser etwa angehört.

In dem schwermüthigen und doch mannhaften, liederartig einsetzenden Gedichte „Nun zieht der Lenz mit Duft und Glanze" . . . kommt die Heimatsliebe zu ergreifendem Ausdruck. Die nationale Bedrängnis vielleicht am packendsten in dem prachtvollen Sonett, welches den sterbenden Roland, der hilfesuchend in sein Horn stößt, zum Sinnbild nimmt für die gefährdete Lage der Deutschen in Krain:

Gebt mir ein Horn, ein Horn wie Olifant!
Ich möchte weithin übers deutsche Land
Metall'ne Hilferufe schmetternd senden!

Wir steh'n vereinsamt in dem Völkerstreit,
Vom deutschen Bruderstamm so weit, so weit,
Und zwanzigfach umlagern uns die Wenden.

Auch das formschöne Gedicht „Verlor'nes Land" und das zweite Sonett „Die Alten und die Jungen"

müssen mit Anerkennung genannt werden. In allen diesen Stücken finden wir dieselbe Echtheit und Ehrlichkeit des nationalen Fühlens, dieselbe bewundernswerte Unmittelbarkeit, mit der es den angemessensten Ausdruck durch die Sprache findet, ohne ihn gesucht zu haben. Franz Goltsch gehört allem Anscheine nach zu jenen sonderbaren Schwärmern, die in der Regel nur dann dichten, wenn es ihnen danach ums Herz ist. Schon der geringe Umfang der Sammlung „Volk und Heimat" weist darauf hin. Und diese Selbstbeschränkung wirft ein gutes Licht auf den charaktervollen Ernst, mit dem er an seine Aufgabe geht. Es ist keine moderne Erfolgjägerei und Versmacherei in dem Büchlein. Wenigstens in keinem jener Gedichte, in denen er die schmerzende Wunde seiner Seele berührt, den Widerspruch zwischen Volks- und Heimatsliebe, welchen die politischen Verhältnisse seines engeren Vaterlandes in ihm wachrufen.

Dagegen beraubt sich der Dichter überall da seiner besten Kraft, wo er aufhört deutscher Krainer zu sein und als Deutscher schlechthin spricht, das heißt wo er das Gebiet des eigenartig Empfundenen verläßt und sein jugendmuthiges Röslein auf den Gemeinplätzen der Deutschthümelei grasen läßt. Das Commerslied mit dem wiederkehrenden Endverse „An der Donau und am Rhein!" mag recht sangbar sein; der Kehrreim „Frisch und fromm und froh und frei!" im „Wanderlied deutscher Turner" manches Jünglingsherz im geselligen Vereine höher schlagen machen: der gereifte Leser, dessen Begeisterung nicht durch Genuss des nöthigen „Stoffes" gehoben ist, findet dabei seine Rechnung nicht. Dasselbe gilt von dem Kampfliede „Wider Frankreich" mit dem säbelrasselnden Endreim „Und ihr wurdet geschlagen, geschlagen!" Diese Sachen sind ja ganz vorzüglich gemacht, aber sie sind gemacht, und andere haben sie auch gemacht. Erlebtes ist nichts darin, nur Anempfundenes. Und so herrlich die Sprache auch hinrollt, die wohlfeilen Drohungen gegen Frankreich kommen einem ein wenig — bramarbasisch vor im Munde des krainischen Deutschen, der doch wohl anno siebenzig nicht mit dabei gewesen ist.

Freilich überragen auch diese Gedichte das Mittelmaß ähnlicher Erzeugnisse um ein gutes Stück; freilich werden sie von einem ziemlich weit verbreiteten Geschmack gefordert; freilich sind sie auf den Gesang berechnet; und um dieser Gründe willen mag man sie immerhin als gute Füllsel gelten lassen, die in mancher andern Sammlung zu Paradestücken geworden wären. Aber dem hohlen Teutonismus sollte ein Franz Goltsch doch nicht huldigen, wie er es in dem Abriss deutscher Kriegsgeschichte thut, welcher „Die Waffen hoch!" überschrieben ist. Der nächste Krieg, vor dem unser christlicher Gott uns noch recht lange bewahren möge, dürfte mit seinem Artillerie-Fernkampf und seinem höllischen Bleihagel aus hunderttausenden von Repetiergewehren einen so ausgesprochen modernen Charakter haben, dass man sich kaum eines Lächelns erwehren kann, wenn man die Aufforderung an Wodan liest, zu diesem Anlasse von Walhall herniederzufahren „auf weißem Ross, an seiner Asen Spitze" ... Das ist nun freilich symbolisch zu nehmen; aber was soll uns schließlich dieses ewige alle Eisen, Brünne, Helm und Speer, was der Ausdruck aufrichtigen Bedauerns, dass der alte Germanengott abgesetzt ist? Was sollen uns schließlich diese tendenziösen fünffüßigen Jamben, welche die Taube des Heiligen Geistes durch die Raben Hugin und Munin verdrängen möchten?

Zum Glück gehört es zu den vereinzelten Ausnahmen, wenn unser krainischer Deutscher in germanischen

Modekleidern nach Dahn'schem Zuschnitt einhergeht. Gerade dadurch, daſs er mit seinem Ohr sich selbst behorchte und das von Jugend auf Erlebte wiederklingen ließ, ist es ihm geglückt, dem Acker der nationalen Dichtung, der durch Raubbau auf Kneiplieder nachgerade erschöpft schien, unerwartet köstliche Früchte abzugewinnen. Hoffentlich gelingt es ihm, den einfachen, bald erhabenen, bald rührenden Seelenton, der ihm in der Regel zu Gebote steht, und der immer und überall verstanden wird, weiter auszubilden, hingegen von jeder klingenden Phrase, die zwar gelegentlich mit lauten „Prosit"-Rufen aufgenommen werden mag, aber dennoch von heute auf morgen geradezu ungenieſsbar werden kann, mehr und mehr sich frei zu machen. Dann haben wir, wenn die Zeichen nicht trügen, von dem jungen, hochbegabten Lyriker noch Bedeutendes zu erwarten.

Welch selten schöne Töne er seiner Leier abzuschmeicheln vermag, wenn er seine Sonder- und Eigenart festhält, sei nochmals nachgewiesen durch eines seiner ergreifendsten Gedichte, welches die Sammlung „Volk und Heimat" würdig abschlieſst.

Letzter Wunsch.

Wenn einst dies Herz, so jung und heiſs und wild,
Die Sonne grüſst mit letzten, müden Schlägen,
Wenn alle Schmerzen, die es trug, gestillt,
Sei ihm der eine, letzte Wunsch erfüllt:
Ihr sollt den Leib in deutsche Erde legen!

Ihr ahnt nicht, wie ich's bitter oft empfand,
Daſs mir nicht ward der deutschen Heimat Segen!
Nicht in die Scholl', wo meine Wiege stand,
Wo mir in Groll und Kampf die Jugend schwand,
In deutsche Erde sollt ihr einst mich legen!

Ich sah mit Augen meines Volkes Leid,
Und selbst hab' ich gelitten seinetwegen.
Für seine Rechte stand ich treu im Streit
Und hielt sein Banner hoch in schwerer Zeit,
Drum sollt ihr mich in deutsche Erde legen!

Ich kämpf' um dich, solang' ich Athem hab',
Mein Reich, und will dich treu im Herzen hegen;
Doch Friede mag mir werden einst im Grab,
Der Friede, den das Leben mir nie gab,
Drum sollt ihr mich in deutsche Erde legen!

Hier ist es wieder ein ganz bestimmter, nicht irgend ein Deutscher, der spricht. Die Kunst muſs sich vor dem Zerflattern in Allgemeinheiten hüten: das Individuelle ist ihre Voraussetzung. Auch die Lyrik darf nicht zeit- und ortlos im Reiche der Ideen schwimmen. Unbeschadet ihrer Innerlichkeit muſs man ihr die Kanten und Ecken der Wirklichkeit anmerken. Denn diese sind es, die, nach Goethes Ausspruch, jedes gute Gedicht zu einem Gelegenheitsgedicht machen.

Ein müßiges Gespräch.

Hinz. Ja, ja, bevor man gegen das Menschenschlachten im Kriege auftritt, müfste man gegen das Thierschlachten im Frieden auftreten.

Peter. Steht uns der Mensch nicht näher als das Thier?

Hinz. Allerdings, aber durch die Grausamkeit gegen Thiere kommt man zur Grausamkeit gegen die Menschen. „Nur im Thierschutz kannst dich üben, wie du Menschen sollest lieben."

Peter. Da hast du recht. Und ich bin nur froh, dafs du die Grausamkeit der Kriege gegen Thiere und Menschen einsiehst.

Hinz. Die Kriege selbst sind keine Grausamkeit, sondern eine Naturnothwendigkeit, sie befördern viele Tugenden.

Peter. Zum Beispiel?

Hinz. Zum Beispiel den Muth, die Selbstlosigkeit, den Ehrgeiz, den Patriotismus.

Peter. Und befördern auch viele Laster.

Hinz. Zum Beispiel?

Peter. Zum Beispiel die Rohheit, die Tücke, den Hafs, die Raubgier, die Mordlust.

Hinz. Kriege sind nöthig zur Entwickelung und Kräftigung der Nation, zur Schwächung, oder wenn es sein mufs, zur Austilgung feindlicher Rassen.

Peter. Ist zum Schutze des Menschen nicht auch der Krieg gegen wilde Thiere nöthig?

Hinz. Die wilden Thiere sind in unseren Ländern leider längst ausgerottet, sie sind getödtet oder sie sind künstlich krank gemacht worden.

Peter. Wieso?

Hinz. Man hat sie degeneriert. Zahme Thiere sind nichts anderes, als degenerierte Thiere. Um sie verzehren zu können, macht man sie fett, Fettsucht ist eine Krankheit. Man sollte die armen Thiere wieder frei lassen, der Natur zurückgeben.

Peter. Warum thun dir denn die Thiere so leid?

Hinz. Weil sie Geschöpfe Gottes sind wie wir. Weil sie das Recht zu leben haben wie wir, weil sie Schmerz empfinden wie wir.

Peter. Freund, ich umarme dich, du sprichst mir aus der Seele. — Aber ich möchte auch ein gutes Verhältnis wünschen mit fremden Völkerschaften.

Hinz. Mit Heiden und Juden?

Peter. Auch mit diesen.

Hinz. Warum?

Peter. Weil sie Geschöpfe Gottes sind wie wir. Weil sie das Recht zu leben haben wie wir. Weil sie Schmerz empfinden wie wir.

Hinz. Kosmopolitische Leimsiederei! Wohin käme da die eigene Nation?

Peter. Freund, du liebst die Thiere, weil du dich der Zusammengehörigkeit mit aller Creatur bewusst bist, aber dieselbe unwillkürlich empfindest. Du gestehst diese Zusammengehörigkeit ein, warum leugnest du die Zusammengehörigkeit der Menschen?

Hinz. Aber, wer wird diese leugnen?

Peter. Nicht also? Warum willst du aber die Menschen nach Nationalitäten strenge gesondert von einander trennen?

Hinz. Weil sie nicht zusammentaugen.

Peter. Taugen Menschen und Thiere zusammen?

Hinz. Hast du mit deinen Hausthieren je einen Streit? Benachtheilen sie dich? Betrügen, bedrohen sie dich?

Peter. Aber das sind ja nur die degenerierten, kranken Thiere. Solange sie gesund, das heißt wild waren, haben sie uns benachtheilt und bedroht.

Hinz. Wie uns die wilden und halbwilden Völker bedrohen.

Peter. Wäre da nicht etwa auch an ein Zahmmachen, will sagen an eine Cultivierung und Bildung zu denken?

Hinz. Dazu müsste man sie erst erobert haben.

Peter. Gäbe es nicht auch andere Mittel, ihnen allmählich eine Verfeinerung und Gesittung beizubringen.

Hinz. Ein Beispiel!

Peter. Durch Missionen, durch Verkehrsverbindungen, durch Austausch von Producten.

Hinz. Durch Handelsschaften! Oh! Oh! Ich glaube, du willst den Juden an Stelle des Krieges setzen!

Peter. Gott bewahre! Es können Handel und Verkehr auch die Engländer oder die Chinesen besorgen.

Hinz. Der Handel ist ein Unglück! Der Handel schafft Bedürfnisse, Luxus, Verweichlichung, Sittenlosigkeit — Degeneration. Wir sind schon degeneriert.

Peter. Aber wie kommt es, dass der zahme, verweichlichte Mensch das wilde Thier besiegt hat?

Hinz. Weil damals auch der Mensch noch halbwild war, ein Jäger mit der Mordwaffe.

Peter. Und wie kommt es, dass zahme verweichlichte Völker die wilden Stämme fremder Welttheile besiegt haben?

Hinz. Weil auch die angreifenden Völker noch halbwild waren, Harden mit Mordwaffen.

Peter. Wir kommen uns näher, Freund! Ich verstehe dich schon.

Hinz. Gott sei Dank!

Peter. Du willst nicht, dass das Thier zahm werde wie der Mensch, sondern du willst, dass der Mensch wild werde wie das Thier.

Hinz. Nein, das nicht. Eigentlich ja, gewissermaßen. — Du bist doch damit einverstanden?

Peter. Ja freilich. Eigentlich nein, gewissermaßen. Deine Philosophie ist mir zu gottlos, du leugnest alle Entwickelungsfähigkeit. Entwickelung, Sittigung zum Ziele eines geselligen Zusammenlebens, eines gemeinsamen Anstrebens gemeinsamer Interessen nennst du Krankwerden, Degeneration.

Hinz. Hast du nicht auch schon oft gegen die Übercultur geeifert?

Peter. Das habe ich. Man cultiviert zu sehr den Verstand, aber zu wenig die Vernunft. Man cultiviert zu sehr die Sinnlichkeit, aber zu wenig die Genussfähigkeit. Man cultiviert zu sehr die Herzlosigkeit und zu wenig das Gemüth. Daraus entsteht Unklugheit im Handeln, sinnliches Haschen und Genießen ohne Befriedigung. Daraus entsteht der Zwiespalt mit sich selbst, der Zerfall mit der Welt, das Auslöschen aller Lebensfreude. Die Unlust macht un-

tüchtig; der Wellhass macht ungerecht; die Ungerechtigkeit führt zum Elende. Anstatt hochherziger Ergebung ist bitterer Stumpfsinn da oder die Verzweiflung. So degeneriert der Mensch durch die Übercultur.

Hinz. Nun also! Darum Rückkehr zur Natur.

Peter: Rückkehr zur Natur, wie du sie nennst, abgesehen davon, dass sie nicht möglich ist, würde zur grenzenlosen Selbstsucht führen, zu jenem Zustande unverschämter Selbstsucht, deren Gesetzlosigkeit in dem einen Gesetze besteht, einander aufzufressen. Der Weg, den du weisest, führt zur Barbarei, sein Ziel ist die Bestie.

Hinz. Was willst du also?

Peter. Weder Roheit noch Übercultur. Ich verlange nichts, als die Menschheit so gebildet zu sehen, dass sie weiß, was ihr gut thut.

Hinz. Das ist viel verlangt.

Peter. Heute weiß sie nur, was ihr nicht gut thut. Das wäre nun schon etwas, allein sie zieht nicht viel Lehre daraus. Sie treibt genau das, was ihr nicht gut thut. Und es wird ihr sogar immer schwerer, das Gute zu verhindern, weil die natürliche Entwickelung der Menschheit — fast unwillkürlich, möchte ich sagen — ihr zu viele Mittel zum Besserwerden in die Hand gibt. Bei dem sich so ungeheuer gesteigerten Weltverkehre ist es nicht leicht, die Nationen von einander abzusperren; bei der Interessengemeinschaft der Völker in den wichtigsten Dingen ist es schwer, die Leute für Kriege zu begeistern. Bei der zunehmenden Erkenntnis, dass der Schwerpunkt der Religion in einem sittlichen, opferwilligen, gottfreudigen Lebenswandel liegt, ist es kein Geringes, das unduldsame Dogma und den Glauben an die Seligmachung bestimmter Cultusformen zu conservieren. Trotzdem sucht man festzuhalten an jenen alten Zuständen und Einrichtungen, unter welchen das Menschengeschlecht seit jeher so unsäglich viel gelitten hat.

Hinz. Nun, was ist da zu machen?

Peter. Nicht mitthun. So viel als möglich sich losmachen von dem thörichten Treiben, sich in die Welt der Ideale zurückziehen, in die Einsamkeit —

Hinz. In die Wildnis, wo die Bestien sind und wo man leicht selbst wieder eine wird?!

Peter. Ja, der Weg ist schmal und den Menschen ergeht's wunderlich. Wie Betrunkene taumeln sie — der eine zu sehr nach rechts, der andere zu sehr nach links.

Hinz. Gerade aus!

Peter. Gerade aus geht der Nüchterne. Und nicht eine phantastische Vorstellung ist es, sondern eine nüchterne Erkenntnis, dass uns allen und jedem Einzelnen die Erfüllung des Sittengesetzes besser bekommt, als die Auflehnung gegen dasselbe. Also fällt die Tugend in der That mit dem Eigenwohle zusammen. Eine Welt mit solcher Einrichtung ist die schlechteste nicht. — „Und im Thierschutz kannst dich üben, wie du Menschen sollest lieben."

Der Biersimpel.

Ein Bild zur Erbauung aus Oberabelsberg.

Im Wirtshause zu Oberabelsberg lebt ein merkwürdiger Mann. Dieser Mann kann auf einen Sitze vierundzwanzig Krügel Bier vertilgen. Sonst kann er nichts. Als ob das nicht genug wäre! Nicht mehr als genug! Als ob ihm das im Menschengeschlechte so leicht jemand nachmachen könnte!

Der Mann ist heute dreißig Jahre alt — und eben aus Anlass dieses Jubiläums wird vorstehendes biographisches Charakterbild verfasst, und aus Anlass desselben wird ein frisches Fass angeschlagen. Der Jubilar genießt bei einem großen Theile seiner Zeitgenossen die höchste Verehrung, er freut sich derselben und ist ihrer wert; und doch nagt insgeheim in seinem Gemüthe ein Wurm. Er hat einen gekannt, der es für den Sitz auf ein viertelhundert Krügeln gebracht. Wiederholt versuchte er es, dieses höchste ihm bekannte Ziel zu erreichen, allein das fünfundzwanzigste Glas kam auffallend rasch zurück. Es wartete nicht erst auf die Empörung der übrigen, die nach wenigen Stunden erfolgte und stets mit einem heftigen Leidenschaftsausbruche endigte. Zwei Dutzend, das schien vorläufig der Höhepunkt seiner irdischen Erfolge zu sein.

Das kostete Anstrengung genug, es soweit zu bringen. Entsprossen war Dagobert Blunzer einer simplen Familie, in welcher gelegentlich nur ein bis zwei Schöpplein getrunken zu werden pflegte. In dem jungen Dagobert aber äußerte sich schon früh ein großes Talent — er hatte einen guten Magen. Zwei Ammen soll er jeden Tag bis zur Nagelprobe ausgetrunken haben. Später verfiel er der Erziehungsmethode eines unvernünftigen Vaters; wenn er Durst hatte, bekam er Wasser. Dem widerstrebte seine gesunde Natur und kein Wunder, dass Dagobert sich der studentischen Laufbahn widmete. Doch auch hier lief er Gefahr, verdorben zu werden. Theoretisch wählte er die Philosophie, allein der Umgang mit einem Literaturprofessor und mit einem jungen Musiker war Ursache, dass er eine gewisse Neigung für Kunst und Schriftthum gewann, und so manche Stunde mit solchen Dingen vertrödelte, während seine Collegen in der Kneipe thätig waren. Noch rechtzeitig gelang es seinen

Kameraden, ihn dieser verderblichen Richtung zu entreißen und dem Ideale der Jugend wieder zuzuführen.

Die erste Prüfung auf zehn Krügeln des Abends ward verhältnismäßig glänzend bestanden, die zweite auf fünfzehn krönte sich mit einem colossalen Kater. Als hernach im Laufe der Vervollkommnung der junge Mann daran gieng, sich auf zwanzig zu aichen, ward der Magen um manchen guten Bissen betrogen, doch opferte er ihn willig dem guten Zwecke. Von zwanzig bis dreiundzwanzig gab es ganz unheimliche Katzenjämmer und der Bierometer sank mehrmal zurück und sogar unter zehn herab. Allein Dagobert verlor den Muth nicht, und eines Tages, es war der Hochzeitspolterabend einer Cousine, strengte der brave Neffe seine Kraft bis aufs äußerste an, und siehe — das vierundzwanzigste stand. Der Kater dauerte drei Tage und Nächte, während desselben soll Dagobert sogar schwach geworden sein und sich geschworen haben, die ruhmreiche Laufbahn zu verlassen. Am vierten Tage soff er wieder.

Wo die Stärke seines Wesens lag, stand nun fest. Sein Leben und Streben war das Bier. Alle Interessen von Oberabelsberg erblassten vor dem einen: Wo gibt's das beste Bier? Wann wird neu angezapft? Gelegenheiten zu großen Gelagen gab es stets: Frühschoppen, Eilfuhrmesse, Samstagskneipen, Ankunftsfeste, Valete, Geburts- und Namenstage, Gauverbandscommerse, Fahnenweihen u. s. w. Jeden Tag war ein anderer hochwichtiger Anlass zum Biervertilgen. Und war ganz ausnahmsweise einmal kein Anlass, so war diese Ausnahme Anlass genug zu einer grandiosen Kneipe. — Wenn tagsüber sich ein respectabler Durst heranwuchs, so empfand Dagobert sogar eine sittliche Größe in seinem Thun, denn der Mensch muss naturgemäß leben, folglich trinken, wenn er Durst hat. Allerdings hält der natürliche Durst über das dritte, höchstens vierte Krügel hinaus selten vor; dann musste ein künstlicher erzeugt werden, etwa durch Häringe, Schinken oder durch Rauchen. Von den ersteren Krügeln wurde jedes mit je einem Zuge geleert, später mit zwei Zügen („Vergnügungszüge" nannte sie der witzige Dagobert). Ein Glas auf drei Züge zeugte schon von Erschöpfung. Vom zehnten Krügel an ward nichts mehr motivirt, ward nichts mehr getrunken, sondern bloß gesoffen.

Die Unterhaltung der Trinker verflachte sich nicht etwa über Welt, Politik, Neuigkeiten, Stadtereignisse oder Sonstiges, womit genügsame Wirtshausgeister sich die Zeit zu vertreiben suchen, nein, sie concentrirten ihre ganze Gegenwart auf das Bier. Dagobert hatte sich am Henkel seines Stammglases ein Schiefertäfelchen hängen lassen, worauf er den vertilgten Krügeln mit Strichelchen gleichsam eine Grabschrift stiftete. Jemehr Strichelchen, desto höher stieg die Weihe des Abends. Dagobert setzte das Glas nie an die Lippen, was sage ich, an die Gurgel, ohne es einem Zechgenossen zu widmen: „Die Blume!", „Prosit!", „Meinen Halben!", „Ex!" Da thaten sie alle Bescheid, und bald darauf hebt ein anderer seinen „Mörser", „kommt nach" — und alle wieder mit ihm. Ist ein Glas leer: „Marianka!" oder man sagt gar nichts, hebt das leere nur so ein wenig über die Achsel und die Kellnerin weiß genug. „Mir auch ein Frisches!", „Mir ebenfalls!", „Mir gleichfalls!" Rasch die Reste ausgetrunken. „Frisches, frisches!" Dann werden Biergeschichten erzählt, Trinkanekdoten aufgetischt, Katerschwänke zum besten gegeben, und dabei wird immer frisch begossen. Es ist ein herrliches Leben!

Manchmal geschieht es, dass doch einer das Gespräch auf die neuzueröffnende Eisenbahn lenkt, oder auf

die Choleragefahr, oder auf eine italienische Reise, oder auf ein neues aufsehenerregendes Buch, aber stets plötzlich fährt Dagobert mit seinem Glase drein, rempelt es an die übrigen: „Prosit!“ — Gegossen wird und das öde Gespräch ist zerrissen. Dagobert betheitigt sich an keinerlei profanem Discurs, oder nur mit halben gelangweilt hingeworfenen Bemerkungen; sobald sich etwas zu vertiefen droht, eine ernstere Wendung nehmen will — „Prosit meine Herren! Die Blume!“ Angestoßen und in den Schlund gegossen. Nicht fünf Minuten lang gibt er Ruhe, der Dagobert Blunzer, nicht einen Zug thut er, ohne den ganzen Tisch davon gnädigst in Kenntnis zu setzen. Er sinnt nur nach guter Gelegenheit zu trinken. Fällt das Wort: Bismarck — „Prosit, Bismarck!“ oder: Marianka — „Prosit, Mariaula!“ oder: Bodenstedt — „Prosit, Mirza Schaffy!“ oder: Onkel — „Prosit, Goldfuchs!“ oder: Ocean — „Prosit, Walfisch, strammer Junge! wacker!“ Und getrunken wird auf alles. Auch hat man schöne Gesänge, deren Refrain stets im Trinken endet; hat geistvolle Spiele, deren Gewinner das Glas leeren muss, und deren Verlierer auch das Glas leeren muss; hat endlich schneidige Wetten, bei welchen der, so innerhalb einer Stunde nicht zehn Krügel Bier vertilgen kann, ein Fass zahlen muss, das dann gemeinsam getrunken wird und bei welchem dem Verlierer Gelegenheit geboten ist, seine ungenügende Fertigkeit zu vervollkommnen.

Dem Neuling, der sich vorzeitig einen Kater angetrunken, wird gerathen, den Kater im Bier zu ertränken, das heißt in der profanen Sprache, sich wieder nüchtern zu saufen. Es soll ja schon gegtückt sein. Wohlgeschulte Trinker verfügen über mannigfache Mittel, den Teufel durch Betzebub auszutreiben und den noch nachzugießenden Kritgeln wieder Raum zu verschaffen. Ein ordentlich eingerichteter Magen hat einen Eingang und zwei Ausgänge, also dass der Mögtichkeit zu platzen gründtich vorgebeugt ist.

Dagobert war einmal recht schlank gewesen, „jetzt sieht er besser aus!“ Ein Gesicht wie „ein Blasenget“, eine Nase wie ein rother Kartoffel und die lieblichsten Triefängelein dazu. Es hat ja viel Nährwert, das Bier! Seine Genossen nennen ihn ein Spundloch, ein Bierfass! Er lächelt dazu, schweigt bescheiden. Es braucht viel, bis man's zu Ehrentiteln bringt!

Bigott, den Herrn Dagobert möchte ich zum Freunde haben! Welch ein gemüthliches Haus! Und wie anregend, wie frisch in seinem Gemüthe, wie gründlich in seinem Denken, wie viel Interesse für die Fragen der Zeit! Das alte Sumpfthier!

Ein vorlauter Mensch zu Abelsberg that einmal den pathetischen Ausruf: Und deshalb so viele Jahre lang Latein und Griechisch studiert, und höhere Mathematik und Geschichte und die Welttiteratur und alle Philosophen, um nun als Biersimpel täglich vierundzwanzig Krügel in den Bauch zu schütten? — Dieser Ausspruch ist zum mindesten sehr übertrieben. Erstens hat der Mann nie studiert, sondern sich bloß nothdürftig für die Prüfungen hergerichtet, und zweitens vertilgt er schon darum nicht täglich vierundzwanzig Krügel, weil zwischen zwei solchen Biertagen allemal ein Katzenjammertag liegt. Und Simpel?! Wer ist denn ein Simpel? Was heißt denn ein Simpel? Simpel heißt: Einfaltspinsel. Und ist das ein E i n fältiger, der das Bier vierundzwanzigfältig nimmt? Vielmehr der ist ein Einfältiger, welcher e i n Krügel trinkt, wie der bedauernswürdige Schullehrer von Abetsberg, der die famose Lehre aufgestellt: Ein normaler Mensch, der drei Krügel Bier trinkt, trinkt schon eins über den Durst! Und solche Leute wollen da mitreden!

Der Onkel, der Geldfuchs, macht's erſt gut, der meint, es wäre ſehr wünſchenswert, wenn Dagobert ſich endlich einem nährenden Berufe zuwenden wollte. Iſt der Alte verrückt? Was verſteht denn dieſer Herr unter nährendem Berufe, wenn das Biertrinken keiner iſt? Hat der Banauſe denn keine blaſſe Idee davon, daſs ſein Neffe ein Märtyrer der Menſchheit iſt? In der Schlichtheit ſeiner Größe iſt er ſich deſſen zwar nicht bewuſst, aber doch thatſächlich! die Menſchheit muſs ihre Talente nach allen Seiten hin ausbilden, ſie muſs wiſſen, was ſie zu leiſten vermag. Welch ein Sieg, wenn endlich feſtgeſtellt werden kann, auf welchen äußerſten Grad die ſchöne Männlichkeit des Individuums hinaufgetrieben werden kann, mit anderen Worten, wie viel Bier zu vertragen der echte Mann imſtande iſt. Ganz und voll ein Mann zu ſein! Proſit!

Wenn der wackere Dagobert es eines Tages dahingebracht haben wird, daſs auch das fünfundzwanzigſte Krügel „ſteht", dann feiern wir ein Jubiläum, bei welchem der Verſuch gemacht werden ſoll mit — dem ſechsundzwanzigſten. — Proſit! Einen Ganzen! Ex! R.

Betbrüada.

Gebet in Ehrn! — Da Beter owa,
Der hot oufl ſeini Schwächn,
Ma muaſs n nit gleih heili ſprechn.

Da reichi Hons, af ormi Leut,
Do is er wul la Guala.
Oba fleißi betn thual a.

Da Knecht ban großn Kirchnwirt,
Der ſtiehlt in Rouſſn s Fuada.
Oba fleißi betn thuat a.

Da Hiaſl lüagg und ſchüagg, ma moant,
Da Deixl wa ſei Bruada.
Oba fleißi betn thual a.

Da Michel hot drei Weiba ghobb
Za gleicha Zeit, däs Luada!
Oba fleißi beln thuat a.

Da füaßi Fronz, a gſchmierta Ding,
Der prügelt gor ſei Muada.
Oba fleißi beln thuat a. R.

Kleine Laube.

Sprüche.

Von Friedrich von Hausegger.

Du haſt gewagt
Das Gute zu begeifern,
Ich ſeh', dir iſt verſagt,
Dem Guten nachzueifern.

Nie iſt uns erſchienen
Sträflicher anderer Gebaren
Als, wenn wir an ihnen
Un'ſre Fehler gewahren.

Die Kunſt gedenkſt du zu wählen,
Vergebens um ihre Gunſt
Wirſt du dich müh'n und quälen,
Hat dich nicht gewählt die Kunſt.

Bemühſt dich umſonſt, zu ergründen,
Was jedem wohlgefällt,
Dich ſelber mußt du finden,
Willſt du gewinnen die Welt.

Gleich des Diamanten Art
Kenn' ich nur das eine:
Weibes Kopf nur iſt ſo hart,
Weibes Herz ſo reine.

Ein Mittel nur gibt's, nicht zu deuten
Zu ſchlecht ihr Gebaren den Leuten:
Ihnen nicht zuzumuthen
Zuviel des Guten.

Pflüg' und ſäe und ſei nicht bange,
Der Effer läßt nicht warten lange.

Nicht kann dir Freude bereiten
Die ſchönſte Melodie,
Spielſt du ſie
Auf verſtimmten Saiten.

Willſt du was gelten,
So mußt du ſchelten,
Willſt du was ſein,
So ſchweige fein.

Es gibt wohl keine ſchön're Kunde
Als der eig'ne Gedanke aus fremden Munde.

Iſt's ein and'res, ob das Dumme
Gethan des einzelnen Geiſt,
Oder ob es gleich in Summe
Weltgeſchichte heißt?

Das ſei euch geoffenbart,
Die ſtets ihr zu tadeln wißt!
Des Selbſtlobes ſchlechteſte Art
Das Tadeln anderer iſt.

Der Humoriſt.

Mit ernſten Mienen lachen,
Das kann nicht jeder machen,
In tiefſter Seele nur einen
Das Lachen ſich und das Weinen,
Und wer es vermag, zu erzählen,
Was tief in heitren und triſten
Gedanken bewegt die Seelen,
Den nennt man einen Humoriſten.

Dem Tondichter.

Willſt du Worte, die befreien, finden,
Mußt du den Befreiungsdrang empfinden,
Mußt ſie, bis ſie frei erſcheinen, ründen,
Und ſie, daſs ſie frei ſich dünken, binden.
In der Form nur kündet ſich das Schöne,
Und, daſs voll es ſich mit ihr verſöhne,
Frei'ſte Form der Dichtung Sprache kröne;
Löſe Wortes Starrheit auf in Töne.

Digitized by Google

Ein Gelehrten- und Dichterleben.

Georg Ebers, die Geschichte meines Lebens. Vom Kinde bis zum Manne. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart. 1892. 512 Seiten.

Der Dichter und Gelehrte Ebers ist gewiss vielen unserer Leser bekannt durch seine geschichtlichen Romane, deren Schauplatz meistens Ägypten ist. Der Geschichtskenner findet darin manches, was das gewöhnliche Lesefutter unserer Leihbibliotheken nicht bietet. Sein erster Roman „Die ägyptische Königstochter" ist sehr lesenswert wegen der Beziehungen Ägyptens mit den Griechen und Persern und selbst mit Palästina. Also ein Beitrag zur Religions- und Culturgeschichte der vier wichtigsten Völker der alten Welt. Ägypter und Hebräer sind mehr Gegenstand des „Josua", den man eine alttestamentliche Sagendichtung in Prosa nennen könnte. Andere Romane von Ebers sind oft zu breit gehalten wegen der vielen Gespräche und der dürftigen Handlung. Die Perle von allen ist jedenfalls „Homo sum", in dem Ebers ein Einsiedlerleben schildert aus der Zeit des beginnenden Christenthums.

Die oben angezeigte Selbstbiographie von Ebers ist für die Mehrzahl der Leser etwas zu weitläufig ausgefallen. Ein besonderes Interesse bietet sie für Schulmänner und Erzieherinnen.

Ebers ist geboren zu Berlin 1837. Seine Eltern waren sehr wohlhabend. Viel erzählt er von Humboldt, Friedrich Wilhelm IV. und den Brüdern Grimm. Sehr ansprechend sind die Charakterschilderungen von Personen, die auf Ebers' Leben und Streben bestimmend eingewirkt haben. Eingehend sind die Berliner Revolutionstage behandelt und das Leben und Treiben in der Fröbel'schen Erziehungsanstalt Keilhau bei Rudolstadt, in die Ebers nach den Märztagen 1848 aufgenommen wurde. Der Stifter der Anstalt, Friedrich Fröbel, hatte den Grundsatz: „Unsere Erziehung knüpft den Unterricht an die den Zöglingen umgebende Außenwelt." Was hätte er wohl zu sogenannten Kindergärten gesagt, die zumeist nur Kinderstuben sind? Die erzieherischen Talente, die das Weib sicherlich besitzt, wollte Fröbel auch für den öffentlichen Unterricht verwerten. Was Frau hieß, sollte zur Erzieherin herangebildet und die Stätte, an der die Kinder den ersten Unterricht erhielten, der Familienstube möglichst gleich gemacht werden. Der Unterricht, die Thätigkeit und die Bewegungen des Kindes dürfen nur an diejenigen Dinge anknüpfen, die es am lebhaftesten interessieren. Dabei sollte es fortwährend zu einer seiner Intelligenz angemessenen schöpferischen Beschäftigung angehalten werden. Eigentlich sollte ein Gärtchen zu jedem Kindergarten gehören, um darin die Entwickelung der Pflanzen zu beobachten. Durch die Betrachtung der Wolken am Himmel wollte Fröbel die kindliche Intelligenz auf Flüsse und Meere und den Kreislauf der Feuchtigkeit führen. Im Herbste ließ sich an die Verpuppung der Insekten die Betrachtung ihrer Daseinsstationen anknüpfen. Daneben lernt das Kind spielen, gehorchen und sich den Anforderungen der eigentlichen Schule fügen und wird sichergestellt vor den oft verkehrten Anforderungen unverständiger Mütter oder Wärterinnen. Diese letzteren schaden am meisten durch ihren commandierenden Ton und durch die fade Französelei in der Unterhaltung, die vornehmende Eltern oft wünschen für ihre Putzdocken.

Lange verweilt Ebers bei dem Einflusse, den die Gehilfen Fröbels auf ihn ausübten. Nach Erlangung des Reifezeugnisses in Quedlinburg ging der Verfasser nach Göttingen, aber das tolle Studentenleben bekam ihm sehr schlecht, so dass er Jahre lang kränkelte. Während dieser Zeit machte er Bekanntschaft mit Werken über Ägypten, und diese Beschäftigung entsprach seinen Neigungen. Durch Jakob Grimm ermuntert, lernte er semitisch, und die Alterthumsforscher Lepsius und Brugsch standen ihm zur Seite. Im Jahre 1861 begann er seinen ersten Roman „Eine ägyptische Königstochter", damit schließt seine Jugendgeschichte; der zweite Theil wird dann die Zeit seiner weiten Wanderungen enthalten. Vernaleken.

Wanſt kronk biſt, mei Du!*)

Wanſt kronk biſt, mei Du,
Wird da zlong ſchon a Stund,
Do bamſt dih höllrutzi
Und ſchreiſt nochn Gſund.
Zerſt auwazt und fluachſt,
Aſt findlſt und ruachſt.
Und wan s groubi Trutzn
Scha go nix will nutzn,
Aſt häibſt on zan beln,
Du mei, ih woaß s eh,
Und häibſt on zan woana,
Jo, s Leidn thuat holt weh.
Na kemens dih tröſtn,
Und helfn kan koana;
Wanſt ſot biſt von dein
Und müad biſt von waana,
Aſt mochſt nauh an Heſchaza,
Leidſt und biſt ſtill,
Und ſagſt „Wia Goud will!“ R.

*) Erklärung: der Gſund, ſtatt: die Geſundheit; auwazn: auweh ſchreien; findln: das leiſe und gleichmäßige Wimmern des Schwerkranken im Halbſchlafe; ruachn: ſich ſehnen; Heſchaza: ſchwerer Seufzer.

Ein Schlaumeier.

In der Nähe der Reſidenz liegt am Kreuzungspunkte von vier Straßen die Reſtauration und Sommerwirtſchaft zur „Roſe“. In früheren Jahren ziemlich frequent, war ſie vergangenen Sommer aber ſo ſchlecht beſucht, daſs der Wirt faſt verzweifeln wollte. Am meiſten aber ärgerten ihn die Radfahrer. Auch das ſchlechteſte Wetter hielt ſie nicht ab, ihrem ſchönen und geſunden Vergnügen nachzugehen, aber leider ſegelten ſie regelmäßig an der „Roſe“ vorbei, trotz der verlockendſten Inſchriften, die der Wirt an ſeinen Localen anbringen ließ, als da ſind: „Gedeckte Kegelbahn, Sommerlocale geheizt, echtes Münchner Hofbräu“ u. dgl.

„Am meiſten ärgert es mich“, ſagte er eines ſchönen Morgens zu ſeinem Hausknecht, als wieder zehn bis zwölf Radler vorbeiſchnurrten, „daſs die Kerle nicht einkehren, und alle haben doch mehr oder weniger Geld.“ – „Die wollt ich ſchon hereinbringen, nix leichter als dies.“ — „Aber wie? Man kann doch die Leute nicht zwingen.“ „Na“, ſagte der alte Andres, der aus jenen alten Zeiten ſtammte wo die Fuhrwerke noch die Straßen belebten, — „wiſſen's wie's Ihr Vater ſelig g'macht hat, als es ihm g'rad ſo gangen iſt mit den vielverzehrenden Fuhrleuten? An alten Wagen hat er kauft, mit 'r Placken d'rüber und hat ihn vor's Haus g'ſtellt, ſag' Ihne, do hat einer nach em andern ſtillg'halten und ſein ſchön's Geld verzehrt, und Ihr Vater hat durch gute Bewirtung dafür geſorgt, daſs keiner mehr ausblieben iſt. Machen Sie's nur auch ſo, ein alt's Radl läſst ſich ja leicht auftreiben, dös lehnens an's Haus, und ich wett darauf — ſie kommen.“ Am andern Tag ſchon lehnte an der „Roſe“ ein ausrangiertes Zweirad — auf dem Fenſterſimſe lag eine „Radlermütze“ ſehr auffallend placiert — und bald darauf kam ein Radler, fragend, wo der College ſei, deſſen Rad hier lehne?“ — „Der iſt oben, kommt bald 'runter.“ „Ein Schöpplein“, rief er. — Bald kam ein zweiter. So gieng es fort jeden Tag. Die Prophezeiung des Hauslnechtes hatte ſich erfüllt.

Poetenwinkel.

Romanze.

Im Gemach, im Königsſchloſſe
Vor dem Spiegel ſich zu ſchauen
Steht die Fürſtin als die Schönſte
Von Hiſpaniens ſchönen Frauen.

Ihres Buſens Marmarweiße
Gleißt aus altersgelben Spitzen,
Die bis auf den Boden rieſeln,
Und die Diamanten blitzen.

Mehr noch blitzt ihr ſchwarzes Auge,
Das die Neider ſieht erblaſſen
Ob der Schönheit, und die ſchönſten
Ihrer Damen ſind entlaſſen.

Damen nur vom höchſten Adel
Durften ihr das Mieder ſchnüren,
And'ren war's bei Todesſtrafe
Unterſagt, ſie zu berühren.

Digitized by Google

Jüngst erst wagte es ein Frecher,
Als verhängt sich ihre Schleppe,
Faßt die Fürstin kühn beim Arme,
Da sie strauchelt auf der Treppe.

Freilich büßte er die Kühnheit
Auch mit seinem jungen Leben —
Spöttisch wölbt sich ihre Lippe
Und die feinen Nüstern beben:

„Nie soll sich ein Niederer rühmen,
Daß berührt er diese Glieder“,
Ruft sie stolz — da stürzt nach rückwärts
Eine Girandole nieder.

Und erschreckt will sie enteilen,
Doch ihr Kleid wird festgehalten
Von dem Leuchter, und die Flamme
Züngelt an den luft'gen Falten.

Sie zerreißt die prächt'gen Spitzen,
Ihre Schleppe rasch befreiend,
Stürzt hinaus aus dem Gemache,
Angsterfüllt nach Hilfe schreiend.

Schrecklich schön im Flammenmantel
War die Fürstin anzuschauen,
Scheu zur Seite weicht der Diener,
Und der Josen Trofs mit Grauen.

Keiner wagt's, sie anzutasten —
Durch die Gänge, durch die Thüren
Flieht sie zu des Schlosses Pforten,
Wo die Wachen präsentieren.

Ja, die Wachen präsentieren
Vor der Fürstin, die in Flammen,
Bettlergleich im Staub der Straße
Ächzend, sterbend bricht zusammen.

Jenny von Reuß-Hoerner.

Quisisana.

Ein stiller Raum, ein trautes Stübchen ist es
Von Lampenlicht und Blumenduft durchflossen;
Dem Lärm des Stadtgetriebes wohl verschlossen,
Beseligender Friede nur durchgießt es.

Ein wundersames Märchenglück erschließt es,
Es leuchtet hier auf jedem Stück ergossen;
Aus warmem Ofen plaudert's unverdrossen,
In jeder Ecke lauscht und winkt und sprießt es.
Was sonst die Welt an Ruhm mir gibt und Helle,
Ich leg' es hin an dieses Zaubers Schwelle.
Wird einst ein Glück mir noch so unermessen —

Das Stübchen kann ich darob nicht vergessen.
Denn was mein Herz in diesem Raum gefunden,
Mein Quisisana ist es, mein Gesunden!

Ottilie Sibus.

Glaube.

Der Herbstwind braust im Forste kalt
Und fegt die Blätter fort.
Ein Mütterchen, gebeugt und alt,
Sucht dürre Reiser dort.

Sie stöhnt und ächzet oft und laut,
Ihr Mühsal nie vergeht,
Als einmal sie ein Bild erschaut,
Das tief im Walde steht.

Frau Venus mit dem Knaben hold
Erglänzt im Laubgezelt:
Der heitern Liebe schöner Sold,
Der lustentzückten Welt.

Geborsten ist der Marmelstein,
Das Kind der Waffen bar,
Und bietet nur mehr noch den Schein
Von alter Schöne dar.

Mit Epheu ist es dicht umrankt,
Was ihm zum Schutz gedieh.
Das Mütterchen zum Bilde wankt
Und sinket in die Knie:

„Maria, Mutter Gottes blick
Herab auf meine Noth!
O walte gnädig mein Geschick,
Wend' ab, was mich bedroht!“

Sie betet lang im Wald allein
Und spricht ihr Herzleid aus
Und küßt mit Inbrunst dann den Stein
Und geht getrost nachhaus!

Ludwig Brunner.

Das Stiefkind.

„O guter Vater mein,
Die Mutter wird stets schlimmer,
Läßt abends oft allein
Mich hier im dunklen Zimmer! —“
«Schlaf' ein, mein Kind, schlaf' ein! —»

„Der Mutter Hand ist kalt! —"
«Einst war sie warm und linde,
Da sie gestreichelt sein
Die Wangen ihrem Kinde.
Schlaf' ein, mein Kind, schlaf' ein! —»

„Die Mutter küßt mich nicht! —"
«Sie gab dir Küsse, warme,
Als du, noch zart und klein,
Geträumt in ihrem Arme.
Schlaf' ein, mein Kind, schlaf' ein! —»

„Der Mutter Blick ist streng,
Der einst gelacht so milde! —"
«Ist alles Trug und Schein
Von eines Traumes Bilde.
Schlaf' ein, mein Kind, schlaf' ein! —»

„O sag' mir, Vater mein,
Liebt mich denn Mutter nimmer?!"
«O sieh, wie licht, wie rein
Des Abendsternes Schimmer!
Schlaf' ein, mein Kind, schlaf' ein! —

Dann wird die Mutter gleich
Nach ihrem Kinde fragen,
Dich lieben, herzen fein,
Wie einst in schön'ren Tagen.
Schlaf' ein, mein Kind, schlaf' ein! —»

S. Del-Pero.

Zuflucht.

Daheim in Stubenenge
Mein Athem wird zu klein,
Da draußen Luft in Menge,
Da wird mir besser sein.

Was Murmelbächlein leise
Geheimnisvoll erzählt,
Klein Vögleins Liedesweise,
Das ist's, was mir gefällt.

Im Blau die Wolken wallen,
Sie schauen nieder still,
Von meinen Lieben — allen
Sie bringen Grüße viel.

Und all die Stunden wieder
Der Jugend Fröhlichkeit —
Und all die hellen Lieder
Sind da aus alter Zeit.

Im dunklen, duft'gen Schatten,
Auf Mooses reichem Pfühl —
Wie wohl thut da dem Matten
Ein Ruheplätzchen kühl.

Im grünen Tann dem Rauschen
Durch hohe Wipfel hin —
Dem will ich wieder lauschen
Mit süßberauschtem Sinn.

Zu ihr — zur Freundin gehen —
Will ich — hinaus zu ihr!
Such' Lind'rung all der Wehen
Waldeinsamkeit bei dir!

Gruber.

Der Tod und der Poet.

„Wer stört in stiller Mitternacht,
Wer pocht, wer kommt herein zu mir?"
«Ich bin's, der Tod, der immer wacht,
Ich bin dein Freund, bring' Ruhe dir!»
„Ach viel zu früh noch! Frist mir schenk!
Wo anders hin die Schritte lenk'!

So manche laufen da herum,
Verwirrt, voll Unruh, voll Verdruß,
Von denen keiner weiß — wie dumm
Er ist — und was er soll und muß;
Die führe ab du — sanft und lind,
Daß sie uns nicht im Wege sind!

Ich hab' nicht Gold, ich hab' nicht Rang,
Doch alles mir so gut gefällt,
Es braust mein Blut in süßem Drang,
O schön, wie schön ist diese Welt.
Geh' — laß' mir Sonn- und Mondenschein
Und all die lieben Sternelein!

Mich freut die Au, der Vöglein Lied,
Das luft'ge Bächlein silberhell,
Die Wolkenschar, die oben zieht,
In dunkler Schlucht der Felsenquell —
Und was in Luft da summt und singt,
Mit Wonne mir die Brust durchklingt.

Such' nur — es find't sich nicht gleich wer,
Der alles das — wie ich — verehrt;
O durch den Wald das Rauschen hehr
Allein schon ist ein Leben wert.
Du lachst? Ei, trockener Patron!
Du lachst! Verstehst ja nichts davon!

Was mich erhebt, was mich entzückt
Das kündet jedem gern mein Wort;
Soll jeder sein, wie ich, beglückt,
Sei jedem Erde, Freudenort;
Was mir aus frohem Innern strahlt,
Das draußen sich grüngoldig malt.

Will schaffen, nützen noch, nicht Ruh,
Drum schenk' mir einige Dutzend Jahr'!"
Der Tod drauf sprach: «So zapple du,
Bis matt dein Herz und weiß dein Haar.
Doch denk' der Stund, vergiß sie nicht —
Und mach' auf mich auch ein Gedicht!"»

Gruber.

Digitized by Google

S erste und s letzte Busserl.

Zwoa Äugerln hell, a Herzerl frisch
Hat s Dianderl ghabt beim See;
Die Wangerln roth, die Zahnerln weiß,
Grad wie a neucha Schnee.
Dem Dianderl war a Bua so guat,
Als war's sein Lebensstern;
Doch s Dianderl thuat grad mit den Buam,
Als hätt's n gar nit gern.
Doch aamal war's im schönen Mai,
Wo d Bleamaln neu auftebn,
Da hat's n an ihr Herzl druckt
Und — s erste Busserl gebn.

Der Bua war brav, und treu und guat;
Das hat das Dianderl gfreut;
Und dass 's eahm hat ihr Herzerl gschentt,
Hat's später nia bereut.
Der Bua war schir oft narisch wordn,
So hat er 's Dianderl gtiabt;
Am Händen hätt er 's tragen mögn
Und nia hat er 's betrübt.
Der Sommer is ins Land eingruckt,
Und — wia's schan geht im Lebn,
So habn sih die zwaa jungen Leut
Nach manches Busserl gebn.

Das Glück, das is gar selten treu,
Sa mancher hat's probiert;
Und so war's a den Buam net treu.
Er hat's sein Lebtag gspürt.
Auf amal wird eahm s Dianderl krank,
Und wird eahm nimma gsund;
Und is a gstarbn, da maant der Bua:
War's a sein letzte Stund.
Er steht bei ihren Todenbett
Und wias 's in Sarg neinhebn,
Da hat er gwaant, ihr druckt die Hand
Und — s letzte Busserl gebn.

Hans Ludwig.

Der Fasttag.

Die Bäu'rin tritt zu ihrem Mann,
Grad in der heitigen Wochen,
Und fragt ganz in der Still': „Was fall
I dir denn morgen kochen?"

Der Bauer schaut's großmächtig an:
«Thua mi nur net daschrecken,
Du woaßt ja da, dass mir sunst nix,
Als wia dö Knödeln schmecken.»

„Na ja", sagt sie, „das waaß i schan,
Därfst aber net vergessen,
Dass morgn a großer Fasttag is,
Da fallst net so viel essen."

«Wia viel han i denn gwöhnli sunst?»
Thuat drauf der Bauer fragen.
„Na, Stücka Vierzehni", sagt sie,
„Thuast alleweil vertragen."

Nach einer Weil' der Bauer sagt:
«Hast recht, es ist so besser;
Mach däsmat hatt nur dreizehni,"
Aber — machs a bissel größer!»

Richard Kraftel.

Lustige Zeitung.

Glücklich wiedervereint. „Wie seid ihr nur dazu gekommen, deine Frau und du, dass ihr euch nach so viel Jahren der Trennung wieder vereinigt habt?" — „Na, siehst du, mittlerweile hat sie mich so schlecht gemacht und ich hab' sie so schlecht gemacht, dass uns kein anderer haben wollte."

Gemüthlich. Gläubiger: „Wissen Sie auch, dass ich jetzt schon fast ein halbes Jahr tagtäglich zu Ihnen komme?" — Student: „Richtig! Na, alter Junge, wollen „du" zu einander sagen!"

Ein schlechter Junge. „Wart', ich sag's deiner Mama, was du für ein schlechter Junge bist! Spielst Murmeln um Geld!" — „Na, du vielleicht nicht?" — „Ja, aber du gewinnst!"

Billiges Verlangen. Sergeant (als ihn ein Rekrut beim Abspringen vom Reck auf den Fuß tritt): „Donnerwetter! . . . es ist ja gewiss gut für Sie, Schulze, wenn Sie in meine Fußtapfen treten wollen — aber warten Sie wenigstens, bis ich selber raus bin!"

Unverbesserlich. „Nun, Sepp, jetzt wilderst du wohl nicht mehr, seit du Jagdg'hilf' bist?" — „O na! Jetzt fisch' i' da drüben im See — dees is aa verboten!"

Schnellfertig. „. . Kein Scherz, Fräulein Irma; aus Liebe zu mir sind bereits zwei Mädchen wahnsinnig

geworden – und Sie sollten mich wirklich nicht lieben können?“ — „Nein, Herr Lieutenant!“ – – „Also schon drittes wahnsinniges Mädchen!“

Wirksamkeit des Annoncierens. Erster Juwelier: „Ich habe die sichersten Beweise, dass man durch Anzeigen sehr schnell Resultate erzielt!“ — Zweiter Juwelier: „So? Haben Sie einen besonderen Fall!“ — Erster Juwelier: „Ja. Vorgestern annoncierte ich, dass ich für mein Geschäft einen Nachtwächter suche, und noch in derselben Nacht wurde in meinem Laden eingebrochen.“

Von der Großmuth des Kapellmeisters Himmel folgende Geschichte. Himmel pflegte zu einer bestimmten Stunde des Vormittags sein Gläschen Wein in einer beliebten Wirtschaft zu trinken, wo er eine große Gesellschaft, die heitere Unterhaltung liebte, an sich zu fesseln verstand. Dem Wirte war der regelmäßig große Besuch sehr angenehm, weniger aber gefiel ihm, dass der Kapellmeister nie wie die anderen Gäste bezahlte, sondern, ohne nach der Zeche zu fragen, sein Local verließ. Als nun einmal Himmel mit dem Wirte allein war, drückte ihm dieser ein Papier in die Hand, auf welches die Summe aller Zechen seines treuen Gastes von ziemlich langer Zeit her nach Zeit- und Flüssigkeitsmaß berechnet war. Der Kapellmeister steckt den Zettel ein und empfiehlt sich. Andern Tages stellen sich die gewöhnlichen Gäste ein und fragen: „Ist denn der Kapellmeister noch nicht da?“ Himmel aber kommt nicht, die Unterhaltung lahmt, der Wein mundet nicht wie sonst. Auch die nächsten Tage bleibt der Vermisste fort; seine Kneipgenossen erscheinen auch nicht mehr; der Wirt erfährt, dass sein Schuldner jetzt anderswo seinen Wein trinkt, und dass die lieben Gäste ihm nachgezogen sind. Der Wirt macht gute Miene zum bösen Spiel. Er schreibt seine Rechnung auf zwei Zettel, die eine Hälfte davon auf den einen, die zweite auf den andern, und geht damit bei früher Stunde zu Himmel, der gerade bei guter Laune ist. „Herr Kapellmeister“, sagt er, „es sollte mir leid thun, wenn ich Sie neulich durch meine pedantische Ordnungsliebe beleidigt und von meinem Hause entfernt hätte. Da sehen Sie, wie ich es mit Ihrer Rechnung gemacht habe. Die eine Hälfte behalte ich und zerreiße sie; damit ist sie also abgethan. Die andere nehmen Sie gefälligst in Empfang.“ — „Wie?“ fragte der Kapellmeister. „Ich sollte mich von Ihnen an Großmuth übertreffen lassen? Sehen Sie hier, ich nehme die andere Hälfte der Rechnung und zerreiße sie auch!“ — Der verblüffte Wirt meinte: „Ach — kommen Sie man nur wieder, wo möglich noch heute. Ohne Ihren Wunsch sollen Sie durch mich nicht mehr mit Rechnungen gequält werden.“ — Der Kapellmeister kam, die ganze frühere Gesellschaft zog ihm wieder nach und der Wirt bedauerte seine Großmuth nicht; Himmel aber vergaß seinerseits nie wieder, seine Zeche sofort zu begleichen.

Zur Nachachtung. Herr Commerzienrath Eilig hatte die Gewohnheit, augenblickliche Einfälle, um sie festzuhalten, auf den Manschetten zu vermerken. Eines Tages erinnert er sich an das nahe Geburtsfest seiner Gattin und schreibt: „Geburtstag meiner Frau — was diesmal geben?“ Am andern Morgen, als er die Notizen des vorigen Tages überfliegt, liest er darunter: „Nichts persönlich kaufen, treffe Geschmack nie — anständigen Credit auf Casse eröffnen!“

Ein Vorzug. Mutter: „Karl, wie kannst du nur so ungezogen gegen Deine Schwester sein!“ — Karl: „Ja, Mama, der Else, der giebst du natürlich immer recht, weil sie geläufiger weinen kann, als ich.“

Ein Beamtengemüth. „Nun, Herr Registrator, Sie mögen auch gestern nachmittag während des furchtbaren Gewitters eine schöne Angst ausgestanden haben in Ihrer hochgelegenen Registratur!“

Digitized by Google

— „Ach, ich versichere Ihnen, Herr Kanzleirath, eine solche Angst wie gestern habe ich in meinem ganzen Leben nicht gehabt! — Außer der officiellen Angst wegen der Acten, hatte ich auch noch eine besondere Privatangst, da meine Frau mit den Kindern sich bei der Landpartie nach Sonnenberg betheiligt hatte."

Nachts erhebt sich der kleine Hans in seinem Bette: „Mama! Ich bin so durstig!" — „Ach Kind, sei still und schlaf — du bist gar nicht durstig!" — Hans (nach einer Pause): „Aber, Mama, ich muss ein Glas Wasser haben — ich bin so durstig!" — „Wenn du nicht gleich einschläfst, komme ich mit der Ruthe!" — Darauf der Kleine: „Ach bitte, Mama, wenn du aufstehst, um mich zu hauen, bring mir doch gleich ein bisschen Wasser mit."

Sicheres Mittel. Der alte Goldstein: „Geld kann ich Ihnen nicht mehr borgen, Herr Baron. Aber a Mittel wär ich Ihnen sagen, wie Sie können wieder kommen auf de Beine — verkaufen Sie Wagen und Pferde!"

Der Generallieutenant Graf Coutard war zum Großkreuz der Ehrenlegion ernannt und erschien am Hofe, wo ihm von allen Seiten Glückwünsche ausgesprochen wurden. Er verneigte sich artig und sagte: „Mein Vater ist nur ein armer Handwerker gewesen." Einer der Höflinge wehrte herablassend ab mit den Worten: „Aber es ist ja nicht nöthig, lieber Graf, dass Sie Ihre Abkunft uns mittheilen . . ." „Herr!" rief da Coutard beleidigt und sich hochaufrichtend aus: „Sie glauben wohl, es geschehe aus Bescheidenheit? . . . Ich bin stolz darauf!"

Eine zarte Seele. Während einer kleinen Theegesellschaft wird das Localblatt gebracht, und der Sohn des Hauses liest auf allgemeinen Wunsch die neuesten Neuigkeiten vor, unter anderen folgende: „Gestern nachmittag wurde der Laufbursche des Kaufmanns Scholte im Hofe des Hauses Marienstraße Nr. 6 so von dem zufällig befreiten Kettenhunde am linken Oberschenkel zerfleischt, dass die Überführung des Schwerverletzten nach der königlichen Klinik angeordnet werden musste." – „Ach, das arme Thier!" flötet mitleidig ein älteres Fräulein. „Thier!?" rauscht staunendes Echo aus dem Kreise. „Nun ja", seufzt die holde Dame, „das hat doch gewiss deshalb furchtbare Prügel gekriegt!"

Alexander Dumas' Sohn speiste eines Tages in Marseille bei dem Doctor Gistal, einem der angesehensten und gepriesensten Ärzte der Stadt. Als das Essen eingenommen war und man in den Salon gieng, um dort Kaffee zu trinken, sagte Gistal zu seinem berühmten Gast: „Lieber Dumas — ich weiß, Sie improvisieren reizend — beglücken Sie mich mit vier Zeilen — hier, in diesem Album!" — „Gern", erwiderte der Dichter. Er nahm seinen Bleistift zur Hand und schrieb:

„Seit unser Stolz, Doctor Gistal,
Das Wohl der guten Stadt bewacht,
Hat man zerstört das Hospital —"

„Schmeichler!" unterbrach ihn der Arzt, der lächelnd über seine Schulter sah. Doch Dumas schrieb weiter:

„Und einen Kirchhof d'raus gemacht."

Von Junggesellen, den armen Schelmen.

Nicht wahr, liebe Leserinnen? Nun ich meine es ja auch. Lassen wir sie nur zappeln, es geschieht ihnen schon recht. Doch ein wenig beobachten wollen wir die Schelme, wie sie es treiben, bis sie am Ende sind.

In einer lehrreichen Schrift heißt es:

„Bis zum fünfundvierzigsten Jahre sind die Hagestolze – man hofft da immer noch, sie würden sich in später Liebe irgend einem weiblichen Wesen dauernd anschließen — ganz erträgliche Mitglieder der Gesellschaft, von dem fünfzigsten Jahre ab macht sich dann allmählich der Fluch des Cölibats geltend. Bis dahin haben sie außer

ihrem Berufe noch allerhand ſchöngeiſtige Intereſſen, ſpielen Cello, treiben Blumenzucht, ſind rührige Mitglieder des Verſchönerungsvereines oder ſchreiben honorarfreie Novellen und patriotiſche Gedichte, ſind gern geſehene Gäſte am Stammtiſch und in der „Erholung“ und trinken noch nicht mehr, als ſie vertragen können; Manche orientieren ſich ſogar während des lieben langen Tages im Converſationslexikon über das, was ſie ihren Bekannten abends in der Kneipe erzählen wollen, einige haben ſtets die Taſche voll drolliger Geſchichten und verſtehen es zuweilen mit leidlichem Anſtand, pikant zu ſein. Ihr Geſundheitszuſtand läßt in dieſem Stadium noch nicht viel zu wünſchen übrig; ſind ſie von Natur lebhaft, ſo werden ſie hager, huldigen ſie dem Phlegma, ſo werden ſie beleibt: das Eſſen ſchmeckt beiden noch ausgezeichnet. Sobald ſie jedoch die Fünfzig überſchreiten, treten die typiſchen Symptome des Hagenſtolzenthums immer mehr zum Vorſchein. Sie klammern ſich noch einmal ganz krampfhaft an die Genüſſe dieſes Lebens, legen eine kurze Zeit noch einmal beſonderen Wert auf ihre äußerliche Erſcheinung, um dann auch in dieſer Hinſicht käſig zu werden. Dann naht die böſe Zeit der Selbſtbetrachtungen, ſie reden auf ihrer Bude und ſogar auf der Straße mit ſich ſelber, machen ſich in beſonders ärgerlichen Augenblicken, die jetzt immer häufiger werden, bereits Vorwürfe, daß ſie ihr Geſchick nicht wie die übrigen, die auch wußten, was ſie thaten, an ein weibliches Weſen geknüpft haben. In Augenblicken nervöſer Gereiztheit wandeln ſogar ihre einſtmals in Ausſicht genommenen Bräute an ihrem geiſtigen Auge vorüber: dieſe hätte ihn gewiß ganz gern genommen, es war ein ſo herziges, gutes Ding, und jene hätte er am Ende auch haben können, die Kleine, mit den großen blauen Augen, wenn er nur muthig zugegriffen hätte. Mit dem Ende der Fünfziger erfaßt ſie langſam, aber ſicher jener undefinierbare, die Geſundheit ſtetig unterwühlende Ekel, den ſie anfangs ängſtlich vor der Welt verbergen, der dann aber bei jeder Gelegenheit wider ihren Willen zur Geltung kommt, ſie ſind dann herrliche Objecte neuraſtheniſcher Pathologie. Eine Zeit lang, wenn auch ſchon der Stammtiſch längſt keinen Reiz mehr für ſie hat und ſie vom leichten Moſel zu ſchweren Marken und zum Cognac übergehen, verſuchen ſie vergebens, durch forcirtes Kartenſpiel ſich die innere Öde wegzutäuſchen. Manche fangen auch an, ſich in dieſem Stadium für die Kinder ihrer Bekannten zu intereſſieren, ſie „werden Onkel“, während früher Kinder für ſie ein Greuel waren. Ihre ſämmtlichen Lebensgrundſätze gerathen eben ins Schwanken. Als Geſellſchafter werden ſie dann entweder langweilig oder arten in unangenehme Rechthaber aus. In dieſer Periode glauben ſie auch mit einemmal alle möglichen Krankheiten zu haben, welchen ſie durch Geheimmittel beizukommen ſuchen. Ihre Klage über die Jämmerlichkeit dieſer Welt wird bei ihnen ein ſtehendes Capitel. Immer deutlicher wird es ihnen klar, daß ihr Leben verfehlt, ihre Zukunft hoffnungslos iſt. Sie verfallen endlich der Einſamkeit und haben weder den Willen noch die Kraft, ſich von Zeit zu Zeit noch einmal aufzurütteln. Schlafloſe Nächte, — Gewiſſensbiſſe — Groll, Ekel am Leben, Furcht vor dem Tode, das iſt das Ende.“

Und recht geſchieht ihnen. Warum wählen ſie ſich auf des Lebens gefährlichen Pfaden keinen Engel!

Warum? Weil mancher fürchtet, er könnte einen ſolchen „Engel“ erwiſchen — einen mit Gänſefüßchen.

Wiederholung des Lebens.

An Roſegger in Bezug auf Seite 311 des „Heimgarten“:

„Auf die Wiederholung des Lebens
Warteſt du vergebens,
Darum ſollſt auf dein Originalleben
Beſſer acht geben!

Wr.-Neuſtadt. H. St.“

In allem Streben und Ziel,
In allen Mühen und Walten

Setzt man sein Leben aufs Spiel,
Um es zu erhalten.
Doch ist es verdorben,
So ist's nicht verloren,
In Hoffnung gestorben
Heißt wieder geboren. R.

Bücher.

Gottfried Kellers Nachgelassene Schriften und Dichtungen. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1893.)

Dieser von Professor Dr. J. Baechtold in Zürich herausgegebene Nachlass wird sich in der Kellergemeinde großen Beifalls erfreuen; neue Freunde führt er dem Dichter trotz seiner mancherlei dichterischen Schätze kaum zu. Es müsste denn sein, dass der hier auftretende Kritiker Keller Achtung und Bewunderung erregte. Das wäre ganz in Ordnung. Man lese nur einmal die kritischen Aufsätze des berühmten Erzählers über Jeremias Gotthelf. So sollte man allerorts, wo geistige Mittel dazu vorhanden sind, kritisieren — so kenntnisreich, so objectiv, so klipp und klapp, so strenge und so wohlwollend. So erscheinen die vor 40 Jahren geschriebenen Aufsätze im Vergleiche zur modernen Kritik. Und doch hat Gottfried Keller später diese literarische Arbeit „unübertegt und flüchtig" genannt. Da sieht man, wie ernst und gewissenhaft es manche Leute nehmen, wenn sie über das Werk eines andern urtheilen sollen. M.

Wilde Kirschen. Erzählungen aus dem Schwarzwalde von Heinrich Hansjakob. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. (Heidelberg. 1893.)

Erwähnenswert ist, was der Verfasser selbst über dieses Buch im Vorworte sagt:

„Jeder Mensch ist ein Original aus Gottes Hand. Je mehr er cultiviert und gebildet wird, umso stärker verblasst die Originalität. Je blasirter und unnatürlicher diese Bildung, umso rascher geht's mit dem Original-Menschen zu Ende. Darum muss man die Originale dort suchen, wo die moderne Bildung noch nicht daheim ist, in jenem großen Meere der Menschheit, das wir Volk nennen, da schwimmen sie noch herum.

Gar treffend sagt Freiherr L. von Stolberg: «Man muss den Menschen im Volke suchen, und Diogenes hätte seine Laterne sparen können, wenn er nicht in den Straßen Athens auf der Suche herumgetappt wäre.» Wer sie noch fangen will, diese Originale, hat aber Eile, denn bereits dringt das «Süßwasser» der heutigen Cultur in alle Schichten des Volkslebens, die Original-Menschen sind am Aussterben. Wie die Cultur jedes Volk, das in die Geschichte tritt, aussaugt, ruiniert und dann wegwirft, so macht sie es auch mit den einzelnen Original-Menschen.

Ich bin in meiner Jugendzeit noch unter einer Menge von Originalen als kleiner Weißfisch herumgeschwommen und will, alt geworden, eine Anzahl von ihnen im folgenden Buche ans Land ziehen, nicht, weil ich mir einbilde, damit der Welt einen Dienst zu leisten, sondern weil ich eine Freude habe an den ehemaligen Naturmenschen, und weil es mir ein wahrer Genuss ist, sie aus meinen Erinnerungen herauszufischen.

Ich habe es dabei vorzugsweise auf eine besondere Art von Originalen abgesehen, auf die Kleinbürger und die Handwerksleute in den Landstädtchen. Sie unterscheiden sich vom Bauern-Original lediglich dadurch, dass sie mit ihrer den Bauer nicht überragenden Volksschul-Bildung in der Welt draußen waren. Die Wanderschaft hat ihre geistige „Bildung" nicht alterirt, nur ihr Handwerk ausgebildet und an ihre Originalität einige Schnörkel und Arabesken gezeichnet, durch welche dieselbe nur mehr illustriert wird.

„Wilde Kirschen" nenne ich meine Leute, weil die Original-Kirsche, wie der liebe Gott sie bei uns wachsen lässt, die „wilde" ist. Sie hat keine Cultur, ist nicht „gezweigt" und veredelt, enthält aber weit mehr Geist und Schärfe, als ihre cultivierte Schwester. Gerade so die Natur-Menschen.

Ich bemerke noch ausdrücklich, dass ich meine Originale streng nach der Natur und dem wirklichen Leben gezeichnet habe. Auerbachs und Roseggers Volksgestalten, so wunderbar poetisch sie auch sind, haben mir zu viel von der Phantasie der beiden Dichter. Unsereiner ist ein armseliger Stümper diesen genialen Poeten gegenüber; ich könnte nicht so schreiben, ich will es aber auch nicht.*) Ich lasse meine Kinzigthäler aufmarschieren, wie sie „leibten und lebten". Das allein hat nach meiner Ansicht für die Kenntnis der Menschennatur, wie sie im Volke auftritt, einigen Wert.

Es sind keine edlen und großen Charaktere. Die sind überhaupt selten im Leben. Es sind Menschen mit allen Fehlern,

*) Der Verfasser der „Wilden Kirschen" braucht sich nicht hinter dem Baume zu verstecken. Er hat Sachen geschrieben die man dreist zu dem Besten der deutschen Landgeschichtenliteratur zählen darf. Dass er nicht, wie die von ihm genannten Autoren, seine persönliche Art, seine Individualität hineinlegt, sondern genau „nach dem wirklichen Leben" zeichnet, wird besonders in unserer dem „Naturalismus" zuneigenden Richtung als Vorzug empfunden werden. R.

die dem Menschsein anhängen, aber es sind keine übertünchten Gräber, keine blasierten Cullurmenschen.

Ich lasse sie in verschiedenen Lebenslagen auftreten, um zu zeigen, dass überall im Volksleben Natur und Poesie zu finden sind.

So möge denn dies Buch ein weiterer Beitrag sein zur Kenntnis des Volks- und Menschenlebens auf deutscher Erde. Und wenn ein oder der andere Leser in demselben Tadelnswertes findet, so möge er bedenken, dass der Verfasser in mancher Hinsicht eben auch zu den „wilden Kirschen" gehört.

Schloß Rosenitz. Novelle von Ferdinand von Saar. (Heidelberg. Georg Weiß. 1893.)

Wir freuen uns in diesem neuen, ganz merkwürdigen Büchlein besonders wieder der großen psychologischen Feinheiten und der echt künstlerischen Form, Vorzüge, die eigentlich bei Meister Saar selbstverständlich sind. Weil wir in der Epoche literarischer Verwilderung leben, muss man solche Kleinode besonders achten. M.

Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung von Moritz Haernes, Robert Ritter von Schneider, Josef Strzygowski, Josef Neuwirth, Heinrich Zimmermann, Alfred Roessig herausgegeben von Albert Ilg. Mit 102 Originalzeichnungen (2 Radierungen, 3 Heliogravuren und 99 Textabbildungen). Verlag von F. Tempsky in Wien und Prag.

Das vorliegende Buch hat die Aufgabe, den Leser auf das noch wenig geschilderte Gebiet der kunstgeschichtlichen Entwickelung in Österreich-Ungarn zu geleiten. Das hier Gebotene soll eine Lectüre sein, durch welche sich ein ziemlich reiches Gesammtbild vom Werdegange der bildenden Künste auf dem Boden unseres Heimatlandes eröffnet, angefangen von jenen frühesten Epochen, in welchen wir die ersten Spuren künstlerischen Schaffens bei einem unbekannten Menschengeschlechte begegnen, eine Culturthätigkeit primitiver Art, von der uns heute nur Funde im Schlamme unserer Seen Kunde überliefern. Die Schilderung tritt dann in das klarere Licht des geschichtlichen Zeitalters ein und berichtet uns von der Herrlichkeit römischer Architektur im Süden Österreichs, erzählt von der wachsenden Cultur des Christenthums, durchschreitet die weiten Zeiträume des Mittelalters, der Renaissance-, Barock- und Rococozeit und schließt mit einem Bilde des mächtigen Aufschwunges der Kunst unserer Tage, in welchen Österreich, besonders auf dem Gebiete der Architektur, unter dem kunstfreundlichen Mäcenatenthume unseres erhabenen Monarchen eine der ersten Stellen unter denjenigen Ländern eingenommen hat, welche sich großer kunstgeschichtlicher Bedeutung rühmen können.

Sein Inhalt will aber den Gegenstand nicht erschöpfen und lückenlos dem Studium entgegenbringen, sondern es sollen in diesen Blättern, wie schon der Titel „Charakterbilder" andeutet, bloß einzelne besonders hervorragende und interessante, oder gerade für Österreich-Ungarn bezeichnende Erscheinungen des Kunstlebens aus der langen Reihe der Jahrhunderte herausgegriffen und abgeschlossen geschildert werden.

Diese Worte leiten das Werk ein, auf welches wir noch zu sprechen kommen dürften. V.

Rom und römisches Leben im Alterthum. Geschildert von Hermann Bender. (Tübingen. Laupp'sche Buchhandlung. 1893.)

Gediegen im Texte, glänzend in der Ausstattung, ein vornehmes Werk durch und durch — besser läßt sich dieses schöne, reichillustrierte Buch, welches auch in Lieferungen erscheint, nicht bezeichnen.

M.

Gedichte von Richard Specht. (München. Verlag von Seitz und Schauer. 1893.)

Gedichte! Wer liest heute Gedichte?! Und dennoch werden unter den hunderttausend von Liedern tausend gut geschrieben. Es wird auch wieder die Zeit kommen, wo man, romanmüde, den unvergleichlichen Wert eines echten Gedichtes erkennen und seinem Zauber gerne sich hingeben wird. Die literarischen Feinschmecker thun es heute schon, und da ihrer immerhin eine ganz schöne Zahl ist, so wagen sich die Dichter wieder mit Gedichten hervor, und sie thun recht daran.

Richard Specht ist einer von der jungen Naturalisten-Schule zu Wien, die Ibsens Bonner tragen und bei Gerhardt Hauptmanns ergreifendem Schauspiele „Die Weber" in Extase gerathen.

Seine Gedichte sind realistisch, aber trotzdem von einem gewissen keuschen Schimmer überflossen und deshalb singen sie sich melodisch und überzeugend ins Herz. Der junge Dichter theilt das Buch in „Frauenbilder", „Stimmungen" und „Buch des Zweifels". Unter den „Stimmungen" finde ich die besten seiner Lieder, und das gilt mir als ein gutes Zeichen. Denn Stimmung ist etwas so Unfassbares, dass nur kluge Dichterhände es zu fassen und zu halten

vermögen. Zu den besten all der guten Gedichte zähte ich: „Abend“, „Wir Beide“, „Und als wir schieden“, „Gewitterstimmung“, „Wie damals“ und „Clara“. Ein sicheres Formgefühl glättet die Gedanken zu wohlklingenden Rhythmen, ohne sie in Reimgeklingel aufzulösen. Es sind schöne, ernste, reife Gedichte. Aber der Dichter ist so jung noch! Fühlt er wahrhaft seinen Jahren voraus, oder träumt er sich mit einer gewissen Absicht um ein paar Decennien weiter?

Vielleicht erklärt er uns dies Räthsel in einem nächsten Buche; vorläufig sei dies eine empfohlen.

S. v. K.

In Gängen und Höfen. Eine Hamburger Erzählung von J. Loewenberg. (Hamburg. 1893. Verlag von A. Goldschmidt.)

Wie der Verfasser in seiner Vorrede berichtet, ist sein Werk schon vor mehreren Jahren geschrieben worden, doch wurde die Herausgabe durch äußerliche Gründe verhindert. Nach den traurigen Ereignissen der letzten Zeit hält es jedoch der Verfasser geradezu für Pflicht, dasjetbe zu veröffentlichen. Er bringt in seinem Buche, das mehr schildernd als erzählend gehalten ist, die traurigen wohnlichen Verhältnisse zur Anschauung, unter welchen die arbeitende Classe Hamburgs leidet. Er illustriert in ergreifenden Zügen die vielen ekten Laster, die in den elenden Zuständen ihren Ursprung haben und überläßt zum Schlusse der Phantasie des Lesers sich auszumalen, wie leicht todtbringende Seuchen in solchen Herden fußfassen können und wie fürchterlich sie dann in den ärmeren Schichten zu wüthen vermögen. Die Schicksale zweier Arbeiterfamilien zeigen, daſs Gegenmittel nur ausreichend werden, wenn sie sowohl im Volke, als auch auf dasselbe angewendet werden. Sittliche Freiheit der niederen Bewohner und Verbesserung ihrer äußeren Verhältnisse sind die Hebel, vermittels welcher den Verfallenen noch Hilfe gebracht werden kann.

Das sehr lesenswerte Buch ist hübsch ausgestattet. Armin.

Im Fluge. Neue Geschichten von Karl Strobl. (Leipzig. 1893. Literarische Anstalt Aug. Schulze. Filiale Wien, I. Franzensring 16.)

In einem schön ausgestatteten Buche verräth uns der in seiner Vaterstadt Wien durch seine literarischen Arbeiten schon beliebt gewordene jugendliche Dichter die Gabe lebhafter Schilderung, inniges Verständnis von Naturschönheit, wahre, natürliche Retigiosität und tiefe Kenntnis seelischer Regungen. In der sechsten und letzten der durchweg ansprechenden Sammlung macht sich auch das Talent geltend, eine humoristische Wendung trefflich darzustellen. Der Titel des Buches „Im Fluge“ erklärt sich nicht; die Stoffe sind voll erfaſst und in befriedigender Ausführlichkeit ausgebeutet. Armin.

Aus meinem Liederbuch. Von Karl Henckell. (München. Dr. E. Albert & Comp.)

Ich sage sogleich, daſs es in dieser Sammlung viele ganz unbedeutende Gedichte gibt. Und nun darf ich's mit Freude künden, daſs sie auch reich ist an naturinnigen, gemüthsinnigen Liedern, darunter einige, welche zu den allerschönsten der modernen Lyrik gezählt werden müssen. Die Liebeslieder erfreuen sich einer gesunden Sinnlichkeit. Am stärksten frappiert mich das frischkecke Gedicht: „Mein Lied“, welches als Programmgedicht getten will und hier Raum finden soll.

Mein Lied.

Ich bin kein gotterkorener,
Kein himmlischer Prophet,
Ich bin ein staubgeborener,
Ein irdischer Poet.
All meines Geistes Glut
Ist Menschenhirn und -Blut,
In meiner Mutter Schoß
Keimt auf mein Dichterlos:
Ich bin kein Sterngesendeter,
Kein Engel aus der Höh',
Ich bin ein Unvollendeter
In Wonnen und im Weh.

Vom Vater trotzig-schweigender,
Von Mama weicher Sinn,
Vom Ahnen tiedergeigender
Poet ich worden bin.
Beim ersten Liebeshauch
Tönte die Seele auch,
Leicht aus dem Kopfe schwang
Sich eig'ner Rhythmen Klang;
Ach, in der Heimat brausenden
Eichwäldern irrt' ich gern,
Im Föhrenhain, dem sausenden,
Träumt' ich von Glück und Stern.

Ich bin ein schwertgegürteter
Vorkämpfer in der Schlacht,
Ich bin ein zartbemyrtheter
Spielmann auf stiller Wacht.
Protzt die Verlogenheit,
Bin ich zum Hieb bereit,

Lieb' ich ein süßes Kind,
Wind' ich ein Angebind;
Kein Wahn von himmlisch blinkender
Unsterblichkeit mich narrt,
Ich bin ein zukunftwinkender
Poet der Gegenwart.

Bergfeuer. Evangelische Erzählungen. Von M. G. Conrad. (Dr. E. Albert & Co., München.)

„Mit kühnem Muthe greift der Verfasser hinein in die durch tausendjährige Traditionen geheiligte Legendensammlung des «Buches der Bücher». Das Leben und den Geist jenes Nazareners, der eine neue Welt erschuf, will er uns menschlich näher bringen. Er will den Sohn Gottes auf das Piedestahl der Menschheit stellen." Man dürfte doch gespannt darauf sein, was die clericale Kritik zu diesem Buche sagt; sie, die außer Rand und Band kommt, wenn ein weltlicher Poet sich mit religiösen Stoffen gläubig befasst. Hier wird sie anders bedient! — Wir nehmen einstweilen zur Absicht dieses Büchleins nicht Stellung, constatieren nur die wunderliche Thatsache, dass einer der wüthigsten Naturalisten sich an den denkbar idealsten Stoff machte. Aber ein Zeichen der Zeit ist es, dass sogar die Prasanften der Prasanen sich auf die Suche machen nach dem Heilande. M.

Moderner Musen-Almanach auf das Jahr 1893. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. (München. D. E. Albert & Co.)

Das ist der Kalender der Modernen, auch die Jungdeutschen, die „Naturalisten", die bösen Buben sind dabei. Ich habe das umfangreiche Buch nicht ganz durchgelesen, so viel aber fand ich: Zuckerwasserpoesie ist es nicht. Manches ist verrückt und cynisch, manches ist toll und läppisch, manches ist bedeutend. Im ganzen ein formflüchtiges Sichgehenlassen, den Genialen bekommt es wohl, sie entfalten sich frei und stark; aber die schnöden Dichterlinge, die auf die Form verzichten, sind ganz ungenießbar. Die Sammlung zeigt, dass es auch unter den Jungen Talente und Stümper gibt und dass das „moderne" Genie ebenso Originelles schafft, als es das Genie zu aller Zeit gethan.

Der Almanach enthält auch von modernen Malern Bilder, die zumeist sehr häßliche Gegenstände darstellen. Man sieht das Bestreben, der Schönheit aus dem Wege zu gehen und sich der „Wahrheit" um jeden Preis an den Hals zu werfen. M.

Nackende Menschen. Jauchzen der Zukunft. Von Heinrich Scham. (Dresden, Dresdner Wochenblätter. 1893.)

Der Verfasser dieses drolligen Büchleins ist wahrscheinlich ein guter Mensch, aber gewiss ein schlechter Prophet, er behauptet allen Ernstes und mit schreckbar würdevoller Miene, dass nach fünfundzwanzig Jahren alle Menschen in Europa nackend gehen werden. Er selbst gehe heute schon so, sagt er. Der Mann lebt in Dresden. M.

Blätter der Erkenntnis. (Leipzig. Peter Hobbing. 1893.)

In Anbetracht der zersetzenden Bücher und Schriften, die mir fast täglich aus Norddeutschland zugehen, und die mitunter sehr ekelhaft sind, thut mir dieses Büchlein äußerst wohl. Es vertritt in manchmal allerdings ziemlich hochtrabender Form nach das Positive, es glaubt noch an ein Bestehen und Besserwerden. Viele Aussprüche sind echter Weisheit voll, z. B.:

„Die Glücksjäger haben das Glück verscheucht, denn es ist scheu gleich jungen Rehen.

Die beste Tugend ist: immer ein Gebender zu sein; die beste Tugend ist: zuerst an and're zu denken und dann an sich.

Aber nur der Fruchtbare kann geben; nur der Fruchtbare kann tugendhaft sein; nur der Fruchtbare kennt das Glück.

Die Habsucht ist die Furcht vor der eigenen Erbärmlichkeit.

Nur wer Kraft hat zu schaffen und zu zeugen, der kann ein Gebender, ein Tugendhafter, ein Glücklicher sein.

Besitzen sollt ihr, denn wer sitzen will, muss einen Sitz haben, und ihr sollt sesshaft sein!

Wer Land besitzet und es bebauet, der hat keinen Reichthum, sondern ein Erbe der Pflicht und der Arbeit.

Es gibt einen großen Glücksfresser, der heißet Neid! Gönn' ihm keinen Raum in deinem Herzen; er frisst mit der andern Glück auch dein eigenes.

Hüte das Glück deines Nachbars wie ein frisches Ei; wenn du es zertrittst, wird es eine Schlange gebären, die das Glück deiner Kinder frisst.

Wer nur eine Kunst kann, der kann auch diese noch schlecht; denn nur die Kunst, die das All überschaut, ist die wahre Kunst.

Suchest du einen Lehrer für deine Knaben, so frage ihn nicht: was weißt du? sondern: was kannst du?

Die Scham ist ein Zeugnis der Zeugekraft. Wer sich schämt, der hat ein Zartes zu hüten. Schamlosigkeit ist das Merkmal der Unfruchtbaren.

Dass du anderer Menschen Thun nur aus der Niedertracht begreifest, ist ein Zeugnis, dass du selber niederträchtig bist."

So viele der Proben. —

Jeder danke Gott, der solche Gedanken hat, doch braucht er sich darum noch lange nicht einzubilden, dass er der neue Messias sei. Es wäre ja der alte noch ganz gut, wenn wir ihn nur beachten wollten.

M.

Auferstanden. Drama in einem Vorspiele und drei Acten von Louise Sigert. (Wien. M. Breitenstein.)

Die Heldin des Stückes, Lydia Günster, gehört zu jener Classe armer Mädchen, deren Geist und Bildung weit über ihren socialen Verhältnissen stehen, und die deshalb viel größere Ansprüche an das Leben stellen, als dasselbe ihnen zu bieten vermag. Als Waffen gegen das Leben haben sie nur trügerische Ideale anstatt Erkenntnis. Die Verfasserin gestaltet den Moment dieser Erkenntnis, der die Heldin der rauhen Wirklichkeit gegenüberstellt, und deren aussichtslosen Kampf mit sich selbst und der Welt zu einem tragischen Conflicte. V.

Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der selbständigen Gemeindesatzungen von Cilli (1892) hat Gerhard Ramberg eine Festschrift herausgegeben, die der schönen Stadt an der Sann wahrhaft zur Ehre gereicht. Die heimischen Geister und Talente haben sich in dieser stattlichen und prachtvoll ausgestatteten Schrift ein ganz vornehmes und doch echt volksthümliches Stelldichein gegeben, wir finden die besten Namen des Landes, die in Wort und Bild und im Liede ihr Scherflein beitrugen zur Huldigung des alten, so schön aufblühenden Celeja. Dem Freunde der Heimat, und wer wäre das nicht! sei dieses Festbuch, welches im Verlage der „Deutschen Wacht" in Cilli erschienen ist, aufs Wärmste empfohlen. R.

Kowys humoristische Vortragsabende. Eine Sammlung von Original-Declamationen und Schilderungen aus dem Wiener Volksleben. Neue Folge von „Kowys humoristische Vorträge". (C. Daberkows Verlag in Wien.)

Ein ganz prächtiges Büchlein zum anmuthigem Zeitvertreibe. Manchmal greift es sogar tiefer, und Humor ist mit Weisheit gemischt. M.

Meyers Großes Conversations-Lexikon in neuer, fünfter Auflage. Ein Ereignis von Bedeutung für die gebildete Welt deutsch sprechender Zunge wird das begonnene Jahr zu verzeichnen haben. Wie uns die Verlagshandlung des Bibliographischen Institutes in Leipzig und Wien soeben mittheilt, beginnt dieselbe mit der Veröffentlichung einer auf das sorgfältigste vorbereiteten neuen, fünften Auflage der großen Ausgabe von Meyers Konversations-Lexikon. Meyers Conversations-Lexikon ist als Denkstein unserer heutigen Cultur- und Bildungszustände mit unserm Geistesleben aufs innigste verbunden. Jedes Neuerscheinen dieses Musterwerkes muss daher die weitesten Kreise ziehen.

Ein ungefähres Bild von den Leistungen, welche man in der gänzlich neubearbeiteten und vermehrten fünften Auflage von Meyers Conversations-Lexikon erwarten darf, entwirft bereits der vor uns liegende Prospect. Danach wird die neue Auflage auf nahezu 17 500 Seiten Text mehr als 100.000 Artikel umfassen und nicht weniger als 10.000 Abbildungen, Karten und Pläne im Text und auf 950 Tafeln, darunter 150 Chromotafeln und 260 Kartenbeilagen, versehen sein.

Wir werden auf dieses große Unternehmen noch manchmal zu sprechen kommen.

V.

Das Buch der Familienspiele. Sammlung der am meisten in Übung stehenden Ball-, Fang-, Lauf-, Wurf-, Kegel-, Kugel-, Brett-, Vexier-, Gesellschafts-, Karten- und Würfel-Spiele. Mit Angabe ihrer Usancen und Gesetze, zahlreichen Illustrationen und erläuternden Beispielen. Von S. Ullmann. (A. Hartleben. Wien.)

Das Werk erörtert die allerorten in Gebrauch stehenden Spiele (mit Ausschluss derjenigen, die als Sport betrieben werden, wie der mimischen und plastischen Darstellungen und der verschiedenen Räthsel, Logogryphe ꝛc. ꝛc.) in der Weise, dass deren Grundzüge, Usancen und Gesetze eingehend dargelegt erscheinen, von einer theoretischen Anleitung zu ihrer Erlernung jedoch ganz abgesehen wird.

V.

Kochbuch für Unerfahrene. Von Christine Thaler. (A. Hartleben. Wien.)

Mit Hilfe dieses „Kochbuches für Un-

Digitized by Google

erfahrene", dessen Inhalt seinem Titel vollkommen entspricht, wird auch jene Frau, die sich bisher noch gar nicht mit der edlen Kochkunst beschäftigte, in kurzer Zeit die Fähigkeit erlangen, ein schmackhaftes und gesundes Essen ohne übertriebenen Aufwand zu bereiten. Das Buch enthält Speisezettel für einen Monat jeder Jahreszeit, außerdem mehrere Menus für Festtage, die auf feinen Geschmack berechnet sind, ohne die Verhältnisse des Mittelstandes zu übersteigen. In dem Abschnitte: „Der Weinkeller" findet sich eine Anleitung für das Abziehen des Weines aus dem Fasse in Flaschen, welche an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig läßt und die Hilfe eines Küfers vollständig überflüssig macht. Ein eigenes Capitel handelt von der Kücheneinrichtung und von den Vorräthen, welche für die Speisekammer eines bürgerlichen Haushaltes angeschafft werden sollen.

V.

Mit der soeben erschienenen Serie ist die **Bibliothek der Gesammtliteratur**, Verlag von Otto Hendel, Halle (a. S.), in den achten Jahrgang ihres Bestehens getreten; der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Überall findet man jetzt die eleganten Bände dieser Sammlung in einfachem aber elegantem Leinenbande, die zu Geschenken geeignet sind. Die letzte Serie enthält: Die Waffen nieder! Drama in drei Acten nach Bertha von Suttner von Karl Pauli. Baumeister Solness. Drama in drei Acten von Henrik Ibsen, deutsch von Dr. Paul Hermann. Gedichte von Ludwig Uhland. Herzog Ernst von Schwaben. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Uhland. Laienbrevier von Leopold Schefer. Parerga und Paralipomena von Arthur Schopenhauer, herausgegeben von Dr. Hermann Hirt. V.

Laienbrevier von Leopold Schefer. (Otto Hendel, Halle a. S.)

Schefers Laienbrevier gehört zu jenen Werken, die, unberührt durch die wechselnden Strömungen des literarischen Lebens, stets eine kleine Gemeinde treuer Verehrer um sich versammelt hatten. Das Buch kann nicht veralten, ebensowenig wie das Glaubensbekenntnis veralten wird, das es enthält: das Bekenntnis, daß jede Erscheinung der sichtbaren und geistigen Welt die That eines höheren Wesens ist. V.

Aus deutschen Bergen. Blätter für Reise- und Heimatskunde. Illustrierte Monatsschrift für Gebirgs- und Verschönerungsvereine. (Aussig. F. W. Krondorf.)

Die ersten Hefte des achten Jahrganges liegen uns vor. Sie enthalten hübsche Sachen vorwiegend aus den böhmischen und sächsischen Bergen, aber nicht einen Aufsatz, der sich auf die Alpen bezöge. Gehört Obersteiermark, Salzburg, Kärnten, Tirol und die Schweiz nicht größtentheils auch sozusagen zu den deutschen Bergen? M.

Die humoristische Wochenschrift „Steirerseppel", herausgegeben von Eugen Sporl, ist ein höchst anständiges Witzblatt und allen Freunden harmlosen Humors bestens zu empfehlen. R.

Die gemeinnützige Monatsschrift „Nordwest", 1877 durch August und Mathilde Lammers in Bremen begründet, ist mit Jänner 1893 an Dr. Wilhelm Bode in Hermsdorf bei Dresden übergegangen.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Der Klosterjäger. Roman aus dem vierzehnten Jahrhunderte von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1893.)

Novellen von Ferdinand Kürnberger. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1893.)

Sonderbare Schwärmer. Roman von Max Kretzer. Zweite Auflage. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1892.)

Kinder der Berge. Zwei Geschichten aus den Tiroler Bergen von Julius Spentfcheck. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Kleine Geschichten. Von Eugen Raaben. (Wien. H. G. L. Weichelt.)

„Der Weihnachtsmann." Eine Novelle von Nina Musik Peterlau. (Dresden-N., W. Ulrichs Verlag.)

Ich weiß es nicht. Die Geschichte einer Jugend. Von Karl Busse. (Großheim und Leipzig. Baumert & Ronge. 1892.)

Wie ein Tiroler Büblein deutschnational wurde. Die Geschichte eines Kindes. Nach Aufzeichnungen eines Freundes. (Wolfenbüttel. Julius Zwießler. 1893.)

Lieder aus Lug' ins Land. Von Heinrich Pudor. (Dresden. Dresdner Wochenblätter. 1892.)

Digitized by Google

Von Kalau bis Kükkingen. Ein gemüthliches Kreuz und Quer von Ludwig Hevesi. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1893.)

Simson und Delila. Tragödie in fünf Acten von Fritz Lemmermayr. (Leipzig. Literarische Verlagsanstalt. 1893.)

Voltaire und Lessing. Lustspiel in fünf Aufzügen von Eugen Raaben. (Wien. Karl Konegen. 1893.)

Mozart. Festspiel zur hundertjährigen Todtenfeier. Im Auftrage der Stadt Wien geschrieben von Wilh. von Wartenegg. (Wien. Karl Konegen. 1893.)

Sanct Georg. Epische Dichtung von Lud. Brunner. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1893.)

Golgatha. Eine moderne Höllenfahrt Von M. Weißenfels. (Zürich. Vertagsmagazin [J. Schabetitz]. 1893.)

Mattgold. Neue Dichtungen von Maurice Reinhold von Stern. (Zürich. Verlag von Sterns „Literarischem Bulletin der Schweiz". 1893.)

Aus tiefstem Herzen. Gedichte von Kart Bienenstein. (Dresden und Leipzig. E. Pierson's Vertag.)

Gedichte von Konrad Rose. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1893.)

Lieder der Waldfrau. Von Heriberta von Poschinger (Heinz Offer). Mit einer Illustration nach einer Originatzeichnung von G. Sckell. (Dr. E. Albert & Comp. in München.)

Gedichte von Friedrich Adler. (Berlin. F. Fontane & Comp. 1893.)

Schwanenlieder. Gedichte von Wilh. Reffet. (Verlag Moritz Rätze, Dresden.)

Leben und leben lassen. Ein Liederbuch von Rudolf Presber. Frankfurt a. M. C. Koenitzer. 1893.)

Gedichte in steirischer Mundart von Hans Fraungruber. (Wien, A. Hartleben. 1893.)

Nicht rasten und nicht rosten. Jahrbuch des Scheffelbundes für 1893. Herausgegeben von Josef Stöckle. (Stutlgart. Adolf Bonz & Comp. 1893.)

Lauterburgs Illustrierter Abreißkalender 1893, mit 365 Schweizerbildern mit geschichtlichen und geographischen Notizen. Herausgegeben von E. Lauterburg, Maler, Bern.

Illustrierte Musikgeschichte von A. Svoboda. Mit Abbildungen von Max Freih. von Branca II. Band. Lieferung I. (Stuttgart. Verlag Grüninger.)

Die Juden und die deutsche Kriminalstatistik. Von W. Giese. (Leipzig. Fr. W. Grunow. 1893.)

Was soll man der Jugend zu lesen geben? Von W. Schirmer. (Ed. Lintz, Düsseldorf.)

Der Verbildungs-Spiegel. Untersuchungen über unsere moratischen Krankheiten. Eine Vorschule der Wiedergeburl von Johannes Guttzeit. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1893.)

Hebels Rheinländischer Hausfreund für das Jahr 1893. (Druck und Verlag von J. Lang in Tauberbischofsheim.)

Badischer Landeskalender. Mit lehrreichen Erzählungen, lustigen Schwänken und vielen Bildern für das Jahr 1893. (Druck und Verlag von J. Lang. Tauberbischofsheim.)

Praktisches Obstbüchlein. Ein Leitfaden für den Unterricht im Obstbau. Von E. Gang. (Weimar. Hermann Böhlau.)

Die Arbeiterfrage und die Arbeiter-Versicherungsgesetze. Von einem Arbeiterfreunde. (Pilsen. Karl Maafchs Buchhandlung A. H. Bayer.)

Der Volks-Advocat. Von Dr. Wilibald Müller. (Teschen. Karl Prochaska.)

Kinder-Schutz und Pflege im frühen Lebensalter. Ärztliche Rathschläge von Dr. S. Kohn. (Wien. Max Werlin. 1893.)

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie. Unter Mitwirkung von Max Heinze und Alois Riehl, herausgegeben von Richard Avenarius. (Leipzig. O. R. Reisland.)

Innere Schleimhaut-Massage und Pinselungen. Erwiderung auf Prof. O. Chiaris Angriff von Dr. Karl Lafer. (Wien.)

Jugendfreund. Illustrierte Wochenschrift zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend von zehn bis sechzehn Jahren. (Breslau. Franz Goerlich.)

Das Land. Zeitschrift für die sociaten und volksthümlichen Angelegenheiten auf dem Lande. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. (Trowitzsch & Sohn. Berlin.)

Postkarten des „Heimgarten".

W. M. Bruck. Daſs nun auch bei bürgerlichen Ballfesten in den Zeitungen genau beschrieben wird, was die Frauen

für Kleider am Leibe hatten, gefällt uns schon gar wieder sehr gut. Das ist die richtige Art, die Leute immer mehr in den Kleiderluxus hineinzuhetzen, und wohin das führt, das werden wir schon sehen.

K. L., Judenburg. Über die Rabat hat Dr. A. Mell eine fleißige und gelehrte Arbeit geliefert. Siehe „Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark", Jahrgang 1892.

J. S. A., Wien. Jene Nachricht über den „durchschlagenden Erfolg" der neuen Kienzl'schen Oper „Heilmar der Narr" in Graz sagte eher zu wenig als zu viel. Es war ein großer, nachhaltiger Erfolg, den nicht einmal ein negativer Localpatriotismus bestreitet. Nicht blaß das Publicum, auch die Kritik rühmte mit begeisterten Worten die Vorzüge der Oper, die — sowohl was Text als auch was Musik anbelangt — an Poesie ihres gleichen sucht.

* Georg Schönerer schickt uns ein Circular, in welchem er sich bitter beklagt darüber, dass die Wiener Antisemitenzeitung, genannt „Deutsches Volksblatt" ihn unflätig beschimpfe. Wenn alle Arier, welche von Antisemitenblättern (die „Unverfälschten" nicht ausgenommen) unflätig beschimpft werden, Circulare ausschicken wollten, die Circulare würden die Sonne verdecken.

* Das ländliche Genrebild „Auf der Jagd" von Friedrich Fels (wir glauben nicht an diesen Fels, rathen dreist auf den lieben Doctor Franz Feil) darf als vorzügliches Beispiel der Gattung gelten. Es ist ungesucht, natürlich, erster Vorzug; harmlos, zweiter Vorzug; lustig, dritter Vorzug, und grundgemüthlich, was alle Vorzüge zusammen bedeutet. Die heitere Musik von Franz Blümel, mit nur theilweiser Benützung steirischer Volkslieder, gibt dem Stückchen Flügel, so dass nicht zu wundern wäre, wenn es eines Tages auf und über den Semmering flöge ins Karltheater oder ins Josefstädtertheater oder in das an der Wien. Die Wiener haben ja gerne solche Sachen, und besonders die Leute vom Touristenclub müssten sich bei diesem Genrebild aus den Alpen prächtig unterhalten. Nur darf nicht einen Augenblick vergessen werden, dass es kein dramatisches Stück sein will, sondern nur ein Genrebild.

* Den Friedensfreunden ist der Vorschlag gemacht worden, dass zum nächsten Friedenscongresse, um das Interesse des Publicums und der Presse dafür zu erwecken, die Theilnehmer zum Orte des Congresses — Distanztaufen fallen.

A. J. W., Graz. Das formvollendete Gedicht „Die Hahnenbalz" wäre dankbarst angenommen, wenn wir uns mit der Darstellung vertraut machen könnten, wie das Thier gerade mitten in wonniger Liebessehnsucht den seligen Tod durch die Kugel stirbt. Uns wenigstens wäre ein solches Geschick höchst unangenehm. Selbst der sentimentalste Vogel zieht eine compakte Liebe vor, dem „seligen Sterben im Morgenroth". — Um einige der schlagendsten Aphorismen wird gebeten.

* Der „Heimgarten" hat im Jahre 1885 (IX. Jahrgang, Seite 149) eine organische Pflege des Volksliedes in den Städten angeregt. Seither hat dieser Wunsch eine schöne Erfüllung gefunden. In Wien hat Professor Pommer, der sich auch in anderer Art für das Volkslied verdient gemacht, einen Verein für Volksliederabende gegründet; solche Abende werden dort in verschiedenen Bezirken mustergiltig abgehalten und finden im Volke begeisterten Beifall.

* Die Freunde des jüngst verstorbenen Wiener Schriftstellers Friedrich Schlögl wollen dem Verewigten ein einfaches, würdiges Grabmal setzen. Wer dazu sein Scherflein beitragen will, der sende es an Herrn Alois Weiß, Wien I. Getreidemarkt 16.

* Bitten uns unverlangte Manuskripte nicht zu schicken.

Dank.

Während meiner schweren Krankheit sind mir aus aller Welt so zahlreiche und große Beweise der Theilnahme zugegangen, dass es mir ganz unmöglich wäre, jedem besonders gebührend zu danken. Wie haben mich diese Zeichen des Wohlwollens und Mitfühlens getröstet und ermuthigt! Da bin ich wieder inne geworden, was Gemeinsamkeit und Theilnahme bedeutet: Man fühlt sich einer tückischen Macht gegenüber nicht mehr allein und ich glaube fast, dass die treuen Wünsche so vieler dazu beigetragen haben, mein Geschick zu versöhnen. Die Genesung ist zwar noch nicht völlig eingetreten. Es wäre eine Vermessenheit von mir, zu sagen: „ich werde wieder gesund", und es wäre eine, zu sagen: „ich werde nicht wieder gesund". Bin für beide Möglichkeiten bereit. Jetzt verlangt es mich, allen, allen, die in meiner langen Leidenszeit so liebreich meiner gedacht haben, aus ganzem Herzen zu danken.

Graz, im Februar 1893.

P. K. Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

7. Heft. April 1893. XVII. Jahrg.

's böse Kaderl.

Eine Geschichte aus den Alpen. Von P. K. Rosegger.

Eine um die andere Maß Wein musste das Kaderl aus dem Wirtshause holen, und wenn sie dann in der Stube hinter den beiden Trinkern ein Eichtl stehen bleiben wollte, befahl der Bauer: sie sollt' hinausgehen in die Küche, dass das Feuer nicht Schaden thue! — Und das Feuer brannte gar nicht mehr, an der verglosenden Glut hätte man kaum noch einen Erdapfel braten können! Und sie soll achtgeben auf das Feuer! Und drinnen hatten die zwei Männer so vertrackte Heimlichkeiten, und der eine war ein wildfremder Mensch, und dabei tranken sie Wein und dabei war der Bauer so erhitzt und aufgeregt — und das alles kam dem Kaderl, der kleinen, alten, buckeligen, hinkenden und doch rührigen Magd, dem einzigen Dienstboten, der noch im Hause war — gar so verdächtig vor. Wenn nur die Bäuerin schon daheim wäre! Sie richtet ja eh nichts aus. Wenn das viele Beten und Kirchengehen was nützen thät, müssten die Lughütterleute schon lange das Geld buttenweise haben. Also dachte das Kaderl, das also ja eine ganz bösartige Person sein muss. — Die Lughütterin war nämlich mit ihren zwei kleinen Dirndeln nach Sanct Thomas gegangen, hinauf zur Wallfahrtskirche im Gebirge. Sie war schon bei vielen Gnadenorten gewesen, um bessere Zeiten zu erbitten, denn es war nimmer zum Aushalten. Das Vieh, das Holz keinen Wert, für den Feldbau kein Dienstbote zu haben; Missjahre und hohe Steuern. Und die Gläubiger werden kotzengrob und schelten das Haus voll an und über-

geben schon alles dem Notar. Und das Steueramt hat schon petschieren lassen, das Kornkammerl ist verpetschiert, das Fleischkastel ist verpetschiert, die Flachstruhen ist verpetschiert und den Kuhstall hätten sie auch verpetschiert, wenn dann die Vieher drin nicht hätten verhungern müssen. Füttern dürfen wir's noch alle Tage, die Kühe und Schweine, die gar nicht mehr uns gehören. Nichts ist mehr da, und es ist rein zum Davonlaufen. Und da hatte die Lughütterin noch das Vertrauen zum heiligen Thomas. — Er ist zwar einmal stark ungläubig gewesen, „aber uns wird er's doch glauben!" sagte das Weib zu den kleinen Dirnlein, schaut's nur zum Beten, Kinder!"

Als die Kirchfahrterinnen nachhause kamen, war der Fremde schon fort. Der Lughütter war immer noch erhitzt. „Liesel", sagte er gleich zu seiner Ehewirtin, „leg' ab und komm' mit ins Stübel, ich hab' dir allerhand zu erzählen."

Ja, und nachher hat er ihr's mitgetheilt. — Auswandern will er! Nach Amerika auswandern!

Sie schrie nicht auf, war ganz ruhig. Es ist ihr ja nichts Neues. Vom Auswandern war schon oft die Rede gewesen, und drüben im Salzburgischen hat sich eine ganze Gesellschaft zusammengethan, die nach Amerika auswandert. Lauter Bauern und Handwerker.

„Und da thu' ich mit", sagte der Lughütter. „Alles lass' ich liegen und stehen und geh' fort. Gehört eh nichts mehr mein, nachher sollen sie machen mit dem Krempel, was sie wollen. Bin just froh, dass die zweihundert Gulden, die ich für das letzte Paar Ochsen eingenommen, noch im Sack sind. Die langen gerade aus als Wegzehrung. Wenn auch die Fahrt umsonst ist, ohne Geld gehts doch nit."

„Jessas!" rief sie, „ist es denn so weit hinein ins Amerika?"

„So weit, dass die dasige Elendlichkeit gar nicht mehr nach kann."

„Und kann's dich nit anschmieren, dass es am End' dort noch schlechter ist, wie da?" so ihr Bedenken.

Er schaute sie groß an und sagte: „Weib, du bist dumm. Neue Sachen sind alleweil besser, wie alte, warum soll just die neue Welt schlechter sein wie die alte. Tausendmal besser. Dort gibt's keine Polizei und keine Soldatenpflicht und thun kann der Mensch, was er will. Die größten Bauerngründe kriegst umsonst, und keine Steuern, meine Liebe, keine Steuern! Im Gegentheil, wenn du fleißig bist, so kriegst von der Regierung noch was zurück. Und der Boden ist so fruchtbar, dass du nichts zu düngen und nichts zu ackern brauchst. Das Samel nur hinstreuen auf die Erden, und in paar Monaten ist das Korn zeitig, und was für ein Korn! Ja, meine Liebe, der Boden ist dort ein bissel anders wie da, dort ist er ausgerastet, bei uns wird er schon seit tausend Jahren strapaziert. Ist bei den Leuten auch nit anders, ein Ausgerasteter leistet mehr, als ein Abgerackerter. Und dort, dieweil das Korn wachst, gehst zum Berg hin und thust Gold graben. Ja, mein du, dort grabst dir die Ducaten nur so aus der Erden, wie da herüben die Erdäpfel!"

Jetzt hub das Weib freilich an zu stutzen und zu staunen. „Ja, woher", so fragte sie, „woher, Michel, weißt du denn das alles?"

„Ein Herr ist da gewesen", sagte der Lughütter, „der hat mir alles erzählt. Er ist selber drüben gewesen; wie's mir vorkommt, hat er viel Geld. Der will mir an die Hand gehen mit Rath und That. Ein guter Herr. Er reist mit den Salzburgern hinüber und weist sie überall, so ein Herr kennt sich aus. Sie gehen schon in acht Tagen, und da thu' ich mit."

That das Weib die Frage: „Du thust mit! Das sagst du gleich so? Und was soll denn mit uns geschehen?"

„Hab' mir's auch schon ausge-

dacht", antwortete er, „du und die Kinder bleiben derweil da. Ich schau' euch um einen Platz oben im Schöderwaldschlag. Dort brauchen sie jetzt Leut' zum Bäumelsetzen. Mit dem Förster bin ich bekannt, der nimmt euch schon auf. Die Mädel können Geißhalten und Schwämmbrocken oder was immer. Geht euch weit besser als auf dieser Jammerhütten, wo sie uns doch fortjagen, wenn wir nit selber gehen."

Das Weib hub an zu weinen. „Dass alles Arbeiten und Plagen und Sparen und Beten nichts hilft!" schluchzte sie. „Und dass wir jetzt so auseinander sollten müssen, als ob wir niemals zusammengehört hätten!"

„Geh, mach' kein Wasser, Alte", so tröstete er. „Ich geh' ja nur voraus und siedle mich drenten an und wenn alles hergerichtet ist, nachher hol' ich euch hinüber. Na freilich, Liesel, allein lass' ich euch nit und wenn's uns gut geht, da müssen wir alle beisammen sein."

„Aber Michel, warum können wir denn nit gleich mit. Wenn's uns schlecht geht, sollten wir ja auch einander nit verlassen.",

„Da hast schon recht, Weib, ganz recht hast", entgegnete der Lughütter. „Aber denk' an den weiten Weg. Drei Wochen. Und an die große Wasserlacken unterwegen, eine höllisch große Lacken. Das thäten die Kinder jetzt nit aushalten. Und schon gar drenten, man kann doch nit wissen, was anfangs zu übertauchen ist, das möcht' ich euch ersparen. Aufs Jahr sind die Mädeln schon wieder um so viel stärker, alsdann kommt's nach."

Das ist besprochen worden und wohl noch mehr, die Liesel hat sich beruhigt und mit allem einverstanden erklärt. Das Kaderl, die böse Person, hat gehorcht.

An demselben Abende noch spät hat der Lughütter in der stillen Stube noch einmal sein Bargeld gezählt, von dem die Gläubiger nichts wussten. Es waren zweihundertunddreißig Gulden, nach dem Ausspruche des freundlichen fremden Herrn reichlich genug zum Auswandern. Dann hat er das Ledertäschchen zugethan und es sorgfältig versteckt in der Spalte zwischen Wand und Winkelkastel, dass es niemand findet. — Und das Kaderl, die böse Person, hat durch die Thürspalte gelugt und alles gesehen. — Jetzt, wenn das Kaderl den Bauern belauert, so wollen wir das Kaderl belauern, und da merken wir wie sie denkt: Na, wart Micherl, Weib und Kind im Stiche lassen und so davonlaufen, das werden wir dir schon vertreiben!

Nie in seinem Leben hatte der Lughütter so viel Muth und Thatkraft entwickelt, als in den Tagen, die nun kamen. Zuerst that er natürlich das Wichtigste und machte sich von Weib und Kind los; oben im Schöderwald fanden sie einen sehr sorglosen Platz, denn sie hatten gar nichts, als die arbeitenden Hände und die dienstlaufbereiten Füße; und das Bäumchensetzen und das Ziegenhüten brachte das Nothwendigste ein. Es konnte ja nicht lange dauern. „Wir wollen gar nicht Abschied nehmen", hatte der Michel gesagt, „wir sehen uns ja, ehe ich mich von heute an das drittemal rasiere." Er rasierte sich nämlich alle Vierteljahre einmal. In Wahrheit war ihm das Abschiednehmen darum zuwider, weil er der Unterthänigkeit seines Herzens nicht sicher war. Das Herz aber hat zu gehorchen, wenn der Kopf befiehlt. Die Kinder erinnerten ihn nochmals, ja gewiss den versprochenen Affen zu fangen, das Weib weinte ein bisschen in die Schürze — und die Sache war abgethan. Auf Wiedersehen in Amerika! — Noch musste er etliche Tage in seinem Hause zubringen, aber vor den Nachbarn that er nichts desgleichen, was er vorhatte.

Der Heimatschein wurde beim Amt unter dem Vorwande geholt, der Lughütter wolle eine große Wallfahrt

nach Luſchari machen, und da ſei es immer gut, den Schutzengel in der Taſche zu haben. Manchmal, wenn er in der Stube allein war, griff er in die Spalte zwiſchen Wand und Winkelkaſtel, gleichſam um ſich nach dem Befinden ſeines Reiſegeldes zu erkundigen.

Das alte Kaderl war noch im Hauſe und regierte in ihrem vielbeflickten Kittlein herum, wie ſie es ſeit ſiebenunddreißig Jahren, als ſie im Lughütterhöfel war, gewohnt worden. Sie rieb den Fußboden, gleichwohl ihn niemand mehr ſchmutzig machte, ſie ſcheuerte täglich das Kindergeſchirr ab, obzwar es nicht mehr gebraucht wurde, ſie beſorgte den Stall und ſie malk die Kühe. „Schade", ſagte ſie einmal zu der Braunen, „daſs ſie nit auch das Kuheuter zupetſchiert haben, ſo kunnt der Bauer jetzt zu den Mahlzeiten friſch Waſſer ſchlempern. Die Bäuerin iſt halt ſchon wieder kirchfahrten aus. Wenn der Segen Gottes auf einmal kommt, den ſie ſeit Jahren zuſammenbetet, nacher druckt er's Dach ein!" — Weil's eine böſe Perſon iſt, das Kaderl.

Endlich war der Tag gekommen. Ein gewöhnlicher Werktag, aber am Vorabende hatte ſich der Bauer raſiert und jetzt in der Frühe zog er das Sonntagsgewand an. Auch ein kleines Bündel machte er ſich zurecht, nichts Auffallendes, und ganz heimlich wollte er fort. Dem Gemeindevorſtand, den Gläubigern, wer weiß, ob's ihnen recht wäre! Noch ums Haus gieng er einmal herum, dieweilen die Hausthür ſperrangelweit offen blieb, in den Stall gieng er hinein zu den Rindern. Von jemandem muſste er doch Abſchied geben, es war ihm ein Bedürfnis. Dann trat er in die Stube und bald darauf that er drinnen einen gellenden Schrei.

„Mein Geld, wo iſt mein Geld?" ſchrie er und riſs das Winkelkaſtel von der Ecke, daſs die Spinnweben flogen.

Das Kaderl ſtürzte herbei, vernahm, daſs der Bauer beſtohlen worden ſei und war ſprachlos vor Schreck. — Man kann es ſich denken, was das jetzt für ein Wetter gab. Nein, man kann es ſich nicht denken, was das jetzt für ein Wetter gab. Diebe! Der Lughütter konnte, durfte nicht einmal zum Amte gehen, um die Verfolgung der Diebe zu verlangen, denn dort hatte er erſt vor kurzem der Schulden wegen angegeben, daſs er keinen Kreuzer Geld beſitze. Wie konnte es ihm alſo geſtohlen worden ſein?

Das Kaderl that die ganze Zeit nichts, als über dem Magen die Hände zu falten und ſprachlos zu ſein. So vernichtet war ſie von dem Schlage, der ihren Bauer getroffen. Er hatte ihr ſogar mitgetheilt, wie viel es war, worauf das Kaderle anfieng, ihn mit der Geſchichte von der heiligen Roſalia zu tröſten. Dieſe trug einſt heimlich und verbotenerweiſe Nahrung zu den Gefangenen; als ſie aber vom Gefängniswächter angehalten und befragt wurde, was ſie in dem verdeckten Korb trage, ſagte ſie: Roſen. Als er den Korb öffnete, waren es wirklich Roſen, ſo daſs ihre Lüge durch Gottes Fügung zur Wahrheit wurde. — „Und ſchau, Bauer", ſo ſchloſs das Kaderl die Geſchichte, „und ſo iſt auch deine Lüge, daſs du kein Geld hätteſt, durch Gottes Fügung zur Wahrheit geworden."

„Geh' zum Kuckuck mit deiner Chriſtenlehr'!" donnerte ihr der Bauer zu, dann gieng er davon. — —

Er muſste zum Kuckuck gegangen ſein, weil er nicht mehr zurückkam. Aber die Gläubiger kamen ſachte gegangen oder hochmüthig gefahren und nahmen, was ſie fanden. Das Haus nahmen ſie, den Grund nahmen ſie, die Fahrniſſe nahmen ſie, alles nahmen ſie, und das Kaderl nahmen ſie nicht. Das Kaderl allein blieb übrig vom ganzen Lughütterhöfel, dachlos und herrenlos — und im Buſen ein ſchwarzes Herz.

Zu Sanct Johann im Pongau war an dem bestimmten Tage die Zusammenkunft der Auswanderer. Es kamen ihrer mit Bündeln und Körben und Holztrüheln und Hausgeräthen von allen Seiten herbei, denn die Zeiten waren oben und unten schlecht. Es waren schon zwei Wirtshäuser voll, auch Weiber und Kinder darunter. Der Agent war bereits da, der Reisemarschall, und den umschwärmten sie mit Fragen und Anliegen aller Art; auf manchem Gesichte leuchtete eitel Hoffnung, auf manch anderem dumpfe Ergebung in das, was nun werden sollte. Ein anwesender Eisenbahner hätte die Gemüthlichkeit bald verdorben. Der war schon einmal drüben gewesen und erzählte, dass er in Amerika Ratten gegessen habe, die ihm schier besser geschmeckt, als daheim die Kohlrüben und die Erbsen. Der Agent rief von seinem Tische her dazwischen, sie sollten lieber singen, als einem müßigen Schwätzer zuhören, da stimmten ihrer zwei folgendes Lied an:

„Die Zeit und Stunde ist schon da,
Wir reisen nach Amerika,
Der Wagen steht schon vor der Thür,
Mit Weib und Kind, da reisen wir,
Da trinken wir Champagnerwein,
Das soll zur G'sundheit tauglich sein,
Wir fürchten keinen Meeresfall,
Wir denken, Gott ist überall!
Und sind wir in Amerika,
So rufen wir Victoria!
Und finden wir dort unser Glück,
So denken wir nicht mehr zurück."

Jetzt kam auch unser Michel. Er setzte sich, als ob nichts wäre, mitten unter die anderen an den Wirtshaustisch hin, denn es war noch Zeit. Es musste der Eisenbahnzug erwartet werden, der sie alle davontragen solle. Der Agent musterte noch einmal seine Gesellschaft und fragte laut, ob jeder wohl auch das nöthige Geld bei sich habe. Alle sagten ja, nur der Michel machte ein solches Gesicht, dass der Herr ihn ein zweitesmal fragte. Die Sache war sehr bald entschieden, der Lughütter hatte kein Geld, — also zurückbleiben. Trotz aller Bitten und Versicherungen, dass er es ja drüben vom Ersparten getreulich abzahlen werde, entschied der Agent kurz und scharf: ohne Geld nehme er keinen mit.

Der Michel weinte wie ein Kind, das gab aber nichts aus, der Herr, welcher damals im Lughütterhause so gütig gewesen war, blieb hart wie Quarz. Der Knappensepp aus Rauris, ein früherer Schulkamerad des Michel, hatte Erbarmen, aber Geld leistete auch der nicht, sondern nur das Versprechen, er werde dem Lughütter von drüben fleißig schreiben und ihm alles berichten und alles für ihn vorbereiten, bis er nachkommen könne.

Der Eisenbahnzug dröhnte heran, beim Einsteigen vergaß jeder und jede, sich niederzuwerfen auf den Erdboden der Heimat, um ihm zu danken .... Der Zug rollte davon und allein zurückblieb der Michel. Knirschend stampfte er die Scholle, an die er nun doch gefesselt blieb und neunfach verfluchte er den Dieb, der ihm mit dem Geld die neue Welt gestohlen hatte, in die unterste Hölle. Wir sollen es ja noch erfahren, ob diese kräftigen Flüche etwas ausgerichtet haben.

Ganz dumpfig im Kopf und träge an den Füßen gieng der Michel wieder ins Steirische zurück, aber nicht mehr zu dem Lughütterhofe, sondern in den Schöderwald hinauf zu Weib und Kind. Als er sie sah, lachte er wie ein Verzweifelter: „So, jetzt bin ich schon wieder da von Amerika, jetzt hab' ich das Amerika schon im Sack. Saggerischer Hölldeuxel, verschweselter!"

Als das Weib Näheres erfahren, sagte sie: „Na, Unglück ist's ja auch keines. Bleibst halt da und stehst in Arbeit oben im Schüttwaldschlag, der Förster nimmt Holzknechte auf, weil sie roden; wir gehen nachher ja auch in den Schüttwaldschlag, wenn das Bäumelsetzen fertig ist. So gut

wie auf dem Lughütterhöfel geht's uns auch im Holzschlag und sind keinem Menschen nichts schuldig, das ist auch was wert. Und Sonntags kannst dir dein Krügel gumnen und so thun wir fort und denken halt, wir wären in Amerika."

Prächtig verstand sie es, ihn zu beruhigen. Ja, er nahm sich heilig und tapfer vor, in diesem Waldlande so lange zu bleiben und zu arbeiten, bis er das nöthige Geld habe zur Überfahrt.

Im Schüttwaldschlag stand er als Holzknecht ein; wohnen musste er mit anderen Holzknechten in der gemeinsamen Baracke, während seine Familie bei einer alten Kohlenbrennerin sich eingeheimt hatte und von dort aus in die Arbeit gieng: Rinden schichten, Äste kleinhacken, Beeren sammeln, Ziegen hüten. Nicht allein das Feld, auch der Wald nährt seine Leute. Diese Waldarbeit währte Jahre lang, der Waldherr wollte alles reife Holz herausschlagen, um den Boden dann wahrscheinlich zu verkaufen. Und so erwarben sich auch unsere Lughütterleute Tag für Tag ihren Unterhalt. Später gestattete es der Förster, dass unser Michel ein halbverfaltenes Jägerhäusel beziehen und seine Familie zu sich nehmen durfte. Dieses Häusel stand an einer sachten Bergtehne, mitten in einer Wildnis von Haselnuss-, Erd- und Brombeersträppen; auch Nattern, Füchse und Marder und anderes Gethier gab es, so dass das Weib einmal sagte: „Schau, Michel, da hast du ja dein Amerika!"

Aus Amerika war inzwischen ein Brief gekommen vom Knappensepp. Der Brief war vom Mississippi bis zum Lughütterhöfel drei Wochen gegangen und vom Lughütterhöfel bis zum Schüttwaldschlag noch länger, weil die Post den Aufenthalt des Empfängers erst suchen musste. Der Brief erzählte, dass der Knappensepp bei einer Regulierung des Mississippistromes arbeite und der Sepp schilderte die Größe des Stromes mit so selbstgefälligen Worten, als ob er ihn selber gemacht hätte. Und dass in der neuen Welt überhaupt alles so großartig sei. Am Mississippi gäbe es viel Arbeit, viel Geld und viel Fieber. Und der Michel solle nur nachkommen. — Der konnte aber noch nicht, doch steigerte er seine Erwerbsthätigkeit und seine Sparsamkeit, damit die Reise bald möglich werde. — Nach einem halben Jahre kam ein zweiter Brief, der sprach wenig mehr von der Großartigkeit, von Arbeit und Geld, sondern nur vom Fieber. Der Sepp tag in einer schlechten feuchten Lehmhütte und siechte. Der halbe Theil der salzburgischen Auswanderer, so schrieb er, sei schon zu Grunde gegangen, von der anderen Hälfte hätten sich die meisten verlaufen, dass er nichts von ihnen wisse; nur ein paar führten als Ansiedler ein halbwegs erträgliches Leben; einer aber, der Franz Schackel aus Radstadt, habe einen Häutehandel angefangen und sei daran, ein reicher Mann zu werden. Aber je reicher er werde, desto hartherziger; anfangs, als er monatlich nur hundert Dollars eingenommen, habe er ihn, den Sepp, unterstützt, jetzt, weil er tausend Dollars einnehme, heiße es, jeder Mensch müsse auf sich selber schauen. Die Gelegenheit hinüber zu kommen werde zwar noch immer billiger, doch der Michel solle einstweilen noch daheim bleiben und weiteres abwarten; er, der Sepp, hätte schon Reue und wolle niemanden verführen.

Dann kam kein Brief mehr und nach zwei oder drei Jahren hörte es der Michel von einem ponganischen Sauschneider, der in die Gegend kam, dass der Knappensepp in Amerika gestorben sei und dass man auch von den übrigen Auswanderern nichts Erfreuliches höre. Manche wären — so hätte einer an den Wirt in Sanct Johann geschrieben — in schlimme Hände gerathen und noch weiter gegen

Westen geschleppt worden in die kalifornischen Bergwerke, wo keiner lange lebe. Andere seien in den Urwäldern verkommen, verhungert oder von wilden Thieren zerrissen worden; in Amerika kümmere sich kein Staat und keine Katz um den einzelnen. Jeder könne zu Grunde gehen wie er wolle, das sei eben die Freiheit. Der Müllerssohn aus Lend sei wieder zurückgekommen, weil er sich vorsichtshalber so viel Geld in den Brustlatz genäht hatte, dass er heimreisen konnte, der habe nur das eine Wort gesagt: „Mag es sein, wie es will, jetzt gefällt's mir in unserem Salzburgerlandel."

Dem Holzknecht war mittlerweile die Auswanderungslust vergangen. Er und sein Weib hatten angefangen, das Struppwerk um das Häusel auszurotten und Gemüse zu bauen. Der Kohl, die Erdäpfel, selbst das bisschen Korn und Gerste wuchsen vortrefflich an der sonnigen Lehne. Der Boden war ja ausgerastet, wie ein Knecht am Osterdienstag. Das Wieslein gab fettes Futter für zwei Kühe. Auch einen guten Brunnen hatte der Michel aufgefangen und das Häusel selbst war in besseren Zustand gesetzt worden. Die zwei Dirnlein arbeiteten schon wacker mit und das Ganze war ein junges aufblühendes Anwesen.

Mittlerweile war auch ein kleiner männlicher Stammhalter erschienen und da sagte der Michel das erstemal: „Wenn ich Geld hätte, ich wüsste schon, was ich thät'. Wenn ich nur ein paar hundert Gulden hätte! Ich thät' mir das Anwesen ganz zu eigen kaufen; jetzt, da die Waldungen überhaupt verkauft werden und zerstückelt, wäre es wohlfeil zu haben."

Das sagte er nun oft, sagte es am Werktag bei der Arbeit, am Sonntag auf dem Kirchweg, aber es half nicht viel, der Arbeitslohn gieng auf die Verbesserungen fast drau und es war keine große Hoffnung vorhanden, dass der Michel je einmal Eigenthümer des Gütels werden könnte. — Nun so wollte er halt in Gottesnamen den geringen Pacht zahlen und arbeiten und sparen nach Möglichkeit.

Sieben Jahre waren so dahingegangen im Schüttwalde, da torkelte eines Sonntags Nachmittags zur Thür ein alter Bekannter herein. Das Kaderl. Es war noch kleiner und noch buckeliger und noch runzeliger geworden, als es einst gewesen, und das Gewandel war sehr einfältig, aber einen Regenschirm hatte es bei sich, der so groß und so kirschroth war und einen so glänzenden Messingbeschlag hatte an der Handhabe, dass man an diesem Regenschirm die ganze Wohlständigkeit der alten Magd erkennen konnte. Sie machte gleich ein lachendes Gesicht, als sie die Familie so schön beisammen sah, und der Michel meinte, das wäre was Seltsames, dass sich das Kaderl einmal anschauen lasse.

„Ja, muss doch einmal schauen wie es euch geht, da heroben", sagte sie.

„Mein, wie wird's uns gehen. Soweit nit schlecht. Geld kunnten wir brauchen. Setz' dich nieder, Kaderl."

„Vergelt's Gott", antwortete sie, „Geld, meinst, Bauer. Wenn sonst nichts fehlt, Geld kannst schon haben."

„Oh!" lachte der Michel auf, „Geld ist am allerschwersten zu haben."

„Da hast gleich eine Handvoll", sagte die alte Magd und hielt mit rascher Bewegung ein Sparcassebüchel hin. „Das ist dein, Bauer."

„Wie so denn? hab' nichts liegen drin."

„Musst doch. Seit sieben Jahren ist's gewachsen, macht über dreihundert Gulden. Und auf deinen Namen ist's geschrieben: Michael Hubinger. Schau nur. Hubinger lasst du dich ja schreiben. Schau nur, es hat seine Richtigkeit."

„Das versteh' ich nit", meinte der Michel, „und wie kommst denn du zu diesem Büchel?"

„Gefunden hab' ich's, auf der Stra-

ßen gefunden", sagte sie „und ich hab' mir schon gedacht, ob's nit etwan der Dieb verloren hat vor sieben Jahren — und ein anderer hat's gefunden und für dich in die Sparcasse gelegt. Stimmen thät's."

Der Michel starrte in das Büchel, auf seinen Namen, auf die Ziffern. Und endlich starrte er auch auf die alte Magd.

„Katherl", sagte er, „so dumm bin ich nit! Jetzt weiß ich's, wer's gethan hat und wen man einsperren soll, jetzt weiß ich's!" — Dann nahm er sie mit beiden Händen bei den ihren: „Kaderl! Du hast es doch gut gemacht, vergelt dir's Gott!"

Sie gestand es zwar nicht ein, sie schwieg und blinzelte mit den Augen. Die Bäuerin fiel ihr um den Hals: „Hättest du das nit gethan, wir wären allmiteinand verdorben: er dreuten und ich mit den Kindern herenten. Jetzt können wir uns das Gütel kaufen. Und mein Beten hat doch was geholfen." —

Also war es, dass der Michel Lughütter herüben in der alten Welt gethan hat, was andere drüben in der neuen thun: eine Wildnis roden, durch Fleiß und Arbeit sich ein neues Heim gründen, wenn das alte verloren ist. Er hat das Gütel gekauft, es ist schuldenfrei, hat wenig Steuerlast und schon gedeiht darauf, was sie brauchen. Die Lust und Freude ist wieder da, das sichere Gefühl der Heimständigkeit ist auch wieder da. Und weil das neue Heim nun gar keine Hütte mehr ist, sondern fast ein stattliches Haus geworden, so nennt es der Besitzer nicht beim Lughütter, sondern beim Lughauser. Und beim Lughauser waltet als Großmagd das kleine, schlaue, treue — böse Kaderl.

Carlotta.

Novelle von Ferdinand Schiskorn.

(Schluss.)

Der Winter halte auch im Süden seinen Einzug gehalten. Doch war es nicht der lustige Winterkönig des Nordens, der die von Frost starrende Erde mit weicher Silberdecke umhüllt, fröhlichen Kinderscharen unschädliche Wurfgeschosse liefert, Flüsse und Seen zum Tummelplatze eisbeschuhter rosenwangiger Jungfrauen und ihrer ritterlichen Cavaliere gestaltet.

Trübselig und verdrossen peitschte er die nackte Erde mit feinen kalten Regenschauern, reihte auf Wegen und Stegen Pfütze an Pfütze, und bannte jung und alt an das häusliche Herdfeuer, auf dem kärgliches Knüppelholz, mehr Rauch als Wärme erzeugend, brannte.

In dem von Wind und Welter best geschützten Raume des Castells saß Carlotta an dem Krankenlager des Grafen Francesco. Mit einer Näharbeit beschäftigt, warf das junge Mädchen von Zeit zu Zeit einen besorgten Blick auf das bleiche Antlitz des Leidenden, welcher mit geschlossenen Augen sich in jenem traumhaften Zu-

ſtande der Erſchöpfung befand, wie er nach ſchweren Kriſen einzutreten pflegt.

Daſs dieſe Kriſe nach einem Gehirnfieber gefährlichſter Art günſtig verlief, hatte Graf Francesco nach dem Ausſpruche des Dr. Foreſtiere theils ſeiner ungeſchwächten, kräftigen Natur, noch mehr aber der unermüdlichen ſorgfältigen Pflege zu danken, welche Carlotta, unterſtützt von Giuſeppe und Cecco, dem Kranken widmete.

Damit waren ſechs lange bange Wochen verfloſſen, während welcher der Graf nicht die geringſte Theilnahme für das, was mit ihm und um ihn geſchah, zeigte. Sein ganzes Leben concentrierte ſich auf die Ereigniſſe der letzten acht Tage vor ſeiner Erkrankung, deren furchtbarer Eindruck auf ſein Gemüthsleben ſich während ſeines traumhaften Zuſtandes in mehr oder minder zuſammenhängenden Worten kundgab.

Jene furchtbare Sturmnacht mit ihren grauenhaften Folgen, die Enthüllungen des Bruders, und die Beiſetzung der Leiche Floras auf dem Ortsfriedhofe hatten die reizbaren Nerven auf das äußerſte erſchüttert. Dazu kam ein Ausbruch der Tobſucht bei Federigo, in einem Grade, welcher an den entſetzlichen Zuſtand jener Unglücklichen früherer Jahrhunderte gemahnte, deren geiſtige Umnachtung dem finſtern Wahnglauben als unmittelbares Satanswerk galt.

Federigo hatte ſich ſtets als Freigeiſt gerühmt, doch beruhte ſeine diesbezügliche Überzeugung weder auf philoſophiſchen oder überhaupt wiſſenſchaftlichen Gründen, ſondern lediglich auf der angenehmen Negation moraliſcher Verantwortlichkeit und irgend welcher Verpflichtung gegenüber der Menſchheit oder einer höheren Macht.

Unter dem wuchtigen Schickſalsſchlag, welcher ihm das mit dem Aufwande der verwerflichſten Mittel erreichte Ziel für immer entrückte, brach das Syſtem ſchrankenloſen Ichthums haltlos zuſammen. In den Delirien des Wahnſinns ſchrie dann der von Höllenpein Gefolterte laut auf und wüthete, inſoweit es die ihn bändigende Zwangsjacke geſtattete, mit Händen und Füßen bis zur gänzlichen Erſchöpfung ſeiner Körperkraft.

Selbſt ſchlaflos, ſaß Graf Francesco in ſolchen Nächten ſtundenlang an dem Lager des Bruders, vor den Abgründen ſchaudernd, in deren Tiefe ihn die Selbſtqual des Irrſinnigen blicken ließ, aber auch mit ihm gequält durch den wühlenden Stachel des Vorwurfes, daſs ein großer Theil der Schuld an Floras traurigem Geſchicke auch ihn treffe. Nicht die heuchleriſche Warnung des Bruders hatte ihn, wie er ſich geſtehen muſste, in die Ferne getrieben, ſondern beleidigter Stolz, verletzte Eitelkeit, und jener angeerbte wilde Trotz der Torrente, der gütliche Wege verſchmäht, weil er nicht verzeihen konnte noch wollte.

Verlaſſen, belogen und betrogen, war das geliebte Mädchen die Beute eines Unwürdigen geworden. Der Gedanke, was Flora gelitten haben muſste, ehe ſie ſich das Jawort abzwingen ließ, peinigte ihn unſäglich, und das grauſige Bild, wie ſich das edle Weib den ſchützenden Armen des Gatten entriſs, um in der toſenden Flut den Tod zu ſuchen, ſtand Tag und Nacht vor ſeinen Augen.

Weder die Beruhigungsmittel des Doctors, noch die milden Tröſtungen des P. Agoſtino vermochten etwas dagegen. Ruhelos durchwachte der Selbſtquäler die Nächte, niemand um ſich duldend, bei jedem Wetter, am liebſten bei Sturm und Regen das Schloſs verlaſſend, um am Strande den geheimnisvollen, bald grollenden, bald klagenden Naturlauten zu lauſchen, oder laute Selbſtgeſpräche zu führen.

Nach einer ſolchen Nacht fanden ihn Giuſeppe und Cecco, die ihn nie lange außer Augen ließen, zwiſchen den Klippen, bewuſstlos, bis zum

halben Körper von der steigenden Flut bespült.

Während Graf Francesco im Nervenfieber lag, genaß Federigo von seiner Wunde, und besserte sich auch sein geistiger Zustand so weit, dass Dr. Forestiere keinen Anlass fand, ihn noch länger als Geistesgestörten zu behandeln. Zwar blieb der Genesene finster, wortkarg, theilnamslos, und selbst die Nachricht von der Erkrankung des Bruders schien keinen besonderen Eindruck auf ihn hervorzurufen. Die wenigen Worte aber, welche er sprach, bewiesen die wieder erlangte Zurechnungsfähigkeit. So ließ man ihn denn kommen und gehen wie er wollte, und als er eines Tages verschwand, ohne wiederzukehren, war man froh, den unheimlichen Gast los zu sein.

Carlotta kannte nur einen Theil der Ereignisse, welche der Erkrankung des Grafen Francesco vorausgegangen, doch genügte das, was sie erfahren, vollkommen, in ihrem warmen Herzen ein Mitgefühl zu erregen, das ihr jede nicht in seinem Dienste verbrachte Stunde als Pflichtverletzung erscheinen ließ, für Cecco aber eine harte Geduldsprobe herbeiführte.

Der feurige Bursche, der während dieser ganzen Leidenszeit nur ab und zu einen flüchtigen Blick von Carlotta erhaschte, verzehrte sich von Sehnsucht nach den Plauderstündchen von ehedem, ohne ein Wort des Tadels oder Vorwurfes zu wagen. Hatte ihm doch der Graf nebst dem Vertrauensposten eines Commandanten des Rettungsbootes auch das Recht des Fischfanges in der Bucht auf eigene Rechnung zugestanden, wie durfte er über die sorgfältige Pflege, die dem großmüthigen Manne zutheil wurde, murren?

Um so erstaunter war Carlotta, als Cecco ihr nach leisem Klopfen ernst und feierlich mit der gepressten Tones vorgebrachten Bitte entgegentrat, ihm eine kurze Unterredung zu gewähren.

„Wie der Herr Doctor meint, ist die schlimmste Gefahr für den Kranken vorüber", begann er, nachdem ihn Carlotta in die vom Krankenlager entfernteste Fensternische geführt. „Und da brachte ich die schönsten Fische vom letzten Fang in die Küche, denn nun wird sich wohl auch der Appetit wieder gehörig einstellen, na" — Cecco drehte verlegen die rothe Schiffermütze in den Händen — „da dacht' ich, fragst bei dieser Gelegenheit einmal an, was du zu erwarten hast. Denn, siehst du Carlotta, so kann es nicht fortgehen", fuhr er entschlossener fort, „die Ungewissheit ertrage ich nicht länger, und kannst oder willst du nicht mein werden, so nehme ich Dienste auf einem Kriegsschiffe und fahre in die weite Welt hinaus."

„Cecco, das wirst du nicht thun", sagte Carlotta sanft mit niedergeschlagenen Augen. „Man hat dich ja als einzigen Sohn einer armen Witwe freigegeben."

„Ja, das hat man. Aber das arme Mütterlein ist unter der Erde, und ihr einziger Sohn steht allein. Siehst du, was da in mir vorgeht" — Cecco schlug an seine breite Brust — kann ich nicht sagen, ich bin eben zu dumm dazu. Ja, ich weiß, dass ich, der unwissende, ungeschlachte Fischer ein so feines gelehrtes Mädel gar nicht verdiene. Aber ich weiß auch, dass ich, wärest du mein, zeitlebens, soweit es in der Macht eines armen Schluckers liegt, jeden deiner Wünsche mit Freuden erfüllen würde."

Ceccos Stimme zitterte bei den letzten Worten vor innerer Aufregung, welcher Ausdruck zu geben sein Wortschatz zu arm war.

Carlotta war tief gerührt. Sie wusste, dass sein Lebensglück von ihrem Jaworte abhieng. Weshalb zandern? Was wollte sie noch Besseres?

„Ich glaube dir, Cecco", sagte sie in möglichst festem Tone. „Habe nur noch ein wenig Geduld. Sobald unser guter Herr wieder unter Gottes Sonne

wandeln darf, soll aus uns ein Paar werden — hier meine Hand darauf!"

Cecco, lange schon von pessimistischer Zweifelsucht befallen, war von seinem Erfolg derart überrascht, dass er wie ein rechter Taddermann — so nannte er sich später selbst — dastand, welchen Augenblick Carlotta benützte, um, den Finger auf den Mund legend, zum Krankenbette zurückzukehren, von wo sich ein leises Geräusch hatte hören lassen.

Der junge Seemann aber dachte bezüglich des Brautkusses „aufgeschoben ist nicht aufgehoben", und eilte zur Thüre hinaus, um sein überschwengliches Glücksgefühl womöglich einer Menschenseele mitzutheilen. Und Mutter Burgunda hatte das Missgeschick dem Glücklichen zu begegnen und mit einer so stürmischen Umarmung bedacht zu werden, dass ihr die Haube vom Kopfe, und der Teller mit Kaffeegebäck aus der Hand fiel.

„Herrje, dass man in seinen alten Tagen sowas erleben muss!" rief die würdige Dame, Cecco verwundert nachblickend, der gleich dem Sturmwind durch das alte Haus fuhr. „Na, es wird wohl einer anderen vermeint gewesen sein", meinte sie dann schmunzelnd, indem sie Haube, Scherben und Gebäck in ihre Schürze sammelte, „und so mag's hingehen für dermalen — mein alter Giuseppe braucht ja nichts davon zu wissen."

„Wie gütig Sie sind! Wie kann ich Ihnen je vergelten, was Sie für mich gethan!" sagte der Kranke leise, als sich Carlotta über ihn beugte, um seine Wünsche zu erfahren.

„O sprechen Sie nicht von Dank, Herr Graf, ich that ja nur meine Pflicht, und bleibe zeitlebens Ihre Schuldnerin."

„Meine Schuldnerin? Weil ich den verirrten Sonnenstrahl festhielt in dem alten finsteren Hause? Den Sonnenstrahl, der in all der Zeit her zum einzigen Lichtpunkte eines trostlos dunkeln Daseins wurde! Doch sagen Sie, Carlotta, war nicht Cecco hier?"

„Allerdings — soll ich — ihn rufen?" stammelte die Gefragte in lieblichster Verwirrung.

„Nicht doch — später. Auch ihm bin ich verpflichtet. Hm, ein Mann mit dem Muthe eines Löwen, mit dem besten Herzen, das je unter schlichter Schifferjacke schlug, wird wohl bald ein schmuckes Liebchen heimführen — nicht so? — Ei natürlich, und da muss Rath geschaffen werden für ein geeigneteres Nestchen. Der Pachtvertrag mit dem vorigen Castellherrn betreff des Fischereirechtes in der Bucht ist jedenfalls hinfällig, das wäre etwas für Cecco. Giuseppe mag den Sindaco zu mir bitten, damit die Sache abgemacht wird. Doch nicht heute — ich bin noch recht müde, will wieder schlafen."

Damit schloss der Kranke die Augen, und bald verriethen seine regelmäßigen Athemzüge, dass der geschwächte Körper nach der kurzen Anstrengung der Ruhe bedurfte.

Wie schön und edel geschnitten die Züge des Schlummernden trotz Blässe und Abmagerung waren! Diese weiße, von blondem Lockenhaar umrahmte geistvolle Stirne mit den Lippen berühren, das wehmüthige Lächeln, mit dem er gesprochen, zu heiterem Lachen wandeln zu dürfen — o beneidenswertes Loos!

Erschreckend vor dem unwillkürlichen Gedanken barg Carlotta das Gesicht in die Hände, zwischen deren Fingern unaufhaltsam Thräne um Thräne hervorquoll. O, es war kein Zweifel mehr. Der Kranke hatte den Inhalt ihres Gespräches mit Cecco erlauscht oder errathen, die großmüthige Versorgung Ceccos war ihr Brautgeschenk — der Thränenstrom aber war nicht der Ausfluss des Dankes, sondern des bittersten Wehgefühles eines entsagenden Frauenherzens!

X.

„Das ist eine böse Diagnose, lieber Doctor, Portiuncula dauernd bettlägerig, sie, die keine fünf Minuten auf einem Platze aushält, arme Frau!“ sagte P. Agostino kummervoll zu Dr. Forestiere, der eben aus dem Schlafzimmer Portiunculas kam, wo diese, wie sie sagte, an allen Gliedern wie gerädert lag.

„Und was denken Sie von einer Badecur, Doctor?“ fuhr der Pfarrherr fort.

„Badecur, verehrter Freund? Hm, das wäre allerdings das richtigste, aber bedachten Sie auch die Kosten? Frau Portiuncula könnte nur in Begleitung einer verläßlichen Person davon Gebrauch machen.“

„Nun, das würde sich finden, und was die Kosten anbelangt“ — der alte Herr blickte lächelnd nach dem Fenster, in das die Frühlingssonne verheißungsvoll hereinlachte — „Portiuncula und der hundertjährige Kalender versprechen ein gesegnetes Jahr, da kann es nicht fehlen. Aber was haben Sie, Freund? Ist Ihnen auf Ihrer Reise etwas zugestoßen?“

Die Frage galt der ungemein gedankenschweren Miene, mit welcher der sonst so heitere Mann dem Pfarrherrn gegenüber saß, die seinem rosigen Gesichte einen beklemmenden Ausdruck von Kummer verlieh.

„Auf der Reise? Nein, die verlief so glatt, wie auf holperiger Straße möglich, welche der seit jener Sturmnacht wasserscheue Ginstini dem Seewege vorzog. Aber ein seltsames Zusammentreffen von Umständen gibt mir zu denken, macht mich namentlich für meinen armen Freund besorgt. Wie Sie wissen,“ fuhr Dr. Forestiere auf den fragenden Blick des Pfarrherrn fort, „wurden Ginstini und ich zur Zeugenvernehmung nach Cherso berufen. Die Vorladung für eine bedeutungslose Form nehmend, waren wir nicht wenig betroffen, als wir vernahmen, daſs es sich um unsere Zeugenaussage bezüglich eines greulichen Verbrechens handle. Ambrosio hatte nämlich in der Hoffnung, durch Geständnisse ein milderndes Urtheil zu erzwecken, seine Genossin des Mordes an ihrer Schwägerin, der Mutter Carlottas beschuldigt, wogegen Frau Ghita, die Thatsache zugebend, die Urheberschaft auf Ambrosio zurückwälzte, mit der schwerwiegenden Angabe, daſs er es gewesen, der ihr das Gift, ein bedeutendes Quantum Arsenik, geliefert, sie auch über dessen Anwendung belehrt habe.

Doch nicht genug an dem. Giustini, welcher sich genau erinnert, daſs zu jener Zeit Arsenik aus seiner Apotheke abhanden kam, betrachtet sich als Mitschuldigen an dem Tode der verehrten Frau, weil er es im Drange der Geschäfte unterlassen hatte, den gefährlichen Stoff unter die vorschriftsmäßige Sperre zu legen. Um aber die Tragödie des Zufalls noch eindringlicher zu gestalten, entdeckte ich gestern nach meiner Heimkunft in meines Vorfahrers Receptenbuch, das ich seines veralteten Inhaltes halber bisher nicht beachtet hatte, einen vergilbten Zettel, dessen Inhalt zufolge der Mann bei dem Todesfalle von Carlottas Mutter Verdacht geschöpft, sich jedoch infolge finanzieller Bedrängnis zur Annahme eines bedeutenden Schweigegeldes herbeigelassen habe.“

P. Agostino nickte ernst mit dem grauen Haupte. Das Bild des von Gewissensangst gepeinigten Sterbenden stand wieder vor seinem Geiste.

„Es ist doch immer die alte Geschichte, werter Freund“, sagte er nach einer Pause. „Im gewohnten Alltagsleben dünken wir uns im Vollbesitze unserer Schulweisheit so erhaben und gottähnlich, als hätten wir der Schöpfung sämmtliche Geheimnisse schwarz auf weiß in der Tasche; tritt uns aber das Walten einer unsichtbaren Macht in außergewöhnlicher erschütternden Allgewalt entgegen,

Digitized by Google

dann stehen wir gleich kleinen Kindern macht- und verständnislos vor dem großen Räthsel, dessen Unerforschlichkeit schon den großen Philosophen des Alterthums den Ausspruch abzwang, dass unsere ganze Weisheit in der Erkenntnis, nichts zu wissen, bestehe. Tragödie des Zufalles nennen sie dieses Walten, indessen diese Bezeichnung scheint mir gerade hier, wo ein Verbrechen nach zwanzig Jahren durch die Thäter selbst mit allen Nebenumständen aufgedeckt wird, wenig passend."

„Gut, sagen wir also Tragödie des Schicksals", meinte der Doctor, der sich gerne als Materialist und Freigeist gab.

„Das lässt sich schon besser hören, mein lieber ungläubiger Thomas", versetzte P. Agostino mit seinem milden Lächeln. „Hier treffen sich unsere Wege. Wissen Sie doch so gut wie ich, dass das Gesetz für diese Art Tragödie in der Tiefe der Menschenbrust, wenn auch unfassbar für das Messer des Anatomen liegt, auch werden Sie zugeben, dass ein Gesetz ohne Gesetzgeber nicht wohl denkbar —"

Dr. Forestiere wollte eben gegen diese rasche Schlussfolgerung Protest einlegen, als das Gespräch durch den Eintritt des Sindaco unterbrochen wurde, dessen gutmüthige Züge schon durch die feierlich ernste Amtsmiene eine wichtige Nachricht verriethen.

In der That übergab er, nachdem er den ihm angebotenen Platz eingenommen hatte, dem Pfarrherrn eine amtliche Zuschrift, mit welcher die Chersoner Gerichtsbehörde dem Vorstand der Gemeinde Sta. Croce die Entweichung des inhaftiert gewesenen Ambrosio Viscontini mit der Aufforderung anzeigte, die geeigneten Maßregeln zu dessen Wiedereinbringung im „Betretungsfalle" vorzukehren.

„Eine schlimme Neuigkeit, Sindaco", sagte P. Agostino, indem er das Schriftstück dem Doctor reichte.

„Leider, leider, hochwürdiger Herr", meinte der würdige Vorsteher seufzend. „Und das ist noch nicht alles. Weiß Gott, ich kenne meine Vaterstadt nicht mehr. Ehemals konnte man viele Jahre lang essen, trinken und schlafen ohne andere Beunruhigung, als die, welche die Witterung uns Landwirten schafft; jetzt aber ist es, als hätte es der Gotttseibeinns eigens darauf abgesehen, uns Sta. Crocianern das Leben zu verbittern."

„Nun, nun, Sindaco, auch das wird vorübergehen", tröstete P. Agostino, „doch welche Neuigkeit habt Ihr noch erfahren?"

„Ei nun, der Gerichtsbote wusste zu erzählen, dass sich Frau Ghita in derselben Nacht, welche Ambrosio zu seiner Flucht benützte, mit Arsenik, das sie in ihrem Haare verborgen hatte, vergiftet habe — es ist entsetzlich, eine so fromme, gottesfürchtige Frau! Wem soll man da noch trauen?"

„Am wenigsten dem Pharisäer, der vor aller Leute Augen demüthig an die Brust schlägt, den armen Zöllner aber verachtet", bemerkte P. Agostino mit bedeutsamem Blick auf den Doctor, welcher für diese überraschende Entwickelung der „Schicksalstragödie" nur ein etwas kleinlautes „hm, hm" und „so, so" hatte, sich dann aber um so lebhafter der Thüre zuwandte, auf deren Schwelle Cecco erschien.

Ei, Sior*) Cecco, Ihr kommt vom Castell, hoffentlich kein Krankheitsfall, wie?"

„Doch, Herr Doctor, der alte Giuseppe bittet um einen Besuch; er leidet wieder an Seitenschmerzen", erwiderte der neue Fischereipächter, dessen Äußeres sich durch die feine städtische Kleidung auffallend verändert hatte.

„Doch nichts Gefährliches, Doctor?" fragte P. Agostino.

„Nein, nur ein Anfall des Hüftwehes der Alten! schmerzhaft zwar, doch nicht gefahrdrohend für die eiser-

*) Abkürzung von Signore, Herr.

neu Knochen eines Mannes wie Giuseppe."

„Ihr meint also, Sior Cecco, dass Euere Leute den aus dem Gefängnisse Entwichenen für den Fall, dass er sich hier sehen ließe, dingfest machen würden?" nahm der Sindaco nach einem kurzen, leise geführten Gespräch mit dem jungen Pächter das Wort.

Ceccos ganzes Auftreten bewies, dass sich in den letzten drei Monaten nicht nur sein Äußeres stark verändert hatte. Von der fröhlichen Sorglosigkeit des armen Fischers war kaum eine Spur mehr zu entdecken. Dagegen zeigte der Brotherr zahlreicher früherer Genossen ein sehr kräftiges Selbstgefühl. das gegen seine frühere Bescheidenheit einen grellen Abstand bildete.

„Ja, so meine ich, Sior Sindaco, und Ihr könnt Euch auf meine Leute so gut verlassen, als wären sie kaiserliche Gendarmen", sagte er entschiedenen Tones. „Sollte der Ausreißer aber mir selbst begegnen, dann mag er sich hüten, denn bei Gott, ich würde kürzeren Process mit dem Schurken machen, wie die Herren Richter in der Stadt!"

Das wilde Feuer in den Augen Ceccos wie der gleichzeitige Griff seiner Faust an die Stelle, wo sonst der Seemann im Gürtel das Messer birgt, ergänzten die Worte in nicht misszuverstehender Weise.

„Seid nicht vorschnell", warnte P. Agostino. „Bedenkt die Worte der heiligen Schrift: «Richtet nicht, auf dass Ihr nicht gerichtet werdet!»"

„Ich denke, hochwürdiger Herr, dass Ambrosio längst gerichtet ist", versetzte Cecco finsteren Blickes. „Wer ihn kennt wie ich ihn kenne, weiß, dass er nur ausgebrochen, um neues Unheil anzustiften, das aber soll ihm nicht gelingen, wenn ich's hindern kann!"

„Ein wahrer Feuerbrand, dieser Cecco", sagte Dr. Forestiere, Hut und Stock ergreifend, nachdem ersterer nebst dem Sindaco das Gemach mit dem Versprechen verlassen hatte, Carlotta gegenüber die traurige Angelegenheit mit keinem Worte zu erwähnen.

„Ja, Gott gebe nur, dass ihn sein heißes Blut nicht zu einer verhängnisvollen Unbesonnenheit hinreißt — doch warten Sie, Doctor, ich begleite Sie ein Stück Weges, um unseren Freund Giustini zu besuchen."

„Sie kommen damit meiner Bitte zuvor, geistlicher Herr", sagte Dr. Forestiere, mit diesem den Pfarrhof verlassend. „Meine Vernunftgründe wollten bei dem trübsinnigen Manne nicht verfangen. Vergeblich stellte ich ihm vor, dass ein Mann, wie Ambrosio, wenn er sich wirklich an dem Morde betheiligte, was keineswegs erwiesen ist, sich das nöthige Gift ohne die geringste Schwierigkeit verschaffen konnte, außerdem aber der Tod der Leidenden nur um einige Wochen beschleunigt worden sei, wie dies aus den Aufzeichnungen des behandelnden Arztes hervorgehe, der in seinem ganzen Wesen Erschütterte lässt sich von der vorgefassten Meinung nicht abbringen. Was aber das schlimmste ist, in dem gegenwärtigen Zustande scheint ihm sein bestes Trostmittel, die poetische Ader, plötzlich versiegt zu sein, und sowenig dabei die Dichtkunst verliert, für den armen Gemüthskranken könnte solcher Abortus verhängnisvoll werden. Ja, wahrhaftig, wenn auch Ihr geistlicher Zuspruch fruchtlos bleibt, dann weiß ich nur noch ein Rettungsmittel für ihn —"

„Und das wäre?"

„Dass ich heirate!" platzte der Doctor nach kurzem Besinnen heraus. „Der Versuchung, ein Hochzeitscarmen zu verfassen, vermag Freund Giustini nicht zu widerstehen, und dann ist dem Armen geholfen!"

Mit verlegenem Lachen eilte der behäbige Lebemann davon, welcher für zwei grundverschiedene Krankheiten

ein so treffliches Heilmittel ersonnen hatte.

Im Castell war nach der winterlichen Stille während der Krankheitsdauer des Grafen neues reges Leben eingezogen. Die Gefahr, nach der körperlichen Genesung in den früheren lethargischen Zustand zu verfallen, wie Giuseppe zufolge seiner Pariser Erfahrungen für seinen Herrn befürchtet hatte, wurde diesmal durch einen nicht minder wirksamen Zwang beseitigt.

Des Rechnens ungewohnt, hatte Graf Francesco bezüglich der Unterstützung der hungernden Colonen seiner Großmuth so wenig Schranken angelegt, dass zu Ende des Winters die von Carlotta aufgefundenen Vorräthe sowohl, wie seine baren Geldmittel völliger Erschöpfung nahe waren. Diese traurige Thatsache war dem Grafen so unvermittelt zur Erkenntnis gekommen, dass sie anfangs geradezu niederschmetternd auf ihn wirkte. Nach seiner Genesung wieder ganz in seine Bücher oder in seine trüben Gedanken und Erinnerungen versenkt, hatte er Giuseppe einfach den Befehl gegeben, die armen Colonen mit dem nöthigen Saatgute zu betheilen, und Carlotta, als diese ihm eines Tages die Nothwendigkeit eines Ersatzes für den eigenen Bedarf darlegte, gebeten, die hiezu nöthige Summe der ihr schon bekannten Cassette zu entnehmen.

Das junge Mädchen, welches seit der Erkrankung des Castellherrn die ganze Haushaltung geführt, von dessen Vermögensverhältnissen aber keine Ahnung hatte, kam etwas befangen mit der Nachricht zurück, dass der Inhalt der Cassette kaum für den nächsten dringenden Bedarf ausreiche.

Erstaunt strich der Graf mit der Hand über die Stirne, wie um das Räthsel dieser Thatsache leichter zu lösen. „Hm, seltsam", sagte er dann, ist mir doch, als hätte ich noch vor kurzem eine hübsche Summe darin gehabt."

„Das ist auch richtig, die Mineralien aber, welche Herr Graf zur Ergänzung Ihrer Sammlungen kommen ließen, kosteten viel Geld, da sich einige seltene Petrefakte und wertvolle Edelsteine darunter befinden.

„In der That, Sie haben recht, die Sendung kostete bei dreitausend Gulden — was fangen wir jetzt nur an? Ich verstehe, wie ich zu meiner Schande gestehen muss, blutwenig von Geldgeschäften, und auch der alte Giuseppe war nie ein großer Rechenmeister. Allerdings besitze ich noch ein kleines Capital, das ich als Nothpfennig in Wertpapieren anlegte, was aber dann, wenn auch das verbraucht ist?"

Carlotta musste denn doch lächeln über den „Großgrundbesitzer", der so vielen anderen geholfen, sich selbst aber nicht zu helfen wusste. Dann hielt sie einen kleinen Vortrag über praktische Landwirtschaft, dem der junge Cavalier mit aller Aufmerksamkeit lauschte. Was im vergangenen Herbste in dieser Beziehung geschehen, sei nur Stückwerk und Nothbehelf gewesen. Jetzt müsse man ernstlich ans Werk gehen. Vor allem seien ein angemessener Viehstand nebst den nöthigen Ackergeräthschaften zu beschaffen, dann aber sämmtliche seit Jahren verwahrlosten Felder, Wiesen und Rebengärten durch Düngung und Bearbeitung ertragsfähig zu machen. Allerdings koste das auch viel Geld. Da ihr jedoch infolge Beschlagnahme sämmtlicher Habe Frau Ghitas vom Gerichte eine ziemlich bedeutende Summe als väterliches, von der habsüchtigen Frau verheimlichtes Erbe eingehändigt worden sei, falle auch die finanzielle Schwierigkeit hinweg.

„Wie, Fräulein Carlotta", fiel jetzt der Graf bestürzt ein, ich soll nebst alledem, was ich Ihnen schon verdanke, auch noch ein Geldanlehen von Ihnen annehmen?"

Carlotta aber behauptete kühn, dass eine solche Capitalsanlage nur zu ihrem Vortheile gereiche, und wusste dies so überzeugend darzustellen, dass sich der Graf schließlich auch in diesem Punkte dem Willen seines Schutzengels, wie er das junge Mädchen mit Recht nannte, ergab.

Dass die Ausführung des Vorschlages von Seite der jungen Landwirtin nicht nur viel Geld, sondern auch bedeutende Arbeitskraft und Ausdauer erfordere, war dem Castellherrn schon nach wenigen Wochen klar. Indessen, einmal dem trübsinnigen Dahinleben entrissen, widmete er sich der neuen Aufgabe mit der ganzen Thatkraft seines feurigen Temperamentes, zumal ihn Carlottas Beispiel und aufmunterndes Lächeln als wirksamster Sporn zur Seite stand.

Der Segen der Arbeit machte sich auch mit jedem Tage fühlbarer. Hunger, Durst und Schlafbedürfnis lohnten nebst dem Erfolg den vergossenen Schweiß, und zuweilen überkam den Rastlosen ein Gefühl der Zufriedenheit, wie er es bisher nicht gekannt.

Dennoch gab es auch jetzt noch Stunden und Tage, während welcher sich dieses Gefühl in das Gegentheil wandelte. Das war namentlich zur Zeit der Gewitterstürme und Regentage der Fall, welche die Feldarbeit unterbrachen, dem Grafen Gelegenheit gaben, stundenlang an seinem Schreibtische zu sitzen und Floras Bild zu betrachten, das auf dem ersten Blick so viel Ähnlichkeit mit Carlotta, aber auch so manche charakteristische Verschiedenheit aufwies.

Das Verständnis für letztere war dem Grafen erst durch die nähere Bekanntschaft mit seiner Pflegerin geworden. Schon gelegentlich des ersten Besuches seiner Sammlung, welche er zu seiner großen Überraschung im Zustande bester Ordnung und Reinlichkeit gefunden, hatte er erfahren, dass Carlotta von frühester Kindheit auf dem gelehrten Vater als Famulus zur Seite gestanden, und sowohl bei der Aufstellung wie bei der wissenschaftlichen Bezeichnung und Anfertigung von Verzeichnissen thätige Mitarbeiterin gewesen sei. Im Laufe des darauf folgenden und späterer Gespräche zeigte es sich überdies, dass das junge Mädchen unter der trefflichen väterlichen Leitung, wie durch den Unterricht P. Agostinos auch auf andern Gebieten des Wissens eine Fülle von Kenntnissen erworben hatte, welche der gelehrigen Schülerin selbst bedeutungslos schienen, ihn aber in Erstaunen versetzten.

Ja, und das war es, was den Zügen Carlottas einen Ausdruck von weit tieferer Bedeutung verlieh, als in dem reizenden Gesichtchen Floras, welche nur mit den oberflächlich erlernten Künsten und Fertigkeiten zu glänzen verstand, wie sie in französischen Klosterinstituten gelehrt werden, sonst aber erschrecklich unwissend war.

Neben diesem Ausdrucke geistiger Bedeutung sprach aber aus dem seelenvollen Blicke Carlottas noch ein anderes, das er in den lachenden Kinderaugen des Bildnisses vergebens suchte. Es war das zarte, tief innerliche Gemüthsleben, das sich in dem ganzen Wesen des seltenen Mädchens verrieth. Durch Veranlagung und Erziehung äußerem Glanze und Prunke, wie den Vergnügungen der großen Welt abhold, beurtheilte Carlotta auch Menschen und Dinge nur nach ihrem inneren Werte.

So lauschte sie auch seinen Erzählungen von Paris, Madrid, Rom nur so lange mit voller Aufmerksamkeit, als sie seine eigenen Erlebnisse oder fremde Sitten und Gebräuche zum Gegenstande hatten, sprach er aber von seinem Jugendleben, seinem Verhältnisse zu Vater und Bruder, dann ruhte ihr Blick mit dem Ausdrucke innigsten Mitleides auf dem Erzähler, der ihr

bei allem Reichthum und Überflusse so unendlich arm erschien.

Wie hell und freudig strahlte dagegen ihr Auge, wenn sie auf des Grafen Bitte von ihrem eigenen Elternhause erzählte! Die Beschränktheit der Wohnräume wie des ganzen Hauswesens die Mühen und Sorgen im Gefolge spärlicher Geldmittel wurden durch ihre liebevolle Schilderung mit einem Nimbus von Poesie umkleidet, der die theuern Dahingeschiedenen in der hingebenden opferwilligen Liebe zu einander mit einem Schimmer der Verklärung umgab.

Welch tiefen Eindruck solche Schilderungen auf den Zuhörer übten, war sich dieser selbst kaum bewusst. Dem Bilde Floras gegenüber drängte sich jedoch immer häufiger die Frage auf, wie dieses hinreißend liebliche Geschöpf mit dem gleich einem heiteren Frühlingsmorgen lachenden Augen, mit den Schelmengrübchen in den rosigen Wangen, das schaudernd von dem ärmlichen Dasein an der Seite der Mutter, mit Entzücken dagegen von der Herrlichkeit des Pariser Lebens sprach, wie dieses Weltkind das Leben als Gattin des verarmten Castellherrn von Santa Croce ertragen hätte.

Und immer entschiedener musste er sich sagen, dass die Geliebte seiner Jugendzeit in solchem Falle gleich einer zarten, aus üppigem Treibhausboden in karges Erdreich versetzte Blume unfehlbar dahingewelkt wäre.

Nach solchen Betrachtungen beschlich den Einsamen, Freudlosen schmerzliche Sehnsucht nach dem friedlich stillen Glücke am häuslichen Herde, wie es Carlotta geschildert, und wie ein Blitzstrahl berührte ihn dann der Gedanke, dass dieses Glück nicht ihm, sondern — einem Cecco bestimmt war, der doch nie den Wert des Schatzes würdigen konnte, den ihm das Geschick in den Schoß gelegt!

Und darin hatte er nicht unrecht. Schlimmer aber war es noch, dass Cecco diesen wenigstens dunkel gefühlten Wert, dem gegenüber er sich früher Carlotta freudig untergeordnet hatte, jetzt als eine Last fühlte, deren Druck er durch anmaßendes oder störrisches Benehmen zu verringern glaubte. Diese Änderung seines Verhaltens war indessen nicht allein der Verbesserung seiner Lebensstellung zuzuschreiben, wie Graf Francesco annahm, sondern weit mehr noch der Eifersucht, welche die reine Flamme der Liebe in seinem Herzen zu überwältigen drohte.

Der häufigere, vertraulichere Verkehr, wie er sich zufolge erkannter geistiger Ebenbürtigkeit zwischen dem Genesenen und seiner Pflegerin entwickelt hatte, schürte Ceccos Grimm um so nachhaltiger, als er dieses Gefühl seinem Wohlthäter gegenüber in sich verbergen musste.

Zwar hatte er wiederholt den Entschluss gefasst, die empfangenen Wohlthaten dem Grafen vor die Füße zu werfen, um dem gefährlichen Nebenbuhler als freier Mann entgegentreten zu können. Allein zur Ausführung solch heroischen Entschlusses kam es nicht. Zu lange schon hatte er die Annehmlichkeiten bevorzugter Stellung, reichlichen Gelderwerbes gekostet, dem Gedanken, mit Carlotta ein Leben des Überflusses zu genießen, nachgehangen.

Carlotta, die einzige, deren weiblicher Scharfsinn den Grund der bitteren Stimmung Ceccos erkannte, und unter diesen Verhältnissen unsäglich litt, fand auch den einzig richtigen Weg zu deren Lösung, indem sie den Hochzeitstag bestimmte, womit auch die Umsiedlung in das väterliche Haus stattfinden sollte.

Dass diese Lösung sich ganz anders, als wie sie beabsichtigt, gestalten würde, ahnte, konnte sie nicht ahnen. Es war eben, wie der gute Dr. Forestiere später behauptete, eine jener unbegreiflichen Fügungen der „Schicksalstragödie", deren Macht sich kein Sterblicher zu entziehen vermag.

XI.

Ein stürmischer Sommerregen klatschte vom trüben Himmel nieder, nach Ceccos Ansicht das richtige Wetter für einen hungernden Wolf, auf Beute auszugehen, daher er schon mit frühem Morgen zur Bucht hinabgegangen war, um auf seinem leichten Flachboote die Klippen zu durchstöbern. Die Feldarbeiter waren in der großen Tenne beschäftigt, wo das erste eingebrachte Getreide mittels einer neuen Maschine unter Aufsicht des alten, wieder rüstigen Giuseppe ausgedroschen wurde.

Graf Francesco hatte sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, um Briefe zu beantworten, während Carlotta die seltene Muße benützte, an ihrem Brautkleide zu arbeiten.

Das Stübchen, das sich das junge Mädchen zur Wohnung anserwählt, war der kleinste Raum des ganzen Castells, gerade groß genug, um die Möbel aus ihrer früheren Stube im Elternhause unterzubringen. Die weißen, spitzenbesetzten Vorhänge an den Fenstern, wie der zwitschernde Kanarienvogel ober dem Nähtischchen in der tiefen Fensternische vervollständigten für die Bewohnerin die freundliche Illusion, als befinde sie sich noch in dem traulichen Heim, an das sich ihre schönsten Erinnerungen knüpften.

Auch jetzt, während ihre Hände mit dem Faltenwurfe des einfachen weißen Stoffes auf ihrem Schoße beschäftigt waren, weilte ihr Geist in jenen Räumen, drängte sich ihr die Frage auf, ob wohl auch die theuern Verblichenen ihre Verbindung mit Cecco gutheißen würden?

Dann vergaß sie die Arbeit auf ihrem Schoße, und versank, während sie mechanisch auf das eintönige Geräusch des aus den alten Drachenköpfen der Dachrinnen plätschernden Gewässers, auf das Ächzen der rostigen Windfahne auf dem Thurme horchte, in tiefes Nachsinnen. Die edle, ehrfurchtgebietende Gestalt des Mannes, zu welchem ihre Mutter mit so inniger Verehrung aufgesehen, stand vor ihrer bangenden Seele und schien sie vor einem Bunde zu warnen, der so wenig Gewähr für dauerndes Glück versprach.

Plötzlich fuhr sie erschreckt auf. Ein elastischer Mannesschritt, der sich noch nie in diese abgelegene Örtlichkeit verirrt hatte, ließ sie mit banger Scheu nach der Thüre blicken, auf deren Schwelle eben die ritterliche Gestalt des Grafen Francesco erschien.

Die schönen Züge des Castellherrn waren ungewöhnlich bleich, als er sich rasch dem Mädchen näherte, und mit leicht bebender Stimme das Wort ergriff, ehe sie eine Frage zu stammeln vermochte.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen, Fräulein Carlotta, Ihnen nochmals zu danken, ehe ich dieses Haus verlasse, das mir durch Sie wert geworden."

„Wie, Herr Graf, Sie wollen Ihr Werk halb vollendet unterbrechen, um — verzeihen Sie, ich habe allerdings nicht das Recht —"

„Doch, doch, Fräulein", fiel Graf Francesco lebhaft in die stockende Rede des Mädchens, das überrascht, verwirrt und erröthend vor ihm stand. „Sie haben vielmehr das vollste Recht, meine Vermögensgebarung zu überwachen. Seit gestern haben sich jedoch die Verhältnisse derart geändert, dass auch Sie mein Vorhaben billigen werden. Durch ein Schreiben meines Anwaltes benachrichtigt, dass mein Bruder Federigo in den Orden der Karthäuser getreten, nachdem er über sein ganzes Vermögen mit Ausnahme eines bedeutenden Legates für sein Kloster zu meinen Gunsten verfügte, bin ich zum wohlhabenden Manne geworden. Sie beglückwünschen mich nicht", fuhr der Graf fort, da Carlotta noch immer schwieg, „nun das ist begreiflich, da der Reichthum in Ihren Augen gar wenig gilt; indessen hat er für mich immerhin die Folge,

dafs ich auf den Ertrag dieſes Gutes nicht mehr angewieſen bin, ſondern Sie bitten darf, darüber bis zu meiner Wiederkehr ganz nach Ihrem Ermeſſen zu verfügen.

„Und wann, Herr Graf, ſteht dieſe Rückkehr bevor?“ fragte Carlotta mit faſt tonloſer Stimme.

Auch der Caſtellherr ſah jetzt ſcheu zu Boden, indem er zögernd erwiderte: „Ich weiß es nicht genau zu ſagen — die Übernahme des väterlichen Gutes am Rhein — doch nein“, unterbrach er ſich plötzlich, erhobenen Hauptes näher tretend.

„Ich verſtehe nicht zu lügen, und weshalb ſollte ich auch? Nein, Carlotta, ich gehe, weil ich gehen mufs. Sie werden binnen kurzem die Gattin eines andern — eines braven jungen Mannes — mögen Sie an ſeiner Seite das Glück ſo reichlich finden, wie Sie es verdienen. Ich aber ſcheide, um nicht eher wiederzukehren, als bis ich ohne Gefahr für mich ſelbſt dem Sonnenſtrahle nahen darf, der mein dunkles Leben ſo freundlich erhellte — Gott ſegne Sie!“

Der Graf hatte bei dieſen Worten Carlottas bebende Hand ergriffen, und nicht mehr Herr ſeiner tiefen Bewegung, zum erſtenmale an ſeine Lippen geführt. Dann wandte er ſich raſch ab und eilte aus dem Gemache, in dem jetzt das wie vom Blitze berührte Mädchen mit dem Ausrufe: „Allbarmherziger — er — er liebt mich!“ die thränenüberſtrömten Augen in das Gewebe des Brautkleides barg. —

Am ſelben Abende ſaß Dr. Foreſtiere dem großen Krankenſtuhle gegenüber, welchen Portiuncula ſeit einigen Tagen gegen ihr Schmerzenslager vertauſcht hatte.

„Nun, nun, Frau Portiuncula, es geht ja, ich bin ganz zufrieden mit Ihnen“, ſagte der Arzt, nachdem er den Puls der Kranken befühlt.

„Ach ja, beſter Herr Doctor, ſeitdem die Schmerzen nachgelaſſen, fühle ich mich wie neugeboren“, verſetzte dieſe mit einem zärtlichen Blicke auf den Mann, deſſen roſige Miene und Laune an und für ſich ſchon belebend wirkte.

„Na, da ſehen Sie, dafs wir Heilkünſtler und Giftmiſcher doch auch etwas taugen, und nicht ſo ſchlimm ſind, wie Sie meinten.“

„O, Madonna, möge meine Zunge verdorren, wenn ſie je wieder etwas Böſes über die guten Herren ſagt! Ach, wüſste ich nur, womit ich meinem lieben braven Doctor danken könnte!“

„Damit, dafs Sie dem nächſten Riſotto, welchen Sie wieder für mich bereiten, keine assa foedita beimiſchen.“

„Gott verzeihe mir die Sünde!“ ſeufzte Portiuncula, die Hände faltend. „Aber der nächſte Riſotto, den mich die Gnade Gottes für meinen Retter bereiten läſst, ſoll ſo gut werden, dafs die Engeln im Himmel, wenn ſie davon koſteten, mit den Zünglein ſchnalzen würden!“

„Ein treffliches Gelübde, Frau Portiuncula, und damit ſie es recht bald erfüllen können, ſollen ſie in den nächſten Tagen nach Luſſin piccolo zum Gebrauche des dortigen Seebades. Meine Frau Schwägerin, welche ſeit den fatalen Ereigniſſen — na, wir wollen nicht weiter davon ſprechen — über Nervenſchwäche klagt, werden die Bäder ebenfalls gut thun — und ſomit für heute Gott befohlen, Frau Portiuncula!“

Dr. Foreſtiere eilte davon, um ſich den überſchwänglichen Dankſagungen der Dame zu entziehen, deren Zürnen und Wohlwollen ſich in gleich unbändigen Wortkatarakten zu ergießen pflegte.

Nur wenige Schritte vor ſeinem Hauſe kam ihm ein Bote entgegen, durch welchen Graf Franceſco des Doctors ſchleunigen Beſuch erbat.

„Ein Unglück geſchehen?“ fragte dieſer.

„Weiß nicht, kann wohl sein. Der Herr Graf kam vom Strande, wo viele Leute zusammenliefen."

„Gut, gut, ich komme schon."

Dem Doctor kam die Botschaft allerdings recht ungelegen, da sie ihn des gemüthlichen Plauderstündchens beim Abendimbiss beraubte, das die Dame als erklärte Braut besonders anziehend zu beleben wusste. Indessen der Beruf fand den behäbigen Lebemann stets opferbereit, daher er auch jetzt, nachdem er seine Instrumente zu sich gesteckt und einen Kuss von der hübschen Frau als Stärkung auf den Weg erhalten hatte, mit der gewöhnlichen, für seine Leibesstärke erstaunlichen Behendigkeit dem Boten folgte.

Eine Viertelstunde später trat auch Carlotta aus dem Pfarrhause. Der Landessitte gemäß mit einem schwarzen, bis zu den Hüften reichenden Spitzenschleier verhüllt, schritt sie längs dem dunkelnden Strande dem Castelle zu.

Es regnete und stürmte nicht mehr, nur die See grollte noch, und riesige Nebelgestalten entstiegen der Tiefe, als schwebten Geister der Unterwelt zum Himmel empor. Aus der Ferne tönte schwermüthiger Sang heimziehender Schiffer, von dem missstönenden Gekreische der Möven begleitet. Dunkel waren Land und See, nur von der Bucht her blinkten die weißen Klippen, vom nie rastenden Wogengischt umrauscht.

Traurig düster wie die Nachtlandschaft war auch die Seelenstimmung der einsamen Wandlerin. Der Entschluss, ihre geheime Liebe zum Opfer zu bringen, dem Jugendgenossen das gegebene Versprechen zu halten, war durch die Erkenntnis erschüttert, dass damit nicht nur das eigene, sondern auch das Lebensglück des Mannes zerstört werde, der ihr theurer war wie das Leben selbst. Irre an sich und ihrem Urtheil, hatte sie zu dem greisen Lehrer, dem Freunde ihres Vaters, Zuflucht genommen, ihm ihr banges Herz eröffnet bis auf jene geheime Kammer, welche ihre jungfräuliche Liebe für den ritterlichen Beschützer barg.

Dem erfahrenen Menschenkenner gegenüber bedurfte es jedoch weiterer Geständnisse nicht, um auch dieses zarte Geheimnis zu errathen. Umsomehr betrübte es ihn, seinem Liebling keinen freundlich erlösenden Ausweg weisen zu können. Kannte er doch den leidenschaftlichen Charakter Ceccos zu genau, um nicht zu befürchten, dass jedes in seinen Weg gelegte Hindernis für ihn und andere verderblich werden müsse, dass in diesem Falle der dornenvolle Pfad der Pflicht nicht zu umgehen sei.

„Wer seine Pflicht thut, kann nie ganz unglücklich sein, und andere beglücken, ist an sich schon Glück!" Dies waren die letzten Worte des Greises.

Und Carlotta sprach sie immer wieder vor sich hin, um den Sturm zu beschwichtigen, der sich in ihrem jungen Herzen gegen die Weisheit des alten Mannes auflehnend erhob.

Am Ziele ihres Weges fand sie die äußere Castellpforte zu ihrem Erstaunen weit geöffnet und auf dem freien Platze vor der zweiten Pforte eine zahlreiche Versammlung von Männern und Weibern, welche den Namen Ambrosio unter allerlei Verwünschungen im Munde führten, bei ihrer Annäherung aber verstummend und scheu zur Seite wichen.

Angstergriffen presste Carlotta die pochende Hand aufs Herz, und schritt, ohne eine Frage zu wagen, in die mit Windlichtern beleuchtete Vorhalle, wo ihr Graf Francesco bleich und ernst entgegentrat.

„Fassen Sie sich, Fräulein", sagte er, ohne den Freudenstrahl im Auge des beklommenen Mädchens zu bemerken, „es ist ein Unglück geschehen, doch kann das Äußerste vielleicht noch abgewendet werden."

Carlotta wusste jetzt, dass das Geschehene nur Cecco betreffen konnte. Auf den Arm des Grafen gestützt,

fand sie den Schwerverletzten auf dem Lager des Castellherrn gebettet, schwer athmend, bleich, mit geschlossenen Augen, der ernste Blick Dr. Forestieres aber sagte ihr, dass die Hoffnung, das Leben des Verwundeten zu erhalten, aufgegeben sei.

Auf seine Körperkraft und Gewandtheit vertrauend, war Cecco auf die Nachricht, dass Ambrosio abermals in den Klippen gesehen wurde, von dem ungestümen Drange, den Verhassten in seine Gewalt zu bringen, ohne die nöthige Vorsicht in das Labyrinth der umbrandeten Felsentrümmer vorgedrungen, deren geheime Schlupfwinkel dem alten Schmuggler zum Verstecke dienten. Rücklings angefallen, war er dann nach kurzer Gegenwehr in seinem Boote zusammgestürzt, und von den ihn suchenden Fischern ans Land gebracht worden.

Von seinem Gegner zeigte sich keine Spur. Nach mehreren Tagen fand man in ziemlich weiter Entfernung von dem Kampfplatze einen von der Flut ans Ufer gespülten Leichnam, welcher durch Ceccos bis zum Hefte in die Brust begrabenen Dolchmesser zweifellos als der Ambrosios gekennzeichnet war.

Graf Francesco und der Doctor hatten sich zurückgezogen, um die Vertobten in der feierlichen Stunde eines Abschiedes für die Ewigkeit allein zu lassen.

„Cecco, ich bin es, deine Braut!“ sagte Carlotta mit sanft zärtlicher Stimme, indem sie sich erschüttert über den Verwundeten beugte, dessen verschleierter Blick verständnislos auf ihren Zügen ruhte.

Und als ob dieser Anblick das fliehende Leben noch einmal zurückriefe, klärte sich das Auge des Sterbenden, trat ein wehmüthiges Lächeln auf die blassen Lippen. „Gott sei Dank, dass ich dich noch einmal sehen, deine Verzeihung mit hinüber nehmen darf“, sagte er mit kaum hörbarer Stimme.

„Meine Verzeihung, Cecco?“

„Ja, Carlotta. Siehst du, im Tode sieht man schärfer wie im Leben — es war thöricht und schlecht von mir, dich an mich zu ketten, obschon ich wusste, dass dein Herz nicht —“

„Stille, stille, Cecco! Was sprichst du da? Du wirst nicht sterben, unter meiner Pflege wirst du genesen, und dann“ —

„Nicht doch, der Tod sitzt mir auf der Zunge, — lebe wohl, Carlotta — lass mich sterben — in deinen Armen!“

Carlotta umschlang den Jugendgespielen, der sie so oft in seinen Armen getragen, und legte sein Haupt sanft an ihre Brust.

„Richtet nicht, — auf dass ihr —“ hauchten seine Lippen, dann schloss er mit einem letzten Dankesblicke für Carlotta die Augen, der Athem stockte — eine befreite Menschenseele entschwebte ihrer Erdenhülle.

Am Tage nach der Beerdigungsfeier des Gemordeten verließ Graf Francesco das Castell, ohne sich von Carlotta nochmals verabschiedet zu haben. Nicht nach Deutschland führte ihn jedoch sein Weg, sondern wie er P. Agostino mittheilte, nach Frankreich, um seinen Bruder im Kloster der Karthäuser zu Chortreuse aufzusuchen.

Fast gleichzeitig verließ auch Carlotta ihr bisheriges Asyl, um während der Abwesenheit Portiunculas die Haushaltung ihres väterlichen Lehrers zu führen, ein Amt, das ihr auch noch nach der Rückkehr der alten Dienerin überlassen blieb. Die Genesene war zwar von ihren Schmerzen befreit, musste aber wegen andauernder Schwäche jeder Thätigkeit entsagen und in Geduld hinnehmen, dass ihr Hass von der vermeintlichen Feindin mit Liebeswerken vergolten wurde.

Tage stiller Trauer und Einsamkeit folgten, nur durch die Hochzeitsfeier des Doctors mit Frau Benevenuta unterbrochen, bei welcher Gelegenheit sein Freund Giustini in der

That durch ein umfangreiches Festcarmen den Beweis lieferte, dass er die verlorene poetische Ader wieder gefunden.

In den ersten Monaten ihres Aufenthaltes im Pfarrhause erschrak Carlotta, so oft ein Wagen auf der Straße anhielt, oder der Tritt eines Fremden sich vernehmbar machte. Als sich aber dieser halb bange, halb freudige Schreck stets gegenstandslos erwies, als auch der Winter ohne die geringste Kunde von dem Verschollenen kam und gieng, da pochte ihr junges Herz immer ruhiger und hoffnungsloser, waltete sie endlich in stiller Ergebung ihres Amtes.

Bisweilen nur, wenn sie in einsamen Stunden die Erinnerung an Vergangenes wie ein schöner Traum überkam, drängte sich noch eine verstohlene Thräne in das helle Auge, entfloh den wehmüthig zuckenden Lippen das Schmerzenswort: „Vergessen!"

Schluss.

„Sei mir gegrüßt, Vater Rhein, du ewig junger, rebenbekränzter deutscher Strom! Wohl hast du oft Umstrittener, Blut und Leben viel Tausender deiner Kinder gekostet. Du aber spendest dagegen in unerschöpflicher Fülle neues Leben, frisches Blut, und gätte es heute wieder, dich vor frecher Räuberhand zu schützen, bei Gott, des Lebens höchstes Glück, ich setzte es nochmals freudig ein für dich, du alter treuer Hort des deutschen Volkes!"

Also sprach ein junger blühender Mann, der trunkenen Blickes von dem hohen Standpunkte eines altersgrauen Schlossfölles die zu seinen Füßen ausgebreitete Sommerlandschaft schaute.

Noch lag ein zartduftiger Morgenschleier auf den höheren Geländen, manch köstlichen Reiz verbergend, doch die neugierigen Sonnenstrahlen beseitigten Hülle um Hülle, bis sich die ganze Pracht des Bildes mit seinen waldumrauschten Bergen, seinen grünen Rebenhügeln, mit all den in der klaren Flut des Stromes sich spiegelnden Ruinen, Schlössern und Klöstern, mit den sich wie schämig versteckenden Dörflein und Städtlein dem Beschauer zeigte.

„Mit wem hält mein theurer Herr und Gebieter hier Zwiesprache? Doch nicht mit der gefährlichen Loreley, die da kämmt ihr goldenes Haar mit goldenem Kamme, und ein Lied singt von wunderbarer Melodei?" fragte in fremd klingendem, doch äußerst wohllautendem Deutsch eine reizende Dame, welche unbemerkt aus dem Innern des Schlosses auf den Altan getreten war, und den Arm traulich um die Schultern des monologisierenden Träumers legte.

Dieser bedeckte die schöne kleine Hand mit zärtlichen Küssen, ehe er lächelnd erwiderte: „Nicht doch, der bösen Nixe Kämmen und Singen ist dem Glücklichen gegenüber, der sich des Lebens Sonnenstrahl für immer eingefangen, vergebliche Mühe. Meine Worte aber galten dem alten Flussgotte da unten, der in alter Sagenzeit den Nibelungenschatz, noch heute aber deutsche Kraft und Treue hütet zum eigenen Schutze. Und nun, sieh selbst mein Lieb, ob ich dir zuviel gesagt von dem Paradiese, das der Alte um sich geschaffen."

Die schöne Frau ließ den bewundernden Blick des tiefblauen Auges sinnend über Berg und Thal und über den jetzt im vollen Sonnenlichte goldig flammenden, von Schiffen und Booten belebten Strom schweifen.

„Nein, du sagtest nicht zu viel, Lieber", sagte sie dann. „Soviel des Schönen wir auch auf unserer Reise gesehen, dieser Erdenfleck ist unvergleichlich, und lässt mich deine Vorliebe für dein zweites Vaterland gar wohl begreifen."

„Und wird auch meine holde Blüte des Südens es lieb gewinnen?"

„Mir ist, als würde ich auch eine Wüste lieb gewinnen, wäre sie die Wiege deiner Jugendjahre", sagte die Dame, sich innig an den Gatten schmiegend. „Dennoch habe ich Unersättliche eine Bitte auf dem Herzen, die —"

„Die im voraus gewährt ist", ergänzte jener rasch.

„Danke. Ich benützte also die Morgenstunde zur Besichtigung der Räume dieses unseres Heimes, und fand alles gar kostbar und prächtig, wie geschaffen für eine Prinzessin, aber —"

„Nun?"

„Aber deine Carlotta ist eben keine Prinzessin, sondern eine Art von Aschenbrödel, die sich in diesen Riesensälen mit ihren himmelhohen Spiegeln und vergoldeten Möbeln so unheimlich und bedrückt fühlt, als sei dies alles nur eitel Blendwerk und Zauberspuk — nein, du Lieber, für die Tochter des Schullehrers von Sta. Croce ist das nichts. Mit deiner Erlaubnis werde ich mir daher ein paar Stuben mit dem alten Geräthe meiner theuern Mutter einrichten, wo es sich dann auch in den langen Wintern dieses Landes traulich und heimisch hausen läßt."

„Wohl, mein herzliebes Aschenbrödel, dein Wunsch sei erfüllt, doch habe auch ich eine Bitte anzufügen. Die Bitte nämlich, daß ich mir dicht an deinem, mit dem deutschen Hausrath deiner lieben Mutter ausgestatteten Stuben auch für mich ähnliche einrichten darf. Den langen Winter aber sollst du nicht zu fürchten haben, da wir die schlimmsten Monate des Jahres in deiner Heimat zubringen wollen."

„O, du Guter, du wolltest mir zuliebe in dem halbverfallenen finsteren Corsarenthurme weilen, der so traurige Erinnerungen —"

„Nicht im Castelle wollen wir hausen", fiel der Graf lebhaft ein, „sondern in deinem Vaterhause, und auch dort nicht bloß dir, sondern auch unserem alten edeln Freunde P. Agostino zulieb, dem allein wir unser Glück verdanken."

„Ihm allein?" fragte die junge Frau verwundert. „Es war also nicht die geheime Sehnsucht nach deinem Sonnenstrahle, die dich wieder zu mir führte?" fügte sie mit scherzendem Vorwurfe hinzu.

„Nein, du kleine Eitelkeit. Aus deinem tiefen Schmerze um den Jugendgeliebten schloß ich, daß ich dir trotz aller mir bezeigten Theilnahme doch nie mehr war als ein Gegenstand des Mitleids. Und siehst du, auch ich bin eitel, und vertrug den Gedanken nicht, deinen Besitz nur einer solchen Regung deines Herzens verdanken zu sollen."

„O Francesco, wenn du wüßtest, was ich gelitten!"

„Jetzt weiß ich es, du Theuere, damals aber wallte das unselige heiße Blut der Torrente nochmals in mir auf. Dem Geschicke zu trotzen, das mir das höchste Glück zu versagen schien, wollte ich auch alle anderen Gaben von mir werfen, nichts besitzen, um nichts verlieren zu können, nichts mehr hoffen, um nichts mehr zu fürchten, kurz, mich in demselben Kloster begraben, wo mein unglücklicher Bruder die schwere Schuld seines Lebens büßt."

„Entsetzlich!" flüsterte Carlotta, in sich zusammenschauernd.

„Da erhielt ich von unserem greisen Freunde, dem ich meinen Entschluß mitgetheilt, ein Schreiben, das mich dem Leben wiedergab. In gewohnter milder Weise sprach er seine Meinung dahin aus, daß die Selbstkasteiung des Karthäusers als letztes Sühnemittel gewiß nicht verwerflich, mir aber nicht Buße, sondern Selbstbeherrschung und Werkthätigkeit zu meinem wie zum Besten anderer Noth thue. Und dann hielt er mir das Beispiel eines zarten Wesens vor Augen, das, ohne dem Geschicke zu grollen,

des Undankbaren, der es vergessen, in treuer Liebe gedenke, ja um ihm wenigstens geistig nahe zu sein, in jeder freien Stunde die deutschen Werke lese, die er als Andenken —"

„O, o, also verrathen und verkauft!" rief Carlotta unter Thränen lächelnd.

„Ja, verrathen und verkauft um den Preis der Liebe", versetzte Graf Francesco, sein junges schönes Weib innig an die Brust drückend.

„Und siehst du, in jener Stunde, da wir das kleine Gotteshaus von Sta. Croce als Mann und Weib verließen, gab ich dem greisen Freunde und Priester mein Wort, mich nie wieder von dem wilden Blute in meinen Adern fortreißen zu lassen, ein Versprechen, dessen Erfüllung mir an deiner Seite nicht schwer werden wird — oder doch?"

„Wer weiß?" scherzte Carlotta mit ihrem sinnigen Lächeln. „Doch sag', ist dieses Blut wirklich so gefährlich?"

Graf Francesco blickte nachdenklich vor sich hin. „Doch, doch", sagte er ernst. „In seiner plötzlichen Aufwallung gleicht es dem Lavastrome unserer Feuerberge, und hat wie diese des Unheils genug angerichtet.

Indessen sei getrost, mein armes holdes Lieb. Mangel an Zucht und Erziehung mögen wohl viel zu dessen Zügellosigkeit beigetragen haben. Das aber soll, wenn das Geschick uns zu Stammeltern eines neuen Geschlechtes bestimmt, anders werden. Der Tropfen milderuden Blutes, der als Erbe deutscher Mütter in unseren Adern rollt, soll gehegt und gepflegt in den künftigen Trägern unseres Namens, zum kräftigen Strome werden, auf dass sie als deutsche Männer an ihrem Vaterlande sühnen, was ihre Vorfahren an ihm verschuldet."

„Das walte Gott!" flüsterte die junge Frau mit zärtlich vertrauendem Aufblicke zu dem letzten Stammhalter der Grafen della Torrente.

Lass' es sein!

Feinde zu verderben
Ist ein froher Ritt;
Um das Bräutchen werben
Ist ein banger Schritt;
Sterben, sterben, sterben
Ist ein' bitt're Freud';
Erben, erben, erben
Ist ein süßes Leid.
Süßes Leid, ich mag dich nicht,
Bitt're Freud, ich klag' dich nicht,
Banger Schritt ich wag' dich nicht,
Mit Menschenbrüdern schlag' dich nicht.

M.

Eine Erinnerung an Vacano.

Mitgetheilt von Paul Andow.

Die „Sphinx“, Zeitschrift für Geistes- und Seelenleben in Braunschweig, veröffentlicht unter anderem stets Interessanten eine Erzählung, welche höchst seltsam und doch in gewisser Beziehung glaubhaft ist. Wir sind in der Lage, die Geschichte mitzutheilen.

Paul Andow schreibt:

„Donnerstag den 10. Juni 1892 brachten die Zeitungen die Nachricht von dem «gestern» erfolgten Tode Emil Mario Vacanos. Geboren zu Schönberg in Mähren, ein vielgelesener Autor ꝛc. ꝛc., wie so die Schablone der Nekrologie schnörkelt und nachpinselt. Meine Aufgabe hier ist es aber nicht, einen literarhistorischen Nachruf des Verstorbenen hinzustellen; ich habe nur das Jugendbild des Dichters vom Standpunkt des Übersinnlichen aus zu skizzieren, und zwar nach den Mittheilungen einer Schriftstellerin, welche merkwürdige Dinge durch diesen damals noch blutjungen Dichter erlebt hat.

Lassen wir die Dame selbst sprechen, und zwar mittelst ihrer vertraulichen Mittheilungen an mich, an denen ich formell wenig zu ändern oder auszulassen hatte, und die ich, getreu nach dem Originalmanuscripte hier wiedergebe.

„Ich lernte Emil Mario Vacano kennen, ehe ich ihn kannte. Dieser Ausspruch möchte, einem Dichter gegenüber angewendet, nicht so unmöglich klingen, aber mit meinem Bekanntwerden mit dem seelengnten „Miltschi“ hatte es eine andere, eigenartige Bewandtnis. Ich war ja damals eine einfache, vielgeplagte Hausfrau, Gattin und Mutter. Wo hätte ich wohl von dem jungen, nur erst in gewissen Kreisen bekannten Dichter gehört, wie wäre eines seiner ersten in Berlin gedruckten Bücher nach Mähren in meine laute, sonnige Kinderstube gedrungen?

Wohl aber geschah etwas anderes, alltägliches — modernes. Mein Eheglück begann zu wanken, mein Lebensschifflein wurde leck und hatte Wasser gefasst — es war im Sinken.

Es ist hier nicht der Ort, zu schildern, wie ich litt, sondern, welche Folgen der Zusammenbruch meines Glückes auf meinen seelischen Organismus ausgeübt hat, und wie dieser mir auf dem Wege des Unbewussten die Individualität Vacano's vorausgemeldet hat. Ich wurde von theilweisem Autosomnambulismus befallen, als was ich meine Seelenvorkommnisse und Zustände später erkennen musste.

Es war im zeitigen Frühling 1865 zu Olmütz in Mähren, wo ich, nachdem ich meine Kinder zur Ruhe gebracht hatte, mich allabendlich dem ausschweifendsten Schmerze hingab. Tagsüber dem kleinen Hauswesen mit peinlichster Sorgfalt vorstehend,

ſchluckte ich meine Thränen hinunter, um ihnen, ſobald die Kinder ſchliefen, die Hausmagd ſich zur Ruhe legte und ich im Hauſe allein war, den freieſten Lauf zu laſſen. Ich bekam jeden Abend Schluchzkrämpfe, ſo daſs ich Krämpfe in den Armen fühlte und meine Daumen ſich in die unwillkürlich feſtgeballten Fäuſte hineinzogen. Ich wäre ſicherlich mit der Zeit in Starrkrampf verfallen, wenn nicht die herrliche Naturgewalt des Somnambulismus heilſam über meinen Organismus hereingebrochen wäre.

Eines Abends, anſtatt Armkrämpfe zu bekommen, erblicke ich das ganze Zimmer, in welchem ich mich befand, blut- und glutrot, wie ein lodernde Feuer, vielmehr erfüllte ein Meer, ein Nebel, ein Fluidum, flammend das Zimmer, derart, daſs ich weder die brennende Lampe, noch die Einrichtung, noch meine Hand, Kleider und Füße ſehen konnte — kurz, daſs ich außer dem leuchtenden Roth um, über und unter mir, nichts ſah.

Wie ich ſo um mich blicke, mit meinen Augen die undurchblickbare rothe Luft zu durchſchauen trachte, erhebt ſich in der Höhe vor mir, etwa in Manneshöhe, mir gegenüber eine ſchwarze, eigenthümlich geformte Schrift in deutſchen Lettern, in Versreihen, in einer fremden, deutlichen und charakteriſtiſchen Handſchrift. — Unwillkürlich las ich — und fand Gedichte, Gedichte, welche mein eigen Empfundenes und Erlebtes in ungereimter und auch in gereimter Form brachten. Das erſte war:

Erinnerung.

Könnt' ich in meinem Schmerz
Einmal vergeſſen dich!
Ich ſeh' in hellem Licht
Dein Bild vor mir erſcheinen.
Du liebſt, du liebleſt mich.
Du konnteſt mir entſagen. —
O theile ich dein Los!
Ich wollte dich beſitzen
Um jeden Preis auf ewig —
Das Schickſal griff ins Rad —
Es hat mich auch zermalmt.

Ich war freudig erſtaunt über das ſeltſame Phänomen und wunderte mich ſehr darüber, meine poetiſch verdolmetſchte Herzensgeſchichte vorgezeigt bekommen zu haben, aber — ich konnte die Viſion nicht wegbekommen. Ich ſah nichts als die undurchdringliche Röthe um mich herum, und das Gedicht in feiner zierlich kräftigen deutlichen Schrift rührte ſich nicht von der Stelle. Was thun, um wieder zu ſehen? Das zu ſehen, was wirklich iſt, das Zimmer, die Kinder, das Licht, mich ſelbſt?

Da kam mir ein Gedanke. Den Bleiſtift ſuchen, nieder- und abſchreiben, was da oben ſteht. Ein tappender Griff nach dem Schreibtiſche, Papier, Bleiſtift, und ich begann, ſo gut es gieng, ohne Hand, Papier und Schrift zu ſehen, das über und vor mir in der Luft ſtehende Gedicht abzuſchreiben.

Und in dem Maße, als ich die Buchſtaben, Worte und Zeilen abſchrieb, verſchwanden dieſe in der rothen Luft, und mit dem letzten Schriftzug des Gedichtes war auch der rothe Nebel fort, das Zimmer war wieder da, die ſchlafenden Kinder, ich ſelbſt, und hätte ich nun auch denken wollen, alles ſei nur ein Traum geweſen — das Gedicht lag vor mir — ein Zeuge aus dem Jenſeits, aus der vierten Dimenſion, aus dem Eden dieſer Welt, in welches uns nur ſo außerordentlich ſelten zu blicken erlaubt iſt.

So kamen allabendlich die Schluchzkrämpfe wieder, denn der heftige Schmerz um das verlorene Lebensglück war ſelbſt durch dieſes Wunder nicht ſogleich getilgt, durch das Wunder, welches allabendlich wiederkehrte und jedesmal ſo lange währte, bis das in der Luft ſtehende Gedicht abgeſchrieben war. Wenn ich die Abſchrift des täglich erſcheinenden Gedichtes, welches immer ein anderes, aber auf meine Leidensgeſchichte bezügliches war, vollendet hatte, verſchwand es jedesmal ſammt der rothen, das Zimmer erfüllenden Luft,

und ich war wieder normal, beruhigt, wohlauf. Ich pflegte dann zu speisen und zu Bette zu gehen.

So gieng's durch zehn Tage. Alle Tage ein Gedicht unter denselben Umständen erschienen und verschwunden.

Ich hielt meine übersinnlichen Erlebnisse damals und lange Zeit darnach geheim, in dem richtigen Instincte, dass mich niemand verstehen würde.

Äußerlich hatte sich manches in meiner Ehe gebessert, ich besuchte wieder Gesellschaften, die mir, der von Seelenwundern Erfüllten, entsetzlich langweilig, schal und nichtig dünkten.

Da kam plötzlich unsere Übersiedlung nach Brünn in Mähren und mein Gemahl kam in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes alldort einmal sehr heiter nachhause, und schilderte mir seine angenehme Begegnung mit Emil Vacano.

«Und denke dir, Laura», schloss er seine Rede, „dieser vortreffliche junge Mann ist noch dazu ein entfernter angeheirateter Verwandter von mir, eine Art Cousin. Er freut sich sehr, auch dich kennen zu lernen, hat mir hier ein Billet für dich mitgegeben, er wird sich dir morgen vorstellen." Sprach's und reichte mir ein Briefchen, dessen Adresse schon mir das Herzblut vor Schrecken stocken machte. Es war dieselbe Schrift, in welcher jene seltsam geheimnisvoll in rother Luft von mir erschienenen Gedichte geschrieben waren!

Es ist mir heute, bei meinem kritischen und so sensitiven Forschertalent, kaum verständlich, wie ich damals über diese wichtige, übersinnliche Thatsache hinweggekommen bin, ohne was ich dachte und empfand auszusprechen. Viel mag wohl die Furcht dazu beigetragen haben, von meiner Umgebung oder von meinen Freunden, denen ich mich etwa hätte anvertrauen können, für verrückt gehalten zu werden, dass ich imstande war, über das Erlebte zu schweigen. Ich schwieg also, aber der gute, ahnungslose Miltschi, den die oft so gnädige Natur mir in meinem Trance zu Olmütz voraus angekündigt hatte, wurde wirklich mein Arzt, wider sein Wissen und ohne seinen Willen. Er wurde mein Arzt, wenn auch auf großen Umwegen, denn er war der erste Mann von der Feder, mit dem ich gesellschaftlich und familiär verkehrte, und er behauptete, dass in mir poetisches Talent stecke.

Tief verwundet ins Mark getroffen durch mein erschüttertes Lebensglück, — was wäre aus mir, dem blutjungen, leidenschaftlichen, phantasiereichen Weibe geworden, wenn in mir nicht der Gedanke an die Poesie lebendig geworden wäre? Ich hätte gewiss bald sterben oder elend verderben müssen.

So aber schickte Gott einen seiner Boten auf Erden, einen Dichter zu mir. Miltschi, mit dem ich bei uns und in seinem Familienkreise nun öfter und bald auch täglich verkehren konnte, weckte durch seinen reichen Geist, durch seine feine Bildung, durch seine vielen Kenntnisse, vor allem aber durch sein „liebes Herz", die magischen Kräfte meiner Phantasie. Ein Bewunderer alles Schönen, Guten, Besonderen, liebte Miltschi uns beide, meinen Mann und mich. Er liebte unsere herzigen Kinder, er hätte — oberflächlich wenigstens — unsere zerbrochene Pflichtkette wieder zusammen zu fügen vermocht, wenn er, der junge Adept, nur zu oft selbst Medium, es verstanden hätte, die geheimnisvollen Gewalten, welche nun um uns alle aufstiegen, zu bannen, zu bewältigen und auszunützen. Nur ein Fachmann kann es verstehen, welche Gefahren für uns alle hier erwuchsen.

Mein Schmerz wandelte sich zuerst in Verklärung und — waren die Gedichte in der rothen Lichtflut zu Olmütz der erste, elementare, vollkom-

men unbewusste Ausbruch meines poetischen Talents, welches mir auf Emils Anregung später zum Bewusstsein kommen sollte — begeistert durch Miltschis schriftstellerische Arbeiten, begann ich nun, poetische Versuche in Prosa zu entwerfen. Aber unreif, wie mein Wesen noch war, beeinflusst durch die dunkle Phantastik, wie sie durch Emils erste Arbeiten geht, vermochte ich meiner seelischen Schaffenskraft nicht zu gebieten und anstatt in Kunstform auf dem Papiere zu schaffen, artete die poetische Gewalt in mir ins Visionäre und ins Hallucinative aus.

Zur gesteigerten Aufregung meines sensitiven Nervensystems und meiner überreichen Phantasie trug dazu damals der Umstand bei, dass der von ihm sehr geliebte Bruder meines Gemahls in unserem Hause hilflos hinsterbend dalag.

Nach seinem Tode sah ich denselben als Doppelgänger unter den Fenstern vorübergehen.

Als die schrecklichen Sterbegedanken nach dem Tode meines Schwagers ein wenig vorüber waren, heiterte sich meine Seele im täglichen Beisammensein mit Emils Mutter und mit ihm zu einer oft ans Unheimliche grenzenden Freude und Heiterkeit aus. Seine Mutter, eine wunderschöne blonde Matrone, weißrosig im Gesichte wie ein Mädchen, mit jenen großen, grünen Sonnenaugen, welche des Dichters Emilien und Marien so oft in seinen ersten Romanen haben und die er auch selbst, der das leibhafte Abbild seiner Mutter war, besaß, hatte mich sehr gerne, und ich betete sie mit meinem nach durchgeistigter Liebe verschmachtenden Herzen geradezu an.

Morgens um neun Uhr war ich immer schon in der Fröhlichergasse, wo Vacanos wohnten. Da saßen wir drei um den Sophatisch und dachten. Emil und ich, wir konnten oft vor Gefühlsüberschwang und Gedankendrang nicht sprechen. Alles wurde zum Symbol, zur Idee, zum Gedicht. Wir schrieben, die Zettelchen flogen nur über den glatten Tisch hin und her, wir lasen, jubelten, lachten, berichtigten, scherzten und knabberten an den Leckerbissen, welche uns Mama brachte.

Mittags war ich wieder zuhause, nachmittags gab's Partien ins Freie, bei trübem Wetter saßen wir daheim, bei uns oder bei Vacanos. Noch denke ich des Abends, wo ich neben meinem Gemahl auf dem Sopha saß, Emil vor uns auf einem Schemelchen uns bewundernd. Auf einmal sprang er auf und rief, im Zimmer hin- und herlaufend, händeringend: «Ich werde verrückt, ich werde verrückt!»

Auf unsere halb erschrockenen, halb scherzhaften Fragen, warum, antwortete er: «Weil ich nicht weiß, wen von euch zweien ich lieber habe; ich habe euch beide so lieb, so lieb! Ich möchte mit euch zusammen sein, ewig!» —

Und er hatte auch den heißen Wunsch, uns beisammen zu erhalten, aber es gieng nicht. Ich war kein sanftes, duldsames Weib, konnte es damals, hin- und hergerissen von Leidenschaftlichkeit und gefährlichem Phantasiereicht hum, nicht sein ohne hypnotische Hilfe. Damals kannte man keinen Hypnotismus, man nannte das magische Seelenphänomen zwischen zwei Menschen «Magnetisieren» und hatte mit voller Berechtigung eine große Furcht davor. So auch E. M. Vacano damals im Jahre 1865.

Ich aber wurde immer heiterer, geistreicher, gesünder; ich gieng nicht mehr, ich flog, ich berührte die Erde kaum (kann mir demnach das Aufschweben Somnambuler vorstellen); ich, sonst Stümperin auf dem Claviere, spielte sehr gut und mit leidenschaftlichem Vortrag; ich entwarf Prosa und Poesie, freilich letzteres nicht in druckreifer Form — ich hatte ja

weder die Vorbildung zur Schriftstellerei, noch je, außer einigen Briefen, Übung im Schreiben gehabt.

Meine guten Eltern, die damals noch lebten, waren durch mein potenziertes Temperament, durch meinen fast erschreckenden Geistreichthum beängstigt, fürchteten Auffälligkeiten und baten Mama Vacano, mit mir nach Lettowitz in Mähren, wo sich eine entfernte Verwandtschaft vorfand, zum andauernden Aufenthalt in frischer, guter Landluft zu fahren.

Mit Jubel nahm ich diesen Vorschlag an, und schon der Abendzug brachte uns nach dem hübschen Flecken Lettowitz, wo wir in einer sehr poetisch anmuthenden Mühle aufgenommen wurden. Ich war so aufgeregt von den landschaftlichen Eindrücken, von der Freude, mit Mama Vacano allein zu sein, von der Hoffnung, Emil in dem Paradiese, als was mir dieses Stück Erde damals erschien, bald zu sehen, dass ich nicht schlafen konnte.

Ich lag die ganze Nacht halbwachend, traumwachend. In einer lichten, sehr fein polierten Chiffoniere meines Schlafzimmers sah ich beim Vollmondschein deutlich und hell ein Todtenbett, Miltschi als Leichnam darauf liegen. Ich wusste, er sei todt, hatte aber das bestimmte Gefühl, dass er noch lebe. Ich erzählte der guten Mama auf ihre Frage, warum ich nicht schlafe, von dieser nicht wegzubringenden Vision und bat, selbst hinzusehen, ob sie das schreckliche Bild sähe. Sie sah aber nichts, und gläubig, wie sie war, betete sie, und wir beteten zusammen.

So sah ich das Bild durch einige Nächte und endlich, wohl erst auf die Nachricht hin, dass Emil nach Lettowitz kommen werde, verschwand der Leichnam, aber nur, um einem schwarzen Grabobelisk mit goldenen Verzierungen platzzumachen. Dieser Obelisk blieb stereotyp jetzt als Visionsbild im Spiegel der polierten Chiffonierethür, so oft ich mich schlafen legte und im Mondschein hinsah.

Der Tag der Ankunft meines Adepten brach an. Ein herrlicher Junimorgen. Die Glockentöne vom Dorfkirchlein her, Sonnenlicht, Vogeljubellieder, das zitternde, elektrisierende und doch wieder so einschläfernde Geklapper von allerlei Mühlrädern. Dazu der lichte Mehlstaub auf den Gesichtern der Arbeiter, der jeder Physiognomie einen Hauch des feineren, zarteren gab. Der frische, herbe Mehlgeruch, die vielen blühenden Blumen im Garten und auf den Wiesen, die festlich hergerichteten Sträuße auf dem Kaffeetisch, die Koch-, Back- und Bratarbeit in der Küche, für den lieben, zu erwartenden Gast!

Ich war im Trance vor Vergnügen, vor Freude, vor Glück. Was uns heute die Wiener Mode so sehr anpreist, dass wir uns auf dem Lande in Bauernkostüme kleiden sollen — ich that es im Überschwang meiner Lebenslust. Ich litt keinen Widerspruch Mamas, noch der jungen, herzensguten Müllerin, und wählte aus ihrer bäuerlichen Garderobe Rock, Mieder, Schürze und stellte mir ein Kostüm zusammen. Seltsamerweise kam blau und lila vorherrschend bei diesem Anzug vor, und ich höre noch heute Emils Ausspruch dieser damals unmodernen Farbenzusammenstellung gegenüber: „Auf dir erfindet sich die Harmonie der Farben.“ Ich trug Rosen im Haar, welches ich mit spanischen Goldkämmchen zu beiden Seiten hinaufgesteckt hatte und welches über dem Scheitel in zwei Lockenthürmchen hinaufstieg, die wir humoristisch Hörnchen nannten. Und — als die Glocke der Uhr schlug — ihm entgegen.

Wie heute seh' ich's noch. Ich war immer kurzsichtig, bin es noch, damals aber sah ich sonnenhell und klar. Gegenüber der Mühle, recht weit, war der Bahnhof, Wiesen, Bäche und viel weidendes Vieh dazwischen. Ich hatte

meine Freude, Emil zu necken, denn die Wege vom Bahnhof zur Mühle giengen rechts und links in weitem Bogen und er wuſste nicht, welchen er einſchlagen ſollte. Mit einer Schar weißer Tauben zugleich war er im Portale erſchienen. Ich lief bald links eine Strecke, bald rechts eine Strecke, ſo daſs auch er, immer von den Tauben über ſeinem Haupte begleitet, bald nach rechts, bald nach links lief, ohne mir näher zu kommen. Endlich blieb er im Laufe nach links, die Tauben flogen zum Bahnhof zurück und er gelangte feitlings zur Mühle.

Da war er nun, der liebe, goldene Miltſchi, mit ſeinem rothgoldigen Lockenkopf und ſeinen nixengrünen Engelsaugen, die unter den dunklen Augenbranen und den langen dichten Wimpern ſo faſcinierend ſchauen konnten.

Eine jubeltolle Mahlzeit ohne Wein und Bier; aber nektarraufchig waren wir beide. Kein Blumencorſo bietet ſolchen Blumenregen, wie wir ihn für einander hatten. Wir tanzten, hüpften, jauchzten, wie vor Freude halb beſeſſene Kinder.

Der klugen, beſonnenen Mama war aber dieſer ſchrankenloſe Jubel unheimlich, vielleicht nicht mit Unrecht. Ungeregelter Somnambulismus kann ja leicht zum Überſchnappen führen. Sie zog Emil fort, in eine Ecke des Zimmers, und beredete ihn zur Abreiſe. Da ſah ich, was eine Mutter über ihren Sohn vermag. Er wurde ernſt, kehrte in ſich zurück und kam auf mich zu — um wieder abzureiſen. Ich ſchrie auf und wollte ihn nicht fortlaſſen.

Da — er hatte öfters vorher und nur völlig objectiv vom Magnetiſieren geſprochen, wer von überſinnlicher Anlage iſt, denkt, lieſt darüber und beſchäftigt ſich ja mit derlei — da ſpreizte er ſeine zehn Finger gegen mich aus und hielt ſie einige Secunden über meiner Bruſt.

Ich erſtarrte, er gieng, und ich fank aufs nahe ſtehende Sofa.

Von dieſem Augenblick war eine ſonderbare Veränderung mit mir vorgegangen. Ich fühlte eine Schwere in meinen Gliedern, ich war wie mit Blei gefüllt. Meine Heiterkeit war verſchwunden und hatte einer ernſten, phitoſophierenden, religiösweihevollen Stimmung platzgemacht. Mein Schritt war langſam und ſchwer, ich konnte keine Stunde auf ſein, ohne dazwiſchen von einer Schläfrigkeit befallen zu werden, die mich wo ich gieng oder ſtand und ſaß, hinſinken und tief und überaus feſt einſchlafen ließ. Wenn ich erwachte, hatte ich das Gefühl, aus einer andern Welt gekommen, und endloſe Zeiträume fortgeweſen zu ſein. Auf meine jedesmalige Frage, wie lang ich geſchlafen habe, nannte man mir immer nur Minuten.

So ſchleppte ich mich dahin, durch neun Tage, mied nach Möglichkeit Speiſe und Trank, kränzte mich täglich mit friſchen Roſen, dachte und träumte die Löſung des Wetträthſels, religiöſe Gedanken erfüllten meine Phantaſie. Emil muſste, von ſeiner frommgläubigen Mutter beeinflufst, mir ähnliche Gedanken ſuggeriert haben, welche dann mit meinem in mir ſchlummernden dichteriſchen Talente zugleich in lebhafteſter Weiſe meine Phantaſie zu beſchäftigen begannen.

Alles, was ich von Kindheit auf aus der Bibel und aus dem Katechismus gelernt hatte, wucherte poetiſch als Viſion in und außer mir auf. Die Welt war mir zum Paradieſe geworden — der herrliche Sonnenſchein und die blendende Innipracht der Landſchaft trugen das ihre dazu bei. Ich ſah die Menſchen, verwunſchene Geiſter, um mich herumwandeln; ich hatte damals die eigenthümliche Sehergabe, auf jedem Antlitz zu erkennen, ob es eine lichte, ſeraphiſche, oder eine dunkle, dämoniſche Seele verberge. Manchen ſah ich es an, daſs ſie, öfters wiedergeboren, nur mehr eine Läuterungsincarnation durchzu-

machen, oder irgend eine Miſſion hienieden zu erfüllen haben. So die alte, ſtattliche, ungebildete und doch wunderbar verſtändnisinnige religiöſe Müllerin, die ein Jahr darauf mit dem Muthe und der Kraft einer Seligen ſtarb; mancher ſchien mir noch viele Thierſeelen im Leibe zu tragen, oder gar erſt der Thierincarnation ſelbſt entſprungen zu ſein. Manchem blickte geradezu Satan aus den Augen — mit Grauen wich ich ſolchen aus, oder ſprach einer zu mir, redete ich ihn mit heiligen Legenden und Worten der Schrift an.

Dieſes prieſterhafte Reden und Gleichnis predigen ergriff die Hausgenoſſen und alle Landleute, die mir begegneten. Wenn ich durch Felder und Wieſen gieng, immer mit der braven Frau Caroline, der alten Müllerin, da knieten die Landleute am Wege vor mir nieder, oder ſie warfen Rechen und Sichel weg beim Heumachen, bekreuzten ſich und riefen: „Svata ide, svata ide!“ *)

Ich, in meiner ſtereotypen, poetiſch-ekſtaſiſchen Kriſe, nahm dieſe naive Huldigung des wundergläubigen Landvolks nicht übel. War mir doch letzterer Zeit namentlich Emils Weſen ſo chriſtusartig erſchienen, daſs ich ſogar den ſchief von der Achſel bis zur Hüfte gehenden Staubſtreifen an Emils Alltagsröckchen, welches er im Kleiderkaſten vergeſſen hatte, für ein Zeichen der Gnade nahm. Hat nicht Chriſtus auf dem Kalvarienberge ſein Kreuz hinaufgetragen? War Emil nicht vielleicht das erwählte Medium, in welches er ſich mir, ſeiner niederſten Magd, jetzt manifeſtiert hatte?

Es war jenes Moment über mich gekommen, welches über alle echten Somnambulen kommt: die religiöſe Ekſtaſe. Ich lebte in Seelenwundern und erwartete immer neue Wunder. Nachts im Windeswehen hörte ich die Rieſenſchritte Gabriels des Meilenlangen in den Wolken, ich erwartete Aufträge und Botſchaften zur Beſeitigung aller Übel der Welt, zur wirklichen Erlöſung der Menſchen vom Tode.

Im katholiſchen Glauben als Kind erzogen, kehrte mir alles, was mir in der Kindheit heiliges Geſetz war, jetzt durch den gläubig katholiſchen Miltſchi wieder. Aber der Dichterin, der damals noch embryoniſch ſchlummernden, und doch von lebenskräftig pulſendem Forſchergeiſt beſeelten, behagte ſchon damals nicht der Mythos von dem formloſen, bloß gedachten „Himmel“. Mein tiefſinnen geſunder Lebensdrang zwang meiner Phantaſie die Hypotheſe von der Seelenwiederkehr auf.

Mama Vacano war fortgezogen, mich der Frau Caroline überlaſſend, ſie war zu Emil nach Brünn zurückgekehrt, und da ſie ſowie meine Eltern (vielleicht auch Emil ſelbſt), ihn für die Urſache meiner Krankheit hielten, ſo erhielt ich keine Nachricht von ihm oder über ihn, ich wuſste nicht, ob er geſund war oder auch nur lebte. So begann der Gedanke an den Tod, den ich damals licht und klar nur als ein Moment des Lebens, auch des individuellen, erblickte, meinen Geiſt zu beſchäftigen. Namentlich begeiſterte mich der Gedanke an die Wiederverkörperung auf das gläubigſte, und da Emil in einem Roman einſt die Geſchichte einer Seele erzählt hatte, beſchäftigte ich mich lebhaft mit dieſer Unſterblichkeitshypotheſe.

Merkwürdig war es, daſs mich damals Menſchen und Thiere auffallend liebten. Vielleicht weil ich ſanft und gut war. Blaſs war ich wie eine Theerоſe, und neun Tage lang war meine linke Hand, namentlich wenn ich Roſenzweige in ihr feſt hielt, ſo daſs die Stacheln ins Fleiſch drangen, eiskalt und todenweiß. Die Stacheln fühlte ich nicht, es floſs auch kein Blut. Ich glaube demnach gerne, daſs Somnambulen geſtochen und geſchnitten werden können, ohne es zu ſpüren.

*) Die Heilige geht, die Heilige geht!

Die Hunde liefen mir nach, Geflügel kam mir zu und vor allem gesellte sich mir ein kleiner schwarzer Bock zu, der große, grüne Augen hatte, mit denen er mich immerfort ansah, während er unanshörlich bemüht war, meine Hände und womöglich mein Gesicht zu lecken.

Da kam mir's lebhaft vor, dass eine Seelenwanderung kein Unsinn sei. Woher hat so ein Thier die Zuneigung zum Menschen in so hohem Grade? Das war doch nicht Fraß- und Schnappzweck des Thieres; ich hatte einen Widerwillen gegen Speisen, fütterte also auch das Thier nicht. Die Liebe dieses Vierfüßlers war demnach uneigennützig! Wenn ich auf der Weide Kühe sah, konnte ich mich an den ungeschickten plumpen Gesichtern nicht sattsehen, deren jedes mir eine Strafincarnation vorzuzeigen schien.

Meine schönste, süßeste Freude waren die Blumen. Da fand ich in jeder eine Sage, eine Legende, ein Symbol. Ich war immer umringt von einer ländlichen Zuhörerschaft und zerpflückte manche Blume, wie die Kornrade, deren jedes Fäserchen ich als ein Modell eines Werkzeuges zur Kreuzigung Christi erklärte; der Kelch der Blume selbst erschien mir in seinen zwei Farben als der weingefüllte Kelch des letzten Abendmahls. Die Kornblumen (Cyanen) mit ihren blauen, in der Sonne fast durchsichtigen Strahlen waren mir ein Bild der Aureole ums sterbende Christushaupt.

So giengen meine Phantasien und Spaziergänge fort, Tag um Tag. Die Landarzte, Ordenspriester im nahen Klosterspitale, erklärten meinen Zustand für hochgradige Hysterie, aber für ungefährlich. Ich aber verlangte plötzlich nach Bad Engelsruh geführt zu werden, und behauptete, dass ich dort genesen werde. Schon der Name des Badeörtchens that mir wohl und übte eine wohlthätige Wirkung auf mich aus. Man wollte mich aber nicht vom Hause fortlassen, man fürchtete die Anstrengung des Gehens für mich (und fahren wollte ich nicht), denn ich hatte volle drei Tage gar nichts gegessen, nur etwas Wasser getrunken; als ich aber versprach, nach dem Bade zu essen, ließ man mich ziehen.

Verklärt und voll seligen Behagens wandelte ich mit meinem süßen kleinen Söhnchen durch die welligen Kornfelder, über Raine und Wiesen, durch Dornrosenlauben und schattige Baumgruppen. Engelsruh liegt mitten im Walde, damals verwildert, halb verfallen, aber reizend.

Mein Bübchen hüpfte immer um mich her, und damals erkannte ich das erstemal deutlich die Gewalt des Gedankenlesens. Was ich just dachte, davon begann das Kind zu plaudern. Ich dachte, um ein Beispiel zu geben, an die blaue Schleife, die ich Emil zum Abschied gegeben hatte, sogleich fragte das Kind: „Mutter, wohin führt der Weg? Nach Schleife?" Und es war nie die Rede gewesen von einem Ort, der etwa Schleife geheißen hätte, noch gab es eine „Schleife".

Ich nahm in Engelsruh ein Wannenbad, lau und von einer ganzen Rosenseife durchtränkt, welche ich in meinen Händen zerrieben hatte. Dreimal tauchte ich meinen Kopf unter das Wasser und, siehe da — wie mit einem stummen Knall, mit einem Ruck, war alles in meinem Kopfe anders.

Nicht mehr Paradies und ewiges Leben, nicht mehr Wiedergeburt und Unsterblichkeit, kein gelöstes Welträthsel mehr, Emil nicht Christus, ich keine Auserwählte, um den Menschen Erlösung zu bringen durch Verkündigung der individuellen Unsterblichkeit, sondern der nüchtern erbarmenlose Alltag, ich eine verzweifelnde, alles Hoffens, alles Glückes beraubte Frau, lächerlich durch ihre Ekstase, vielleicht blamiert durch alles Geschehene, dem Gerede der Welt ausgesetzt. O, nur fort, nachhause, um allein, in tiefster Einsamkeit den schrecklichen, seelischen

Katzenjammer auszuschluchzen, der mich jetzt befiel. . . . . .

Da saß ich nun wieder zuhause mit meinem Bübchen, welches mein einziger Trost war. Mein Gemahl war in ein Nest nach Mähren versetzt worden und schrieb verzweifelte Briefe der Vereinsamung. Er bat mich um sein Kind, das ja das meine war. Ich hätte mit meinem Knaben zu meinem Gemahl eilen sollen, aber ich vermochte mich nicht zu opfern. Er hatte mir das Ideal der Ehe verletzt und — es ist vielleicht eine Sünde gewesen, aber es war eine germanische Sünde — ich konnte in einem idealloſen Leben kein Leben mehr finden. So verweigerte ich ihm das Kind. Emil, der mich bisher nicht einmal brieflich aufgesucht hatte, sandte einmal um den Knaben, den er wiederzusehen wünschte. Ahnungslos schickte ich ihm das Kind — es war ja so herzig und geistreich, daſs es sehr oft von Bekannten zu Besuch ausgebeten wurde — und er fuhr mit dem Jungen nach Mähren.

Diese Handlungsweise illustriert Emils damaligen Ausruf: „Ich werde verrückt, denn ich weiß nicht, wen von euch beiden ich mehr liebe, dich oder deinen Mann.“ Wie konnte er mir, dem unglücklichen Weibe, welches den heißgeliebten Gatten verloren hat, auch noch das Kind rauben helfen? Emil Vacano hat nicht umsonst Vampyre gedichtet, denn er hatte zwei Seelen in sich, eine männliche und eine weibliche, daher sein Eingriff in mein Mutterrecht, dem Freund zuliebe.

Ich setzte mich auf und fuhr zu meinem Mann, fand ihn nicht zuhause und entführte ihm meinen Knaben, indem ich ihm die Nachricht davon zurückließ, was ich gethan hatte.

Da hatte ich aber gesehen, wie inzwischen der übersinnliche Rapport Emils mit mir auch bei ihm seine Wirkung gethan hatte. In Lettowitz hatte ich sein Gesicht in jedem glänzenden Gegenstand, groß oder klein, in Flaschen, Gläsern, auf Porzellantassen, Tellern und Vasen, sogar auf Knöpfen, licht und hell und in Farben, wie lebend und stets nach mir blickend, gesehen; einmal nachmittags saß er sogar plötzlich in Lebensgröße als Doppelgänger neben mir auf dem Sessel und blickte mich unsagbar lieb und eindringlich an, worauf ich ihm mit der Hand durch den Ätherleib fuhr und leise bat: „Verschwinde, du bist mir unheimlich, du bist's ja ohnedies nicht, du sonniges Gespenst —“ worauf das herrliche, wie aus Regenbogenlicht gewobene Bild zerfloſs.

Hier in Emils Stube, wo er mit meinem Gemahl hauste, prangte überall mein Bild, von seiner Künstlerhand gezeichnet und gemalt, in der weißgetünchten Bauernstube. Auf jeder Wand, in jedem Papierkästchen, auf den Fensterrahmen, auf Schachteln und Cassetten, auf jedem Papierschnitzel, sogar auf Wäscheforten und Manschetten, in Heften und Büchern. Und dennoch hatte er mir mein Kind rauben können!

Seitdem waren zwei Jahre verflossen. Mein Knabe war jetzt von rechtswegen bei meinem Manne, dem ich nicht mehr zu folgen vermochte, und ich war wieder einmal dort, um das Kind zu sehen. Kam und erblickte auf seinem Schreibtische einen Brief von Emil, der ihn bittet, in meine Ehescheidung zu willigen. Er freite bei meinem Manne um mich. Als die Sache zur Sprache kam, hielt sich mein Mann vor Lachen die Seiten. Er meinte: Emil sei kein Mann, um ein Weib zu beglücken.

Mir war's gleichgiltig, denn ich war vollkommen ruhig und nüchtern geworden. Als Emil mich ein halbes Jahr darauf besuchte, erschien er mir so ganz anders, so fremd, so wirkungslos in übersinnlicher Beziehung auf mich, daſs von einer Seelenanregung oder gar Aufregung bei mir keine Rede war.

Seither sind viele Jahre verflossen.

Wir haben einander nicht mehr wiedergesehen, wohl aber von Zeit zu Zeit, und dann manchmal Briefe gewechselt. Wo einmal ein so starker magischer Rapport geherrscht hat, kann niemals die geistige Sympathie ganz vergehen. So erwachte immer wieder das Erinnern, das gegenseitige Wohlwollen, ein Sichverstehen, wie es eben nur unter höheren Menschen vorkommen kann.

Als Emils Vater starb — ich glaube es war in den Siebziger-Jahren — hatte ich, noch dazu im Beisein zweier meiner Kinder und einer fremden Dame, eine auffallende Anmeldung. Als seine Mutter starb, nichts mehr, und als er starb, nur in derselbigen Nacht den grauenvollen Traum, dass ein Todter auf einer Bahre, mit dunklem Wachstuch bedeckt, an mir vorübergetragen ward.

Als ich den 10. Juni im Abendblatt des Wiener Fremdenblattes von seinem Tode las, musste ich erschüttert ausrufen: „Emil, Emil, also auch du hast es getroffen, das Ungeheuere, Unbegreifliche, Unabwendbare!“ Und es drang in mich und es zwang mich, diese meine Erinnerungen an E. M. Vacano niederzuschreiben.

Mag die Welt ihn beurtheilen, wie es ihr beliebt: Emil Mario Vacano war eine edle, reine, stark zum Übersinnlichen veranlagte Natur. Irrthümer mochte er begangen haben, wie jeder Sterbliche, aber das Gemeine war ihm fremd und er dürstete nach Gott und dem ewigen Licht.

Möchte man auf seinen Grabstein sein tiefempfundenes Wort setzen: „Das Gottähnlichste am Menschen ist die Treue!“

Osterglaube.

„Freund, wohin mit der Pistole?
Lass den Frevel! Gib sie her!“

«Ach, dies Leid und sachte Welken,
Bruder, ich ertrag's nicht mehr.»

„Nimm geduldig Noth und Sterben,
's gibt ein fröhlich Auferstehn!“

«Eben weil ein Morgen tagt,
Will ich zeitlich schlafen gehn.»

„Gehst du vor der Zeit zur Ruhe,
Wirst du nimmermehr geweckt.“

«Nun, so will ich schweigend warten
Bis aufs Ziel, das Gott mir steckt.»

„Was der Schöpfer mit dir vorhat,
Klar wird es nach kurzer Ruh'.
Ewigen und ungeahnten
Seligkeiten reifest du.“

P. K. Rosegger.

Grüne Ostern und fröhliche Leute.

Ein Osterbild vom Lande und eine Ostermahnung. Von Heinrich Bohnrey.

Nun wieder die grünen Ostern nahen, denke ich an mein fernes Heimatsdorf, in anmuthiger Verborgenheit gelegen im südhannoverschen Berglande. Ich leihe mir die goldenen Flügel der Erinnerung und fliege fort über Berge und Thäler, über Flüsse und Fluren; ich komme an ein Zauberschloss, die Thore springen auf, und ich schreite hindurch — und ein bescheidenes, aber wundersam herziges Wesen empfängt mich, lacht mich an und führt mich, mit silberheller Stimme redend, an der Hand. Es ist meine Jugend. Und wir gehen vorüber an blanken Bauernhäusern und dürftigen Taglöhnerwohnungen, und die Fenster blinken, und hinter ihnen gucken freundliche Gesichter heraus, und auf den Steinwegen, die zur Hausthüre führen, und auf der Schwelle der Hausthüre sitzen liebe alte Bekannte. „Riekesbetens Hannepah", „Frohnens Tanten", „Bormanns Nore", „Hinderdörs Lottchen", die alte „Berglingsche", die Friedesinchenpate aus dem Lindenhause — und dort „Wulwes Kunrad", „Lindenhaufrieder", „Mosebachs Bäuermann", „Kaprol Ilse", „de drüge Snegger", der „Basheinrich" — und wie die lieben alten Prachtgestalten noch weiter heißen. Da sitzen sie und erzählen und lachen in den wonnigen Ostersonntag hinein.

Und ich wandere von Haus zu Haus grüßend, durchs traute Dorf — und auf einmal sehe ich mich auf dem großen grünen Wiesenplan, der schimmernd in bunter Pracht, lachend aus Millionen „Maßliebchenaugen", zwischen den knospenden Hecken oberhalb des Dorfes sich ausbreitet.

Die liebe Ostersonne steht hoch am westlichen Himmel, ein mildwarmer Glanz erfüllt die Luft, ein zartgewürzter Hauch geht durch die Hecken, in denen die Blütenlämmerchen, die besondere Freude der Kinder, sich leise bewegen.

Und Scharen um Scharen kommen vom Dorfe herauf, die ersten eilend und springend, die anderen mit gleichmäßigen Schritten, die letzteren langsam und „stuppelnd". Es sind die Kinder des Dorfes, es sind Jünglinge und Jungfrauen, es sind die Väter, die Großväter, die Urgroßväter, es sind die Mütter, die Großmütter, die Urgroßmütter — es ist das ganze Dorf, soweit es Beine hat.

Und wessen Beine schwach und

müde sind vor Alter, oder wer sonst das Geruhsame vorzieht, als besonders die guten behäbigen Mütter, der setzt sich auf den sonnenwarmen Rasenhügel am Raine neben der Hecke und weidet seine Augen und labt seine Ohren an dem herrlichen Osterbilde, das auf dem weiten Wiesenplan auf und ab sich entfaltet: Rüstige Greise schlagen den Ball und gesetzte Männer laufen mit kecken Jünglingen ums Ziel. Die Alten mit den Jungen und die Jungen mit den Alten und einerlei ob Herr, ob Knecht. So ist es Osterbrauch. — Andere vergnügen sich mit dem „Pohllapen" (Pfahllaufen). Zwei Parteien bilden sich; ein Pfahl wird in die Erde geschlagen und ein langes Seil an demselben dicht über der Erde festgeknüpft. Nun gilt die Wette: Die Pfahlpartei wählt einen Läufer, der in der menschenmöglichst kürzesten Zeit das Seil um den Pfahl zu laufen hat, während die andere Partei ihren besten Läufer nach einem bestimmten, etwa eine halbe Stunde entfernten Punkte des Hohenhagens sendet, wohin die Seilpartei ihre Zeugen bereits vorausgeschickt hat. Kommt der Läufer vom Hohenhagen nun zurück, ehe das Seil zu Ende gelaufen ist, so muss die Seilpartei den Ostertrunk bezahlen, und umgekehrt. Natürlich lockt dies Wettspiel zahlreiche Zuschauer an, die den Ausfall mit größter Spannung verfolgen.

Die Jungfrauen mit ihren Liebsten (auch manchen Nichtgeliebten) ergötzen sich unterdessen an den lustigen Singspielen.

Über die ganze Wiesenbreite hin wirbeln die Kreise, hüpfen die langen bunten Reihen, laufen die Scharen. Kein Spiel, ja, keine Bewegung, die nicht durch ein lustiges, wenn auch oft sehr mysteriöses Liedchen begleitet wurde, oder zu dem nicht ein jauchzender Ruf ertönte, wie:

„Miene Mutter hät esegt, ek soll deck sau'n dick, dick, dick Brat geben!"

(„Meine Mutter hat gesagt, ich sollte dir so 'n dick, dick, dick Brot geben.)

oder:

„Süh deck nech ümme, dei Puck dei kümmt,
Süh deck wohl vor, hei fleit 'r herdor."
(Sieh dich nicht um, der Pock der kömmt,
Sieh dich wohl vor, er schlägt hindurch.)

oder:

„Krup (kriech') Jäger durch den Busch,
Wir woll'n ein Hirschlein jagen."

oder:

„Wir wollen nun haben die erste Tochter.
Juchheissasa, Pilatus."
„Was wollt ihr mit der ersten Tochter?
Juchheissasa, Pilatus."
„Wir wollen sie in das Kloster haben!
Juchheissasa, Pilatus."
„In was für 'n Kloster soll sie denn?
Juchheissasa, Pilatus."
„Ins Rosenmarienkloster soll sie dann,
Juchheissasa, Pilatus."
„So nehmt nun hin die erste Tochter.
Juchheissasa, Pilatus."

u. s. w.

Inzwischen ist natürlich den Männern und Burschen der Gaumen trocken geworden — man legt „'ne Kleinigkeit" zusammen, d. h. auf jeden Kopf einen halben, wenn's hoch kommt, einen ganzen Mariengroschen oder acht Pfennig und sendet mit dem Ergebnis den Eilfertigsten zum Kruge. Wenige Minuten vergehen, und der Gesandte kommt zurück mit einer dickbauchigen Korbflasche im Arm, gefüllt mit dem lautersten „Worte Gottes", wie man etwas ungeziemend den im Dorfe selbst gebrannten Kornbranntwein nennt. Man hat aber selbstverständlich auch an die „Fröuenslene" (Frauensleute) gedacht und für sie gleichzeitig ein Krüglein des süßen braunen Kirsches mitbringen lassen.

Die dicke Flasche und der schmale Krug werden an die Hecke gestellt, bis die noch wirbelnden Spiele beendet sind, oder vielmehr bis die Alten sich den Schweiß von der Stirne trocknen

und damit das Zeichen zur Pause geben.

Und jetzt die Pause. Die einzelnen Kreise lösen sich auf und die Männer und Frauen bilden je für sich regelmäßige Reihen, damit beim Credenzen des Trunkes keiner übergangen werden kann.

Mit fröhlichem Dank nehmen die Frauen das Krüglein entgegen, und unter großer Ausgelassenheit, unter weithin tönendem Scherzen und Lachen wandert das kleine „Stutzglas" von Hand zu Hand. Aber es ist, als hätte die Lustigkeit noch einen besondern Grund.

Seht doch die Männer! Da sitzen sie, gesticulieren mit den Armen, drehen die Köpfe nach der linken Seite, nach der rechten Seite und wieder nach links und wieder nach rechts — und plötzlich weisen und drohen alle nach den Frauen hinüber, während zugleich einige beordert werden, unter ihnen eine Visitation zu halten.

Sieh, sieh, nun wird es klar, welch einen besondern Grund die Lustigkeit hatte. Während man das liebevoll credenzte Krüglein in Empfang nahm, war Bormanns Nore, die immer einen Schelm im Nacken hatte, heimlich zu der ahnungslosen Korbflasche geschlichen und mit ihr ebenso heimlich unter die Freundinnen zurückgekehrt, wo man den Raub mit aller Sorgsamkeit unter sich verbarg.

Nun beginnt die Visitation, wobei man die Flasche unter den ungezählten Schürzen so geschickt zu dirigieren versteht, daß die Burschen und Männer keine geringe Mühe haben, ihrer nur einmal ansichtig, geschweige denn habhaft zu werden; doch scheint sie diese Mühe durchaus nicht zu verdrießen, bietet sie doch reiche Gelegenheit zu allerlei reizvollen Liebesattaquen.

Endlich legt sich der Jubel; der kostbare Raub ist glücklich erwischt und nun auch gar bald seiner natürlichen Bestimmung zugeführt.

Dann beginnt das lustvolle Spiel auf allen Seiten von neuem und dauert, bis — das liebe Vieh zur Tränke geführt werden muß. Und das geschieht heute zeitiger als an anderen Feiertagen, denn mit Anbruch der Dämmerung will jeder möglichst schon auf dem „Göttgerberge" (Göttinger oder Götterberge?) sein, um das „Poschefeuer" mit anzusehen. Zum geruhigen Abendessen in der Stube bleibt da freilich keine Zeit; man nimmt sich seine bunten „Poscheier" mit, und wer den Liebsten erhoffte droben auf dem Berge oder doch sonst Verwandten und Bekannten eine Osterfreude machen will, der hat noch zwei- oder dreimal mehr ins Nest gegriffen. —

In der Bethätigung der uralten, seltsamen Bräuche ist endlich das „Poschefeuer" zu einem großen Kohlenhaufen niedergebrannt; die Eltern, zumeist schwer beladen mit kleiner Menschenfracht, treten in der jäh hereingefallenen Dunkelheit langsam den Heimweg an; das Jungvolk kann sich schwerer trennen und seine schmellernden Lieder, in das sich freilich manchmal ein weibliches Aufkreischen mischt, tönen noch eine Weile fort.

Am zweiten Osternachmittag finden wir jung und alt wieder auf der Wiese, und am dritten Osternachmittage, dem allerdings ein Morgen leichter Arbeit vorangeht, gleichermaßen.

Aber das Ende erweckt die Volkslust noch einmal in seiner ganzen Größe und Eigenartigkeit. Ein Spieltrupp hat gerade begonnen, dem angeführten Liede gemäß als Jäger durch den Busch zu „krupen" (kriechen), als plötzlich „Hinderdörs Lottchen" und „Bormanns Nore" sich an die Spitze des langen Zuges stellen, worauf die Spielenden von allen Seiten herzueilen und, indem einer die Hand des andern erfaßt, eine einzige, schier unendlich lange Kette bilden, die nun von Hinderdörs Lottchen und Bor-

manns Note unter weithinhallendem Jauchzen und Singen durchs ganze Dorf gezogen wird, Straße auf, Straße ab, über Hecken und Zäune, ja selbst durch manches Haus, dessen Thür unvorsichtigerweise offen gelassen wurde — kurzum, wie's den beiden Führerinnen je im Augenblick einfällt, so muss die Kette wandern. „Jetzt nah 'n Howe!" (nach dem Hofe) heißt's auf einmal, und wenige Minuten später zieht sich die klingende Kette um das hohe Schloss herum — und der Herr Baron und die Frau Baronin und die jungen Barone und die gnädigen Fräulein und die Kommerzofen, Köchinnen und Bedienten stehen droben hinter den blinkenden Fenstern und lächeln dem Dorfe huldvoll zu. —

Nun ist es Abend — und alles eilt zu seiner Hantierung.

Eine Stunde und länger ist vergangen; die „Tröppe" der Jugend sammeln sich noch einmal; man geht durch die Straßen oder setzt sich auf dem Tie zusammen, und durchs Dorf hallen die uralten sinnigen Volksweisen vom Lieben und Leiden, Scheiden und Meiden. Da bläst das Nachthorn — und plötzlich sind alle Weisen verstummt. — Am andern Morgen in der ersten Frühe finden wir die osterfröhlichen Scharen draußen auf dem Felde, fleißig hantierend mit Hacken, Spaten und Pflug. —

* * *

Und warum drängt es mich, dieses kleine heimatliche Osterbild vor so vielen Lesern zu entrollen und selbst bei denjenigen auf freundliches Interesse zu hoffen, denen doch weit interessantere und pikantere Unterhaltungsstoffe zu Gebote stehen? Weil ich nur ein Beispiel geben wollte, um daran den Verfall unseres alten Volksthums darzuthun, weil ich aber gleichzeitig auch meine Stimme zu Gunsten dieses alten Volksthums erheben will.

Das Osterleben, wie ich es hier, getreu meinen Erinnerungen, zu Papier gebracht habe — heute finden wir es nicht mehr.

Grüne Ostern und fröhliche Leute!

Ja, heute mögen die Ostern noch so grün sein, die fröhlichen Leute sieht man im Grünen nicht mehr.

Spielen thun sie heute freilich auch, heißt das die Burschen und Männer, aber nicht auf der Wiese draußen über dem Dorfe, sondern in den dumpfen Stuben der Wirtshäuser.

Und diese herzlraurige Wahrnehmung habe ich, eh' ich vor zwei Jahren nach dem Süden zog, fast überall auf dem Lande gemacht.

Und wenn ich so manche andere Wandlung hinzunehme, so muss ich von Herzen klagen: Es ist gar öde geworden auf unseren Dörfern! — Und dass ich's nur ganz unvermittelt ausspreche: der so schwerbedenkliche allgemeine Zug vom Lande nach den Städten hat auch in dieser gesellschaftlichen Öde eine wesentliche Ursache, worauf freilich noch kein Socialpolitiker gekommen ist, denn für sie gibt's in der Regel nur rein materielle Ursachen.

Aber woher denn dieser beklagenswerte Gegensatz zwischen einst und jetzt? Etwa daher, weil die alten Prachtgestalten, von denen ich erzählte, längst unter dem grünen Kirchhofsrasen schlummern? Etwa daher, weil der sogenannte „moderne Zeitgeist" der jüngern Generation den Sinn geraubt für die sinnigen alten, das Dorfleben so poesievoll und wonnereich gestaltenden Sitten und Bräuche? Nun, so sagt man und thut die Sache damit ab, sofern sich überhaupt jemand findet, der sich einmal um dergleichen kümmert. Ich kann und will mich aber nicht mit der landläufigen Phrase begnügen, sondern will für die Ursache des Gegensatzes zwischen einst und jetzt, soweit sie die gekennzeichnete Richtung betrifft, mit dürren Worten

wenigstens einen greifbaren Grund anführen: Weil man heute für die Osterspiele keinen Platz mehr hat! Weil die Regierung des Landes für die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens — es muss einmal rückhaltlos ausgesprochen werden — kein Verständnis besitzt, durch die Feldmarksverkoppelungen alle Gemeinheiten aufheben ließ und dabei selbst den altherkömmlichen Gemeindeanger und Osterfeuerhügel nicht schonte. Beide wurden bonitiert, vermessen und zu diesem oder jenem Privatbesitz geschlagen; der mit der Verkoppelung mächtig beleble Bauernegoismus lässt es aber nicht zu, dass der alten Sitte etwa ein freiwilliges Zugeständnis gemacht würde, trotzdem mancher aus seiner Erfahrung behaupten kann, dass ehemals nach den Fußstapfen der fröhlichen Leute ein viel dichteres und längeres Gras gewachsen ist als jetzt.

In besonders frischer Erinnerung steht mir neben meinem eigentlichen Heimatsdorfe ein Dörflein, östlich am Sollinger Wald gelegen. Dasselbe besaß einen herrlichen Gemeindeanger, der von den Bauern gemeinsam gehegt und gepflegt, gemeinsam gehütet und geerntet wurde und auf dem sie ihre Sommerfeste feierten und auf dem das Jungvolk sich noch vor wenigen Jahren an seinen altererbten Osterspielen vergnügte. Da kam der Geometer mit seinen Leuten ins Dorf, und es dauerte nahezu drei Jahre, da hatten sie alles nivelliert und auf den Kopf gestellt, und die Bauern mussten Geld schwitzen wie noch nie in ihrem Leben. Und dann bekam jeder einen Fetzen von dem Gemeindeanger zugeteilt, und mit ungestümer Gier wurde der Rasen umbrochen, und auf einmal waren lauter — Kohlköpfe da, wo vordem die fröhlichen Leute gesungen und gesprungen hatten. Am nächsten Osterfeste gieng ich wehmüthigen Sinnes durch das Dorf und sah hier eine Schar und dort eine Schar von Jungfrauen still unter einem Holzschoppen sitzen; aus den Wirtsstuben aber, die gedrängt voll saßen, tönte es unter krachenden Faustschlägen: „Kreuz ist Trumpf!“ — — —

Aber die Erkenntnis beginnt zu dämmern. In allen größeren Städten sind in dieser Zeit einsichtige Pädagogen und Freunde eines gesunden Volksthums zusammengetreten, um Vereine zu gründen zur Förderung und Pflege von Jugend- und Volksspielen. In einem zu diesem Zwecke erlassenen Aufruf, der von Professoren, Redacteuren, Gerichtsräthen, Rechtsanwälten, Reichstagsabgeordneten, Lehrern u. a. unterschrieben ist, lese ich:

„Dass noch weit mehr als die Jugendspiele unsere alten deutschen Volksspiele in Abgang gekommen sind, ist eine ebenso bedauerliche Thatsache. Wenn einst kein Volksfest denkbar war ohne Armbrustschießen, Ballspiel oder Reigen, so findet sich heutzutage von schöner und gesunder Bethätigung festlicher Freude kaum eine Spur mehr. Wir haben keine wahren Volksfeste mehr, weil wir keine Volksspiele mehr haben. In den Spielen der Jugend haben sich eben, oft im Kampfe mit der Macht der Polizei, die letzten Reste der Volksspiele erhalten.“

Das sind Worte rechter Erkenntnis, die ermuntern müssen, wenngleich sich nicht verschweigen lässt, dass diese Vereinsthätigkeit, wie sie hie und da in den Städten zutage getreten ist, große Hoffnungen nicht nähren kann. Solange man den breiten Volkskreisen nicht nahe zu kommen versteht, wird man schwerlich eine wirkliche Förderung des eigentlichen Volksspieles und des wahren Volksthums versprechen können; doch will ich gern von einer gesunden Entwickelung der jungen Idee eine allgemeinere und tiefere Wirkung erhoffen

Allein das war es nicht, womit ich diesen Osterartikel schließen wollte. Dadurch sollte zuletzt nur documentiert werden, wie man auch hier wieder

alles für die Stadt thut und nichts fürs Land. Das ist ja leider Gottes die Regel so und wir haben darin, wie schon ausgesprochen wurde, die immaterielle Ursache des Zuges vom Lande. Schließen will ich diesen Osterartikel mit der Mahnung: Ihr, die ihr's wohlmeint mit dem deutschen Volksthume, — die ihr die Macht und die Mittel habt, Gutes zu schaffen, — denket auch ans deutsche Dorf und helfet sein zerstörtes Volksthum wiederbringen! Viel, gar viel könnt ihr schon thun, wenn ihr nur schonet, was noch zu schonen ist und euere liebevolle Achtung davor bezeugt. — Denket an das echte deutsche Volksthum auf dem Lande! Schafft wieder fröhliche Leute, so will ich Gott bitten um grüne Ostern!

Auswandern?

Eine brennende Frage für die Ziehenden und Bleibenden

In einer Gesellschaft von reichen Stadtleuten hörte ich vor kurzem die folgenden Aussprüche: „Daſs es jetzt den Bauern so schlecht gehe, ist gar nicht wahr. Den Bauern und Arbeitern ist es nie so gut ergangen als heute; man sehe nur, wie sie wohnen, was sie für Luxus haben im Verhältnisse zu früheren Zeiten. In den meisten Bauernhöfen und fast in jeder Arbeiterwohnung findet man einen Sparherd, einen Wandspiegel, ein Sopha!"

So ist's, sie wohnen manchmal recht hübsch, aber die Häuser, in denen sie wohnen, gehören nicht ihnen. Und nun wissen wir's, der Wohlstand und das Glück besteht in einem Sparherde, in einem Wandspiegel und in einem Sopha. Doch ist's eine kleine Frage, ob der Sparherd sparen hilft, der Wandspiegel dem Beschauer ein zufriedenes Gesicht zeigt und das Sopha Behaglichkeit macht. Wer Schulden hat, für den ist es schwer zu sparen, wem's schlecht geht, der macht ein saures Gesicht, wer unzufrieden und ohne Behaglichkeit ist, der geht endlich davon, trotz des Sophas, er *muſs* davongehen, weil er auf dem Sparherd nichts mehr zu kochen hat und auf dem Sopha vor Sorge keinen Schlaf findet.

Ich habe einmal gesagt, die Bauern werden rutschend, sie rutschen in die Fabriken, in die Werke, in die Städte. Nun zeigt es sich, daſs sie noch weiter rutschen, gar nach Südamerika. Man wundert sich über die Mengen von Auswanderern in Untersteier, Kärnten und Krain. Wer das wirtschaftliche Elend unserer bäuerlichen Bevölkerung kennt, der wird sich nicht darüber wundern, daſs die Leute aus solchen Zuständen in ein unbekanntes Schicksal springen. Sie meinen nichts mehr verlieren zu können; so oft und eindringlich man ihnen die amerikanische Noth auch schildern mag, sie lassen es darauf ankommen, sie wagen es und wandern aus.

Gibt das nicht zu denken? Auch die Bürger klagen über schlechte Zeiten, doch warum hört man nichts davon, daſs Bürger scharenweise auswandern? Die Arbeiter sind ganz und gar unzufrieden, weshalb wandern diese nicht in solchen Massen aus? Gerade die Bauern, sonst die festständigsten,

Digitized by Google

gehen haufenweise davon. Warum? Weil es ihnen am allerschlechtesten geht. Wer den gesprochenen und geschriebenen Schilderungen des Bauernelends nicht glaubt, der sehe die Thatsache, wie sie auswandern, auswandern, auswandern, dem wahrscheinlichen Untergange entgegensehend, um wie sie glauben und fühlen, dem sicheren zu entfliehen.

Auch in Obersteier hört man immer häufiger und häufiger vom Auswandern sprechen, und das will bei den heimatliebenden Menschen viel sagen. In früheren Jahren war es mehr aus Spafs, wenn im Wirtshause einer ausrief: „Werden halt übri schiffen auch, ins Amerika. Goldgraben."

„Goldgraben oder Erdäpfelgraben, ist mir schon alles eins, wenn ich nur von diesem Frettwinkel fortkomm'." Das ist heute darauf die Entgegnung. Es ist kein Spafs mehr.

Sie wissen nicht, was sie sagen, sie ahnen nicht, was sie thun, wenn sie anfangen sich loszuankern von der Heimat. Der Staat macht ein saures Gesicht dazu, doch schließlich wird man ja noch froh sein müssen, wenn sie auswandern: auf dem Lande ist kein Platz für sie, da soll ja alles Großgrundbesitz und als solcher womöglich Wald und Jagdrevier werden. In den Fabriken ist auch kein Platz für sie, weil man dort die schon vorhandenen Arbeiter kaum zu beschäftigen weiß, so dafs jeder täglich nur wenige Stunden Arbeit verrichten will, damit sie für alle reiche. In den Städten ist endlich erst recht kein Platz für sie, weil dort ohnehin alle passenden Stellen besetzt sind und ein großes Proletariat vorhanden ist, vor dem sich die Besitzenden fürchten. Wohin mit den Leuten? Dorthin, wo Boden für Thätigkeit ist und eine, wenn auch noch so zweifelhafte Möglichkeit, von Arbeit anständig leben zu können oder gar wohlhabend zu werden.

Wenn nun der Staat mit wohlwollender Miene zu den verzweifelten Leuten sagt: Wandert nicht aus, dort in der Ferne werdet ihr Sclaven, werdet das Spielzeug gewinnsüchtiger Agenten, sterbet am Fieber u. s. w., so können die Leute antworten: Wird es uns daheim besser ergehen? Sind wir jetzt nicht auch daheim der Gewinnsucht anderer ausgesetzt, droht uns nicht auch hier die Leibeigenschaft? Und ob wir am Fieber sterben oder anderswie zu Grunde gehen, das ist alles eins. Willst du, dafs wir dableiben, so mache, dafs wir da auch leben können, gib uns Arbeit, die Früchte bringt, sichere uns ein Bestehen, in welchem wir mit Fleiß und Ausdauer es auch zu was bringen können.

Leute, die dem Staat ihre Pflicht erfüllt haben, mit Gewalt zurückhalten! Mit welchem Rechte? Es sind freie Menschen. Wenn die Zustände daheim nicht so sind, dafs sie freiwillig bleiben, dann ist kein Rath. — Es mögen die Auswanderungslustigen wohl auch theilweise selbst schuld sein an ihrem wirtschaftlichen Ruin, oder sie lassen sich bethören von Vorspiegelungen, von Gier nach Neuem, Fremdem, es hat sie der Zeitgeist erfafst: die Ruhelosigkeit, die Gewinnsucht — sie werden es büßen. Aber zum anderen Theile ist an dieser Erscheinung gewifs auch wer anderer schuld, und dieser andere möge sich besinnen!

Der deutsche Schulverein sucht ihnen da unten das Deutschthum zu wahren, es ist schön, aber bevor die Leute deutsch sein können, wollen sie erst leben. Der Verein „Südmark" sucht sie wirtschaftlich zu stärken, es ist schön, aber ein Verein ist zu schwach, um die elementar auftretende Noth zu dämmen. Wenn überhaupt einer helfen kann, so ist's der Staat. — Selbsthilfe? Auswandern, eine andere Selbsthilfe kennen sie nicht.

Ja, wenn die Armen wüfsten,

wie falsch diese Selbsthilfe ist, wie schrecklich gefahrvoll! Auch Selbstmord ist Selbsthilfe, und die Auswanderung eines mittellosen, vielleicht auch unkräftigen Menschen ist dem Selbstmorde aufs Haar ähnlich. Am Stricke sterben, oder an der Täuschung, oder meuchlings an der Lüge, hin ist hin. — „Der Kaiser von Österreich wünscht das Auswandern!“ Diese freche Lüge gaunerhafter Agenten ist der Haken an der langen Lügenkette, an welcher die Armen hinübergezogen werden in die Sclaverei.

Das Herz thut mir weh, wenn ich meinen auswandernden Landsleuten nachdenke. Nachdem sie mit erhitzter Phantasie den Rest ihrer Habe zusammengerafft haben oder bettelarm fortgezogen sind von der Väter Scholle, nachdem die bittere Abschiedsthräne getrocknet ist, wird ihr Herz wohlgemuth. Einem neuen Leben geht's zu in einer neuen Welt! Sie kommen an die Hafenstadt, sie sehen das Meer, höher steigt ihr Muth trotz mancherlei Plackereien, und mit Freuden verlassen sie den europäischen Boden. Aber ich habe in Bremerhafen einmal einen heimkehrenden Auswanderer gesehen, der sprang von der Schiffsbrücke aufs Land, mit ausgebreiteten Armen warf er sich zu Boden und küsste weinend die heimatliche deutsche Erde. Das war der wenigen Glücklichen einer; die meisten kommen nicht mehr zurück, so gerne sie auch möchten. Aber an derlei denkt jetzt keiner, flott gleitet das Schiff hinaus. Die Passagiere sind auf dem Zwischendeck zusammengepfropft wie Schweine in einem ungarischen Kobelwagen, und bald wird das Schiff ein schwimmendes Spital ekelhaftester Art. Während den Miseren der Seekrankheit will keiner und keine etwas anderes, als nur sterben. Endlich ist sie überwunden und auf hoher See erinnert sich mancher nun der Heimat, die ach wie weit schon ist. Etwas wie Bedenken, wie Reue steigt auf, aber noch richtet sich der Blick nach vorwärts, hoffend auf die neue Welt. Die Beschwerden und Widerwärtigkeiten der wochenlangen Seereise sind nicht zu beschreiben, aber sie werden ertragen, etwa wie man die Todeskrankheit und das Sterben erduldet, wenn man von dieser Welt in eine andere geht. Endlich gelandet, erfahren die Unglücklichen sachte, dass der Agenten Lockgesang ein falscher gewesen, dass sie nach dem Absterben von der alten Welt nicht in den Himmel, sondern in die Hölle gekommen sind. Haben sie kein Geld, so werden sie wie Viehherden gezählt, getrieben, eingesperrt und verschachert. Unerfahren, kenntnislos, abgespannt, müssen sie sich allem fügen, was die Agenten über sie verhängen; in dumpfe Bergwerke werden sie geführt, oder auf stickend heiße Plantagen, oder auf sumpfige Niederungen oder in unbezähmbare Urwälder. Da sollen sie nun kaufen oder werden gekauft und das gepriesene neue Leben beginnt. Wer schildert die Mühen, Entbehrungen, Krankheiten und das Zugrundegehen! Im heftig wechselnden Klima — jetzt heiß zum Wahnsinnigwerden, jetzt frostig zum Zähneklappern — in giftigen Fieberdünsten, ohne Haus und Herd! Man will ein Dach, einen Rock, einen Schuh, einen eisernen Nagel, aber es ist kein Zimmermann, kein Schneider, kein Schuster, kein Schmied vorhanden. Schlangen züngeln im langen Grase, bösartige Mücken umschwirren stechend das Haupt, reißende Thiere drohen von allen Seiten, der Einwanderer weiß sich nicht zu helfen. Man erkrankt, aber es ist kein Arzt, man ist sterbend, aber es ist kein Priester — Wüste, Wüste, alles weltfremde Wüste! — Was sie da leiden, 's hat's noch keiner genügend können aussprechen Zwei Gefühte besonders zerfleischen das Herz, Zorn und Rache gegen die lügnerischen Verlocker und Agenten, Heimweh, unendliches Heimweh nach dem trauten Dorfe in Österreich, wo sie so arm waren und —

wie sie erst jetzt wissen — so glücklich! Mancher sinnt nun Tag und Nacht, wie er wieder zurücklönnte, aber er ist ärmer als je und es gibt keine Agenten in Amerika, welche Auswanderer nach Europa befördern. Der erste Brief, den sie an ihre Bekannten und Verwandten heimschrieben, ist stets voll der Hoffnung und des Lobes über ihr neues Land, denn sie wollen auch die Kameraden drüben haben, um leichter vorwärts kommen zu können. Nach Monaten der zweite Brief ist kleinlaut und verzagt, nach längerer Zeit ein Schreiben über Krankheit und Elend — dann nichts mehr.

Einem oder dem anderen kann's ja glücken, aber die meisten der Auswanderer nach dem südlichen Amerika gehen elendlich zugrunde.

In einer Gegend des Böhmerlandes, wo heute große und reiche Fabriken stehen, lebte früher ein armes, aber genügsames und zufriedenes Volk. Es wurde verdrängt, viele wanderten aus nach Amerika. Von einem solchen Auswanderer liegt mir ein Brief vor aus Neu-Granada. Da heißt es unter anderem, dass der Schreiber in einer Baracke aus paar Brettern und Struppwerk auf welkem Grase liege. Diese Hütte heiße man dort das Spital. Links und rechts Fieberkranke, Sterbende. Ums Lager Nattern, Kröten, Ratten und anderes Ungeziefer. Zum Tranke gelbes, stinkendes Wasser. Und weiter: „So viel ich Haare auf dem Kopfe habe, gereut es mich, dass ich mein Vaterland verlassen habe. Dort wäre mir jetzt keine Arbeit zu schlecht, kein Brot zu hart. Noch ein junges Blut und muss schon sterben. Und bete noch alle Tage, dass ich bald sterben kann, denn was das für ein Leben ist in diesem Land — o Gott! Wenn's nur alle wüssten drüben und dass sich keiner mehr verleiten ließe! Mein Geld ist im ersten halben Jahr schon hin gewesen, jetzt lebe ich nur von der Barmherzigkeit eines alten Holzhändlers, der hier Priesterstelle vertritt, obschon er von Haus aus Gerbermeister ist. Seinen Segen werde ich wohl haben, wenn ich abfahre, sonst aber ohne alle Umstände in die Grube."

Bleibe im Land und nähre dich redlich! Welch schönes Sprichwort, aber es gehören zwei dazu, um es zu erfüllen: einer, der im Lande bleibt und einer, der es möglich macht, dass er sich redlich nähre. Ach könnte ich beide beschwören, den Auswanderungslustigen: Bleibe daheim! Den Staat: Wende es nach allen Kräften, dass die Leute wieder zu sich kommen können, dass sie wieder leben können auf ihren Bauerngründen. Es sind nicht Abenteurer, die da fortziehen, es sind tüchtige Arbeiter, meist fleißige häusliche Menschen, von solchen, die deinen Grundstock, deine Macht, deinen Reichthum ausmachen. Viel wirst du dir kosten lassen müssen, um den Bauernstand wieder aufzurichten. Gesetze wirst du ändern, ganze Stände und Classen verschieben, einen großen Theil der Volkswirtschaft umkehren müssen, um den Bauernstand zu retten; nicht leicht wird's dir ankommen, aber wenn du der sein willst, der du bist und bleiben willst, weil du im Grunde und für die Dauer nichts anderes sein kannst — ein Rohstoffstaat, ein Agriculturstaat, so muss es geschehen. Von der Industrie kann kein Mensch und kein Staat leben, sie erzeugt nichts, sie arbeitet nur um, sie verfeinert, verbessert, verschlechtert auch, sie beschäftigt und ernährt eine gewisse Anzahl Leute, bringt Geld in Umlauf, und ziert das Leben mit einer Menge schöner Dinge. Aber nähren kann sie nicht. Ein Industriestaat verhungerte in wenigen Wochen, wenn es keine ackerbautreibenden Staaten gäbe. Heute will alles Industrie und Handel sein, und darum gehts schief.

Weil der ackerbautreibende Staat kein ackerbautreibender Staat mehr sein will, so ist es freilich kein

Wunder, dass der Bauer kein Bauer mehr bleiben will. Soll sich das wenden, so muss zuerst der Staat umkehren und sich erinnern, dass es seine Aufgabe ist, auf seinem möglichst fruchtbaren Grund möglichst viele Menschen leben und gedeihen zu lassen. Nicht hier die großen, üppigen, blasierten Städte, da den Haufen von Fabriken mit ihren drohenden Arbeitermassen, und dort weites menschenleeres Land, bestanden von Wald, bevölkert von Jagdwild. In einem sehr großen Theile unseres Vaterlandes aber ist es so!

Neben dem Ackerbau besteht in Steiermark naturgemäß die Eisenproduction: eine gesunde Eisenindustrie wird den Bauernstand nicht umbringen. Im weiteren ist dringend zu verlangen, dass bei uns die Landwirtschaft obenan stehe, nicht etwa, um mit fremden fruchtbaren Ländern zu concurrieren, sondern um eine heimische Bevölkerung zu ernähren, dass sie nicht gezwungen sei, auszuwandern.

Denn eine Erscheinung, dass die Leute aus ihrem angestammten Lande auswandern müssen, um unter Noth und unendlichen Gefahren fremde Wildnisse urbar zu machen, während ihr bisher fruchttragender Heimatsboden zur Wildnis wird, ist ein so unerhörtes Zeichen der Zeit, dass uns davor angst und bange werden muss. R.

Die Heldin von Radkersburg.

Von Ferdinand Ebhardt.

Hörst du die Glocken wimmern
Zu Radkersburg vom Thurm?
Glutroth die Wolken schimmern,
Die Türken nah'n zum Sturm. –

Geschändet werden Weiber,
Verheert das Vaterland, —
Und über todte Leiber
Wälzt sich der Dörfer Brand. —

Ihr Männer greift zum Schwerte!
Eilt hurtig auf den Wall!
Zum Schutz der heim'schen Erde,
Zu Trutz des Feindes Schwall!

Die Mutter schmiegt zum Herzen
Den Sohn zum letztenmal,
Die Frau in tiefsten Schmerzen
Nimmt Abschied vom Gemahl. —

Es schlägt die Trennungsstunde
Dem Ritter und der Braut,
Die sich noch kaum gefunden, —
Wie düst'rer Grabeslaut.

Schon steht am Walle droben,
Der Ritter fest wie Erz,
Jetzt gilt es zu erproben
Sein felsenfestes Herz.

Die Türken vorwärts dringen,
Ihr Allah-Ruf erschallt, —
Zurück durch Schwerterklingen
„Ave Marie!" es hallt. —

Bald sinkt vor deutschen Streichen
Der Janitscharen Muth,
Es thürmen sich die Leichen,
Der Graben raucht vor Blut.

Da wogt gleich Sturmeswettern
Der Türken Flut heran, —
Auf hundert Leitern klettern
Zum Wall sie Mann an Mann.

Es fliegt ein Wald von Pfeilen
Zur Mauer hoch hinauf,
Die Christen soll ereilen
Der Tod in raschem Lauf.

Doch ſieh! Welch' edler Sproſſe
Zum Ritter ſich geſellt,
Als ſchützender Genoſſe
Aus einer beſſer'n Welt?

Der Schild in ſeiner Linken
Zeigt keines Wappens Zier, —
Das Schwert ein ſchneidig Blinken,
Geſchloſſen das Viſier.

Leicht fängt er mit dem Schilde
Des Feindes Speere auf, —
Statt einem Wappenbilde
Viel Pfeile haften drauf.

„Wer biſt du, edler Sproſſe?"
Spricht ihn der Ritter an,
Doch ſchweigend der Genoſſe
Zeigt ihm der Türken Nah'n.

„Soll man dich nicht erkennen,
Du Held aus fernem Land, —
Will ich dich Schutzgeiſt nennen,
Vom Himmel mir geſandt!"

Doch ach! Es kam geflogen
Ein Speer, durch Türkenhand
In weitem, mächt'gen Bogen,
Dem Jüngling zugeſandt.

„Befehle deine Seele
In Gottes treue Hut!"
Durchbohrt iſt ſeine Kehle,
Es ſtrömt des Jünglings Blut.

Der Ritter zum Genoſſen
Eilt hin in raſchem Lauf,
Umſchwirrt von den Geſchoſſen
Fängt er den Jüngling auf.

Er bettet ihn zur Erde
Und öffnet das Viſier, —
Da zeigt ſich der Gefährte
In blonder Lockenzier.

Der Ritter ſieht mit Grauen
Ins theu're Angeſicht
Der lieblichſten der Frauen,
Die ſeines Lebens Licht.

Ihn Todesſchauer packen,
Sieht Leichen rings umher,
Schon dringt in ſeinen Nacken
Ein Janitſcharenſpeer.

Er hält die Braut umſchlungen,
Die er nur kurz beweint,
Auch er hat ausgerungen,
Der Tod hat ſie vereint.

Der Sturm iſt abgeſchlagen,
Es flieht der Türken Heer,
Viel todte Helden lagen
Am Leichenfeld umher.

Doch nicht umſonſt geronnen
Iſt dieſes edle Blut, —
An Segen reich und Wonnen
Die Mark in Frieden ruht.

Der Himmel und das Himmelreich.

Von Theodor Vernaleken.

Man ſpricht oft vam Himmel und gebraucht viele Ausdrücke, die mit dieſem Worte zuſammengeſetzt ſind, z. B. Himmetreich, Himmetsgewälbe, Himmelbett, himmelbtau, Himmelfahrt, Himmelſchlüſſel, himmelweit und viele andere. Wir wallen dieſen bedeutſamen Grundbegriff Himmel nicht vam kirchlichen, ſondern mehr vam ſprachlichen und beſonders vam culturgeſchichtlicheu Standpunkte aus näher betrachteu, und ſtellen varan die germaniſchen und bibliſchen Varſtellungen. Beide ſind ſchwer zu treuuen, denn es iſt dabei waht zu beachten, daſs die Anſchauungen der Germanen, alſa auch der Deutſchen, in heidniſcher Zeit zwar ſetbſtändig geweſen ſind, aber ſpäter, im Mittelalter, von dem alten und neuen Teſtamente vermittelſt kirchlicher Auffaſſung ſehr beeinflufst wurden.

Das Wart Himmel findet ſich in den meiſten germaniſchen Sprachen und bedeutet ſoviel als Decke oder Dach der Erde. Nur im Altſächſiſchen und nach heute in Niederdeutſchtand und England wird das Wart Heven gebraucht, d. h. der Halter, Umſchließer der Erde. Die atte Varſtellung von mehreren Himmeln (Gebieten, Sphären) lebte im deutſchen Mittelalter lange fart. Den aberſten Himmel hiett man für die Wohnung der Gattheit.

Wie die heidniſchen Germanen neun Welten unterſchieden: drei über der Erde (Aſenheim ꝛc.), drei auf der Erde (Mitgard ꝛc.) und drei unter der Erde (Niſel- oder Helheim ꝛc.), ſo auch zwölf Himmelsburgen, in denen die Götter rathen und richten. Odin, als kriegeriſcher Heldengeiſt, verſammett in ſeinem Himmelsſaale, in Walhall, alle die in der Schlacht gefallen ſind, und die ausgewählt waren von Jungfrauen, die man Walküren nannte.

Die jüdiſche Vorſtellung van mehreren Himmeln finden wir noch bei Paulus (2 Karinth. 12, 2.): „Ich weiß einen Menſchen, der in Chriſtus lebt, der wurde entrückt bis in den dritten Himmel“ (ins Paradies). Die Juden unterſchieden ſieben Himmel, von denen der Schoß Abrahams und das abere Paradies ats Sitz Gottes der höchſte iſt. Der ſiebente Himmel hat nach heute im Volksmunde ſeine Geltung, wenn man ſagt, dieſer ader jener habe ſich in ſeiner Freude und Luſt bis in den ſiebenten Himmel hinaufgeſchwungen.*)

Im bibliſchen Sprachgebrauche finden wir überhaupt die Mehrzahl, z. B. die Himmel werden ſeine Gerechtigkeit

*) Z. B. bei Ebers „Die Gred“ 1, 148.

verkündigen (Pſalm 50); die Himmel ſind deiner Hände Werk (102). Auch bei deutſchen Dichtern. Im „Vaterunſer“ ſteht freilich im Himmel als Gegenſatz zur Erde; es iſt aber die Überſetzung ganz unrichtig, denn im griechiſchen Urtext heißt es „der du biſt in den Himmeln“ (uranois), nicht im Himmel, und ſelbſt in der Vulgata ſteht: in coelis, und dies hat Veranlaſſung gegeben zu dem Volksglauben, als ob der Himmel ein beſtimmter, abgeſchloſſener Raum wäre.

Himmel in dem Sinne als Himmelsgewölbe wird im Sprachgebrauche immer der Erde entgegengeſetzt und der Himmel gilt als gewölbte Decke oder Zelt. Es können eben nicht alle Menſchen Aſtronomie ſtudieren, wie denn überhaupt die Naturwiſſenſchaften viele alte Vorſtellungen zerſtört haben, wenigſtens bei ſolchen, die Gelegenheit hatten, eine gute Schule zu beſuchen. Beim Volke finden wir noch häufig ganz kindliche und naive Vorſtellungen. So berichtet z. B. A. Baumgarten aus dem Traunviertel (Oberöſterreich): „Den Himmel ſtellt man ſich als eine ungeheuere Hohlkugel vor und die Sterne als Lichtlein, welche abends von den Seligen angezündet werden.“

Anklingend an die vorhin erwähnte Walkürenſage iſt der allgemeine Glaube der Bewohner des öſterreichiſchen Hochgebirges, daſs die Seelen der Gerechten durch ihren Schutzengel über einen Regenbogen in den Himmel geleitet werden (Fr. Ziska, öſterr. Volksmärchen 110). In der deutſchen Mythe heißt der Regenbogen (Biföſt, d. h. Wegſtrecke) auch Himmelring, weil er Himmel und Erde verbindet; auf ihm ſteigen die Geſtorbenen zum Himmel empor und die Engel zur Erde hernieder.

Himmel als Aufenthalt der Götter oder des Gottes iſt in den religiöſen Vorſtellungen der Naturvölker allgemein, ebenſo als Wohnung der Seligen nach dem Tode, im Gegenſatze zu einer Hölle als Ort der Verdammten. Das Wort Himmel wird aber auch gebraucht für die im Himmel wohnende Gottheit, deren Namen oft zu nennen man ſich ſcheuet. Dies hat ſchon Tacitus von den Deutſchen berichtet in der Germania, indem er ſagt: „Götter in Menſchengeſtalt darzuſtellen entſpricht nicht der germaniſchen Anſchauung von der Erhabenheit himmliſcher Weſen. Wälder und Haine ſind ihre Tempel und in die Namen ihrer Götter hüllt ſich jene geheimnisvolle Macht, die ſie einzig in frommer Ehrfurcht ſich vorſtellen (secretum illud, quod sola reverentia vident).“ Einen ähnlichen Gedanken ſpricht Goethe aus, indem er ſagt: „Wenn der uralte heilige Vater mit gelaſſener Hand aus rollenden Wolken ſegnende Blitze über die Erde ſäet, küſſ' ich den letzten Saum ſeines Kleides, kindliche Schauer treu in der Bruſt.“ Alſo auch hier iſt er als Vater gedacht, deſſen Kinder wir ſind. Ein anderesmal (bei Eckermann III) ſpricht Goethe gegen den Miſsbrauch des göttlichen Namens. „Die Leute, ſagt er, behandeln ihn, als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende göttliche Weſen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden ſonſt nicht ſagen: der Herr Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phraſe, zu einem bloßen Namen, wobei ſie ſich gar nichts denken. Wären ſie aber durchdrungen von ſeiner Größe, ſie würden verſtummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen.“ Sein Reich iſt in uns und außer uns, überall.

Dies führt uns zu dem bekannten Ausdrucke: Himmelreich. Im Evangelium nach Matthäus finden wir dieſe Zuſammenſetzung, und jedem Denkenden wird die Bedeutung im Zuſammenhange klar. Z. B. bei Matth. 3, 2. predigt Johannes in der Wüſte: „Thuet Buße, denn das Himmelreich iſt herbeigekommen.“ Dadurch bereitete der Täufer Johannes als Vorläufer

den Weg des Herrn, der zur höchsten Glückseligkeit führen könne.

Nach dem griechischen Urtexte sollte es eigentlich heißen: Königthum (basileia) der Himmel. Die Vulgata übersetzt: regnum coelorum und dadurch gieng das Wort Reich ins Deutsche über; und der Himmel wurde als Reich, als Herrschaft Gottes gedacht. In übertragener Bedeutung gilt Himmelreich als kindliche Gesinnung und Herzensreinheit, sowie auch als Zustand der höchsten Befriedigung, wie man denn sprichwörtlich sagt: des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Der Ausdruck „Reich Gottes" bezieht sich auf das messianische Reich, weil es nach dem Alten Testamente ein Königthum Gottes auf Erden sein sollte im Gegensatze zu den Weltreichen (vgl. Daniel 7). Jesus selbst erklärt das Wort Himmelreich durch Gleichnisse bei Matth. 13. In dieser Rede sagt Jesus das in echt morgenländischer Lehrform, was in keinem Lande gern gehört wird: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wenn er das Himmelreich mit einem Schatze vergleicht, der in einem Acker verborgen war und den ein Mann kaufte, nachdem er all das Seinige verkauft hatte, so gibt er ein Bild von dem unschätzbaren Werte des Himmelreiches, gegenüber der Hetzjagd nach weltlichen Schätzen. Schon damals wunderten sich die Juden über solche Lehren und sprachen: „Woher kommt diesem solche Weisheit? Ist er nicht eines Zimmermanns Sohn? Heißt nicht seine Mutter Maria? und seine Brüder Jakobus und Josef und Simon und Judas?" (Matth. 13, 54 fg.)

In einer ganz eigenthümlichen Beleuchtung steht das himmlische Reich, wenn man das Ende der Faustdichtung von Goethe liest. Selbst strenge Theologen werden wohl nicht viel gegen diese poetische Darstellung einzuwenden haben. Der Schluss dieser großartigen Dichtung, welche die tiefsten Wahrheiten und die herrlichsten Bilder enthält und die ihn sechzig Jahre lang innerlich erregte, hat schon verschiedene Deutungen erfahren. Nach meiner Auffassung ist der Faust eine religiöse Dichtung; ihr Gegenstand ist die Schuld und Läuterung eines Menschen, den der Weltgenuss lockt und fortreißt, aber nie befriedigt. Das Leben ist eine Prüfung, die durch fortschreitende Läuterung bestanden wird. Diesen Grundgedanken hat Goethe der Dichtung endgültig gegeben. Er lässt seinen Helden eine Höhe erreichen, wo Weltgenuss und Wettelend ihm nichts mehr anhaben können.

Wie der arme Lazarus (Lukas 16, 22) von den Engeln getragen ward in Abrahams Schoß, also in eine beglückende Gemeinschaft, so wird auch Fausts Unsterbliches von den Engeln entführt. Dann heißt es im geheimnisvollen Chor:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." So wird der Zustand der seligen Geister geschildert, welche die ewige Wahrheit von Angesicht zu Angesicht schauen. Der Dichter sagt also: Was in der Zeit geschieht und was wir durch die Sinne wahrnehmen, das kennen wir nur im Gleichnis. Dann heißt es weiter:

„Das Unzulängliche — hier wird's Ereignis." Der berühmte Physiologe Helmholtz sagte in einer Rede: Alle Kenntnis der Naturgesetze ist inductiv (d. h. aus Erfahrungen folgernd), keine Induction (d. h. Schlussfolgerung) ist je absolut fertig. Wir fühlen unsere Unzulänglichkeit zu tieferem Eindringen in einer Art von Angst. Das eintretende Ereignis erst berechtigt die Ergebnisse irdischen Denkens.

„Das Unbeschreibliche — hier ist es gethan." D. h. das was nicht in Worte zu fassen ist, kennen wir nur in der Form der künstlichen Darstellung, nur im Bilde. Für die Seligen wird es Wirklichkeit.

Im Gedanken an Fausts Gretchen, die als Büßerin den Ankömmling em-

pfängt, und vielleicht auch in der Erinnerung an eigene Erlebnisse, schließt der Dichter mit dem ganzen Werke:

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan."

Ist das Ideal auf Erden auch nicht erreicht, dort im Himmel wird es Ereignis, geht in Erfüllung und wird Wirklichkeit in ewiger Liebe. Dadurch wird Faust gerettet aus dem unbefriedigten Zustande des Grübelns, wie es der Engel vorher schon angedeutet:

„Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar von oben theilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar mit herzlichem Willkommen."

Poesie und Religion feiern hier gewissermaßen eine Vermählung. In Riemers „Mittheilungen" hat Goethe selbst bekannt, dass er das Ideale nie anders als unter der Form der reinen, vollkommenen Weiblichkeit habe begreifen können, und darum wird ihr hier am Schlusse seiner größten Dichtung noch ein ganz besonderes Gewicht beigelegt. Man ziehe ferner in Betracht die schönen weiblichen Charaktere in Goethes dramatischen Dichtungen und den Ausspruch: „Willst du wissen, was sich schickt, so frage nur bei edeln Frauen an."

Schnurgerade Gegensätze bleiben natürlich auch hier nicht aus, Gegensätze, die so groß sind wie Himmel und Hölle.

Künstlerisches Schaffen.

Was will es? Was muss es?

Von Friedrich v. Hausegger.*)

Jeder echte Künstler ist seinem innersten Wesen nach Idealist, jedes Kunstwerk ein lebendiges Zeugnis für den Idealismus. Es gibt daher keine idealistische Richtung in der Kunst, etwa als Gegensatz zu einer realistischen oder naturalistischen. Diese Begriffsunterscheidungen berühren den Kern der Kunst nicht. Sie sind äußeren Merkmalen entlehnt, und dürfen ja, so lange dies festgehalten wird, gelten. Trotz des materialistischen Zuges unserer Zeit hat man sich doch noch nicht entschließen können, etwa von einer materialistischen Richtung der Kunst zu reden. Man scheut den so nahe liegenden Ausdruck, man wagt es nicht, dem Idealismus auf dem Gebiete der Kunst einen Begriff gegenüber zu stellen, welcher vollständig ausschließender Natur wäre. Eine leise Ahnung mahnt, dass mit dem letzten Reste idealistischen Wesens auch der letzte Rest dessen, was den Charakter der Kunst ausmacht, verbannt sein würde. So hat man an die Stelle des naheliegenden Materialismus in das System, das sich mit der Gliederung der Kunsterscheinungen nach Gruppen befasst, welche der Gruppierung der Erscheinungen des

*) Demnächst erscheint von Hausegger ein philosophisches Werk: „Das Jenseits des Künstlers". Aus demselben hat der Verfasser den vorstehenden zusammenfassenden Abschnitt auf unser Ersuchen uns freundlichst zum Abdrucke überlassen. D. Red.

Zeitlebens entsprechen, den Naturalismus eingefügt. Die Begünstigung der einen oder der anderen Richtung hat zu Parteiungen und Streitigkeiten Anlass gegeben, welchen, so lange sie das umfassen, was innerhalb des bewussten Wollens oder Könnens des Künstlers liegt, ihre Bedeutung für das Kunstleben nicht abgesprochen werden soll. Das innerste Wesen des künstlerischen Schaffens aber ist ihrem Einflusse entzogen; auf der Arena dieser Kämpfe spielt es keine Rolle.

Weder der „Idealist", noch der „Realist", noch der „Naturalist" vermag ohne dem göttlichen Funken in der Brust als Künstler zu bestehen. Nicht die Billigung der Clique, noch der augenblickliche Erfolg, noch der Zeitgeist vermögen den einen oder den andern dazu zu machen. Der Genius entfaltet sich, unbekümmert um solche Richtungen, wenngleich dieselben das, was der künstlerischen Absicht zugänglich ist, beeinflussen können. Meist sind es die kleineren Geister, welche derlei Richtungen bestimmen, beziehungsweise durch sie bestimmt werden, oder wie man auch zu sagen pflegt, Schule machen. Je mehr ihnen der mächtige Impuls von innen fehlt, desto mehr gewinnt bei ihnen das der Absicht Zugängliche, desto größer ist das Bedürfnis, an die Stelle der zwingenden Macht, welche der Genius übt, andere Potenzen sich dienstbar zu machen, um mit ihrer Hilfe zu Einfluss und Wirkung zu gelangen. Ideen, Geschmacksrichtungen, Vorurtheile, augenblickliche Wünsche werden in Mitleidenschaft gezogen, was sich auf anderen Gebieten als bewegend erprobt hat, herbeigerufen, Stichworte der Gegenwart erlauscht, der Nothschrei der Zeit in Action gesetzt und so aus den verschiedenartigsten Elementen ein Sturm auf das Gemüth organisiert, welcher über den Mangel jener Aufregung hinwegtäuschen soll, die nur der wahren Productivität entspringen kann. Das Gemüth lässt sich aber nicht lange täuschen. Es ist das Los jeder Schule, unterzugehen; der Genius ist unvergänglich, welcher Richtung auch die Formen seiner Erscheinung zugetheilt werden mögen und je größer er ist, desto schwieriger wird es sein, ihn einer Richtung unterzuordnen. In unvergänglicher Frische sprudelt die Quelle echter Productivität in den Dichtungen eines Homer, Äschylos, Sophokles, in den Skulpturen eines Phidias und Polyklet, in den Epen eines Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, in den Bilderwerken der großen Maler des sechzehnten Jahrhunderts, in den Dramen Shakespeares, in den Tonwerken J. S. Bachs, Mozarts, Beethovens; in den Dichtungen Schillers und Goethes; keiner Zeitbestrebung noch ist es gelungen, die einen oder die anderen ihrer Wirkung zu berauben. Der Glaube an Homer war stärker, als die Wissenschaft, welche seine Nichtexistenz beweisen wollte. Jahrtausende konnten dem Hauche seines Schaffens die Wärme nicht rauben, in welcher sich, den scharfsinnigsten Argumenten des kritischen Verstandes zum Trotz, seine Persönlichkeit zu erkennen gibt. Shakespeare lebt in ungeschwächter Kraft in uns, nachdem seine Könige für uns längst todt, die von ihm dargestellten Kämpfe uns längst gleichgiltig geworden sind. Und auch mit Goethe hat es kein Ende und werden ihm Nekrologe von dem Katheder aus ein solches auch nicht bereiten. Der Genius ist das einzig Dauernde im Gewirre der Meinungen und Bestrebungen, welche, sei es in welcher Form immer, den Absichten des rechnenden und begehrenden Menschen dienen. Unser Zeitalter wird, von den einen mit Genugthuung, von den anderen mit Besorgnis, als das des Materialismus bezeichnet. Dennoch ist ihm eine Künstlerpersönlichkeit entsprungen, deren idealistische Lebensanschauung sich auf allen Gebieten mit

einer Entschiedenheit kundgegeben hat, wie dies kaum je bei einer andern im gleichen Maße der Fall war. Und diese Persönlichkeit hat ihren siegreichen Einzug in die materialistische Welt gehalten, ohne dass die herrschenden Ansichten der Tiefe und Macht ihres Eindruckes Abbruch gethan hätten. Es wird schwer fallen, R. Wagner in der Geschichte der Zeitideen eine andere als eine ihnen gegensätzliche Stellung einzuräumen. Selbst das Nationalgefühl ließe sich nicht ins Treffen führen. Was sich in R. Wagners Schaffen als Nationalgefühl wirksam zeigt, fällt mit den Formen, in welche sich das hüllt, was man gemeinhin Nationalgefühl nennt, nicht immer zusammen. Ich würde aber den hier vertretenen Grundanschauungen widersprechen, wenn ich darin, dass R. Wagners Künstlerindividualität der Kategorie „Idealist" eingereiht werden muss, einen besonderen Vorzug seines Kunstschaffens erblicken würde. Dieses ist in seinem Werte von der Möglichkeit der Einreihung in Kategorien dieser Art unabhängig. Der Idealismus, welcher unserer Anschauung vom Wesen der Kunst entspricht, wird durch Gliederungen in einem Systeme nicht berührt und ist von Doctrinen, welche sich auf Erscheinungsformen beziehen, unabhängig.

Der Künster, werde er nun Idealist, Realist oder Naturalist genannt, muss, wenn sein Werk nicht alsbald als Täuschung erkannt werden soll, das Wesentliche aus eigenem Fonde geben. Er kann es weder der Gedankenwelt des Verstandes, noch der Natur, das heißt jenen Vorstellungsbereichen, welche sich als ihn afficierende Mächte darstellen, entlehnen. Freilich, Gedankenwelt und Natur, sie sind nicht ausgeschlossen von der Schaffensthätigkeit des Künstlers; ihnen ist vielmehr eine sehr bedeutungsvolle Rolle darin zugetheilt, aber nur insoferne, als sie den Anstoß zur Erweckung dieser Schaffensthätigkeit geben und ihr die Richtung, nach welcher hin sie sich entfaltet, verleihen. Beide stehen, wie dargelegt worden ist, zu dieser Schaffensthätigkeit im Verhältnisse von Geistesreizen und physischen Reizen zur Traumthätigkeit. Wie diese in ihrem Wesen nichts anderes ist, mag sie ihre Anstöße aus dem Leben des Geistes oder aus der Außenwelt empfangen, so bedingt es keine wesentliche Unterscheidung im Vorgange des Kunstschaffens, ob der Anstoß dazu aus der Ideenwelt des Geistes oder aus der Erscheinungswelt der Natur erfolgt ist. Die großartigsten Ideen machen, so lange sie dem combinierenden Verstande angehören, noch keinen Künstler, der scheinbar unbedeutendste Natureindruck schließt die Verwertung für das Kunstschaffen nicht aus. Der künstlerische Genius kann sich im kleinsten Gegenstande äußern, während er sich einem weltumspannenden Plane entziehen kann.

Wir sind damit an dem Punkte angelangt, der vielbesprochenen Frage über die Bedeutung und den Wert des sogenannten Naturalismus in der Kunst näher zu treten. Im Verhältnisse des Menschen zur Natur wird man zu unterscheiden haben zwischen dem, welchen es seiner Anlage nach dazu drängt, von der Natur Eindrücke zu empfangen, und jenem, der erst gleichsam des Entgegenkommens der Natur bedarf, um etwas an ihr zu sehen. Der erstere nimmt mit Durst auf, was die Natur ihm bietet, er stürmt ihr entgegen, weil sein gestaltungsbedürftiges Auge ihn dazu zwingt, er erfüllt dieses mit Einzelheiten, welche dem trägen Blicke des letzteren deshalb entzogen bleiben, weil er damit nichts anzufangen wüsste. Jenem bietet sich die Natur willig dar, weil sie sich in ihm belebt und verjüngt findet, diesem wird sie einen kargen Ersatz für das gewähren, was er in der eigenen Brust vermisst. Verschiedenartige Bedürfnisse leiten den einen und den anderen, wenn sie sich in die

sogenannte Wirklichkeit, sei es im Leben oder in der Natur, wenden. Der eine fühlt sich gedrängt, in ihren Formen zu geben, was ihn erfüllt, der andere, ihren Formen zu entlehnen, was ihm gebricht.

Erblickt man also das Kennzeichnende der sogenannten naturalistischen Richtung darin, dass sie bestrebt ist, die Wirklichkeit mit peinlichster Treue wiederzugeben, so wird damit, wie man sieht, dasjenige umgangen, was ihren Hervorbringungen erst den Charakter der Kunst verleihen müsste. Der Eintheilungsgrund, welcher damit geschaffen ist, berührt das gar nicht, worauf es eigentlich beim künstlerischen Schaffen ankommt. Der Kunststrebende wird nicht mehr und nicht weniger zum echten Künstler, mag er sich mit der Geschichte, mit der Mythe, mit dem gesellschaftlichen Leben und den Fragen der Zeit, mit Gebilden seiner geistigen Thätigkeit oder mit Erscheinungen der Natur, mit Masseneindrücken oder Einzelheiten befassen. Immer wird es sich nur um das handeln, was in ihm lebendig geworden ist und nun, als Ausfluss seines Wesens nach Gestaltung ringt. Freilich, wer überhaupt verlernt hat, sein schaffendes „Ich" laut werden zu lassen in der Fülle der Eindrücke, welche die Welt bietet, wird, wenn er sich wiederfinden will, nichts besseres thun können, als sich diesen Eindrücken mit grösster Unbefangenheit und ohne jede Voreingenommenheit hinzugeben, er wird sich bestreben müssen, zu sehen, um durch das Sehen wieder zum Schauen zu gelangen. Er wird verlernen müssen, das Leben von Gesichtspunkten aus zu betrachten, welche sich aus Bestrebungen und Regungen ergeben, die dem künstlerischen Schaffen widerstreben. Wenn in einer von Tendenzen, Projecten, Parteileidenschaften erfüllten Zeit wieder das Bedürfnis auftaucht, die Natur in ihrer Unschuld zu belauschen und sie ohne jede Absicht auf sich wirken zu lassen, so kann dies gewiss von günstigen Folgen für die Neuerweckung künstlerischer Productionskraft sein. Es kommt aber dann nicht darauf an, der Natur äußerlich etwas abzugewinnen, sondern dem eigenen Auge wieder neue Kraft zu verleihen. Es gilt nicht, wieder, wie der gewöhnliche Ausdruck lautet, zur Natur zurückzukehren, sondern vielmehr sich in einer von Zwecken ungetrübten Betrachtung wieder selbst zu finden. Soll mit den sogenannten realistischen oder naturalistischen Richtungen dies bezweckt werden, so dürfen sie als wohlthätige Reaction gegen die Einmischungen des rechnenden und des begehrenden „Ich" auf dem Gebiete der Kunst begrüßt werden. Nur möge man nicht glauben, dass einem blöden Auge Leben und Natur etwas zu erschließen vermöchten, was es erst selbst hervorbringen müsste, wenn es einen Wert für das künstlerische Schaffen haben soll. Auch der Naturalist, und mag er noch so emsig den Einzelheiten der sogenannten Wirklichkeit nachspüren, um sein Werk mit ihnen auszustatten, wird diese Einzelheiten mit künstlerischem Auge schauen müssen. Er wird sich zu ihrer künstlerischen Production innerlich gedrängt fühlen müssen, sie werden in ihm zum agens movens werden müssen, das zur Entäußerung drängt, wenn sie Elemente künstlerischen Schaffens werden sollen. Nie werden sich todte Einzelheiten zu einem lebendigen Ganzen zusammenschließen. Die Genauigkeit allein, mit welcher Balthasar Denner in den von ihm abgebildeten Köpfen alle Einzelheiten wiedergab, hätte ihn noch nicht zum Künstler gemacht und der Steinmetz, welcher seine Abbildung des Kaiser Rudolf deshalb ummodelle, weil er entdeckt hatte, dass dieselbe um eine Runzel weniger habe, als das Urbild, hat seinem Werke damit keinen größeren Kunstwert verliehen. Der naturtreue Pförtner, welchen der Maler Wiertz an den Eingang seines Ateliers gemalt hatte, konnte nichts beitragen,

Digitized by Google

dessen Ruhm als Künstler zu vermehren. Zola verdankt seine Bedeutung nicht den Straßen, Schänken und Schaubuden, welche er durchforscht. Eine Kunstrichtung, deren Streben einzig auf Nachahmung der Natur, wie sie sich äußerlich darstellt, gerichtet wäre, fiele außer die Sphäre dessen, was wir als Kunst anerkennen. „Das Wirkliche nachahmend wiederbringen, heißt nicht die Natur darstellen", sagt Schiller (Über den Gebrauch des Chores in der Tragödie) und man braucht nicht soweit zu gehen, wie die Thebaner, welche einen Dramatiker verbannten, weil er einen Stoff aus der Gegenwart gewählt hatte, um des Dichters Worten zuzustimmen:

Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Damit will aber, wie gesagt, dem Streben, sich wieder an die Natur und das Leben zu wenden, nicht der Stab gebrochen sein. Ist es doch kaum denkbar, dass ein inniges Versenken in die Erscheinungen der Natur und des Lebens, an welchem Absichten des Erkennens oder Begehrens nicht theil haben, nicht bis zu einem gewissen Grade auf die Productionskraft wirken müsste. Dann ist aber nicht die Thätigkeit des Nachahmens, sondern eben dieses Maß mitgehender Productionsthätigkeit dasjenige, was dem Werke seinen Kunstwert verleiht. Das rechnende „Ich", welches in der äußeren Nachahmungsthätigkeit in den Vordergrund tritt, hat mit dem schaffenden „Ich" nichts gemein, schließt es vielmehr, gleich dem begehrenden „Ich" aus.

Das rechnende „Ich" hat daher auch, soferne es sich darum handelt, die Natur eines Eindruckes als eines künstlerischen zu erkennen, keine maßgebende Stimme. Dem eigentlichen Wesen des Kunstwerkes kann es nicht beikommen; das Gegenständliche desselben muss es erst aus anderer Hand erhalten haben, um es seiner Thätigkeit des Eingliederns, Vergleichens und Bewertens unterziehen zu können. Der zergliedernde Verstand steht dem Kunstwerke wie einem Naturobjecte gegenüber, welches er beobachten und seinen Zwecken unterthan machen, niemals aber hervorbringen oder in seinem inneren Wesen erfassen kann. Damit wird das Verhältnis der Kritik dem Kunstwerke gegenüber klargestellt.

Wo das Kunstwerk sich in seiner Sprache geäußert hat und verstanden worden ist, bedarf es keiner Kritik, auf seine Bedeutung hinzuweisen. Der Verkehr zwischen dem Künstler und dem Kunstgenießenden kann auf dem Umwege einer Verstandesoperation nicht hergestellt werden. Eine solche muss das, worauf es wesentlich ankommt, schon vorfinden, nämlich den Kunsteindruck; ihn zu construieren vermag sie nicht. Allerdings fällt der Kritik im Verkehre zwischen Künstler und Kunstgenießenden eine wichtige Aufgabe zu, die nämlich, Hindernisse wegzuräumen, welche einer echten und vollen Kunstauffassung entgegenstehen. Die Vorgänge, welche sich, abseits von den Einwirkungen des Tageslebens, in den Tiefen der Seele ereignen, können einer Beihilfe bedürfen, um zur Verwertung zu gelangen. Diese kann die auf sie gelenkte Aufmerksamkeit schaffen, welche bewussten Willensacten zugänglich ist. Ein Wink, ein Fingerzeig, ein Ausruf genügen oft, Schönheiten eines Kunstwerkes zu erschließen, welche sonst dem abgeirrten Geiste gegenüber stumm geblieben wären. Ein Bild, an dem ich oft blind vorübergegangen, ein Tonstück, welches wiederholt spurlos an mir vorbeigerauscht ist; im Augenblicke der in mir durch irgend einen Umstand erweckten Empfänglichkeit offenbaren sie mir ihren Wert, und ich kann nun gar nicht begreifen, wie es möglich gewesen sei, das nicht schon früher in ihnen zu entdecken, was mich nun in so unwiderstehlicher Weise überwältigt. Die

Weckung dieser Empfänglichkeit besteht in der dem Kunsteindrucke (nicht etwa anderen mit dem Kunstwerke äußerlich verbundenen Erscheinungen) nun zugewendeten Aufmerksamkeit.

Die Kritik, welche auf diese Weise den Weg zum Verständnisse des Kunstwerkes bahnen will, muss daher vor allem den Kunsteindruck selbst empfangen haben. Vom Kritiker muss also als erstes Erfordernis zur Berechtigung seiner Amtsführung verlangt werden, dass er fähig sei, Kunsteindrücke zu empfangen, und zwar fähiger als andere, welche er belehren will, das heißt, dass er leichter als ein anderer, vermöge, dasjenige zu beseitigen, was sich der Richtung der Aufmerksamkeit auf den wachgewordenen Kunsteindruck hindernd oder störend entgegenstellen kann. Erfahrung und Bildung unterstützen ihn dabei, wenn sie entsprechend angewendet werden; leider können sie auch die Quelle von Vorurtheilen sein, welche sich an die Stelle richtigen Kunstempfindens eindrängen und ihm gerade jene inneren Vorgänge verschließen, aus welchen er einzig ein richtiges Verständnis zu schöpfen vermöchte. Kenntnisse und Fertigkeiten beanspruchen in dem Maße, als sie umfassender sind und sich einer größeren allgemeinen Anerkennung erfreuen, eine höhere Wertschätzung. Damit ist die Gefahr verbunden, diesen dem rechnenden „Ich" angehörigen Wert jenem unterzuschieben, welchen uns in ganz anderer Art und aus ganz anderen Ursprüngen der Kunsteindruck bieten will. Wir erleben daher nur zu oft das Schauspiel, dass gerade hervorragende Männer der Wissenschaft und des Faches sich am wenigsten geeignet zeigen, den Genius in seinem unmittelbaren Wirken zu erfassen. Ehe noch der Eindruck da ist, hat sich schon die Aufmerksamkeit jenen lieb gewordenen Werten zugewendet, welche sich im Vorrathe und in der Thätigkeit des rechnenden „Ich" finden, um sie als Maßstab für das nun nur äußerlich Empfangene zu verwenden. So bleibt die dem Gewohnten gegenüber sicher abwägende Kritik oft gerade dort ihre Beihilfe schuldig, wo sie mit ihrem eigentlichen Berufe einsetzen müsste, wo sie die Pflicht hätte, dem Genius die Bahnen zu ebnen.

Das transcendente „Ich", von dem der Philosoph träumt, und dem der Mystiker grübelnd nachspürt: im Künstler wird es lebendig. In ihm tritt es fördernd und mahnend mitten in unser Leben, jedem verständlich, der zu schauen vermag, der Urgrund alles Denkens, wenngleich losgelöst von all den Zwecken und Absichten, welche dem Denken im Kopfe des Individuums Richtung und Wirksamkeit geben, die Quelle aller Sittlichkeit, wenngleich frei von all den Reizungen, Strebungen und Bedürfnissen, welchen das Gesetz der Moral Schranken ziehen muss, tief hinabreichend zu den Wurzeln alles Daseins und wieder zusammenfallend mit dem „Ich", das sich sorgt und quält in Sehnsucht nach einem besseren Dasein, welches es nun, in den Augenblicken der Erhebung, die ihm so gewährt werden, schon hier vorbereitet findet. Uns zu erlösen aus der Enge des Daseins, dem irdischen Auge den befreienden Blick in die Weiten unendlichen Werdens und Wirkens zu gewähren, das ist der erhabene Beruf der Kunst.

Ein junger steirischer Dichter.

Die Steiermark darf sich nicht mehr beklagen, dass sie der Minne entbehre. Seit vor einigen zwanzig Jahren einer den Versuch auf Zither und Hackbrett gemacht hat, singt und klingt es fort zum Lob und Preise der schönen Styria. In ihrer eigenen Sprache bringt man ihr und ihres Volkes Lied dar, und hierin ist sie umworbener und gefeierter als Kärnten, Salzburg, ja sogar als Tirol. Frohen Herzens hält der Zither- und Hackbrettmann Umschau unter seinen Sangesgenossen in steirischer Mundart. Da ist Karl Morre, Hans Grasberger, Franz X. Freiheim, Anna Werchota, Johann Kain der Aussee Bauernwirt, und nun noch ein zweiter Aussee, der junge und frische Dichter Hans Fraungruber.

Von diesem letzteren liegt vor mir gar ein feines Büchlein: Gedichte in steirischer Mundart. (A. Hartleben. Wien.) „Er hat's nicht mehr ausgehalten, er hat's dichten müssen", und man merkt es den Liedern leicht an, dass sie Naturproducte sind. Der Verfasser lebt nun zwar in der Großstadt und hat den ernsten Beruf des Lehrers, aber das verkümmert ihm die poetische Ader nicht. Das Wort vom „feuchten Erdgeruch" ist auch schon abgebraucht, aber es passt doch zu gut auf Fraungrubers Gedichte, als dass ich's unausgesprochen lassen möchte. Ein wenig hat es dem jungen Sänger sein großer Nachbar angethan, der Piesenhamer Franzl; ohne solche Vorbilder wäre manches Liedel anders ausgefallen, vielleicht weniger gut, vielleicht auch besser. Mundlichkeit und Sangbarkeit, das ist einer der Vorzüge dieser Lieder, Heißherzigkeit für Heimat und Liebe, das ist der zweite, und Begeisterung für alles Echte und Rechte, das ist der dritte. Und auch der Humor fehlt nicht. Dabei ein in Lust und Leid stetig zitterndes Gemüth, eine beschauliche Seele — kurz, ein poetischer Charakter. Zur Erhärtung dieses Ausspruches weise ich nur auf die schönen Gedichte: „Die Liab in Schnee", „Denk ih an dih", „Mei Muatasprach", „'s Kiderl", „Ewiga Sumer", „d'Hoamat in Ehru!" „Guati Nacht", „Ledi und loadi", „A weng was", „Kimt alls auf d'Gwohnheit an", u. s. w. Zur Probe seien die folgenden Stücke hergesetzt:

Oan Mann — oan Wort.

So is und so stehts,
Wie ih's antreib, so gehts,
Wia ih gsagt han, so bleibts,
Wia ih's gehn hoaß, so treibts.
Denn her is nit weit
Mit die wendischen*) Leut,
Dö hüa schrein, bald's lacht,
Aber hott fahrn, bald's kracht.
Und sel mirk dr, mein Bua:
Wia du gsagt hast, so thua —
Oan Wort und oan Mann!
Und hiaz geh und spann an.

*) wetterwendischen.

Der Zwieſpalt.

Die Muata ſagt: Heirat!
Dr Vata: Laſs bleibn!
Hiaz was ſall ih laſſen,
Was ſall ih betreibn?

Frag ih an ban an Ehman,
Schreit r: Thua's nit um alls!
Und frag ih a Dirndl,
Fallts mr glei um 'n Hals.

Da han ih oft ghört,
In an Zwieſpalt is guat,
Wann mr ehnta wia's Herz
'n Vaſtand fragen thuat.

Und dr Ganzg'ſcheidti moant:
Da gibts gar nixi z'ſogn,
Wer af's Heiraten denkt —
Hat koan Verſtand mehr zum fragn.

Brennende Liab.

Was haſt denn, mein Regerl,
Was is dir denn gſchechen?
So tramhapert*) han ih
Dih ehnta nia gſechen.
Was launſt denn und woanſt denn
Van fruah an bis ſpat?
Is ſchad um dih, Dirndl,
Is ſchad!

Die Äugerln glofen
Wia ahg'ſchreckti Kohlen,
Die blüahrothen Wangerl,
Wer hat dr dö gſtohlen?
Oder is, daſs 's heunt nachten
Der Reif dadruckt hat?
Is ſchad um dih, Dirndl,
Is ſchad!

A gar z'hoaßer Summer
Vadörrt leicht die Bliah,
Und a gar z'haaßi Liab,
Mein arms Regerl grath nia.
A Kranzl greant neama,
Was d' Hitz vabrennt hat —
Is ſchad um dih, Dirndl,
Is ſchad!

Leichtſinn.

Imma und immramal
Kimmt mr in Sinn,
Zwö daſs ih dena
Af d' Welt kema bin?

Arm wia Kirchamaus,
Zur Arbat nix nutz,
Und dena a glüahrads Bluat,
A Schädl voll Trutz!

D' Hacken, dö is mr z' ſchwar,
D' Sengſen is z' leicht,
Am Feld is mr z' trucken,
In Wald wiedr z' feucht.

Han ih amal a Geld,
Kollert's und ſtiagt's,
Wohin waaß dr Teuxl,
Ka Menſch nit daſiagt's.

Han ih a Dirndl wo,
G'freuts mih nit lang,
Gfallt mr af aanmal
An andera Gang.

Laſs mr's halt renna,
Gehts grad oder krump,
Ih ſiag ſchon, i bleib ſchon
Mei Lebta a Lump!

*) träumeriſch.

's gſcheiti Büabl.

„Wen ghörſt denn du, Büabl?"
«Mein Vatern ghör ih!»
„Und wia hoaßen s' dein Vatern?"
«Den hoaßen s' wia mih.»
„No, wia ſchrein s' dr zun Eſſen,
An Nam haſt ja dah?"
«Da ſchrein ſe mir gar nit,
Da kim ih a ſa —.»

Ehſtandsg'läut.

Zwaa Glocken, dö läuten
Schön furt in oan Gang,
Nur ih und mein Weiberl
Mir ſtimmen nit z'ſam.

Oan Leib und aan Seel ſan
A chriſtlichs Ehpaar,
Nur ih und mei Weiberl
San allemal zwoa.

Bin ih teuxelswild,
Is ſie ſüaß wia a Meth,
Und limmt mir nachher d' Liab,
Will juſt ſie wiedr net.

Zwö haſt mih aſt g'heirat,
Du Zwiderling, han?
Selm*) han ih ah ja gſagt —
Häſt dartmals gſchrian — na!

*) Damals.

Ausweg.

Zum reichen Moarbaurn
Kimt dr Franzl und klagt,
Daſs 'n d' Liab zu dr Kathl
So unſinni plagt.

„Halt ja", moant dr Baur,
„Däs glaub ih dr gern,
Aber ſag ma nr, Franzl,
Was ſoll denn draus werdn?

I woaß, du haſt nix,
Man lebt nit von dr Liab,
Und a Geld kriagt die Kathl
Erſt dann, bald ih ſtiarb."

„Döſstwegn", lacht da Bua,
„Hats mit n Sterben kan Eil,
Gebts mr 's Dirndl — und 's Geld
Ro, däs leichts*) mr derweil!"

Ich glaube, das genügt, um meine Landsleute zu veranlaſſen, die Sammlung ſich näher anzuſchauen. Die Mundart iſt in dieſer Behandlung, wie man ſieht, kinderleicht zu leſen, und wenn das Büchlein eine Reiſe macht nach dem Norden und Weſten hinaus, nach Siebenbürgen hinab oder gar übers Meer — wo es Deutſche gibt, wird es Freunde finden.

R.

*) leihet.

Wie ſich ein gallichter Kritiker blamieren kann.

In einer eben erſt erſchienenen Erzählung: „Heimlicher Reichthum" von Ferdinand Kürnberger *) macht der Verfaſſer uns eine ſehr wichtige Mittheilung. — Robert Hamerling iſt kein Dichter. — Man muſs alt werden, viel zuſammenleſen, bis man endlich doch ganz zufällig auf die Wahrheit kommt. Wäre mir dieſes neue Novellenbüchlein von Kürnberger nicht in die Hände gefallen, ich würde wahrſcheinlich bis ans Lebensende befangen geblieben ſein in dem Wahne, daſs der Verfaſſer des „Ahasver in Rom" ein großer Dichter geweſen. Nun weiß ich's beſſer. Mein nicht genug zu verehrender Aufklärer und Lehrer Ferdinand Kürnberger ſagt es ſehr deutlich. Er ſpricht in genannter Erzählung (Seite 39—42) vom Ewigen Juden in Hamerlings „Ahasverus in Rom".

„Ich krümme ihm", ſagt der ſtets überaus wohlwollende Kürnberger, „ich krümme ihm (dem Hamerling'ſchen Ahasver) kein Haar ſeines eisgrauen Schädels. Nur wundere ich mich, warum er überhaupt ſchon ſo eisgrau iſt. Beim Tode Chriſti kann er noch ein junger Mann geweſen ſein, denn die Legende zwingt nicht mit der leiſeſten Spur, ſchon ſein damaliges Alter als hoch anzuſehen. Hab' ich aber das Recht und die freie Hand, ihn bei der Kreuzigung Chriſti für jung zu halten, ſo war er dreißig Jahre ſpäter, nämlich in den Tagen des Nero, noch ein rüſtiger und lebensluſtiger Fünfziger. Und darum Räuber und Mörder? Und darum ſchon jetzt dieſes urgreiſe Todesgeſtöhn?

Ich habe dieſe Gedankenloſigkeit des Verfaſſers und all ſeiner Leſer nie genug anſtaunen können. Das Gedicht dichtet auf einen Begriff

*) Novellen. Stuttgart, deutſche Verlagsanſtalt. 1893. Wir kommen auf das Buch an anderer Stelle zurück. Die Red.

drauf los, der noch gar nicht da ist, der einstweilen noch Phrase ist. Als ob man bloß Ahasverus zu heißen brauchte, um schon die geborene Phrase des Alters zu sein. Ich reite in den siebenjährigen Krieg, sagte Friedrich der Große, und ebenso Drolliges sagt buchstäblich dieses pathetische Gedicht. Der ewige Jude kann noch gar nicht wissen, dass er der ewige Jude ist und dass Christi Fluch sich bereits zu erfüllen anfängt. In den Tagen Neros würde ihn noch kein Minister in den Ruhestand versetzen, wenn der Schuster General oder Professor wäre."

„Hier hätte Heine oder überhaupt ein Dichter", heißt es später bei Erwähnung der badenden Agrippina, „die Tonart geändert".

Oder überhaupt ein Dichter!

Also lässt Ferdinand Kürnberger seinen Helden Landolin sprechen. Dieser Landolin ist überhaupt ein Muster von Vorzügen und Weisheit, und jeder Zeile merkt man an, dass der Verfasser sich mit ihm identificiert. Bei dem Charakter des Autors und der Novelle ist mit Sicherheit anzunehmen, dass Landolin und Kürnberger gleicher Meinung sind.

Und ich bin nun paff. Selber möcht' ich mich beim Schopf nehmen als einen der gedankenlosen Leser des „Ahasver in Rom". Wie kann man solche Schnitzer ganz und gar übersehen? Steht es doch in jedem Schul-Geschichtsbüchel, dass Nero in den Jahren 54—68 nach Christi Geburt römischer Kaiser war, mit welchem dann Hamerling den uralten Ahasver verkehrten lässt. Der uralte weißkopfige Ahasver! Der's überall umhersagt, er sei der ewige Jude, da er doch schlimmstenfalls nur achtzig Jahre alt sein, und jeden Tag sterben kann, so gut wie jeder andere. Der Prahlhans! — Da sieht man wieder einmal, wie kopflos und unwissend die Dichter sind, oder sollten sie ihre Leser nur foppen wollen? Solche Dinge müssen enthüllt werden, und dafür ist der Meister Kritiker da.

Unserem geschätzten Meister Kürnberger ist aber bei seiner strengen Kritik und wichtigen Enthüllung das kleine Malheur passiert, dass er es unwillkürlich verräth, Hamerlings Werk gar nicht gelesen zu haben. Angefangen zu lesen hat er, das geht ganz klar aus seiner Kritik hervor, allzufrüh jedoch scheint ihm die vorgefasste Meinung und Antipathie gegen den Dichter übermannt zu haben, also dass er dachte: Anstatt dieses Buch zu lesen, will ich es lieber kritisieren. Das ist auch ein Standpunkt, und sogar ein nicht mehr ungewöhnlicher. Zwar hätte es dem Kritiker im ersten Gesange, den er offenbar las, auffallen können, dass Ahasver bald der gebückte Greis war, bald jedoch wieder in hoher titanischer Gestalt dastand — was auf keinen gewöhnlichen Schuster schließen lässt. Vielleicht wäre dem Kritiker zufällig die Ahnung gekommen, wo der Dichter hinauswill. Sollte Landolin-Kürnberger von einer Symbolik nie etwas gehört haben?

Doch weiter. Hätte der schneidige Ferdinand von „Ahasver in Rom" den letzten Gesang gelesen, in welchem der Dichtung Höhepunkt und Deutung liegt, er würde auch auf folgende Verse gestoßen sein:

„Der Jude von Jerusalem; er ist
Nur eine von den wechselnden Gestalten,
Womit ich folge den Jahrtausenden."
„Ich bin (lässt der Dichter den Ahasver sagen) der Erstgeborne
Der Ungebornen, der Erschaff'nen — bin
Der erste Sprosz des ersten Paars. Ich war
Das erste Menschenkind — und ward der erste
Rebell — mit mir begann die Weltgeschichte,
Ich schrieb ihr erstes Blatt mit blut'gem Griffel.
Ich war's, der in die Welt den Tod gebracht.
Den unbekannten, ungeahnten Tod:
Ich schlug für ihn ein Thor durch's Herz des Bruders,
Da brach er ein und wüthet seitdem fort,
Und jedes Kind des Lebens ist sein Sclav'.
Und weil ich in die Welt den Tod gebracht,
Verschont er mich dafür — zum Dank, zur Straf."

Ja, so etwas sollte einem halt gesagt werden! Wenn man weiß, dass Hamerlings Ahasver der Brudermörder Kain ist, Adam und Evas Sohn, dann wundert man sich nicht mehr allzusehr, dass er zu den Zeiten der Römer schon weißes Haar hatte.

Was nun die Mutter Neros anbelangt, meint Kürnberger, hätte der „Dichter" vor der badenden Agrippina ein wenig die Zunge herausstrecken sollen, weil sie schon so alt und nach so kokett sei. Nun, das Zungeherausstrecken hat Hamerling stets anderen überlassen, die dazu ein größeres Talent haben. In seinem Werke war ihm darum zu thun, objectiv durch Neros Haus ein Bild zu geben von der morschenden Menschheit zur Zeit, als Ahasver ihr naht mit seiner Todessehnsucht. — So weit kam unser Kritiker, und nicht weiter. Ja, man kann ein sehr geistreicher Novellist sein und doch nicht die Eignung besitzen, einen großen Dichtergedanken aufzufassen.

Wäre es denn nöthig gewesen für den geschätzten Erzähler, sich zu blamieren? Da springt er ohne Anlass ganz plötzlich aus der sonst so hübschen Erzählung heraus und fällt wüthend her über Hamerling.

Er hat es aber so ungeschickt gemacht, dass alle Welt nun klar sieht, erstens, wie Kürnberger den „Ahasver in Rom", über den er so großsprecherisch Gericht hält, gar nicht ganz gelesen hat, und zweitens, wie er den symbolischen Sinn der Ewigenjudensage überhaupt nicht verstand.

Kürnberger ist todt; sein neu erschienenes Buch als solches hätte mich zwar berechtigt, aber nicht bewogen, diese Sache öffentlich zu berühren, mit dem Ruhenden ruhe auch sein Fehler. Allein Kürnberger war ein Typus der geflissentlichen Hamerling-Nörgler und Gegner, deren es von jenem Wiener Journalisten an bis zu jenem ästhetischen Berliner Professor hinauf manche gibt. Jener Wiener Journalist behauptete gelegentlich, ein mittelmäßiger Gymnasialschüler verstehe mehr von den alten Griechen, als der Dichter der „Aspasia". Und jener Berliner Professor hat verlauten lassen, dass Hamerlings Werke keine weitere Bedeutung haben, weil er diesen Dichter „nicht mag".

Ich vermuthe stark, diese Herren machen es so wie der selige Kürnberger, anstatt den Dichter zu lesen, kritisieren — nein, schmähen sie ihn.

R.

Umgekehrt ist auch gefahren.

Den Menschen lieben, sein Laster hassen,
Das hat uns Christus sagen lassen.
Heut' ists verkehrt in der christlichen Welt:
Man hasset den Juden und liebet sein Geld. M.

Das Reich Liechtenstein.

Ein Reisebild von Ludwig Hevesi.*)

Wenn man vom Bodensee mit der Eisenbahn südwärts gen Ragaz fährt, erblickt man um eine gewisse Stunde, welche je nach dem Zuge, den man benutzt, wechselt, links jenseits des Rheins einen schönen, langrückigen, vielzackigen Berg, der über siebentausend Fuß hoch emporstrebt. Die in dieser Gegend recht gemüthliche Geographie nennt ihn „Die drei Schwestern", zu welchem Namen sich der scharfsinnige Leser immerhin eine schöne alte, etwas blutige Sage hinzudenken mag. Zwischen Fluß und Berg liegt eine kleine Ebene. Sie ist geformt wie ein Lindenblatt, und gleich Rippen dieses Blattes laufen die weißen Wege dahin und dorthin querfeldein, mitten durch die Hautrippe, will sagen: die Landstraße. Die eine Hälfte des Blattes schweift sich stark empor, das ist, wo die Ebene zu waldigen Vorhügeln der „Drei Schwestern" anschwillt. Diese grüne Schleppe des Kleides der „Drei Schwestern" ist das berühmte Fürstenthum Liechtenstein, an dem die meisten Eisenbahnfahrer, die nach Graubünden ziehen, mit einem flüchtigen Blick vorübereilen. Höchstens machen sie noch die Bemerkung, der weiße Fleck dort am Fuße des Gebirges sei „also" Schloss Vaduz — welches „also" gewissermaßen die glücklich erfolgte Befriedigung der nebenbei gehegten Erwartung ausdrückt, man werde hier irgendwo das curiose Ding zu Gesichte kriegen.

Das unterlebensgroße Fürstenthum ist leicht zu erreichen, denn etwas unterhalb der Stelle, wo der Stiel des obgedachten Lindenblattes sich ansetzt, geht von Feldkirch her die Vorarlberger Eisenbahn hindurch, um bei Buchs in die Graubündner Bahnlinie zu münden. Das Fürstenthum erfreut sich also einer Eisenbahn, die beinahe eine Viertelstunde lang und nicht einmal schmalspurig ist, was man doch zu erwarten geneigt wäre. Auf dieser Strecke besteht die Station Schaan-Vaduz, d. h. es befindet sich daselbst das Dorf Schaan, von dem aus man sich ebensogut nach Vaduz, wie nach jedem anderen Punkte des Reiches begeben kann. Die meisten der wenigen Besucher des Landes sind Badegäste aus dem nahen Ragaz, welche von der schweizerischen Station Sefelen in einer halben Stunde nach Vaduz gehen. Ich gieng von Buchs in der dreifachen Zeit dahin, eine Unerfah-

*) Entnommen dem neuen Buche: „Von Katau bis Sekkingen". Gemüthliche Kreuz- und Querzüge von Ludwig Hevesi. Dort unter dem Titel: „Ein Gang nach Liechtenstein".

renheit, der ich eine weit größere Erfahrung in liechtensteinschen Dingen verdanke, als Ragazer Curgäste sie zu erlangen pflegen.

Warum ich aber nach Liechtenstein gieng, das ist sehr einfach. Ich habe mich im Laufe der Jahre wiederholt überzeugt, dass der Tourist den irdischen Kleinstaaten gegenüber das schöne Wort „Lasset die Kleinen zu mir kommen" immer vergebens anwendet. Wie seinerzeit Monaco und San Marino, so wartete auch Liechtenstein ganz ruhig, bis ich zu ihm käme. Der Weg macht keine erheblichen Schwierigkeiten. Von der Station Buchs geht er pfeilgerade nach Schaan, wobei er mit einer festen, gedeckten Holzbrücke den Rhein übersetzt. Er bietet nur zwei wesentliche Hindernisse, nämlich vor der Brücke das eidgenössische Zollhaus und hinter das Brücke das fürstliche, welches zugleich das österreichische ist. Beide sind an den Wänden mit der landesüblichen Panzerung aus ganz kleinen Schindeln versehen und erscheinen daher wie mit einer Fischhaut überzogen.

Was nun den eidgenössischen Zollwächter betrifft, jagte er mir einen großen Schrecken ein, denn mit einer starren Amtsmiene kam er stracks auf mich los und sagte mit finster gerunzelter Stirne . . . nichts als das Folgende: „Ich glaub', 'sch Wetter wird sich heut' auch nit hatte." Ich stimmte ihm bereitwillig zu und gieng über die Brücke. In der Regel besteht das eidgenössische Zollverfahren aus einer ähnlichen Bemerkung des amtlichen Organs, ohne dass darum die Finanzen der Eidgenossenschaft sonderlich zerrüttet wären.

Eine ganz entgegengesetzte Zollpolitik herrscht auf der fürstlichen Seite des Rheins. Als ich vor einer hochragenden Tafel stehen blieb, auf welcher in halbertoschenen Farben die Reichswappen Österreichs und Liechtensteins zu sehen sind und darunter die bedeutsamen Worte: k. k. österreichisches und fürstlich Liechtenstein'sches Nebenzollamt II. Classe in Schaan", da trat auch schon der entsprechende Nebenzollwächter II. Classe aus dem Hause. Mit freundlichem Schmunzeln betrachtete er mich, er hatte offenbar seine Freude an mir. Ich bemühte mich, ebenso freundlich zurückzuschmunzeln und wollte vorbeischreiten, denn nicht entfernt fiel es mir ein, dass ich von diesem lieben Menschen sollte Zollbeschwerden zu erdulden haben, nachdem mir selbst der Bärbeiß drüben keine zugefügt hatte. Da zeigte sich aber klar, dass ich von Zollpolitik rein gar nichts verstehe. Jener freundliche Schmunzler hielt mich nämlich zurück und fragte, was ich in meiner kleinen Tageshandtasche hätte. „Nichts, als die nöthigsten Toilettebehelfe", entgegnete ich. „Na, so machen S' nur auf", fuhr er fort in einem Tone höflicher Entschiedenheit, der mich sofort gehorchen ließ. Als ihm die Gegenstände in die Augen fielen, welche den Inhalt solcher Handtaschen zu bilden pflegen, flog ein Schimmer des Triumphgefühls über sein Gesicht. „Aha, Muschter!" rief er und schwang siegesfroh meine große Kopfbürste. Darauf war ich nicht gefasst gewesen. Sein Einfall war nicht übel, denn gewiss kann jedes einzelne Ding als ein „Muschter" seiner Gattung betrachtet werden. Glücklicherweise befanden sich die vermeintlichen Muster keineswegs mehr in musterhaftem Zustande und ich unternahm es daher, ihm den Unterschied zwischen Muster und Muster klarzumachen. Die Verhandlung dauerte ziemlich lange und während derselben hatte der finstere eidgenössische College, der vom andern Rheinufer aus das Ganze mitangesehen, sich nach und nach über die Brücke herübergemacht. Die Verhandlung über meine Seife und Pantoffeln wurde dadurch eine internationale, an der sich drei Mächte, Österreich, Liechtenstein und die Schweiz betheiligten. Das Votum der letzteren entschied die Sache zu meinen Gunsten; meine

„Muschter“ durften ungehindert passieren.

Wie zwischen Buchs und Schaan, so verbindet auch zwischen Sefelen und Vaduz eine Holzbrücke das Fürstentum mit der Eidgenossenschaft. Seit etwa zehn Jahren erst; früher geschah die Verbindung durch Schiffe. Zwischen beiden setzt die eiserne Gitterbrücke der Eisenbahn mit Hilfe eines Mittelpfeilers über den Fluss. Die Kosten der Holzbrücken wurden zu einem Drittel von den schweizerischen, zu zwei Dritteln von den liechtenstein'schen Gemeinden bestritten; im Fürstenthum herrscht noch jetzt eine gewisse Gereiztheit darüber, dass die Schweizer sich zu keinem christlicheren Verhältnis herbeilassen wollten. Überhaupt hat der kleine Staat, obgleich ihm die Weisheit seines Fürsten alle Ausgaben für Kriegswesen und andere unnöthige Dinge vom Halse geschafft, nicht wenig für seine Existenz aufzuwenden. Lebt er doch in fortwährendem Kriege mit dem Rhein, der, aus den Eisschluchten des Rheinwaldthales hervorbrausend, trotz seiner Jugend schon in mächtiger Breite dem Bodensee zueilt. Nur die starken steinernen Dämme, auf deren Erhaltung ein großer Theil der Jahreseinkünfte des Fürstenthums verwendet wird, hindern es, dass er binnen wenigen Jahren den ganzen Staat in eine wüste Schutt- und Geröllhalde verwandle. Die vielen Kiesflächen, Lachen und Tümpel des Überschwemmungsgebietes, das man ihm wenigstens für seine dringendsten Torheiten freiwillig überlassen hat, geben einen Begriff davon, wie andernfalls das ganze Land aussehen müsste. Außer diesem einen Kriegszustand hat aber das Fürstenthum (bekanntlich oder nicht) auch noch einen andern. Im Jahre 1866 gieng es mit Österreich gegen Preußen und als der Friede geschlossen wurde, dachte niemand an die kleine Macht, welche da unten zwischen Vorarlberg und der Schweiz eingekeilt, ordentlich unangreifbar ist. Die Liechtensteiner sagten auch kein Wort, ihre geographische Lage erlaubte ihnen ja, mit den meisten Staaten der Welt in ewigem Kriege zu leben. Die Mauern ihres Landes sind Österreich und die Schweiz und die schießt selbst Krupp nicht durch. Es ist daher auch gar nicht zu wundern, dass Liechtenstein den Krieg gegen das siegreiche Preußen-Deutschland sehr bequem erträgt. Früher, als es noch dem deutschen Bunde angehörte und daher auf dauerhaften Frieden rechnen konnte, hatte es eine Armee von hundert Mann zu ernähren; seitdem es aber ganz allein in der Welt steht und sich im offenen Kriege mit der größten Militärmacht des Erdballes befindet, braucht es keinen Mann mehr zu halten. Ich muss gestehen, dass ich eine solche Politik nicht übel finde. Man muss freilich auch in Betracht ziehen, dass seit der allgemeinen Verwendung von weittragenden Geschützen die Sicherheit des Ländchens sich bedeutend gehoben hat. Nicht etwa, als ob es selbst irgend welche Geschütze besäße, wohl aber weil, von welcher Seite auch in Zukunft geschossen werden sollte, die Kugeln im weiten Bogen unschädlich über das ganze Land hinwegfliegen müssen. Ja, wenn man heute noch ungezogene Vorderlader benützte, das wäre ein anderes.

Als ich über die Brücke gieng, legte sich mir übrigens eine schwere Besorgnis nahe. Es kam mir ein breiter Heuwagen entgegen, auf dessen Hochplateau ein großer Theil der Bevölkerung saß, zwei Männer, drei Frauen, etliche Kinder. Wie? dachte ich bei mir, wenn nun zufällig auch noch über die andere Brücke ein gleich stark besetzter Heuwagen fahren sollte, da finde ich ja im Lande Liechtenstein niemanden zuhause. So unrichtige Begriffe hegte ich damals über die Zahl der Einwohner. Als ich dann in den nächsten paar Stunden achttausendzweihundert sechsunddreißig mal guten Abend sagen musste — denn

in ein paar Stunden hatte ich so ziemlich jeden Einwohner gesehen und jeder hatte mich herzlich begrüßt — da wußte ich allerdings, daß es mehr Leute gibt zwischen dem Rhein und den „drei Schwestern", als meine Schulweisheit sich träumen ließ.

Auf den Feldern wurde fleißig gearbeitet. Der Mais stand stellenweise recht schön und in großen Tafeln, es duftete überall von frisch gemähtem Heu und eine gescheckte Hündin wollte mich durchaus beißen. Sie hieß „Diana" und ihr Besitzer entschuldigte sich bei mir sehr ungelegentlich, das Thier hätte mich für einen Schweizer gehalten und die möge es nicht recht leiden seit der Geschichte mit den beiden Brücken.

Rechts hin, weit im Innern des Landes, wohl an eintausendfünfhundert Schritt von mir, sah ich die Gegend mit recht dichtem Rauch bedeckt. Ich hielt das anfangs für Höhenrauch und vermuthete, es habe auch Liechtenstein, sowie Deutschland, sein „Muffrika", dessen Moore jährlich abgebrannt werden und dann mit ihrem von den Gelehrten solange verkannten Rauche halbe Länder überziehen. Auf meine Frage erfuhr ich jedoch, das seien nur „die Juden". Es befindet sich nämlich an jener räucherigen Stelle eine Spinnerei mit großem Schlot, welche von einer Firma Rosenthal betrieben wird. Eine zweite Spinnerei, höher am Gebirge, wurde früher von einem Schweizer geführt, sie ist aber schon seit einigen Jahren außer Betrieb; denn auch Liechtenstein hat seinen kleinen Krach gehabt.

Ich kam nun an einen Wegweiser in roth und blau, den Landesfarben. Er zeigte nach drei verschiedenen Richtungen, nach Feldkirch, Bendern und Buchs; in einem so kleinen Lande muß eben ein Wegweiser immer ins Ausland weisen. Dann gieng's nach Schaan hinein, einem kleinen Markte, der ebenso schweizerisch und vorarlbergisch aussieht, als liechtensteinisch. Auf der Terrasse des Gasthofes waren mehrere Herren und Damen versammelt, etliche davon in amtlicher Uniform. Sie geriethen in Aufruhr, als sie den Fremden sahen, der zu Fuß mit einer so kleinen Handtasche daherkam; sie bogen sich weit über die Brüstung, um dem roten Vogel nachzusehen, den sie vielleicht für einen Spion hielten.

Hier nun macht die Straße, vermuthlich um fremdes Gebiet zu achten, ein Knie und biegt nach Süden ab, in die Längenrichtung des Reiches. Ich hatte noch volle drei Viertelstunden bis Vaduz, denn — Spaß beiseite — ein paar Meilen weit kann man auf diesem Daumennagel, der ein Land heißt, immerhin laufen und von seinem Nordpol bis zu seinem Südpol sind es reichlich sechs Stunden. Ich überschritt unterwegs mehrere lustige Bäche, aus deren einem ich abends Forellen speisen sollte, und ein einsamer Telegraphendraht war mein Begleiter. Vaduz selbst wollte sich nirgends zeigen, es duckt sich so tief in allerlei dichtes Grün, daß man selbst von der Eisenbahn aus nur etliche Dächer wahrnimmt, Schloß und Kirche natürlich abgerechnet. In tröstlicher Weise dagegen mehrten sich die Bürgschaften dafür, daß in Vaduz für den Durst trefflich gesorgt sei. Ich gelangte in eine Art Weinregion, und linker Hand insbesondere entwickelte sich ein prächtiger Weingarten, den eine lange, feste Mauer umfaßt; er gehörte dem Fürsten.

Zuletzt war der Ort doch erreicht und als eines der ersten Häuser trat mir stattlich der Gasthof „zum goldenen Löwen" entgegen. Wer könnte an einem „goldenen Löwen" vorbeigehen? Ich traf es gut darin; die schönen Forellen und der gesunde, selbstgekelterte Vaduzer Rothwein, der seinen Tugenden nach nördlich an den Tiroler, südlich an den Veltliner grenzt, seien dem Leser, der zufällig nach Liechtenstein gerathen sollte, bestens empfohlen.

Ich konnte nicht umhin, noch denselben Abend, im Grau der Dämmerung, Vaduz abzulaufen. Ich verzeichne vorderhand eine lange, dörfliche Hauptstraße, zwar nicht beleckt von der Zunge des Pflasterermeisters und des Directors einer Gasgesellschaft, aber zum Theil mit ganz stattlichen Gebäuden besetzt. Sie senkt sich ein weniges gegen den Fuß der steilen Felsen hin, auf denen das fürstliche Schloss steht, und führt an dem schier festungsmäßigen Hause des Regierungschefs oder Landesverwesers (derzeit eines geborenen Wieners) vorbei zur Kirche. Diese ist neu, in gothischem Stil erbaut, mit gemalten Fenstern geschmückt und darf füglich ein reizender Bau genannt werden. Entworfen ist sie von einem Wiener Architekten, der seit dem Bau jeden Sommer im liebgewonnenen Vaduz verbringt. Die Baukosten hat zum großen Theil der Fürst bestritten. Die Straße schien mir sehr gemüthlich. Das herrschende Fuhrwerk war, damals wenigstens, der Heuwagen. Auf den Bänken vor den Hausthüren saßen die guten Leutchen von Vaduz beisammen und sahen mir erstaunt nach, wehrten auch wohlwollend ihren Hofhunden, welche meinen Einfall nicht ruhig hinnehmen wollten, an ihrer Spitze der Hund des Landeschefs, ein Thier von wahrhaft großstaatlichen Dimensionen. In einem Laden hatte ich das patriotische Vergnügen, österreichische Cigarren mit österreichischem Gelde bezahlen zu dürfen, denn unser Monopol ist auch das Rauchgesetz für Liechtenstein und unser Silbergulden läuft in dem glücklichen Ländchen als Hauptmünze um, gerade wie unser Maria Theresienthaler bei den Negern Mittelafrikas. Es werden übrigens auch die bekannten Eigenschaften unseres Papierguldens im Fürstentum durchaus nicht unterschätzt.

Als ich in den Gasthof zurückkehrte, fand ich noch einen Fremden vor, der aber ohne jegliche wissenschaftliche Vorbereitung ins Land gekommen schien. Als er nämlich über sein Weinglas hinweg zum Fenster hinaussah, erblickte er zufällig das über der Stadt schwebende Schloss, das nur noch mit seinen weißgetünchten Theilen und deren schwarzen Fensterlücken durch die ergraute Luft herniederwinkte. Überrascht fragte er mich, den er für einen Eingeborenen halten mochte: „Was ist denn das da droben? Ist das ein Zuchthaus?“ Die schmucklose, fensterreiche, weiße Stirnmauer mag ihm den naiven Einfall geweckt haben, den zu berichtigen ich, auf mein halbstündiges Studium des Landes gestützt, natürlich nicht säumte. Du lieber Himmel, was sollte denn auch ein Zuchthaus in Liechtenstein? In diesem ruhigen Ländchen kommen keine Verbrechen vor, höchstens werden jeden Tag ein paar orthographische Fehler begangen in der Schule, deren Strafcodex auf der Fläche eines Lineals Platz hat. Als ich aber einem neu gewonnenen Bekannten gegenüber die Vermuthung wagte, es gebe wohl gar keine Verbrecher in diesem Lande, da wies er einen so geringschätzigen Verdacht mit patriotischem Stolze zurück, indem er mir mittheilte, es habe vor einigen Jahren erst im Gebirg oben ein Mann den andern todtgeschlagen. „Allerdings“, fügte er zögernd und etwas kleinlaut hinzu, „waren beide Österreicher.“ Zwei Justizbeamte kamen damals aus Feldkirch herüber, um angesichts dieses seltenen Falles die fürstliche Criminaljustiz zu verstärken.

Unter solchen Verhältnissen wäre das Leben der Gerichtsreporter liechtensteinischer Zeitungen ein sehr einförmiges, wenn es da überhaupt Zeitungen gäbe. Nein, die periodische Presse wird durch das Ausland besorgt. Der Herr Landesverweser z. B. hält die „Neue freie Presse“, mehrere Personen im Lande halten die „Augsburger Abendzeitung“ und einer der Herren Ärzte die „Allgemeine“.

Dem Fortschritt steht also das Ländchen gewiss offen, wenn er sich

auch nicht gerade beeilt, auf dem fürstlichen Gebiete vorzudringen. Das dürfte sogar in den nächsten Jahren noch etwas langsamer gehen, weil jetzt so große Quantitäten von Fortschritt nach dem Osten werden ausgeführt werden müssen, dass für dieses unscheinbare Bröckchen Westen schwerlich etwas verfügbar bleiben kann. Ist es doch die reine Wahrheit, wenn ich sage, dass das Fürstenthum Liechtenstein bis vor ganz kurzem ebensowenig als die Republik San Marino einen Photographen unter seinen Bürgern gezählt hat. Wie? denkt sich da wohl der gebildete und wiederholt in verschiedenen Formaten und Stellungen photographierte Großstaatler, kann man denn auch unphotographiert leben? Der gesittete Mensch lässt sich mindestens jedes dritte Jahr photographieren und impfen, das gehört zur Gesundheitspflege. Die zeitweilig durchreisenden ausländischen Lichtbildner konnten dem Übel natürlich nur in geringem Maße abhelfen, insbesondere musste jedes plötzlich erwachende gebieterische Bedürfnis nach einem in effigie genommenen Silberbad ungestillt bleiben. Da raffte sich kürztich ein Mann von Vaduz, seines Zeichens ... sagen wir Bindermeister, auf, um dieser Noth seiner Mitbürger ein Ende zu machen. Er gieng ins Ausland und drang da mit spürkräftigem Geist in einen Theil der Geheimnisse der Lichtmalerei ein. Er flog als Binder über den Rhein und kam als Photograph wieder heim. Seine Bilder sollen sich durch große Ähnlichkeit auszeichnen, nur sind sie leider nicht immer gerade der Person ähnlich, welche der Aufnahme gesessen. Vorzüglich gelingt ihm die Darstellung milder, gutmüthiger Charaktere, denn es fehlt seinen Bildern an jeglicher Schärfe. Ihre Treue dagegen ist so groß, dass sie ihre Originale nicht überleben können; ehe noch diese verbleichen, gehören jene schon längst zu den Verblichenen.

Weniger wichtig für die Wohlfahrt der Einwohner ist es jedenfalls, dass das Land sich bereits einer Verfassung, natürlich einer liberalen, erfreut. Das Parlament besteht aus fünfzehn Mitgliedern; das ist nicht wenig, wenn man bedenkt, dass das große Welt-Rom zu einer gewissen Zeit nur ein Decemvirat, ein Zehnmännerthum besaß. Drei von den Fünfzehn wählt der Fürst selbst, sowie also irgend ein anderer Fürst sich als den ersten Beamten, oder den ersten Cavalier u. s. w. des Landes bezeichnet, könnte der Fürst von Liechtenstein sich den ersten Wähler seines Reiches nennen. Die politische Form dieser Versammlung ist jedenfalls eine sehr originelle. Sie beruht durchaus nicht, wie sie selbst vielleicht glaubt, auf dem Einkammersystem; es ist vielmehr ein förmliches, obgleich nicht eingestandenes Herrenhaus vorhanden, das aus drei Mitgliedern, eben den vom Fürsten gewählten, besteht und einen integrierenden Bestandtheil des Abgeordnetenhauses bildet. Es war leider nicht möglich, die Kammer einzuberufen, und mir das Arbeiten der Maschine zu zeigen, denn die Heuernte nahm eben alle parlamentarischen Kräfte in Anspruch.

Der Umstand, dass ich in Vaduz sechs Häuser im Bau begriffen sah, spricht für einen gewissen volkswirtschaftlichen Aufschwung unter diesem Regiment, und da sich andererseits die Staatsschuld erst auf etwa einhundertsiebzigtausend Gulden beläuft, so wird die Zinsenlast die Steuerzahler auch nicht so bald erdrücken. Das einzige, was das fürstentreue Volk im stillen kränkt, ist, dass der Fürst es so selten besucht. Seit dem Jahre 1866 ist er nicht in seinem Lande gewesen, seine Unterthanen aber wollen ganz genau wissen, dass er seitdem wiederholt mit der Eisenbahn vorübergefahren sei, auch das nur auf der Schweizer Seite, jenseits des Rheins, nicht einmal quer durch jenes oberste Zipfelchen seines Landes. Da seufzen sie denn so für

sich, wie schön es wäre, wenn ihr Fürst unter ihnen wohnte in einem schönen Residenzschloss, mit einem glänzenden Hofstaat, durch den die Bevölkerung der Hauptstadt, jetzt kaum tausend Seelen, sofort auf das Doppelte gebracht würde. Vaduz würde dann Großstadt und Liechtenstein eine Macht, ein kleines Österreich. Man könnte sogar Einrichtungen nach dem größten Schnitt daselbst einführen, z. B. den Dualismus, diese natürlichste Staatsform des Ländchens, das ja aus der Herrschaft Vaduz und der Grafschaft Schellenberg besteht. Und die hundert oder mehr Quadratmeilen, welche die Güter des Landesherrn in Österreich ausmachen, würden dem Lande als Colonien angehören. . . . Schöne Träume, welche, wie anderwärts, leider nur Schäume sind. Einstweilen sah ich das fürstliche Schloss zu Eisgrub, im Stahlstich, dauerhaft eingerahmt, an einer Wand meiner Stube hängen; der verblümte Ausdruck einer stummen Sehnsucht.

Das alte Schloss, welches über Vaduz aufragt, ist zu keiner Residenz mehr geeignet. Selbst ein Raubritter von heute verlangt mehr Bequemlichkeit und Repräsentationsraum. Zwar, in einem gewissen Stande ist ein Theil des Baues immerhin erhalten, denn etliche Zimmer vornhinaus, zu denen aus dem Schlosshofe ein Dutzend neue Steinstufen hinaufführen, sind einer Weinwirtschaft eingeräumt und auf der andern Seite des Schlosshofes, wo in der Höhe eine luftige Holzgalerie umläuft, wohnt der landesherrliche Forstmeister, dem die Wälder des Fürstentums und die auf den „drei Schwestern" hausenden Gemsen unterstehen. Der fürstliche Wein ist vorzüglich, und an Sonntagen belebt sich das Schloss mit Weinfreunden von nah und fern. Aus der Schweiz und aus Österreich sogar kommt dann viel durstiges Volk herein und es gibt ordentlich ein Volksfest auf dem Schlosse. Ein vortrefflicher Fahrweg führt von Vaduz hinauf, hinunter aber mag man dann auf der andern Seite steigen, wo ein reizender Saum- und Treppenpfad voll lauschiger Waldwinkel durch grünes Buchendickicht die steile Felsschlucht hinabklettert. Die meisten Leute jedoch sollen es vorziehen, auch für den Abstieg die breite Fahrstraße zu benützen, denn die Weingeister von Vaduz sind nicht die verlässlichsten Führer über abgrundsteile Felspfade.

Was aber an dem Schlosse nicht mit modernen Fensterscheiben und kalkweißer Tünche vernenert ist, das gibt noch immer eine kerngesunde, wetterfeste Ruine. Da steht vor allem der kolossale Rundbau des „Heidenthurmes", eine wahre Festungsbastion. Die alten Römer sollen ihn gebaut haben, als sie das Fürstenthum Liechtenstein erobert hatten, hoffentlich nach tapferer Gegenwehr der fürstlichen Armee. Aus wilden Quaderblöcken ist er aufgebaut, die das Rauhe trotzig nach außen kehren, noch jetzt, wo die uralten, wilden Weinstöcke baumdick an ihm hinangeklettert sind und mit ihrem idyllischen Grün in alle Schießscharten und niedrigen Casemattenfenster hineinwuchern. Die wilde Rebe hat ihn erstürmt, den alten Heidenthurm, seitdem herrscht drinnen ihre zahme Schwester, und Gott Bacchus ist Fürst auf Liechtenstein. Die anderen Thürme und Geschoße sind weniger mächtig; sie sind halbzerstört und ganz ausgeräumt und gleichen riesigen Taubenschlägen für Fledermäuse.

Der Blick hinab von der Brustwehr des Hofes oder aus den Fenstern ist sehr schön. Das kleine Vaduz entwickelt sich unvermuthet, dass es beinahe etwas wie Ausdehnung gewinnt, denn nach mehreren Richtungen bohrt es sich mit schmalen, krummen Gäßchen in die grünen Weinhalden hinein. Weiterhin überblickt man das ganze Fürstenthum, mit Ausnahme des wilden Saminathales, das sich übers-

Gebirge hinübergeschwungen hat gegen das Vorarlberg'sche hin. Dort ist reine Alpenlandschaft, mit Matten und ein paar Sennhütten; dort wohnen die Hinterwäldler von Liechtenstein.

Wie ein silbergrauer Strich mitten durch das breite Thal zieht der Rhein, schnurgerade von Süd nach Nord. In seinem steinernen Bette eingedämmt, steht er stellenweise höher als die Thalsohle. Und von Jahr zu Jahr wird sein Wasserstand höher, denn er breitet immer neues Geröll über den Grund seines Rinnsals. Jenseits ragen die schroffen Kalkhäupter der Appenzeller Berge auf, in abenteuerlichen Formen, bald als Kanzel, bald als Ambos gestaltet, oder gar wie mit Schießscharten durchlöchert, dass der blanke Himmel mitten durch die starren Felszacken guckt. Drüben bei Buchs winkt das imposante Schloss Werdenberg, weiter rheinaufwärts steht auf jähem Felsvorsprung die wetterbraune Ruine Wartau wie ein Verzweifelter in Selbstmordgedanken. Ihr gegenüber diesseits hacken sich die seltsamen Abhänge des Fläscherberges senkrecht ab hinter dem nichts Geringeres als eine eidgenössische Festung, Luzisteig, eingesenkt ist. Dort macht das Rheinthal die Biegung gegen Ragaz hin, um ein neues prächtiges Landschaftsbild zu beginnen.

Es ist still hier oben und freundlich. Nur das laute Treiben einiger Kinder, die dem alten Schlossshund das Leben sauer machen, weckt die verschlafenen Echos des Heidenthurmes. Und in der Schweiz und in Österreich drüben pfeifen die Locomotiven; sie pfeifen entschieden denselben Dialect.

Gäistern gor spot af d Nocht.

Gäistern gor spot af d Nocht
Hon ih's douh endla gwogt,
Du host nouh trutzt.
Hon da dein Fensterl kloukt,
Hon da a Stund long glouckt,
Hot mi nix gnutzt.

Hon wieda fuat müan gehn,
Bleib da da Kuadirn stehn
Vor ihrer Thür.
De is gleih aufgong lind,
Ih aus n koltn Wind
Eini zan ihr.

Heind spoutts mih aus und locht,
Weils mih zan Foll hot brocht,
Long hots scha plongg.
Dass ih mit dir gehn mecht
War ihr scha long nit recht,
Drum hots mih gsongg.

Ih bin hiaz gonz vazogg,
Wanst nur a Wort häst gsogg
War ih da dir.
Dass ih da brouchn hät,
Wos ih vasprouchn hät,
Holtst ma heint für. R.

Kleine Laube.

In der Krypta.

Still iſt's und düſter in der Krypta;
Der ew'gen Ampel mattes Licht
Vermählt ſich mit dem Strahl des Tages,
Der karg durchs kleine Fenſter bricht.

Vor dem Altar im Kirchenſtuhle,
Scheinbar verſenkt in Frömmigkeit,
Kniet eine ſchöne junge Nonne,
Gehüllt ins graue Ordenskleid.

Doch ſchweift ihr Auge oft ins Leere
Und zornig faſt die Lippe bebt,
Wenn ſchmerzvoll ſie mit bitt'rem Vorwurf
Zum Kreuze ihren Blick erhebt.

War ſie's denn noch, die ſo ergeben
Sich in die Kloſterregel zwang.
Sie, deren Reiz man einſt gehuldigt,
Um deren Gunſt man einſtens rang?

Wie war ſie ſchön und vielumworben,
Wie flog das Glück ihr in den Schoß —
Da brach Antonio ihr die Treue,
Den ſie geliebt ſo namenlos.

Wie hatte ſie gewünſcht zu ſterben
Und ihrem Schickſal oft geflucht,
Bis hinter ſtillen Kloſtermauern
Sie Heilung für ihr Leid geſucht!

Da plötzlich ſchreckt aus trüben Sinnen
Sie einer Schweſter Tritt empor.
„Willſt Laura, du denn ewig beten?"
Tönt's höhniſch fragend ihr ins Ohr.

„Zu lang iſt's ſchon, daſs dieſer Kerker
Das Leben mir zur Hölle macht,
Längſt hat die Welt ja ſchon vergeſſen,
Was mich an dieſen Ort gebracht.

Albertos ſchwärmeriſche Liebe
Begann ſchon läſtig mir zu ſein,
Drum wollt' ich ihm durch einen andern
Bereiten Qual und Herzenspein.

Nicht lange brauchte ich zu warten,
Bis den zu finden mir's gelang;
Es war ein junger Mann aus Brescia,
Den ich in mein Gefolge zwang.

Wenn ſich zwei Nebenbuhler ſchlagen,
Trifft wohl das Mädchen dann die Schuld?
Geſpielt hab' ich mit allen beiden,
Doch keinem ſchenkt' ich meine Huld!"

Von banger Ahnung angetrieben,
Faſst Laura Margaritas Hand,
Frägt athemlos nach Ort und Zeitpunkt
Und zittert, als ihr's wird bekannt.

„Des andern Namen ſag' — den Namen!"
Ruft ſie in halberſticktem Ton —
„Antonio hieß der arme Knabe
Und war del' Rocca's einz'ger Sohn."

Ein Schrei ringt ſich von Lauras Munde,
Sie ſpringt empor in wilder Haſt
Und flieht hinauf zu dem Altare,
Wo bebend ſie das Kreuz umfaſst.

„O schütze mich, Allmächtiger", schreit sie,
„Dass dein Altar nicht wird entehrt,
Dass ich dies Weib hier nicht ermorde,
Das mir mein Lieben hat zerstört!"

Doch Margarita spricht voll Gleichmuth:
„Gern linderte ich deine Noth,
Doch traf Albertos Klinge sicher —
Antonio ist nun leider todt."

Und Dunkel wird's vor Lauras Augen —
Die Glocke tönt — sie hört es nicht,
Sie sieht aus blut'gem Nebel tauchen
Nur Margaritas Angesicht.

Verzweiflung packt sie — wildes Wühlen;
Sie reißt empor das Kreuz vom Stein,
Sie stürmt herab die niederen Stufen
Und dringt auf Margarita ein.

„Du hast mich um mein Glück bestohlen
Und schaust nun kalt und lächelnd zu,
Du hast den Liebsten mir gemordet,
Elendes Weib, nun stirb auch du!"

Sie hebt das Kreuz — ein kurzes Ringen —
Zerschmettert ist des Mädchens Haupt,
Zerschmettert liegt das Kreuz am Boden,
Das vom Altare sie geraubt.

Und auf die Knie stürzt sie nieder,
Und beten will die Mörderin,
Da fühlt sie ihre Sinne schwinden
Und auf die Leiche sinkt sie hin.

Ein Sonnenstrahl dringt durch die Scheiben
Und webt ein zitternd Goldgespinst,
Die Klosterglocken tönen friedlich
Und laden ein zum Gottesdienst.

Jenny von Reuß-Hoerner.

Eine Audienz beim heiligen Vater.

Pater Cölestin Schachinger erzählt in seinem Reisewerke (siehe „Heimgarten" Seite 557) einen Empfang bei Leo XIII. Wer es wissen will, wie es bei einem solchen Empfange herzugehen pflegt — und viele sind darnach neugierig — der lese die folgende Schilderung.

Einer der freudenvollsten Tage während meines Aufenthaltes in Rom war die Audienz beim heiligen Vater, deren ich am 11. Jänner 1891 gewürdigt wurde. Am Abende des 10. Jänner — ich war eben vom Capitolium zurückgekehrt, wo sich meine Phantasie lebhaft mit den alten Gänsen beschäftigt hatte, die einst Rom gerettet haben — erhielt ich ein Schreiben der Anticamera Pontificia, worin mir mitgetheilt wurde, dass in Erledigung eines von unserem Ordens-General eingereichten Gesuches mir die Erlaubnis ertheilt werde, am folgenden Tage — Sonntag 11. Jänner — um acht Uhr morgens dem Messopfer Sr. Heiligkeit in allerhöchst dessen Privatkapelle beizuwohnen. Ich begab mich zur festgesetzten Stunde in den Vatican, und traf dort bereits gegen dreißig Personen, die im Vorsaale warteten. Die Damen, etwa die Hälfte der Anwesenden, waren, laut den auf der Zuschrift angegebenen Vorschriften, in schwarzer Kleidung, den Kopf mit schwarzem Schleier überdeckt, die Herren erschienen im schwarzen Salonanzuge.

Etwas vor acht Uhr wurden wir aus dem Wartesaal in ein nebengelegenes Zimmer geführt und erhielten dort unsere Plätze angewiesen. Die drei Geistlichen — ein Professor aus Amerika, ein Pfarrer aus Frankreich und ich — wurden zu hinterst angesetzt. Die übrigen, dem Laienstande Angehörigen empfiengen sämmtlich während des Messopfers die Communion aus der Hand Sr. Heiligkeit.

Um acht Uhr erschien der heilige Vater, angethan in weißem Talar mit weißseidenem Cingulum, das mit Goldfransen besetzt ist, das Haupt mit einem kleinen weißseidenen Käppchen bedeckt, und besprengte die Anwesenden mit Weihwasser. Hierauf kniete er neben den Altar, der in einem kleinen Vorraum vor unserem Saale angerichtet ist und von diesem durch eine Thüre abgeschlossen werden kann, auf einem Betschemel nieder, um die Vorbereitungsgebete zu sprechen. Ich musterte inzwischen die Umgebung des heiligen Vaters. Die päpstlichen Hausdiener, die uns an den Eingangsthüren

empfiengen und durch die verschiedenen Corridore und Säle an unseren Bestimmungsort geleiteten, tragen scharlachrothe Strümpfe, ebensolche Kniehosen und Blousen aus gepresstem Sammt. Die Hausgeistlichkeit, die dem heiligen Vater beim An- und Auskleiden zur heiligen Messe, sowie während derselben assistiert, ist mit veilchenblauen Talaren und einfachen Rochetten bekleidet. Die an den Thoren Wache habenden Schweizergardisten haben weite Pluderhosen, welche der Länge nach orangengelb und schwarz gebändert sind, und lange aschgraue Blousen. Der uns angewiesene Saal ist roth drapiert und auch der den ganzen Raum überspannende Teppich ist von bordeaurother Farbe. In einem offenen Kamin flackern einige Stücklein Holz, die den Raum leicht erwärmen.

Das heilige Messopfer begann eine Viertelstunde nach acht Uhr und dauerte, da das Spenden der heiligen Communion an siebenundzwanzig Personen ziemlich viel Zeit in Anspruch nahm, bis gegen neun Uhr.

Der Papst, einst eine hohe, starke Gestalt, lässt jetzt Kopf und Schulter stark nach vorne neigen, doch ist er in seinen Bewegungen frisch und fest. Der Kopf sinkt beständig, um in kurzen Pausen mit scharfem Ruck gehoben zu werden. Aber auch ein leichtes Zittern desselben konnte ich wahrnehmen. Es lasten eben schon achtzig und mehrere Jahre auf der Greisengestalt! Das Antlitz des heiligen Vaters ist sehr milde und freundlich, der Gesichtsausdruck von großer Anmuth und Lieblichkeit. Die hohe Stirne und die scharf markierten Gesichtsknochen verleihen ihm den Ausdruck eines hohen Geistesschwunges, aber sie bewirken auch, dass sich die Anmuth der Gesichtszüge des heiligen Vaters in Abbildungen nicht wiedergeben lässt. Es kommt in diesen durchweg mehr der stramme Ernst als die freundliche Liebenswürdigkeit zum Vorschein. Die Unterlippe ist leicht gespalten und das Kinn mit einem Grübchen versehen.

Die einzelnen Orationen der heiligen Messe betete Se. Heiligkeit mit rührender Andacht, jedes Wort so laut sprechend, dass wir auch ganz rückwärts im Saale alles deutlich verstehen konnten. Die drei Ave Maria am Schlusse der heiligen Messe, die er nach italienischem Gebrauche lateinisch, u. zw. mit uns alternierend recitierte, sowie die beiden Gebete danach, bekanntlich von ihm selbst verfasst und für den ganzen katholischen Erdkreis angeordnet, um von Gottes Gnade die Freiheit der Kirche und die Ausrottung der Irrthümer und Laster zu erbitten, sprach er mit fast weinerlicher Stimme, jedes Wort, ja jede Silbe langsam aussprechend und mit Inbrunst betonend.

Nachdem Se. Heiligkeit die kirchlichen Gewänder abgelegt hatte, brachte auf demselben Altare ein Hauskaplan das heilige Messopfer dar, welchem höchstselbe kniend anwohnte.

Nach Beendigung der Messe wurde unter dem Altare, an der Epistelseite desselben, ein Armstuhl aufgestellt, in welchen Se. Heiligkeit sich niederließ, die Anwesenden der Reihe nach empfieng und mit jedem einzelnen in freundlichster Weise — je nach Bedarf in italienischer, französischer oder lateinischer Sprache — conversierte. Als ich vorgestellt wurde mit dem Bemerken, dass ich nach Jerusalem reise, bemerkte Se. Heiligkeit in lateinischer Sprache: „Da wirst du es gut haben. Ihr Österreicher habt ja ein prächtiges Hospiz dortselbst." Des weiteren erkundigte sich der heilige Vater nach meinen speciellen Wünschen und als ich um seinen Segen bat, entgegnete er liebreich lächelnd: „Recht gerne geben wir dir, geliebter Sohn, unseren Segen", wobei er mit dem Daumen das Kreuzzeichen auf meine Stirn machte, „und erlauben dir, dass du selben allen Getreuen mittheilst, für die du gebeten hast . . ."

Es war nahezu zehn Uhr geworden, als wir, hochbeglückt durch die besondere Gnade, der uns das Oberhaupt der katholischen Kirche gewürdigt hatte, die inneren Gemächer des Vatican verließen und noch geraume Zeit blieb ich mit einigen Theilnehmern an der Audienz auf der Frei-

Digitized by Google

treppe vor dem St. Petersdome stehen, um Gedanken und Gefühle auszutauschen. Erst nachdem das Gemüth sich etwas beruhigt hatte, begab ich mich in das Innere des herrlichen Gotteshauses, um dort Gott im heiligen Meßopfer den schuldigen Dank zu sagen.

Geistliches Königthum.

Zur Zeit als der Papst in Rom noch weltlicher Herrscher war, ist er lange nicht so allgemein geachtet und verehrt worden, als heutzutage. Bei jedem Anlasse senden ihm die Mächtigen der Erde, auch die nichtkatholischen, ihre Gratulation und alles schaut und horcht nach Rom hin, was der Papst spricht. Seitdem er mehr losgelöst ist von irdischem Tand, strahlt er erst wahrlich in der Herrlichkeit des Statthalters Gottes. Alles denkbar Gute dem heiligen Vater! Doch ist es der christlichen Idee angemessen, dass sein geistliches Königthum nicht durch ein weltliches profaniert werde. Von dem Augenblicke an, als Seine Heiligkeit wieder ein weltlicher Fürst ist, sinken ihm die Sympathien der Fürsten und Völker.

M.

Staatsventilation.

Der uneingeschränkte Parlamentarismus ist vielleicht gar nicht nöthig, es kann sich bei positiven Anträgen und Gesetzentwürfen die Volksvertretung durch bloße Abstimmung vollkommen genügen. Die uneingeschränkte Redefreiheit im Parlamente hat aber einen besonderen Zweck, der vielleicht den Wenigsten bewusst ist, sie dient als Ventil für die Unzufriedenheit im Lande. Wo Luft auspfeift, da kann's nicht explodieren, wo man spricht, da handelt man nicht, und jemehr gegreint wird, desto weniger droht die Revolution. Das Klagen von Nöthen, das Aussprechen von Wünschen, endlich das göttliche Schimpfen ist eine Entlastung von Unmuth und Zorn und stumpft allmählich die Gemüther ab. Wer viel greint, der leistet wenig, wird also nicht gefährlich, so ist es beim einzelnen, so ist es in der Gesammtheit. — Also lasset sie hübsch unverstopft, die hohe Staatsventilation!

M.

Schulmeister aus Commisstuch.

In Norddeutschland scheint man mit den bestehenden Zuständen recht unzufrieden zu sein, weil in der Presse oft gar so wunderliche Reformvorschläge zutage treten. Einer dieser Vorschläge, welcher eine Partei hinter sich zu haben scheint, führt das Verlangen, dass in Zukunft die Volksschullehrer aus dem — Soldatenstande bezogen werden sollen. Die ausgedienten Corporäle und Feldwebels sollen Schulmeister werden. Wenn schon der preußische Civil-Schulmeister, wie Bismarck sagte, die Schlachten gewonnen hat, was wird erst der preußische Soldaten-Schulmeister zuwege bringen? — In Österreich war es noch in den Vierziger-Jahren sehr gebräuchlich, dass ausgediente Soldaten, anstatt von milden Gaben zu leben, ihr Brot in kleinen Landgemeinden als Schulmeister suchten. Ein aus dieser Einrichtung erwachsenes besonderes Schlachtenglück ist nicht nachweisbar.

R.

Ein neues Buch von Kürnberger.

Novetten von Ferdinand Kürnberger, aus dem Nachlasse des Dichters. Herausgegeben von Wilhelm Lauser. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Man erlebt manche Freude, für die einer nicht weiß, wem man danken soll. So geht's mir mit dem neuen Novellenbuch von Kürnberger; der es schrieb, ist in Mödling etwas tief unter dem Grafe. Andererseits habe ich was gegen den Mann, er knurrte mir zuviel und kratzte zu oft umher. Aber wenn der literarische Schaffensgeist über ihn kam, da ward er ein

prächtiger Kerl. Was wäre es denn, wenn ich sagte: Ferdinand Kürnberger ist der österreichische Gottfried Keller? Was könnte mir denn geschehen? Seht euch um, ob ein dem berühmten Schweizer ähnlicher sonst irgendwo vorhanden ist! Könnte diese fünf Geschichten vorerwähnter Sammlung nicht ebensogut Keller geschrieben haben? Und man würde ihn noch darob loben und sagen: Das ist wieder echt Gottfried Kellerisch. – Thorheit! Beim Recensieren das Vergleichen und beständige Vergleichen ist eine Unsitte. Kürnberger steht als Erzähler ganz auf eigenem Fuße und steht sehr fest. Jede dieser neuen Geschichten ist was besonderes und den möchte ich sehen, der das gerade so könnte. Um nicht in den Geruch eines Reclamemachers zu kommen — Kürnberger hat solche Leute ja auch nicht leiden können, am wenigsten bei anderen — muss ich aber gleich sagen, dass die Sachen ihre großen Fehler haben, z. B. die Novelle „Heimlicher Reichthum", abgesehen von einem Fehltritte in dieser Novelle, den wir an anderer Stelle rügen. Wenn man sie eine Anekdotensammlung hieße, so wäre das um ein paar Grade zu streng gesagt, aber etwas Wahres wäre dran. Freilich sind es gar nette Geschichtchen, die da der Held Landolin von sich selbst erzählt, so nett und wunderlich, dass man den Mann für einen Aufschneider halten könnte. Aber das macht nichts, derlei muss man dem Dichter schon zugute halten; nur der Schluss dieser Erzählung ist sehr enttäuschend. Eine unklar erzählte und unglaubliche Katzengeschichte will die Novelle begründen und krönen und damit ist es nichts. —

Die kleine Geschichte: „Schulmädchen und Hausfrau", als die erste des Buches, fesselt und frappiert durch ihre Katastrophe. — In der That meisterhaft ist die Novelle: „Das Duell ohne Waffen." Es ist das eine Dorfgeschichte aus der Schweiz, in welcher ein bäuerlicher Mann seinen städtischen Nebenbuhler, um ihn aus dem Wege zu schaffen, hinauf in die Gefahren der wilden Gletscherwelt führt, mit Preisgebung seines eigenen Lebens. Der Nebenbuhler geht denn auch glücklich zugrunde und der Mörder heiratet seinen Schatz. Ein Sentimentater hätte das wahrscheinlich anders gemacht, denn der junge, heitere Nebenbuhler ist nicht darnach, dass man sich an seinem Tode besonders freuen könnte. So bleibt auch die Freude an dem Glücke des andern aus. Dass es ein „Duell" gewesen sein soll, besagt nichts, da hätte es der Nebenbuhler wissen müssen. Aber er gieng arglos drein und sein Tod war ein Meuchelmord. Doch es wird schon klug sein, wie es ist; Leben, Zufall, Schicksal sind nicht gerecht, warum soll es der Dichter immer sein?

Die Krone der Sammlung aber, und gewiss eine der merkwürdigsten Novellen unserer Tage ist „Der schützende Schutzgenosse". Von dieser darf man weiter nichts verrathen, als etwa, dass der Triester Kaufmann Herr Mörner nach Odessa reist, um Geld einzucassieren und einen Burschen mitnimmt, mit dem es ganz aus der Weise ist. Ich glaube den Freunden und Freundinnen seltsamer Novellen diese Geschichte recht sehr anrathen zu sollen; mir wurde beim Lesen derselben heiß im Kopf und warm ums Herz, und wenn Fehler darin vorkommen — ich habe sie wahrlich nicht gesehen, oder würde der Vorzüge wegen nicht auf sie hinweisen. Denn ich lese eigentlich nicht, um zu kritisieren, sondern um zu genießen, und für jeden Genuss sagt man bei uns daheim: Vergelt's Gott! — Den Schluss der Sammlung bildet die Kleinigkeit, wie ein poetisches, höchst ästhetisch erzogenes Fräulein sich in einen starken Esser verliebt. Ein Gedanke, der nicht ohne ist!

Von Kürnbergers Schriften wird sonst gesagt, dass sie ihrer Herbheit, scharfen Logik, spitzen Geistreichigkeit und mangels an Gemüthlichkeit wegen, mehr für Männer als für Frauen passten. In diesem Buche kommen wahrlich auch die Frauen nicht zu kurz, selbst die Logik wird manchmal aufs Spiel gesetzt zu gunsten des Effects, und gut ist's, Hauptsache bleibt die Wirkung. Auch auf die von Classikern so

Digitized by Google

sehr empfohlene Objectivität verzichtet unser Erzähler, er ist parteiisch und man merkt es sogleich, mit welchen der handelnden Personen er es hält. Kürnberger als Recensent würde das vielleicht getadelt haben, ich thue es nicht, weil ich glaube, dass in der Subjectivität, im Ausdrucke einer starken Persönlichkeit die Kraft und Wirkung liegt.

Noch muss gesagt werden, dass dieser Erzähler in allen Kreisen, in die er den Leser führt, zuhause ist, in der Schulstube wie im Comptoir, in der Hütte wie im Salon, im Hochgebirge wie in der Seestadt weiß er guten Bescheid; so ist wohl auch anzunehmen, dass seine manchmal etwas wunderlich scheinenden Offenbarungen aus Menschenherzen richtig sein werden. Mit Sicherheit kann das nicht so leicht festgestellt werden.

Dem Herausgeber dieses Buches muss man dankbar sein. Sollte sich im Nachlasse Kürnbergers noch weiteres vorfinden? Heraus damit! R.

Eine Sprachdummheit?

Seit langem wird meine schriftstellerische Seele gepeinigt von einem schweren Zwiespalt. Wie sagt man in einem Falle, wenn *mehrere* Personen an *einer* Sache Antheil nehmen? Theilen sich in einer Schule die Lehrer *in* die Aufgabe, die Schüler zu unterrichten, oder theilen sie die Aufgabe unter sich? — Theilen sich mehrere Fürsten *in* ein erobertes Land, oder theilen sie das eroberte Land unter sich? — Theilt eine Actiengesellschaft sich *in* den Gewinn, oder theilt sie den Gewinn unter sich?

Ich theile, heißt ja doch, ich zerlege etwas in mehrere Theile. Sie theilen *sich*, heißt also, sie zerlegen sich selbst in mehrere Theile. In den obigen Fällen soll aber nicht der Lehrkörper getheilt werden, sondern die Aufgabe; sollen nicht die Fürsten getheilt werden, sondern das eroberte Land; soll nicht die Actiengesellschaft getheilt werden, sondern der Gewinn.

Die Fürsten theilen sich *in* das eroberte Land, sagt nach meiner Meinung etwas ganz anderes, als: die Fürsten theilen das eroberte Land unter sich.

Ich hatte immer erwartet, der verehrte Herr Schulmeister Wustmann würde auch über dieses *Theilen in* einmal mit der Ruthe kommen; nun lese ich aber in den von ihm redigierten „Grenzboten", gelegentlich einer Besprechung des Panama-Processes: „Sie (die französischen Staatsmänner) zogen das Leichtere und Vortheilhaftere vor und *theilten sich mit den Finanzmännern in die Beute*.

Diese Sprachform ist häßlich, manchmal unsinnig, ganz gegen das Sprachgefühl des Volkes. Und selbst wenn sie von Classikern angewendet wurde: volksthümlich ist sie nie geworden. Ich behaupte dreist, diese Form ist zu vermeiden und wenn Sprachgelehrte mich solcher Ketzerei wegen verurtheilen, so werde ich doch unschuldiger sein, als jene es sind, die *sich in* die Beute getheilt haben. M.

Was bedeutet das Wort „Heimgarten"?

Zunächst Gemeindegarten, der vor einem Heim gelegen ist, auf dem sich die Gemeindeglieder zu Spiel, Unterhaltung und Zwiesprache einzufinden pflegen, ähnlich dem römischen Forum, wo das Volk sich versammelte, besonders für Gerichte und Märkte. In oberdeutschen Landen bedeutet Heimgarten: Trauliche Zusammenkunft, Plauderei, Unterhaltung; in Bayern: Haimgart; kärntnerisch: Haingart oder Hangart. Das Wort wird auch für Kosen, Zusammensein von Liebenden gebraucht. Im dreizehnten Jahrhundert war Bruder Berthold von Regensburg ein gar zu gestrenger Prediger. Er meinte: „Wenn du zum Tanze und

zu dem Haimgarten gehſt, ſo verwickelſt du dich leicht in dem Stricke des «tiuvels»". In dem neuen Roman von Ganghofer „Der Kloſterjäger", werden mit Recht bei der Beſchreibung des ſtillen Waldlebens in den bayeriſchen Bergen viele ſehr bezeichnende Volksausdrücke gebraucht. So ſpricht z. B. das Mädchen Gittli: „Wie thät ich mir denn einfallen laſſen, daſs ich heimgarten wollt' mit ſo einem geiſtlichen Herrn!" Hier wird das Wort alſo auch als Zeitwort gebraucht. So auch (S. 310): „So ſetz' dich doch ein' Weil'! Ich bin ja ganz allein, wir wollen ein wenig heimgarten." Auf S. 276 wieder als Hauptwort: „Ich hol' dir eine Zehrung; dann halten wir einen luſtigen Haimgart." Unſere heimiſche Monatsſchrift dieſes Namens hat uns ſeit Jahren eine Zehrung ganz anderer Art geboten. Ernſt und Scherz ſind immer hier im Bunde.

Vernaleken.

Ein Jagdabenteuer.

Tom Sheridan*) hielt ſich einſt bei Lord Craven zu Benham auf, der Freuden des Landlebens auf deſſen herrlichem Landgute recht nach Wunſch zu genießen.

Den langweiligen Geſellſchaften und dem läſtigen Ceremoniell zu entgehen, machte er hie und da Jagdausflüge in die benachbarten Forſte und Moorgründe. So war er auch eines Tages zu Fuße mit Flinte und Hund ausgezogen ohne Begleiter, ohne Förſter. Die Jagd war ſchlecht, der ſcheuen Vögel nur wenige, und Sheridan zog lange auf der Birſch umher, bis er endlich, ohne es zu wiſſen, das Gebiet eines benachbarten Gutsbeſitzers betreten hatte. Bald darauf ſah er einen runden, wohlbeleibten, gemüthlich ausſehenden Herrn mit ſeinem Diener, beide zu Schutz und Trutz gerüſtet, in voller Eile auf ſich zukommen; Tom blieb ſtehen und wartete auf das Nahen des Feindes.

„Halloh, Sir!" rief der Edelmann ihm zu, als ſie ſich etwa auf Flintenſchuſsweite nahe gekommen waren, „was machen Sie hier, Sir? wie?"

„Ich jage, wie Sie ſehen, Sir", verſetzte Tom ganz naiv.

„Wiſſen Sie auch wo Sie ſind, Sir?" fuhr der andere fort.

„Hier bin ich, Sir!" gab Sheridan zur Antwort.

„Hier, Sir?" rief der Edelmann, ernſtlich böſe werdend, „wiſſen Sie wohl auch, was hier iſt? das iſt mein Beſitzthum hier, Sir, was zum Henker denken Sie davon?"

„Ei nun, was ich denke, Sir?" entgegnete Sheridan, „was Ihre Lebensart anbelangt, Sir, ſo denke ich, daſs ſie nicht die beſte iſt."

„Ich verbitte mir allen Spaſs, Sir", ſchrie der Edelmann, „bei Gott, Sir, ich liebe ſolchen Spaſs nicht; was thun Sie hier? wer ſind Sie? was ſind Sie?"

„Ich heiße Sheridan, Sir", gab Tom zurück, „halte mich dermalen bei Lord Craven auf, gieng heute früh auf die Jagd, ſchoſs aber nichts und bemerkte nicht, daſs ich mich verirrt."

„Sheridan?" fragte der Edelmann, etwas ruhiger werdend, „Sie ſind bei Lord Craven, ſo? — Ich bedaure in der That, Sir, dies nicht gewuſst zu haben — ich — ich bitte ſehr ...."

„Laſſen Sie das, Sir!" ſagte Tom, „Sie ſind in Ihrem Recht, aber Sie hätten nicht nöthig gehabt, in Harniſch zu kommen."

„Nicht in Harniſch, Mr. Sheridan?" rief der Edelmann, „Sie wiſſen nicht, Herr, wieviel Geld und Mühe und Ärger mich dieſe Einfriedungen gekoſtet haben und noch koſten; Sie haben gut reden, aber wenn Sie an meiner Stelle wären, ſo möchte ich wohl wiſſen, was Sie bei einer ſolchen Veranlaſſung thun würden."

„Ei, Sir, das ſollen Sie gleich erfahren!" rief Tom lächelnd; „wenn ich

*) Engliſcher Dichter und Staatsmann (1751—1816).

an Ihrer Stelle wäre, so würde ich, unter allen Umständen, nichts anderes thun, als etwa sagen: Ich bin überzeugt, Mr. Sheridan, daſs Sie nicht die Absicht hatten, mir Schaden zuzufügen, und da Sie sehr ermüdet und hungrig zu sein scheinen, erlaube ich mir, Ihnen einige Erfrischungen in meinem Hause anzubieten."

Der Gutsbesitzer war nicht wenig betroffen über diese Nonchalance, gieng aber, wie sich von selbst versteht, am Ende lachend auf Sheridans Anspielung ein. Nachdem er sich auf dem Gute mit einem tüchtigen Imbiſs erquickt und tausendmal so viele schöne Sachen gesagt als gegessen hatte, machte Tom, welcher Frau und Töchter seines Wirtes durch seinen goldenen Humor ganz bezaubert und aller Herzen gewonnen hatte, sich auf den Heimweg mit dem Versprechen, sobald als möglich seinen Besuch zu erneuern.

Auf dem Rückwege kam Tom an einem Pachthofe vorüber, vor welchem ein schöner Anger und in diesem ein spiegelglatter Teich war; auf dem Teiche aber schwammen, plätscherten und schnatterten unzählige Enten und Gänse, während am Rande desselben, zwischen den Weidenbüschen eine lärmende Schar stattlicher Hähne und munterer Hennen krähend und gackernd ihr Futter suchten; — unter dem Thore der Scheune aber, die zwischen zwei niedlichen epheuumrankten Hütten stand, lehnte der Pächter, sein Pfeifchen rauchend und von des Tages Last und Mühen sich erholend. — Tom schämte sich einigermaßen, mit leerer Tasche nachhause zu kommen, und dachte, da ihm nun doch einmal das edlere Wildbret entgangen sei, es möchte kein übler Spaſs sein, sein eigenes Miſsgeschick ins Lächerliche zu ziehen und das edlere Wildgeflügel durch eine reichere Beute von zahmen zu ersetzen. Gedacht, gethan! nach dem bunten Gewimmel auf dem Teiche zu urtheilen, litt der Pächter wohl keinen Mangel an Geflügel und war gewiſs gerne erbötig, gegen Geld und gute Worte ein kleines Volk seiner Hühner und Enten abzutreten; Tom gieng also mit ausgezeichneter Höflichkeit auf ihn zu und machte ihm seine Propositionen.

„Guter Freund!" sagte Tom, „ich will Euch ein Anerbieten machen; ich bin den ganzen lieben Tag herumgestrichen durch Dick und Dünn, ein paar Hühner oder Hasen zu jagen, aber keine Feder ist mir zu Gesicht gekommen, und ich habe kein Körnchen Pulver verschossen; nun sind meine beiden Flintenläufe noch geladen, und ich möchte denn doch auch etwas nachhause bringen. Was muſs ich Euch geben, wenn ich von hier aus meine beiden Läufe auf jene Hühner und Enten abschießen und das Geflügel, was ich erlege, behalten darf?"

„Was für Schrot haben Sie geladen, Sir?" fragte der Pächter.

„Ein ganz leichtes!" versetzte Sheridan, „kleines Hühnerschrot".

„Und Sie wollen alles behalten, was Sie treffen, nicht wahr?"

„Ei freilich", meinte Tom, „sonst schöſſe ich nach Heimchen oder Schmetterlingen."

„Hm!" meinte der Pächter, „wenn Sie mir eine halbe Guinee*) geben würden . . . ."

„Bah, das ist zu viel!" entgegnete Tom; „seht, Landsmann! ich gebe Euch dieses Siebenschillingstück, zufällig all mein Geld, was ich noch bei mir habe! Damit, denk' ich, könnt Ihr auch zufrieden sein".

„Meinetwegen denn, gebt es her!" sagte der Pächter. Tom gab ihm das Geld und der Contract ward somit vollzogen, dann stellte er sich gerade unter das Thor der Scheune und schoſs gemächlich einen Lauf um den anderen in die zappelnde und schreiende Masse hinein, daſs ein unerhörtes und betäubendes Geschrei und Schnattern und Krähen und Gackern unter dem aufgeschreckten Vieh entstand. Zufrieden mit seinem Erfolg, lief Tom herzu, hob erst eine Henne, dann ein Küchlein, dann etliche Hähne auf, fischte ein paar feiste Enten aus dem Weiher, und so fort, bis er seine Tasche

*) Etwa sieben Gulden.

mit acht Stücken prächtigen Geflügels strotzend vollgestopft hatte.

„Ein paar recht brave Schüsse, Sir!“ meinte der Pächter herzutretend.

„O ja“, sagte Tom, „acht Hühner und Enten sind mehr als ich eigentlich erhandelt habe — sie sind, mein' ich, etwas mehr wert als sieben Schilling und Ihr werdet Euch wohl in Eurer Rechnung gestoßen haben, alter Junge!“

„I freilich!“ erwiderte der Pächter, sich hinterm Ohre kratzend; „sie sind freilich mehr wert, aber was geht das mich an? *sie gehören ja nicht mir!*“

„Damals“, pflegte Tom Sheridan zu sagen, wenn er jemandem diese Geschichte erzählte, „sah ich mich zum erstenmal in meinem Leben überlistet und war nicht wenig betroffen, so dass ich meinen Muth mit beiden Händen fasste und mich so schnell wie möglich davon machte aus Furcht, dass der eigentliche Eigenthümer meiner Jagdbeute erscheinen und mich noch etwas kräftiger und empfindlicher schröpfen werde, als der verdammte kaltblütige Pächter!“ —

Spruch.

Wer den Blick nach oben lenkt,
Sieht die Adler fliegen;
Wer das Aug' zu Boden senkt,
Sieht den Pfennig liegen,
Wer die rechte Mitte hält,
Schaut das Beste dieser Welt:
Schöne Frauenangesichter. —
Also spricht ein weiser Dichter.

Rudolf Baumbach.*)

Da Stiefelknecht.

A Schwankl in da steirischn Gmoansprach.

Drei lustigi Grazer Studentn! Ah, dos lou nit zwida wern, lustigi Leut hot mar ollaweil gern, und mir hot däs Gschichtl a gmüathlicha Klostabruada dazählt. Nau olsa, drei lustigi Grazer Studentn, va der Gottung, wo ma noh wos studiern muaß — olsa eigentli koani wirklichn Studentn — sein af Vacanzn amol übers Lond groast. Va hoam wek hobns Geld ghobb, in erstn Tog seins in an nobln Hotel üba Nocht bliebn, in zweitn in an Gosthof und in drittn in an Wirtshaus. Wias ober in viertn Obnd in a Gebirgsdorf kemen, seins ah schon in Wirtshaus ausgwichn und hobn an Pforhof nochgfrogg. Vula Schwänk seins gwen und va lauta Bummelwitzigkeit hobns überoll, wo s hinlemma sein, wos ongstellt. In Hotel hobns z morgns, ehs ohgfohrn sein, s Bett afn Woschtisch gstellt. In Gosthof hobns recht a grosst Kaffeescholn untern Bett aussazogn, mittn in Zimma hergsetzt und zwoa Kirznliachta dazua gstellt. In Wirtshaus hobns da Frau Wirtin hintn ban Fürtabandl an Bortwisch onghenkt. Däs hobn die drei Burschn für an großn Gspoas gholtn. Wias oba hiaz in Pforhof einigehn und um a Nochtbiaber onholtn, seins gonz dusum (duchmauserisch) und beamüati gwen, und da Pforer, selber a herzfrischa gmüatlicha Herr, hot eahnas glei ghoaßn — se kuntn dobleibn. A guats Nochtmohl hot er eahner auftischt; die Köchn, a gramsti (aufgeweckte) Person, hot sih nit spottn lossn. Wochsandi Leut thoan gern essn und roasendi Gselln sein dursti. — Se thatn jo eh ah af Geistli studiern olli drei? frogg da Pforer. Na freili, wos denn, däs is gwiss! — Recht hätns, gang an Geistlar ah nix oh, d Hauptsoch war, nur sein Ombb fleißi varichtn. — Niaßn muass oanner und die Köchin sogg: Helf uns God, wohr is s! —

In ondern Morgn, ehs die drei wieder ohroasn, sollt eahna richti a Spitzbüaberei ein und daweil die zwee mitn Pforrer ban Kaffee sitzn, schleicht da dritti ins ondri Zimmer und buxiert n Stiefelknecht in Pforrer sei Bett eini unta die Deckn.

Afn wias fnatgehn, schenkt da Pforrer an iadn noh an Zwoanzger af a Glasl Wein untawegn und lodt s ein, af da Hoamroas, wan s in sebin Weg zrugg

*) Scheffeljahrbuch 1893. A. Bonzale & Comp. Stuttgart.

nahmadn, sa möchtn sie sih doh nit scheniern und möchtn wieda znasprechn in Pforrhof.

Richti, in a Wochn drauf kemman die Studentn wieda zrugg und kehrn ein in Pforhof, wo s eahna s erstmol sa guat gongan is. Do ruaft eahna da Pforer schon entgegn: „Seids scha wieda do, ös Spitzbuabn! Mein Stiefelknecht hobbs ma vasteckt! An iads Winkl hobn mar obgsuacht, ih und die Köchin, schier s gonzi Haus hobn mar übadraht — gfundn hobn an nit! Won hobb's n dann?“ R.

Eigensinn.

Es is mancher Mensch
Recht a plangiger*) Gsell,
Und wann eahm was gfallt,
Muafs r's habn af dr Stell.

Und kann r's nit kriagn,
Nachher bild r sih ein,
Er hätt af dr Welt
's allertraurigste Sein.

A Gsicht valler Essi
Und 's Herz voller Gall,
Fahrt er um in dr Welt,
Wia d' lebendigi Quat.

Und kriagn mufs er d' Sach,
Wenns a nah soviet kost,
Nachher schmeißt r's in Mist,
Bis vasäull und varost.

Hans Fraungrabner.

Bücher.

Baumeister Solneß. Schauspiel in drei Acten von Henrik Ibsen. Deutsch von Paul Herrmann. (Halle a. d. S. Otto Hendel.)

Wer von „Hedda Gabler“ empört war, der lese auch dieses Werk, und er wird theilweise versöhnt werden. Hilda Wangel könnte das Schauspiel heißen, und diese Hilda Wangel ist auch eine Art Hedda Gabler, aber eine weit anständigere und verständigere als die echte. Auch diese Hilda schickt den Mann ihres Herzens in Todesgefahr, doch aus ganz anderen Gründen, als jene Hedda. Solneß der Baumeister, den sie in die Gefahr schickt, ist ein sa vollendeter Egoist, wie ihn nur ein Henrik Ibsen schildern kann; über Menschenglück schreitet er wie über eine Blumenflur munter hinweg, um sein Ziel zu erreichen, das er freilich trotzdem nicht erreicht — wie das schon geht. Doch wir dürfen uns, da er vom Thurme stürzt, denken, er habe freiwillig gesühnt, und das versöhnt. Hat's zum Theile nicht auch Hilda so gemeint? Genau weiß man's nicht, denn Ibsen orakelt zu viel. Die dritte echt Ibsen'sche Figur in dem Schauspiele ist Frau Solneß, welche viele Jahre lang ein Brandungtück beweint, aber nicht weil in demselben ihr Heimatshaus und durch dasselbe ihre zwei Kinder zugrunde giengen, sondern weil in dem Hause zwei Kinderpuppen mitverbrannten, mit denen sie als Eheweib heimlich noch gespielt hatte. Übrigens ist dieses Unding eine brave Frau, die stets ihre Pflicht erfüllt.

Immerhin gehört „Baumeister Solneß“ noch zu den verständlicheren Dramen Ibsens; man ist eben bei diesem Dichter schon so leicht zufriedengestellt, und ein Genie darf größere Fehler machen, als etwa ein Talent, aber gar ein Dilettant. Wehe, wenn der letztere solche Staffe behandelte! R.

Reise durch Italien, nach Ägypten und Palästina. Von P. Cölestin M. Schachinger. (Wien. A. Hartleben.)

Seit der „Reise einer Wienerin ins heilige Land“ habe ich viele Beschreibungen von Reisen nach den geheiligten Stätten des Morgenlandes gelesen, doch kaum eine mit dem großen Interesse, wie diese Schrift. Es sei kein wissenschaftlich aufgebautes Werk, meint der Verfasser, es seien nur persönliche Eindrücke, die er mitzutheilen habe. Und ich mufs dazusetzen, dafs ich durch kein wissenschaftliches Werk und durch keine objective Darstellung je so klar gesehen habe, als durch die schlichte, sachliche und unmittelbare Darstellungsweise dieses Reisenden. Er hat unterwegs weniger ins Buch, als ins Voll und in die Gegend geschaut, das merkt man sogleich, und er hat mit klarem Sinn und verständigem Herzen geschaut. Über die ewige Stadt und das heilige Land höre ich gern den Eindruck und die Meinung der Priester, obzwar diese mitunter arg frömmeln und dogmatisieren und Rippenstöße austheilen gegen Andersgeborne und Andersbeschaffene. Derlei kommt bei unserem Verfasser nicht vor. Bald kindlicher Frömmigkeit wandelt er auf geweihtem Boden, und hat dabei ein offenes Auge für interessante Weltsachen und ist ein liebenswürdiger Gesellschafter sowohl für die Mitreisenden als auch für den Leser.

*) lüsterner.

Der Verfaſſer — ein höherer Landgeiſtlicher aus Niederöſterreich, der beſtbekannte Bienenfreund und Herausgeber der „Öſterreichiſchen Bienenzeitung", Pater Schachinger — reiſte über Salzburg und Tirol nach Italien, von dort nach Egypten, Paläſtina und über Conſtantinopel zurück. Der nördlichſte Punkt ſeiner Reiſe war Linz, der weſtlichſte Genua, der ſüdlichſte die Nilinſel Philae in Nubien und der öſtlichſte Damaskus. Die Reiſe fand ſtatt vom 9. December 1890 bis 28. April 1891. Der Aufenthalt in den Hauptorten war ſtets ein längerer und wir werden von dem Wichtigſten und Auffallendſten auf die anmuthigſte Weiſe unterrichtet. Gegen Ende der Reiſe hat die türkiſche Wirtſchaft den Verfaſſer unwirſch gemacht, er hub an, mehr und mehr ununterbrochen der Heimat zuzueilen. Seine Orientfahrt wird vielen zunutze werden. R.

Von Kalau bis Säkkingen. Ein gemüthliches Kreuz und Quer. Von Ludwig Heveſi. (Stuttgart. Adalf Bonz & Comp. 1893.)

Es werden doch noch nette Sachen geſchrieben trotz der beſtändigen Raunzerei über den Verfall der Literatur. Wenn auf dem Titelblatte dieſes Buches der Name Heinrich Heine ſtünde, ja dann! Mir iſt aber der Name Ludwig Heveſi auch recht, ſogar lieber als jener Heinrich, der mich ſo oft ſchrecklich geärgert hat, während ich dieſem Ludwig nur angenehme Stunden verdanke. Das vorliegende witzige und anregende Plauderbüchlein las ich als Reconvaleſcent, es hat mich weſentlicher erfriſcht und geſtärkt, als der vom Arzt verordnete Malaga und Portwein. Ich wüßte den Plauderer Heveſi mit keinem andern zu vergleichen, ich wüßte kein Buch, in welchem Witz, Satire, Gemüthlichkeit und Unterricht ſo gelungen miteinander vermiſcht wären als hier. Allerdings gibt es hie und da eine Wendung, die ſich nicht ganz freiwillig ergeben haben machte, aber auch gibt es Einfälle, die früher noch keinem Menſchen eingefallen ſind. Reiſeberichte und Ortsbeſchreibungen ſind es eigentlich, aber wer ſich von dieſer zu Tode gekündigten Gattung abſchrecken ließe, der würde hier mehr verſäumen, als Reiſeberichte und Ortsbeſchreibungen. Mir am liebſten ſind die Abſchnitte „Eine Reiſe nach Kalau", „Tiefurt", „Die Entdeckung der Donauquellen", „Ein Gang nach Liechtenſtein" und „Scheffelland" — wahre Meiſterſtücke humoriſtiſcher Plauderei. Eines dieſer Stücke will ich im „Heimgarten" abdrucken, denn wenn ich was Gutes habe, verlangt's mich manchmal, auch meine Leſer daran theilnehmen zu laſſen.
R.

Spreewald-Geſchichten. Ernſtes und Heiteres aus dem Spreewaldleben. Von Max Bittrich. (Leipzig. Verlag von Victor Ottmann.)

In anſpruchloſer, faſt kindlicher Weiſe erzählt uns der Verfaſſer in einer längeren und fünf kürzeren Geſchichten harmloſe Jugenderlebniſſe oder heimiſche Sagen. Herz und Gemüth, die in den Erzählungen liegen, ſprechen mehr an, als der Scherz, der ſich in manche hineinzulegen verſucht.
Armin.

Reiſende Muſikerinnen. Tagebuchblätter. Herausgegeben von Max Delia. (Wien. Hartleben.)

„Das originelle Buch ſchildert die Reiſeeindrücke zweier einfacher Frauen aus Sannenberg in Böhmen, welche als Muſikerinnen jahrelang einen großen Theil der Welt geſehen und darüber in theilweiſe rührend naiver Weiſe ein Tagebuch geführt haben. Die beiden Frauen, denen eine höhere Schulbildung mangelt, ſind wie Kinder an den Wundern der alten Welt vorübergegangen; aber ſie haben auch nichts Bedeutendes geſehen, was nicht ihr zartes Gemüth erheben gemacht. Und rührend iſt es dabei, wie ihnen bei aller Empfänglichkeit für die Herrlichkeiten der fremden Länder doch das Bild ihrer armen Gebirgsheimat nicht aus dem Herzen ſchwindet, wie ſich ihnen überall Vergleiche mit ihr und Erinnerungen an ſie aufdrängen. Von dieſem Standpunkte aus könnten ihre Aufzeichnungen faſt, wie die Odyſſee Homers, ein Lied des Heimwehs genannt werden." So der Herausgeber im Vorworte, und das trifft zu. Wir hätten nur von dem eigentlichen Weſen des wandernden Vollsſängerthums gerne mehr erfahren, doch hierüber ſind im Büchlein die Mittheilungen etwas karg. M.

Lieder aus Lug ins Land. Von Heinrich Pudar. (Dresden 1892.)

In hübſcher Ausſtattung enthält das Buch eine reiche Sammlung lyriſcher Gedichte verſchiedenſten, aber mitunter kaum aufzufindenden Gehaltes. Wenn auch ein Kenner ein Gedicht nicht nach Zeilen ſchätzt, ſondern oft genug erfährt, daſs wenige Zeilen häufig eines großen Raumes eher werl ſind, als manch langathmige Dichtung die vielen Blätter, die es bedeckt, ſo zuckt

er doch unwillkürlich die Achseln, wenn beispielsweise folgenden Zeilen ein besonderes Blatt eines Buches gewidmet ist:

Bohnenblüte rothe
Weiße Zuckerschote,
Blau Vergissmeinnicht,
Liebste, ich vergeß dich nicht!

oder

Es kommt der West
Und bläst die Backen auf,
Und weht die Winde
Hin über die Wellen des Meeres.

Im folgenden Gedichtchen überrascht die Schlussfolgerung:

Ich gieng am Wege,
Da springt mir ein Böckchen,
Ich gieng am Stege,
Da grüßt mich Maiglöckchen,
Ich gieng zum Walde,
Da grüßt mich Veilchen,
Ich gieng zur Halde,
Da grüßt mich mein Liebchen,
Blumen über Blumen
Allüberall!

Dieser Lese entspricht das Ganze.

Armin.

Handbuch der deutschen Tracht. Von Fr. Hottenroth. (Stuttgart. A. Weise.)

Das Werk, von dem die erste Lieferung vorliegt, will all jene Trachten darstellen, die in unserem deutschen Vaterlande von der geschichtlichen Frühzeit bis auf unsere Tage aufgekommen und wieder abgekommen sind. Dieser Aufgabe in Wort und Bild vollkommen gerecht zu werden ist ein schweres Stück, doch nach dem vorliegenden dürfen wir erwarten, dass das interessante Werk gelingen wird. M.

„Berlin als Kleinstadt." Von Paul Lindenberg. (Berlin. Trowitzsch & Sohn.)

Der Verfasser ergreift hier in freimüthiger Offenheit das Wort, um Berlin und den Berlinern auszusprechen, was die „Weltstadt in des Sinnes bester Bedeutung" von ihnen noch fordert. In fesselnder Weise behandelt Paul Lindenberg den Chauvinismus in Berlin, allerhand gesellschaftliche Krähwinkeleien und Rücksichtslosigkeiten der Berliner Einwohnerschaft, das Verhalten der Beamten, zumal der Schutzleute, Missstände im Wirtshaus- und Geschäftsleben, die Mängel des Verkehrswesens u. s. w., und greift endlich den Berliner Magistrat wegen seines geringen Interesses für Wissenschaften, Künste und Literatur scharf an. Mit Ausnahme der Siegesdenkmäler strengt sich Frau Germania für Kunst und Literatur überhaupt nicht an; hierin könnte sie sich an der Austria ein Beispiel nehmen. V.

Die Frauen und die Häuslichkeit. Von A. J. Endris. (Trier. Paulinus-Druckerei. 1893.)

Der Autor bietet in vorliegendem Werke eine so recht geistig durchdachte, in religiösem Sinne geschriebene und den heutigen Verhältnissen angepasste Arbeit über Charakter und Eigenschaften der Frauen im allgemeinen, sowie deren Stellung zur Kirche, Familie und zum Staat. In mancher Beziehung kann das Werkchen als Gegenschrift auf das Bebel'sche Buch: „Die Frauen und der Sozialismus" betrachtet werden. V.

Neue Fliegende. Die schon seit zwanzig Jahren in Wien, Spitzers Verlag, erscheinende humoristische Zeitschrift hat sich im Laufe der Zeit in Text und Bild so sehr vervollkommnet, dass sie nun schon fast daran denken darf, den Wettstreit mit den „Münchner Fliegenden" aufzunehmen. Deshalb versagen wir ihr unsere Anerkennung nicht und in Daberkows „lustigem Verkage", der sie nun vertreibt, werden diese humoristischen Blätter unsere Empfehlung rechtfertigen. M.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Im Schneckenhause. Volksroman von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1893.)

Bellicosus. Roman aus der Geschichte Österreichs von Viktor Wodiczka. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Der Sprung auf die Klippe. Roman von Bianca Bobertag. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Das Modell und andere Novellen. Von George May. (Dresden. Pierson. 1893.)

Bergfahrt. Erzählende Dichtung aus dem Erzgebirge. Von Otto Trautmann. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Ausgewählte Schriften. Von Karl Maria von Weber. Herausgegeben von Rudolf Kleinecke. (Leipzig. Philipp Reelam jun.)

Thüringer Dorfgeschichten. Novellen von Rudolf Braune. (Leipzig. Friedrich Schneider. 1893.)

Familie Klinger. Volksstück in vier Acten von Wolfgang Rid. (Wien. M. Breitenstein. 1893.)

Digitized by Google

Postkarten des „Heimgarten".

O. K. M., Graz. Wie schwer das deutsche Publicum für die Literatur zu haben ist, wie unwillig es ihr folgt und dass dem Leser vom Autor nachgerade Gewalt angethan werden muss, das beweisen die Ausdrücke für die Wirkung eines Buches. Das Werk muss *fesseln*, *ergreifen*, *packen*, *erschüttern*, also gewaltsam in die Existenz des Lesers eingreifen. Ihre gewässerte Zuckermilch thut das durchaus nicht. Mit einem „erschütternden" Stoff allein wäre es nicht gethan, es müsste auch eine *packende* Form sein; dazu gehört aber mehr, als guter Wille und Honorarbedürftigkeit.

* Die Stadtverordnung zu Düsseldorf hat für ein geplantes Heine-Denkmal daselbst den Platz verweigert. Die deutsche Studentenschaft der Wiener Hochschulen sandte deswegen an das Düsseldorfer Stadtverordnetencollegium eine Beifallskundgebung, in welcher es heißt, dass nur große Männer, in welchen der Geist ihres Volkes veredelten Ausdruck gefunden, Männer, die den idealen Besitzstand ihres Volkes vermehrt haben, die dem Volke ein Wegweiser zur sittlichen Größe gewesen sind, durch Denkmäler geehrt werden sollen. — Wir sind auch der Meinung, dass zu solch großen Männern Heinrich Heine nicht gehört. Die deutschen Studenten der Wiener Hochschulen könnten ihrer Kundgebung nun auch eine positive Bedeutung geben, wenn sie zu Gunsten eines Denkmals, das wir *Robert Hamerling* errichten sollen, thatkräftig mitwirken wollten. Denn Hamerling ist ein Dichter, der den idealen Besitzstand des deutschen Volkes thatsächlich vermehrt hat, und Graz, wo er gelebt, gewirkt hat und gestorben ist, wird für das Denkmal den Platz nicht verweigern.

M. L., Leipzig. Ihnen fällt es seit zwanzig Jahren auf, dass mit dem Steigen der Curse der Buchhandel sinkt. Für diese Annahme kann eine Theorie aufgestellt werden, die zwar nicht richtig zu sein braucht, eben weil sie Theorie ist. Wenn die Leute viel Geld haben, so verschaffen sie sich kostspieligere Vergnügungen und haben nicht Zeit zum Lesen. Bücher kauft man nur, wenn das Geld für nichts anderes mehr reicht.

W. Z., Dresden. Natürlich! Man spricht immer nur von Juden, Christen, Deutschen, Franzosen, Russen, Conservativen, Liberalen, Socialisten u. s. w. Warum spricht man denn nie mehr von Menschen? — Menschen? — Die sind heutzutage ein überwundener Standpunkt.

* Die sogenannten meteorologischen Berichte in den Zeitungen sind ohne Glück und Stern. Wenn die unrichtigen Prophezeiungen über siebzig Percent betragen, dann ist diese Wissenschaft noch nicht genug vorgeschritten, um sich öffentlich zu produzieren. Hingegen empfiehlt es sich, in den Zeitungen regelmäßigen Tagesbericht zu bringen von der *thatsächlichen* Witterung an verschiedengelegenen Punkten des Landes. Das unterrichtet über den wirklichen Lauf der Witterung und verbucht diese für spätere Zeiten, was von Wichtigkeit ist. Wollte man heute wissen, was z. B. am Pfingstsonntag 1890 in Graz für ein Wetter war, so können sich die ältesten Leute nicht daran erinnern und nirgends ist es — trotz aller Schreibseligkeit — aufgeschrieben worden.

W. A. K., Frankfurt. Worte des Herzens gehen immer wieder zu Herzen! Innigen Dank.

* Die alpine Gesellschaft „d'Stuhlecker" in Wien werden auf unserem schönen steirischen Berge Stuhleck das vor einiger Zeit durch einen Irrsinnigen angezündete und zerstörte Schutzhaus wieder aufbauen. Die Mittel hiezu müssen durch eine Sammlung aufgebracht werden. Wer zu dem touristischen Zwecke sein Scherflein beitragen will, der sende es an den Obmann der „Stuhlecker" Herrn R. Schober, Wien, Stefansplatz 8. Ist das Münzlein nach so klein, es wird willkommen sein.

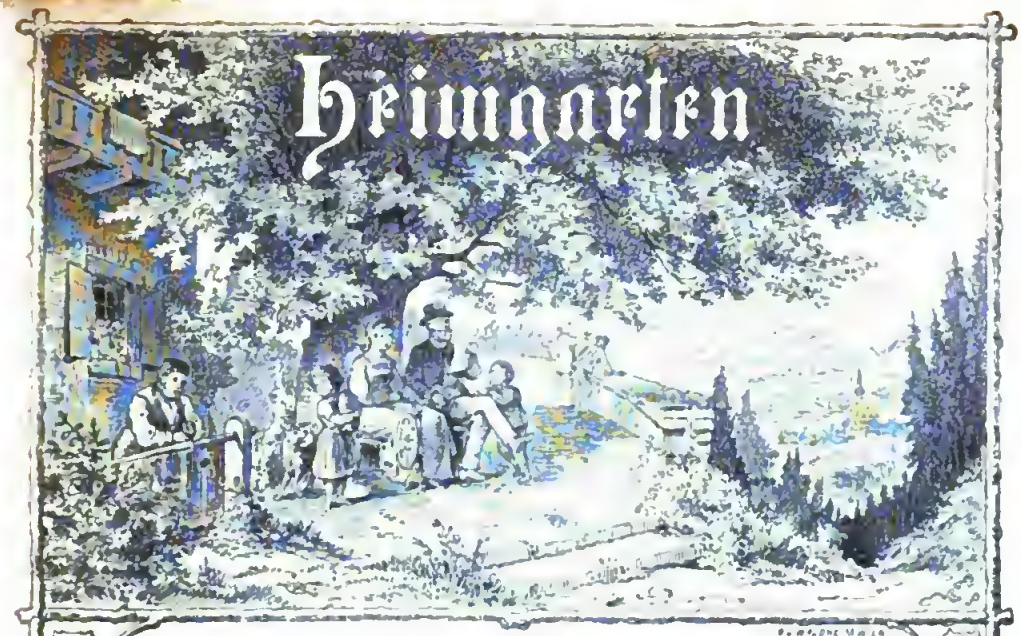
K. K., Budapest. Falls die gute Humoreske nicht zu umfangreich: willkommen.

„Grazer Volksblatt." Wer glaubt oder glauben machen will, dass ich ein Leibdiener der goldenen Internationale sei, der ist ein Dummkopf oder ein Verleumder. Wenn der Verein zur Abwehr des Antisemitismus nebst anderen achtenswerten Männern auch mich (allerdings ohne mein Wissen und gegen meinen Willen) zum Ehrenmitgliede ernannt hat, so geschah es wahrscheinlich, weil ich nicht hetze. — Hetzen ist pfui, mein liebes „Volksblatt". *Wären nur alle so ablehnend gegen die goldene Internationale, als ich es bin*, wir richteten mehr aus als mit Schimpfen und Hetzen. Das kannst du dir merken.

Rosegger.

* Bitten unverlangte Manuscripte nicht zu schicken.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.



8. Heft. Mai 1893. XVII. Jahrg.

Das neue Liderl.

Ein kleiner Schelmenroman. Von Hans Malser.

Im Richterbaumhofe war eine so tiefe Trauer, als hätten sie erst an diesem Morgen ein Todtes aus dem Hause getragen und als stünden in der Kammer die Schrägen noch, auf denen die Bahre gerubt hatte.

Es war daher etwas unzeittich, daß ein sehr frischer und lachender junger Mensch ins Haus trat, der einen schrecklich breiten Sammthut auf dem Haupte trug und einen zierlich geschnittenen blonden Spitzbart gehabt haben würde — wenn er überhaupt schon einen Bart gehabt hätte. Ein junger Mater war's, ein wildfremder Mensch, und der hatte gleich zwei Anliegen auf einmal. Erstens wollte er im Richterbaumhofe über Nacht bleiben, zweitens wollte er in demselben alle miteinander abconterfeien. Die stattliche Hausfrau mit den hochbauschigen Spenzerachseln und dem glattgescheiteten Haar, auch mit dem breiten Sammtband um die Stirn und den großen hellen Augen, in denen nach des Malers Ausspruch ein ganzes Osterfeuer von Liebreiz und Gutherzigkeit leuchte — das gibt ein Bild, wie in der ganzen Welt und selbst in Italien seinesgleichen nicht ist! Dann der Hausvater! Das müsste schon ein arger Stümper sein, der aus diesem viereckigen Haupte mit dem feinrasierten Gesichte und der wohlgeformten Adternase nicht einen wahrhaftigen Kaiser Josef-Kopf herauspinsle. Ein Charakterkopf, wie man ihn sobald nicht wieder finde. Und Charakterköpfe

müsse man besonders heutzutage, wo die meisten Leute charakterlos sind, auf der Leinwand verewigen für Kinder und Kindeskinder und dass nach so viel hundert Jahren der Urahn noch an der Wand hänge im Richterbaumhof. Endlich das Bübel! Bei dem ist unserem Herrgott der Erzengel Gabriel zum Muster gestanden — so wird's wahrhaftig sein und der Junge muss auch in den Rahmen. Es thut ja nicht weh. Und kosten thut's für die Person, wenn's gut ist, einen halben Hunderter, und wenn's nicht gut ist, ein freundliches: „Pfuscher, schau dass du weiter kommst."

Mit ähnlichen Vorstellungen führte der junge Maler sich im Hause ein, und den Träger, der ihm einen großen braunen Kasten nachgeschleppt hatte, hiess er im Vorhause gleich ablasten, entlohnte und entließ ihn.

Der Richterbaum und sein Weib waren völlig sprachlos über den so jäh dahergeschneiten Gesellen und sie wussten nicht, was sie mit ihm machen sollten. Die Tageszeit war aber so, dass bereits das Herdfeuer einen Schein warf auf die Wände der Küche. Also über die Nacht soll er dableiben. Der kleine Erzengel Gabriel umlauerte und umlugte den braunen Kasten, der Maler kam seiner Neugierde gleich auf ganzem Wege entgegen, öffnete das Geheimnis, that Leinwandtafeln, Pinsel, Ölfläschchen, Farbentiegel und derlei wunderbare Sachen, desgleichen noch nicht gesehen worden, heraus auf die Wandbank. Nach einer Viertelstunde waren der Maler und der Knabe die besten Freunde und beim Nachtmahls-Tische saßen sie bereits so eng neben einander, dass dazwischen kein Mäuslein hätte sitzen können, um etwa das junge Freundschaftsband zu zernagen. Beim Essen wurde aber wenig gesprochen, die Hausleute waren gar betrübt.

Am nächsten Morgen, als der Bauer nach der Brennsuppe der Meinung war, nun werde der fremde Passierer schön Dank sagen und seine Kraxe auf den Buckel nehmen und weiter passieren, stützte sich der Mensch vornüber mit den Ellbogen auf die Stuhllehne und sprach: „Nun also, Vater, welches wird zuerst sitzen?"

„Ah, das nicht", antwortete der Richterbaum kopfschüttelnd, „aufmalen lassen wir uns nicht. Keines nicht. Ah Narr! Das ist nichts für unsereins, das ist für die hohen Herrschaften. Fragen Sie einmal da oben im Thalheimer Schloss an; der Herr Baron passt besser in einen goldenen Rahmen, als ein Bauersmensch, und zahlt auch besser."

„Vom Baron komme ich ja eben; zweimal hat er sich ins Öl gethan, einmal für seinen Ahnensaal und einmal für seine verheiratete Tochter."

Sehr gut war es, dass der Maler solches antworten konnte, denn nun besann sich der Richterbaum.

„Wenn S' um paar Tage früher gekommen wären", sagte er leise und zögernd. „Was kosten wollt' ich mir lassen, wenn ich sie daheim hätt', und wäre es auch nur in einem Bildnis. — Meine Liberl kommt mir nimmer." Das letzte Wort sprach er nicht zum Maler, sondern zum großen Ofen, der ihn mit seinen grünen Kachelaugen verständnisvoll und traurig anblickte.

Fragte nun der Maler: „Ist Euch wer gestorben, Vater?"

Der Bauer gieng zum Winkelkastel, that ein Gebetbuch hervor und aus diesem zog er eine kleine Photographie. Ein herziges Dirndel bis über die Brust hinab. Die großen kirschrunden Augen im eirunden Gesichtlein schauten schnurgerade auf den Maler. Dem schien der Blick zu tangen, er hielt eine Weile still, endlich sagte er die Worte: „Vater, so was lässt sich sehen. Dreihundert

Gulden kostet der goldene Rahmen, in den es hineingehört, aber gemalt wird's umsonst — nur um den Löffel Suppe und ums Sonnenlicht. Wenn das Euere Tochter ist, so gebt acht! Ich sag' es Euch! Ich verliebe mich in sie und dann müßt Ihr uns heiraten lassen. Herrgott, ist das ein schönes Mädel!"

„Wenn S' mir nach diesem Blatt ein halbwegs richtiges Bildnis malen, vielleicht doch ein Eichtl größer wie das —"

„Es wird lebensgroß, es wird zum Sprechen, es wird, wenn's fertig ist, aus dem Rahmen springen — dem Vater an den Hals — dem Maler an den Hals und so weiter!"

„So will ich Ihnen nicht zu sparsam sein. Aber die Späße sind nicht nöthig, Herr Maler. Wir haben viel Leides . . ."

So traurig war das letzte gesagt, daß auch der junge Mann ernsthaft wurde und es nicht an der Zeit fand, weiter zu forschen, wieso und weshalb. In einer guten Lichtecke der großen Stube richtete er sich das Atelier ein, stellte aus zusammenfügbaren Latten die Staffelei auf, legte Pinsel, Farbenkasten und Palette aus, lehnte die große, in Rahmen gespannte Leinwandtafel zurecht und machte sich an die Arbeit. Daß der kleine Erzengel Gabriel neben ihm stand mit der löblichen Absicht, mitzuhelfen, und daß er, weil der Mann sich durchaus nicht helfen ließ, den Finger im Munde dastand und zuschaute, das versteht sich. — Soll ja die Liberl werden, die eine Heilige worden ist, und kann man nachher das Bild von der heiligen Liberl gleich in die Kirche hineinhängen. — Gott, jetzt hebt er kohlschwarz an! Und die Liberl ist so schön roth gewesen.

Der Richterbaum war an demselben Tag nach der Messe in den Pfarrhof hineingegangen. Der Pfarrer war ein rasches Greislein. Sein großer runder Kopf hatte nur rückwärts einiges Haar, aber das war noch fast schwarz. Alles andere, bis weit hinter den Scheitel hinüber, war Stirn. Im rundlichen Gesicht zuckten allerlei lustige Geisterlein und in allen Gliedern war's noch lebendig. Jetzt saß er auf einem Dreifuß, wie ihn die Schuster haben, saß in blanken Hemdärmeln und kratzte sich just den Bart von der Haut. Da herum, wo man's nicht mag, da wachst's noch, das dumme Haar; oben auf der Kuppel sollt's wachsen, da hätt's Platz genug.

„Franz, bist du's?" fragte er, ohne aufzuschauen, nach der Thür hin.

Der Richterbaum redete nicht viel, schritt nur so etwas träge durch die Stube und setzte sich neben dem Tisch in einen großen Ledersessel.

„Bin schon fertig!" schrie der Pfarrer mit hellem Stimmlein herüber, hatte aber nur erst den einen Backen gemäht. „Kannst mir nachher gleich den Kaffee trinken helfen."

„Na, Pfarrer, deswegen bin ich nicht hereingegangen", entgegnete der Bauer. Obzwar der geistliche Herr sein Oheim war, seines seligen Vaters Bruder, so beobachtete er doch gegen ihn stets eine gewisse Höflichkeit und zurückhaltende Bescheidenheit, weil er mit solchen Tugenden bei solchen Herren immer besser fuhr, als andere, die ihre Wägen nicht einölten.

„Bin schon fertig!" versicherte der Pfarrer wieder, strich den Seifenschaum vom Messer und sprang vom Dreifuß auf. Wie flink er aufsprang! Und wie breit und klein er dastand! Nicht größer als der Richterbaum nun, da er im Leder saß. Die kurzen Beine waren es, die ihn so tief unten ließen, und just von diesen kurzen Beinen wird erzählt, daß sie ihn in die Höhe gebracht hätten. Voreinst, als der kleine Johannes

noch in der Dorfschule gesessen, oben in Sanct Barbara, und eines Tages der Bischof zur Firmung gekommen war und auch die Schule besucht hatte, fiel es Seiner Gnaden auf, dass bei seinem Eintritte ein einziger Schulknabe sich nicht erhob wie die anderen. „Na, Junge!“ rief er ihm zu, „willst du nicht auch ein bisschen aufstehen?“ — „Aber ich steh ja schon!“ rief der Kleine, und so war es auch. Weil der Bischof lachte, so hub nun der Lehrer an, ihn zu toben und dass der Knab das oben habe, was ihm unten abgehe. Davon überzeugte sich der Kirchenfürst, das Bauernbüblein Johannes antwortete fix und fein und redete wie der zwölfjährige Jesus im Tempel, da wurde es schließlich befragt, des Studierens wegen, auf Geistlich — ob es keine Lust habe? Nun da war der Johannes gleich auf der richtigen Straße, die ihn dreißig Jahre später in diesen Dorf-Pfarrhof führte, wo er eben jetzt auf dem Dreifuß seine Backen blankgekratzt hatte.

Nun war auch die Beschließerin gekommen, hatte Bücher, Cruzifix und die Tabaksdose vom Tisch gerämmt, ein schneeweißes Tuch aufgedeckt und das Frühstück gebracht. Als sie wieder draußen war, leitete der Pfarrer den braunen dampfenden Brunnen zuerst in des Gastes Schale: „Greif zu, solange er heiß ist. Beim Beten wird's wohl in der Brust warm, aber im Magen kalt, gell?“

Der Richterbaum hatte mit seiner dicken Hand schon eine Weile den belederten Sesselarm heftig geknetet, dabei war ihm der Kopf ruckweise immer tiefer und tiefer nach vorwärts gesunken; jählings verbarg er das Gesicht mit den Fäusten und hub laut an zu brüllen.

Der Pfarrer, arg erschrocken, stand wie festgenagelt. „Um des Himmelswillen!“ sagte er dann, „was ist denn geschehen?“

Gute fünf Minuten lang konnte der Bauer gar nicht reden, allmählich ermannte er sich doch so weit, dass er, aber stets von Schluchzen unterbrochen und gestoßen, sprechen konnte.

„Die Liberl!“ stieß er hervor, „meine Liberl! — hätt's nit geglaubt, dass sie mir — so hart sollt' abgehen. — Wie wenn sie mir's in der — schmalen Truhen hätten fortgetragen, just so ist's mir und nit anders. — Unser Herrgott weiß es, mitten in der Nacht — hab' ich gemeint, ich müsst auf — und ihr nach. Und hat mir mein Weib ein Wort gesagt, das brennt wie Feuerbrand, just so, das wird mir noch 's Leben abbrennen. Dass die Liberl so ungern von heim fortgegangen wär', hat mir mein Weib erzählt, so blutsleidig ungern! Und mir hat das schlechte Mädel nichts merken lassen, und hat alleweil nur gelacht, und Gott zulieb und — mir zulieb — das ist ihre Red gewesen und nichts weiter. Und jetzt stirbt sie hin im fremden kalten Haus! Ja, ja, Pfarrer, sie stirbt hin, wie ich daheim! Ich weiß es ganz gewiss, und das ist mein ewiges Verderben und ich weiß mir nit zu helfen . . .“

Wieder in lautes Weinen waren die Worte des Mannes übergegangen. Nun aber stellte sich das alte Herrlein mit verschränkten Armen gerade zwei Schritte weit vor ihn hin und wartete, bis das Schluchzen nachgelassen hatte und der Mann wie gebrochen im Lehnsessel kauerte. Da sagte er:

„Franz du bist ein Tschappel. — Wie lange ist's denn her? Drei Jahre ist's her seit der Mission. Seit dieser Zeit ist keine gottseinzige Woche verstrichen, dass du nicht wärst in den Pfarrhof gekommen und ich soll um des Himmelswillen Anstalt machen, dass sie ins Kloster käme. Dich und mich und alle hast abgequält damit: Das Dirndl müsst' ins

Kloster. Ob dir das junge Blut denn nicht thät erbarmen? Hab' ich dich gefragt — weißt es noch, draußen bei dem Kirchhofthor sind wir gestanden. Aber du: das Himmelreich leidet Gewalt, die Welt ist voller Gefahr und glücklich jeder, der sein Kind in heilige Hut geben kann. So hast du gesagt, weißt es noch? Und so hat auch der Missionspater gepredigt. Das Dirndl weiß noch nichts und sagt's nach und denkt: Im Kloster ist alleweil Sonntag, das Beten wird mich nicht umbringen, singen ist eh meine größte Freude und das geistliche Gewand wird mir so sauber stehen, wie der heiligen Elisabeth. Und nach diesem Sonntagsleben kommt die ewige Seligkeit mit den lieben Engelein, mit denen tanze ich mich nachher erst aus. Gewiss auch noch, dass sie sich so gedacht hat! Weibsbilder muss man kennen. — Und warum soll so ein junges Ding auch gescheiter sein wie die Alten! — Jetzt habe ich sie mit deinem Willen hineingeführt und jetzt ist's geschehen und weiß ich nicht, was zu machen ist."

Der Richterbaum rang verzweiflungsvoll die Hände: „Mein lieber Pfarrer! Und du redest so? — Und du redest so! — Nachher weiß ich nicht, was ich thu. Um deinen Trost bin ich hergegangen."

„Na, Franz, trinke jetzt deinen Kaffee", sprach der Pfarrer, „auch ein Schwarzer, der das Trösten versteht. Du bist nüchtern und hast nicht ausgeschlafen, da schaut alles noch wüster aus. So schlimm ist's ja doch nicht. So schlimm ist's noch lange nicht, mein Lieber, als wenn sie dir das Dirndl in der schmalen Truhen hätten hinausgetragen. — Ein paar Tage lasst jetzt vergehen, vielleicht kommst du doch wieder auf deine alten Gedanken. Musst erst auch einen Brief von ihr abwarten. Nur nicht gleich so kreuzetend verzagt sein. Unser Herrgott lebt ja auch noch ein bissel. Geh, Franzel, sei gescheit. Ein Lacket wie du und so flennen da! Geh, trink!"

Auf so viel Zureden trank er denn und da wurde es besser.

„Lachen wirst auch noch, Pfarrer", sagte er und lachte selber ganz ungefüg auf. „Ich tass mir schon eine neue machen."

„Und da haben wir noch einen Schwarzen!" rief der Pfarrer, seinem Gaste die Schnupftabakdose hinhaltend.

Während der Richterbaum die Prise zwischen den Fingern hielt, theilte er dem geweihten Oheime mit, was bei ihm zuhause vorgieng, dass ein fremder Mensch gekommen sei, der sich erbötig gemacht habe, mit Pinsel und Farben die Liberl neuerdings zuwegezubringen.

„Na schau, da hat dir der liebe Gott gleich einen kleinen Trost geschickt. Er macht's immer so. Wird gewiss nicht der einzige sein, wart nur. Und wenn das Bild fertig ist, will ich mir's doch einmal ansehen."

„Bitt dich gar schön, Pfarrer, komm bald hinab zu uns. Seit sie fort, ist's bei uns wie in einer Todtenkammer, richtig wahr. Jetzt sehen wir's erst, was das für ein Quecksilbertropfen ist gewesen, ja, Narr! — Mein Weib hat wohl auch ein Gotteswörtel vonnöthen in dieser harten Zeit. Ich bin so, dass ich mich ausreden kann, meine Alte druckt alles hinunter, höchstens dass sie sagt, wir hätten eh noch den Buben, und die Liberl thät im Kloster glückselig sein, wie eine heilige Braut Gottes. Aber sie glaubt's selber nit, was sie so sagt, Pfarrer, sie glaubt's nit!"

„Na, ich glaub's, dass sie's nicht glaubt", sagte der Pfarrer, dem Bauer auf den Arm klopfend, weil die Achsel zu hoch oben war. „Und jetzt geh heim, in Gottesnamen, ich will schon nachkommen. In Ewigkeit Amen. Oha!"

Digitized by Google

Denn der Bauer war während seines frommen Grußes über die Thürschwelle gestolpert. Nun gieng er doch leidlich getröstet von hinnen. Nachhause eilte er, zu sehen, ob die neue Liderl schon fertig wäre.

Sie war freilich noch lange nicht fertig. Als der Richterbaum auf der käsefarbigen Leinwand nur einige Fäden im Gevierte gezogen sah, und in schwarzen Umrissen einen ruppigen Kürbis, da gieng er brummend hinaus in die Küche und sagte zu seinem Weib: „Es wird nichts."

Sein Weib verstand ihn, auch wenn er etwas nur halb sagte, also entgegnete sie jetzt: „Gott Lob und Dank! Ist eh ein Unsinn. Anstatt meinem lebendigen Kind ein angeschmierter Leinwandfetzen! Nit anschauen hätt' ich ihn mögen, nit anschauen! In den Ofen stecken hätt' ich ihn müssen."

„Du Narr!" rief der Bauer, und das war bei ihm allemal so viel wie Beistimmung. Er gieng in die Stube zurück, um dem Maler zu sagen: Der solle seine Siebensachen nur einpacken. Jetzt seien die Wege noch trocken, später könne es regnen. Aber er sagte nichts, denn als er in die Stube kam, sah er auf einer kleinen Tafel seinen leibhaftigen Knaben, den Gaberl.

Der Maler fand heute gar keine Lust an seiner Arbeit, er tändelte so herum und da hatte er nebenbei aus Zerstreuung in einer Zeit von etwa zehn Minuten das Bübel auf die Leinwand geworfen. Und das schaute jetzt mit seinen klaren Äuglein so natürlich auf den Richterbaum-Vater hin, dass es zum Lachen war! —

„Schau, schau", sagte er schmunzelnd, „da ist auch ein Bekannter. Der geht mit uns Suppen essen."

Das Bild meinte er, und seine Rede war ein größeres Lob, als er eigentlich sagen wollte. — Wenn das liebe Liderl auch so möcht ausfallen! — Er hat den Maler nicht fortgeschickt.

Später brachte der Knabe ein Schilfrohr, und der Maler schnitt ihm daraus eine Pfeife. Und wohin sie mit dieser Schilfrohrpfeife wieder kamen! Zuerst blies der Gaberl hinein, und was da heraustönte, das machte ihn lachen und dann konnte er nicht blasen, weil der Schnabel auseinandergieng. Nicht lange dauerte es, so wünschte der kleine Musikant, der Herr Maler solle zu seinem Blasen zitherschlagen. Meinte der Herr Maler: „Ja gern, wenn ich eine hätte." Hierauf der Knabe: „Wir haben eine!" machte das Winkelkastelchen auf und that etwas Surrendes heraus auf den Tisch. Eine vollendete Zither war's mit sechsunddreißig strammgespannten Saiten.

„Wer spielt denn bei euch?" fragte der Maler.

„Niemand", sagte der Gaberl, „die Liderl hat gespielt, wie sie noch nit im Kloster war."

„Was hat sie denn gespielt? Was für Stücke hat sie denn gespielt?"

„Na, halt so Jodler und Landler und Walzer und mit den Füßeln dazu gestrampft."

„Und so was geht ins Kloster!"

„Ja, damit sie nachher vom Mund auf in den Himmel kommt."

„Die will's aber schon gar zu gut haben — deine Schwester. — Geh, laß mal versuchen, ob ich noch was kann."

Kaum er nach einigem Saitenstimmen angefangen hatte, einen steirischen Ländler zu spielen, schoss zur Küchenthür die Bäuerin herein, im Gesicht blass wie eine Gestorbene, denn alles Blut war ihr zum Herzen geschossen vor freudigen Schreck. Sie hatte geglaubt, das Liderl spiele.

Als sie beim Zeuge den Maler sah, schlug sie die Thüre wieder zu.

Der Richterbaum, als er inne ward, dass der Maler schier gerade so die Zither spielte, wie das verwirtschaftete Töchtertein, und genau dieselben lustigen Stückeln, wurde von neuem aufgebracht. Das ist ja gerade, als ob's ihm zu Fleiß geschähe und als ob ihm der Mater ein Ersatz sein sollte! Na, den kunnt man brauchen! — Am folgenden Abend aber, als der Bauer vor dem Suppenessen sich ein wenig auf die Ofenbank gelegt hatte und wie er glaubte, der Maler der Dämmerung wegen ohnehin nicht mehr arbeiten könne, bat er ihn, dass er ein bissel klimpere.

Dem war aber — wie wir wissen — durchaus nicht so, als ob der Maler von Sonnenaufgang bis zur Abenddämmerung pinselte. Am nächsten Tage lud er die Hausmutter ein, dass sie ihm sitze. — „Ich? Mich aufmalen lassen? Da werden sie mich wohl eher auf den Fraidhof tragen!" So ihre Antwort. Der Hausvater entgegnete auf die Einladung: „Wenn das Liderl fertig ist, nachher werden wir sehen." Was also wollte der Maler machen? Einen fast heftigen Antauf nahm er, das Porträt der abwesenden Haustochter vorwärts zu bringen. Hundertmal vergtich er jeden seiner Striche mit denen auf der kleinen Photographie; jeder Schatten war an seiner Stelle und jedes Licht — aber das Bitd wollte nicht lebendig werden. Es wollte nicht und es wollte nicht. War er doch sonst gewohnt, nach Photographien zu arbeiten und die Farben für dieses Bitd vertraute ihm ja der kleine Erzengel Gabriel an. Das Braun der Haare, das Rosa der Wangen war dem Knaben recht; bei den Augen wusste er selber nicht ob braun, ob grau, ob blau, wusste nur, dass alle diese Versuche nicht das Rechte waren. Und beim Mund rief der Kleine immer nur: „Röther! Noch röther! Noch röther!" Und doch hatte der Maler sein purpurnstes Purpurroth fingernageldick aufgetragen. „Noch röther!" rief der Knirps, da warf er den Pinsel weg.

Etliche Tage nach diesen sehr wichtigen Ereignissen erhielt unser gutes altes Pfarrerlein aus der Hauptstadt ein Briefchen von Frauenhand.

„Hochwürden Herr Vetter!

Küss die Hand. In aller Geschwindigkeit und heimlich, denn die Oberin sieht's nicht gern. Ich danke schön für, dass Herr Vetter mich hergeführt haben. Mir geht es gut, aber wenn mehr gesungen und weniger gebettet thät werden, wäre gescheiter. Außer meiner sind noch zwei Novizen und eine hat einen Mundhobel und wenn wir Holztragen; da wird draußen in der Scheiterhütte fix eins getanzt. Heim schreibe ich nächstens, und derweil bitte ausrichten, die Oberin läßt sagen, der Vatter sollt am ersten Juli gleich zwei Ratten auf einmal schicken. Herr Vetter haben durchschauen lassen, mich einmal zu besuchen, bitt gar schön nicht vergessen. Burrr, die Atte kommt. Küss die Hand.

Dankschuldige

Liderl."

Na, der Pfarrer lugte drein. — „Der sollt man doch ein paar langgeschwänzte Vieher schicken!" brummte er. „Das Betten und den Vatter wollt ich ihr noch verzeihen, aber dass die hochwürdige Oberin statt des Terminggldes Ratten haben will und gleich zwei auf einmal! Lidert, Lidert! — Und überhaupt gefällt

mir dein Brief sehr gut. — Da haben wir was Rares angestellt. Ich bin auch manchmal einer!" — Den letzten Satz — muss ich bemerken — verbildlichte der alte Herr mit den zwei Zeigefingern, die er beiderseits an den Ohren aufwärts stehen ließ.

„Muss doch nachschauen gehen, was das neue Liderl macht!" Mit diesen Worten trat der kleine Pfarrer in die Stube des Richterbaumhauses.

„Sie lässt sich entschuldigen, sie ist noch bei der Toilette!" Also antwortete der Maler, der auf der Wandbank lag und eine Cigarette rauchte. Als er jedoch die würdige Standesperson erkannte, sprang er auf und warf das Rauchröllchen weg. Sonst war niemand in der Stube.

Stand der kleine Herr schon vor der Staffelei, blickte eine Weile auf das noch unvollendete Bild und sagte dann: „Es thut sich ja, es thut sich ja. Nach der Photographie ist's trefflich, ganz vortrefflich, mein Herr Meister, aber die Photographie ist nichts nutz."

„Na, da haben wir's, ich ahnte es ja!" rief der Mater, sich mit fünf Fingern in die Haare fahrend.

Der Pfarrer guckte durch die halbgeschlossene Faust auf das Werk, denn das Bild muss einen Rahmen haben. „Es ist recht gut, es ist recht gut", sagte er, „aber es wird mir nicht lebendig. Das ist halt ein Kreuz. mit Photographien arbeiten."

„Ah was Photographie! Da fehlt's!" schrie der Maler und schlug sich die flache Hand über Stirn und Augen. „Ich sehe ja nicht die Photographie, ich sehe sie selber, sie selber mit dem lachenden Gesicht, mit den springenden Augen, mit dem sprechenden Mund. Sogar die Nasenwinkel sehe ich sie zucken, so deutlich schau ich sie durch das kleine Lichtbild, aber fassen kann ich sie nicht, übertragen kann ich sie nicht. Da — da drinnen bleibt sie stecken. Verwünschte Geschichte!"

„Also Sie haben das Mädel persönlich gekannt?" fragte der Pfarrer zum Maler aufblickend, „aber setzen wir uns doch, Meister!" — Denn beim Sitzen war er jedem körperlich ebenbürtig.

„Nie habe ich sie gesehen, Herr, oder immer. Immerwährend, und das verwirrt mich", sagte der Künstler unwirsch, aber thatsächlich froh, seine aufgelastete Stimmung einmal entladen zu können. „Bin ja doch sonst kein Stümper, so viel ich von meinen Münchner Meistern weiß. Hier bin ich mit meinem Latein zu Ende."

„Sie hausieren wohl so herum mit Ihrer Kunst?" fragte der Pfarrer, und man kannte sich nicht recht aus, war da ein wenig Ungeschicktheit oder Bosheit mit im Spiele.

„Rauchen Hochwürden?"

„Schön' Dank. Ich hab' den meinigen in der Büchsen." Damit hielt er dem Maler die geöffnete Dose hin.

„So gestatten Sie vielleicht, dass ich mir eine anbrenne", versetzte dieser.

„Sapperment, das geht höflich her!" lachte der alte Pfarrer, „na in Gottesnamen, fröhnen wir halt jeder unseren Lüsten wie wir mögen."

Er führte sich die Prise zu und der andere zündete eine neue Cigarette an.

„Ja freilich, Hochwürden, hausiere ich so ein wenig herum mit meiner Kunst", gab der Maler nun Antwort und betrachtete die Ringlein seines Rauches. „Will's Ihnen auch sagen weshalb. Ich habe vor kurzem unten in Breitenmarkt ein kleines Landgut meines verstorbenen Vaters übernommen, so eine Art von Fidei-

commiſs, und weil ich meine Kunſt nicht ganz ablegen mag, ſo thue ich bei den Landleuten manchmal in der freien Zeit ein wenig herum, male, was ich finde: Bauern, Bäume, Steine, Waſſerfälle, Gemſen, Fuchſen und auch ehrwürdige Pfarrers, wenn ſie mir ſtillhalten. Desgleichen in dieſes Haus gekommen — leider! Oder vielleicht zum Glücke. Ich wäre ſonſt zu hochmüthig geworden, ich glaubte alles zu können, alles, und ſoweit zu laufen als ich wollte in der Kunſt. Jetzt habe ich mir den Schädel an die Planke gerannt — aber ordentlich."

„Meiſter", ſagte der alte Herr, „Sie kreuzigen ſich umſonſt. Das Mädel iſt überhaupt nicht zu malen. Der leibhaftige Unhold! Der Photographie merken Sie's ja an. Eine Momentaufnahme, wie man laufende Rehe photographiert, oder fliegende Vöget! Und ſo eine ſollt' dem Mater ſitzen?! Ach, Herr, unſer Liderl, das war ein luſtiges Kind."

„Verdammt, warum ſperrt ihr ſie denn ins Kloſter?"

„Ich? Ah ſo — wir", entgegnete der Pfarrer. „Nu, weil der Jeſuiter lockte und der Alte wollte, und ihr es recht war, und ich — Amen dazu geſagt habe."

„In welchem Stifte ſchmachtet ſie? Ich entführe ſie. Wahrhaftig, Pfarrer, ich hab' ein Recht dazu, eine Pflicht, ich muſs es thun, bin es meiner Kunſt ſchuldig. Auf die Leinwand muſs ſie mir, wie ſie leibt und lebt."

„Meiſter, Meiſter!" Der Alte drohte mit dem Finger und machte ein ſchiefes Geſicht.

„Natürlich, verliebt!" warf der Maler miſsmuthig hin und ſchmiſs das Reſtchen Rauchzeug in den Winkel. „Das haben Sie von der Frau Profeſſorin des Herrn Auerbach. Der Reinhardt! Gott, das wäre auch was Neues, ſich in ein Modell verlieben! Habe denn aber ich ein Modell? — Aus meiner Erinnerung muſs ich ſie malen, rein aus meiner Erinnerung — und habe ſie nie geſehen. Soll man da nicht verrückt werden?"

Nun wandte der Pfarrer ſich theilnahmsvoll zum jungen Manne: „Ich verſtehe nichts von der Sache, aber ich meine, Sie ſollten ein paar Tage ausſetzen und ein paar Nächte darüber ſchlafen."

„Was nützt's mir?" entgegnete der Maler. „Ich werd's ja doch malen und doch fertig machen und doch verpfuſchen."

Sagte der Pfarrer lächelnd: „Freilich werden Sie das Bild malen, denn es wäre ein Wunder, wenn's ein anderer fertig machte, wie es jenem Maler zu Florenz ergieng. Kennen Sie die Geſchichte? Der ſollte für das Servitenkloſter ein Muttergottesbild malen; aber als er mitten in der Arbeit war, verlor er den Muth — juſt wie Sie, und meinte, die heiligſte Jungfrau recht zu malen, das ſei keiner irdiſchen Künſtlerhand gegeben. Er verſchloſs ſich in ſeine Kammer und weinte und betete und war halb von Sinnen — gerade wie Sie! Und am nächſten Frühmorgen, wie er wieder in ſein Atelier geht und die Staffelei aufdeckt, iſt das Bildnis fertig, voll himmliſcher Schönheit — das wahrheitsgetreue Angeſicht der Mutter Gottes. Gemalt haben es die heiligen Engel."

So erzählte der kleine Pfarrer.

Der Maler ſtand auf und tauchte einen Pinſel auf die Palette. „Das will ich ſehen", ſagte er mit heiſerer Stimme, „ob's ein anderer fertig machen wird, was ich begonnen habe." Damit zog er mit bebender Hand einen brutalen kohlſchwarzen Strich quer über das Geſicht des Bildniſſes.

Der Pfarrer war vor Schreck auf die Füße geſprungen. „So, da haben wir den Thoren", ſprach er gelaſſen. „Und jetzt hat's dem armen Liderl im Kloſter gewiſs einen hölliſchen Kratzer gethan übers Geſicht, wie ein

wüster Kater kratzt. Mag wohl so sein. Mifsverstanden haben Sie mich, Meister, ganz vertrackt mifsverstanden. Wenn Sie schon keinen anderen Maler darüberlassen wollen, gut; aber die heiligen Engel werden doch Erlaubnis haben!"

Der junge Meister schämte sich seines Zornes und sagte nun: „Ich will es frisch wieder anfangen. Aber vorher will ich nach Ihrem Rathe ein paar Tage vergehen lassen. Er soll mich fortjagen, der Hausherr, was ich zugesagt, werde ich doch leisten. — Wie heißt das Kloster?"

„Ja, mein Allerschätzbarster, das Kloster, das darf man Ihnen freilich nicht anvertrauen", schmunzelte der Alte, „na, packen Sie Eine!"

Auch diesmal lehnte der Maler die angebotene Prise ab. Der Pfarrer nahm Hut und Stock. „War aber nicht schön von Ihnen, dieser schwarze Verband übers Gesichtel herab. War nicht schön. Nu, nehmen Sie das Dreckerle da (auf die Photographie deutend) mit und machen Sie's ganz bei Ihrer gelegenen Zeit."

Der Maler stellte sich, als ob er die Praxis des Hinauscomplimentierens in keiner Weise verstünde. Einstweilen begann er das Bild des Knaben vollends auszuführen.

Der Pfarrer war in die Küche hinausgegangen, wo Bauer und Bäuerin auf dem Herde saßen und immer wieder Rath hielten, was denn eigentlich anzufangen sei ohne das Liberl.

Den ganzen Handel rückgängig machen! meinte der Pfarrer. Der Richterbaum machte große Augen und sah doch nicht mehr, als den kleinen Pfarrer. Rückgängig machen einen Handel, den man mit unserem Herrgott geschlossen hat?

„Eine Musterfendung verpflichtet nicht zur Abnahme", sagte das Greislein. „Das erste Klosterjahr ist ein Probejahr. Ist die Oberin mit der Novize nicht zufrieden, so kann sie sie zurückschicken, werden die Eltern klüger, will sagen, weltlicher gesinnt, so können sie sie zurücknehmen, und gereut es das Kind, so kann es selber zurückgehen."

„O mein Gott!" sagte das Weib, „die Leut', was möchten sie lachen, wenn jetzt das Dirndl wieder heimkäm', was möchten sie lachen!"

Antwortete der Pfarrer: „Das Lachen ist doch nichts Schlechtes, insonderheit, wenn man selber mitlachen kann."

„Das wohl, das wohl," meinte der Bauer. „Nachher wollt mir das Lachen schon wieder schmecken. Wenn ich nur wifst, wie ich's sollt' angehen!"

„Es ist schon gut", sagte der Pfarrer. „Franz, morgen ist keine Messe, ich verreise zu einem Amtsbruder, übermorgen bin ich wieder da, nachher wirst merken, wie du es angehen sollst. — Zwick Eine!"

Seit zwanzig Jahren bot er dem Vetter bei jeder Gelegenheit eine Prise, und seit zwanzig Jahren nahm sie der Franz nicht ein einzigesmal. Solche Sachen da! Wozu denn die Nießerei, wenn man nachher doch allemal wieder „Helf Gott!" sagen mufs. Will Gott helfen, so gibt's schon wichtigere Dinge dafür. — „Das Liberl! Wer weiß, wie es ihr geht! Schreiben thut sie auch nicht."

„Ja, um Ratten schreibt sie. Derweil aber keine Ratenzahlung leisten, ist besser", so das alte Herrlein, und trippelte vergnüglich von dannen.

Paar Tage später, als die Richterbaumleute in die große Stube giengen zur Morgensuppe, trat schon der Pfarrer zur selben Stubenthür heraus. Er besprach kurz eine Gemeinde-

angelegenheit, weil der Richterbaum zum haben Rath gehörte.

„Einen Löffel Suppe wird der Herr Vetter wahl mit uns essen", lud der Bauer ein.

Vorwurfsvoll blickte ihn der Pfarrer an: „Ich? Suppe? Vor der Messe? — Unchrist. Aber hinsetzen kann ich mich schon, ein halb Stündel ist nach Zeit. — Sag mir, Franz, ist dein Weib schreckig?"

„Sie hat ihr Lebtag schon viel ausgehalten", antwortete der Bauer.

„Wer Leid erträgt, muss auch Freud ertragen können", sagte der Pfarrer, und sie giengen in die Stube.

Sie setzten sich alle zum großen Tisch im Hausaltarwinkel. Der Richterbaum, sein Weib, der kleine Gaberl und der Maler, welcher heute endlich mit dem Bilde seines Erzengels fertig werden wollte. Der Pfarrer saß am äußersten Rande. Zum Fenster schien die Morgensonne herein, just in die Milchsuppe, in welche der Bauer heute statt Schwarzbrot Weißbrot gebrockt hatte — dem Pfarrer zu Ehren, der den wackeren Essern gemüthlich zuschaute. Die Unterhaltung war schleppend, auch der Maler sprach nur wenig. Die große Leinwandtafel mit dem unfertigen Mädchenporträt stand auf der Staffelei in der halbschattigen Stube. Das verdross ihn. — Jetzt muss es überhaupt anders werden, so kann's nicht fortgehen. Schon gestern abends hatte er dem Hausvater Kost und Quartier von sechs Tagen vergüten wollen, worauf der Richterbaum sagte: „Das wär' sauber! Wo Sie uns eh den Gaberl aufgemalt haben, rechtschaffen fein, dass man ihn nur gern anschaut. Gelernt haben S' was, das sieht man. Ah, bleiben S' noch ein bissel da bei uns, es ist ja sonst gar so viel öd."

Nun begann es den Maler neuerdings zu wurmen, dass er mit der „neuen Liberl" so eigentlich abgeblitzt war. — Wie? Was haben denn heute seine Augen? Jetzt ist der schwarze Strich weg! Wer hat denn das gethan?

„Haben 'S es doch!" rief der Richterbaum plötzlich ganz laut, sein voller Suppentöffel blieb zwischen Schüssel und Mund stehen, und er starrte auf das Bild hin. „Haben 'S es doch fertig!" denn es war vollendet. Ganz sprechend ähnlich, als ob sie leibte und lebte, so war sie auf der Leinwand. „Liberl!"

„Jesus Maria!" kreischte das Weib auf, „was ist denn das? — Was ist denn das? — Sie dreht ja die Augen! Sie bewegt das Gesicht . . .!"

„— Guten Morgen, Vater und Mutter!" lachte das Dirndl vom Bild heraus, zog den Kopf, den wirklichen Liberl-Kopf, durch das Loch der Leinwand zurück, sprang hervor und hieng den Eltern auch schon um dem Hals.

„Da bin ich wieder!" rief sie hell lachend, „und ins Kloster geh ich nimmer, da drinnen ist's mir zu langweilig. Und das Jodeln und Tanzen und lauter so lustige Sachen wären Sünd. Leut', wenn da drinnen alles Sünd ist, da kommt man ja im Kloster viel gewisser in die Höll', wie herausen! Gott, da gehe ich nimmer hinein!"

Der kleine Herr hielt dem verwirrten Maler eine spitze Schneiderscheere unter die Nase: „Jetzt schauen Sie einmal diese Beißen an, Meister, die hat Ihnen den ganzen Fleck herausgeschnitten. Ist doch ein Unzücht, so ein alter Pfarrer."

Nun tief das Liberl wie besessen vor Lustigkeit in der Stube umher, dann blieb sie stehen vor dem Maler, schaute ihm hell und frisch in die Augen: „Sind Sie der Herr, der so schön malen kann?" Und trillerte ihm ein Lachen ins Gesicht, wie er so herzfröhlich all sein Lebtag keins gehört hatte.

Digitized by Google

Der junge Mann war sonst nicht gerade leicht in Verlegenheit zu bringen. Dieser Spott aber und dieses Gelächter machte ihn sprachlos. — Ist das ein Unband! — Ist das eine Hexe! Ja, da gibt es freilich kein anderes Mittel, die muss geheiratet werden.

Nun aber die glückselige Mutter: „Auf alle Mittel und Weis', ihr lieben Leut, wie kann das sein, dass ich mein Liberl wieder hab'?"

Rückte das Pfarrerlein vor, schlug sich die Faust auf die breite Brust: „Der Nonnenräuber! Da steht er! Ich! — Aus dem Kloster entführt, die ganze Nacht geflohen durch Nebel und Wind. — Mit dem Postzug angekommen. Die Oberin lässt Euch grüßen und sagen, das Teufelein stelle sie mit Dank zurück. Da habt ihr's wieder. — Und nun, Kinder zur Messe!"

— Ich merke es wohl, die schöne Leserin bleibt nicht daheim, sie geht mit zur Messe, und zwar in der Erwartung, dass nach derselben eine Verlobung stattfinden werde.

Aber, Schätzbarste, so schnell geht das nicht.

Die Versuchung.

Ein episches Gedicht von Hans Falke.

Was eig'nes ist's um unser Berggestein —
Da habt ihr recht; ein eig'ner Athem weht
Hier oben, wenn man einsam und allein
Im Anblick dieser Riesenferne steht!" —
So sprach zu mir der Mann mit grauem Bart,
Der mich heraufgeleitet aus dem Thal,
Als wir zur Rast uns setzten, kühl und hart,
Uns rüsteten zu einfach tecker'm Mahl. —
„Und Ihr seit wohl seid Eurer Kindheit schon
Hier oben wohl bekannt, habt oft den Weg
Ins Felsgestein gemacht, kennt jeden Ton
Der Bergwelt, jede Spalte, jeden Steg?"
Frug ich zurück und sah dem alten Mann
Ins Auge, das nach jung und feurig blitzt';
Der zog gar mächtig an der Pfeife an
Und lächelt halb geschmeichelt, halb verschmitzt:
„Ja freilich kenn' ich meine Berge wohl,
Ich sah sie ja als Kind schon um mich steh'n;
Dort unten von dem Fels 'nen halben Fall
Dort könnt Ihr unser Häuschen stehen seh'n.
Als junger Bursche dann — jetzt ist's gar bei,
Jetzt kann ich's sagen — wollt' ich nicht verstehn,
Warum es denn so sehr verboten sei,
Dem Wilde mit der Büchse nachzugeh'n;
Da prägt' ich mir denn gründlich jeden Stein
Und jeden Steg und jeden Felsenspalt
Und jeden Absturz ins Gedächtnis ein;
Kennt' ich sie nicht, so wär' ich längst schon kalt." —
„Und wurdet Führer dann?" — so warf ich ein,
Da schüttelt' er den Kopf mit viel Bedacht:
Ich ließ das Klettern nachher wieder sein,
Als Weib und Kinder ich ins Haus gebracht.
Da gab's zu thun — die Wirtschaft war nicht groß,
Die ich nach Recht vom Vater übernahm. —
Es gab uns oftmals einen derben Stoß,
Wenn uns der Hagel in die Felder kam.
Einmal, es mag wohl dreißig Jahre sein,
Da kam's besonders grob, und Jahr für Jahr,
Schlug's just in unsre Felder g'rad hinein;
Die Wirtschaft hätt's gekostet auf ein Haar.
Just damals auch in meiner ärgsten Noth
Macht' ich als Führer meinen ersten Gang,
Da war ich tüchtig von Gefahr bedroht,
Ich denk' an diesen Marsch mein Leben lang,
Als Handwerk treib ich's erst seit kurzer Zeit,
Seit ich dem Sohn die Wirtschaft übergab,
Damit ich, weil mich's Ackern nicht mehr freut,
Doch auch was Ordentlichs zu thuen hab'.
Gar schlimme Touren hab' ich mitgemacht,
Doch so, wie jene erste, keine mehr.
Die hält' mich fast in Sünd und Schand gebracht,
Lasst Euch die Sache nur erzählen, Herr:
Es war im Herbst, gerad' im selben Jahr,
Als uns zum drittenmal das Wetter schlug,
Mit allem Barrath war es längst schon gar,
Nur Schulden hatt' ich mehr, als wie genug;
Und weil ich die nun gar nicht zahlen kann,

Auch keine Zinsen, klagen sie mich ein
Und pfänden eilig Haus und Hof sodann,
Das Feld, das Vieh, und alles was noch mein.
Es war der Tag auch angeordnet schon —
Drei Wochen waren nur mehr bis dahin —
Zur öffentlichen Lieitation;
Dann konnten wir als Bettler weiterziehn.
Da saß ich denn am Abend vor dem Haus
Und dachte nach, wie's doch so seltsam sei:
Der eine lebt vergnügt in Saus und Braus,
Er ißt und trinkt und leistet nichts dabei;
Der and're müht sich ab im bittern Schweiß,
Zu schaffen nur das einfach trock'ne Brot,
Und doch bei aller Müh', bei allem Fleiß
Kann er sich nicht bewahren vor der Noth.
Wie ich da so allein in Grimm und Gall'
Die Welt verfluch' und auch den Himmel schier,
Und in Verzweiflung meine Fäuste ball',
Da steht auf einmol Einer knapp vor mir:
Ein kleiner Mann mit dunklem Haar und Bart —
Er schien vom Gehen schon beträchtlich warm,
Gekleidet war er mehr nach Städter Art
Und trug 'ne schwere Tasche unterm Arm. —
Der sprach mit leiser hei'serer Stimm' mich an:
Ob ich nicht übern Berg ihn ganz allein
Ins Bairische hinüberweisen kann;
Er müsse nächsten Morgen drüben sein. —
Ich schau ihn an, als wär' er nicht gescheit,
Und sag' ihm d'rauf, ich könnt' ihn weisen schon,
Doch sei dazu just nicht die beste Zeit;
Der Weg sei steil und kommt man ab davon,
So könnt man wohl in eine Bergesschlucht
Hinunterkollern ohne Müh' und Plag,
Wo einen keine Menschenseele sucht, —
Und modern dort bis an den jüngsten Tag. -
Da blickt der Mann so eigens auf mich her,
Als wollt' er mich verspotten gar, und sagt:
Er hätt' gemeint wohl, dass ich tapf'rer wär',
Und nicht so hasenherzig und verzagt.
Das bracht mich in die Höh' — ich sah hinauf
Zum Abendhimmel, wo sich unterm Wind
Die Wolken jagten in erregtem Lauf;
Das konnt'ein Wetter bringen wohl geschwind,
Doch sei's, wie's sei — mein Bergstolz war erwacht:
„Ich führ Euch schon, wenn Euch Courag nicht fehlt", —
So sagt' ich ihm zurück mit viel Bedacht.
„Doch thu' ich's nicht umsonst — erst zeigt mir Geld!"
So sargst du - dacht' ich — für dir deinen doch
Schaffst ihnen Geld in deiner argen Noth,
Und reißt's dich etwa auch in's schwarze Loch,
So haben die doch etwas da für's Brot. —
Der andre greift in seinen Rock hinein,
Woraus ein Täschchen er zum Vorschein bringt
Und abgewendet, bei dem schwachen Schein,
Der durch des Fensters Glas ins Freie dringt,
Zieht er 'nen Fünferschein daraus hervor
Und drückt ihn mir in meine Rechte sacht:
„Seht, hier, die Hälfte geb' ich Euch vorher,
Die andre, wenn Ihr mich ans Ziel gebracht."
Ei — dacht' ich mir — das ist ja übel nicht,
Das reicht doch wieder gleich für eine Zeit;
Gar sehr gewann der Fremde an Gewicht
In meinen Augen, an Bedeutsamkeit.
Ich sagt' ihm ganz respectwoll meinen Dank
Und eilte schnell ins Haus nach Rock und Hut,
Die Stallaterne putzt' ich eilig blank,
Weil's sich wohl — dacht' ich — ohne Licht nicht thut;
Dem Weibe sagt' ich schnell, was sich begab,
Die schlug dir Händ' zusamm' in Angst und Schreck',
Doch als ich ihr die Fünfernote gab,
Da war die Angst zum Theil auch wieder weg.
Ich kam hinaus — der Fremde war bereit,
Er hielt auf schmaler Bank nur kurze Rast;
Ich meint', er solle ruh'n, der Weg ist weit,
Er aber drängle fort mit selt'ner Hast.
Zur Tasche griff ich; doch die ließ er nicht,
Er zog sie schier erschreckt vor mir zurück;
Wie forschend sah er mir ins Angesicht,
Es war ein eig'ner, schier besorgter Blick:
„Oha, mein Lieber, nur nicht so geschwind! —
Dir trag' ich selbst!" so rief er schnell und barsch.
Ich war's zufrieden und bei scharfem Wind
Begannen wir den nachtverweg'nen Marsch.
Wir stiegen aufwärts ziemlich rasch und fest,
Und anfangs hielt der Fremde wacker Schritt,
Doch war er bald mit seiner Kraft am Rest,
Ich merkt's, er kam mit Mühe nur mehr mit.
Erst wollt' ich ihm beim Marsch behilflich sein,
Ihn stützen, als es steiler gieng zur Höh', —
Er litt es nicht und ging für sich allein,
Begehrend, dass ich immer vorne geh';
Und als ich auch von neuem mich erbat.
Ihm abzunehmen des Gepäckes Last,
Da wich er rückwärts bleich, als wir der Tod,
Und wehrt' mich ab mit ängstlich scheuer Hast.
So dacht ich mir, du thust ja deine Pflicht,
Wenn du den Weg ihm weisest, der ihm frommt;
Begehrt er deine weit're Hilfe nicht,
So seh er selber, wie er weiter kommt.
Ich scheert' mich also nicht mehr viel um ihn
Und stieg nur gleichen Schrittes vor ihm her,
Ob ich auch stets genügend nahe bin,
Ward leicht ich inne, denn er keuchte schwer.
Wir sprachen nichts, nur unf'rer Schritte Schall
Klang dumpf und düster durch die stille Nacht,
Und zeitweis lärmt ein Stein in tiefem Fall,
Der schnell des Berges Echo wach gemacht,
Der Wind war schier vergangen ganz und gar,
Die Wolken deckten noch das Himmelszelt,
Doch schienen sie durchsichtig schon und klar,
Ein Schleier nur der schlafbefang'nen Welt;
Ich warf nur einen raschen Blick hinan,
Zu prüfen, ob das Wetter uns verschont,
Sah wieder achtsam auf den Weg sodann,
Gefahr zu meiden, wie ich's stets gewohnt.
Doch wie ich nun so schweigend nach und nach
Zur halben Höh' schon aufgeklommen bin,
Da kommt mir der Gedanke allgemach

An all mein Elend wieder in den Sinn.
Ich fang von neuem mich zu fragen an,
Warum denn mich das Unglück grad' erfaßt,
Der ich doch allzeit meine Pflicht gethan,
Der Arbeit obgelegen ohne Rast.
Dann dacht' ich an den andern hinter mir:
Ob der wohl auch sich redlich abgemüht;
Weil, wie mir schien, wohl allzu reichlich schier
Der Wohlstand und das Glück ihm aufgeblüht;
Denn, daß die Tasche, die er so mit Scheu
An sich hält und so angstvoll überwacht,
Gefüllt mit lauter Kostbarkeiten sei,
Das hatt' ich mir im stillen längst gedacht;
Und in dem Täschchen, das im Rock er trägt,
Da gab's wohl viele Scheine nach zu seh'n,
Wie er mir einen auf die Hand gelegt;
Das machte in die Hunderte wohl geh'n.
Dann stieg's mir plötzlich im Gedanken auf,
Wie gut es wär', an seinem Platz zu sein;
Da wär's wohl aus mit Pfändung und Verlauf,
Mein Grund und Boden wäre wieder mein.
Und eigentlich — es gieng ja nicht so schwer:
Ich nehm' ihm einfach seine Habe ab —
Wohl dreimal stärker bin ich, als wie er —
Und staß ihn seitwärts in die Schlucht hinab,
Dort mag den Steinen er's erzählen dann,
An denen er den Schädel sich zerhaut;
Kein Menschenkind erfährt, was ich gethan
Und nie und nirgends wird davon was laut.
Wie ich auf den Gedanken 'kommen bin,
Ich weiß es nicht; doch war ich selbst erschreckt,
Ich wollt' ihn scheuchen schnell aus meinem Sinn,
Damit er nicht noch schlimm're gar erweckt;
Ich fing zu pfeifen an ganz heimlich still,
Nicht achtend, ob's den hinter mir verdrieß;
Doch wie ich auch auf andres sinnen will,
Ich werde den Gedanken nicht mehr los.
So klar und lebhaft malt' ich mir es aus,
Wie ich allmählich meine Schulden zahl'
Und langsam rein mir schaffe Hof und Haus.
Natürlich langsam, nicht mit einem mal.
Sanft lämen sie mir plötzlich auf den Grund,
Woher ich wohl das Geld zur Zahlung nehm',
Und sagt' ich auch, es sei ein reicher Fund,
's wär möglich doch, daß man dahinterkäm'.
Und wie ich dann vergröß're mit der Zeit
Die Wirtschaft — hier ein' schönen Acker kauf',
Ich hatt' im Geiste einen schon bereit —
Und dort den Wiesengrund am Berg hinauf.
Ganz wie ein Fieber hatt' es mich erfaßt,
Mir war es schon, als wäre alles mein,
Der Fremde drückt' mich nur als üble Last,
Er hemmte am Besitz' mich ganz allein.
Ein wilder Haß ergriff mich gegen ihn,
Den Bergstock faßt' ich fester in die Hand,
Und seitwärts zog es meine Blicke hin; —
Ich gieng an eines steilen Abhangs Rand.
Noch stand in mir der Abscheu vor der That
Im Kampf mit Gier und Habsucht im Verein,
Da — endlich — oben — an dem höchsten Grat —
Wandt' ich mich jählings um — und stand allein.
Vor meinen Augen lag ein Nebelmeer
Wild wogend unten durch das ganze Thal,
Von frischem Wind getrieben hin und her,
Erglänzend hell im bleichen Mondesstrahl;
Und stolz und trotzig ragte d'raus hervor
Vielzackig wild-erhab'nes Felsgestein,
Ganz scharf und glänzend hob es sich empor,
Durchstrahlt von geisterhaftem, lichtem Schein;
Und d'rüber wölbte sich so rein und klar
Der Himmelsbogen, gänzlich übersät
Mit ungezählter Sterne lichter Schar,
In deren Mitte stolz der Vollmond steht.
Es war ein Anblick, wie er selten wohl
Derart dem Bergbesteiger wird zutheil.
Ein Anblick, der die Herzen demuthsvoll
Und friedlich macht, die Seelen rein und heil.
So pflanzt' er mir denn auch in meinen Sinn
Ganz eine wundersame Sanftheit ein;
Ich, der ich sonst ein rauher Bursche bin,
Verspürt's so weich und mild im Herzen drein;
Ganz schändlich und verrucht kam mir jetzt vor,
Was eben ich entschlossen war zu thun;
Daß ich der Seele Seligkeit verlor,
Wenn ich es that, ward offenbar mir nun.
Wohl eine Weile stand ich dort am Fleck
Und völlig andachtsvoll ward mir zu Muth;
Dann aber faßte mich ein arger Schreck,
Daß mir zum Herzen schoß das ganze Blut:
Wo war mein Fremder? — Keinen Sterbenslaut
Hört' ich im Umkreis — alles still und todt!
Ein Käuzchen nur ward in der Ferne laut,
Ich hörte seinen dumpfen Ruf zur Noth.
Da war ich denn in meiner wilden Gier
Ganz flüchtig immer weiter vorgeeilt
Und ließ den matten Fremden hinter mir,
Gott weiß, wo der nun führerlos verweilt!
Ganz wie ein Blinder war ich hergerannt
Durch Wald und Nebel, hatt' es übersehn,
Wie langsam sich der Mond den Weg gebahnt,
Um nun so glanzvoll über mir zu stehn;
Kein Wunder, daß ich auch des Fremden Schritt
Im Ohre nicht vermißt — ich hatte gar
Vermeint, daß meines eig'nen Fußes Tritt,
Mein eigenes Keuchen das des Fremden war.
Da hieß es eiligst auf die Suche gehn —
Er kam vielleicht vom rechten Wege ab —
Noch blieb ich rufend eine Weile stehn,
Dann aber eilt' ich schnellen Schritts bergab.
In kurzen Zwischenräumen hielt ich an
Und rief mit lauter Stimme in die Nacht,
Und horchte scharf, ob ich nichts hören kann;
Vergeblich — nur das Echo war erwacht.
Doch endlich drang an mein geübtes Ohr
Ein Stöhnen oder sonst ein leiser Laut —
Schnell drang ich in des Schalles Richtung vor
Durch Steingeröll und Dickicht, reich bethaut,
Und kam an eines tiefen Abgrunds Rand,
In dem mein Rufen, das ich wiederholt,
Wohl kaum vernehmbar schwache Antwort fand;
Da also war mein Fremder abgerollt.

Ich war nun ganz vom Drange nur erfüllt,
Den Mann zu retten aus der argen Noth,
In die ich ihn zu bringen selbst gewillt
Noch eben war, nicht scheuend Mord und Tod.
Beim Licht des Mondes, der nun hell und klar
Herunterstrahlte, macht' ich mich daran,
Die Stelle, wo er aufgefallen war,
Im Umweg zu erreichen, wenn ich kann.
Mit vieler Müh' und reichlicher Gefahr
Gelang's, ich fand ihn schier besinnungslos,
Und ganz erschrecklich zugerichtet zwar,
Doch lebend, wie ich aus dem Herzschlag schlafs.
Was war zu thun? Ich kannt' ihn lassen nicht
Dahier allein, bis weit're Hilf' ich fand,
Und doch, wenn mir für zwei die Kraft gebricht,
Dann lallern wir hinunter miteinand'.
Ich wagt' es dach, die Seel' empfahl ich Gott,
Lud sanft den teise Stöhnenden mir auf,
Und bracht' ihn, wenn auch oft vom Fall bedroht,
Sammt seiner Tasche in die Höh' hinauf.
Dort freilich sank ich selbst zu Baden hin
Mit schwerem Athem, gänzlich ohne Kraft,
Der Fremde lag zur Seite mir — es schien,
Als habe ihn der Tod schon weggerafft.
Der Anblick tieß mir auch nicht lange Ruh',
Nach abwärts trieb mich inn're Ungeduld
Und mein Gewissen rief mir tärmend zu:
Du bist ja nur an seinem Unfall schuld.
So lud ich wieder auf die Dappellast; —
Die Tasche ließ ich gern am Ort zurück,
Doch hielt der Fremde krampfhaft sie umfasst,
Als wär' sie selbst von seinem Leib ein Stück.
Es war ein bäser Marsch, mein bester Herr,
So schwer beladen über Stock und Stein;
Ich zwäng's ein zweitesmal wohl nimmermehr,
Doch damals — nun da mufst' es eben sein.
Es war die Sühne für die böse That,
Die ich zu thuen im Begriffe war;
Und seltsam — eine überreiche Saat
Sollt die mir tragen; — unverhafft fürwahr:
Ich hatte, ohne dafs ich es geahnt,
Mit meinem Fremden einen Fang gemacht;
Am nächsten Tage wurd' es mir bekannt,
Als ich den Doctor aus der Stadt gebracht.
Es stellte sich heraus in turzer Zeit,
Dafs er, den aus dem Graben ich gehalt,
Ein Gauner sei, der in der Dunkelheit
Der Nacht aus unser'm Land entflieh'n gewollt.
Bei einem Galdarbeiter, weit oan hier,
Hatt' er 'nen grafsen Diebstahl ausgeführt;
Es gieng auf hunderttausend Gulden schier
Der Wert von dem, was er mit sich geführt.
So hatt' ich also richtig doch geahnt,
Was in der Tasche drin verborgen sei; —
Und hätt' ich damals Böses nicht geplant,
Der Gauner wär' vielleicht auch jetzt nach frei.
So aber führten ihn aus meinem Haus
Bald die Gendarmen weg — und das Gericht
Das zahlte mir fünfhundert Gulden aus —
Verdient zwar — denk' ich — hatt' ich sie wahl nicht;
Doch weil es einmal ausgesprochen war,
Dafs jener, der den Dieb zustande bringt,
Den Preis erhält, so konnte offenbar
Nur ich derjene sein, der ihn erringt.
Und seht, mit diesem unverhofften Geld,
Das mir vom Himmel fiel in meinen Schofs,
Hatt' ich mich wieder auf die Füfs' gestellt
Und wurde langsam meiner Schulden los.
Die Wirtschaft stand bald wieder fest und gut,
Und jetzt — mein Sahn ist fast ein reicher Mann! —
So, Herr, nun habt Ihr Euch wahl ausgeruht,
Ich denk', wir treten unser'n Rückmarsch an."

Zur Beherzigung.

Ein deutscher Schuster, der gutes Leder nimmt und falid arbeitet, leistet mehr für das Deutschthum, als hundert Commersredner.

Michel Knittl.

Liebe und Wohlthätigkeit.

Eine fürs ganze Jahr passende Weihnachtsparabel von Anna Hartenstein.

Die Liebe weinte vor dem Throne des Allmächtigen:

„Herr, verbannt bin ich von dem Wirken der Wohlthätigkeit, heimatlos geworden in den Herzen der Menschen. Und jetzt, wo Tausende und Abertausende von Kerzen gleich Opferflammen zum Feste der Liebe emporlohen, da stehe ich, die Liebe, eine Ausgestoßene, vor den lichtstrahlenden Räumen, in denen die Wohlthätigkeit, angethan mit meinem Mantel, das Scepter führt und die Gedankenlosigkeit, die Eitelkeit ihre Triumphe feiern und in meinem Namen Erbitterung, Hass in die Herzen säen — o hilf, Herr —"

Da ließ der Herr die Wohlthätigkeit vor seinen Thron rufen — einmal, zweimal, da sie nicht gleich kam. Natürlich — es war ja Weihnachten und da hatte die Wohlthätigkeit so unsagbar, schier zum Kopfeinstoßen viel zu thun.

Endlich kündigte ein seltsames Schellen und Klingeln ihr Nahen an.

Eilfertig kam sie, eine hohe herrliche Frauengestalt, umwallt von dem leuchtenden Purpurmantel der Liebe, den diese ihr einst selbst um die Schultern gehängt. Das blaue Gewand darunter aber war besetzt mit allerhand Glöckchen, die gar hell und fürwitzig aufdringlich klingelten, dass jeder ihr Nahen hören musste. An dem goldenen Gürtel hieng an der einen Seite gar ein Tamtam, an der anderen waren allerhand steife große Blätter, bemalt mit mächtigen schwarzen und grellrothen Buchstaben.

„Großes Wohlthätigkeitsconcert", stand auf dem einen Blatt. Auf dem anderen: „Wohlthätigkeitsbazar — Heute abend Christbescherung für arme Kinder im Vereine Beneficia (danach ein Tänzchen)". — „Frauenverein: Große öffentliche Christbescherung für arme Männer und Frauen" — und so gieng es fort, endlos schier, alles Merkzettel der armen Wohlthätigkeit für das, was sie in den Tagen, da der Stern von Bethlehem seine hellen Strahlen in das Erdendunkel gießt, noch zu thun hatte.

Da war's nun nicht verwunderlich, dass in der schönen Stirn ein Fältlein des Unmuthes saß und sie ein wenig ungeduldig und bei aller Ehrerbietung vor dem Herrn auch ein wenig scharf frug:

„Herr, weshalb lassest du mich gerade jetzt rufen?"

Ein wenig ungeduldig, zerstreut war überhaupt der Ausdruck des herrlichen, edelgebildeten Antlitzes, wie bei Frauen, die gar zuviel beschäftigt und von der Wichtigkeit ihrer Person für das Weltwohl durchdrungen sind,

und wie bei jenen, umspielte auch ihren weichen schönen Mund ein leises Lächeln der Selbstgefälligkeit. Die Augen, leuchtend wie die Sterne am nächtlichen Himmel, waren sehr gütig und wohlwollend, aber ihr Blick gieng so unruhig obenhin, ohne sich hingebend in die Tiefen zu versenken.

„Verantworte dich", sagte der Herr und wiederholte die Klage der Liebe.

Da fuhr die Wohlthätigkeit auf, gekränkt bis ins Herz, und schaute zürnend auf die Liebe, aber vor dem Strahl aus diesen abgrundtiefen Wunderaugen, deren Blick starre Felsen brechen, kalten harten Staht wie Schnee zu schmelzen vermag und steingewordene Herzen erglühen und erweichen kann, musste sie die Lider senken. Liebe ist auch Wahrheit, und die Wohlthätigkeit fühlte in diesem Augenblicke, dass ihre Seele Falten barg, die den reinen mächtigen Strahlenblick der Liebe und Wahrheit nicht vertragen konnten.

Aber dann wappnete sie sich mit dem Trotz.

„Wie, du beklagst dich?" rief sie tief beleidigt. „Warum? Bin ich nicht unermüdlich in deinem Dienst, um alles Leid und Elend dieser Erde zu lindern? Ich kleide die Nackenden, ich speise die Hungrigen, die Obdachlosen führe ich unter das schützende Dach, an den warmen Herd. Tausende und abertausende von Menschen sind thätig in meinem Dienste. Siehe die ungezählten Kerzen, die sie heute der Armut anzünden, die reichen Gaben, mit der sie ihre Blöße decken wollen." —

„Das thust du und noch viel mehr", unterbrach sie die Liebe, auf ihrem Antlitz, dessen Schöne kein Sterblicher fassen konnte, lag eine Trauer wie Wolkenschatten über der leuchtenden Gotteswelt, in ihren Augen schimmerte eine Thräne, — „aber nicht in meinem Dienste, sondern im Dienste menschlicher Eitelkeit. Nicht dir sind die Menschen unterthan, sondern sie beherrschen dich. Was eine heilige ernste Pflicht sein sollte, wird Spiel und Vergnügen. Dein Wohlthun ist Wehthun! Während du mit der einen Hand Hilfe bietest, stößest du mit der anderen den Armen tiefer in den Abgrund seines Elendes, tödtest das Gefühl der Ehre in seiner Brust, zertrittst seine Menschenwürde. Die Armen sind dir Gegenstände, an denen du wie der Professor der Anatomie dein Wirken demonstrieren kannst, aber nicht Menschen mit demselben heißen Fühlen in der Brust wie andere, wie du selber. O lass mich wieder theilhaben an deinem Wirken, lass mich dich lehren und erkennen, dass auch der Geringste Gottes Ebenbild in seiner Seele trägt, dem du nicht ins Gesicht schlagen darfst."

„Vertheidige mich", flehte die Wohlthätigkeit den Herrn an, empört über diesen Vorwurf der Liebe, und doch auch betroffen.

Aber der Herr schüttelte ernst das Haupt.

„Sie hat recht", entschied er. „Lass dich von der Liebe hinabbegleiten, sie soll dir dein Thun zeigen. Du bist ehrlich und treu, wenn du jetzt auch verblendet bist, und du wirst einsehen, wo du gefehlt."

Die Wohlthätigkeit schüttelte wohl ein wenig trotzig das Haupt. Aber die letzten Worte des Herrn waren doch ein heilendes Pflästerlein auf die Wunde ihrer Eitelkeit, und als die Liebe sie so innig umschlang, da schwand der Unmuth von ihrer Stirne und siegesfroh schwebte sie mit der Liebe erdenwärts.

Im Wintersturm, der über die nächtige Erde brauste, klingetten gar lustig die Schellen und Glöcklein ihres Gewandes.

„Wozu das?" frug die Liebe. „Je stiller, geräuschloser wir unser Werk treiben, desto besser und segensvoller ist es."

Da lachte die Wohlthätigkeit wieder so recht weltlich leichtsinnig und überlegen.

„Klappern gehört ja zum Handwerk bei den Menschenkindern. Je lustiger ihnen die Schellen um die Ohren rasseln, je lauter das Tamtam dröhnt und ihre Wohlthaten kündet, desto mehr thun sie für die Armen."

„Du erziehst sie zu Pharisäern — mich aber kennen sie nicht", sagte die Liebe mit einem tiefen schmerzlichen Aufseufzen.

Röthlicher Schimmer durchwob den Schneenebel, immer glühender, als sei eine große Feuersbrunst auf Erden. Aber es war nur der Widerschein der Millionen von Lichtern, der aus dem Ungethüm einer Großstadt ihnen entgegenleuchtete.

Die Wohlthätigkeit führte die Liebe zu einem großen Haus, in dessen Thoreingang die Menschen sich drängten.

„Hier will ich dir zeigen, was ich vermag", sagte sie triumphierend.

In einem großen Saale war eine lange, lange Tafel aufgestellt und mit einem weißschimmernden Tuche überdeckt, und auf der Tafel standen drei große Christbäume, bis zum Gipfel erstrahlend im Glanze brennender Kerzen. Darunter lag es ausgebreitet wie ein ganzer Jahrmarkt. Da waren Röcke und Jacken und ganze Kleider, neue und solche auch, die schon ein wenig schäbig und abgetragen aussahen, aber das merkte man jetzt nicht und so genau darf man die Gaben der Wohlthätigkeit auch nicht immer anschauen. Und da standen Schuhe und Stiefel, lagen Schürzen, Kopfhüllen, Shawls und was weiß ich sonst noch, und darüber, gleichsam wie eine Decke, waren rothwangige Äpfel und grau genarbte Nüsse verstreut, und dazwischen lockte gar appetitlich eine Menge duftender, fein überzuckerter Stollen.

In dem Saale drängte eine große Gesellschaft, Damen in rauschender Seide mit langen Schleppen, überrieselt von Spitzen, mit lächelnden Gesichtern und blitzenden Augen, und dazwischen Herren mit Fracks und weißen Binden. Das war ein Lachen und Plaudern, ein Kokettieren und Fächerwinken. Und all das mit dem würzigen Aroma der Tannen, dem Duft der Kerzen, den weichen Wellen des Parfüms gab eine unbeschreiblich berauschende Atmosphäre von Lebensfreude und köstlichem Behagen.

„Geht's bald an?" fragte eine reizende kleine Blondine und trippelte ungeduldig mit den zierlichen Füßchen. Sie hatte vor wenig Tagen bei einem Wohlthätigkeitsbazar einen Kuss für hundert Mark verkauft, am Tage darauf hatte der Kussverkauf wie eine kleine reizende Novellette natürlich in den Zeitungen gestanden.

„Für die Armen, das ist doch lieb", fügte die Wohlthätigkeit hinzu, die der Liebe rasch die allerliebste Geschichte erzählte.

„Und worauf wartet sie jetzt?" frug diese.

„O, erst auf die Bescherung für die armen Kinder, dann auf die Tafel —", sie deutete nach dem Hintergrunde des Saales, wo eine Anzahl gedeckter Tische der Gäste harrte, „dann wird wohl auch noch getanzt."

„Getanzt auf dem Elend", flüsterte die Liebe.

„Geh", entgegnete die Wohlthätigkeit mit einem kleinen unbehaglichen Lächeln. „Die Menschen wollen doch auch ein Vergnügen haben, und nun sieh."

In einem Nebenraum saßen an langen Tafeln eine Schar Knaben und Mädchen. Sie waren alle mehr oder weniger ärmlich gekleidet, die einen sauber, zusammengeflickt, die anderen mit der ganzen Schäbigkeit und Verlotterung, die das Zeichen tiefster hoffnungslosester Armut sind. Die jungen blassen Gesichter trugen mehr oder weniger den Stempel, den das Elend aufdrückt, und die Augen blickten scheu.

In den Tassen dampfte würzige Chocolade, in die der Wirt des Etablissements sehr viel Mehl hatte rühren

lassen, und jedes Kind hatte ein Stückchen Kuchen daneben liegen. Elegante Damen bewirteten die Kleinen und nöthigten zum Essen und Trinken.

„Ist das nicht ein reizender Anblick?“ frug die Wohlthätigkeit lebhaft.

Die Liebe aber deutete auf die blassen Kindergesichter.

„Kannst du das finden, siehst du nicht, dass vielen die Scham über die Schaustellung ihrer Armut in der Seele brennt und die kleinen Herzen in noch unverstandener Bitternis sich zusammenkrampfen?“

Da schwieg die Wohlthätigkeit ganz betreten.

Jetzt rief ein Herr die Kinder auf, stellte sie zu einer Doppelreihe an und zog mit ihnen in den großen Saal.

Eine Dame intonierte auf dem Flügel: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“, zaghaft fielen die Kinderstimmen ein. So recht herztich jubelnd, selig, klang die Weihnachtsjubelhymne freilich nicht, aber das war wohl nur die Scheu vor der großen Gesellschaft.

Dann sprach der Herr, der die Kinder hereingeführt, sehr schön von der Bedeutung des Weihnachtsfestes und von den guten Menschen, die ihnen, den Kindern der Armen, eine so schöne Christfeier bereitet und von dem Dank, den sie dafür den Wohlthätern schuldeten.

Die Wohlthätigkeit hatte solche Reden schon oft, unendlich oft gehört und sich darüber gefreut, heute war's ihr dabei, als stünde sie auf glühendem Eisen, und als müsse sie dem Sprecher die Hand auf den Mund legen und rufen: „O, schweige doch still von diesen Wohlthaten, du thust den jungen Herzen wehe, deine Worte sind tödtender Frost, der grausam das Gute, die Liebe in ihnen vernichtet.“

War's der unsagbar traurige Blick der Liebe, der auf ihr ruhte?

Elegante Damen führten die Kinder an ihre Plätze an der langen Tafel und zeigten ihnen die neuen Schätze.

„Ist das nicht hübsch, mein Junge, und sieh nur die Stiefel, wie gut sie noch sind. Sie sind zwar etwas groß, das schadet aber nicht, dann kannst du sie dir für nächstes Jahr aufheben.“ — Die Augen des kleinen Burschen füllten sich mit Thränen schmerzlicher Enttäuschung. Gerade jetzt brauchte er die ganzen Stiefel so nöthig, da er früh in Schnee und Kälte die Zeitungen von Haus zu Haus tragen musste.

Mit blödem Gesicht und verlegenem Lächeln, dem Zerrbild eines Lächelns, starrten die Kinder auf die Herrlichkeiten, die ihnen wenigstens Herrlichkeiten sein müssen.

„Komm“, flüsterte die hübsche junge Blondine, die ihren Kuss für die Armen um hundert Mark verkauft, ihrer Freundin zu und rümpfte das feine Näschen, „wir wollen uns zurückziehen, damit wir den Kindern nicht so nahe kommen, sie haben einen so schrecktichen Armeleutgeruch an sich, und, mein Gott, man weiß doch auch nicht, was man mit ihnen reden soll.“

Zur Thüre drängten sich jetzt die Väter und Mütter der Beschenkten herein, und die Geschenke wurden in Tücher und Körbe gepackt.

„Die Menschen sind doch schrecklich undankbar“, klagte eine Dame ihrer Nachbarin, „haben Sie den Blick gesehen, mit dem der eine Mensch, der mit dem schwarzen Bart, uns ansah, während er seinem Jungen die Geschenke zusammenpackte? Zum Fürchten.“

Die Liebe zog die Wohlthätigkeit aus dem Saale.

„Lass uns weiter sehen — kennst du diese?“

Die Wohlthätigkeit erbebte.

Vor der Thüre warteten auf die Beschenkten Gestalten, unheimtich, furchtbar, als seien sie dem tiefsten Grund der Hölle entstiegen.

Da war der giftige gelbe Neid, mit den stechenden gierigen Augen und den gekrümmten Spinnenfingern, da war der Hass mit seinem ver-

zerrten Antlitz und den unheimlich lodernden Blicken, und hier verhüllte die verzweifelte Scham ihr Haupt.

Und der Neid folgte grinsend und triumphierend einer Schar von Kindern mit ihren Müttern.

„Ihr habt natürlich wieder die besten Fetzen davongetragen", keifte das eine Weib.

„Halts . . . .!" lautete die Entgegnung. „Ihr wisst euch immer 'nanzuschmieren und das Fett abzuschöpfen. Aber natürlich, so gottsjämmerlich und scheinheilig kann kein Mensch thun, wie ihr und eure Fratzen. So ist's, das Schmieren und Kriechen im Staube von unsereinem hat die reiche Sippschaft gern. Gibst mir den rothen Unterrock für meine Kleine nicht raus, zeig' ich euch an, dass ihr ein Geschäft aus dem Bescherenlassen macht, ihr habige Gesellschaft."

„Das ist ja schrecklich", flüsterte die Wohlthätigkeit der Liebe zu, mit der sie das Gespräch belauscht, „Neid und Missgunst statt Liebe und Milde zu säen, bei Gott, das wollt' ich nicht."

„Komm weiter", drängte die Liebe.

Vor ihnen gieng der Mann mit dem schwarzen Barte, dessen Knabe auch bei der Bescherung gewesen. Der Junge trug sein Bündel, aber seine Augen hiengen gierig an dem Gesicht des Vaters. Das war entstellt von wildem Hass. Die Hände hatte der Mann in den Taschen geballt, in den Augen lohte es unheimlich auf, und die Zähne knirschten.

„Merk's, Bub'", raunte er heiser, „und vergiss es dein Lebtag nicht. So werfen sie uns wie den Hunden ein paar elende Brocken von ihrem Überfluss zu, den unser blutiger Schweiß ihnen erst schaffen muss. Und dabei reden sie von Liebe und Barmherzigkeit". Ein Lachen, das das Blut in den Adern frieren machte, brach über die Lippen des Mannes. „Verflucht sei ihre Wohlthätigkeit, die sie ausschreien auf den Gassen! Wohl, unseren Dank sollt ihr kennen lernen — Bub merk's! — Hass, wilder blutiger Hass sei der Dank, den du ihnen schuldest, dafür, dass sie dich heut' abend in den Staub getreten mit ihrer Wohlthätigkeit."

„Mir graust's", murmelte die Wohlthätigkeit entsetzt und schmiegte sich zitternd an die Liebe.

Die zog sie, ohne zu sprechen, mit sich durch Straßen und Gäßchen einer schmächtigen Frauengestalt nach, die ein kleines Mädchen an der Hand führte. In einer entlegenen Straße stiegen die beiden in einem alten Hinterhause drei enge, steile, halbverfallene Treppen empor, langsam, als hiengen Centnergewichte an ihren Füßen.

Ein kleines dürftiges Gelass, in dem die peinliche Sauberkeit die herzbedrückende Armut nicht bergen konnte, empfieng sie. Während die Frau, der die Sorge und das bittere Elend aus den unheimlich großen Augen starrte, das Licht entzündete, nestelte das Kind an dem Bündelchen, in dem die beschertеn Gaben waren.

„Ach Mama", sagte die kleine müde Stimme, „es war so schrecklich, wie einen die Leute ansahen, als hätte ich etwas Böses gethan."

Da brach die Frau plötzlich mit einem wilden Aufschluchzen neben dem Kinde in die Knie, umschlang die kleine Gestalt mit ihren Armen, und in Verzweiflung brach es von ihren Lippen:

„O Gott! Was habe ich verschuldet, dass du mich so furchtbar demüthigest! Warum muss ich den Kelch bis zur bittern Hefe trinken! O lieber sterben, als noch einmal solche Schmach erleben! Ich will arbeiten, will darben, will hungern, will mein Herzblut für dich geben, aber du mein armes Kind, du sollst nicht wieder zu dieser Schaustellung dienen! Was hast du gethan, mein Liebling, dass all die kalten Augen so neugierig, so grausam mitleidig auf dir ruhen durften! War

keine Mutter dabei, die hätte fühlen können, wie gräfslich es ist, sein Kind dieser fürchterlichen Wohlthätigkeit aussetzen zu müssen? Vergib, mein Herzblatt, wir wollen frieren, hungern, sterben, nur nicht von der Gnade der Menschen leben."

So ergossen sich die wilden Wogen der Verzweiflung in die Seele des Kindes, und das kleine Herz krampfte sich in unsagbarem Schmerze zusammen, aber tröstend suchten die Händchen das Antlitz der Mutter zu umschränken.

Die Wohlthätigkeit aber sank, als sie das Stübchen verlassen, vor der Liebe nieder, riss den Purpurmantel von ihren Schultern und rief weinend:

„Vergib, du Heilige, Hehre, und nimm ihn wieder, den Mantel, ich bin nicht wert, dir fürder zu dienen! Das Gute habe ich gewollt, aber gedankenlos das Böse großgezogen, den Hass statt der Liebe genährt — verstoße mich."

Aber die Liebe zog sie empor in ihre Arme.

„Nein — denn du hast noch viel zu thun — siehe, die Wohlthätigkeit hat noch immer, ja mehr denn je, unendlich viel Arbeit auf dieser Welt, unendlich viel Thränen zu trocknen, unsägliches Elend zu mildern, aber um der Armen, nicht um der Wohlthäter willen. Thu' das Schellengeklingel ab, liebe Schwester, lehre die Menschen, dass Wohlthun ein heiliges Werk, kein Vergnügen ist und sieh?" — ein göttliches Lächeln umspielte dabei die Lippen der Liebe — „ich will dir zeigen, dass du Dienerinnen hast, die beseelt von meinem Geiste den Menschen helfen, obgleich du nichts davon ahnst und die selbst die Linke nicht wissen lassen, was ihre Rechte thut."

Und sie führte die Wohlthätigkeit in ein großes Zimmer, das mochte sonst wohl eine Schulstube sein, jetzt war es erfüllt vom geschäftigen Treiben mehrerer Frauen. Frauen — sie trugen zwar keine Trauringe, aber mütterlich gütig war der Ausdruck, der nicht mehr jugendlichen Gesichter und frauenhaft rührend das Thun ihrer Hände.

„Sie kennen das Elend", flüsterte die Liebe der Wohlthätigkeit zu, „denn täglich lesen sie's in blassen kümmerlichen Kindergesichtern, und sie kennen mich und ehren das Göttliche in jeder Menschenbrust, denn aus den Kinderaugen strahlt es ihnen entgegen — nun sieh'."

Jede war dabei, einen großen Korb zu packen, und dabei wurde eifrig geplaudert, und dazwischen wurden süße köstliche Weihnachtslieder gesummt.

„So", sagte dann eine endlich, „nun geht, und in einer Stunde, wenn ihr heimkommt, brennt auch uns der Weihnachtsbaum."

Sie hatten schwer zu tragen und die eine, der die Liebe und die Wohlthätigkeit folgten, flüsterte für sich:

„Ob ich auch alles habe? den Wein für den kranken Vater und die warmen Socken, und für die Frau den Festtagsbraten und — o Gott! wie danke ich dir! du machst mich so unaussprechlich reich, dass ich wohlthun darf, lass mich dieser Gnade würdig werden."

Leise huschte sie in einem Hause vier Treppen empor bis zu den Mansardenstübchen.

In der einen lag auf ärmlichem Lager ein kranker Mann. Furchtbarer als die Schmerzen in seinem Körper, wühlte die Sorge in seinem Herzen. Er schaute auf das blasse abgehärmte Gesicht der Frau, die in wahnsinniger Hast die Maschine trat — vergebens — vier hungrige Kinder vermag sie doch nicht zu nähren! Und dann gieng sein Blick über die Kinder hin. Scheu und verschüchtert saßen sie um den Tisch, die größeren schon arbeitend, die kleinen spielten mit einem abgerissenen Tannenzweiglein Weihnachtsbaum — wohl, Kinder, einen anderen

Weihnachtsbaum gibt's doch nicht für euch.

Da klopfte es an die Thüre. Lauschend schauten sie empor. Sie öffnete sich wie von Geisterhand, ein großes dunkles Etwas ward hereingeschoben, dann ein Baum — ein wahrhaftiger Tannenbaum, und geheimnisvoll schließt sich die Thüre wieder.

Todtenstill ist's ein paar Augenblicke in dem kleinen Raum, dass sie das bange Klopfen ihrer Herzen hören können.

Dann bricht es los: „Was ist das?" Zaghaft schier hebt die Frau das Tuch von dem Korb, und ein Freudenschrei fliegt von ihren Lippen. Herrgott! welche Schätze, welche Reichthümer — schier unerschöpflich scheint der Korb, und alles so ganz extra für sie ausgesucht, just das, was sie so nöthig brauchen — sie eilt zur Thüre hinaus — aber draußen auf dem Flur ist's still, und niemand ist auf der Treppe zu sehen —

„Mann", ruft sie mit glücklichem Aufschluchzen, „es geschehen doch noch Wunder!"

Die Kinder aber haben das Bäumlein jubelnd zum Bette des Vaters geschafft; schmucklos, aber duftend, als habe sie eben die Axt im Walde gefällt, steht die Tanne da. Die Lichter und Süßigkeiten, die sie schmücken sollen, liegen im Korb. Das süße Recht der Eltern ist gewahrt, den Kindern selbst das Bäumlein aufputzen zu dürfen. Nur ein Band schlingt sich vom Gipfel um die grünen Äste, und die Worte stehen darauf:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her!"

Der Mann faltet die Hände, seine Seele betet, wie sie seit langer langer Zeit nicht mehr gebetet, eine Thräne rollt über die eingesunkenen Wangen, und die zitternden Lippen flüstern:

„So ist es doch wahr — die Liebe höret nimmer auf!"

Die Wohlthätigkeit aber sank der Liebe an die Brust.

„Jetzt verstehe ich dich, du Göttliche, dir will ich allein dienen, lehre mich und die Menschen recht wohlzuthun!"

Des Herrn Gebot.

Du sollst nicht tödten! heißt des Herrn Gebot,
Es liegt wie schwerer Fels auf meinem Weg.
Wer räumt ihn fort, dass ich durch andrer Tod
Den Grund zu meinem irdischen Glücke leg'?
Er wächst vor meinem Auge riesig an.
Du sollst nicht tödten! mahnt er dumpf und hohl.
Wie komm' ich vorwärts auf des Lebens Bahn,
Wie sieg' ich nur, wenn ich nicht tödten soll?
Du sollst nicht tödten! spricht der Herr zu mir.
So sink' ich schauernd nieder vor dem Stein,
Nicht weiter will ich, sterben will ich hier,
Und in Erfüllung des Gesetzes selig sein. R.

Wie das Volk dichtet.

Nach Adalbert Svoboda.*)

Das Volkslied ist geworden wie die Blume auf der Heide, ist gewachsen wie der Baum im Walde. Die Annahme, dass man das Alter des Volksliedes höchstens auf zwei bis drei Jahrhunderte anschlagen dürfe, ist hinfällig und haltlos. Das Volk hat sich immer den Kummer vom Herzen gesungen, hat seine Helden stets im Gesange gefeiert und seiner Liebesfreude immerdar tonlichen Ausdruck gegeben. Dass der Bau, der melodische Tongang der Lieder eine Entwickelung durchmachen musste, duldet allerdings keinen Zweifel und kann man aus der rohen Einfachheit eines Liedes gewiss auf dessen Alter zurückschließen.

Für Componisten und Dichter, für Freunde der Ton- und Dichtkunst kann es kein erquicklicheres Studium geben als jenes der nationalen Lieder; sie lassen uns gleichsam in das Herz eines Volkes blicken und die Pulsschläge desselben mitempfinden. Wie naiv auch das poetische und musikalische Schaffen eines Volkstammes sein mag, welches sich in Liedern kundgibt, es liefert gleichwohl Vorbilder und Anregungen für Poeten ebenso wie für Componisten.

Den Apoll des Volksliedes und der Volksweisen kann man sich in der That so denken, wie ihn Albrecht Dürer in einer Handzeichnung dargestellt hat. Etwas dürftig angezogen sitzt er auf einem Baumstumpf und lauscht den Tönen, welche er aus seiner vielsaitigen Viola herauszieht. Trotz der ländlichen Nachlässigkeit seiner Tracht oder eben wegen derselben fesselt dieser Jüngling, der sich schlicht und liebenswürdig gibt wie ein Volkslied.

Dass die Verbindung der Dicht- und Tonkunst für einen Volksstamm, welcher von der Cultur unberührt blieb, die einzige geistige Erholung bietet und ein Antrieb für fortgesetztes poetisches Schaffen ist, beweist Constantin Miladinow, welcher mit seinem Bruder Demeter eine Sammlung bulgarischer Volkslieder (Agram 1861) herausgegeben hat. Nach dieser Quelle kommen in Bulgarien an kleinen und großen Festtagen in Dorf und Stadt alle Mädchen in einem Garten zusammen, um beim Reigen neue Lieder zu singen. Die Vortänzerin (Tantscharka) beginnt den Tanz mit einem überkommenen oder von ihr erfundenen Liede, schließt sich dann der Kette der Tanzenden an und überlässt ihren Platz einem andern Mädchen, welches ein neues Lied zu singen beginnt. Mit Recht kann man deshalb diese Zusammenkünfte Pflegestätten der Dichtkunst nennen. Das vom Volk Gedichtete ist von der Vertonung unzertrennlich; Ton und Wort sprießen

*) Die „Illustrierte Musikgeschichte" von A. Svoboda ist es, welcher wir auszugsweise die folgenden Aufzeichnungen entnehmen. Aus dieser zum Verwundern reichen Wissensquelle schöpft mancher, der für Kunst und Musik Interesse hat. Es wird wenige Werke geben, in welchen alles, auf Musik sich beziehende Wissenswerte so sorgfältig zusammengetragen, so geschmackvoll geordnet ist, als in diesem köstlichen Buche, dessen zweiter Band eben bei Karl Grüninger in Stutigart im Erscheinen begriffen ist.

Die Red.

aus derselben Wurzel hervor. So kommt es, dass die Volksliteratur der Bulgaren im Gedächtnisse der Mädchen und Frauen herumgetragen wird.

Der Gesang ist der treue Begleiter des Bulgaren bei allem, was er beginnt. Der makedonische Bulgare singt, wenn er im Gebirge die Herde weidet oder sie besucht, wenn er Holz fällt, wenn er auf dem Felde pflügt oder gräbt, wenn er Heu zusammenträgt, wenn er an Feiertagen mit Freunden im Schatten sitzt, oder wenn er den Reigen tanzt. Der Bulgare singt, wenn er arbeitet, wenn er von der Arbeit ausruht, wenn er sich freut, wenn er trauert, wenn er liebt und scherzt.

Alle Stände der Südslaven haben ihre Sonderlieder, auch die Räuber; bei allen wichtigen Lebensvorkommnissen wird gesungen, weil sich's in Tönen besser sagen lässt, was einem das Herz bewegt. Wie man in den Texten der serbischen und bulgarischen Lieder Nachklänge vorchristlichen Volksglaubens findet, so kann man auch im Tanze der Serben und Bulgaren Überreste des heidnischen Gottesdienstes entdecken. Der Rhythmus des gebundenen Wortes, der Töne und der körperlichen Tanzbewegung gehören da zu einem organischen Ganzen. Die südslavischen Dorfbewohner kommen an bestimmten Tagen auf Hochflächen zusammen, wo sie schweigend und ernste Miene im Gesichte — reigen. Früher galt dieser Tag als Ehrung der siegenden Frühlingssonne, jetzt soll der heilige Georg durch den Festreigen ausgezeichnet werden. Den cultlichen Tänzen folgen Gesänge und Tanzlieder.

Das Alter der Volkslieder wird auch durch den kirchlichen Eifer bewiesen, welcher sich schon im siebenten Jahrhundert n. Chr. gegen die Winnileodes oder Minnelieder gekehrt hatte.

Die Kirche eiferte gegen weltliche Lieder, theils weil sie aus Heidenthum erinnerten, theils weil sie das Natürliche dem Übernatürlichen vorzogen. Sie verpönte deshalb 744 den Vortrag von Spottliedern und verbot bekanntlich den Nonnen das Absingen von Liebesliedern. Die Nächstenliebe der Klosterfrau sollte sich nicht auf Männer beziehen. Dieser Hass gegen die sinnliche Macht der Musik hat sich bis in das Zeitalter der Reformation erhalten. Calvinistische Priester verfolgten nicht nur Volkslieder, sondern auch die Instrumentalmusik; selbst die Orgel, welche nur gottesdienstlichen Zwecken dient, wurde als „Pfeifenkasten" in Acht erklärt, weil er die Sinne reizt.

Beachtenswert ist es, dass die alten von Skalden gesungenen nordischen Balladen wie schwermüthige Kirchenweisen klingen, in welchen die Stimmung der Beklommenheit gegenüber der Größe Gottes, des gerechten und allmächtigen Strafrichters, sich ebenso offenbart, wie das Bewusstsein der eigenen Winzigkeit und Nichtigkeit. In der düsteren Grundstimmung der altnorwegischen, dänischen und schwedischen Volksweisen gibt sich auch die Schwermuth und Gedrücktheit von Volksstämmen kund, welche inmitten einer unwirtlichen Natur mit Elementen kämpfen müssen, um den Lebensunterhalt zu finden. Wehmüthig sind überhaupt alle alten Volksweisen. Die epischen Lieder, welche zuerst gesungen wurden, schildern meist nur tragische Begebenheiten. Da kann der Gesang keinen Lerchenton anstimmen. Der erzählende Ton der altnordischen Balladen wäre, nebenher sei's erwähnt, ein Vorbild für das Recitativ in einer volksthümlichen Oper.

Das Volk besingt zuerst Begebenheiten, nicht Gefühle; der Ausdruck der letzteren, das Hervortreten des lyrischen Elementes im Liede, tritt erst in der zweiten Entwickelungsphase desselben auf, während der Zusammenschluss des Epischen und Lyrischen, die Darstellung einer sich entwickelnden Handlung und der durch

dieſelbe hervorgerufenen Gefühle, ſich zuletzt im Dramatiſchen geltend macht.

Aus vielen alten Volksballaden winkt das Heidenthum mit ſeinen mythiſchen Geſtalten und mit ſeinen Zaubereien, die ſich in der Sache von anderen Wundern gar nicht unterſcheiden. In einem von W. Grimm überſetzten altdäniſchen Heldenlied wird von einer muſikaliſchen Elfe geſprochen, welche ſich nach dem Beſitze eines Jünglings ſehnt und deshalb ſingt. Die Wirkung ihres Geſanges war groß. „Der reißende Strom ſtand ſtill dabei, der gewohnt war, ſonſt zu rinnen; mit ihren Floſſen ſpielten die Fiſchlein klein, die in den Fluten ſchwimmen; die Vöglein, die alle in den Lüften ſind, begannen zu ſingen im Thale.“ Dem Geſange, welchem die ganze Natur lauſcht, folgten lockende Reden der Elfe, welche den Jüngling bei ſich behalten wollte. Da krähte der Hahn und der Jüngling konnte ſeiner Freiheit wieder froh werden.

Nicht minder alt ſind Volksballaden, welche Zauberthaten ſchildern, in denen aus Lindwürmern, welche von Prinzeſſinnen auf den häßlichen Mund geküßt werden, ſchöne Ritter hervorkriechen, oder Raben, welche das Herzblut eines Kindes ſchlürfen, ſich in Jünglinge verwandeln, worauf das getödtete Kind durch ein Wunder wieder auflebt. Unſeren heidniſchen Vorfahren galt bekanntlich die Unvergänglichkeit des Lebens für die Unſterblichkeit der Seele. In alten Volksliedern geht es überhaupt ſo zu wie in Märchen; in beiden wird im Intereſſe anſtändiger Sitte und menſchlicher Pflicht die Naturordnung mitunter verrückt.

Ein anderes Kennmal des hohen Alters von Volksliedern iſt die Rauheit der Sitten, welche darin geſchildert wird. Die Helden derſelben waten nur ſo im Blut und benehmen ſich frevelhaft gegen vertrauensſelige Jungfrauen, die ſich übrigens energiſch zu rächen verſtehen.

Mit der edlen Weiblichkeit engliſcher Balladenladies iſt es nicht weit her. Die Heldin eines Volksliedes ladet den Carl Richard ein, bei ihr zu verweilen. Der Carl entſchuldigt ſich, weil eine Lady „ſchöner als zehn“, ſeiner bereits harre. Die Verſchmähte ſtößt den Beleidiger mit einem Meſſer nieder.

Eine andere herzpackende Ballade betrifft ein Edelfräulein, welches ihre verborgene Minne mit ſieben Jahren „Lazarei“ büßen muſs; ſie zieht ſich in eine Hütte zurück und gibt mit der Lazarusklapper kund, daſs ſie wie eine Ausſätzige von aller Welt gemieden werden will, während ſie in einem Napfe milde Gaben ſammelt. „Die muſs ſieben Jahre Lazarus ſein, die da trägt verborgenes Lieben.“ Endlich kommt der Ritter, welcher das Edelfräulein insgeheim verehrt hat, und nimmt die Märtyrerin ihrer Liebe zur Frau.

In einer alten ſchwediſchen Ballade freit Herr Bold eine Hexe, welche auf einem Bären ritt, dem ſie einen Wolf als Sattel überwarf, während ihr eine Schlange als Peitſche gut taugte. Die Kehrverſe darin ſind: „Daſs man ſich's reiflich bedächte!“ und „Herr Bold kommt gar zornig des Weges!“ Herr Bold iſt ein Unhold, erſchlägt ſein Liebchen und kommt dafür aufs Rad.

Ein herzloſes Mädchen ſtößt, ſo wird in einer anderen Ballade mitgetheilt, ihre „wie das Sonnenlicht“ ſchöne Schweſter ins Meer, um deren Bräutigam heimzuführen. „Du vielliebe Schweſter, du hilf mir ans Land und dir will ich geben meinen jungen Bräutigam.“ Die Grauſame erwidert, ſie werde ihn ohnehin erhalten. Die Schweſter ertrinkt. Da kommt ein Spielmann des Weges; er macht aus der „ſchneeweißen Bruſt der Jungfrau“ eine „liebliche Harfe“, aus ihren kleinen Fingern Schrauben, aus ihrem goldenen Haare Saiten. Der Spielmann ſchlägt die Harfe bei Hofe und

aus der Harfe spricht die Seele der gewaltsam aus dem Leben Gedrängten. „Der Bräutigam ist mein Liebster süß! meine Schwester mich stieß in die Wellen tief.“ Die Entlarvte findet in einem brennenden Holzstoße ihren Tod.

Von hohem Alter zeugen auch jene Volkslieder, deren Helden ausziehen, um den ihnen Begegnenden Räthsel zum Auflösen vorzulegen. Der schwedische Recke Sven Svanehwit weiß es, dass die Sonne runder ist als die Erde, dass im Himmel die schönste Pforte zu sehen, dass das Eis die breitesten Brücken baut, dass die Seele geschwinder als der Lerchenfittig und der Engel weißer als der Schwan ist, reist als Eigenthümer dieser Witze herum und betheilt jene Scharfsinnigen, welche seinen Fragen standhalten, mit Goldringen.

Auch in englischen und schottischen Balladen klingt die uralte, aus dem Orient nach Europa gebrachte Sitte des Beantwortens von Räthselfragen nach. Ein Freier erhält die Hand des geliebten Mädchens nicht, wenn sein Scharfsinn nicht der Räthselfragen Meister wird. Er muss es wissen, dass die Liebe länger ist als der weiteste Weg, dass die Hölle tiefer als das Meer, der Donner lauter als das Horn, der Hunger schärfer als der Dorn und der Teufel schlimmer ist als ein böses Weib; — sonst ist sein Liebesglück dahin.

Die rohe Gesinnung, welche sich in historischen Liedern nicht selten ausspricht, wurde durch das Christenthum gemildert, das mit ewigen Strafen droht. Es spiegelt sich dies auch in Liedern, nach welchen Verächter fremder Eigenthumsrechte im Grabe keine Ruhe finden.

Die religiös angehauchten kurzen Lieder der Letten sind oft von einer bestrickenden Innigkeit und poetischen Zartheit. So heißt es in einem derselben: „Singend führt mich zum Grabe, führt nimmer mich mit Thränen, damit singend meine Seele einziehen kann beim lieben Gott.“ Mit reizender Naivelät werden irdische Gewohnheiten ins Himmelreich versetzt, wenn ein Sterbender den Wunsch ausspricht: „Vormittags führt mich zum Grabe, führt mich nicht am Nachmittage, denn nachmittags schließen Gottes Kinder zu die Himmelspforten.“ Dass auch die Religion dichterische Inspirationen anregt, beweist jenes lettische Lied, in welchem die Frage aufgeworfen wird, warum sich die Espe fortbewege und die Birke stets die Zweige rege. Aus Theilnahme für den Kreuzestod des Heilandes lautet die Antwort des lettischen Volksdichters, der auch Bäumen seine gute christliche Gesinnung zuschreibt: „Stille steht die Birke, niedersenkend ihre Äste, um den lieben Herrn will sie trauern bis zum Weltenende!“ Das ist die echte Poesie, wenn die ganze Natur Leid und Lust der Menschen mitfühlt und wenn zu jedem Lebenston sich in der Natur ein Widerklang findet.

„Birnen, Nüsse sind im Walde, aber keiner, der sie pflücke! Voller Mädchen ist das Dorf, aber keiner, der sie freie!“ Nun, vielleicht betritt das Dorf bald jener lettische Jüngling, welcher nach einem Liebchen sucht, das biegsam ist wie die Tanne, oder jener heiratsfrohe, welcher erklärt: „Nimmer nehm ein langes Weib ich, das vom Winde wird gebogen; eine kleine, starke nehm' ich und der Wind bläst darüber weg!“ Dass die Natur ein Haupt- und Grundbuch der Poesie ist, beweist jenes lettische Fräulein, welches singt: „Schmücke mich, du liebe Mutter, werd' nicht jung zum zweitenmale! Blühle je ein Apfelbäumchen zweimal weiß zur Sommerszeit?“

In den lettischen Vierzeiligen werden ebenso muntere wie ernste Gedanken ausgesprochen. So wird in einem derselben gescherzt: „Mit Hinterfüßchen schlug Häschen aus nach meinem Vater! Sehr beweint hätte ich dies

Unglück, doch ich konnte nicht vor Lachen.“ In einer anderen wird ein stiller Zecher also verspottet: Schaum hat mehr das Bier im Kruge, als der Muttersohn Verstand hat, welcher hinter dem Krüglein sitzt und des Bieres Trinker ist.“ Originell ist folgender jungfräulicher Wunsch: „Näh' ein Hemd mir, Mütterchen, wohl aus lauter Feuerfunken, dass der Schlinget, der mich berührt, sich die Tatzen recht verbrenne.“

Ein zarter Einfall liegt jenem serbischen Volksliede zugrunde, in welchem ein Liebespaar eine Zusammenkunft im Garten verabredet: „Du Theuere verwandelst dich in eine Rose und ich in einen weißen Schmetterling; ich fliege dann auf die Rose zu, die Leute werden dabei gar nichts dich Bloßstellendes denken; ich aber küsse insgeheim mein Mädchen.“

Von ähnlicher poetischer Innigkeit und Lieblichkeit ist jenes Volkslied, in welchem eine Maid den Wind auszankt, weil er sie durch einen bewegten Ast einem Traume entreißt, indem sie gerade von dem Freunde geküsst wurde.

Solange die Völker ihrer Naturhörigkeit bewusst blieben, wie in vorchristlicher Zeit, hielten sie Thiere für bevorzugte Lebensgenossen, welche den Menschen in mancher Beziehung überlegen sind. Ja sie mutheten ihnen das Wissen von Zukunftsdingen zu. So fragt ein Mädchen, welchem ein serbischer Heldenjüngling sein Ross zum Führen übergeben hat, das edle Thier, ob dessen Herr schon vermählt sei. „Noch nicht!“ — erwidert das Pferd — „allein im nächsten Herbste denkt er dich heimzuführen!“ „Wenn ich wüsste, dass dies Wahrheit wäre, möchte ich meine Spangen gleich zerschmetzen und deinen Halfter dir damit beschlagen!“ — äußert das Mädchen in seinem Herzensjubel. Allerliebst ist auch jenes serbische Volkslied, in welchem ein Mädchen dem natürlichen Rechte des Herzens und Rücksichten der Scham gleichzeitig Rechnung trägt, indem es sagt: „Küsse mich, mein Geliebter, so viel du willst, nur drücke mich nicht auf die Wange, damit es meine Mutter nicht erkenne.“ — Noch zarter ist folgendes Liebesgedicht: „Küsset dir ein Lüftelein Wange oder Hände, denke, dass es Seufzer seien, die ich zu dir sende“ ꝛc.

Und immer wieder ist es die Natur, welche all das mitempfindet, was Menschenherzen bewegt, und all den Reichthum ihrer Farben dem Volksdichter übergibt. „Dunkle Nacht, du bist voll der Wolken, du mein Herz, du bist voll des Kummers“ — heißt es in einem serbischen Volksgesange. „Finster ist der Himmel, Regenschauer niederschlagen, Kälte hübscher Mädchen, die ist schwer wohl zu ertragen.“ Wie in diesem, erscheint auch in folgenden Volksgedichten die Natur deshalb als Mutter der Poesie, weil sie den Stoff für Gleichnisse immer wieder darbietet: „Wie die helle Abendröthe möcht' ich Arme blühen, einem wollte ich nur leuchten und ihm nie vergühen.“ „Mond, ich bitte, hinter jener Wolke noch etwas zaud're, dass ich noch mit der Geliebten ein weniges hier plaud're.“

Wie infolge eines Naturzwanges sucht sich das Volk den Kummer vom Herzen wegzusingen, wie es in folgendem russischen Volksliede geschieht: „Ich gehe in die Wälder, meinen Schmerz zu tilgen; gehe zu den Flüssen, mein Leid zu ertränken, gehe in die Felder, meinen Kummer zu mäßigen, im Thale mein Leid zu enden. Im dichten Walde ist die Sehnsucht mit mir, im strömenden Fluße fließen meine Thränen, im weiten Felde feugen sie die Gräser, in den Thälern verderben sie die Blumen.“ Eine feine poetische Beziehung zwischen einem Stern und dem Herzen eines Liebenden wird in folgendem böhmischen Volksliede gefunden: „Sternchen mit dem hellen Schein, könntest du doch weinen, hättest du ein Herzelein, o du goldnes Sternchen mein, du würdest F u n k e n w e i n e n!“

Die Schulverwaltung in den hervorragendsten Culturstaaten Europas.

Von Julius Weinhardt, Oberlehrer (Steiermark).

Während ich ein Bild von der Entwicklung der Verwaltungsreformen auf dem Gebiete des Volksschulwesens zu entfalten versuche, wird der Charakter der Schulverwaltung in den ersten Staaten Europas zum Ausdrucke kommen. Der Volksunterricht wird Gegenstand der Staatsverwaltung, indem der Staat die Verwirklichung jener im Wesen der Schule liegenden Forderungen zum Gegenstande seiner Fürsorge aufnimmt. In allen Staaten Europas hat sich die Form der Schulverwaltung aus den Auseinandersetzungen des Staates mit den Trägern der Rechtsverhältnisse der öffentlichen Volksschule entwickelt. Es darf nicht vergessen werden, dass das gesammte europäische Bildungswesen ursprünglich durch die Kirche verwaltet wurde; die Gründungen, die Leitung und die Oberaufsicht der Schulen waren in den Händen des Clerus. Als das Volksschulwesen sich zu entwickeln begann, erwuchsen auf kirchlichem Boden Kirch- und Pfarrschulen, an die sich auf dem Lande und in kleinen Städten die Schulen der bürgerlichen Gemeinden anschlossen, welche außer Stande, die Lasten der Schulerrichtung und Schulerhaltung selbstständig zu tragen, Kirchenpatronen und Kirchengemeinden die Verwaltung überließen. Dort, wo sich das Schulwesen unter dem Schutze der Kirche entwickelt hatte, bildete sich begreiflicherweise auch der Grundsatz aus, dass die Verwaltung der inneren Angelegenheiten der Volksschulen, also die Ordnung des Unterrichtes und der Schulzucht, der Befähigung, Anstellung und Verwendung der Lehrindividuen in den Wirkungskreis der geistlichen Schulaufsicht fallen und den politischen Behörden die Sorge für die äußere Ordnung obliege, dem Staate dann nur die Oberaufsicht über das gesammte Volksschulwesen zustand. Wo aber neben den bürgerlichen Gemeinden noch communale Verbände, Schulsocietäten, Grundherren und Patrone an der Errichtung und Erhaltung der Schulen theilnahmen, wie in den evangelischen Ländern und Landestheilen, wurde auch schon früher der Grundsatz anerkannt, dass auch die Gemeinde, der die Kinder gehörten und welche die Lasten trug, an der innern und äußeren Verwaltung der Schule Antheil erhalten sollte. In dem Maße, als der Volksschulunterricht mehr und mehr eine Angelegenheit des Staates wurde, erhielt auch die Schulverwaltung eine verfassungsmäßige Ausgestaltung. — Die verfassungsmäßige Schulververwaltung be-

steht nun in dem Verhältnis, in welchem die Staatsverwaltung zu der Selbstverwaltung der Staatsbürger und dem Rechte der Gemeinden an der Schulverwaltung steht. Dass dieses nicht in allen Staaten weder gleichzeitig, noch gleichartig ausgebildet wurde, ist wohl nur zu natürlich. So tritt in England in dem Comittee of Education eine höchst unklare Form der obersten Staatsgewalt und ihres Einflusses auf das ganze Volksschulwesen entgegen, indem nur die Gemeinde, was der Revised Code von 1870 definitiv anerkannt hat, als Schulgemeinde (school district) die eigentlich verwaltende Gewalt durch den von ihr gewählten Schulrath (school board) ausübt, wobei allerdings gelegentlich von Enqueten, aber nie von einer organisierten Oberaufsicht über den Unterricht die Rede ist. — In Frankreich hat dagegen die Gemeinde als solche keine Gewalt über den Unterricht, sondern die Theilnahme der Selbstverwaltung ist hier nach dem Vorbild anderer Verwaltungszweige durch ein System von Conseils vertreten, die sich unmittelbar an den amtlichen Organismus anschließen und nur berathende Gewalt haben. Österreich und Deutschland zeigen darin große Übereinstimmung, dass die Gesetzgebung den Trägern der Schullasten auch einen gebürenden Einfluss auf die Schulverwaltung einzuräumen sucht. Die Schulaufsicht übt in beiden Reichen der Staat durch seine Organe aus; die Überwachungsbefugnisse der Schulbehörden fügen sich selbstverständlich in die durch die Verfassungen geschaffenen Beziehungen der Staatsverwaltung zu den höheren Verwaltungskörpern. In Österreich hat die Gemeinde den Aufwand für die sachlichen Erfordernisse, der Bezirk oder das Land die laufenden Dotationserfordernisse zu bestreiten. An der Schulverwaltung nimmt die Schulgemeinde durch den Ortsschulrath, der Schulbezirk durch den Bezirksschulrath, das Land durch den Landesschulrath theil. Die näheren Bestimmungen in Betreff der Zusammensetzung und Einrichtung dieser Schulbehörden, sowie die gegenseitige Abgrenzung des Wirkungskreises derselben trifft die Landesgesetzgebung. Die Schulaufsichtsgesetze zählen nicht nur die Überwachungsbefugnisse der Schulbehörden punktweise auf, sondern bestimmt auch die Stellung der Schulbehörden zu dem den Organen der Landesvertretung (Landesausschuss) und den autonomen Körperschaften innerhalb der Länder nach den Bestimmungen der Staatsverfassung eingeräumten Einflusse. — Das Unterrichtsministerium hält die Einheit in dieser localen Verwaltung aufrecht und übt seine Oberaufsicht durch das hochwichtige Institut der Schulinspectoren, welche sich eine genaue Kenntnis des Zustandes des Volksschulwesens in ihren Amtsbezirken zu verschaffen haben, auf dessen Verbesserung und Förderung kräftigst einzuwirken und die mittelbare und unmittelbare Förderung ihres Gedeihens sich angelegen sein zu lassen und mit aller Aufmerksamkeit zu wachen haben, dass die Schule nicht zu politischen, nationalen und confessionellen Umtrieben missbraucht werde. — Die Verschiedenheit der Organisation und ihr Charakter liegt also hauptsächlich in den Rechten, welche die Vertretung der Gemeinden auf die Schulverwaltung besitzt. In England macht sich der Einfluss der Regierung überhaupt erst dann geltend, wenn die Schule eine Unterstützung fordert. In Frankreich ist der Einfluss der Gemeinde infolge Mangels an Selbstverwaltung stets ein geringer, und das Schulwesen hat daher nur eine formale Freiheit. Die literarische Arbeit Blocks („Dict. d'instr. primaire") belehrt über die Organisation der französischen Schulverwaltung mit dem Systeme des Conseils sehr gut. Der Charakter der

deutschen Schulverwaltung zeigt noch den Interessengegensatz der Gemeinde mit dem noch immer in vielen Theilen herrschenden Einflusse der Grundherrlichkeit und der Kirche; in den Städten ist die Selbstverwaltung meistens durchgedrungen, auf dem Lande mangelt sie noch. Diese ganze Bewegung kann erst ihren Abschluss erhalten, wenn die systematische Lehrerbildung durchgeführt sein wird. Interessant ist die Mannigfaltigkeit der Träger der Rechtsverhältnisse in Preußen, in welchem auf dem Lande neben den Societäten noch Patrone und kirchliche Interessenten die maßgebenden Factoren sind. Ich verweise hiebei auf Rönnes Preußisches Staatsrecht, II. Band, § 496, über die noch bestehenden „Schulpatronate" und II. Band, § 275, und auf Rößlers Sociales Verwaltungsrecht, II. Band, § 275. — Österreich bringt den Charakter der Schulverwaltung in seinen Schulgesetzen zum klarsten Ausdruck. Gleich das Gesetz vom 25. Mai 1868, durch welche grundsätzliche Bestimmungen über das Verhältnis der Schule zur Kirche erlassen werden, setzt fest: 1. Die oberste Leitung und Aufsicht über das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen steht dem Staate zu und wird durch die hiezu gesetzlich berufenen Organe ausgeübt; — 2. die vom Staate, von einem Lande oder von Gemeinden ganz oder theilweise gegründeten oder erhaltenen Schulen und Erziehungsanstalten sind allen Staatsbürgern ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses zugänglich; — 3. die Lehrämter an den öffentlichen Schulen und Erziehungsanstalten sind für alle Staatsbürger gleichmäßig zugänglich, welche ihre Befähigung hiezu in gesetzlicher Weise nachgewiesen haben; — 4. in Betreff der Zusammensetzung und Einrichtung des Landes-, Bezirks- und Ortsschulrathes, dann bezüglich der gegenseitigen Abgrenzung des Wirkungskreises derselben, sowie über die Eintheilung der Länder in Schulbezirke sind die näheren Bestimmungen durch die Landesgesetzgebung festzustellen. — Die durch dieses Reichsgesetz der Landesgesetzgebung zugewiesenen näheren Bestimmungen wurden durch Landesgesetze, betreffend die Schulaufsicht getroffen, und wurde auf diesem Wege die dem Staate zustehende oberste Leitung und Aufsicht über die Volksschulen zur praktischen Geltung gebracht. Die Systemisierung der auf Staatskosten zu besetzenden Dienstplätze bei den Landes- und Bezirksschulräthen, die Höhe der Bezüge der Landesschulinspectoren, das Ausmaß der Functionsgebüren der Mitglieder der Landesschulräthe aus dem Lehrstande, sowie der Diäten und nach Erfordernis der Reisekostenpauschalbeträge für die Bezirksschulinspectoren wurden durch die Gesetze vom 26. März 1869, vom 6. April 1872, vom 19. April 1872 und vom 30. März 1879 geregelt. — Auf dem Verordnungswege, und zwar durch die Ministerialverordnung vom 11. Juli 1869 und durch den Ministerialerlass vom 18. Mai 1869, erhielten die k. k. Landes- und Bezirksschulinspectoren eine Instruction betreffs ihrer Wirksamkeit nach den drei Richtungen der Schulvisitation, der Lehrerconferenzen und der Amtsthätigkeit in der Schulbehörde, der sie angehören. Endlich wurden durch den Erlass des Finanzministeriums vom 26. Februar 1872 die Finanzprocuraturen mit der Rechtsvertretung und Rechtsberathung der staatlichen Schulbehörden, beziehungsweise der von diesen verwalteten Volksschulfonde einschließlich der Volksschullehrer-Pensionsfonde betraut. — Das Reichsvolksschulgesetz enthält die grundsätzlichen Bestimmungen über den Aufwand des Volksschulwesens und über die Bestreitung derselben, und zwar: für die nothwendigen Volksschulen hat zunächst die Ortsgemeinde unter Aufrechthaltung zu Recht bestehender Verbindlichkeiten und Leistungen dritter Personen und Corpo-

rationen zu sorgen; inwieferne Bezirke daran theilnehmen, bestimmt die Landesgesetzgebung; soweit die Mittel der Ortsgemeinden, beziehungsweise der Bezirke für die Bedürfnisse des Volksschulwesens nicht hinreichen, hat dieselbe das Land zu bestreiten. — Auch hier werden die Durchführungsbestimmungen der Landesgesetzgebung vorbehalten. Demgemäß regeln auch die Landesgesetze die Herstellung, Erhaltung, Einrichtung, Miete und Beheizung der Schullocalitäten und die Herstellung der Lehrerwohnungen, die Beitragspflicht für die Beschaffung der Turnplätze und Schulgärten, die Bildung eigener Landes- und Bezirksschulfonde zur Deckung des Dotationsaufwandes für das Volksschulwesen und die Art der Ausübung der Präsentationsrechte. — Sowie durch die Gesetze über die Schulaufsicht, so wurde auch durch die Gesetze über die Schulerhaltung die Obsorge für die inneren und äußeren Schulverhältnisse vollständig in den Verwaltungsorganismus des Staates eingefügt und glücklich sowohl die Einheit des Unterrichtswesens durch die Staatsverwaltung, als die Theilnahme der Bevölkerung durch die Theilnahme der Ortsgemeinden an der Schulverwaltung gesichert und durch die glückliche Lösung dieser scheinbar zuwiderlaufenden Interessen das Ziel erreicht, worauf die Unterrichtsgesetzgebung aller Culturstaaten hinzielt. — Indem das Gesetz als natürlicher Träger der Schullasten die Ortsgemeinden bezeichnete, demnach die Erhaltung der Volksschule eine Gemeindeangelegenheit wurde, war der Vielgestaltigkeit der örtlichen Bildungsinteressen Rechnung getragen, war die Gefahr einer generalisierenden schablonenhaften Behandlung der Schulangelegenheiten gebannt, war das in der Theilnahme an den Schullasten wurzelnde Interesse der Eltern für die Schule gesichert und hatten die qualitativ und quantitativ wachsenden Anforderungen an das Schulwesen in dem den heutigen wirtschaftlichen Aufgaben entsprechenden Besteuerungssystem der bürgerlichen Gemeinden die stabile Grundlage erhalten. — Damit aber auch die kleinen Gemeinden unter allen Umständen leistungsfähig bleiben, wurde eine Deckung der Mehrerfordernisse aus Landesmitteln, und wo diese nicht ausreichen sollten, eine erhebliche Beihilfe aus Staatsmitteln verbürgt, um eine Bedrückung der ärmeren Volksclassen schon durch die Bildung von Landes- und Bezirksschulfonds zur Deckung des Dotationsaufwandes, insbesondere zur Bestreitung der Lehrerbesoldung hintanzuhalten. — Ebenso ist durch die Schulaufsichtsgesetze Vorsorge getroffen, dass die Träger der Schullasten auf die Bestellung der Lehrer einen den Erhaltungskosten entsprechenden Einfluss erhalten, ohne dass der für ein gesundes Volksschulwesen erforderlichen Unabhängigkeit des Lehrstandes von allen dem Ansehen des Lehrstandes abträglichen localen Einflüssen Abbruch geschieht oder durch die Einflussnahme der Schulerhalter auf die Stellenbesetzung die staatliche Leitung und Aufsicht über die Volksschulen irgendwie beeinträchtigt wird. — Durch die gesetzlichen Vorschriften über die Lehrerbildung und durch die Regelung der Rechtsverhältnisse des Lehrerstandes sind die zur Durchführung der Gesetze und Vorschriften erforderlichen vorgebildeten Lehrkräfte in die Lage versetzt, ungehemmt in der Schulgemeinde wirken zu können und beizutragen, dass die in dem Volksschulsystem gelegenen Ideen der Volkserziehung und Volksbildung auf der Grundlage der Selbstverantwortlichkeit des einzelnen für das Geschick seines Lebens zum Durchbruch kommt. So bildet der Lehrer einen außerordentlich wichtigen Theil in der Schulverwaltung, der durch treue Pflichterfüllung und rastlose Thätigkeit an der großen Idee der Volksbildung den unmittelbarsten Antheil hat.

Herr Ego, der Lebenswucherer.

Eine Plauderei über alles und nichts.

Es ist eigentlich eine vertrauliche Mittheilung, ihr Freunde, die euch da gemacht wird. Wenn ich in derselben sehr gescheit philosophiere, so braucht ihr mich deshalb nicht gleich für verrückt zu halten. In müßigen Tagesstunden, wenn man unter dem gilbenden Apfelbaum sitzt, oder in schlaflosen Nächten, wo das Tiktak der Uhr gleichsam mit unaufhörlichen Schritten von einer Ewigkeit zur andern geht — da fällt einem so allerhand ein. In Spaß und Ernst denkt und spinnt man es weiter und verstrickt sich sachte hinein in das Hirngespinst, daß es schließlich ist, als hätte die Seele, die arme, ein Hemd aus Spinnweben an.

Vernünftige Leute denken, wenn sie von den heutigen Sorgen einen Augenblick loskommen können, an den morgigen Tag, oder an die nächste Woche; wohl auch ich denke, aber etwas weitspuriger, an die Zukunft, an mein folgendes Leben, an die künftige Ewigkeit. Der vergangenen vergißt man, als ob sie einen nichts angienge, und doch glaube ich, daß unsere vergangene Ewigkeit in unserer zukünftigen wiederholt wird.

Denn mit dem Wahne, daß wir nur ein einziges kurzes Leben hätten, daß wir Eintagsfliegen wären, ist es nichts. So kann es gar nicht sein. Daß wir sind, ist der beste Beweis dafür, daß wir waren und sein werden, und — hört! — vielleicht ohne je geboren zu werden und zu sterben. Daß wir täglich Leute um uns geboren werden und hinsterben sehen, beweist gar nichts für eine gegentheilige Ansicht; sie kamen nach unserer Wahrnehmung einfach her und giengen wieder fort. Das werden ja wir auch wahrscheinlich so machen, obwohl ich von mir, wie schon angedeutet, nicht überzeugt bin, daß ich sterben werde; denn ich weiß und glaube als moderner Geist nur das, was ich erfahren habe. Nun bin ich aber noch niemals gestorben, erinnere mich auch an keine Zeit, wo ich nicht war; ich habe immer nur mein Sein gesehen, niemals mein Nichtsein — daraus schließe ich, daß ich immer war. Und weil ich bisher immer gewesen bin, so hoffe ich, auch in Zukunft immer zu sein. — Nicht wahr, ich bin verrückt wie ein Philosoph, oder vielmehr, ich philosophiere wie ein Verrückter.

Denkt aber einmal nach, ob nicht doch ein bißchen was an der Sache sein könnte, wenigstens so viel, daß es sich verlohnte, darüber zu plaudern. Wir haben ja wohl Zeit dazu, wir, die Bürger der Ewigkeit.

Was die Wiederkehr auf diese Erde anbelangt, so ist es zwar recht zweifelhaft, ob dem gegenwärtig Le-

bensluſtigen nach etwa fünfzig Jahren Menſchen und Leben gefallen werden. Wenn es ſo fortgeht, wie es jetzt angefangen, ſo wird die Menſchheit nach einem halben Jahrhundert ſchon ein höchſt jämmerliches Geſchlecht ſein und geſunde Lebensluſt, Freude, Gemüthlichkeit wird nur mehr in den älteren Dichterbüchern exiſtieren, und die auf ihre Elendlichkeit und Stumpfheit noch ſtolzen Leute werden darüber die Naſe rümpfen. Wie erſt doppelt die Naſe rümpfen über einen Poeten ſelbſt, der wieder aufſtünde, um fröhlich und glücklich ſein zu wollen. — Gott bewahre, in ſolcher Zukunft komme ich lieber nicht. Ich komme lieber in der Vergangenheit —!

Ja, ja, gute Freunde, denn ich habe mir einen ganz beſonderen Spaſs ausgedacht. Daſs mein bisheriges Leben ziemlich bewegt und arbeitsluſtig war und daſs ich jetzt ſchon all bin, das wiſſet ihr. Nach gewöhnlicher Vorſtellung geht es abwärts und in die Grube hinein, und dann iſt nichts mehr, wenigſtens nicht auf Erden.

Ich weiß nur, daſs uns der liebe Gott einen Himmel bereitet hat. Der wird großartig ſchön ſein. Aber ich weiß nicht wo, und ich weiß nicht was, und das ängſtigt mich. Und weil der Bauer nichts iſst, als das, was er ſchon kennt, ſo möchte ich auch lieber einen Himmel haben, den ich ſchon gewohnt bin. Und ſo möchte ich den lieben Gott, wenn er juſt einmal in guter Laune iſt, um eins bitten: Willſt du mir ſchon etwas recht Gutes thun, ſo gib mir mein Leben wieder, das zu Ende gehen will. Laſs mich mein Leben, das ich bis nun und länger gelebt habe, laſs es mich wieder leben. Nicht etwa, weil ich's beſſer machen möchte ein zweitesmal, ſondern weil's mir gerade ſo gefällt wie es iſt. Wenn's zu Ende iſt, fange es wieder an; und allemal ſo um dieſelbe Zeit. Gib mir's ganz genau wieder, wie es war, ſo als ob es photographiert und phonographiert und ſtenographiert wäre, mit all ſeinen Schauplätzen und Menſchen, Freuden und Leiden, Dulden und Thaten, Tugenden und Sünden. Die Sünden vergiſs mir nicht; wenn ſie nicht auch ihr Gutes hätten, ließeſt du ſie ja überhaupt kaum zu. Kurz, ich will im Duplicat des Lebens nichts vermiſſen davon, was ſchon im Original war: nicht das roth-blumige Tuch am Buſen meiner Mutter, nicht mein blaues Kinderkittelchen mit den weißen Sternlein, nicht mein thönernes Milchſchüſſlein mit den gemalten Spiralringen, nicht ein Bein von meinem hölzernen rothbemalten Pferde, außer bis ich es ſelber caput mache, nicht ein Härchen von meinem erſten Bartflaum, mein Gott, an jedem dieſer Härchen hieng ein Himmelreich. Alles, alles will ich wieder haben, in der genauen Reihenfolge, mit denſelben Wendungen und mit derſelben nächſten und weiteſten Umgebung, wie es das erſtemal war.

Nun mag es ja ſein, daſs der liebe Gott nicht anders wie ein vernünftiger Menſch antwortet: „Aber, Kind, ſoll ich denn deinetwegen die ganze Welt zurückſchrauben um ſo und ſo viel Jahre? Soll ich alle Todten wieder aufwecken, daſs ſie deine Chriſten ſeien? Soll ich den alten Zeitgeiſt wieder einführen, den ſie unter ſo großen Plackereien endlich losgebracht haben? Nein, ein ſolcher Reactionär bin ich nicht."

Und wenn wir zwei beide ſchon einmal ſo im gemüthlichen Geſpräche wären miteinander, ſo würde ich nun beſcheidentlich entgegnen: „Herr, wie du ſprichſt, das iſt dein Ernſt nicht. Es iſt nur ein liebenswürdiger Spott auf die menſchliche Klugheit. Ich weiß es wohl: du biſt allmächtig, du kannſt alles. Und ſchließlich brauchſt du ja meinetwegen an der Welt nichts zu ändern, laſſe alles wie es iſt, aber mir gib die Vorſtellung, als ob es ſo wäre wie es war, und ich ſehe, höre, empfinde, lebe alles wieder. Nur einen einzigen Handgriff in mein

Gehirn brauchst du zu machen, und ich habe meinen Theil."

Darauf wird mir der Herr wahrscheinlich auf die Achsel klopfen und sagen: „Lass das gut sein. Wie ich's zu machen habe, das weiß ich schon selber. Geh jetzt an dein Tagewerk, wir sprechen noch davon."

Ich schreibe diese Offenbarungen unter heftigem Kopfweh. Wisst ihr, was heftiges Kopfweh ist? Und nun fragt's in mir: wäre es nicht besser, nicht zu existieren, als Kopfweh zu haben? Darauf gibt eine andere Stimme Antwort: Warum ist dir Kopfweh so unangenehm? Weil du es nicht gewohnt bist, weil das gewöhnliche, das normale Sein ohne Kopfweh ist. Und mit einem Dasein, das im gewöhnlichen Zustand ohne Kopfweh ist, kann man's wohl wagen. Übrigens, wenn mir Gott aus besonderer Gefälligkeit bei der nächsten Wiederholung dieses Lebens alle Leiden und Widerwärtigkeiten herausschälen und wegräumen wollte — ich würde mich schön bedanken und sagen: Jetzt mag ich's nimmer. Aber er ist viel zu weise, um das zu thun. Kein Mensch glaubt's, wie öde, kraft- und saftlos das Leben wäre, wenn die Würze fehlte! Man sehe nur zu, gerade Leute, die am wenigsten Widerwärtigkeiten zu überwinden haben, denen es nach landläufiger Meinung am besten geht, sind die Unzufriedensten und Abgestumpftesten. Es darf mir, wenn ich wieder dran komme, zur richtigen Zeit und Stelle kein Schuhnagel fehlen, der durch die Sohle griff und mich in die Zehe stach. Es darf kein Ohrenzupfen fehlen, mit welchem der böhmische Schneidergeselle den Lehrbuben zu liebkosen pflegte. Hingegen begehre ich aber auch jeden herrlichen Weihnachtsschneesturm und jeden Maithautropfen wieder, und jede Gabel Sauerkraut, das meine Lieblingsspeise war, und jeden Mädchenkuss, der meine Lieblingsnascherei gewesen ist. Auch der schöne Anton müsste vorhanden sein, der immer trachtete, mir meine Marianna abspenstig zu machen, weil das die Sache erst ins Leckerige spielt. Dass schließlich der hübsche Karl aber die Marianna entführte und mich durch seine Kameraden ein bisschen gerben ließ, das will ich im Princip durchaus nicht missen, und freilich auch in vorhinein nicht wissen. Umgekehrt kann es ja auch vorkommen. Die Hoffnung, die liebe Hoffnung muss mein munterer Kamerad sein durch alle folgenden Leben, so wie sie es durchs gegenwärtige ist.

Ich habe früher das Wort Vorstellung fallen lassen, das machte euch stutzen. In der That, auf diesem Wege gienge es, so dass ich wenigstens hoffen könnte, meine Wiederholung des Lebens ließe sich philosophisch begründen.

Aber noch mehr. Diese Wiederholung des Lebens muss auch mit der Religion stimmen. Gott verheißt uns, natürlich nur den Guten, (zu denen ja jeder gehören will, folglich auch ich) den Himmel. Im Himmel wird jeder Wunsch des Auserwählten erfüllt — heißt es nicht so? Nun ich wünsche mir mein Krieglach-Alpel, meine Hirtenbubenzeit, meine Handwerkerschaft, meine Studentenstreiche, meine Wanderungen, mein junges Familienleben, mein Dichten und Trachten wieder — es wird gewährt sein und es wird mein Himmel sein. Und wenn das Leben dann wieder aus ist, so fangen wir vielleicht neuerdings damit an und immer so fort, wie es am Ende auch bisher immer so gewesen ist. Langweilig kann diese ewige Brodlerei schon darum nicht werden, weil man von einem- zum andernmal rein alles vergisst. Mancher behauptet freilich, er hätte Momente, in denen ihm vorkommt, als hätte er dieselben Thatsachen oder Erscheinungen schon einmal und vor unbestimmter Zeit genau so durchlebt. Und ich selber habe dergleichen schon er-

fahren. Es zuckt durch die Seele wie ein Funken Erinnerung in der Asche des Vergessens. Wenn diese Erinnerung wieder auflodernte, so dass wir im folgenden Leben das vergangene ganz gleiche noch vor Augen hätten, so dass wir jeden Zahnschmerz, jeden Knochenbruch und sonstige Überraschung und Enttäuschung im vorhinein wissen müssten, das wäre freilich schrecklich, das wäre die Hölle.

Endlich reimt sich meine Wiederholung oder Ewigkeit des Lebens vielleicht auch mit der empirischen Wissenschaft. Diese weiß und bestätigt bekanntlich ja nur das, was ist, was thatsächlich ist. Nun ist die größte und sicherste Thatsache in meiner Welt — mein eigenes Leben. Das weiß ich gewiss und sonst weiß ich nichts, und darum muss es nicht sein, dass außer diesem meinem Leben und seinen Vorstellungen auch noch etwas anderes ist. Und wenn ich sehe und höre, wie andere geboren werden, Thaten verrichten, die Welt umkehren und wieder sterben, so ist es vielleicht nur mein Auge, mein Ohr, das so spielt, mein Sinn, der so empfindet, und in der That ist alles ein Phantom. Und wenn mein Weib, meine Kinder um mich sind in einem glücklichen Kreise, und wenn mein Wirken ein ersprießliches ist, und wenn mich Natur und Kunst entzücken, so sind das nichts, als gesunde Sinnesthätigkeiten, es ist die normale Function des Punktes, der Ich heißt. Wenn aber Feinde mein Haus zerstören, Freunde mich verrathen, wenn mir weh ist, wenn ich Hässliches sehe und höre, so ist das nichts, als dass meine Sinnesvorstellung hier kranke Flecken hat. — Nun habt ihr gerade genug und sagt zu einander: für so närrisch hätten wir ihn nicht gehalten. Ich hätte es füglich auch bleiben lassen können, mit der Weltweisheit vorzufahren und mich auf ihre Theorien zu berufen. „Function des Punktes, der Ich heißt! Sehr gut. Probier's nur! Wer dem Glauben, dass nur er allein existiere, nachleben wollte — da käme eine saubere Bestie heraus! Es würde genügt haben, wenn ich gesagt hätte: ich für meinen Theil glaube an einen alle Wünsche erfüllenden Gott, und, wenn es gewünscht wird, bei der Person an eine Wiederholung des irdischen Lebens, so wäre diese Privatangelegenheit abgethan gewesen. Aber ich will es verallgemeinern und da ruft mir nun mehr als die Hälfte der Menschen entrüstet entgegen: „Um Gotteswillen, nur keinen Gott! Für mein Leben gerne möchte ich auf immer todt sein!"

Dass so viele so lebensmüde sind heutzutage, ich sehe es, aber ich verstehe es nicht. Ich habe ja genau dasselbe durchzumachen wie die meisten anderen, eher Schlimmeres als Besseres, und bin doch so lebensdurstig, dass ich dieses kurze Sein auf Wucherzinsen im attrenommierten Bankhause: Ewigkeit anlegen möchte. Übrigens, es ist wahrscheinlich, dass für beide Theile gesorgt sein wird. Selbst die Kirche hat in ihrem Gebete zwei Sprüchlein, die allerdings anders verstanden sein mögen: „Das Leben, das ewige Licht leuchte ihnen!" und: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe!" — Steht die Wahl frei, so bitte ich ums ewige Leben. R.

Drei Paar Schuhe.

Ein Bericht aus dem Volksleben. Von P. K. Rosegger.

Das war an einem Sommernachmittag. In unserem Waldbauernhause sprach ein fremder verdächtiger Mensch zu. Er war erklecklich zerlumpt und sah aus wie ein Landstreicher. Einen knorpeligen Stock und ein kleines Handbündel hatte er bei sich, und am Arme hängend ein fast neues Paar Mannsschuhe. Er berichtete mit fast weinerlicher Stimme, dass er schon seit drei Tagen nichts Warmes in den Leib bekommen habe und bat um einen Löffel Suppe. Meine Mutter wärmte ihm Reste vom Mittagsmahle auf, und während er in der Küche auf dem Kopfe des Waschtroges saß und gierig Knödel und Kraut verschlang, machte sich die Mutter im Vorhause zu thun und redete laut mit der Kellerthür. Sie fürchtete sich nämlich vor dem Gesellen und wollte ihm glauben machen, dass im Keller unten Leute wären. Sie war aber mutterseelenallein zuhause. Das Stroh sei im Keller lassen, damit im Winter die Rüben und Erdäpfel zugedeckt werden könnten, sie wüssten ja ohnehin, wie es allemal in den Keller hineinfriere! So sprach sie scharf befehlend mit denen, die nicht da waren. Der Fremde war fertig, sagte schönen Dank, rülpste und gieng schleichend davon. Rasch verriegelte die Mutter hinter ihm das Hausthor und hielt Umschau, ob nichts fehle. Nun war es aber erstaunlich, anstatt etwas mitzunehmen, hatte der Mensch etwas da gelassen. Das fast neue Paar Schuhe, welches er über den Arm hängen gehabt, hatte er vergessen, es stand auf der Bank im Winkel, nahe dort wo er gesessen.

Am Abende kamen die Leute vom Felde heim. Die Knechte, einer um den anderen, nahmen das lederne Paar in die Hand, drehten es eine Weile so herum und beguckten es von allen Seiten. Dabei sprachen sie ihre Muthmaßungen aus, wieso und warum. Da rief die Mutter vom Herde her: „Dass mir keiner die Schuhe anlegt! — Ja, ja, ihr Tröpfe, ihr vorwitzigen! Wisset ihr's denn nicht! Habt ihr nie was gehört davon, dass einer, der Diebesschuhe an den Füßen hat, selber muss stehlen gehen?!“ Als die Knechte darob lachten, fuhr sie fort: „Und dass die Schuhe gestohlen sind, drauf kannst ich gleich meine Hand ins Feuer legen. Vergessen! Das kann sein und kann nicht sein; ich glaub's aber nicht. Wären die Schuhe sein eigen, so hätte er's schon der Mühe wert gehalten, drum zurückzukommen. Den Standarn fürchtet er, und deswegen hat er sie dagelassen, und nicht

anders ist's, und ihr lasset mir die Schuhe stehen!"

Jetzt war unter den Knechten aber ein besonders vorwitziger — der Nantel. Der hatte graues Haar und sogar eine Glatze bekommen, ohne sein Lebtag irgendwo auch nur einen Fingernagel gestohlen zu haben, und der meinte, man sollt's doch darauf ankommen lassen, zu beweisen, dass der Bäuerin Wort ein rechter Aberglaube wäre. Unsereiner stehlen gehen! Das wäre so was!

„Ich rathe dir's nicht, Nantel!" sagte die Mutter noch, aber der Knecht hatte seine alten mausfarbigen Trampper schon von den Füßen und steckte diese mit Behagen in das Diebspaar. Fest und sorgfältig riemte er sie zu, dann reckte er sich aufrecht und strampfte in den Boden, gleichsam zur Proclamation der Herrschaft seiner Füße im neuen Gehäuse.

„Willst sie dir behatten, so bist schon einer!" tachte ihm der Baldhauser, der Knecht vom Ochsenstall, zu.

„Geh, Narr", antwortete der Nantel, „ich kann mir meine Schuh' gottlob noch selber kaufen, dass ich keine zu stehlen brauch', aber der Bäuerin wegen, just der Bäuerin wegen. Weil sie meint, ich wollt' gleich jetzt von der Stell' weg zum Nachbar Thommet gehen und ihm ein Schaf aus dem Stall stibitzen. Bis zum Schlafengehen behalt' ich sie an, zu Fleiß. Thut's nur den Galgen herrichten, Leut'!"

„Du Nantel, versündige dich nicht!" mahnte die Mutter, während sie in das Herdfeuer blies, um die Abendsuppe fertig zu kochen. „Wenn du nur Holz zutragst, bauen wird den Galgen der Teufel schon selber."

Als wir uns zum Nachtmahl setzten, hatte der Nantel immer noch nichts gestohlen. Deshalb hub er an groß zu thun und sagte: „Ja Lappen! wenn jeder gleich stehlen gehen müsst, der gestohlenes Leder an hat, wie wäre es da denjenigen ergangen, die beim heiligen Crispinus haben arbeiten lassen!"

„Man weiß es auch nicht, wie es ihnen ergangen ist", meinte der vom Ochsenstall.

„Und umgekehrt, wenn keiner stiehlt, der ehrliche Stiefel an den Füßen hat," fuhr der Nantel fort, seine Gedanken auszukramen, „so hätt' der klein' Michert nicht Korn gestohlen beim Hofbauern auf der Tenn'; der Micherl hat ja die geschenkten Schuh' vom Dorfrichter angehabt. Das wird doch ein grundredliches Leder gewesen sein! Oder nicht? Man kann's zwar nicht wissen. Nichts kann man wissen. Muss wohl seinen Grund haben, der Richter, dass er sogar Stiefel herschenkt."

„Ei, was du sagst, Nantel!" sprach der Baldhauser.

„Ich will nichts gesagt haben", fuhr der andere fort, „so ein hohes Thier wird gleich unangenehm." Denn der Richter hatte unsern Knecht einmal auf eine Woche in die Keichen stecken lassen, weil der Nantel jemanden „was geheißen" hatte.

„Man kannt", redete er jetzt weiter, „vielleicht den da unten, den mit dem großen Kopfe, noch viel was anderes heißen, als ... na, ich will nichts gesagt haben. Umsonst thut der nicht so bigotterisch, umsonst nicht. Armenvater kannten wir nicht bald einen besseren kriegen als den. Der sperrt die Armengelder so fest ein, dass schon gewiss kein anderer Dieb dazu kann. ..."

Jetzt war aber die Mutter da. „Du alter Nantel!" sagte sie. „Schau dich jetzt einmal an. Schau dich nur an und hör' dir zu. Fällt dir nichts auf? Du stiehlst ja schon! Ob du den Leuten Schafe stiehlst oder ihren ehrlichen Namen — gestohlen ist gestohlen. Was meinst denn, Nantel, willst die Schuhe nicht bald ausziehen?"

„... Uh Teufel!" knurrte der Knecht in seinen grauen Bart. „Wie

aber ſo eine Bäurin alles ausdenken kann! Auf die Art ſchaut's ſchier ſo aus, als ob ich einer wär! Du verſchwameltes Zeug, du!"

Da trat zur Thür der Zimmermann Jaſel herein mit einem großen Stecken. Ob kein Landſtreicher da geweſen wäre? Ihm habe ſo ein Galgenſtrick ein neues Paar Schuh geſtahlen. Das brachte der Zimmermann vor und wir denketen alle miteinander ſchreiend und lachend auf den Nantel. Dieſer riſs gleich an der Tiſchecke die Schuhe von den Füßen und ſchleuderte ſie über den Fußbaden hin, daſs ſie dem Eigenthümer nur gerade munter entgegenhüpften.

Ob der Landſtreicher erwiſcht warden iſt, das weiß man leider nicht. Weil ich es aber als moraliſcher Erzähler nicht geſtatten kann, daſs der Miſſethäter ſtraflos ausgeht und am Ende auch dem geehrten Leſer ein Paar Stiefel ſtiehlt, ſo kann ich nach heute in einem Gehölze bei Kapfenberg den Platz zeigen, wo der Galgen geſtanden iſt, an welchen alle Diebe der Gegend gehangen warden ſind. — Nicht ohne Beklammenheit erkundigt Ihr Euch nach dem Befinden des atten Knechtes Nantel. Dank der Nachfrage, für Entwendung des ehrlichen Namens hat's zum Glück nie Galgen gegeben. Es muſs das viele Holz nicht aufzutreiben geweſen ſein.

Daſs gewiſſe Schuhe auch ſonſt gefährlich ſein können, davon will ich ſofort berichten. Denn es geht der alte Glaube um: Wenn ein lediges Dirndl die Schuhe anzieht, die einmal von einer Braut getragen warden ſind, ſo bekommt es keinen Mann. Ich weiß wohl, daſs jetzt manche junge Leſerin raſch ihr Schühlein vom kleinen Füßchen ſtreifen wird, denn man kann doch nie ſicher ſein, ob nicht ... Gemach, Reizendſte, ſo kleine Füßchen, die in deinen Schuhen drin geweſen ſein könnten, gibt es ja anderwärts gar nicht. Die Barbara Dreiwangel, Töpfermeiſterin zu Schramberg, hat größere gehabt. Und als ſie am Abende nach ihrer Hochzeit die Brautſchuhe ausgezogen und vor die Thüre geſtellt hatte, kam Mathias, der Werksgeſelle, und ſtahl ſie. Wie nach einem Aſyle lechzend, ſo ungeſtüm zwängte er ſeine Füße in die Brautſchuhe, weil er gehört hatte, daſs ſie ſo verläſslich vor der heiligen Ehe ſchützen ſollten. Denn er war in Gefahr, von jemandem geheirathet zu werden und wollte nicht.

Nun war aber ein verhängnisvoller Irrthum geſchehen. Denn ſo wie fremde Brautſchuhe ein Mädel um den Mann bringen, ſo haben ſie beim Burſchen gerade die gegentheilige Wirkung. Der Mathias hatte die Brautſchuhe kaum erſt kurze Zeit an, ſo kamen ſie nach der Reihe. Die Raſenmardirn kam zuerſt, ſie ſchäkerte ein Weilchen ſo herum und dann fragte ſie ihn, wann er denn eigentlich Ernſt zu machen gedenke? — Dann kam die Erdbeer-Mirzl, die erinnerte ihn an ſein Verſprechen. Nach dieſer kam die Juliana Krauſingerin mit dem ſcharfen Bedeuten, ſie warte nicht mehr länger und könne nicht mehr länger warten. Nach redete dieſe, als die Enten-Trini ſich anſchauen ließ und nur ſo viel berichtete: der Pfarrer wiſſe ſchan davan, am Samstag könne das Verſprechen ſein. Zur Noth gelang es dem Matthias, unter kurzer Vertröſtung eine nach der anderen abzufertigen, ohne daſs ſie unter einander in Händel geriethen. Nun erſchienen aber am Abende ein paar Väter aben genannter Dirnlein, erinnerten ihn eindringlich an ſeine Ehrenpflicht und ſie wollten ihm zu ſeinem Glücke weiter nichts in den Weg legen. Das Unglück fügte es, daſs die Männer zu gleicher Zeit kamen und redeten, ſo daſs einer den anderen ſah und hörte. Nur dem Werksgeſellen vergieng Hören und Sehen. Während die Concurrentenväter ſich ſchneidig zu balgen begannen, entkam er, eilte in ſeine Kammer und

zog fluchend die Brautschuhe aus. Trotzdem war er in wenigen Wochen verheiratet, aber nicht mit jeder der genannten, — denn so viel Erdenglück auf einmal duldet das Gesetz nicht — sondern mit der einen, die nicht mehr länger warten konnte.

Diese zwei Paar Schuhe haben uns kein geringes Entsetzen eingejagt, und das dritte macht's nicht besser. Beim dritten gibt's nichts zu lachen, es sind die Reiseschuhe in die Ewigkeit.

Denn es geht noch ein alter Glaube um: Wenn ein hinsiechender Mensch beim Schuster sich plötzlich ein neues Paar Schuh bestellt, so ist das ein Zeichen, dass es mit ihm nicht mehr lange dauert. Wenn ein Schwerkranker verlangt, dass man ihm sein Gewand, seine Schuhe ans Bett bringe, weil er aufstehen und sich anziehen wolle, so fangen die Angehörigen schon an zu schluchzen und es kann unbedenklich der Sarg bestellt werden. Bei der Aufbahrung wird in manchen Gegenden strenge darauf geachtet, dass dem Todten Stiefel angezogen werden „zur Wander auf der langen Straßen".

Das Herz möcht's mir im Leibe umdrehen, noch heute, wenn ich an jenes frische Dirndel denke — die kleine Rosa vom Fichtelbauerhof. Wir waren zusammen in die Schule gegangen, sie war übermüthig und herlebig wie ein Knabe. Später wurde sie sinnig, wir schrieben einander Brieflein. Ich nannte sie Rosabella, dieser Name gefiel ihr und sie unterzeichnete ihre Briefe stets auch mit „Rosabella". Sie verstand den Sinn des Wortes nicht und sie wusste auch nicht, wie schön sie war. Unsere Briefe athmeten eitel Lebensfreude, aber von Liebe war keine Rede. Obwohl uns dieses Ding vom Hörensagen bekannt war, so dachten wir, das sei nur etwas für Märchenprinzen und Prinzessinnen. Plötzlich kam die Typhusseuche und warf meine Rosabella hin. Anfangs war sie ganz zufrieden, lag mit glühendrothem Gesichte da und schlummerte viel. Als jedoch der Fichtelbauer ihr zu verstehen gab: Ostern sei zwar noch nicht, aber die österliche Beichte könne sie schon jetzt ablegen, weil sie just Zeit dazu habe, und er lasse ihr deswegen den Geistlichen holen — da ist sie aufgefahren.

„Sterben!" rief sie hell, „sterben soll ich? Was ist das? Bin ich denn so krank? Der kalte Todtenmann! Und ich soll mit ihm? Nein, nein, nein, ich bin noch so jung, so jung — und soll schon sterben? Geht mir weg, ich stehe auf. Ich will nicht sterben, ich *will* nicht! Ich will das schöne Leben genießen, das süße Leben. Mein Gewand bringt's her, ich stehe auf. Gibt so viel alte mühselige Leut', die nichts mehr haben auf der Welt, zu diesen schickt ihn, zu diesen! Ich bin so jung, so gesund, ich bitte euch um Jesu Christi willen, lasst mich leben! Bringt mir doch meine Schuhe her! Meine Schuhe! Ich will ausgehen. Krank, sagt ihr? Und bin mein Lebtag nie gesünder gewesen als jetzt, und will in den Garten hinaus. Den Rosenmarinstamm will ich ansetzen, den brauch' ich um Peter und Pauli zu meiner Hochzeit. Und tanzen will ich, und einen Mann haben und Kinder haben. Und Enkel. Hinaus in die Luft!"

Sie ließ sich nicht halten, sprang aus dem Bette, zog ihre Schuhe an und fiel zu Boden. Man legte sie wieder hin, wie ohnmächtig lag sie da. Nach einer Weile öffnete sie die Augen, lächelte und murmelte in aller Zärtlichkeit, aber mit ganz fremder Stimme: „Jetzt bist schon da um mich. Dank dir's Gott, dass du da bist. Musst aber niemandem was sagen, sonst lassen sie uns nicht miteinander gehen. Feine Tanzschuhe, die hab' ich schon, und den Rosenmarin im Haar,

Herzliebſter, den muſst du mir nicht verderben. Gute Nacht, ich muſs eilends fort, es läuten ſchon die Hochzeitsglocken . . .“

Ich bin hinter dem Bett geſtanden und habe das alles mitangehört, und habe geſehen, wie ſachte der Friede kam, wie ſie einſchlief zu einem feſten Schlaf und vergeſſen hatte, die Augen zuzumachen. —

Das alſo iſt das dritte der drei Paar Schuhe geweſen, von denen ich heute erzählen wollte.

Wenn man nun unterſuchen müſste, welches von dieſen drei Paar Schuhen eigentlich das beſte ſei! Ich glaube, es thäte uns keine Wahl weh, denn ſicherlich ſteckt der im beſten Schuh, welcher nicht mehr weiß, wo er ihn drückt.

Scherzhaftes aus dem Gebirge.

Von Heinrich Noë.

Im Kloſter Tegernſee, welches jetzt dem Herzog Karl Theodor in Baiern gehört, ſchaltete, wie die Leute des Hochlandes erzählen, einſt ein hartherziger Abt. Er war bei den Bauern verhaſst, weil er eine Blutſteuer auf das Vieh einführte, welche den Frohnleuten als eine erdrückende Laſt erſchien. Von jeder Kuh wollte er die erſten Kälber. Aber die Strafe blieb nicht aus. Bald nach ſeinem Tode hörte man in den weiten Gängen des Kloſters eigenthümliche Töne, wie vom Blöken eines Kalbes und es dauerte nicht lange, ſo bemerkte man auf den Steinplatten die Hufſpuren desſelben unſichtbaren Thieres. Dieſes konnte niemand anderer ſein, als der verſtorbene und verwünſchte Abt. Das Geſpenſt erhielt den Namen „der Kaiblplärra“, unter welchem es noch heute in Tegernſee bekannt iſt. Es hatte allerdings die Discretion, im Kloſter nicht ſeinen ſtändigen Aufenthalt zu nehmen, ſondern ſich zu dieſem Behufe auf den ſteilen Ringſpitz zurückzuziehen, der am Einfluſs der Weißach in die ſüdliche Seebucht fällt. Aber von Zeit zu Zeit kam der „Kaibelplärra“ herab und trieb ſich in den Corridoren, ja in den Zellen der gottbefliſſenen Mönche herum.

Späterhin wurde der „Kaibelplärra“ auf den Unnutz am Achenſee verbannt.

Noch heute jedoch läſst ſich eine geſpenſtiſche Stimme, in deren Inhaber ſich wenig von der alten Burgen- und Kloſterromantik regen mag, zeitweilig in dem Raume vernehmen, der früher als Refectorium benützt wurde. Es ſtehen dort noch alte Tiſche. Mitunter haut plötzlich eine unſichtbare Fauſt darauf, daſs es dröhnt, und man vernimmt eine Stimme: „Himmelſakerment, is es Freſſ'n no nit firti?“ —

Nicht ſelten beſuchen die Zwerge vom Untersberg den Hallſtätter See und ziehen in finſteren Nächten unter Trommelſchlag längs ſeines Ufers. Vielleicht beſuchen ſie die anderen ſeltſamen und verſchollenen Geſtalten, die im alten Berg der Kelten ſchlummern. Beſonders deutlich wollte ſie einmal

mit ihrem Trommelschlag ein Bürger von Hallstatt während einer stürmischen Nacht vorübergehen gehört haben. Am nächsten Morgen neckte ihn der Anblick eines Schäffels, welches mit dem Boden nach oben am Brunnen vor dem Hause stand und worauf der Strahl in dumpfem, trommelschlagähnlichem Dröhnen herabfiel. Von nun an glaubte er nicht mehr an den lärmenden Zug der Untersberger und ihrer Genossen. —

Ein Wirt in Oberösterreich pflegt sich zeitweilig einen eigenthümlichen Scherz zu erlauben. Eine bewegliche Wand trennt den Schlafraum, in welchem ein Gast übernachtet, von einem anderen Raum, in welchem der Wirt allerlei sonderbares Zeug aufgestellt hat. Diese Art von Tapetenwand oder steifen Vorhang läßt er nach Mitternacht, wenn der Mond scheint, manchmal geräuschlos verschwinden. Erwacht dann der Gast für einen Augenblick, so weiß er sich nicht zu fassen. Da ist ein Zwerg mit einer ungeheuren Nase, der Schnauze eines Schwertfisches ähnlich, dort ein langer Mensch mit tellergroßen Augen, hier eine Art Geier mit einem rundlichen Thiere im Schnabel, dort ein Teufel mit ellenlangen Krallen. Des Morgens aber lacht er, wenn ihm der Gast mißmuthig sein Abenteuer erzählt und sagt:

„Nicht wahr, so etwas habt Ihr in der Stadt nicht? Ich habe mir aber auch Mühe genug gegeben. Wo Wald abgetrieben oder eine Weide angelegt worden ist, da habe ich mir die Stümpfe ausgegraben, und wenn sie einer Figur gleichgesehen, in der Sonne getrocknet. Am liebsten sind sie mir, wenn die Wurzeln einem Gespenst oder etwas recht Gräßlichem gleichsehen. Das ist einmal meine Passion. Für den Kerl mit der langen Nase wollte mir ein Sammler eine Hose geben, die aus brasilianischer Schlangenhaut gemacht war. Ich bin aber nicht darauf eingegangen." —

Ein gewisser Achsinger war auf den Herzogstand zwischen Kochel- und Walchensee hinauf verbannt, wie der Kaibelplärra auf den Unnutz. Er war nämlich der Aufseher der königlichen Jagdhütte auf diesem Berge, welche jetzt in ein Unterstandshaus für Touristen verwandelt worden ist. Er mußte das Jagdhaus hüten bis spät in den December hinein, bis zu der Zeit, in welcher hochaufgethürmter Schnee ohnehin die Annäherung Unberufener zur Unmöglichkeit macht, und dann wieder von den ersten Frühlingstagen an. Damit die im Forsthaus Walchensee sahen, daß er sich wohlbefinde, hatte er, solange der Schnee das Gebirge unwegsam machte, von Zeit zu Zeit über seiner Behausung eine Flagge aufzuziehen, welche zugleich als Signal zu verschiedenen Zwecken benützt werden konnte.

Zu gleicher Zeit lebte unten im Dorfe Walchensee ein alter Jagdgehilfe, der Schneeseppl geheißen. Gleich dem Achsinger und den Armen im Geiste, welche das Evangelium preist, hatte er eine fast rührende Unbekanntschaft mit den Dingen dieser Erde gemein — gleich ihm waren auch dem Schneeseppl die Künste des Lesens und Schreibens, die so manches Seelenheil gefährdet haben, fremd; aber in allem übrigen waren sie einander unähnlich und es bestand zwischen ihnen seit langen Jahren eine jener Feindschaften, deren Veranlassung die Feinde selbst nicht mehr wissen, die aber gleichwohl von beiden Seiten mit Beharrlichkeit genährt wurde.

Diese beiden Männer gedachte der Herr Förster in Walchensee gegen einander auszuspielen.

An einem Novembertage — Schnee hatte sich bereits über Berg und Thal gelagert — ließ der Herr Förster den Schneeseppl kommen und sagte zu ihm: „Seppl, ich habe hier ein Schreiben, welches so schleunig als möglich an den Achsinger, der auf dem Jagdhaus droben ist, abgegeben werden soll.

Mach dich auf den Weg und bring die Antwort mit!"

Der Schneeseppl wusste zwar, dass sein Feind nicht lesen und schreiben konnte, aber er hielt es nicht für seine Sache, den Herrn Förster auf diesen Bildungsmangel aufmerksam zu machen.

Der ganze Auftrag war ihm höchlich zuwider. Erstlich der unangenehme steile Anstieg durch den tiefen Neuschnee (den Watschenseer Jägern u. s. w. fällt es nicht ein, auf dem Reitweg zum Herzogstand zu gehen, sie haben einen Pfad, der von ihrem Dorf aus gradaus zum Jagdhaus ansteigt), sodann das unangenehme Zusammentreffen mit dem verhassten Achsinger — aber da war nichts zu machen, dem Herrn Förster musste gehorcht werden.

Hundertmal das Schreiben verwünschend, arbeitete er sich mit seinen Schneereifen mühsam zur Höhe.

Der Achsinger machte große Augen, als der Schneeseppl bei ihm eintrat, das versiegelte Schreiben aus seiner Joppentasche zog und erklärte, auf Antwort warten zu müssen.

„Es ist schon recht", antwortete der Castellan des Jagdhauses. „Setz dich nur eine Weile hin, Schneeseppl, ich hab' grad' noch was zu thun."

Das Schreiben lag auf dem Tische, aber der Achsinger machte sich mit dem Putzen seines Doppelgewehres zu schaffen.

Mit dem Polen redete er kein Wort. Für diesen war aber nunmehr die Zeit gekommen, am Gegner seine Bosheiten auszuüben.

Nachdem er etwa fünf Minuten gewartet hatte, ermahnte er den Castellan, nunmehr den Brief aufzubrechen, da ihm aufgetragen sei, sobald als möglich die Antwort zu bringen.

Der Achsinger hängte das Gewehr an den Nagel und machte sich ans Kochen. Alles in der Welt hätte er eher gethan, als dem Schneeseppl gegenüber eingestanden, dass er nicht lesen könne.

„Je dümmer der Mensch, desto schlauer", nämlich in boshaften Kniffen und Listigkeiten, hat man mitunter gesagt, und es ist ein wahrer Satz. In Anwendung desselben begriff der Schneeseppl die Verlegenheit des Castellans und suchte dieselbe durch unablässige Aufforderungen zu steigern.

„Mach, Achsinger, dass ich die Antwort krieg", sagte er, seinen Stuhl hin- und herrückend. „Ich muss wieder hinunter und der Weg ist schlecht in der Neuen (Neuschnee)."

Der Angeredete that, als ob er nichts hörte.

Nachdem er mit dem Kochen fertig war, lockte er seinen Hund und fing an, in dessen Fell eine Jagd nach kleinen Thieren anzustellen.

Der Schneeseppl drängte wieder.

„Du siehst, ich habe noch zu thun", erwiderte der Castellan. „Du könntest aber wohl mittlerweile das Schreiben aufmachen und mir vorlesen!"

„Ich?" sagte der Schneeseppl mit einer abwehrenden Handbewegung — „ich rühr' kein Siegel an von einer Schrift, die einen anderen angeht. Das ist mein Geschäft nit!"

„Ich weiß gar nit, wo ich heut' meine Brillen liegen hab'", bemerkte der Castellan nach einer Weile. „Ich verantwort's und nehm's auf mich, lies mir's du vor, was der Förster will!"

„Da rühr' ich nit dran!" entgegnete der Schneeseppl.

Nachdem der Castellan sich noch verschiedenes zu schaffen gemacht und zum Schlusse auch die Wanduhr, bei welcher das noch durchaus nicht nöthig war, aufgezogen hatte, erhob sich der Schneeseppl und sagte: „Wenn du mir keine Antwort mitgibst, so ist es deine Sach — ich muss jetzt hinunter und werd's dem Förster sagen, wie's gegangen ist."

Damit ergriff der Schneeseppl seinen Bergstock und nahm die Thürklinke in die Hand.

Der Castellan sah wohl, dass es diesmal Ernst werde. Da fiel ihm in seiner höchsten Verlegenheit bei, zu sagen: „Ach was, es ist ein Ding — ich hab' ohnehin in Urfeld drunten was zu thun. Ich geh gleich mit dir und sag' dir die Antwort im Urfelder Wirtshaus!"

Der Schneeseppl meinte zwar, er selbst habe nichts in Urfeld zu schaffen, er wolle diesen Umweg nicht machen, sondern wieder den geraden Steig nach Walchensee hinuntergehen — aber der dringlichen Aufforderung seines Feindes zu widerstehen, dazu war er am Ende doch zu gutmüthig.

So wateten also die beiden durch den tiefen Schnee nach Urfeld hinunter, wo sie nach zwei Stunden völlig durchnässt ankamen.

Hier wiederholte sich das nämliche Spiel, was oben auf dem Jagdhause vorgegangen war. Der eine schob dem anderen das Aufbrechen des Siegels zu, bis sie endlich so viel Bier getrunken hatten, dass sie einstimmig erklärten, jetzt sähen sie nicht mehr.

Darauf wurde die Kellnerin mit dem wichtigen Geschäfte betraut. Diese schnitt das Schreiben mit einer Putzscheere auf und las vor, was folgt:

„Der königliche Förster bringt hiemit dem Jagdhausaufseher in Erinnerung, dass derselbe bei eintretendem bedeutendem Schneefall in den ihm bekannten Zwischenräumen die Signalflagge aufzuziehen habe!"

Der Achsinger war wie versteinert. „Herrgottsakr . . . .!" rief er, „das hab' ich ja schon längst gewusst! Und deswegen die zwei Stunden im Schnee herunter und die drei wieder hinauf!"

„Der Förster hat dir nit geschafft, dass du heruntergehen sollst! Hätt'st du's droben gelesen — ich hab' dir's ja gesagt", bemerkte boshaft der Schneeseppl.

„Dass euch alle miteinand der –!"

Ebenfalls nicht weit vom Walchensee war es, wo ein Forstwart, der auf seinem Fenstergesimse grüne und gelbe Kürbisse liegen hatte, von einem norddeutschen Stadtkind gefragt wurde, was das für Dinge seien.

„Dos san Gamsoar", antwortete der Jäger, ohne eine Miene zu verziehen.

„J was, Jemseneier!? nich möglich!" war die Antwort des Überraschten. Nach einigem Hin- und Herreden begann nun ein seltsamer Handel. Das Stadtkind wollte mit aller Gewalt eines der Jemseneier besitzen, und wäre es auch das kleinste, der Jäger aber behauptete, die Eier gehörten dem königlichen Ärar, seien alle genau abgezählt und er dürfe bei schwerer Strafe keines davon veräußern. Das alles reizte den Touristen aufs äußerste. Er drängte und drängte fort und überbot sich in Versprechungen, und so gelang es ihm endlich, eines der Eier gegen das heilige Versprechen, kein Sterbenswörtchen von der Sache verlauten zu lassen, bevor er in seiner Heimat wäre, um eine nicht unbeträchtliche Summe zu erwerben. Wie es mit dem Ausbrüten gieng, davon schweigt die Geschichte.

Zum Gedächtnisse Adalbert Stifters.

Nach bisher zumeist ungedruckten Briefen Stifters und Mittheilungen über denselben.
Von Dr. Anton Schlossar.

Im Jänner des Jahres 1868 wurde die nachfolgende Todesanzeige von Linz aus versendet:

„Es hat Gott dem Allmächtigen gefallen, meinen innigst geliebten Gatten, beziehungsweise unseren Bruder, Herrn Adalbert Stifter, k. k. Hofrath ... (folgt der längere Titel), in ein besseres Jenseits abzuberufen. Er entschlief nach Empfang der heiligen Sterbesacramente am 28. Jänner dieses Jahres um acht Uhr morgens am Zehrfieber infolge chronischer Leberatrophie im dreiundsechzigsten Lebensjahre" u. s. w.

Diese vom 28. Jänner 1868 datierte Anzeige, erschien von Amalie Stifter, geborene Mohaupt, als Gattin, von den Brüdern: Anton, Martin, Johann Stifter, vom Stiefbruder Jakob Mayer und von der Schwester Anna, verehelichten Schopper, gefertigt und machte das deutsche Volk in Österreich und überall, wo noch der Sinn für reine und keusche Poesie lebte, mit dem Hinscheiden eines der edelsten deutschen Dichter bekannt. Aber nicht nur ein Poet war gestorben, der die unsterbliche Natur so unendlich geliebt und dieser all ihre Pracht und Schönheit, ihre Milde und ihre Gewalt abgelauscht und verherrlicht hatte wie kein zweiter, es war auch ein Mensch mit Adalbert Stifter aus der Welt geschieden, so edel, zart und innig angelegt, wie deren nur wenige auf der Welt gewandelt, ein Gemüth voll Begeisterung für die höchsten, reinsten Ideale der Kunst, ein Patriot voll der erhabensten Liebe zu seinem Monarchen, zu seinem weiteren und zu seinem engeren Vaterlande, dem prächtigen Gebiete des Böhmerwaldes, das er selbst in so meisterhafter Zeichnung mit seiner Feder berühmt gemacht hat.

Es erscheint für so manche der Jüngeren aus dem jetzigen Geschlechte nothwendig, aus des Dichters bescheidenem stillen Leben, wenn auch nur in wenigen Sätzen, das Wichtigste mitzutheilen. Adalbert Stifter wurde am 23. October 1805 zu Oberplan, am Fuße des herrlichen Böhmerwaldes, geboren, er war in seinem kleinen Heimatshause daselbst, das heute eine Marmortafel mit goldener Inschrift ziert, noch ein schlichter Hirtenknabe, zeigte aber aufkeimendes Talent und kam deshalb in das berühmte Benedictiner Stift nach Kremsmünster, wo er in der That stets als erster der Klasse glänzte. Als er im Jahre 1826 zum Studium der Rechte nach Wien zog, betrieb er daneben mit Vorliebe naturwissenschaftliche Studien, schrieb auch wohl Gedichte, malte daneben mit Geschick und Begabung und bildete seinen

Kunstsinn an den künstlerischen Schätzen der Residenzstadt, in den schauspielerischen Darstellungen des Burgtheaters, in classischer Musik und Literatur. Er hatte jedoch nicht die Absicht sich als praktischer Jurist zu bethätigen, lebte vielmehr in Wien später als bescheidener Hauslehrer, allerdings bei den ersten Adelsfamilien so bei den Fürsten: Schwarzenberg und Metternich, beim Grafen Colloredo ꝛc. Es war ihm nicht gegönnt, ein Mädchen, welches er seit seinem Jünglingsalter liebte und am Fuße des Böhmerwaldes zurückgelassen hatte, heimzuführen, aber er hatte doch noch später eine Neigung gefasst und vermählte sich mit Amalie Mohaupt im Jahre 1837 zu Wien. Sein Wunsch: eine Professorstelle an der Forstanstalt zu Mariabrunn zu erhalten, wurde vereitelt, aber bald darauf trat er, da ein zufälliges Ereignis sein poetisches Talent zutage förderte, zunächst in Zeitschriften und Almanachen als Dichter auf, und als 1844 bis 1850 seine herrlichen „Studien" in sechs Bänden erschienen waren, tönte der Ruhm seines Namens bald durch ganz Deutschland. Tief berührten und schmerzten den für sein Vaterland so warm fühlenden Dichter die Ereignisse des Jahres 1848 in Wien, so weit sie alle Schrecken des entfesselten Pöbels zeigten, er verließ im Mai desselben Jahres schmerzlich bewegten Herzens die Residenz und zog nach Linz, wo er seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Inzwischen war die Regierung durch seine eifrige und tüchtige pädagogische Thätigkeit, so wie durch den edlen Geist, der seine Schriften auszeichnete, auf Stifter aufmerksam geworden, und der Dichter wurde 1850 als Schulrath für Oberösterreich, zunächst als Inspector der Volksschulen zu Linz angestellt, in welcher Stellung er dem Schulwesen im Lande eingehende Aufmerksamkeit zuwandte. In derselben Stadt war er ein eifriger Förderer künstlerischen Strebens und für den 1851 unter seiner Beihilfe daselbst gegründeten Kunstverein überaus thätig, wie er auch die Malerei nie ganz aufgegeben hatte. In verschiedenen Händen sind heute noch manche seiner stimmungsvollen Landschaftsbilder erhalten. Leider begann schon zu Anfang der Sechziger Jahre jenes Leberleiden, dem der rüstige Mann in der Folge erliegen sollte; er suchte Ruhe und Heilung in den schönen Waldgegenden seiner Heimat, in den sogenannten Lakerhäusern am Fuße des Dreisesselberges, zuletzt in Karlsbad. Im Jahre 1865 wurde der Dichter mit vollem Gehalte unter Verleihung des Hofrathstitels in den Ruhestand versetzt. Aber er sollte sich nicht lange dieser Ruhe erfreuen, von der er sich so manches für die weitere dichterische Thätigkeit versprach. Das unglückliche Jahr 1866 schlug dem warm patriotisch fühlenden Manne manche tiefe Wunde, sein Leiden verschlimmerte sich, und am 28. Jänner 1868 erlag er der Krankheit. Im Jahre 1883 starb auch seine Gattin. Stifter hatte noch 1853 die Erzählungen: „Bunte Steine" in zwei Bänden, 1857 die dreibändige, von echtem klassischen Schönheitsgefühle durchzogene Erzählung „Der Nachsommer", 1865 bis 1867 die historische Erzählung „Witiko" veröffentlicht, jedenfalls aber bleiben die „Studien" sein bestes und bedeutendstes Werk, eine Zierde der deutschen Dichtung in Prosa.

Dies das kurze trockene Lebensbild eines Mannes, der zu den Besten der deutschen Literatur in Österreich gehört. Man hat diesem so fein und tief angelegten Geiste durch falsche Beurtheilung seiner letzten Schriften manche Kränkung zugefügt und thatsächlich manchen Tag seines edlen Lebens verbittert. Es sind nur Wenige während seines Linzer Aufenthaltes dem Dichter näher gestanden, aber diese Wenigen sprachen stets freudig und begeistert von dem Verkehre mit dem Dichter der „Studien". Um

seine Lebensanschauungen kennen zu lernen, muss man die drei Bände der „Briefe“ Stifters, welche J. Aprent 1869 herausgegeben, gelesen haben, insbesondere jene Briefe, welche er an seinen besten Freund und zugleich Verleger seiner Werke, den Pester Buchhändler Gustav Heckenast, gerichtet; man muss die Mittheilungen kennen, welche Stifters Zeitgenossen über dessen Leben machten, man muss aber auch seine Bücher nicht bloß gelesen, sondern studiert haben, und der wahrhaft klassische Goethe'sche Zug, welcher Stifter eigen gewesen, wird dem Leser immer deutlicher aus diesen Blättern entgegentreten.

Hier sollen einige Mittheilungen über Stifter ihren Platz finden, die bisher unveröffentlicht waren, zumal schöne Worte des Dichters aus Briefen. Oben schon wurde angedeutet, wie sehr die Ereignisse des Jahres 1848 ihm ans Herz griffen, natürlich nicht die freiheitlichen Errungenschaften, sondern die Roheit, Gemeinheit und Abscheulichkeit des Pöbels, das Niederwerfen jeder gesetzlichen Ordnung, das Umstürzen jeder Sitte und die Verhöhnung des Rechtes. „Ich bin der festen Überzeugung — schreibt Stifter im Juli 1848 an seinen Freund Türk in Wien — dass die Umänderung der ersten Kammer von uns im Wege des constitutionellen Verfahrens erlangt worden wäre, denn wo der allgemeine Sinn sich so fest und entschieden darlegt, ist die Reaction ohnmächtig, ja sie ist es noch mehr gegen die gesetzliche Auftretung als gegen Sturmpetitionen, die sie gerade herbeiführen. Hätten wir auf gesetzlichem Wege gewirkt, so hätten wir diese Zerrüttung und die Nachwehen nicht. Das Vertrauen wurde beiderseits gründlich erschüttert. Der Kaiser fürchtet Zwang, das Volk Reaction.“ — „Verzeihe — schreibt er dem Freunde am Schlusse des Briefes — dass ich Dir wieder diese Dinge schreibe, aber sie liegen mir im Herzen, und wie unerfahren und ungeschickt ich in Staatsdingen sein mag, so liegt mir doch das Vaterland so in dem Sinn und in der Brust, dass ich oft in tiefer Nacht sinnend im Bette liege und grüble, ob so oder so oder so zu helfen wäre. Freilich ist das Ungeschick in Staatssachen an so vielen Schreiern noch himmelweit größer als das meine. Wann werden sie endlich einmal Zuhörerlos sein? Aber sie werden es gewiss.“ Wie weh dem zartfühlenden Dichter geschehen war und zugleich wie hart er überhaupt durch diese Periode der Wirren und Gefahren getroffen worden, zeigt noch ein längerer Brief an denselben Freund vom Mai 1850, in dem Stifter seine äußeren Verhältnisse und sein Denken und Fühlen über das traurige Jahr ausführlich darlegt. „In einer kleinen Differenz mit meinem Verleger befangen — heißt es darin — überraschte uns die Revolution, alles, was sonst wieder gut geworden wäre, alles andere auch war nun durcheinandergeworfen, meine Verhältnisse umgestürzt und die Zukunft ungewiss. So verging in Erwartung, was mit der Welt geschehen werde, ein düsteres Jahr. Von tiefem Schmerz beseelt, dass die Menschen, die ich so liebte, sich so wenig bewährten, verbrachte ich das Jahr unthätig; denn die Musen besuchen ein Haupt nicht, unter dem ein schwermüthiges Herz schlägt; und es war zweifelhaft, ob es in nächster Zeit überhaupt noch Musen geben werde.“ Schließlich war doch wieder etwas mehr Ruhe in die Brust des edlen Mannes eingezogen, und er gewann Hoffnung auf bessere Tage, freilich der trübe Schimmer, welcher seitdem auf seiner Lebensanschauung lag, war nicht mehr zu verscheuchen. Im Juli 1852 schreibt er gefasster aus Linz: „Nach langer Unterbrechung und nach beinahiger Verödung meines Gemüthes infolge der bitteren Erfahrung, dass ich fast Menschenverächter geworden bin, habe ich wieder zu arbeiten begonnen. —

Wenn nur Frieden bleibt, so können bei mir die Schäden der Revolution wieder ausgebessert werden, und wenn ich auch zu jener Liebe nicht mehr zurückkehren kann, mit der ich einst alle Menschen, selbst die geringsten umfasste, so steht doch manches Herz da, das es gut meint, es steht mancher Charakter da, der ausgehalten hat, und mancher Mensch, der rüstig zum Bau des Großen den Arm hebt, und an diese muss man umso wärmer die Seele wenden, die man nicht mehr dem All geben kann. Es ist möglich, dass in mir viele Blumen getödtet wurden, es ist aber auch möglich, dass sie vielleicht gar nie da waren." Der Dichter steht selbst der eigenen Kunst gegenüber noch zaghaft da. „Könnte ich", schreibt er ebendaselbst, „den Umgang meiner Freunde und so manches bedeutenden Mannes, besonders des edlen Grillparzer, genießen, so dürfte vielleicht manches kleine Schöne sprießen, obwohl nicht jenes Große und Begeisternde, mit dem ich mich einst im Übermuthe trug."

Nun war allerdings die äußere Stellung Stifters, seitdem er mit dem Amte des Schulrathes betraut ward, besser geworden, aber er fühlte das Drückende in sich, dass er nicht dem Schwunge seiner Phantasie und der Kunst Zeit und Kraft opfern konnte, wie er gewünscht hätte. Hier eine Stelle aus einem Briefe vom Mai 1856: „Von Kindheit an dem schaffenden oder künstlerischen Wesen hingegeben (wie gut, wie schlecht, kommt hier nicht in Betracht), rückte sich mir jedes Äußere, selbst wenn es Nothwendigkeiten des irdischen Lebens betraf, aus den Augen, dass ich es nicht sah, oft seiner nur flüchtig dachte. Dass ich dabei materiellen Schaden nahm, ist wahr, es berührte mich aber weniger, da es ein Untergeordnetes war und das Auge nur mit Sehnsucht nach anderem Gewinne strebte. Jetzt in viele Amtsgeschäfte und leider Nebengeschäfte gestellt, lebe ich in einem Gewirre wie im Traume, ich fühle mich unglücklich, meine Kräfte sträuben sich, das zu thun, wozu sie nicht sind, dies wirkt auch auf meine Gesundheit, so dass ich in den letzten zwei Jahren zweimal nervenkrank war. Jedenfalls bin ich in einem Gedränge, dass ich monatelang kaum zu einem stillen Denken über mich komme." Dennoch aber hatte den Gebeugten wieder so manches aufgerichtet und die düsteren Gedanken verscheucht. Einerseits war es die Schönheit der Natur für welche ja seine Seele so empfindlich blieb und die in der Gegend, in der er lebte, sich ihm so herrlich offenbarte, andererseits war es auch die innige Liebe zur Kunst, welche ihn über trübe Gedanken emporhob. Bewohnte er doch jetzt die Stadt, aus der er zehn Jahre vorher, als er vorübergehend daselbst geweilt, dem Freunde (August 1846) geschrieben hatte: „Mitten in der schönsten Stadt lebend, bin ich sehr heiter und froh und wünsche nichts sehnlicher, als euch beide einmal dazuhaben, um euch mehrere Spaziergänge zu führen, derlei Wien nicht hat, wenn es sich auch noch so sehr zusammennimmt. Manches ist wahrhaft himmlisch." Und hier war dem Dichter auch sein geliebter Böhmerwald nähergerückt, und Stifter machte, so oft er konnte, Gebrauch von der Gelegenheit, dessen Schönheit, die er ja oft verherrlicht, zu genießen. Viel später noch, wenige Jahre vor seinem Tode, schrieb er an den Freund Rosenberger, welcher ihm oft und gern den Aufenthalt in seinem Sommerhause in den Lakerhäusern am Fuße des Dreisesselberges gewährte: „Meine Gesundheit hat sich in dieser Zeit (während des Aufenthaltes daselbst in den Sommermonaten) außerordentlich gekräftigt, jene Luft, jenes Wasser und die Heiterkeit meines Gemüthes in der freien, weiten Umgebung, die ich so liebe, sind meine herrlichste Arznei."

Jenes „Waldhaus", die „Waldluft" und das „Waldwasser" haben dem Dichter über vieles hinweggeholfen und ihn körperlich und geistig gestärkt, seiner Seele ruhige und friedliche Zeiten gegeben. Im Frühjahre 1865 wurde der ausgezeichnete Arzt Professor Gustav Braun zu der Gemahlin des Herrn Erzherzogs Josef berufen, damals consultierte auch Stifter den angesehenen Gelehrten, welcher ihm rieth, in eine hochgelegene Waldgegend (Nadelwald) zu gehen und reine Luft und gutes Wasser zu genießen. „Als ich ihm von Ihnen und dem bairischen Walde sagte — schreibt Stifter im März 1865 an den Freund Rosenberger — war er freudig einverstanden. Sie können nun denken, um wie unendlich vieles meine Sehnsucht wieder stieg, in Ihr Waldhaus kommen zu dürfen, und da ich ihm davon erzählte und er sah, wie meine Seele an dieser Gegend hängt, meinte er, die Gemüthswirkung aus meiner Liebe zu diesem Aufenthalte dürfte vielleicht noch größer werden als die von Luft und Wasser."

In den letzten Jahren seines stillen Lebens verkehrte der Dichter mit wenigen Personen, aber diesen wenigen erschloss er sein ganzes an Poesie und Begeisterung für Schönes und Edles so reiches Herz. Zu diesen gehörte der Statthaltereirath Johann Ritter von Fritsch, Stifters Amtsgenosse und dessen Gemahlin, Frau Francisca von Fritsch, welche selbst als Dichterin hervorgetreten war. Auch Besuchern, die ab und zu nach Linz kamen und dem Dichter ihre Verehrung ausdrückten, kam er liebenswürdig und freundlich entgegen. Damals zählte Stifter zu seinen Lieblingsbeschäftigungen die Pflege von Cacteen und gerade diesen bizarren Pflanzen, welche doch so wenig mit den übrigen Blumen und Pflanzen unserer Gegenden an Art und Wuchs gemein haben, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit zu. Als der Maler Löffler im Juli 1863 in Linz weilte, schrieb er diesem eines Abends: „Heute mit Beginn der Dämmerung (zwischen sieben und acht) wird ein Nyktikalos (Nachtschöner) bei mir aufblühen. Die Cactusblume ist eine der ungewöhnlichen, sie ist schöner als die Königin der Nacht, blüht wie diese nur eine Nacht, ist groß und märchenhaft. Kommen Sie vor Beginn der Dämmerung, wenn Sie das Ding sehen wollen." Dem Verfasser dieser Zeilen erzählte Löffler selbst von der eigenthümlichen Gruppe, welche Stifter, Sigmund Freiherr von Handel, dessen alter Freund, der auch eingeladen war, und Löffler bei dem Aufblühen der merkwürdigen Blume gebildet haben und mit welchem hohen Interesse alle das botanische Schauspiel verfolgten.

Dass Adalbert Stifter, welcher ja stets auch selbst an der Staffelei thätig war, dem Kunstleben in der schönen Donaustadt seine ganz besondere Aufmerksamkeit zuwendete, zeigen gar zahlreiche der schon veröffentlichten Briefe von ihm. Dem oberösterreichischen Kunstvereine gehörte er wie erwähnt seit der Gründung desselben im Jahre 1851 als überaus thätiges Mitglied an, auch war er mehrere Jahre hindurch Vicepräsident jenes Vereines. Im Jahre 1854 gehörte er zu den Mitbegründern der oberösterreichischen Landesgalerie, und er war es auch, der im Auftrage jenes Kunstvereines in Wien Audienzen bei dem Kaiser Franz Josef und der Frau Erzherzogin Sophie erbat und namentlich durch die Fürsprache der letzteren, die den Dichter der „Studien" hochschätzte, eine Anzahl von hervorragenden Gemälden aus den kaiserlichen Sammlungen für die Linzer Galerie erwirkte. Diesen Daten, welche den Mittheilungen des Secretärs jenes Kunstvereines, des Malers J. M. Kaiser (der auch Stifters „Hochwald" so feinsinnig und naturgetreu illustrierte), zu verdanken sind, wären noch manche Mittheilungen über Stifter als Kunstfreund beizu-

fügen, welche der genannte Maler in seiner 1878 erschienenen Studie: „Die oberösterreichische Landesgalerie“ veröffentlicht hat.

Besonders wendete der Dichter wahrhaften Künstlernaturen sein ganzes Interesse und seine innige Theilnahme zu. In Karl Löffler hatte er eine solche Künstlernatur gefunden, er verfolgte dessen Arbeiten mit Befriedigung, gab dessen Bildern selbst freundliche Worte der Anerkennung in die Öffentlichkeit mit. Die eigenthümliche Farbentöne jenes Künstlers gemahnten den Malerpoeten an die alten italienischen Meister, obwohl diese Technik „die Kritik herausforderte“. Er schrieb im September 1864 an Löffler: „Mich macht eine «Technik, die die Kritik herausfordert», nicht irre, ich bin entzückt über das Schöne und frage nicht nach dem Wege des Entstehens, ja ich ehre den Weg, wenn es nur gewiss darauf entsteht.“ Verschiedene Worte mitden Tadels, welchen der Künstler übrigens stets dankbar aufnahm, hatte Stifter wohl auch Löffler gegenüber, dessen Bild eines Erdbeermädchens seinerzeit in Wiener Künstlerkreisen ebenfalls hohe Beachtung fand. Im November 1864 schreibt er an den Maler in seiner überaus zarten, feinfühlenden Weise, die nie verletzen will: „Hier nur eine kleine Bemerkung. — Vorher aber muss ich sagen, dass Sie einen treueren und liebevolleren Freund als mich nicht haben, und als solcher muss ich aussprechen, dass Sie Ihre Augen vielleicht zu sehr an die alten herrlichen Bilder gewöhnt haben und dass Ihnen der bräunlich-schwarze Ton, den sie durch Alter angenommen haben, schon in Ihre neuen Farben kommt. — Die Welt soll auf Sie aufmerksam sein“, schließt er dieses Schreiben, „nur verzeihen Sie einem Freunde, wenn er in einem Briefe zu Ihnen sagt: Liebchen, du hast ein ungeheueres Talent, dieses schlägt aber leichter über die Schnur als die Mittelmäßigkeit, die im Grunde keine Schnur hat, über die sie schlagen könnte.“ Ein anderesmal (30. December 1864) schrieb er an Löffler die ehrenden Worte: „Sie sind der dichtungsvollste Menschenmaler, den ich jetzt kenne, und einer der dichtungsvollsten überhaupt.“ „Alles was groß ist“, bemerkt er in demselben Briefe, „fasst die Menge nicht gleich, wie wäre es denn groß, wenn es in dem Kleinen läge? Aber einzelne, höhere Menschen sind es, die von dem außerordentlichen Werke des einsamen Künstlergeistes ergriffen werden, in heiligem Feuer brennen, und an diesem Feuer die Lämpchen der anderen anzünden lassen, die bald etwas größer, bald etwas kleiner sind. So geht es immer.“ Löffler selbst hat übrigens auch Stifters Porträt gemalt, das dieser außerordentlich ähnlich fand und das später, nachdem der Poet schon dahingeschieden war, Johann Nepomuk Geiger, der ausgezeichnete Historienmaler, welcher auch die bekannten reizenden Vignetten zu Stifters Werken („Studien“, „Nachsommer“ 2c.) gezeichnet, ebenfalls als überaus gelungen anerkannte. Löffler bewahrt heute noch pietätvoll das von ihm gemalte Bild, und der Verfasser dieser Zeilen hatte Gelegenheit die ernsten Züge des Dichters bei dem Maler in diesem Bilde lebenswahr zu sehen. Ein schönes Porträt des Dichters nach dem Leben hat auch Professor Ferdinand Axmann gezeichnet und in gelungener Wiedergabe den Briefen Stifters an seinen Vater, den trefflichen Kupferstecher Johann Axmann, welche er vor kurzem herausgegeben hat, beigefügt.

An den alten Freunden aus der Jugendzeit und aus der Wiener Periode hieng Stifter mit Innigkeit und Liebe. „An und für sich“, schreibt er 1862 an Josef Türk, mit dem er in freundschaftlichem Briefverkehre stand — weilt meine Erinnerung am liebsten in jener Jugendzeit, in

welcher wir ein so fröhlicher Kreis beisammen waren, und da ich jetzt mehr von dem öffentlichen Leben und den Eigenschaften der Menschen erfahren habe, erkenne ich erst, dass wir im ganzen sehr rechtschaffene und ehrenwerthe junge Leute waren, von denen keiner in den Sturmtagen, die kamen, eine falsche Farbe gezeigt hat, so dass ich meine Freunde in der Erinnerung fast noch mehr liebe als einst im lustigen Beisammensein. Und wenn in meinen Schriften ein edler und idealer Kern ist, so habe ich ihn gewiss mehr von meinen Jugendfreunden in mich aufgenommen als von den verschiedenen Schulbänken geholt, auf denen ich gesessen bin, und das Gute und Liebe, welches ich von dir erfahren habe, ist gewiss nicht das letzte, das zur Gestaltung meines Wesens mitgewirkt hat."

Unter den bezeichnenden Herzens- und Seeleneigenschaften Stifters sind seine peinliche Wahrheitsliebe und seine besondere Ehrlichkeit hervorzuheben, welche Grundzüge dieses Charakters bildeten und leider so manchem unserer heutigen leichtfertigen Zeit fast lächerlich erscheinen dürften. Aber auch sie weisen nach, wie ernst der Dichter das Leben und die Reinheit des Menschengemüthes auffasste. Frau von Fritsch erzählte mir vor kurzem einige diesbezügliche bezeichnende Anekdoten. „Ich hatte", berichtet sie, „einst einen sehr dringenden Brief zu schreiben und gab dem Dienstmädchen den Auftrag, etwaige Besucher mit der Bemerkung abzuweisen, ich sei nicht daheim. Zufällig besuchte mich der Dichter damals, vernahm dies, sah mich aber durch die Glasthüre beim Schreibtische. Er trat ein und sagte unmuthig, ja böse: «Wie können Sie dem Mädchen eine Unwahrheit auftragen? Sie dürfen ja den Leuten offen sagen lassen, Sie hätten dringend zu schreiben." Als ich bemerkte, das widerspräche der üblichen Lebensart und gienge manchen Leuten gegenüber nicht an, meinte er: «Es soll auch solche Lügen nicht geben und darf bei Leuten, die ich achte und schätze, nicht vorkommen. Das musste ich Ihnen sagen, jetzt gehe ich, denn ich will Sie nicht stören, aber Sie dürfen dergleichen nicht mehr thun.» Voll Entrüstung verließ er sodann mich und das Zimmer. Ein andermal kam Frau von Fritsch aus München mit einem schönen neuen Damenhut. Frau Stifter, welche auf „Putzdinge" viel hielt, wünschte vor dem ebenfalls anwesenden Gatten ebenfalls solch einen Hut. „Nun so bestellen wir einen aus München", meinte Stifter. „Ja, aber der Zoll auf dergleichen ist sehr hoch", meinte die Frau. Die Besitzerin des Hutes erklärte: „Dem kann ja abgeholfen werden. Man zerknittert die Bänder etwas und legt etwa ein altes Futter ein. Der Hut gilt dann für gebraucht, und gebrauchte Sachen zahlen keinen Zoll." Stifter war darüber entrüstet: „So?", sagte er, „schämen Sie sich nicht, als Gattin eines Staatsbeamten so zu reden, und den Staat betrügen zu wollen?" Er war diesmal so ernstlich böse, dass er lange Zeit nicht beruhigt werden konnte. — Welches Zartgefühl der Dichter seiner geliebten Frau gegenüber entwickelte, darüber noch eine kleine Mittheilung Mariam Tengers, welche von Stifter selbst herrührt. Im Jahre 1847 war Jenny Lind in Wien, Stifter mit seiner Gattin weilte ebenfalls daselbst vorübergehend. Er hatte die nordische Nachtigall persönlich kennen gelernt und unterhielt sich gerne mit ihr. Es war geplant, sich den Genuss ihres herrlichen Gesanges noch einigemale zu verschaffen, und noch so manches in Wien „mitzumachen", worauf sich der Dichter schon recht freute. Da erwachte Stifter eines Nachts und bemerkte, dass seine Frau in Thränen aufgelöst wachte. Auf vieles Fragen brachte sie die Worte hervor: „Mein Gott, ich sehe es wohl, dass ich dir

nicht genügen kann.“ Stifter wischte ihr die Thränen ab, und gleich am nächsten Morgen wurde eingepackt, und ohne Abschied fuhr der Dichter sammt der Gattin nach Linz zurück, ohne weiteres darüber zu erwähnen.

Vertrauten Persönlichkeiten gegenüber sprach Stifter auch gern über seine Kunst und die Anschauungen, welche er darüber hatte, er war dann voll Begeisterung, und doch lag in seinem äußeren Wesen eine gewisse Ruhe. Mariam Tenger schilderte seine Art zu sprechen folgendermaßen: „Stifter saß so hausbacken, ich möchte sagen mit der kleinbürgerlichen oder vielleicht großbäuerlichen Art auf seinem Sessel, seine Frau und ich gegenüber. Er agierte nicht, er rührte sich kaum, er gab alles so schlicht von sich, nur die Augen, die prächtigen Augen, in die man voll Vertrauen und Verehrung blicken musste, glänzten mehr oder weniger, je nach dem Gegenstande, den er behandelte.“ In dieser Weise konnte der Dichter stundenlang fortsprechen. Es geschah auch wohl, wenn er abends bei Befreundeten den Thee nahm und im Sprechen war, dass er Thee und Essen stehen ließ, und wenn er genöthigt wurde, unmuthig bemerkte: „Stören Sie mich nicht durch dergleichen.“ — „Aber wir wollen essen, wir sind hungrig“, meinte die Hausfrau. Er darauf: „So essen Sie“, berührte aber nichts und sprach weiter fort, es war eine Freude, ihm zuzuhören.

Es ließe sich noch mancher kleine, bezeichnende Zug aus dem Leben dieses bedeutenden Mannes, manches herrliche Wort aus seinem Munde oder aus seinen noch unveröffentlichten Briefen berichten. Da hier der Raum dazu fehlt, und es mag dies an anderer Stelle geschehen. Der Verfasser dieser Zeilen hat im jüngsten Sommer um die Heimat des Dichters und alle Stätten kennen zu lernen, welche für Adalbert Stifter und dessen Dichtung von Bedeutung sind, den Böhmerwald und das Dreisessel-Gebiet durchzogen und mit wehmüthigem Gefühle in dem bescheidenen Häuschen zu Oberplan, wo Stifter geboren wurde manche Reliquie des todten Poeten betrachtet, vom Blöckenstein und vom Dreisesselberge den dunklen See und die langgezogenen waldreichen Gebirgszüge bis weit ins dämmerige Blau übersehen und ist dann zu den Lakerhäusern hinabgestiegen und zu dem „Waldhause“, welches durch den Aufenthalt des Poeten in den letzten Jahren vor seinem Tode so besondere Bedeutung erlangt hat. Dabei hat sich ihm ein Gedanke wieder und immer wieder aufgedrängt: So viele unserer berühmten und bedeutenden Männer in Österreich und Deutschland sind durch Denkmäler nach dem Tode geehrt und ausgezeichnet worden. Verdient nicht er, der herrliche Dichter der „Studien“, der edle Mensch und Patriot, den so viele tausende verehren und lieben, auch ein Standbild, auf dass die Züge des Dichters in Erz oder Marmor auf die Nachwelt kommen? Wie passend könnte sich ein solches Denkmal in der Stadt Linz erheben, an den Ufern der Donau, auf die Adalbert Stifter so gern hinausgeblickt, vor demselben Hause, in dem er so lange wohnte und starb.

Es wäre eine Ehrensache aller Verehrer echter Poesie, eine Ehrensache aller Deutschen in Österreich, diesen Gedanken zu verwirklichen, welcher hiemit angeregt und jedem Freunde echter Poesie ans Herz gelegt sei. Einen zweiten Dichter, der dem Malerpoeten Adalbert Stifter zur Seite gestellt werden kann, so wunderbar eigenartig edel und keusch, wird dieses Jahrhundert nicht mehr erschauen, möge des Dichters Gestalt in demselben für das neuanbrechende verewigt werden.

Als ich bei meiner erwähnten Wanderung im Sommer den Böhmerwald durchzog und der herrlichen Schilderungen Stifters gedachte, der in seinem „Hochwald“ die Schön-

heit dieſes Waldgebietes verherrlichte, da konnte ich mich nicht enthalten dem Poeten einige Strophen zu widmen, deren zwei den Aufſatz beſchließen mögen:

Sei mir gegrüßt, o Dichtergemüth,
Geſchoffen mit ſinnigem Weben,
Das dir im tiefſten Herzen erblüht,
Haſt du hier wirkendes Leben.
Du haſt den Böhmerwald geſchmückt,
Mit neuem poetiſchen Schimmer,
Und Tauſende, die deine Muſe entzückt,
Sie vergeſſen dein nie und nimmer.

Waldblumen und Zweige nicken dir zu,
Und flüſterten lieblich und leiſe,
Gar wohl verſtanden haſt alles du,
Was ſie ſprachen in ihrer Weiſe;
Du haſt die Seele des Waldes erkannt,
Du haſt erſchloſſen die Pforte
Zu ſeiner Schönheit, die du gebannt
In die herrlichſten Dichterworte.

Für unveröffentlichte Briefe Stifters oder über ihn ſowie für Mittheilungen, welche denſelben betreffen, wäre der Verfaſſer behufs einer eingehenden biographiſch-literarhiſtoriſchen Arbeit über den Dichter, zu welcher bereits manches wertvolle Material vorliegt, dem Obiges zumeiſt entnommen wurde, jedermann zu großem Danke verpflichtet.

Ein norddeutſcher Erzähler.

Von Emil Ertl.

Ein vor kurzem erſchienenes Buch iſt eigentlich ein Büchlein, eines jener appetitlich ausgeſtatteten Bändchen, wie ſie der geſchmackvolle Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig auf den Markt zu bringen pflegt. Es bildet den zehnten Band der geſammelten Schriften Heinrich Seidels und betitelt ſich „Der Schatz und Anderes"; jedoch wollen wir das „Andere" nur gleich links liegen laſſen, um deſto raſcher zur Hauptſache zu gelangen, zum „Schatz". Dieſer, eine anmuthige, höchſt erfreuliche Erzählung, ſpielt irgendwo in — Plattdeutſchland, ſagen wir im Mecklenburgiſchen, denn dort iſt Heinrich Seidel zuhauſe, und eine Geſchichte aus der Heimat hat er ſeine Novelle ja benannt. Ungefähr alſo die Gegend Fritz Reuters. Vielleicht auch hie und da ein wenig die Grundſtimmung Fritz Reuters; aber gewiſs keine Spur von Nachahmung. Heinrich Seidel iſt der natürlichſte und einfachſte Erzähler, den man ſich denken kann. Einer, den man nie auf einer Künſtelei, bei einer Unempfindung ertappen wird. Einer, dem man es anmerkt, daſs er genau ſo ſpricht, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. Wenn ich ein neues Buch von ihm in die Hand nehme, ſo iſt mir immer zumuthe, als klopft' es an die Thür, und ein lieber, guter Onkel träte bei mir ein, etwas behäbig und ſchon angegraut, einen halb wehmüthigen, halb ſchalkhaften Zug um den erfahrungsreichen Mund, die Augen friſch, als gehörten ſie einem Jüngling. So ſetzt er ſich zu mir und fängt zu plaudern an, während er wacker dem aufgetragenen Weine zuſpricht, und das Behagen, das ihn zu erfüllen ſcheint, überträgt ſich unwillkürlich auf den Zuhörer.

Es ist ein eigenes Gefühl froher Sicherheit, das einen dabei beschleicht. Man ist sich bewusst, erstens, dass dieser Mann ein abstoßendes oder verletzendes Wort ebensowenig über die Lippen bringen wird, als ein süßliches; und zweitens, dass er nichts mit philisterhaftem Ernst anfassen wird, was mit Humor behandelt werden kann. Das sind beides köstliche Eigenschaften! Die letztere doppelt wertvoll in unsern Tagen, wo zwar alles Ernsthafte mit dem Leichtsinne der Seldwyler, dafür aber auch alles Spasshafte mit der hochnothpeinlichen Amtsmiene der Ruochensteiner*) angegangen zu werden pflegt.

Im „Schatz" von Seidel ist eigentlich von vier Schätzen die Rede. Von dem Schatze, den ein Ahn derer von Rephuhn auf Richenberg zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in der Nähe des Schlosses Richenberg verscharrt haben soll, und dem der letzte, schon ziemlich herabgekommene Rephuhn, der Vater der anmuthigen Hildegard, mit Leidenschaft nachgräbt, während er Haus, Hof und Wirtschaft verlottern und verwildern lässt. Dann von dem Schatz, welchen der junge Ingenieur Wigand heimführt, der anlässlich des geplanten Eisenbahnbaues nach Richenberg gekommen ist, aber dort für alle Zeiten hängen bleibt, indem er die nunmehr verwaiste Hildegard von Rephuhn zur Gattin gewinnt. Sohn eines Landwirtes, wendet Wigand sich selbst der Landwirtschaft zu und erblickt seine Lebensaufgabe darin, das verwahrloste Gut seiner Frau mit Einsetzung seines eigenen kleinen Vermögens allmählich emporzubringen, wozu in den ersten Jahren auch die schönsten Aussichten vorhanden sind. Durch den rasch wachsenden Ertrag kühn gemacht, geht er etwas zu stürmisch ins Zeug und hält nicht die nöthigen Aushilfsgelder zurück, deren der Landwirt in Jahren der Missernte nicht entraten kann. Zwei solche Jahre hintereinander bringen ihn an den Rand des Verderbens. Als er keine Möglichkeit mehr sieht, die drohende Zahlungsunfähigkeit abzuwenden, trifft gerade sein alter Freund Radloff zu Besuch auf Schloss Richenberg ein. Und dieser Radloff, ein wohlunterrichteter Kunstforscher und Alterthumskramer, entdeckt nun den dritten Schatz, einen Schatz von geradezu märchenhafter Realisierbarkeit, der unserem Freund Wigand nicht nur rechtzeitig aus der Verlegenheit hilft, sondern ihn überdies zum reichen Manne macht: nämlich eine schwere Menge kostbarer Möbel, Vasen, Figürchen und Tassen aus der Rokokozeit, die ein längst vermoderter Rephuhn aus aller Herren Länder, zumal aus Meißen und Sèvres, zusammengeschleppt hatte, die aber die nachfolgenden Schlossherren, Wigand mitinbegriffen, nach ihrem von Jahr zu Jahr anwachsenden Wert nicht erkannten, sondern als zwecklose „Kinkerlitzchen" auf dem Dachboden verstauben ließen. — Was will man noch mehr? Das Wunderbare in der greifbaren und zeitgemäßen Gestalt eines Rokokofexen! Wie behaglich und hübsch sich so etwas liest! In den Jahren, aus denen die rettenden Meißnerfigürchen stammen, hätte man das alles in humpelnde Hexameter gegossen und „Idylle" überschrieben.

Von Moriz von Schwind wird erzählt, dass er sein Urtheil über Karl von Piloty einmal in einem Ausspruch zusammenfasste, der die unbeeinflusste Stimmung weiter Kreise der tragischen Kunst gegenüber treffend zum Ausdruck bringt. Piloty, welcher bekanntlich seine Stoffe mit Vorliebe auf der Nachtseite des Lebens suchte, hatte Seni an der

*) Der Verfasser spielt hier offenbar auf eine der schönsten deutschen Novellen, „Die Leute" von Gottfried Keller an, die ich als noch junger Gehilfe in Deutschland draußen zum erstenmal aus dem Setzkasten zog, und die noch heute, da ich bald ein alter Knabe bin, eine Menge Leute zu ihrem eigenen Schaden nicht kennen.

Anmerkung des Setzers.

Leiche Wallensteins, Galilei im Kerker, die Ermordung Cäsars, die Verkündigung des Todesurtheils an Maria Stuart und noch andere Tragödien dargestellt und kam jetzt mit einem neuen Bilde vor die Öffentlichkeit. „Wie gefällt es Ihnen?“ wurde Schwind gefragt. „Sehr gut gemalt“, erwiderte dieser; „aber — 's ist halt wiederum so ein Unglück! Dieses Wort drückt so ziemlich alles aus, was die Masse der Gebildeten, wenn sie nicht nachbeten wollte, über unsre größte Kunst, von Dante bis Ibsen zu sagen hätte. Ob diese Abneigung, sich tragisch durchrütteln zu lassen, gerade ein gutes Zeichen für die Tiefe unseres Kunstbegriffes ist, bleibe dahingestellt. Jedenfalls ist es verzeihlich und natürlich, in der Welt des Scheines vor allem Erholung und Aufheiterung zu suchen, und nicht jedermanns Sache, erst durch die tiefere Erkenntnis des Menschenschicksals an dieses wünschenswerte Ziel zu gelangen. Diesem Bedürfnis eines leichteren Genusses kommt Seidel in ebenso feiner als edler Weise entgegen. Dass er nicht der Mann ist, die Weltliteratur auch nur einen halben Zoll weiterzuschieben, das ist klar. Aber unter den tausenden jahraus, jahrein erscheinender Bücher, die den Stempel rascher Vergänglichkeit an der Stirne tragen, fallen die seinigen als besonders freundlich und verwendbar in die Augen. Er gehört zu den wenigen Schriftstellern, von denen man jeden Band, auch wenn man ihn vorher nicht kennt, unbedenklich hernehmen und in Gesellschaft von Frauen vorlesen mag, ohne Gefahr zu langweilen, oder aus irgend einem Grunde peinlich zu berühren. Und doch ist es nicht ausschließlich Kost für höhere Töchter, sondern befriedigt auch einen anspruchsvolleren Geschmack, vorausgesetzt, dass er nicht überreizt ist.

Den Grund für diese Thatsache suche ich in der Vereinigung eines einfachen Sinnes mit der ruhigen Besonnenheit eines Mannes, der arbeitsam mitten im Getriebe des Lebens — und nicht nur des literarischen Lebens — steht. Nichts scheint mir geeigneter, den Schlüssel zu diesem Wesen zu liefern, als die wenigen Zeilen, die ich einer Lebensskizze des Dichters entlehne. „Heinrich Seidel“, heißt es da, „ein mecklenburgischer Pastorsohn, wohnt schon seit langen Jahren in Berlin. Seines Zeichens ist er Ingenieur; die Construction der Ankunfts- und Abfahrtshalle des Anhalter Bahnhofes, einer der größten Anlagen in Deutschland, rührt von ihm her.“ — Begreiflich ist es, dass einem solchen Manne das Poetische nicht gleichbedeutend mit Romantik ist. Vielmehr weiß er das Schöne und Erhebende auch im alltäglichen Leben aufzufinden, so z. B. wenn er auf die Bemerkung Radloffs, die neue Eisenbahn „verschimpfiere“ die Gegend, seinen Wigand erwidern lässt: „Ich kann mir eine Zeit denken, wo wir noch andere Beförderungsmittel haben werden, die noch viel fürchterlicher und geräuschvoller durch die Länder sausen, als die heutigen. Glaubst du nicht, dass es dann Leute geben wird, die von dem längst verklungenen poetischen Pfiff der Locomotive schwärmen, wie heut die Mondscheinpoeten vom Posthorn? Denk' nur an die Kinder! Was spielen sie vorzugsweise? Eisenbahn. Im Zimmer bauen sie sich Züge aus Stühlen und draußen rennen sie mit großem Geschnaufe einher, pfeifen und bremsen, und läuten und halten an und rufen: Richenberg! Aussteigen! Ich für meinen Theil finde die Eisenbahn sehr poetisch. Es ergreift mich stets, wenn ich zufällig allein in meinem nahen Walde bin, und der Schnellzug durchfährt. Schon von ferne vernimmt man sein dumpfes Rollen, das schnell näher kommt und allmählich einen schmetternden Klang annimmt. Mit einemmale ist das schnaubende Ungeheuer

heran, der Boden erzittert, und im nächsten Augenblicke donnert es mit sausendem Rucke vorbei, eine wirbelnde Wolke von Staub und Blättern hinter sich. So schnell wie es kam, verschwindet die Rückwand des letzten Wagens in der Ferne, bald nur noch ein sanftes, verhallendes Rollen, und die Einsamkeit ist wieder da mit Vogelsang und Blätterrauschen und Schmetterlingen, die sich auf dem Bahndamme sonnen. Ich finde das groß und ergreifend."

Spricht aus diesen anschaulichen und warmempfundenen Worten vorzüglich der poetisch gestimmte Techniker, so weist der zarte Natursinn, der sich an zahlreichen anderen Stellen kundgibt, auf die in ländlicher Stille verbrachten Jugendtage des Dichters hin. Als besonders schön erscheint mir die kurze Schilderung, wie Wigand und seine Braut auf dem Wege zur Dorfkirche vom Regen überrascht werden: „Unbeachtet war an dem blauen Sommerhimmel eine Wolke aufgezogen, und kurz bevor das Brautpaar in die Kirche trat, sendete sie bei hellem Sonnenscheine ein leichtes Schauer blitzender Tropfen herab. Die Leute drängten nach und der Kirchhof blieb leer, während es noch eine kleine Weile fortregnete und die Steige sich dunkler färbten; nur die von Bäumen und Büschen beschützten Stellen blieben trocken und hell. Aus der Kirche tönte Gesang und Orgel und dann die schallende Stimme des Pastors. Der Regen vertropfte, und über dem Grabdenkmal des Herrn von Rephuhn, des letzten seines Stammes, sang ein Gartenlaubvogel in hellem Jubel auf dem wie von Thränen blitzenden Zweige einer Traueresche. In der Kirche war es stiller geworden. Dann tönte zum zweitenmale Orgel und Gesang und nach einer Weile strömten die Leute wieder hervor. Unterdessen war fast jede Spur des Regens entschwunden, gleichmäßig blau wölbte sich der Himmel und in gleicher Helle lagen die Steige im Sonnenschein; nur an dem erfrischten Blattwerke blitzte nach hier und da ein schimmernder Tropfen . . ."

Die Kunst, mit der der Dichter hier den Leser die Trauung vor der Kirche mitmachen läßt, das unbeschreibliche Etwas, das man mit einem abgebrauchten musikalischen Ausdruck Stimmung, und mit einem nicht minder abgebrauchten malerischen Ausdrucke Färbung nennt, reicht fast an die höchsten Muster auf diesem Gebiete heran, an Flaubert und Jean Paul. Anders aber steht es um die Menschenzeichnung. Hier mangelt es gewaltig an Vertiefung. Was ist z. B. der vielbeliebte Lebrecht Hühnchen, die populärste Gestalt, die Seidel geschaffen hat (in dem Buche „Jarinde und andere Geschichten"), der er die größere Hälfte seines noch im Wachsen begriffenen Ruhmes als Humorist verdankt, wenn man ihn mit älteren und lebensvolleren Typen fröhlicher Genügsamkeit vergleicht! Aber freilich sollte man nicht so unbescheiden sein. Denn gegenüber gesunden Begriffen künstlerischer Kraft und Größe stellt sich gar bald heraus, daß nicht nur der vortreffliche Leberecht Hühnchen, dessen Bekanntschaft zu machen ich übrigens jedermann aufs wärmste empfehlen kann (und dessen ärgster Feind Heinrich Seidel selbst ist, weil er ihn in nicht endenwollenden Variationen zutode hetzt) sondern auch manche andere vielbewunderte Gestalt unserer modernen Literatur weder aus Fleisch und Blut, noch aus Erz, sondern aus — Tragant ist.

Offenbar ein Stiefbruder Leberecht Hühnchens ist der Herr Pastor Krahnstöver, der zugleich mit seiner Gattin im „Schatz" eine nicht ganz unwesentliche Rolle spielt. Er ist gewissermaßen der Brennpunkt, in dem die wärmenden Strahlen des Behagens sich sammeln; sein Haus der Ort, wo Wigand und Hildegard einander kennen und lieben lernen. Dies geschieht auf einer ganz köstlich ge-

schilderten nächtlichen Schmetterlingsjagd, die der Pastor veranstaltet, und die jeder, der selbst einmal Käfern oder Faltern nachgestellt hat, — und wer hätte das nicht! — kaum ohne freudiges Herzklopfen wird lesen können. Krahnstöver ist nämlich ein leidenschaftlicher Verfolger dieser bunten Sommervögel, und seine prächtige Sammlung bildet den Schatz, der ihm über alles geht, den er ängstlich hütet, an dessen Vermehrung er Tag und Nacht arbeitet.

Und so wäre ich glücklich beim vierten „Schatz" der Erzählung angelangt. Welchen wohl von den vieren die freundliche Leserin für sich erwünschen möchte? Die vergrabenen Schätze des alten Rephuhn oder die aufgespießten Schätze des Pastors? Die verstaubten Nippes und Bibelots des glücklichen Schatzfinders Radloff, oder den kufslichen Schatz, den Wigand sich errungen? — Ich wage es nicht zu entscheiden, denn Beverneſt, der alte Gärtner auf Richenberg hat Recht: „Dem einen seine Uhle is dem andern seine Nachtigahl."

Das „Gut an sich".

Eine Geschichte von Th. H. Pantenius.*)

Während ich in Riga lebte, hatte ich das Glück, in einem Kreise sehr bedeutender Menschen verkehren zu dürfen. Diese durch die Bande der Verwandtschaft und langjähriger Freundschaft eng verbundenen Männer und Frauen hatten, was ihnen etwa einst an conventionellem Wesen anhaftete, längst abgestreift, ein jedes gab sich wie es war und sprach wie es dachte. Da nun alle edel empfanden und klug waren, so entwickelte sich in dieser Gesellschaft fast immer eine Conversation, an welche die beiden anderen Überlebenden jetzt gewiss ebenso oft und gewiss stets mit derselben schmerzlichen Sehnsucht zurückdenken wie ich. Das einfachste alltäglichste Vorkommnis gab Anlass zu einer Bemerkung, die eine weite Perspective eröffnete. Nun stimmte man zu und führte weiter aus oder man widersprach, und ehe wir uns dessen versahen, waren wir bei den interessantesten und wichtigsten Fragen.

In diesem Kreise nun verlebte ich die letzten Stunden des Jahres 1873. Wir waren diesmal nicht, wie meist, ganz unter uns, denn unser aus Sachsen stammender Wirt hatte sein Haus heute einem an ihn empfohlenen Landsmanne, einem erst im Herbst nach Riga übergesiedelten Professor am Polytechnikum, geöffnet und ihn gebeten, den Sylvesterabend mit uns zu verleben. Dieser Professor war ein älterer Junggeselle von schweigsamem, zurückhaltendem Wesen, doch gefiel er uns gut, und wir plauderten bald, als ob er uns allen seit lange bekannt gewesen wäre. Nun erzählte der Rechtsanwalt, dass vor ein paar Stunden der Doctor so und so, einer der angesehensten Ärzte der Stadt,

*) Aus dem höchst liebenswürdigen Büchlein: „Kurländische Geschichten" von Th. H. Pantenius. Leipzig. A. G. Liebeskind. 1892.

plötzlich einem Schlagfluss erlegen sei, und eine der Damen rief unwillkürlich: „Wie traurig!“ – „Ob das nun wirklich «trourig» ist“, meinte ich, „ist denn doch froglich. Der Doctor war längst Witwer, seine Kinder sind erwachsen und bedürfen weder mehr der Erziehung, noch anderweitiger Hilfeleistungen. Ist es da mit Recht als «trourig» zu bezeichnen, dass ein schneller Tod seinem Leben ein Ende machte? Oder ist er vielmehr zu beneiden?“

„Sie müssen, wie ich glaube“, nahm jetzt der Staatsroth das Wort, „die Frage dahin stellen, ob das Leben schon an sich ein Gut sei, oder ob es erst unter gewissen Voraussetzungen — z. B. wenn es ein glückliches oder wenn es zum Gedeihen oder zum Glück anderer unentbehrlich ist — ein Gut werde. Wenn wir uns für die erstere Alternative entscheiden, so werden wir in der That auch einen Todesfall wie den, von welchem wir eben reden, bedauern dürfen und bedauern müssen.“

Wir acceptierten die Fragestellung, und es entspann sich eine lebhafte Debatte für und wider. Von beiden Seiten wurden mancherlei Argumente vorgebracht. Das Leben, behaupteten die einen, sei zweifellos an sich ein Gut, denn nur das Leben gebe uns die Möglichkeit, den sittlichen Aufgaben gerecht zu werden, welche Gott dem einzelnen gestellt habe. Da wir nun in keinem Lebensabschnitt und in keinem Verhältnis ohne solche Aufgaben wären, so folge schon daraus, dass wir nicht wünschen dürften, unser Leben verkürzt zu sehen. Es sei ferner zweifellos die Aufgabe jedes einzelnen, schon hier zu einer möglichst hohen Stufe sittlicher Entwickelung aufzusteigen, niemand aber werde in Abrede stellen, dass uns das nur möglich sei, wenn die in einem längeren Leben geführten Kämpfe unsere sittliche Kraft gestärkt und die während derselben gewonnenen Erfahrungen unsere Einsicht vermehrt hätten. Eben deshalb sei auch der Trieb zum Leben der stärkste in der Seele eines gesund empfindenden Menschen, und je länger der Mensch lebe, umso stärker entwickele sich dieser Trieb, so dass bekanntlich sehr alte Leute ganz besonders am Leben hingen.

Dagegen wurde zunächst eingewendet, dass hier nicht von einem Selbstmord, sondern von einem natürlichen Tode die Rede sei, von einem Falle also, in dem Gott selbst allen sittlichen Aufgaben ein Ende gemacht habe. Es sei sodann doch mindestens fraglich, ob denn wirklich unsere sittliche Entwickelung mit dem Tode endgiltig abgeschlossen sei, und die Möglichkeit erscheine in keiner Weise ausgeschlossen, dass wir in jenem Leben vor Aufgaben gestellt würden, von denen wir Menschen uns zwar keine Vorstellung machen könnten, die aber deshalb nicht weniger ernst und bedeutend wären als die irdischen. Die Lust zum Leben endlich sei zweifellos bei den meisten Menschen einer der stärksten Triebe, aber doch keineswegs bei allen. Das würde nicht nur durch die Selbstmorde, sondern auch durch jene Lebensmüdigkeit und jenen Widerwillen gegen das Leben bewiesen, welche nur zu oft die Begleiterinnen des Talentes oder sonst höchster Begabung seien. Was sei denn die Askese, die uns doch bei allen Religionen begabter Völker in dieser oder jener Form begegne, anders als die bewusste Verneinung des Lebens bei lebendigem Leibe? Würde denn jemand von uns, so fragte man, falls es ihm freigestellt würde, sein Leben noch einmal zu beginnen, von dieser Erlaubnis Gebrauch machen?

Dieser letzte Punkt fand zumal lebhaften Widerspruch, und wir gewahrten, dass die Lust am Leben oder die Verneinung desselben nicht nur die große Menschheit, sondern auch unsern kleinen Kreis in zwei Parteien theilte.

Der Professor hatte sich an der

Debatte nicht betheitigt, sondern sich darauf beschränkt, ihr aufmerksam zu folgen. Als sich nun unser Wirt mit der Frage an ihn wandte, wie er denn über diese Dinge denke, erwiderte er, indem er mit einer schnellen Kopfbewegung die Haarlocke, die ihm auf die Stirn herabgefallen war, zurückwarf: „Ich bin der Überzeugung, dass das Leben nicht nur an sich ein Gut, sondern das höchste Gut, das «Gut an sich» ist, und ich glaube Ihnen das beweisen zu können."

„Und wodurch?"

„Dadurch, dass ich Ihnen ein Erlebnis aus meinem Leben erzähle."

„Vortrefflich. Erzählen Sie!"

Unser aller Augen hafteten jetzt auf dem klugen, scharf geschnittenen Gesichte des Professors. Dieser lehnte sich in seinen Sessel zurück und erzählte, während seine schmale, weiße Rechte in seinem schwarzen, bereits von Silberfäden durchzogenen Vollbart spielte, wie folgt: „Ich bin einer armen Witwe Sohn und ich habe eine schwere Jugend hinter mir. Mein Vater, der im sächsischen Erzgebirge Förster war, wurde, als ich erst acht Jahre alt war, von einem Wilddiebe erschossen, und meine Mutter blieb mit sechs Kindern und einer Pension zurück, die viel zu gering war, um ihr auch nur die bescheidenste Existenz zu ermöglichen. Wir siedelten nun nach Dresden über, und meine Mutter vermietete möbtierte Zimmer an Fremde, sie erlag aber nach einigen Jahren den Anstrengungen ihrer Arbeit, und wir Kinder wurden vertheitt. Da ich eine leidtiche Stimme hatte, wurde ich in das Alumnat des Thomasgymnasiums zu Leipzig aufgenommen, und da ich ferner auf der Schule zu den besten Schülern gehörte, so verschaffte man mir nachher ein Stipendium, welches es mir ermöglichte, Mathematik zu studieren.

Nicht wenige meiner Mitalumnen fühlten sich in dieser Stellung höchst behaglich, viele andere rieb wenigstens unser Joch nicht wund, mir aber war die Abhängigkeit kaum erträglich und ich trug mich schon damals mit Selbstmordgedanken. Diese tauchten auch später auf der Universität immer wieder in mir auf und fanden einen nur zu günstigen Boden. Ich hatte meinen Kinderglauben verloren, ohne dass anderweitige, feste religiöse Anschauungen an seine Stelle getreten wären. Ich fühlte mich ferner sehr einsam und verlassen, denn mit meinen Geschwistern, die alle bedeutend älter waren ats ich, hatte ich kaum irgend welche Fühlung gewonnen, und mein verschlossenes Wesen bewirkte, dass ich auch meine Commilitionen mehr abstieß als anzog. Endlich: ich war sehr arm, da mein Stipendium nur gerade hinreichte, um mir die Fristung meines Daseins zu ermöglichen. Sie werden es begreiflich finden, dass ich mir unter diesen Umständen oft die Frage vorlegte, ob es sich denn für mich der Mühe lohne, ein Leben weiter zu teben, das mir als eine schwere Last erschien. Ich war niemand unentbehrlich, ja ich durfte nicht annehmen, dass irgend jemand mich auch nur vermissen würde. Ich sah auch kein Ziet vor mir, wetches mir wert zu sein schien, mit einem einsamen Leben voller Entbehrungen erkauft zu werden. Ich war nicht anmaßend genug, um anzunehmen, dass meiner Wissenschaft durch mein frühes Ende ein Verlust zugefügt würde, und wenn ich mich fragte, ob es sich lohne, ein sehr unglücklicher Student zu bleiben, um schließlich ein nicht weniger unglücklicher Gymnasiatlehrer zu werden, so musste ich die Frage verneinen. Dass aber das Leben an sich kein Gut sei, war mir ganz zweifellos. Warum also ihm nicht ein Ende machen? Die kurze Todesqual stand in gar keinem Verhältnisse zu den Leiden, die mich voraussichtlich erwarteten, wenn ich am Leben btieb. Jener Sprung ins völlig Ungewisse musste ja überdies doch einmal gethan werden, einerlei, ob ich

von eigner Hand jetzt oder eines natürlichen Todes später starb. Ich machte mich allmählich in Gedanken mit dem voraussichtlichen Hergange vertraut. Ein Schutzmann fand auf einem Patrouillengange durchs Rosenthal meine Leiche im Wasser. Man brachte eine Bahre herbei und schaffte sie in die Anatomie. Meine alte Wirtin stellte dort nach vielem Sichzieren meine Identität fest und fand in dem Vorgange eine Quelle unzähliger Berichte für die Kaffeestündchen im Kreise der Hausgenossen. Meine Geschwister tauschten unterdessen gegenseitige Condolenzbriefe aus, und die Studenten giengen schmunzelnd an den frischen Cadaver. Nach vier Wochen war es, als ob ich nie gelebt hätte.

Ganz besonders hieng ich naturgemäß diesen Gedanken im Winter nach. Kennt jemand von den Damen oder den Herren einen Leipziger Winter? Kennen Sie ihn vielleicht, Herr Doctor? Nicht? Freilich, Sie haben ja nicht auf der Landesuniversität studiert. Nun, es ist eine entsetzliche Zeit. Trübes Gewölk verhüllt wochenlang den Himmel, und Regen und Schnee, die im Niederfallen schwarze Rußflocken mit sich nehmen und die kein Frost bindet, bedecken Straßen und Plätze mit einem schmutzigen, widerwärtigen Nass. Überall athmet man eine schwere, dumpfe, nach Kohlen riechende Luft, und selbst wer die Stadt verläßt, kann nicht freudig aufathmen, denn in den Niederungen, welche sie, von träge fließenden Gewässern durchströmt, von allen Seiten umgeben, ist die Luft nicht im geringsten freier. An solchen Tagen mag es selbst dem Glücklichen schwer sein, sich schwermüthige Gedanken fernzuhalten, auf den Unglücklichen aber senkt sich die Traurigkeit mit unwiderstehlicher Gewalt herab und erdrückt ihn. Es ist kein Zufall, dass sich in Leipzig verhältnismäßig mehr Menschen das Leben nehmen als irgendwo sonst in der Welt.

Ich sagte Ihnen schon, dass ich nur zu wenigen Commilitionen flüchtige, zu keinem von ihnen intime Beziehungen hatte. Trotzdem litt ich ganz besonders während der Ferien, vielleicht freilich nur, weil dann selbst die Zerstreuung wegfiel, welche der Besuch der Collegien bot.

So war die zweite Weihnachtszeit, die ich auf der Universität verbrachte, herangekommen und vorübergegangen. Ich hatte den Weihnachtsabend allein auf meinem Zimmer verbracht, ohne Baum, ohne jede Festesfreude. Ich beschloss, diesen Abend nicht noch einmal zu erleben und mit dem Jahre auch mein Leben abzuschließen.

Bis in die Stadt Leipzig hinein erstreckt sich ein großer waldartiger Park, das bekannte Rosenthal. Dieses Rosenthal wird von zwei Flüssen, der Pleiße und der Weißen Elster, die ihrer Vereinigung zustreben, umflossen, und am Ufer der letzteren hatte ich mir ein Plätzchen ausgesucht, an dem ich sterben wollte. Die Elster wird ziemlich am Ende des Rosenthales durch ein Wehr gehemmt, und der Fluss schien mir unmittelbar vor demselben sehr tief zu sein. Ich wollte mich nun, indem ich mich über das Wasser beugte, erschießen und hoffte so unter allen Umständen ein schnelles Ende zu finden.

Am letzten Tage des Jahres kaufte ich mir am Morgen einen Revolver und ordnete mein bisschen Habe. Beides nahm vielleicht eine Stunde in Anspruch. Was aber nun mit der Zeit bis Mitternacht anfangen? denn es schien mir sinnlos, den letzten Tag meines Lebens mit Arbeiten zu verbringen. Ich beschloss schließlich, während meiner letzten Stunden zu leben wie ein Wohlhabender. Es war ja auch wirklich einerlei, ob meine fünf Geschwister sich später die dreißig Thaler, die ich besaß, theilen konnten oder nicht. Ich begab mich also in ein feines Restaurant und ließ mir dort Austern, Caviar und eine

Flasche vom theuersten Bordeaux geben. Die beiden erstgenannten Delicatessen schmeckten mir aber so schlecht, dass ich sie stehen lassen musste, und auch der Wein mundete mir nicht im geringsten. Also selbst diese Genüsse waren für mich keine! Ich verließ missmuthig den Keller und promenierte eine Weile auf der Grimmaischen Straße, aber die Menschen, die mir begegneten, erschienen mir so durchaus unsympathisch, dass ich es nicht lange unter ihnen aushielt und auf mein Stübchen flüchtete. O wie unerträglich war doch das Leben!

Ich brütete vor mich hin, bis die Straßenlaternen ein trübes Licht bis zu mir hinaufsandten. Ich sah nach der Uhr. Es war erst sechs! Es war unmöglich, dass ich den ganzen Abend hier verbrachte. Ich eilte hinaus und gieng ins Theater. Ich nahm auch jetzt wieder den ersten Platz. Mein Anzug, vielleicht auch mein Aussehen bewirkten, dass die eleganten Damen und Herren neben mir mich mit verwunderten und, wie es mir schien, mit verächtlichen Blicken betrachteten. Wie sollten sie nicht! Ich hatte ja nichts, was in der Welt geschätzt wird! Ich gehörte nicht in sie. Auch das Stück konnte mich nicht fesseln. Es war einer jener Schwänke, die nur dem Glücklichen ein paar fröhliche Stunden bereiten können. Mich beleidigte das ausgelassene Spiel, das hier mit den Menschen getrieben wurde, das Lachen der Zuschauer kränkte mich, ihr dummes Beifallklatschen widerte mich an, aber ich hielt bis zum Schlusse aus. Dann giengen alle diese lachlustigen Menschen auseinander, und ich war wieder allein auf den Straßen, in denen ich nun umherirrte, bis es endlich zehn schlug. Nun eilte ich nachhause, holte meine Waffe und wanderte langsam dem Rosenthale zu.

Es war ein verhältnismäßig warmer, windstiller Abend. Es regnete, aber nicht stark, und mitunter fielen auch einige große Schneeflocken. Eine Weile leuchteten mir noch Laternen, dann aber umfieng mich von allen Seiten der dunkle schweigende Wald.

Obgleich mit einem geladenen Revolver unterwegs, um mir das Leben zu nehmen, empfand ich doch ein lebhaftes Furchtgefühl. Ich war mir des Widerspruches, der in diesen beiden Thatsachen liegt, voll bewusst, aber ich wurde trotzdem ein Gefühl des Grauens nicht los, und diese Empfindung galt nicht dem sicheren Tode, dem ich entgegengieng, sondern den unbekannten Gefahren, die mich in der finstern Einsamkeit rings um mich möglicherweise umgaben.

Der Boden war durch den Regen so erweicht, dass ich kaum meine eignen Tritte hörte. Plötzlich rauschte es nicht fern von mir im Gebüsch und brach dann schnell durch die Zweige. Mir blieb das Herz stehen vor Furcht und ich fühlte, wie sich mir das Haar sträubte. Sobald ich freilich meiner aufgeregten Nerven Herr geworden war, wusste ich, worum es sich handelte. Ich hatte ein Rudel Rehe erschreckt, das zur Tränke zog.

Ich setzte meinen Weg fort und erreichte das Wehr. Ich hatte gehofft, dass das Wasser hier wie gewöhnlich so stark rauschen würde, dass der Knall des Schusses darüber kaum vernehmbar sein konnte, aber der Wasserstand war ein so hoher, dass die schwarze Flut fast geräuschlos über das Hindernis hinwegschoss.

Ich setzte mich auf eine Bank und wartete. In der Geburtsstunde des Jahres wird mit allen Glocken geläutet, und überdies ist es in Leipzig Sitte, dass die Leute in der Neujahrsnacht, wenn es zwölf Uhr schlägt, aus den Wirtshäusern ins Freie treten und das junge Jahr mit lautem Prost-Neujahr-Rufen begrüßen. Darauf rechnete ich, Glocken und Rufe mussten bis zu mir in die Einsamkeit dringen, wenn nicht aus Leipzig, so doch von einem naheliegenden Dorfe her.

Endlich ein dumpfer Klang und

noch einer und wieder einer — die Neujahrsglocken. Und jetzt ein anderer Ton, der zusammengesetzt ist und doch in ein einheitliches Brausen zusammenklingt — die Rufe der Leute. Es war an der Zeit. Ich ergriff meinen Revolver und erhob mich. Aber ich blieb bewegungslos stehen, denn es war mir, als ob ich auf dem Wege, den ich selbst gekommen war, einen leisen Tritt hörte. Zweifellos — es kam jemand. Ich strengte meine Augen auf das äußerste an, aber ich konnte nur die Umrisse einer menschlichen Gestalt erkennen. Diese Gestalt trat jetzt von dem Wege in das Buschwerk, welches das Ufer des Flusses umsäumte.

«Es muss sein», klang es zu mir herüber, zitternd, verzweifelt.

Ich ließ den Revolver fallen, war mit einem Satz im Gestrüpp und umfieng die Gestalt mit beiden Armen. «Was wollen Sie thun?» rief ich, und ich empfand es in diesem Augenblicke als das höchste Glück, dass ich trotz der Finsternis nicht fehlgegriffen hatte, nicht zu spät gekommen war.

Es währte eine Weile, bis der Mann in meinen Armen die Sprache wiederfand. Mein plötzliches Erscheinen hatte ihn allzusehr erschreckt. «Ach, mein lieber Herr Schutzmann», bat er endlich in kläglichem Tone, «lassen Sie doch einen alten Mann aus dem Leben gehen, der, schwach und krank, zu gar nichts mehr gut ist.»

«Schämen Sie sich, so zu reden», rief ich. «Wer darf sagen, er sei zu nichts nütze? Und nun kommen Sie, setzen Sie sich zu mir auf die Bank und erzählen Sie mir, wer Sie sind und was Sie zu dem verzweifelten Entschlusse getrieben hat.»

Wir setzten uns, und der Alte erzählte, während die Neujahrsglocken und das Toben der Übermüthigen durch den entlaubten dunklen Wald zu uns herüber klangen. Was er erzählte? Die Geschichte eines armen Mannes!

In mir aber gieng unterdessen eine Wandlung vor sich, wie ich sie noch nicht erlebt hatte. Jenes Gefühl, das mich, den Selbstmörder mit dem Revolver in der Hand, antrieb, auf den Selbstmörder am Ufer des Flusses loszustürzen und ihn zurückzureißen, war so aus meinem innersten Herzen gekommen, mit solcher Allgewalt und so zweifellos aus dem Besten in mir, dass mir mein eignes Vorhaben nicht nur wie die größte Thorheit, sondern wie ein ungeheures Verbrechen erschien. Ich suchte den Revolver auf und schleuderte ihn ins Wasser. Ich wusste jetzt, dass das Leben nicht nur ein Gut ist wie andere Güter auch, ein relatives Gut, sondern «das Gut», das «Gut an sich!»"

Der Professor schwieg. Er war, während er erzählte, sehr bleich geworden, und er fuhr sich mehrmals mit dem Tuche über die Stirn — das einst Erlebte stand offenbar auf das lebhafteste in seiner Erinnerung.

Wir blickten eine Weile schweigend vor uns hin. Dann nahm der Rechtsanwalt das Wort. „Der Satz bedarf doch einer Einschränkung", sagte er. „Das Leben ist das höchste «irdische Gut!»"

„So meinte ich es", erwiderte der Professor.

Unser Wirt blickte auf die Uhr. „Es ist zehn Minuten vor zwölf", sagte er. „Sie haben uns einen großen Dienst erwiesen, Herr Professor. Wenn wir jetzt, ehe wir in perlendem Weine das neue Jahr willkommen heißen, nach unserer Sitte die Herzen zu Gott erheben, um ihm zu danken für alles, was wir im alten erleben durften, werden wir nicht vergessen, ihm auch dafür zu danken — dass wir überhaupt leben."

Dichter-Misgeschick.

Schlimmeres kann einem Dichter nicht leicht passieren, als wenn er von einer bestimmten Partei ins Eigenthum genommen wird. So hat mir Oskar Redwitz einmal geklagt, dass seinem Poetennamen im Lesepublicum nichts so sehr geschadet habe, als — sein Meisterwerk, die „Amaranth", weil dasselbe ihn in den Geruch eines rein kirchlichen Dichters gebracht hätte. Heinrich Heine hat jahrzehntelang im deutschen Volke Respect genossen, als aber die Philosemiten anhuben, ihn demonstrativ zu protegieren, ward es aus mit ihm. Felix Dahn ist ein ganz trefflicher Schriftsteller, aber seitdem die Deutschnationalen ihn heilig sprachen, verengert sich sein Lesekreis. Nachdem Robert Hamerling gestorben war, riefen es die Antisemiten aus: Er gehört uns! Seine Verlagshandlung weiß ein Lied zu singen davon, in welcher Weise diese willkürliche Aneignung auf den Absatz seiner Werke gewirkt hat. Eine Sammlung für sein Denkmal, deren Aufruf nur dieses Dichters nationale Seite betonte, hat in Deutschland Fiasco gemacht. Die Deutschnationalen haben Franz Keim für den ihren erklärt, nun stutzen viele, Gegendemonstrationen zeigen sich, und dieser bedeutende Dichter hat seine liebe Noth, allgemeiner durchzudringen.

Es ist ja auch natürlich, eine einzige Partei, und sie mag noch so groß sein, ist immer nur ein kleiner Bruchtheil des Volkes. So oft die Partei einen als „ihren" Dichter nennt, so oft sagen sich die Außenstehenden: Gehört er ihnen, so gehört er nicht uns, und es wird wohl eine aufgebauschte Parteigröße sein. Und wem die Partei zuwider ist, dem wird auch ihr Protectionskind, der Dichter, zuwider, der aber zumeist ganz unschuldig ist. Dem Dichter fällt es gar nicht ein, gerade für einen bestimmten Theil des Volkes zu dichten, er will möglichst vom ganzen Volke verstanden sein. Seine Partei ist jener ohnehin nicht allzugroße Theil des Volkes, der sich für Poesie interessiert.

Anzengruber beklagte sich einst über Parteizeitungs-Kritik wie folgt:

„Loben die Liberalen,
So schimpfen die Reactionären
Und fluchen die Clericolen,
Als ob wir der Teufel wären.

Wir wollen lieber wandern
Zu anderen, die nicht raufen
Um uns, nicht schimpfen, loben,
Doch unf're Bücher kaufen."

National sein! national sein! ist jetzt ein beliebtes Schlagwort der Kritik. Zum Kuckuck, wie kommt die Politik in die Ästhetik?

Dass ein Poet, der Herz und Charakter hat, seinem Volke treu sei, dass der deutsche Dichter auch ein deutscher Mann sei, ums Himmelswillen, das ist ja doch selbstverständlich, das ist gar kein Verdienst, sondern Natur und Pflicht. Seinem Volke treu zu sein, das muss jeder können, dazu braucht er nicht erst Dichter zu sein.

Wenn es die Wortführer solcher

Parteien, die einen Poeten oder Schriftsteller für sich allein haben wollen, oder für sich zu haben vorgeben, und ihn daraufhin begönnern — wenn sie einmal bedächten, wie sehr sie dem Manne damit schaden, schon materiell, aber noch weit mehr moralisch. Sie erklären ihn durch seine Beschlagnahme für einen, der in Politik und Tendenz macht, der nur für solche zu brauchen ist, die zur Partei gehören. Ihr Lob des Dichters wird diesem zum Verhängnisse.

Es ist kein Wunder, wenn der Poet sich gegen solche Freunde und Gönner leidenschaftlich zu verwahren sucht, wie es in genauer Erkenntnis der Dinge Hamerling gethan hat. „Wenn ich schon Dichter bin", sagte Stelzhamer einmal, als ihn die Geistlichen haben wollten, „wenn ich schon einer bin, so lasst es mich für alle sein und lasst es mich für immer sein, nicht für eine bestimmte Gruppe und nicht für eine bestimmte Zeit." — Stelzhamer war freilich nicht für alle, weil die wenigsten nur seine Mundart verstehen.

Kürnberger that einst im Freundeskreise die Bemerkung: „Wir leben in der Zeit der Zeitungen. Schreibe in Prosa oder Versen, wie du willst, aber leitartikle. Schreibe Lieder oder Dramen oder Romane, es ist gleich, nur leitartikle sie. Du wirst als Leitartikler zwar nie ein Volk um dich haben, jedoch stets eine Gemeinde." Kürnberger selbst aber leitartikelte nicht.

Ein gutes Wort wird von Rudolf Falb erzählt. Er sagte: „Kann von einem Astronomen verlangt werden, als solcher katholisch oder hebräisch oder deutschnational zu sein? In gewissem Sinne ist auch das Ideal des Dichters wie ein Sternenhimmel, wie die Sonne, die aufgeht über alle, über Gute und Böse."

Das ist natürlich nur bedingt gemeint, bezogen auf die ewigen Ideale. Nun vertritt freilich der Dichter die Sache des Menschen, seiner Kämpfe, Siege, Leiden und Seligkeiten. Er wird von Religion, Volk und Vaterland singen, wie ihm ums Herz ist, das Lied wird im Volke fruchten, aber es wird nicht vertragen von einer Partei, tendenziös mit Sonder- und Tagesfragen verquickt zu werden. Nicht als ob die Zwecke und Ziele der Partei stets verwerflich wären, aber die Partei als solche, die Partei mit ihrem eigennützigen, engherzigen, oft unlauteren Spiele entwürdigt den Dichter fast immer. Der Dichter kokettiert nicht. Sein religiöser Sang ist so wenig dem Clerus zuliebe gesungen, als sein Vaterlandslied einer politischen Fraction zuliebe. Und wenn solche Parteien sich thatsächlich des Liedes bemächtigen, dann wird es auch sicherlich misdeutet, misverstanden und compromittiert.

Allerdings gibt es Poeten, die sich eine Ehre daraus machen, nur für eine Partei zu schreiben, und in gewissem Sinne ist es das Undankbarste wahrlich nicht. Im allgemeinen aber wird es der Dichter als ein Misgeschick zu betrachten haben, wenn sich seiner eine bestimmte Partei bemächtigt, um ihn demonstrativ für ihre Zwecke auszunützen. F. L. K.

Touriſtik und Bergfexerei.

Ein ziemlich ſcharfes, aber in vielen Fällen treffendes Wort über die moderne Touriſtik ſpricht der alpine Schriftſteller Heinrich Noë in der Monatsſchrift „Vom Fels zum Meer“. Den einen zur Darnachachtung, den anderen zur Ergötzung ſei deſſen glänzendem Aufſatze „Aus den Schweizer Alpen“ folgender Auszug entnommen.

Alles findet nach und nach ſeine Geſchichtſchreibung. Die Menſchen dürfen was immer erſinnen, ſo folgt ihnen jemand, der das erzählt, was ſie gethan haben. Und nicht ſellen ſtellt ſich hinter dieſem Erzähler wieder ein anderer ein, der uns einen Bericht abſtattet über die verſchiedenartigen Schilderungen, die dem gedachten Gegenſtand gewidmet waren.

Auf dieſe Weiſe iſt es gekommen, daſs der ſogenannte Alpinismus bereits nicht nur ſeine Literatur, ſondern auch ſchon ſeine Bibliographie hat. Vor mir liegt ein prachtvolles, in rothen Saffian gebundenes Werk in Großquart, welches ein Engländer über die „Pionniere der Alpen“ geſchrieben hat. Es koſtet zwei und ein halbes Pfund Sterling und bietet dafür dem Leſer die Bildniſſe der am meiſten beſchäftigten Schweizer Gletſcherführer, nebſt deren Lebensbeſchreibung.

Mancher wird über dieſe neue Art von Plutarch erſtaunt ſein. Ein nicht geringeres Erſtaunen hat ſich jedoch wahrſcheinlich dieſer wackeren Männer ſelbſt bemächtigt, die mit ihrer Vergangenheit als ehrſame Schuſter oder Tiſchler, Laſtträger und Maulthiertreiber, Bauernknechte und Schafhirten ihr Conterfei auf einmal in Cabinetsformat zwiſchen den Seiten glänzenden Velinpapiers inmitten eines Prunkbuches erſter Ordnung vorfinden.

Auch beſitzen wir aus verſchiedenen Ländern Geſchichten der Bergbeſteigungen, die ſich auf das betreffende Land beziehen. Ein Kritiker möchte vielleicht ſagen, daſs die Erzählungen dieſer verſchiedenen Beſteigungen viel zu viel Ähnlichkeit miteinander haben, als daſs man, ſtatt mit dem großen Strauße dieſer Darſtellungen, nicht auch mit einzelnen Blüten desſelben hätte vorlieb nehmen können. Es kann in der That nicht abgeleugnet werden, daſs, wenn ſtatt des Jackl der einen Beſchreibung der Seppl einer anderen, ſtatt der nach Nord überhängenden „Schneewehte“ eine nach Süd vorragende, ſtatt der glatten Platten hier die Firnmulde dort, ſtatt der Schneerinne über dem Kamin eine ſolche unter demſelben, ſtatt des Steines, der den Fuß, ein ſolcher der die Hand trifft, eingeſetzt werden, ſolche Kampfberichte einander gleichen wie ein Ei dem andern.

Es müſſen aber doch in dieſer Sache Feinheiten ſein, die ſich dem rohen Laienverſtändniſſe entziehen.

Wäre dem nicht so, so könnte es nicht vorkommen, dass ein solcher Laie, dem man im allgemeinen Witz nicht absprechen kann, von einem derartigen Geschichtswerke sagte, er kenne wenige Bücher, in denen so viel menschliche Thorheiten erzählt werden, als in eben diesem.

Arago hat in einem oft angeführten Epigramm gesagt, dass jemand, der mit Hilfe der Führer auf der Spitze des Montblanc ankommt, aus dieser Ankunft nichts anderes zu machen wisse, als dass er sofort wieder hinuntersteige. Dagegen erzählen uns Whymper, Güssfeldt, Weilenmann, Zsigmondy und viele andere von der erhebenden Einwirkung des „Sieges", welchen der Mensch über die widerstrebende Natur davonträgt, und feiern Thaten, die, genau betrachtet, von einer Gemse oder einer Katze flotter durchgeführt werden, wie irgend einen anderen der bekannten Triumphe des neunzehnten Jahrhunderts.

Alpinismus bedeutet, wenn man von einigen Redensarten und wortschönen Zuthaten absieht und die Sache so nimmt, wie sie sich einmal in Wirklichkeit ausgewachsen hat, nicht mehr und nicht weniger, als Bergsteigen kurzweg. Steigen als solches, Erprobung von körperlicher Leistungsfähigkeit, von Muth oder auch von Verwegenheit. Das Object, an welchem diese Eigenschaften oder Tugenden zur Geltung kommen sollen, kommt dabei verhältnismäßig sehr wenig in Betracht, und unter den verschiedenen witzigen Bemerkungen, die man darüber gemacht hat, ist die Behauptung, dass dem echten Kletterer Schornstein oder Felswand gleichbedeutend sei, nicht gerade besonders übertrieben. Wenn es sich um Hereinbeziehung des Naturgenusses handelte, so würden wir die Sportberichte, wie sie so oft in gewissen Zeitungen erscheinen, nicht mit unverkennbarer Absichtlichkeit allen Sätzen aus dem Wege gehen sehen, welche etwa als Freude oder Theilnahme an den Wundern der Alpenwelt gedeutet werden könnten. Hat doch ein englischer „alpiner" Schriftsteller selbst es ausgesprochen, dass für Alpinisten stricter Observanz ein Berg, welcher schon einmal bestiegen worden ist, nicht die geringste Anziehungskraft mehr besitze.

Wenn man die Geschichte der Bethätigungen jener Vorliebe für die Alpen, wie sie seit etwa einem halben Jahrhundert allenthalben wahrzunehmen ist, schreiben und dabei, alle Rücksicht auf wissenschaftliche, ästhetische und ähnliche Beweggründe beiseite lassend, sich nur um das Bergsteigen schlechtweg bekümmern wollte, so gelangte man zu allerlei Ergebnissen, die man auch sittengeschichtlich nicht gerade als unerheblich bezeichnen kann.

Zuvörderst würde man die Wahrnehmung machen, dass es noch vor wenigen Jahrzehnten Sportberichte in dem jetzt üblichen Stil gar nicht gab. Wer damals seine Bergreisen beschrieb, flocht mancherlei Betrachtungen über die Natur des von ihm Gesehenen ein, welche von unseren Musketheten als ganz überflüssige Zuthat geringschätzig zurückgewiesen werden würden. Es mag sein, dass in jenen gemüthlicheren Tagen die Schriftsteller bei ihrer Mittheilsamkeit mitunter des Guten ein wenig zu viel thaten. Wenn wir heute auch manchmal über diesen oder jenen Ausdruck von Empfindsamkeit lächeln, so war doch die naive Hingebung und Begeisterung, die man dort herausfühlt, eine Sache, die den unbefangenen Beurtheiler mehr anmuthet, als deren Gegentheil. Schließlich haben jene Schriftsteller den betreffenden Gebieten auch mehr Freunde zugewendet, als eine zehnfach größere Anzahl von Chronisten der Kletterkunst.

Bleiben wir nun bei dieser letzteren stehen, so sehen wir einen Verlauf der Dinge, wie er sich naturgemäß ergeben musste.

Zuerst wandte sich die Aufmerk-

samkeit kühner Bergsteiger den glänzendsten Häuptern der Alpenwelt zu, solchen Gipfeln, welche durch ihre Höhe und das Aufsehen, welches ihre Besteigung verursachen mußte, die Unternehmungslust besonders herausforderten.

Diese Periode war das heroische, classische und legendäre Zeitalter des Alpinismus. Die ersten Besteigungen des Montblanc, die Gebrüder Meyer auf der Jungfrau, der Passeirer Jäger auf dem Ortler, die Beschreibung der Glocknerreise von Schultes, die Besteigung des Matterhorns durch Whymper und eine Reihe anderer derartiger Unternehmungen und Arbeiten sind die fundamentalen Überlieferungen, von denen jeder Alpinist etwas weiß, so wie wir alle vom Argonautenzug oder vom trojanischen Krieg gehört haben.

Es ist begreiflich, daß dieser Ära keine besonders lange Dauer beschieden war. Nach den ersten glücklichen Besteigungen wurden solche Spitzen alsbald Gemeingut. Der Ortler beispielsweise, welcher in sechzig Jahren nach seiner ersten Besteigung nur viermal wieder erreicht worden war, bekommt jetzt an jedem schönen Sommertag Besuch. Auf dem Matterhorn, dessen erste Besteigung, über welche wir den schreckenerregenden Bericht Whympers besitzen, drei Reisenden und zwei Führern das Leben kostete, sieht man jetzt an schönen Tagen zwanzig Personen zu gleicher Zeit.

Es ist eigenthümlich, auf welche Weise in der Vorstellung das Bewußtsein davon, daß viele andere den gleichen Weg zurückgelegt haben, die Gefahren desselben zu vermindern scheint. Allerdings sind dieselben, und die Beschwerden dazu, vielfach nicht nur für die Einbildungskraft, sondern auch thatsächlich und greifbar, geringer geworden. Abgesehen von den Zufluchtshütten, die es jetzt allenthalben in jenen Regionen gibt, und welche es ermöglichen, den schwierigsten Theilen der Aufgabe mit gesparten Kräften zu nahen, sind hier und dort Hindernisse weggesprengt, Stangen und Ringe angebracht, Stufen gehauen und Seile gezogen worden. Dazu kommt die Technik der Führer-Industrie. Es gibt Leute, welche dank derselben auf den Berg geschafft werden, wie ein Dampfkrahn eine Kiste aus dem Schiffsraum auf den Hafendamm holt. Ein italienischer Conte bestieg das Matterhorn, indem vierzehn Führer um ihn herum einen engen Kreis bildeten, der ihn vor dem Schwindel und der Angst des Abkollerns bewahrte, während ein Mann sich hart an ihm halten mußte, um ihm die Füße auf die richtigen Stellen hinzusetzen. Die mündlichen Überlieferungen, die man in Führerkreisen sammeln kann, stehen allerdings mitunter in einem merkwürdigen Gegensatz zu dem Text der Sportberichte, die wir zu lesen bekommen. Trotz der Freigebigkeit, welcher sich Wanderer dieser Art befleißen müssen, sickert doch zeitweilig etwas von solcher Traditon durch die Druckerschwärze hindurch. Im allgemeinen aber muß zugestanden werden, daß die Genauigkeit solcher Berichte sich auf gleicher Stufe mit ihrer Nüchternheit hält.

Nachdem nun für die etwa hundert Leute, in deren Meinung die Alpen ausschließlich für sie da sind, im „Nehmen" der auffallendsten Gipfel, deren Anzahl keine unbeschränkte ist, nichts weiter mehr zu thun war, so begnügte man sich mit weniger auffallenden Höhen. Auch hier waren immerhin noch Lorbeeren zu pflücken, wenn man annimmt, daß die Schwierigkeiten nicht gerade von der Höhe abhängen. Als einer der Engländer, welche damals mit Whymper das Matterhorn erstiegen, von diesem der Vorsicht halber gefragt wurde, ob er schon auf einem bedeutenden Gipfel gewesen sei, und daraufhin angab, daß er den Montblanc bestiegen habe,

erhielt er von Whymper die Antwort: „Dies ist kein Berg."

Es kommen da verschiedenartige Verhältnisse in Betracht und die „Arbeit" im Felsgeklipp der Dolomiten des südöstlichen Tirol, die doch an Höhe so viel hinter mancher vereisten Zinne zurückbleiben, gilt dem Alpinisten theilweise als viel schwieriger, wie das Weiterkommen auf anderer Gebirgsgestaltung. So kommt es, dass man Führer findet, die besser mit dem Eis, und solche, welche besser mit dem Felsen umzugehen wissen. Ja man will behaupten, dass die Virtuosität in der einen Richtung die in der anderen ausschließe.

Als es auch mit präsentablen Spitzen zweiter Kategorie nach und nach auf die Neige gieng, griff man wieder auf die der ersten Rangordnung zurück, verschaffte sich aber einen Reiz der Neuheit dadurch, dass man denselben von irgend einer Seite beizukommen trachtete, welche bis dahin als unnahbar galt. Diese Versuche erinnern gewissermaßen an jene Wallfahrer, welche das Verdienst ihres frommen Ganges dadurch zu steigern trachten, dass sie sich Erbsen in die Schuhe legen, oder nach drei nach vorwärts gesetzten Schritten immer wieder zwei zurück machen. Auf diese Weise kamen allerdings Leistungen zustande, welche nicht allzuviele Nachahmer finden konnten.

Ein Feld weiterer Thätigkeit eröffnete sich durch die Schwierigkeiten, die man allmählich in den südlichen Kalkalpen, den Dolomiten von Gröden, Ampezzo und Primiero, sowie in der Rosengartengruppe kennen lernte. Hier spielen senkrechte, oft vereiste Röhren, sogenannte Kamine, kirchthurmglatte Wände, brüchiges, bröckeliges Gestein, welches weder dem Fuß noch der Hand stand hält, die Gefahr abstürzender Steintrümmer, die Nothwendigkeit, sich an Vorsprüngen, die nur zwei oder drei Finger breit sind, sogenannten Leisten oder Bändern, oder auch an überhängenden Felsen hin fortzuhelfen, eine besonders bemerkenswerte Rolle. Es ist hier eine schöne Anzahl von Möglichkeiten gegeben, zerschmettert oder erschlagen zu werden. Wer nie eine der Felsennadeln gesehen hat, um welche es sich bei solchen Kletereien handelt, der vergegenwärtige sich das stehen gebliebene Mauerwerk irgend welcher zerfallenen Burg, um das Entsprechende erhöht und vergrößert. Das Ruinenhafte vieler Gebirgsgruppen vermag in der That niemand besser im einzelnen zu würdigen, als der Alpinist. Er ist es, der sich oft an Aufgaben macht, die sich von der Erklimmung der Überreste eines Thurmes nur in ganz unwesentlichen Sachen unterscheiden. Je mehr der Gedanke, über solche Mauern hinaufzukommen, sich dem Unsinnigen nähert, desto mehr hat der Berg Anspruch auf den Namen eines „exotischen", mit welcher Bezeichnung der neueste Alpinismus seinen technischen Wortschatz bereichert hat.

Diese moderne Schule unterscheidet sich in ihrer Wesenheit kaum von jener Arena, in welcher die famosen Brückenspringer, Distanzläufer und Hungerleider es zu Weltruf gebracht haben.

Kleine Laube.

Sinngedichte.

Vom Volksschullehrer Adolf Frankl.

Fürs Vaterland.

Wähnt nicht, fürs Vaterland zu sterben
Kann nur den Lorbeer uns erwerben;
Den größern Ruhm krönt oft das Streben,
Für unser Vaterland zu leben!

Unser Leben.

Ein großes Buch ist unser Leben,
Und jede Seite ist ein Tag;
Such' solchen Inhalt ihm zu geben,
Dass gern darin man lesen mag!

Gernegroß.

Die keinen großen Ruf genießen,
Die finden gern sich bei den Kleinsten ein;
Denn wer ein Zwerg ist unter Riesen,
Kann noch ein Riese unter Zwergen sein.

Die Zeit.

Sie heilte zwar noch alle Wunden,
Wenn nicht die Leute — früher starben;
Doch macht sie uns auch ganz gesunden,
Man fühlt doch immer noch — die Narben.

Feld der Ehre.

Mit Unrecht nennt man „Feld der Ehre"
Nur Kampfesplätze grimmer Heere;
Ein Feld der Ehr' ist jeder Acker,
Auf dem der Mensch sich mühet wacker.

Traurige Erscheinung.

Für Kinder ist ein Mutterherz
Das höchste aller Güter;
Doch leider gibt es allerwärts
„Mamas" viel mehr als — Mütter.

Hoch und höher.

Du stehst schon ziemlich hoch,
Wenn Weise Liebe zu dir fassen;
Doch höher stehst du noch,
Wenn dich die Dummen tödtlich hassen.

Hascher.

Er haschte nach allem zeitlebens,
Doch war er zu wenig „gerieben";
Drum haschte er immer vergebens
Und ist so — ein „Hascher" geblieben.

Schwelgerei.

Da lebt man hin in Saus und Braus
Bei Gerstensaft und Wein;
Gesundheit bringt man fröhlich aus
Und büßt dabei sie ein.

Schlechte Bekanntschaft.

„Erlenn' dich selbst!" so lautet eine
Der meistbekannten Weisheitsblüten;
Doch viele dürften wie ich meine,
Vor der Bekanntschaft sehr sich hüten.

Die Gabe ohne Vergeltsgott.

Von einem Manne, der durch Wohlthun sich viele heimliche Reichthümer, heißt das, Verdienste sammelte, erzählt Ferdinand Kürnberger eine kleine Begegnung. — Ein Vergeltsgott ist eine Anweisung auf die himmlische Casse.

„Da war aber", so berichtet der Mann, „einmal ein Armer, der mir kein Vergeltsgott sagte, und dieses Vergeltsgott war mir das liebste. Ich weiß nicht, ob ich nicht abergläubisch darauf bin. Ich werde den Mann nie vergessen. Ich gieng von Stuttgart nach Degerloch hinauf. Es war im Hochsommer und um die Mittagsstunde. Die schändliche Hitze kann sich kein Mensch vorstellen. Ich weiß heute noch nicht, was mir einfiel, dass ich diesen Weg zu Fuß angetreten — ich muss sehr zerstreut gewesen sein. Auf der Mitte des Berges aber merkte ich erst, in was für ein Unglück ich mich gestürzt. Ich brannte am ganzen Leibe; ich brannte wie eine Ballettänzerin, die den Lampen zu nahe gekommen und in Flammen aufgeht. Ich blickte sehnsüchtig nach einer Feuerspritze aus.

Hättest du den alten, knöchernen Mann gesehen, der droben bei der letzten Straßencurve an der wackeligen Weinbergsplanke lehnte und keuchte! Wie sein schneeweißes Haar im Schweiß an den eingesunkenen Schläfen klebte! Wie sein Brustkasten arbeitete, sein ganzer Leib zitterte! Wie sein Auge, voll Leiden und Vorwurf, zu sagen schien: Es ist zu viel! Nie habe ich einen solchen Menschenblick gesehen. Tiefste, innigste Lebensfattheit! Ich blieb stehen und sagte: «Aber, Alterchen, was fällt Euch ein, in solcher Hitze solche Gänge zu machen!»

«Ich habe ein Haus in Stukkert», antwortete er, «da bekomme ich alle Montag einen Sechser.»

«Solche Gänge für einen Sechser!» rief ich.

«Und heute erhielt ich ihn nicht einmal», sagte der Greis. «Ich hörte eine neue, fremde Stimme im Vorzimmer, welche schalt und schnaubte; habe ich recht gehört, so zankte ein Sohn, der angekommen war, wie viel ihm sein Vater verschwende. Da retirierte ich, und 's war wohl zum letztenmal heute. Ich kann's schon nicht mehr dermachen!»

„Du begreifst, dass ich mein Portemonnaie stürzte und ihm geschwind die Hand mit den Münzen füllte. Aber nun werde ich nie vergessen, wie er das aufnahm. Wie ihm die Hand so plötzlich von Silber strotzte, da hob er sie hoch gen Himmel und redete in den Himmel auf: «Du lieber alter Gott, ich danke dir, dass du mich doch nicht ganz vergessen hast!» Das überraschte mich. Er dankte nach oben, nicht m i r dankte er! Und so stand er und hielt eine Weile die Hand himmelan, gleichsam als wollte er droben zeigen, dass hier unten ein Auftrag von oben vollzogen worden. Es handelte alles zwischen ihm und Gott. Ich selbst war mir nichts weiter als ein Mensch, welcher Geld schenkte, ihm aber war ich ein Bote Gottes, ein Werkzeug des Himmels und sah mich auf einmal von meiner staubigen Degerlochstraße an die höchsten Mächte angeknüpft. Ich schlich mich sachte hinweg, und er sah sich auch gar nicht nach mir um, so wenig wie nach einem Raben, der ihm gesendet worden, aber indem er weiter wankte, hielt er noch lange Hand und Haupt wie ein Begeisterter nach aufwärts gerichtet. Ich habe mich an diesen seltsamen Alten noch oft erinnert und meine zuweilen, es war eine Art von Segen dabei."

Modernes Sinnen und Dichten.

Von Michl Wunderbaldinger.

Wo ist die Zeit des alten deutschen Sanges
In warmer, jugendkräft'ger Lebenslust?
Hell aus dem off'nen Dichterherzen klang es,
Aus munt'rer, freier, treuer Sängerbrust,
Das Lied, theils frisch, von heiter'n Scherzen sprühend,
Theils heiß, im Feu'r der Leidenschaft erglühend.

Wo ist die Zeit? — Wir alle sind Blasierte;
Was unf'rer Ahnen höchstes Ideal,
Was unf're Eltern einst zu Thränen rührte,

Darüber lacht man jetzt: „Sentimental!“
Nichts reizt uns mehr nun, sei es matt sei's grell —
Ein einzig Wort noch wirkt: „Originell!“

Die Zeit der zarten Lyrik ist vorüber,
Man will das Ode in dem Sein nicht schildern,
Man stürzt sich in den Koth, in Schlamm kopfüber,
Ohn' erst der Wahrheit Schrecken nur zu mildern.
Die wahre Dichtung, sie ist arg verkannt,
Sie soll nicht schön mehr sein, vielmehr pikant!

Was soll man auch von Glück und Liebe singen
In dieser trüben, schattenreichen Zeit?
Denn was kann uns das jetzt'ge Leben bringen,
Als höchstens Stunden flacher Fröhlichkeit,
Nach unbestimmtem Glück ein dumpfes Sehnen
Und banger Nächte kummervolle Thränen!

Drum will man auch die Bilder nicht verwerfen,
Die, allzutreu, der heutige Dichter malt.
Des Lebens rauhe, tiefe Spuren schärfen
Bald das Gemüth. Die schwankende Gestalt
Der heiter schönen Jugendideale
Verblasset vor der strengen Wahrheit Strahle.

Was sollt' auch nicht im Lauf der Welt verbleichen?
Die Zeit der reinen Kindheit eilt dahin,
Die schönen, sonn'gen Jugendjahre weichen,
Wir seh'n sie trüben Aug's vorüberziehn,
Mit ihnen all die bald'nen Illusionen,
Die kurz, ach nur! das Menschenherz bewohnen.

Und wie ein Greis, der nahe seinem Grabe,
Noch einmal wendet seinen müden Blick
Auf jene Zeit, als er — ein stolzer Knabe —
Viel hoffend von dem künftigen Geschick,
Mit gläub'gem Muth gestürmt vor ihm das Leben,
Bis bald erstarb im Kampf sein Jugendstreben:

So steht der Mensch nun mit gestreckten Waffen
An des Jahrhunderts Ende. Matt ergreift er,
Was seine Ahnen einst erstrebt, geschaffen,
Wie leer das jetzt'ge Leben . . . Jäh erbleicht er,
Dann irrt er weiter, läßt vom Strom sich lenken,
Um das Gefühl des Trübsinns zu ertränken.

Ein ungedruckter Brief Hamerlings.

Wer sich für Robert Hamerlings musikalische Seite interessiert, dem sei dieser Brief mitgetheilt, welchen der Dichter an Herrn Ludwig Pollak in Wien geschrieben hat.

Hochgeehrter Freund!

Ich habe es kaum jemals so sehr bedauert, keine Gesangskraft zu meiner Verfügung zu haben, als nach der Durchsicht Ihrer letzten drei Lieder. Ich finde sie ganz besonders bedeutend, interessant und reizvoll. Seien Sie meines wärmsten Dankes für diese Spende versichert. Sie fragen in Ihrem letzten Schreiben verwundert, wie ich denn als Dilettant dazu gekommen, auch die schwierigeren Clavierfachen von Schumann und anderen zu spielen? Die Lösung des Räthsels ist: ich spielte langsamer, was ich nicht schnell genug spielen konnte, und an Stellen, wo das Spiel stümperte, ergänzte der innere Sinn mit Hilfe des Auges das, was dem äußeren Gehör unzulänglich vermittelt wurde. Das Schönste und Beste mir ganz zu versagen, weil ich es mir nicht in vollendeter Weise zu Gehör bringen konnte, war für meine künstlerische Neugier und Genußgier ein Ding der Unmöglichkeit. Mir war nichts zu „schwer“, als etwa die Liszt'schen Bravourstücke. Ich habe alles genossen, so gut es eben gieng und befand mich wohl dabei. Hätte ich z. B. Chopin nicht selbst gespielt und immer wieder gespielt, hätte ich ihn nur von fingerfertigen Halbvirtuosen in rapidem Tempo herunterhudeln gehört, nie hätte ich einen wahren Begriff von ihm gewonnen. Ich hatte Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß Selbstspielen unter allen Umständen das Lehr- und Genußreichste bleibt.

Graz, 6. Febr. 88.

Mit erneutem Dank
Ihr warm ergebener
Robert Hamerling.

Der Bauer sein eigener Kaufmann.

Naturgemäß hat es die Volkswirtschaft mit zweien zu thun: Mit dem Erzeuger und mit dem Verbraucher. Zwischen diesen beiden hat sich ein dritter gestellt: der Vermittler — der Händler. Da ist es nun so geworden, dass der Erzeuger sein Product billiger hergeben muss, als was es ihm kostet und dass es der Verbraucher theurer zahlen muss, als was es wert ist. Das macht der Händler, und der Händler wird reich. Der Händler allein wird reich. Und nur ein solcher Erzeuger kann es auch werden, der selber seine Agenten und Absatzquellensucher hat, der selber auch der Händler seiner Ware ist. In der Industrie kommt das häufig, fast regelmäßig vor, dass der Fabrikant seine Händler im Lande herumschickt, um vom Erzeuger zum Verbraucher den unmittelbaren Absatz herzustellen. Immer und überall geht das nicht, aber wo es geht, da geht es gut.

Durch die Zwischenhändler hat besonders der Bauer zu leiden, denn diese Zwischenhändler verstehen es, untereinander so zu spielen, dass sie dem Bauer die Ware so billig als möglich abdrücken und dem Verbraucher so theuer als möglich anhängen. Und in dieser Zwischenhändlerwirtschaft liegt die Hauptursache des volkswirtschaftlichen Jammers.

Da hat nun der Bauer Achaz in Steiermark den Vorschlag gemacht, die Bauern sollten es so einrichten, dass sie dem fremden Zwischenhandel entkommen und selbst ihre Erzeugnisse den Verbrauchern vermitteln. Er hat dafür einen Plan aufgestellt und nach diesem Plane, der für allgemeines Verständnis leider etwas zu ungeordnet ist, scheint die Sache möglich zu sein. In einem Lande soll eine genügende Zahl von Absatzstellen eingerichtet werden, an welche die zu diesem Zwecke geeinigten Bauern ihre Erzeugnisse selbst hinbringen, von einer zur andern und unmittelbar, oder durch ihr Amt an die Verbraucher verkaufen. Herumziehende Bauernmärkte! aber mit einer den heutigen Verhältnissen entsprechenden Organisation. Ist's nicht so zu verstehen? Der Verbraucher würde die Ware weit billiger bekommen, als bisher, und der Bauer würde weit mehr für sie einnehmen. Und die Warenfälschungen wären nicht, denn der Bauer fälscht nicht, er hat keinen Anlass und keine Gelegenheit dazu. Die Zollwirtschaft und mancherlei anderes meint Achaz, ändere sich dann auch. Ich will den Mann einladen, für dieses Blatt einen recht klaren und zusammenhängenden Überblick auf seinen Vorschlag zu schreiben. Einstweilen verweise ich auf sein Heftchen „Organisation des landwirtschaftlichen Absatzes". (Verlag von Franz Achaz in Graz.) Ja freilich, wenn es schon so ist, dass der Bauer weniger davon lebt, was er aus seinem Boden erzeugt, als davon, was er verkauft, so sollte er wenigstens die Zwischenhändler entbehren können, denn diese bauen sich Paläste, während seine Hütte zusammenfällt. R.

Ein verzweifelter Vorschlag.

Dass es in Österreich tausende und tausende von Gläubigern abgestisteter, von Auswanderern verlassener, durch allerhand Unheil zugrunde gerichteter, brachliegender, fast nur dem Forste und dem Wilde dienender Bauerngründe gibt — wir wissen es.

Wie wär's, wenn diese Gründe der Staat ankaufte? Er könnte es schon bei der Vergantung thun, oder nachher durch Expropriation der Besitzer, die den Boden nicht landwirtschaftlich ausnützen wollen.

Was soll nun aber der Staat mit den vielen Bauerngütern anfangen, wenn er keine Kräfte hat, sie zu bearbeiten? Der Staat hat Kräfte genug. Jeder gesunde junge Mann, der nicht selbst Bauer ist, soll verpflichtet sein, nach Ablauf seiner paar Militärjahre, eine gewisse Zeit, etwa drei Jahre, als Bauernarbeiter auf den ärarischen Gründen zu dienen. Das wird ausreichen, um den

Boden je nach örtlichen und klimatischen Verhältnissen rationell zu bearbeiten, dem Lande Eigenbaubrot zu schaffen und das Volk wieder zur Scholle zurückzulenken. Und der Staat wird sich als Bauer schon auch darum leichter thun, weil er — keine Steuer zu zahlen braucht.

Und wie gut wird es den Stadtherrlein bekommen, wenn sie nach der Disciplin und körperlichen Kräftigung des Militärdienstes ein paar Jahre Landleben und körperliche Beschäftigung haben können! Vielleicht gefällt hernach dem einen oder dem andern das Landleben nicht übel und er kauft dem Staate ein Bauerngut ab, unter der Verpflichtung, dass er es wie ein Fideicommiss für seine zu gründende Bauernfamilie behalten wird. Als solcher Feststandbauer hat er dann natürlich gewisse Staatsbegünstigungen und ist als Kernbauer wieder die verlässlichste Säule des Reiches.

Du besinnst dich, verblüffter Leser, ob dieser Vorschlag socialistisch oder conservativ, demokratisch oder aristokratisch sein soll. Der Bauerngrund als Staatseigenthum, das wird den Socialisten gefallen. Das Bauernthum wieder feststündig, das kann den Conservativen recht sein. Zum Bauernstande gleichwie zur Miliz sind alle Stände verpflichtet, das dürfte den Demokraten behagen. Die Unveräußerlichkeit des Bauerngutes für die Familie hat wohl den Beifall der Aristokraten.

Ich verlange nun gerade nicht, dass auf der Stelle über diese Vorlage abgestimmt werde, bin einstweilen schon zufrieden, wenn man darüber ein wenig nachdenkt. R.

Kriegslustig!

Über mein neues Buch „Allerlei Menschliches“ sind mir bisher an zweihundert Recensionen zugegangen. Zu meiner Überraschung ist diese Schrift – dieser zweite Band der berüchtigten „Bergpredigten“ – fast überall mit Verständnis und wärmster Zustimmung aufgenommen worden. Nur ein Capitel steht in dem Buche, das von etlichen Zeitungen bedauert und verurtheilt wird. Es ist das Capitel, welches gegen den Krieg Stellung nimmt und für den Frieden eintritt.

Man hat zu allen Zeiten und an allen Orten den Krieg für ein Unglück und den Frieden für einen Segen gehalten. Überlegsame Menschen *könnten* nicht anders denken, Patrioten *dürften* es gar nicht. Gegen diese Anschauung lehnt sich heute ein Theil der Deutschen auf. Zum Glücke nur ein kleines, aber ein lärmendes Fähnlein. Wenn ich den Frieden wünsche, so geschieht das nicht im Namen einer Partei oder Gesellschaft, sondern im Namen des Vaterlandes und auch in meinem eigenen, persönlichen. Ich glaube ja auch nicht, dass es möglich sein wird, die blutigen Kriege ganz abzuschaffen; allein sie zu vermindern, das zu wünschen, dafür Mittel zu suchen, dafür zu werben und die Zuversicht zu wecken, das wird doch noch gestattet sein. Oder ist es nicht gestattet? Da sprechen und schreiben die Herren immer von den lammfrommen Deutschen und von den Revanchegelüsten der Franzosen. Wer aber sind denn jetzt die Kriegslustigen? Ein gewisses Bündlein der Deutschen thut in Wort, Schrift und Leben alles Mögliche, um die Sitten zu verrohen, das Recht zu umgehen, die Gemüther brutal zu machen, und die Kriegslust zu entfachen. Warum denn? Wenn der Krieg eine elementare Nothwendigkeit ist, wie sie sagen, dann braucht er ihre Protection nicht.

Wenn es demnächst zu einem Kriege kommt, so werden die Völker jene Schreier nach Krieg dafür verantwortlich machen. Und ich sage es ihnen schon heute ins Gesicht, dass sie mit ihrer Kriegslust beitragen zu einem unerhörten Völkermorden. Kann bei einer solchen Katastrophe nicht auch unserem Vaterlande etwas passieren? Das Deutsche Reich, kann es durch den nächsten Krieg nicht wieder von seiner Höhe gestürzt und dem Spotte der Welt preisgegeben werden? Wer

garantiert dafür, dafs es nicht so sein wird? Jene, die durch frevelhafte Provocationen eine solche Gefahr mit heraufbeschwören — sind es nicht geradezu Hochverräther?

Überlassen wir die Kriegslust den tapferen Soldaten. Der Bürger muss einen Patriotismus haben, der auch in gewöhnlichen Zeitläuften, auch in Friedenszeit zu brauchen ist. R.

Das Ende der Wagnerei.

In der zu Leipzig erscheinenden deutschnationalen Zeitschrift: „Die Grenzboten" findet sich ein verblüffender Aufsatz über Wagners Opern. Leipzig ist die Geburtsstadt Richard Wagners — das macht den Artikel fast bedenklich interessant. Die geistige Persönlichkeit Wagners gebietet hohe Achtung; seine Musik aber ist im ganzen wohl derart, dafs man sich nicht wundern kann, wenn die Leute ihrer allmählich überdrüssig werden. Denn die wenigsten besitzen — wenn sie aufrichtig sein wollen — jene starke Fähigkeit, die nöthig ist, um Wagnerische Musik zu ertragen, zu verstehen, zu genießen. Das auszusprechen ist manchem ein wahres Herzensbedürfnis. Der Aufsatz in den „Grenzboten", welchen zu widerlegen den Freunden Wagners freigestellt sei, lautet:

Das Ende der Wagnerei. Vor einigen Tagen wurden die Leipziger zur Abwechslung wieder einmal durch die Götterdämmerung beglückt. Ein Musikschreiber jammert darüber in der Tagespresse: „Die Aufführung sollte als ergreifender Hinweis auf die zehnmalige (er meint wohl: zehntmalige!) Wiederkehr jenes Tages aufzufassen sein, welcher der Welt den großen Meister des musikalischen Dramas entrissen hat. Leider wurde diese pietätvolle Absicht nur wenig von seiten unseres musikalischen Publicums unterstützt. Vielleicht hatte es seine Kunstbegeisterung am vorgestrigen Abend an der wundervollen Pudelquadrille erschöpft, so dafs für die Götterdämmerung nichts übrig geblieben war. Sei es darum! Wagner wird bei der Theil(nahms!)losigkeit unseres Publicums sicher nicht kleiner, und den Schaden wird nur Leipzigs Ruf als Kunststadt zu tragen haben, wenn es sich herausstellen sollte, dafs eine die Schaulust herausfordernde Aufführung mehr Anziehungskraft auszuüben vermöchte, als ernste Kunstwerke. Dann wären allerdings alle Bemühungen um die Hebung des Kunstgeschmackes und zur Erweckung des Interesses an dichterischen Meisterwerken verlorene Liebesmüh!" Dann folgt noch eine lange Jammerei über die schlechte Aufführung.

Dafs es so kommen würde, haben wir in den „Grenzboten" schon vor zehn Jahren vorausgesagt. Dem musikalischen Publikum Leipzigs Vorwürfe wegen gesunkenen Kunstgeschmacks zu machen, ist entweder eine Albernheit oder eine Frechheit. In denselben Tagen, wo die Götterdämmerung vor halbleerem Hause aufgeführt wurde, wurde in einem der „Akademischen Concerte" in der Alberthalle bei vollem Hause eine Symphonie von Brahms gespielt und erregte solchen Jubel, dafs ein Satz wiederholt werden mufste! Auch das haben wir in den „Grenzboten" schon vor zehn Jahren vorausgesagt.

Die angeblichen Verehrer Wagners bestehen zu neunzig Procent aus ganz unmusikalischen Leuten, die in ihrem Leben nie ein Lied von Schubert oder Schumann gehört haben, die heute ebenso urtheilslos Masragni nachlaufen, wie gestern Wagner und vorgestern – Nefsler. Die übrigen zehn Procent, die musikalischen, sind entweder verrannte Fanatiker, oder sie leben von der Wagnerei, oder sie sind durch ihre Stellung zur Vorsicht genöthigt und dürfen ihre wahre Meinung nicht sagen. Nun hat doch der wirkliche Musiker vollständig genug, wenn er die Götterdämmerung einmal gehört hat. Er sagt sich beim Hinausgehen: Einmal, und nie wieder! Die anderen neunzig Procent aber haben doch die Götterdämmerung gerade genug abgesessen. Öfter als siebenmal oder elfmal kann man es doch selbst dem „begeistertsten Wagnerverehrer" nicht gut zumuthen. Wir kennen

Leute, die das wirklich fertig gebracht haben. Es sind natürlich dieselben, die auch im Trompeter und in der Cavalleria rusticana gesessen haben. Sollen sie wirklich noch ein achtes- oder zwölftesmal hineingehen? Vor lauter Pietät?

Das deutsche Publikum ist nun seit Jahren von den Capellmeistern in so unverständiger Weise mit Wagner'scher Musik überfüttert worden, dass es ein wahres Wunder ist, dass sich der Überdruss nicht schon längst gezeigt hat. Vor allem hat die Militärmusik das Publicum endlos damit geödet. Wenn man sonntags bei der „Wachparade" vorbeigieng, wo der Ladenjüngling und die Confectioneuse auf- und abwandeln, was hörte man? Wagner, Wagner, und immer wieder Wagner! Wenn die Regimentsmusik dem Herrn Major oder der Frau Oberstlieutenant zum Geburtstag das übliche Morgenständchen brachte — ich habe jahrelang in einem Officierviertel gewohnt und kenne diese Ständchen —, was hörte man? Erst einen abgehetzten Choralvers, dann aber gewiss gleich die Tannhäuser-Ouverture, man denke: früh um halb acht Uhr in frischer Morgenluft die Tannhäuser-Ouverture! Was blieb einem weiter übrig, als in weitem Bogen drum herumzugehen und still für sich zu denken: Pustet nur zu! Pustet es, so oft ihr könnt! Je öfter ihr's pustet, desto eher bekommen's die Leute satt! Nun tritt dieser längst vorauszusehende Augenblick endlich ein, und da jammert man heuchlerisch über Pietätlosigkeit und gesunkenen Kunstgeschmack!

In Wien hat ein gewisser Herr Österlein ein „Wagnermuseum" zusammengebracht. Er hat wohl gehofft, später einmal ein gutes Geschäft damit zu machen. Nun wird es schon seit Jahren ausgeboten. Anfangs wurden hunderttausend Mark dafür gefordert, später ist die Forderung auf neunzigtausend Mark herabgesetzt worden. Aber es beißt niemand an, weder ein Privatmann, noch eine Gemeinde, noch ein Staat. Neuerdings macht man uns damit gruselig, es sei „Gefahr", dass das Museum nach Amerika gehen werde. Einige gutherzige Leute haben den Einfall gehabt, die neunzigtausend Mark durch neunzig Spenden zu je tausend Mark aufzubringen, und es dann durch Abstimmung einem der Spender — irgend einer Stadtgemeinde — zuzusprechen. Aber die Spender finden sich nicht. Es ist eben — zu spät.

In Leipzig haben die Wagnerfanatiker seit Jahren gebohrt und gedrängelt, es möchte eine Straße nach Wagner benannt werden. Leipzig — hieß es — die Geburtsstadt des „Meisters", und keine Wagnerstraße! Da es aber bis jetzt nicht erdrängelt worden ist, so ist wohl nun auch keine Aussicht mehr dazu. Wie jammert unser Musikschreiber? „Den Schaden wird nur Leipzigs Ruf als Kunststadt zu tragen haben." Schrecklich, schrecklich!

Ein paar Schnacken aus dem Böhmerlande.

Die Deutschen in Böhmen haben auch ihre Bauernmundarten, ihre „Gmoansproch", so gut als die Steirer. Die Geschichtlein, die das Volk in denselben erzählt, sind hübsch geschmalzen. Ein paar solcher Stücklein, wie sie die Zeitschrift: „Böhmens deutsche Poesie und Kunst" bringt, seien hier mitgetheilt, das eine in der Voraussetzung, dass es von seinen Leuten ohnehin nicht beachtet oder verstanden wird. Und wird's verstanden, so ist's auch kein Unglück.

Wastholwe se ne zom hl. Johannes bata sekl.

(Rokitnitzer Mundart.)

Die ahle Threse gieht ai a Pusch Pölze sucha, Beere pflocka, Äste klanwa, Krettich sommeln — on batt drbei a ganza Waig on de ganze Zait üwr: Rusakrenze, Vatronsr, on ollrhand Gebatlan. Se batt sr Vrschtorwane, sr de arma Siela, — dass se sella Glecke hön — se batt sr olle on sr oll's. Öm a Quort gude Melch batt se söuf Rusakreuze, öm a Vrtlpsond Puttr en Kroizwaig — öm a Schainla (Gulden) gieht se wullsohrta.

Begâhnt 'hr ondr dr Beldbuche de Rohlarufafranzen. „Wu giehſt de denn hie?“ frocht ſe de ahle Threſe. „'ch mach a Wullfohrt zom hailicha Johannes; 'ch hô 's ſchon lange gelôbt (Gelübde gemacht), ich gieh a mol zom hailicha Johannes bata, doſs mai Môn dos o(b)ſchoiliche Trenka lett. Ar is grode kai Soifr, owr üwr handlsweile kömt ar zo a poorn, on do trefft har drnoch nemme haim. 's Gezenke mit'm ho ich oh fôt, eh prowier ich's amol mit'm Bâta — on dröm gieh ich zom hailicha Johannes — vllecht helft dar. —“ „Mai harze Franzn“, ſe(j)t' de Threſe druf, „glêb mrſch ocke — dan Waig machſte ömfauft, dan kouſt dr ock drſchpôrn — dr hailicha Johannes helft dr ne: die Môn sbeldr hâla olle zoſomma; ſol drſch Bata wos halfa, ſolch mr on gieh zor Annakopalle odr zor Stiemtzr Kopalle — die ward d'ch ehndr vrſtiehn — —“

Ju ju, die ahle Threſe kannte de Menſcha on de Hailicha.

Schpaiß um a Zahnerla.

Ofm Reichnaer Markte ſchtund a Pauer hendr ſem Wo(j)ne on ſchluch's Woſſr o. Wenn's em tomp giehn ſol, gieht's em tomp — kemt grode ai dam Achablecke a Schandarm vrbei on nemt a Paur glei mite ofs Omt. A Schainla Schtröſe — hieß's. Dr Paur leht's Schainla hie on noch a „Zahnerla“ (alter Papierzehner) drzu. — „Wos ſoll's damit?“ brommt 'n dr Omtmon o. — „Nu — ich ho drbei grode âch en — giehn lôn, on do thu 'ch n ock a glei mit bezohle“, ſprecht dr Paur on macht a ganz tomp Geſechte — dar Schpaiß wor dos Zahnerla wart.

Steh af d Seitn!

Ria vawegn und ima munta!
Springg a Stoan von Berg herunto —
Willſt n fonga? Willſt n zwinga?
Steh af d Seitn, taß n ſpringa!
Hät ih af den Roth vogeſſn,
Hät mih s Gſchick ſcha tong doſteſſn,
Wan ih eahm in Weg wo gſprunga,
Gleih af Lebn und Tod hät grunga.

s Gſchick, däs hot oſ neombb koan Poſſn,
Geht ſtockblind ſei grodi Stroſsn,
Wias daherfahrt, rullts in d Weitn —
Steh oſ d Seitn! Steh oſ d Seitn!

R.

Bücher.

Im Schneckenhauſe. Volksroman von Joſef Wichner. (Wien. Heinrich Kirſch. 1893.)

Heute bin ich hölliſch wüſt. Da hat einer ſa eine Art „Waldheimat“ geſchrieben. Warum fall gerade ich keinen Autorenneid haben? Das Buch will ich vernichten. Der erſte Fehler des Buches ſteht gleich auf dem Titelblatte. Einen „Roman“ nennt der Verfaſſer dieſe ſimple Beſchreibung ſeiner Kindheit, in welcher nicht mehr und nicht weniger Ramanhaftes vargeht, als in anderer Kindheit auch. Der Romon pflegt beim Menſchen eeſt dart anzuheben, wa dieſes Büchtein aufhört. Mit deai Roman iſt's alſa nichts, mein Herr Verfaſſer. Der zweite Fehler des Wertes iſt — no, wo iſt er denn gleich? — Ganz verhext, doſs ich keinen mehr finde. Es iſt alles ſo einfach und natürlich, ſo ſchticht und echt, ſa herzig und maniertich, daſs man verzweifeln möchte. Mit wüthendem Zorne muſs ich's ſagen: er iſt ein echter Humoriſt! Nicht wos er erzählt, iſt's, ſondern wie er erzählt! Das macht ihm keiner nach Und nichts geſtunkert. All die Kindeswonnigkeit. Himmetfreudigteit, all die rührenden Bedrängniſſe und Setigkeiten unverſchuldeter Armut im Schneckenhauſe, wie das kleine Heim zu Bludenz genannt wird, die Schilderungen der Weihnachten, der Faſchingstage u. ſ. w. ſind voller Wahrheit. Dieſe Auswanderer nach Amerito, dieſer heimkehrende Satbot, der in der dürftigen Familie immer nur gut leben und nichts arbeiten will, dieſer junge Fabriksarbeiter Friedrich, der einmat ſtrenger Vater ſein will, und doch ſein Lebtag ein einfältiges Kind bteibt, und var allem dieſe Everl, die gottesfromme, arbeitsfriſche, tebensmuthige, kampfbereite und goldherzige Everl! Dos ſind Bilder, die im Leben freilich vorkommen, die aber nur ein gonzer Dichter ſa darſtellen kann, daſs man ſie teibhaftig zu ſehen gloubt. Und dann dieſer Winletſchreiber Buckel, bei dem es iſt, als hätte er hinter der Achſet immer einen Kürbis unter dem Rade; aber mit dieſem Buckel hebt in der Kindergeſchichte wirktich ſa etwas wie ein Raman an und ich habe am Ende auch mit meinem erſten

und letzten Fehler unrecht? Kurz und gut ich gratuliere! Wenn man unsere besten Erzähler nennt, kann der Name Josef Wichner nicht mehr verschwiegen werden. Der Stoff seiner neuesten Erzählung ist das Volksleben einer kleinen Gebirgsstadt, die Form derselben ist das Werk eines glänzenden Stylisten und das ganze ist ein köstliches Volksbuch. R.

Der Klosterjäger. Roman aus dem vierzehnten Jahrhundert von Ludw. Ganghofer. (Stuttgart. Bonz. 1893.)

Für manche Leser ist es ein zweifelhaftes Vergnügen, wenn sie einen größeren Roman bruchstückweise lesen und viele Monate lang auf den Zusammenhang warten müssen. Ist der Roman, was er sein sollte, ein literarisches Kunstwerk, so kann man dies nur beurtheilen, wenn die Dichtung als Ganzes vorliegt. Und das ist hier der Fall.

Die Handlung geht vor sich zwischen dem Watzmann, Berchtesgaden, dem steinernen Meer und Salzburg. Die Hauptpersonen sind der Jäger Hansmo, ein Mädchen Gitli (Brigitta), ihr „Bruder" seines Zeichens ein Sudmann, der Propst Heinrich und ein früherer Graf Dietwald, der ein pater desertus (d. i. der Vereinsamte) geworden ist. Die Zeichnung dieser Personen ist besonders gelungen, ebenso die treue Schilderung des damaligen Klosterlebens.

Der Dichter Ganghofer, den wir schon kennen aus einigen Hochlandsgeschichten und Volksschauspielen, gemahnt uns an B. Auerbach und Rosegger. Lobenswert ist es, dass Ganghofer seine Sprache mit treffenden Volksausdrücken bereichert. Dazu die anheimelnde Beschreibung des stillen Waldlebens und eine Bergpoesie, wie wir sie in wenigen unserer modernen Romane finden. Das Klosterleben war damals nicht frei von Jagdsport, z. B. die Luchsjagd des Propstes Heinrich wird in guter Jägersprache erzählt. Dieser edle Mönch war zugleich ein ritterlicher Charakter und als Beichtvater ein echter Psychologe. Dies beweist er dadurch, dass er den rohen Wolfgat zum Thalorte führt, um sein Gewissen zu prüfen. Mit Milde entlässt er den Sünder. Das Ganze, dessen Ausgang wir nicht verrathen wollen, ist ein Loblied auf das stille, bescheidene Glück ohne Rang, Glanz und Reichthum, und darum wünschen wir dieser Erzählung Ganghofers recht viele Leser.

Vernaleken.

Knecht Hagebuchen. Eine Holzschnitzerei aus Dämmerland, dem Reiche der settsamen Sitten und sonderbaren Einrichtungen. Von C. G. Neuling. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1892.)

Wer ein Freund seiner Satire ist, der sehe sich dieses Büchlein an. In demselben wird die ganze ehrenwerte Sippe einmal — von der anderen Seite geschildert; da nimmt sie sich für den ersten Augenblick etwas fremd aus, aber man erkennt sie doch recht bald wieder. Der aus Holz geschnitzte Knecht Hagebuchen ist verwandt mit dem Homunkel und Homerlings großartige Satire wird hier in schlichter Prosa mit Glück variiert. M.

Berthold Auerbachs Schriften. Volksausgabe in 72 Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Auerbach war seiner Zeit mit seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten ein Bahnbrecher des poetischen Realismus im Gegensatze zur herrschenden Romantik. Heute gilt er vielen für einen Romantiker, weil sie den Realismus aller Poesie entkleidet sehen möchten, und wohl auch deshalb, weil die Zustände, die Auerbach in seinen Dorf- und Stadtgeschichten zu schildern unternahm, inzwischen in mancher Beziehung von anderen Zuständen verdrängt wurden. Vieles, was sich im Gährungsprocess des modernen Lebens verwischt und verflüchtigt hat, ist hier zum Gedächtnis der Nachwelt mit treuen Farben erhalten, und es befindet sich darunter so manches, was keineswegs für immer der Vergessenheit bestimmt ist, sondern als Beispiel kräftig weiterwirken soll, um sich in anderer Gestalt zu erneuern. V.

Psyche. Sensitive Novellen von H. Pohtidol. (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.)

Wer das eigen gearlete Seelenleben jener Unglücklichen, zwischen Wahn und Wirklichkeit schwebenden Gefühlswesen in getreuen Lebensabrissen studieren und zugleich den Genuss haben will, in anziehenden Erzählungen den tragischen Stoff in sich aufzunehmen, greife nach dem Buche obigen Titels. Am ausgesprochensten schildern die beiden ersten Erzählungen „Sensitive" und „Mondviole" die Charaktergestalten jener Neroenwesen; die dritte „Gebunden" zeigt, wie nahe oft scheinbar Gesunde jener Grenze der Geistesdämmerung stehen und wie leicht dieselbe überschritten werden kann. Die vierte und fünfte hallen als kurze Abrisse die Mitte. Armin.

Verschiedene Geschichten. Von Kunigunde Anfion-Cofolty. Zweite Auflage. (Wien. Verlag von Huber & Lahme. 1893.)

Das Buch bringt uns acht lebenswahre, edle Charaktere schildernde Erzählungen. Die Dichterin führt uns in Hütten und Paläste und versteht es, die Verhältnisse dieser und jener wahrheitstreu zu schildern; weiß sowohl den schlichten Charakter der Landleute, als auch das strengen Grundsätzen ahnenstolzer Aristokraten unterworfene Wesen der höheren Gesellschaftsschichten in beredten Worten zu charakterisieren. Auch die niedrigsten Leidenschaften beider Classen finden strenge, tiefe Menschenkenntnis verrathende Geißel. Der Stoff, welcher in der Erzählung „Sühne" verwendet wurde, käme erst in einem Romane zur vollen Geltung. Dort würde das zusammenhanglockernde Erzählen von früher Erzähltem vermieden werden können. — Wo in den Geschichten der Dialect angewandt wurde, da geschah es in natürlicher Wiedergabe. Armin.

Über Gefühlsbildung in der Schule. Vom Bürgerschullehrer J. Moser. (Wien. A. Pichlers Witwe und Sohn.)

Fichte sagt in seinem „Versuch einer Kritik der Offenbarung". „Sollten wir nicht bei der Erziehung mehr auf die Entwickelung des Gefühls für das Erhabene bedacht sein? — Ein Weg, den uns die Natur selbst öffnet, um von der Sinnlichkeit aus zur Moralität überzugehen." —

Dieser Gedanke mag dem Verfasser wohl auch vor Augen geschwebt sein, als er seine Anschauungen über einen so wichtigen Gegenstand in einer Sprache zum Ausdrucke brachte, die uns fesselt, weil sie sich nicht in dem Haschen nach hochtrabenden Ausdrücken, sondern weil sie die Sprache eines für alles Wahre, Schöne und Gute begeisterten Lehrers, des echten Pestalozzijüngers ist. Der Verfasser will, wie er selbst sagt, das so wichtige Thema nicht erschöpfend behandeln; „Anregung zu bieten zu eigenem Nachdenken, aufmerksam zu machen auf die Bedeutung dieser Angelegenheit: das liegt in der Absicht seiner Arbeit." Dies gelingt ihm wahrhaftig, und es ist in der vorliegenden Monographie auch nicht ein Satz, der von dem denkenden Schulmanne nicht unterschrieben werden könnte. Insbesonders der Hinweis auf die Bedeutung der Gefühlsbildung, auf die dem Lehrer heilig sein sollende Wahrheit, dass die höchste Leistung der Erziehung die Aufschließung und Erweckung der Kinderseele für das Göttliche sei, verdient allgemeine Beachtung. Wird ja doch in unseren Tagen nur zu oft die Tiefe des Gemüthes beschämend von der Höhe des Verstandes überwogen.

Der erste Abschnitt des Werkchens ist der Person des Lehrers gewidmet. Jeder, der es mit dem Lehrberufe ehrlich meint, muss zugeben, dass eine idealere Auffassung der Pflichten eines Jugendbildners wohl kaum möglich ist. — Im zweiten Theile wird erläutert, auf welche Weise bei jeder Unterrichtsdisciplin den höheren Gefühlen Rechnung getragen werden kann. Der Schluss bespricht die Pflege des patriotischen Gefühles. E.

Religionsunterricht und Erziehung. Volksthümlicher Vortrag an alle Eltern und Erzieher von Dr. A. H. Kap. (Gotha. Stollberg'sche Verlagsbuchhandlung.)

Der gute Mann gießt das Kind mit dem Bade aus. Indem er scheinbar darangeht, den Religionsunterricht zu reformieren, verwirft er alle positive Religion und will nur so eine Art von glaubenslosen Sittenkatechismus eingeführt wissen. Das ist der bekannte Wind. M.

„Wienerstadt." Lebensbilder aus der Gegenwart. Geschildert von Wiener Schriftstellern, gezeichnet von F. von Myrbach. (F. Tempsky in Wien und Prag.)

Fast jede Großstadt hat ihr Buch, das ihr und nur ihr gewidmet ist, das ihren Charakter treu abzuspiegeln versucht. Nun bekommt's auch Wien. Es beginnt mit der Darstellung der erwachenden Großstadt, mit dem Getriebe der Morgendämmerung, mit den Gestalten, welche den Hunderttausenden vorarbeiten, die sich eben erst den Schlaf aus den Augen reiben. Dann thut sich Wien bei der Arbeit vor unseren Augen auf, das Markt- und Straßenleben mit seinen hundertfältigen Typen, der Gewerbefleiß in den Werkstätten, das ganze Stromsystem des Verkehrslebens, das von der Post und vom Telegraphenamt ausgeht, die Wirksamkeit der Rettungsanstalten, die Tag um Tag ihr Werk verrichten u. s. w. Und durch die Fülle dieser bewegten Bilder gelangen wir zu den Feierstunden des Abends und betrachten die Volkszüge, die sich nach gethaner Arbeit in die Vororte ergießen. Dann kommt das lachende Wien an die Reihe. In belebten Gruppenbildern führt das Buch verschiedene Seiten des großstädtischen Lebens vor. Wir sehen den Kaiser, wie er sich bei den Paraden dem Volke zeigt und wie er in der Hofburg Audienzen ertheilt. Wir steigen in die Kapuzinergruft hinab, wo die Ahnen der Habsburger zur ewigen Ruhe gebettet liegen, wir wandern durch die Kirchen Wiens u. s. w. Die besten Kräfte haben sich in den Dienst dieses Werkes gestellt. Es erscheint vorläufig in fünfundzwanzig Lieferungen. V.

Vom kleinen Rudi. Von Balduin Groller. (Dresden. E. Pierſan. 1893.)

Das iſt die Schilderung eines klugen trotzigen Knaben und ſeiner kindlichen Eigenſchaften. Es iſt eine witzige (aber nicht humoriſtiſche) Plauderei zur Unterhaltung, aus der ſich auch der ernſthafte Pädagoge ſein Theil nehmen kann. Wenn ich ſage: nicht humoriſtiſch, ſo weiß ich warum. Das Büchlein iſt ein Feuer, welches luſtig brennt und leuchtet, doch nicht warm macht. M.

Herzenserfriſchungen. Von F. F. Maſaidek. (Wien. Lesk & Schwidernoch. 1893.)

Dieſe „Herzenserfriſchungen" ſind ein Sammelwerkchen von mehr aber minder witzigen Sächelchen, die ſeinerzeit in Wiener Antiſemitenblättern erſchienen ſind. Manches hat verzweifelte Ähnlichkeit mit dem ſemitiſchen Witze eines Saphir, nur daſs es weſentlich — gedämpfter iſt. Wiener Zeit- und Alltagsfragen ſind der Stoff, beſonders um die Juden handelt ſich's, aber eigentlich verhöhnt werden nur ſalſche Chriſten, die nicht zu den Radauſiten gehören. Der beſte Witz des Büchleins ſteht auf Seite 105. Das Intereſſante in dieſen „Herzerfriſchungen" ſind die öffentlichen Mittheilungen „Aus vertraulichen Geſprächen mit Ludwig Anzengruber". M.

In Honorem Josephi V. Scheffel. Im Verlage des ſüddeutſchen Verlags-Inſtitutes in Stuttgart erſchien ſoeben in ſehr hübſcher Ausſtattung das „Jahrbuch des Scheffelbundes in Öſterreich für 1893", Publicationen für Freunde der ſchönen Wiſſenſchaften, geleitet vom Muſealmandator Adolf Jaroſch, Obmann des Scheffelbundes in Öſterreich. Gleich auf der erſten Seile finden wir ein gelungenes Bild des unvergeſslichen nationalen Dichters. Nach einem den Zweck des Werkes beleuchtenden Geleitſchreiben folgen in gebundener und ungebundener Sprache Beiträge ſolcher Schriftſteller, welche mit Herz und Geiſt auf des Meiſters Bahnen wandeln, und hier ihr Beſtes boten, um dem Jahrbuche jene Bedeutung zu geben, welche es vermöge ſeines Schildes beanſpruchen darf. Unter den abwechslungsreichen Beiträgen finden wir ſolche von R. Baumbach, Cappilleri, Carneri, Johann Faſtenrath, Wilh. Fiſcher, Carl W. Gawalowski, Franz Goldhann, L. Gumplowiez, R. Hamerling (Brief an ſeinen Vater, Faeſimile), Ad. Jaroſch, Waldemar Kaden, „Capri gegenüber", mit Illuſtration und einem Briefe Scheffels im Faeſimile, S. v. Khuenberg, Fr. Lemmermayer, St. Milow, Friedrich Schlögl, Maximilian Schmidt, E. M. Vacana, Zingerle u. a. — Die Namen der Mitarbeiter ſprechen für ſich ſelbſt und wird das Werk jedem wahren Deutſchen gewiſs Freude bereiten. G.

Das Land. Vor ſiebzehn Jahren, als der „Heimgarten" anhub, ſeine bekannten Grundſätze zu predigen, ſtand er mit denſelben ziemlich allein. Seit dieſer Zeit iſt es anders gewarden, die Stimmen nach Einfachheit im Leben, nach Natur und Ländlichkeit mehren ſich von Jahr zu Jahr, und die Leute beginnen zu folgen. Seit kurzem erſcheint in Berlin eine Zeitung unter dem Titel „Das Land". Zeitſchrift für ſociale und volksthümliche Angelegenheiten auf dem Lande. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Mit wohlthuender Herzensfriſche tritt dieſes Blatt für das Landleben und den Bauernſtand ein und wer ſich unterrichten will darüber, wie der jetzige volkswirtſchaftliche Curs das Landvolk aufzehrt und die Städte fett macht, fett bis zur Aufgedunſenheit und bis zum — Zerplatzen, der wird in dieſer Schrift vieles lernen. Es iſt im Norden wie im Süden dasſelbe: nichts fürs Land, alles für die Stadt. In ſchönen und klaren Aufſätzen, nicht aus der Phanlaſie, ſondern aus dem täglichen Leben wird uns ein Zuſtand geſchildert, vor dem uns graut und der verhängnisvoll werden muſs, wenn ihm nicht abgeholfen wird. — Möchten unſere Nationalökonomen nur nicht immer in ihre Lehrbücher gucken, wa die graue Theorie drinnen ſteht, möchlen ſie doch endlich einmal ins thatſächliche Leben ſchauen! Auch auf die Statiſtik iſt kein Verlaſs, nur das unmittelbare Anſchauen, das Fühlunghalten mit den Thatſachen bringt zu einer richtigen Kenntnis und Erkenntnis. Und ein gutes Organ dafür iſt „Das Land", welches der Beachtung nachdrücklich empfohlen werden muſs. Beſtellen kann man dieſe Zeitſchrift in allen Buchhandlungen. R.

Im Reiche des Geiſtes. Illuſtrierte Geſchichle der Wiſſenſchaften, anſchaulich dargeſtellt von K. Faulmann. (Wien. A. Hartleben.) Lieferung 1 ſoeben erſchienen.

Alles, was ſeit zweitauſend Jahren die Gelehrten beſchäftigte: Unterricht und Sprache, Naturgeſchichte, Landwirtſchaft, Chemie und Phyſik, Mathematik und Geometrie, Geographie und Geſchichte, Kriegswiſſenſchaft, Theologie und Philoſophie, Volkswirtſchaft und Recht, Gefundheitslehre und Medicin, in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung im Mittelalter und von Jahrhundert bis zur Jahrhundert bis zur Neuzeit, überſichtlich und gemeinverſtändlich zu ſchildern, hat ſich das vorliegende, reich ausgeſtattete, in Lieferungen erſcheinende

und auf sechzig Bogen berechnete Werk zur Aufgabe gestellt. Eine wertvolle Bereicherung seines Inhaltes bilden die zahlreichen photographisch copierten Abbildungen von Holzschnitten und Kupferstichen seltener und kostbarer wissenschaftlicher Werke, van denen einige auch die Farben des Originals treu wiedergeben. V.

Wer sich nur im allgemeinen und rasch über dies und das unterrichten will, dem wird mit **Meyers Kleinem Konversations-Lexikon** auf alle Fälle gedient sein. Wie das große Meyer'sche Lexikon, folgt auch dieses kleine den Fortschritten der Wissenschaft, der Entdeckungen und der Tagesereignisse auf Schritt und Tritt nach. Die in das Werk eingestreuten Textillustrationen sowie die beigegebenen Illustrationstafeln und Kartenbeilagen sind wahre Meisterwerke der Kunst und Technik. Der dritte (Schluss-) Band erscheint bereits, wie uns die Verlagshandlung des Bibliographischen Instituts in Leipzig mittheilt, im Mai dieses Jahres. V.

Bibliothek der Gesammtliteratur. (Verlag von Otto Hendel, Halle a. d. S.) Diesmal ist es ein spanischer Lyriker, den die Verlagshandlung einführt; Gustavo Adolfo Becquer. Die Übertragung seiner „Rimas" von Richard Jordan. Ferner: Schau in dich und schau um dich. Dichtungen van Julius Hammer. Eugen Aram. Roman von Edward Lytton-Bulwer. Ludwig der Baier, Schauspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Uhland. Parerga und Paratipomena von Arthur Schopenhauer. Herausgegeben von Dr. Hermann Hirt.

The Humor of Germany. (London. Walter Scott. ltd. 1892.)

Durch H. Müller ins Englische übersetzte Humoresken von Hans Sachs, Th. Grimmelshausen, Ludwig Tieck, Jean Paul, H. Zschokke, H. Heine, Wilhelm Hauff, Fritz Reuter, Gottfried Keller, P. Rosegger, Victar Scheffel, Johannes Scherr, E. Pötzl, E. v. Wildenbruch, W. Raabe u. a. Das Werk ist reich und hübsch illustriert.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Das Jenseits des Künstlers. Von Dr. Friedrich von Hausegger. (Wien. Carl Konegen. 1893.)

Kaiser Ferdinand I., der Gütige. Festschrift zur hundertsten Wiederkehr von dessen Geburtstage. Von Th. G. Reimann. (Gustav Bibus. St. Jahann im Pongou.)

Heimatszauber und andere Novellen. Von Ernst Wechsler. Mit dem Bildnis des Verfassers. (Leipzig. Withelm Friedrich. 1893.)

Humoresken. Von Maximilian Schmidt. (Seitz & Schauer. München. 1893.)

Studentenbeichten. Von Otto Julius Bierbaum. (Dr. E. Albert & Co. München.)

Manometer auf 99! Von Franz Held. Sociales Drama in fünf Acten. (Berlin. Fresko-Verlag.)

Groß-Natur. Ausgewählte Gedichte von Franz Held. (Berlin. Fresko-Verlag.)

Wahrheit und Traum. Ausgewählte Gedichte von Hermann Schilling. (Berlin. Oehmigtes Buchhandlung. 1892.)

Gedichte. Von Joseph Immergrün. (Brünn. A. Streit.)

Der todten Mutter. Ein Liederkranz van Paul Grotowsky. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1893.)

Ausfahrt. Dichtungen von Max Geißler. (Dresden. Lehmann. 1893.)

Frisch o'zapft! Neue G'sangeln in altbaarischer Mundart von Josef Feller. (Chemnitz. J. Feller'sche Buchhandlung. 1892.)

Die Kunst des vorzüglichen Gedächtnisses. Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, das Gedächtnis durch Selbstübung in einem wahrhaft staunenswerten Grade zu stärken. Nebst einer kurzen Geschichte der Gedächtniskunst (Mnemonik) und eine Darstellung ihrer Pflege und Bedeutsamkeit in allen Zeitaltern. Von Dr. Rafael Hellbach. Zweite Auflage. (Wien. A. Hartleben.)

A. Hartlebens „Statistische Tabelle" über alle Staaten der Erde. Erster Jahrgang 1893. Übersichtliche Zusammenstellung von Regierungsform, Staatsoberhaupt, Thronfolger, Flächeninhalt, absoluter und relativer Bevölkerung, Staatsfinanzen (Einnahmen, Ausgaben, Staatsschuld), Handelsflotte, Handel (Einfuhr und Ausfuhr), Eisenbahnen, Telegraphen, Zahl der Postämter, Wert der Landesmünzen in deutscher Reichsmark, Gewichten, Längen- und Flächenmaßen, Hohlmaßen, Armee, Kriegsflotte, Landesfarben, Hauptstadt und wichtigsten Orten mit Einwohnerzahl nach den neuesten Angaben für jeden einzelnen Staat. (Wien. A. Hartleben.)

Lieder-Album. Fünfzig beliebte Lieder für Pianoforte mit unterlegtem Text bearbeitet von M. Hanisch. Drei Hefte. (Leipzig. Gebrüder Hug.)

„Album russe“. Für Pianoforte. Compositionen von Moniuszko, Rubinstein und Tschaikowsky. (Leipzig. Gebrüder Hug.)

Kinderball. Zwölf leichte Tänze ohne Octavenspannung von Karl Kleins. (Leipzig. Gebrüder Klug. 1893.)

Kritische Revue aus Österreich für Politik, Socialökonomie, Kunst, Wissenschaft und Literatur. Fünfter Band. Wien.

Musikalische Rundschau. Achter Jahrgang. (Wien.)

Denkschrift zur Gründung der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller. Im Auftrage des Ausschusses für das Pensionsstatut verfass von L. Viereck. (München.)

Literarische Gesellschaft in Wien. Diese hat die Aufgabe, die Bestrebungen der deutschen, und zwar vorwiegend der deutsch-österreichischen Schriftsteller vornehmlich dadurch zu fördern, dass deren Werke in würdiger Form veröffentlicht und durch billige Preise weitesten Kreisen zugänglich gemacht werden. Die Leitung der Gesellschaft hat bereits umfassende Vorbereitungen getroffen, um solche Werke zu gewinnen, wie sie in den Principien dieses Vereines, der sich von jeder einseitigen Tagestendenz ferne halten und nur Bücher von bleibendem literarischen Werte publicieren will, begründet sind. Ihren Statuten zufolge ist die „Literarische Gesellschaft“ kein auf Gewinn berechnetes Unternehmen und sollen alle Einnahmen dem idealen Zwecke dieses Vereines gewidmet sein. Sie wird Werke der schönen Literatur und wissenschaftliche Arbeiten von allgemeinem Interesse veröffentlichen. Alljährlich sollen in der Regel vier Bände in einer Gesammtstärke von sechzig bis achtzig Druckbogen an die Vereinsmitglieder, unentgeltlich abgegeben werden. Mit der Leitung dieser Gesellschaft sind viele hochansehnliche Persönlichkeiten betraut. Adresse Eschenbachgasse 9, Wien. V.

Postkarten des „Heimgarten“.

M. L., Klein. Gedichte machen? Das ist nichts; Gedichte müssen wachsen.

R. W. J., Leibnitz: Ihre Wünsche sollen im nächsten Jahrgange erfüllt werden. Die Verzögerung der Novelle: „Adam das Dirndel“ hat ihre Ursache in der Erkrankung des Verfassers.

H. A., Olmütz: Gemeine Naturen können sich für Arbeitsamkeit und Sparsamkeit keinen anderen Beweggrund denken als Gelderwerb. — Freude an Arbeit, Ringen nach Unabhängigkeit! welch wichtige Factoren, um das Leben erträglich und sittlich zu machen. In diesem Sinne ist das Werk jenes Engländers klar genug gehalten.

Ol. G., Brünn: Abgeblitzt. Das Gewehr ist nicht eine Angriffs-, sondern eine Vertheidigungswaffe, das besagt schon sein Name. Gewehr kommt von: sich wehren; sich wehren heißt sich vertheidigen, einen Feind von sich abhalten, ablenken. Denselben Sinn hat auch das Wort: Wehre, eine Wasserwehre, diese leitet, lenkt das Wasser ab. Also heißt wehrhaft sein nicht, angriffsbereit sein, es heißt vielmehr fähig sein, einen Angriff zurückzuweisen. Und das müssen wir sein, dagegen wird kein Friedensfreund etwas einzuwenden haben. Nur darf der Bewehrte nicht fortwährend herumschreien: Geht mir her, ihr Lumpen, ich will euch schon niederschlagen!

„Einer“, Graz: Wiederholen nochmals, dass Briefe ohne Namensunterschrift ungelesen in den Ofen wandern. Die Antwort auf dertei Schelmereien steht ein- für allemal im „Heimgarten“, XVI. Jahrgang, S. 823.

W. H., Linz: Erinnere Sie an einen treffenden Ausspruch des „Grenzboten“: Das Modewort „schneidig“ ist eben nichts weiter als roh, mit etwas Firnis darüber.

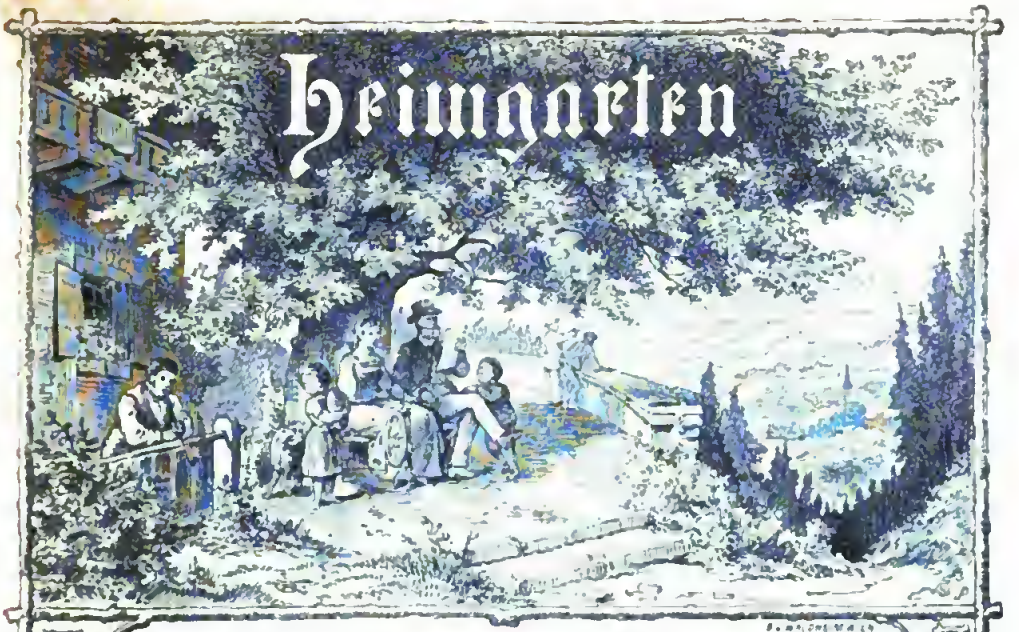
J. S., Graz: Das von J. v. Reuß in so schöne metrische Form gebrachte Gedicht „In der Krypta“ ist nach einer in der „Tagespost“ erschienenen Novelle von Josef Stradner bearbeitet worden.

M. H., Judenburg: Durch die „totale“, andere schrieben „gänzliche“ Sonnenfinsternis am 16. April sind auch andere gefoppt worden. Die Kalenderangaben waren fürs Publicum nicht genügend klar und die sonst so redseligen Zeitungen haben auch verschwiegen, dass die Finsternis nicht in unseren Ländern eine totale sein wird, sondern in Südamerika oder sonst weiß Gott wo. Thatsächlich war diese „gänzliche“ Sonnenfinsternis bei uns trotz heiteren Himmels und bewaffneten Auges kaum zu bemerken.

* Jene uns in Brief- oder Paketsendungen zum Behufe eines Antwortschreibens oder der Retournierung geschickten Postmarken, welche zu diesem Ziele nicht verwendet werden, kommen einem wohlthätigen Zwecke zugute.

* Bitten unverlangt Manuskripte nicht einzuschicken, da für dieselben keine Bürgschaft übernommen werden kann.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



9. Heft. Juni 1893. XVII. Jahrg.

Der Krieglacher Himmel.

So, haben die einen besonderen? Gemach, es ist nur ein provisorischer, und wenn heutzutage jedermann den Himmel schon auf Erden haben will, warum sollten sich just die Krieglacher bescheiden? Haben sie doch auch ihre Hölle auf Erden, die freilich vor der anderen Hölle den nennenswerten Vorzug besitzt, dass jeder gerne hineingeht und munter wieder zurückkommt, weil dort drinnen irgendwo ein Wirtshaus steht.

In einem alten „Buch der Märtyrer und Blutzeugen" las ich, dass der Weg zum Himmel roth bezeichnet sei. Das stimmt haarscharf auch beim Krieglacher Himmel. Wollen wir uns vom Orte aus weisen lassen und uns der rothen Markierung anvertrauen? — „Anfangs reist man über Flachland mit Kornbau. Man sieht viele Höfe und Ortschaften. Dann kommt man in Gegenden der Viehzucht. Es sind Anger und Matten, es sind Sumpfgelände. Hernach geht's hinein in die finsteren Wildnisse. Üppiges Strauchwerk, dann Baum an Baum, stehend oder liegend; manche sind vom Holzknecht gefällt, manche vom Sturm umgeworfen. Dort und da ist eine halbverwachsene Grube, wie in solchen einst die Wölfe gefangen worden sind. Rechterhand ist ein steiles, bewaldetes Gebirge, um dessen Gipfel der Habicht kreist. Unsere Pfade führen in Lichtungen hinaus, grüner Almboden, junger Wald, rankendes Brombeergesträuche, prangende Erdbeeren darunter; aber man darf sich von solcher rothen Markierung nicht verleiten lassen, das könnte links in die Hölle hinabführen. Auch jener Student weiß

davon zu erzählen. Wir müssen uns an die rothe Baumbemarkung halten, die jetzt rechts hinanweist. In einer steilen Engschlucht führt in Schlangenwindungen und eingehauenen Stufen der Steig hinauf. Wehe, wen hier der Schwindel erfasst! er fällt auf brannes Erdreich und wird ganz schmutzig. Plötzlich biegt der Steig rechts hin am Hange — eine einzige Wendung zwischen jungen Anwuchs durch, und wir sind am Ziele. Ein ebenes, dreieckiges Plätzchen, das fleißige Maurer dem Klippenhange abgerungen haben. Kaum mehr Personen haben auf dieser Zinne Platz, als auf der Spitze des Großglockners. Hingegen haben wir unter Fichtenschatten eine lanschige Bank und ein Tischlein, auf welchem man Landkarten ausbreiten, kartenspielen, Wein trinken und sonst alles Mögliche thun kann. Aus dem Abgrunde ragen die Wipfel der Bäume. Ein grüner Waldkessel ist da unten — genannt die Hölle. Weiterhin die besonnten Höhen, die hügeligen Querthäler der Schwöbing und der Illach, mit stattlichen Bauernhöfen. Felder, Wiesen, Gärten, weiße Straßen, Bäche, Teiche, Dörfer, Schlösser, Ruinen, so geht's durch das ganze Thal, bis nach Mürzzuschlag hinauf, bis nach Mitterdorf hinab. Tief unten hat sich, als wir auf die Zinne hinaustraten, ganz plötzlich das freundliche Krieglach enthüllt, welches wir unterwegs schon lange nicht mehr gesehen haben. Schier stolz und stattlich liegt es da. An der Anhöhe, in einen Park gebettet, der Hönighof. Weiter rechts im Thale, von Büschen halb verdeckt, die Schlösser Feistritz, Hohenwang; auf spitzigem Kogel die alte Burg Hohenwang, dann die weißen Mauern von Langenwang und dort, wo das Thal so scharf an den Berg stößt, dass es abbricht, Mürzzuschlag. Jenseits des Thales die Gebirgswelt! Die Kampalpe, die Scheiben, die Rax, das Karl, der Rosskogel, das Hocheck, der Sommerberg, die Hohe Veitsch, der Rauschkogel, die Aflenzer Starritzen, der Hochschwab! Ein herrliches Halbrund, großartig! überwältigend! himmlisch! — Seht, und der Platz, von dem aus der Sterbliche alles das überblicken kann, heißt der Himmel, ist der Krieglacher Himmel."

Die Gänsefüßchen entgehen dir wohl nicht, lieber Leser, mit welchen diese Beschreibung geschmückt ist. Du kannst dir auch denken, was sie bedeuten. Wenn ein sehr jugendliches und sehr schwärmerisches Gemüth den eine Stunde langen Weg macht, vom Orte aus bis zum „Himmel" und von dort aus die Gegend betrachtet, so ist es wohl möglich, dass obige Beschreibung losgelassen wird. Gar so arg ist es nicht mit der Großartigkeit, doch hat schon mancher sehr vernünftige und sonst sehr kühle Mensch da oben auf dem Felswändchen geschwärmt. Und ein wenig überrascht ist jeder Besucher, dass sich von dieser unscheinbaren, gar nicht exponierten Stelle aus ein so schönes, mannigfaltiges Landschaftsbild darbieten kann.

Einer der Entdecker dieses Punktes hat folgende Verse hingeschrieben:

Jo, d Hoamat und d Herzn
Reißt nix ausanond,
Ih möcht gern im Himmel sein
Und dahoam in mein Lond.

Dahoam in mein Landl,
Wo d Sun sa schön scheint,
Do hon ih mei Nandl,
Und viel guati Freund.

Und weil ih schon ewi
Möcht lebn in dem Lond,
Sa hon i mar an Himmel baut,
Do af da Wond.

Ein anderer, etwas weniger sentimental, aber etwas mehr übermüthig veranlagter „Dichter" schrieb dieses „Himmels" wegen ins Fremdenbuch des Krieglacher Lesevereines:

Himmel und Höll.

Die Krieglacher können gar lustig sein,
Und auch gar traurig werden,
Sie haben halt mit allen gemein
Himmel und Höll auf Erden.

Die Krieglacher gucken gern in den Krug.
Doch morgen schlimme Geberden!
Es jammern die Katzen mehr als genug.
— Himmel und Höll auf Erden!

Die Krieglacher nehmen ein Weibchen gern
Zum treuen Lebensgefährten,
Da bleibt auch Schwiegermutter nicht fern.
— Himmel und Höll auf Erden!

Im Fremdenbuch will mancher fein
Und sinnreich verewigt werden.
Er nimmt die Feder und macht ein.....
— Himmel und Höll auf Erden!

Die Entdeckung des Krieglacher Himmels knüpft sich an eine Erdbeerpflückerin. Das muſs etwas genauer erzählt werden. Ein Student in den Sommerferien wandelte so am Fuße des Gölk hin und Erdbeer zu suchen, das war sein Sinn. Als er nun hinan kam zu dem steilen Hang, wo man vor Jahren den Wald geschlagen hatte und wo jetzt das üppige Gestrüppe der Himbeeren, der Brombeeren und der Erdbeeren wucherte, strich in demselben ein junges Frauenzimmer umher und suchte Pilze, und pflückte in sein Körbchen Himbeeren und Erdbeeren. Es hatte ein blutrothes Kopftuch um, von ferne zu sehen wie eine Riesenerdbeere. Der Student gieng näher, um zu erfahren, was es mit diesem „Pröpstling“ sei. Ein Bauerndirndel, das Gesicht gar fein, doch ein wenig blaſs, und die Augen sehr rund und groß und braun, und in den Wangen die richtigen zwei Grübchen, wenn es lachte. Sie lachte jetzt, denn ein großer frischer Blätterpilz stand da und den that sie sogleich ins Körbchen. Als sie aber jähtings den fremden Menschen sah, da lachte die Kleine nicht, da erschrak sie und blickte gegen eine nahe Baumgruppe hin, die am Felswändchen stand, als wollte sie dort Hut und Schutz suchen. Und dem Studenten fielen jetzt richtig die Dummheiten ein, die einem jungen Manne fast allemal einfallen, wenn er im Walde einem sauberen Dirndel begegnet. Nämlich ein bisschen schäkern und ein bisschen kosen. Sie war auch gar so rundlich anzusehen und zwischen den ganz beträchtlichen Brusthügeln stak ein Erdbeersträußchen, bei dessen Betrachtung dem Burschen schwindelig wurde. Er war nicht mehr ganz unerfahren, hatte sich eine kleine Küſſesammlung angelegt, wie derlei in der Stadt und auf dem Lande so im Vorübergehen zu finden ist. Gerade von einem solchen Bauerndirndel hatte er noch keins, daher begann er jetzt emsig Erdbeeren in eine ahornblattene Düte zu sammeln, dann gieng er hin und bot ihr sie an.

„Erdbeeren! Ich hab' ihrer ja selber!“

Damit war das Geschenk abgelehnt.

„So will ich dir eine handvoll Himbeeren pflücken.“

„Das kann ich auch selber thun.“

„So will ich dir Schwämme suchen helfen.“

„Die habe ich ja schon gefunden.“

„Aber Weibsbild, junges, schönes, liebes! Was kann ich dir denn geben, das du noch nicht hast?“

„Ich hab schon alles“, antwortete sie.

„Auch Busseln von einem Mannsbild?“

„Mehr als genug!“ sagte sie und lachte dabei auf.

Er war ihr unter solchen Verhandlungen immer näher gekommen; sie wich ein wenig zurück, wieder nach der Dickichtgruppe blickend, und sagte endlich scharf: „An mir werden Sie sich wohl irren!“

Jetzt, das gefiel ihm gerade. Die Kirschen, die am schwersten zu kriegen sind, schmecken am besten.

„Wie kann ich mich an dir irren“, sagte er sehr artig, „wenn ich sehe, daſs du ein schönes liebes Blümlein bist!“

„O je!“ lachte sie, „da hab ich schon was Gescheidteres gehört! Sie sind ja auch sehr schön! Sie sind so gerade gewachsen, wie eine Henschober-

stange. Lieb sind Sie gewiss auch, wenn Sie zur Rechten kommen."

„Dirndel! Rechter wie du, kann mir gar keine sein!"

„Nachher müssen Sie so gut sein und schauen gehen, ob dort die Brombeeren schon zeitig sind. Ich möcht ihrer. Aber zeitig müssen sie sein."

Da ist der junge Tropf richtig hingegangen ins Gestrüpp, um zu sehen, ob die Brombeeren schon reif wären — Ende Juli. Ein paar elende grüne Wärzlein sah er in den dornigen Ranken. Ja, da kam er sehr beschämt zurück; und wie er zurückkam, war das Dirndel nicht mehr da. Hingegen dort in der Jungbaumgruppe die am Felswändlein stand, dort hörte er etwas. — Aha, dachte er, sie ist klüger, sie weiß den geraden Weg zu finden. — Und schlich ihr nach.

Zwischen den buschigen Bäumen, im tiefen Schatten, saß sie und hatte an ihrer Brust ein kleines Kind. Und das Kindlein trank an dem heiligen Quell, und die junge Mutter schaute mit wahrer Freude auf ihr zartes zappelndes Glück.

Das war denn eine hübsche Überraschung für den lockigen Knaben. Fast ungehalten war er und deshalb konnte er sich nicht enthalten zu sagen: „Was sperrst dich denn, wenn du nicht mehr unschuldig bist!"

„Wer sagt's denn, dass ich's nicht bin?" fragte sie leise. Da deutete er auf das Kind.

Jetzt hub ihr Auge an zornig zu werden. Sie erhob sich und sagte: „Gehen Sie fort!"

In einer Weise war dieses Wort gesprochen, dass der Student wie ein Wicht davonschtich.

Am Abende, im Casino zu Krieglach, hat er mir dann das kleine Abenteuer erzählt.

Am nächsten Tag giengen wir beide hinauf zum Erdbeerhang, vielleicht, dass wir das junge Weib, welches er mir als überaus reizend geschildert hatte, dort wieder sehen konnten. Denn auch ich war begierig, was es denn mit ihm wäre. Und was wir zu ihm sagen wollten, das wusste ich nicht, und ob wir gesittig sein würden oder ungeschickt und plump, das wusste ich auch nicht. Es zog uns nur so hinan.

Wir kamen zum Erdbeerschlag, da war sie heute nicht. Wir giengen zu der Jungbaumgruppe, da drin saß sie auch nicht, aber im Moose war noch die Spur zu sehen, wo sie gestern gesessen. Wir stiegen auf die Felswand, um weiteren Umblick zu gewinnen, aber wir sahen sie nirgends. Mein Student war ganz schwermüthig. — „Ich vergesse es nicht, wie sie dagesessen ist mit dem Kinde", murmelte er, als er sitzend die Ellbogen auf seine Knie stützte und mit den Händen das Gesicht verdeckte. „Ein Raphaelbild! Eine Muttergotteserscheinung!"

„Vielleicht wolltest du eine Wallfahrtskirche bauen lassen an dieser heiligen Stätte!"

Er blickte über meinen Spott missmuthig auf.

„Ich glaube, du bist wirklich verliebt."

„Ja, das bin ich!" stieß er mit heftigem Athemzug hervor und sprang auf. „Die nehme ich. Die heirate ich mitsammt dem Kinde."

Ich schwieg und schaute hinab in den tiefen Waldkessel, der da vor uns ausgebreitet lag. Ich schaute hin über das sonnige Thal und auf die schönen hohen Berge und dachte nichts als: Was denn das ist, die Liebe! die Liebe! —

Die Höll'.

„Der Himmel!" rief er.

Jetzt merkte ich, dass wir Worte gesprochen hatten, ganz traumhaft war's. „Ich meine, da unten dieser Waldkessel heißt die Höll'." Also suchte ich mich zu erklären.

„Und ich sage, da heroben bei dieser Felswand ist der Himmel!" schrie der Student.

„Und ich sage, da auf diesem Steine sitzen zwei Halbnarren!“ Diese Worte sprach der Jäger Ignaz, welcher mit seinem Gewehr den Berg herabgekammen war und uns in seiner Schalkhaftigkeit ein wenig beharcht hatte.

Den Jäger Ignaz hatte ich sehr gerne, er war ein Krieglacher, ein Jugendgenasse von mir, und nahe an sein Anwesen habe ich mein Sommerhaus hingebaut, damit ich öfter sein echtes Steirergesicht mit der scharfen Adlernase, den starken Wangenknochen, dem buschigen Schnurrbart und den grauen Augen, mit ihrem strammen, am liebsten längs des Gewehrlaufs hinauslugenden Blick, sehen konnte. Sein Gang war immer ein ganz langsamer, aber er kam doch vorwärts; sein Schießen war gelassen, scheinbar fast träge, aber allemal traf er was; seine Rede war manchmal ein wenig unbeholfen, aber er sagte stets was Kluges. Den Ignaz konnte ich nun fragen, der durfte etwas wissen.

„Du, Ignaz, dieser Herr hat gestern da unten bei den Bäumen was gesehen.“

„Ein Reh?“

„Ein schönes junges Weib mit einem kleinen Kind.“

„Ist leicht die Simmerlin dagewesen?“ fragte der Jäger zurück.

„Wer ist die Simmerlin?“

„Das Weib von einem Werksarbeiter“, sagte er.

„Und weiter, Ignaz?“

„Kaum ein Jahr verheiratet und schon mitten im Unglück. Ihrem Mann hat vor vier Wochen im Eisenwerk ein Rad die Hand weggerissen, und das Kind ist da und haben nichts zu essen. Geht sie halt immereinmal in den Wald, Beeren und Schwämme suchen, und das Kind schleppt sie mit, und der Mann liegt in der Dachkammer so dahin und es ist halt ein Elend.“

— Student, weißt du's jetzt? Ja, so sieht er in der Nähe aus, der Himmel auf Erden.

Der Student war zu sich gekammen und sagte: „Jetzt möchte ich sie erst recht küssen, aber nicht aus Lust, sondern aus Verehrung.“

„Wird sie gewiss recht freuen“, versetzte der Jäger Ignaz, „aber noch lieber wird's ihr sein, wenn ihr wer ein paar Graschen Geld schenken wollt', für ihren Mann, auf ein frisches Stück Rindfleisch. — Man müsste es ihr aber wahr heimtückisch zustecken, sonst nimmt sie's nicht. Das ist eine gar Stolze, die! Ihre Eltern sind selber einmal wohlhabend gewesen. Den großen Sunnberghof, wenn ihr ihn kennt, den haben sie gehabt. Aber ganz herabgekommen und nachher an den Juden verkauft und nichts übrig geblieben fürs Dirndl, und hat müssen in den Dienst gehen. Aber immer stolz wie eine Gräfin. Gegen die Reichen schon gar. Den reichen Rainsimmerl hätt' sie heiraten können.“

„Na, und weiter Ignaz? Und weiter?“

„Der Simmerl, hat sie gesagt, wär' mir schon recht, aber der Großhof nicht, weil's gleich heißen möcht': Auf den Reichthum ist sie geflogen. Nachher, wie der Großhof abgebrannt ist, und keine Versicherung da, und den Grund und Boden die Sparcasse für Schulden eingezogen hat, und wie der Simmerl nichts mehr hat gehabt, als seine zwei gesunden Händ', und ins Eisenwerk geht, da hat sie ihn genommen.“

„Zwei gesunde Hände, und jetzt hat er auch die nicht mehr!“ rief ich aus.

„Steht es zu hoffen, dass er stirbt?“ fragte der Student. Nun nahm ich ihn am Arm: „Komm, Junge, wir wollen nachhause gehen, du rappelst schon.“

„He, he, rappeln thun sie eh alle, die Stadtleut“, lachte der Ignaz. Da hatte auch ich meinen Theil.

Einige Tage später ist der Student abgereist nach Aussee zu einem Vetter. Im Laufe der Zeit schrieb er mir etlichemal. Im ersten Schreiben erkundigte er sich noch schwärmerisch nach dem „Erdbeerdirndl", im zweiten und dritten hatte er schon von anderen Weibsleuten zu erzählen, die sehr „nett" gewesen wären. An einer derselben soll er hängen geblieben sein, ich habe später nichts rechtes mehr von ihm gehört.

Das „Erdbeerdirndl" lebt heute auch noch, begleitet ihren Mann, den Einhandel-Simmerl, der sich mit einer kleinen Drehorgel durchs Land leiert, und weiß sich überall Achtung zu verschaffen. Ihre zwei halberwachsenen Kinder sind bei Bauern untergebracht. Der Knabe war drei Jahre nach der schweren Verletzung des Vaters auf die Welt gekommen und hatte zur Verwunderung der Leute zwei gesunde Arme.

Er hat mitgeholfen, als wir vor einiger Zeit an dem Felswändlein im Erdbeerschlag eine Mauer aufgeführt, eine Zinne gebaut und auf derselben ein paar Bänke und einen Tisch hingestellt haben. Denn, ich habe seit jenem fernen Tage den schönen Platz nicht mehr vergessen können, und auch nicht, wie der Student ihn den „Himmel" genannt hat. Und weil es sich da schon um Liebe und Treue und Mutterglück handelte, so ließen wir den Namen gelten und heißt die Aussichtsstelle dort am Hange des Gölk „der Krieglacher Himmel" bis auf den heutigen Tag. R.

Der Schelm.

Vor deiner Nasen
Soll ich Nesseln grasen;
Hinter deinem Rücken
Will ich Trauben pflücken,
Solltest um dich wenden,
Will ich's rasch vollenden:
Vor deiner Nasen
Wieder Nesseln grasen. M.

Thurm-Rudi.

Erzählung von C. v. Carro.

Weit jung und alt des kleinen Ortes, der jetzt gar stolz sich fühlte, weil das Comitatsgericht dahin verlegt wurde, war des Thurmwächters Rudolf, den sie kurzweg „Thurm-Rudi“ nannten, beliebt. Der achtjährige bildschöne Bub hatte einen idealen schwarzen Lockenkopf und feurig glühende Augen. Fast täglich nach der Schule brachte er dem Vater das Essen auf den Thurm hinauf, und dann schmeckte es auch viel besser, als wenn damit die alte verschrumpfte Nani die steilen Thurmtreppen heraufpustete. Aber o weh, eines Tages glitt der kleine Rudi aus und kollerte sammt allem viele Stufen hinunter. Das Ärmchen war zweimal gebrochen, von vielen Splittern und Scherben, die im Fleische saßen, tief verletzt, und wenige Tage darauf hatte der Bub nur einen — nur den linken Arm mehr! Das schnitt dem Alten tief ins Herz. Oft murmelte er „— ich hab' nur ein Kind, und das macht mir Gott zum Krüppel?!“ — Dann stieg er den Thurm hinan und schüttelte sein Haupt. — Rudi war schon ein strammer Bursch geworden als der Vater starb, und ehrlich brachte er sich und seine „Mamuschka“ durchs Leben. Er besorgte Botengänge, sie wusch bei den Leuten und half im Hause da und dort. Er hatte sich längst in sein Schicksal gefunden. Lustig schlenkerte er mit seinem linken Arm dahin, war stets guter Dinge und schön — schön dabei — „wie ein junger Herrgott“ — pflegte seine alte „Mamuschka“ immer zu sagen. Sie war stolz auf ihren Rudi, wie wohl keine Mutter stolzer sein kann.

„Und wenn er gar keinen Arm hätte“, rief sie oft halb ernsthaft und halb im Scherze aus, „wär' er mir noch immer lieber als jeder andere im Ort, und wenn er drei Arme hätte, wär' ich ein Mädel, wüßt' ich was ich thät!“

„Mamuschka“ hat Recht behalten. Die „Fillenter-Anka“ hat's gewußt, was sie thut. Als der Rudi ihrem Vater eines Tages eine Nachricht brachte, hat sie sich verliebt in den Burschen, wild und stürmisch, wie sie selber es war, die einarmige Umhalsung that der Liebe keinen Eintrag, und am Altar drückte sie seine Linke nur um so fester.

„Hat der Thurm-Rudi ein Glück!“ hieß es im Orte. „Die Anka kriegt einmal einen ganzen Winkel Geld und den großen Hof, wenn der Alte abfährt. Lang macht er's ohnedem nicht mehr, denn der Alte läßt zuviel Slivovitz durch die Gurgel laufen!“

„Ja, sauber muß halt der Mensch sein, dann kann einem meinetwegen die Nase fehlen, die Mädels vergaffen sich doch!“ sagte ein anderer häßlicher Bursche.

Dem Rudi war's wie ein Traum, als er im Hofe des Fillenter einzog. Ein hübsches frisches Weib sein eigen, er ein angesehener Mann, der keine Dienste mehr zu verrichten brauchte, und vor allem seine theuere geliebte „Mamuschka“ mit im Hause, versorgt für Lebenszeit. Hätte er da lang überlegen sollen als Anka auf ihn zutrat und mit blitzenden Augen fragte:

„Könntest mich lieben? Sag. Willst bei meinem Vater um mich anhalten?“

Der alte Fillenter hat freilich anfänglich geschäumt und getobt und geschrien: „er wolle keinen Krüppel zum Schwiegersohn, ihre Liebe sei nur Strohfeuer, das brennt nicht lange —!“ Aber wie ihn Anka versicherte, er könne sie aus der Theiß fischen, wenn sie den Rudi nicht bekäme, da hat er nachgegeben, denn er kannte sein Mädel, die wilde Hummel, sie hatte gar heißes Blut in den Adern, und das schießt ihr zuweilen in den Kopf und verschwemmt ihr den Verstand!

Und wahrlich, nur zwei Jahre lang hat Ankas Strohfeuer gelodert, dann flackerte es immer matter und matter, erlosch, und das letzte Wölkchen Rauch wurde vom flotten „Béla“, des Comitatsrichters Bürschlein, erdrückt, der Anka gewaltig zusetzte und sie nicht genug bedauern konnte, dass sie eines Krüppels Weib geworden.

Gar bald hatte Rudi klar gesehen und bereute es tief, dass er sich heiraten ließ; denn oft musste er ihre Vorwürfe anhören, dass er ja doch ein armer Teufel war und ihr dankbar sein müsse.

Diese Worte kehrten ihm das Herz im Leibe um, und als er noch dazu den Béla ertappte, wie derselbe sich des Abends, da man Rudi außer Hause glaubte, durch den Hof zu Anka schleichen wollte, konnte er sich nicht beherrschen und wenn es auch nur *eine* Faust gewesen war, aber diese ließ hageldichte Streiche und Stöße auf des Bürschleins Buckel niedersausen, bis es mit einer gebrochenen Rippe zur Erde sank und jämmerlich um Hilfe schrie. Am andern Morgen wurde Rudi eingesperrt. Vierzehn Tage ließen sie ihn sitzen, ehe es zur Verhandlung kam, hatte er sich doch an einem Familienliede des Comitatsrichters schwer versündigt!

„Wird wohl ein oder zwei Jährchen kriegen, Euer Rudi“, höhnten sie der „Mamuschka“ ins Ohr. Das ertrug die Alte nicht. Zu all dem Unglück ihres Sohnes noch diese Schande, das war zu viel. Ein schweres Leiden warf sie aufs Krankenlager, und eines Nachts kam ein mitleidiger Heiduck, der den Béla stets gehasst hatte, in Rudis Zelle und sagte: er wolle ihn zum Grab der „Mamuschka“ führen und ihn dann durchbrennen lassen, aber verrathen dürfe er ihn nicht.

Rudi starrte mit verglasten Augen auf den Heiduck — er taumelte an die Wand und stotterte: „Ma— muschka — —?“

„Eingeschlafen — todt“, ergänzte kopfnickend der Heiduck, und fieng den schluchzenden Rudi in seine Arme auf. Dann zog er ihn mit sich hinaus.

„Leise auftreten“, flüsterte er, „dass uns niemand hört, brenn' durch, Rudi, brenn' durch!“

An einem frischaufgeworfenen Grabhügel des kleinen Kirchhofs verließ er ihn. Als die Sonne aufgieng, beleuchtete sie in der feuchten Erde den scharfen Abdruck eines menschlichen Körpers, der lang gelegen haben musste. Bald war Gras darauf gewachsen. — Jahre vergiengen. Rudi blieb verschollen, niemand sprach mehr von ihm und der ganzen Geschichte — Gras wächst über alles auf Erden.

— — — — — — — — — —

In Fillenters Hof gieng es in den letzten zehn Jahren drunter und drüber. Der Alte war gestorben und Anka blieb ein wildes zügelloses Weib, ja sie wurde es immer mehr, als sie sah, wie sie täglich an Schönheit und Jugend einbüßte. Gar toll trieb sie es auf dem Hof, verschwendete und vertrug sich mit niemand. Als nun gar eines Tages eine Bekannte athemlos ins Zimmer stürzte und ihr die Schreckenskunde brachte, dass der neue Thurmwächter kein anderer, als Rudi sei, da tobte sie wie eine Wahnsinnige:

„Fort muss der Bethar wieder“, schrie sie, „ich gehe zu Gericht!“

Aber es half ihr nichts. Bélas Vater war längst nicht mehr da,

niemandem gefiel sie noch, und hatte keine Freunde. Rudi war von Pest aus hergesendet worden und blieb. Bei jedem Glockenläuten hielt sie sich die Ohren zu, sie wollte nicht an ihn erinnert sein, schmähte Gott und die Welt und geberdete sich wie toll.

Rudi lehnte mit der Stirne an dem Thurmfenster und überblickte seinen Heimatsort, der tausend Erinnerungen in ihm weckte. Fast dreißig Jahre sind verflossen, seit sein alter Vater hier am Tische saß, seit er selbst die Treppe hinabgestürzt und seinen Arm verlor. Was hat er nicht seitdem erlebt! Wie viel Schmerz und Trauer, Noth und Sorge! Aber jetzt glitt ein Lächeln über seine Züge, als er nach dem Dachfenster des zweistöckigen Hauses blickte, zu dem er völlig freie Aussicht hatte. Ein Knabe ließ aus dem Fenster weiße Leinwandfleckchen im Winde flattern, sie sollten nach dem Thurme grüßen. Dann kam ein wohlgeformtes Weib ans Fenster und setzte dem Buben eine Mütze auf, dass er sich nicht erkälte in der rauhen Herbstluft, hierauf winkten sie beide grüßend nach dem Thurme und eine helle Thräne rieselte verstohlen in Rudis langen schwarzen Bart. —

Nicht aus Furcht vor der Strafe, Ekel und Abscheu vor Anka trieben ihn damals in die Welt hinaus, als er sich am Grabe „Mamuschkas“ ausgeweint hatte. Hungernd und frierend war er jahrelang umhergezogen, bis er in einem Karpathendorfe dauernde Beschäftigung gefunden.

Dort lernte er Terczi, die Tochter eines Gemüsezüchters kennen. Eine neue Welt erschloss sich seinem Herzen, jetzt erst wusste er, was wahre Liebe sei, und schämte sich tief in die Seele hinein, dass er sich einst verkaufen konnte. Als der Vater des Mädchens hinter diese Liebschaft kam, schlug er sein Kind, nie hätte er, auch wenn Rudi kein davongelaufener Ehemann gewesen wäre, in diese Heirat gewilligt. Schnell waren die Liebenden einig. Terczi verließ ihren Rudi nicht, ohne Segen des Vaters und der Kirche folgte sie dem Manne ihres Herzens als ewig treues Weib. Mühsam ernährten sie sich und als sie nach Jahresfrist einen kleinen Rudi auf ihren Armen trug, wie reich und glücklich dünkten sie sich da. Treu dem Berufe seines Vaters, fand Rudi einen Posten als Thurmwächter und als die Stätte seines Wirkens durch Blitzschlag eingeäschert wurde, war's ein Zufall, der ihn von Pest aus für die einstige Stelle seines Vaters in seinen Geburtsort bestimmte. Mit Freuden nahm er sie an. Aber Terczi, als was sollte sie gelten? Sein Weib konnte sie nicht sein solange Anka lebte — seine Geliebte? Wenige Wochen nach ihm traf sie mit dem Kinde ein und wohnte getrennt von Rudi in jener Mansarde, die dem Thurm entgegenlachte. Vorerst ahnte niemand ihre Zusammengehörigkeit und dem Buben, der dem Vater erstaunlich ähnlich sah, schnitten sie das Haupt fast kahl, der schöne Lockenkopf hätte leicht den Vater verrathen.

Von Anka sah er nichts als die Schornsteine ihres Hofes, hörte aber dafür umsomehr des Übeln.

Kurze Zeit erst war Terczi im Orte, als sich dem Kleinen eine Kinderkrankheit auf die Lunge schlug und der Arzt wenig Hoffnung auf Rettung gab. Thränenfeuchten Auges standen sie am Bette des Kindes. Lange konnte sich der Vater nicht aufhalten, jede Minute konnte er im Thurme nöthig sein, denn seit mehreren Tagen trieb sich eine Brandlegerbande in der Gegend umher und schon dreimal hatte er Brände gemeldet, die noch rechtzeitig erstickt oder beschränkt werden konnten. Er nahm Abschied von Terczi, der Junge guckte mit seinen großen, unheimlich glänzenden Augen starr vor sich hin, seine Haut glühte.

„Steigern darf sich das Fieber nicht mehr, sonst ist's schlimm, diese Nacht entscheidet“, hatte der Arzt gesagt.

„Terczi, wenn's schlechter wird, stell' mir ein Licht dicht ans Fenster, damit ich's vom Thurme sehe", sagte Rudi unter dumpfem Schluchzen, „und wenn's vorbei ist, dann nimm es wieder fort, damit ich beten kann."

Noch einmal blickte er nach dem Bettchen; schwer athmend lag der Bube da; dann drückte er Terczi an seine Brust und eilte davon.

Der Abend war gekommen. Der Kleine phantasierte und warf sich unruhig umher. Ihr schlug das Herz. „Willst was, Rudi?" frug sie sanft. Der Kleine hatte sie gehört, verstanden.

„Nein, Mamusch", lispelte sein süßes weiches Kinderstimmchen, „heiß — so heiß!"

Endlich vor dem Schlafengehen kam der Doctor nachzusehen, wie er versprach. Das Fieber war gestiegen, er konnte es ihr nicht verhehlen. Am Morgen wollte er, „für alle Fälle" betonte er besonders, wiederkommen. Das arme Weib zitterte am ganzen Körper, dann nahm sie ein Licht — und wankte schleifenden Schrittes damit zum Fenster.

Der ganze Ort in hellen Flammen hätte das zuckende Vaterherz weniger erbeben gemacht, als dieser kleine Lichtschein mit seinem matten Glanz!

„Also schlechter", murmelte er vor sich hin und sank auf einen Stuhl. „Doch, es kann ja wieder besser werden", suchte er sich zu trösten, „sotange dies Lichtlein brennt, ist ja auch sein Lebenslicht nicht erloschen!" Er fiel auf die Knie und betete. — Es waren entsetzliche Stunden. Die Thurmstube wurde ihm zu eng, er trat auf die Galerie hinaus und starrte nach dem Lichtschein. Kaum nahm er sich Zeit, die Runde zu machen, jede Minute, die er sich abwandte, bereitete ihm Angst und Pein. Der eingefaltene Nebel, wie der feuchte Schmerzenusthau, der seinem Auge entquoll, verschleierten ihm den klaren Blick, nur mühsam konnte er auf einer Stelle haften bleiben. Mitternacht war herangekommen, er nahm den Hammer zur Hand, die Stunde zu schlagen. Unverwandten Blickes nach dem verhängnisvollen Lichtschein sehend, fielen die Schläge unsicher und ungleichmäßig auf das dröhnende Erz.

Fünf — sechs — sieben — „Allmächtiger Gott, das Licht!?" schrie er auf, „ich sehe das Licht nicht mehr —"

Acht — neun — tönte es in langen Pausen.

Unmenschlich streugte er sein Auge an, ein Zittern überfiel seine Glieder. Sollte er den Schein nur aus den Augen verloren haben? Es wäre möglich — aber dort ist's ja, das Licht —! — nein, das ist die Wachstube der neuen Fabrik. Vielleicht der dichte Nebel, der ihn beirrte — seine eigene Angst — die Ungewissheit folterte ihn! Hat Terczi das Licht vom Fenster genommen oder lebt Rudi noch? Sein Gehirn braunte, kaum konnte er noch denken. Mechanisch schlug er nach der Glocke — die Zahl war ihm entschwunden — zwölfmal schlug er noch nicht — auf gut Glück that er noch drei rasch aufeinanderfolgende Schläge und eilte die steile Treppe hinunter, sich aus seiner entsetzlichen Ungewissheit zu befreien!

Erst ganz in der Nähe des Hauses konnte er sich überzeugen, dass das Licht noch brannte, ruhig, unbewusst seiner schrecklichen Bedeutung. Er athmete auf. Bevor er nach dem Thurme zurückkehrte, wollte er den Knaben noch einmal sehen, zog einen Schlüssel aus der Tasche und trat ins Haus, die knarrende Holztreppe, die zur Mansarde führte, verrieth sein Kommen. Terczi flog ihm entgegen.

„Er schläft recht ruhig — vielleicht doch!" sprach sie, in neuer Hoffnung für das Leben des geliebten Kindes. Leise beugte sich der Vater über das Bettchen des Kleinen, dem der Schweiß in hellen Bächlein über die Wangen rieselte.

„Das ist gut", sagte er zu Terczi,

dann standen sie Hand in Hand, schweigend, sich gegenseitig schmerzvoll anblickend, und wieder liebevoll nach des Knaben Antlitz schauend. So vergiengen einige Minuten.

Eben wollte Rudi zu seiner Pflicht zurückkehren, als plötzlich laute Rufe in der Ferne hörbar wurden. Sie eilten nach dem Fenster. Das Gewirr der Stimmen wurde größer und vernehmbarer — klang das nicht wie Feuerlärm? — ja wahrhaftig, dort fällt der rothe Schein schon über die Dächer und spiegelt sich am Firmament — es ist ein Brand! Entsetzt, von seinem Pflichtgefühl getrieben, sauste Rudi fort durch die Straßen. Schon war es überall lebhaft geworden und als er in die Nähe des Thurmes kam, drang eine Stimme an sein Ohr.

„Ja schläft denn der Kerl da oben, das Feuer ist doch groß genug, um es zu sehen!"

In rasender Eile keuchte er die Wendeltreppen hinauf und zog die Feuerglocke.

„Ja, ja, wir wissen's schon, du Murmelthier, jetzt ist's zu spät", klangen höhnende Worte zum Thurme hinauf.

Rudi spähte nun aus, um den Brandort genau zu erforschen. Schnell war er dessen sicher, kein Zweifel konnte herrschen, links vom Gottesacker, das alleinstehende Anwesen mit den zwei Pappelbäumen — der Filleulerhof stand in Flammen! Noch eh' die Nacht gewichen, war er gänzlich abgebrannt. — Rudi fühlte seine schwere Schuld und erkannte die Lage, in der er sich befand, was ihm drohte. Doch da es Tag geworden und ihn der Heiduck zum Gerichte führte, da gieng er getrost und ruhig, fast freudig mit, denn als die Sonne aufgegangen war, da fielen ihre Strahlen auf ein wohlbekanntes Dach, aus dessen Fenster sie im goldigen Schimmer zwei flinke Arme sehen ließen, die weiße Tücher rastlos schwenkten, immer fort, solange unermüdet, bis ihnen das Gegenzeichen des Verständnisses geworden.

Rudi jubelte im Innern, der Kleine war gerettet! — — —

Die Anklage gegen den fahrlässigen Thurmwächter nahm gefährliche Formen an. Rudi war beschuldigt, aus Rache gegen sein verlassenes Weib absichtlich den Brand nicht rechtzeitig gemeldet zu haben und da Anka bei der Feuersbrunst zugrunde gieng, so tastete gar schwere Schuld auf ihn. Freilich hätte ein Wort genügt zur Rechtfertigung, allein hätte dieses Wort nicht Terczi bloßgestellt? Seine geliebte Terczi, die er jetzt, nachdem Anka todt, zu seinem ehelichen Weibe machen konnte? Er mußte schweigen, und er schwieg! Doch Terczi dachte anders. Als das harte Urtheil gefallen war, da rannte sie zum Richter, fiel ihm zu Füßen und erzählte alles, und dann giengen sie beide in die Zelle zu Rudi und der schloss Terczi verzeihend in die Arme als sein braves liebes Weib. —

Grund und Boden, wo der Filleulerhof gestanden und noch ein kleines Feld, fiel dem Rudi als Eigenthum zu. Mehr war nicht da. Anka hatte nicht einmal die Feuerversicherung bezahlen können — sonst freilich wär' jetzt der Rudi ein gemachter Mann. Doch er ist auch so recht glücklich, denn Lieb' und Friede wohnt bei den dreien. Die Thurmwächterei hat er aufgegeben und ist Bauer — Gemüsebauer geworden, darauf versteht sich die Terczi und der kleine Rudi ist dem Vater seine „rechte" Hand. Jetzt brauchen sie ihm auch das Köpfstein nimmer kahl zu scheren, jetzt sollen die Leute die Ähnlichkeit nur sehen. Und wenn man heute vom „Thurm-Rudi" spricht, muss man immer fragen:

„Meint Ihr den Alten oder den Jungen?"

Wie Joggeli eine Frau ſucht.

Ein ländliches Bild von Jeremias Gotthelf.

Im Bernergebiet, aber ich ſage nicht wo, liegt ein Bauernhof an ſonnigem Rain. Birn- und Apfelbäume, mächtig wie Eichen, umkränzen ihn; Alleen von Kirſchbäumen laufen von ihm aus nach allen Seiten, und faſt ſo weit am Hügel das Auge reicht, breitet ſich um denſelben aus ein wunderſchöner grüner Teppich, koſtbarer als ihn ein König hat: hunderttauſendpfündige Matten.

Unterm breiten Dache ſprudelt ein prächtiger Brunnen, vor den blanken Fenſtern ſtehen einige Blumenſtöcke und ums ganze Haus herum iſt es lauter Sonntag, d. h. aufgeräumt und ſauber; kein Strohhalm liegt herum, kein Spänchen iſt zu ſehen. Auf ſchöner grüner Bank ſitzt ein ſchöner brauner Burſche, ſchaut nachdenklich hinauf in die dunklen Wälder, die am jenſeitigen Hügel liegen, und langſam, ſchwermüthig ſteigt zuweilen ein Tabakswölkchen aus ſeiner faſt erlöſchenden Pfeife.

Es iſt Joggeli, der reiche, ledige Beſitzer des ſchönen Hofes. Seine Mutter iſt ihm jüngſt geſtorben, die ſo trefflich ihm die Wirtſchaft geführt, ihm ſo lieb geweſen war, daſs er gar nicht heiraten wollte, obgleich ihm die Mutter alle Tage zuſprach, eine Frau zu nehmen. Rechte Mütter haben nicht gern ledige Kinder, denken ſich die Söhne nicht gern als alte Sünder.

Jetzt führen ihm Mägde die Haushaltung und ſchlecht genug. Seit ſeine Mutter geſtorben war, legten ſeine Hühner nicht mehr, wenigſtens bekam er wenig Eier zu Geſicht, die Kühe gaben ſchlechtere Milch, er konnte immer weniger Butter verkaufen, und die Schweine ſahen ihn aus ihrem Troge hervor mit verweinten Augen an, klagend über ſchlechtes Freſſen, und doch hatte er nie ſo oft Korn für ſie faſſen müſſen.

Noch nie war ſo wenig gemacht, geſponnen worden, er brauchte immer mehr Taglöhner, und doch hatten der Mägde nie noch über ſo viele Arbeit ſich beklagt, und nie ſo wenig Zeit gehabt, das zu thun, was er befahl. Die Ermahnungen der alten Mutter ſtiegen ihm immer mehr auf, er dachte immer ernſtlicher aus Weiben, und je mehr er daran dachte, deſto mehr grauſete es ihm davor.

Joggeli war nicht etwa ſo ein Haushock, der nie von Hauſe wegkam, die Mädchen nie anreden, höchſtens anſehen durfte, ſie nur vom Hörenſagen kannte. Er war ein luſtiger Burſche, in der weiten Umgegend kannte er alle Dirnen, und wenn irgendwo ein hübſches, reiches Mädchen unterwieſen wurde, ſo war er meiſt der erſte unter deſſen Fenſter. Aber Fenſter iſt noch nicht Heiraten, und das war, was ihm Kummer

machte, und eben deswegen, wie er meinte, weil er die Mädchen nur zu gut kannte.

Es sei nicht alles Gold, was glänze, und die Mädchen zeigen den Burschen gewöhnlich nur das Glänzende, pflegte er zu sagen, was nicht glänze, werde meist erst dem Ehemann zutheil. Dieses zu beweisen, wusste er Beispiele von Exempeln anzuführen, dass einem fast schwarz vor den Augen wurde. Er wüsste wohl, sagte er, zu einer reichen und hübschen Frau zu kommen, aber er wolle auch eine freine*), fromme, fleißige, denn was hülfen ihm Schönheit und Geld, wenn Zanksucht dabei sei und Kupsucht**) und wie die Suchten alle heißen mögen. Ein zanksüchtig Mädchen gebe eine alte Hexe, sagte er, einem kupsüchtigen saure alle Milch im Keller und es kriege zuletzt ein Gesicht, gegen welches ein altes Judenkrös ein Prachtstück sei. Von einem geizigen Mädchen wolle er gar nicht reden, das werde ja zuletzt ein Geschöpf, gegen das der alte Drache auf der Gysnaufluh ein purer Engel sei. Nun sei aber das das Verflümeretste, dass man nie recht wissen könne, ob man eine Hexe, ein alt Judenkrös, oder den alten Drachen selbst ins Haus kriege, denn alle diese Greuel seien meist schon im Mädchen eingepuppt hinter glatter Mädchenhaut verborgen, und gar oft mache das Mädchen vor dem Hause und hinter dem Hause und besonders im Wirtshause das zärtlichste Gesicht, dem im Hause der Drache fußlang aus den Augen sehe, und seine Krallen schon im Ankenhafen und in der Tischdrucke habe. Sobald ein Mannsgesicht über die Küchenthüre hineinsehe, fahre der Drache in seine Höhle, und während das Mädchen holdselig lächle, wetze der Drache seine Krallen und denke: Warte nur bis ich dich habe, dann will ich dich! Auf das Berichten von anderen Leuten könne man sich auch nicht verlassen, am allerwenigsten einer, der heiraten wolle. Von allen Seiten werde er angelogen. Man bezahle Leute, welche das Mädchen bis in den Himmel erheben sollen, und bezahle wiederum Leute, die es auszumachen hätten, als ob es in keinen Schuh gut wäre, und man mit ihm ein B'schüttiloch vergiften könne. Da möchte er doch wissen, wer so eine feine Nase hätte, dass er immer richtig unterscheiden könne, ob die Leute bezahlt seien um zu schelten, oder bezahlt zu loben, oder gar nicht bezahlt. Nun möchte er wohl eine Frau, allein so hineintrappen und einen Schuh voll herausnehmen, das doch auch nicht. Wie das aber zu vermeiden sei, es auszusinnen, habe ihn schon oft fast wirbelsinnig gemacht.

Wenn Joggeli, der doch zu Kilt gehen, und aus Pflanzplätzen und allerlei sonst immerhin in etwas auf die Tüchtigkeit eines Mädchens schließen konnte, in solcher Verlegenheit war, in welcher muss da nicht ein Stadtherr sein, der die Stadtmädchen nur an Bällen, in Soiréen, in der Komödie, oder in einem Concerte sieht: der, er mag es machen wie er will, nur ihre Sonntagsgesichter erblickt, keine Arbeit von ihnen zu Gesicht bekommt, ja selten mehr ihre Hände ohne Handschuhe? —

Guter Rath ist meist sehr theuer, indessen kommt er auch über Nacht umsonst. Eines Morgens zwischen Heuet und Ernte, wo Bauerntöchter meist zuhause waren, einige am Strümpfestopfen sich versuchten, andere dem Weber spulten, die dritten im Garten grupeten*), oder ums Haus herum fiselten, sagte er seinen Leuten: er wolle ins Luzernerbiet, um ein Ross aus. Dort seien weniger Tage im Jahre als hier, jeder Tag wenigstens zwei Stunden kürzer, daher werde weniger Geld verdient, daher alle

*) Frein — gutmüthig.

**) Kupen — schmollen.

*) Grupen — kauern.

Sachen dort wohlfeiler als bei uns; und wenn er schon acht Tage lang nicht wiederkomme, so sollten sie nicht Angst haben um ihn. —

Joggeli gieng fort, doch sah man zur selben Zeit im Luzernerbiet keinen Joggeli, der nach Rossen gefragt hätte. Aber zur selben Zeit sah man durch das Bernbiet einen Kesselflicker ziehen, den man vorher und nachher nie wahrgenommen hat, und von dem man noch immer reden hört, obgleich seither wenigstens fünfzig Jahre verflossen sind. Es war ein langer Bursche mit rußigem Gesicht, der das Handwerk noch nicht lange getrieben haben konnte, denn er war gar langsam dabei, und ungeschickt dazu, und wenn ein nur leicht verwickelter Fall vorkam, so wusste er sich nicht zu helfen.

Am meisten fiel bei ihm auf, dass er keine Regel hatte in seinen Forderungen und keine Ordnung im Arbeitsuchen. Er übersprang ganze Reihen Häuser, fragte bei keinem einzigen nach verlöcherten Pfannen oder zerbrochenen Kacheln*), er strich ohne still zu stehen durch ganze Dörfer. Wiederum konnte er vor einem Hause, einem Hofe einen ganzen Tag leiern, ohne dass man eigentlich wusste was er that. Er stotzte**) in der Küche herum, schnaufete***) alles aus, war jedermann im Wege und gieng am Ende abends nicht einmal fort, sondern forderte noch ein Nachtlager. Er hatte alle Augenblicke etwas nöthig, strich, um es zu fordern, den Töchtern des Hauses oder den Mägden nach, suchte mit ihnen zu wortwechseln, sie zu versäumen, und wo er über Nacht blieb, da erlaubte er sich gar unziemliche Dinge, und trieb es so weit, dass man fast glauben musste, er versuche, wieviel es erleiden möge, ehe man Schläge kriege. Auch ließ er schon geheftete Kacheln aus der Hand fallen, dass sie in tausend Stücke sprangen, forderte unverschämten Lohn, branzte*) über die Menge der gemachten Arbeit — kurz er war der widerwärtigste Bengel, der je das Land durchstrichen hatte.

Deswegen auch wurde er von manchem Hause weggejagt mit Fluchen und Schelten. Ertaubete**) Bauern hetzten ihm die Hunde nach, und drohten mit Steinen und Stecken; erboste Bauerntöchter warfen ihm Kachelstücke nach, gaben ihm Titel, mit denen man einen Hund hätte räudig machen können, und schnitten ihm Gesichter, neben welchen der geschundene Kopf einer Kröte ein anmuthig Liegen war. Zu diesem allen lachte der Kerli nur, gab spöttische Antworten, nannte die Bauern Mutteſtüpfer, die Töchter Zyberligränne, und wenn man ihm den geforderten Lohn nicht geben wollte, so sagte er wohl: er begehre gar nichts, einem solchen Lumpenbürli, der seiner Tochter nur ludrige Strumpfbändel vermöge und knöpfig Haarschnüre, sei er noch imstande ein paar Kreuzer zu schenken. Man kann denken, was ihm dann alles nachfuhr auf solche Reden hin; aber als ob er das gerade so wollte, gieng er lachend von dannen.

Hätte der Kesselflicker in unserer Zeit gelebt, und hätte er auch schreiben gekonnt, so würde er wahrscheinlich die Welt mit Reisebildern oder Wanderfahrten beschenkt haben.

So hatte er am dritten Tag seiner Wanderung ein großes Haus, das am Ende eines Dorfes lag, erreicht in vollem Laufe. Eine schwarze Wolke schwebte am Horizont und sandte flimmernden Regen herab in reichem Gusse. Kaum hatte er sich geschüttelt unter breitem Dache, und seine leichte Boutique abgestellt, so kamen durch das Gras unter den Bäumen her andere Gestalten hergerannt mit Hauen auf den Schultern; Fürtücher die Mädchen

*) Kacheln — Schüsseln.
**) Stotzen — müßig umhergehen.
***) Schnaufen — durchstöbern.

*) Branzen — zanken.
**) Ertaubet — erzürnt.

über die Köpfe, die Schuhe in den Händen die Burſche, alles dem breiten Dache zu: es war das Geſinde, welches zum Hauſe gehörte, und Erdäpfel gehacket hatte. Hinter ihnen drein ſprang etwas unbehilflich eine zimperliche Geſtalt, beſſer angezogen als die anderen, aber eben nicht zu ſolchem Wettlauf eingerichtet. Als ſie ankam, ſchäkerten bereits Knechte und Mägde miteinander, und ein dralles Mädchen ſchlug Sami, dem Melker, das naſſe Fürtuch um den Kopf. Da zog Röſi, das zuletzt angelangte Mädchen, die Tochter des Hauſes, ein gar ſchiefes Geſicht, warf Stüdi, dem drallen Mädchen, ſeine Haue und ſein Fürtuch zu, hieß ihm beides abſeits thun und that ſelbſt zimperlich unter den anderen, und trippelte mit allerlei Geberden um die Knechte herum, und übte den eigenen Augenaufſchlag und das Blinzen durch die Augenecken, welche beide zu Stadt und Land wohl bekannt ſind. Endlich kam die Mutter unter die Thüre, eine lange hagere Frau mit ſpitzer Naſe, und hieß die Tochter, ſtatt da außen zu galpen *), ſich trocken anzuziehen; ſie wiſſe ja wohl, wie ſie eine Leide **) ſei, nichts erleiden möge, und gleich auf dem Schragen liege.

Bei dieſer Frau meldete ſich auch der Burſche um Arbeit. Er erhielt zur Antwort: daſs er warten müſſe bis nach dem Eſſen, man hätte jetzt nicht Zeit ihm die Sachen zuſammenzuſuchen. Beſcheidentlich fragte er, ob er nicht miteſſen könne, er wolle ſich gern vom Lohn abziehen laſſen dafür. Man wolle ihm etwas für uſe geben, hieß es. Er ſetzte ſich vor die Küchenthüre, aber lange gieng es, bis das Eſſen aufgetragen wurde, und noch länger, bis er etwas kriegte. Bald fehlte eine Kachle, bald eine Kelle beim Anrichten; bald ſchrie die Frau: „Stüdi, weißt du, wo der Waſchlumpen iſt?“ und bald: „Röſi, wo haſt du den Schigore?“ Und als ſie ſchon alle bei Tiſche ſaßen, ſchoſs bald eins in die Küche, bald eins in den Keller, denn bald fehlte Milch auf dem Tiſch, dann war kein Brot vorhanden. Endlich brachte man auch ihm etwas heraus, das eine Suppe ſein ſollte, aber ausſah wie ſchmutziges Waſſer, in dem ein Mehlſack ausgeſchwenkt worden, ein aſchgraues Gemüſe, welches ehemals Schnitze geweſen, in himmelblauer Brühe ſchwimmend, und dazu ein Stücklein Brot, das von einem alten Wollhut, der lange in einem Krüſchkaſten *) gelegen, abgeſchnitten ſchien. Er merkte ſich das Eſſen wohl, aber aß es nicht, ſah dagegen wie Röſi, als nur noch die Mutter in der Küche war, für ſich köcherlete, und endlich ein verſtrupftes Eiertätſchchen **) zum Vorſchein brachte, und ins hintere Stübchen ſpedierte, wie es ſich darauf eine Zeit lang im Keller aufhielt, und mit einem verdächtigen Weingeruch heraus kam. Als alle wieder in die naſſen Erdäpfel gegangen, ſogar die Mutter, der Vater aber, ein ehrlicher Schlirpi, irgendwo auf dem Ohr lag, ſah er, wie Röſi, wahrſcheinlich mit einem Reſtchen des Eiertätſches, in den Futtergang gieng, wo der Melker Futter rüſtete für die Roſſe. Als die Promenade zu Ende war, ſetzte ſich Röſi zu ihm auf die Bank, bohrte an einer Lismete mit ungewaſchenen Fingern, und frägelte ihn allerlei aus, that wie ein Meiſterlos, und hörte ohne Zucken alle Dinge, ſie mochten ſein wie ſie wollten, die der Keſſelflicker zu ſagen beliebte.

Und dieſes Röſi war das gleiche Mädchen, das ſo nett und aufgeputzt an Märkten und Muſterungen erſchien, ſo ſittſam that, ſo mäßig ſich betrug, vor einem Schluck Wein ſich ſchüttelte, und vor jedem Blick eines

*) Galpen — ſchälern.
**) Leid — ſchwächlich.

*) Krüſch — Kleie.
**) Eiertätſch — Eierkuchen.

Burschen sich verbergen zu wollen schien. Mit Gewalt musste man es zum Tanzen zwingen, mit Gewalt zum Essen, mit Gewalt zum Reden; aber es hieß, daheim sei es gar werksam, gehe immer mit dem Volk aufs Feld und sei ohne allen Stolz und Hochmuth. Aber je mehr er Rösi ansah, desto mehr missfiel es ihm und alles um ihn herum. Nicht nur die Finger waren schmutzig, sondern alles an ihm; ums Haus herum war es unaufgeräumt, in der Küche keine Ordnung, zu allen Kacheln, welche er hesten sollte, fehlten Stücke. Es saß da bei ihm, sich offenbar gehen lassend, weil es ihn ohne Bedeutung meinte, und da war von Sittsamkeit nichts zu sehen, es hatte ein beflecktes Inneres, Lust an wüsten Dingen, und stellte sich recht eigentlich dar als ein gemeines Ding, das nicht gern arbeitete, das daheim sich alles erlaubt glaubte, wenn es nur im Wirtshause und auf der Straße sich anständig geberdete. Es klagte nebenbei so recht zimperlich über das Arbeiten, wie ihm das erleidet sei, Kopfweh und Krämpfe mache, und ein schönes Buch ihm das Liebste sei. Dazu schien es noch bösartig, stüpfte die Katze, neckte den Hund, und jagte die Tauben unter dem Dache weg. Es hätte in diesem lüsternen, lässigen, langweiligen Ding niemand das schmucke, stille, ehrbare Mädchen erkannt, dem man recht gern nachsah beim Tanze oder stillstand, wenn man es bei einem Krämer seine Einkäufe machen sah. Duldsam solange sie allein waren, sieng es, sobald am Abend das Haus sich wieder füllte, mit dem Kesselflicker zu zanken an, gab ihm schnöde Worte, und führte alle seine Arbeit aus. Da begann auch der Kesselflicker sein Spiel, höhnte das Töchterchen, hielt ihm den Melker vor, den Eiertätsch, sein sauberes Lismen, wo immer ein Letsch *) auf der Nadel sei und einer unter derselben, bis das Feuer ins Dach stieg, das Mädchen heulend Vater und Mutter klagte, der Vater fluchte, die Mutter schimpfte, der Ringgi bellte, die Katze miaute, alles lärmte, was da lärmen konnte — da zog der Kesselflicker lachend fürbass.

Am Abend eines anderen Tages schleppte er seine Bürde müde einem großen Hause zu, das in der Nebengasse eines Dorfes stand. Das Dach des Hauses war schlecht, der Misthaufen aber groß, viel Holz lag darum herum, aber nicht geordnet, ein Schweinstall stieß an den anderen, einige Fürtücher und Hemden hiengen am Gartenzaune, schwarz und rauchicht war es um die Hausthüre, voll Löcher der aus Lehm gestampfte Schopf *). Eine fluchende Stimme drang aus der Küche, und donnerte mit einem unsichtbaren Jemand, der wahrscheinlich etwas zerbrochen hatte, und ihr nach kam ein stämmiges Mädchen, mit roth angelaufenem Gesicht, ungekämmt seit vergangenem Michelstag, zwei Säumelchtern in den Armen, in denen Adern schwollen, wie kreuzerige Seile, und auf Füßen, die letzten Samstag gewaschen worden, seither zweimal den Schweinen gemistet hatten und so breit waren, dass man die verhudelten Schuhe an denselben bequem als Kuchenschüsseln hätte gebrauchen können. Dieses Mädchen war in vollem Zorn, traf die Schweine beim Ausputzen ihres Troges mit dem mutzen Besen auf ihre Rüssel, dass sie krachten, fluchte mit ihnen, wie kein Kälberhändler es ärger hätte thun tönnen, und schlug ihnen das Fressen in den Trog, dass es weit umherspritzte. Darauf die Hände nur nothdürftig im Brunnentroge schwenkend, rief es zum Essen, und hervor kamen allerlei Gestalten, die wenigsten ihre Hände waschend, wie es doch bei jedem ehrbaren Bauernhause Sitte ist, und die es thaten, thaten es, als schonten sie dem, was

*) Letsch — Maische.

*) Schopf — Schuppen.

sie aus den Ställen an den Händen mitgebracht. Es war ein wüstes, unordentliches Essen, an welchem der Kessler theilnehmen konnte, unter dem Beding, umsonst zu heften, was er, während die anderen rüsteten, zu heften imstande sei. Rohe Späße, Zoten, wurden alsobald flüssig; man schien damit das schlechte Essen würzen zu wollen. Marei, die Tochter, nahm herzhaft theil daran, ohne irgend die geringste Scham, hatte aber nebenbei immer noch Zeit, Vater und Mutter zu widerreden: dem ersteren zu sagen, wann er zum letztenmale voll heimgekommen sei, und der letzteren vorzuhalten, sie hätte in den letzten drei Wochen nicht zwei Strangen Garn gesponnen; dann auch die Mägde zu schelten, und den Knechten wüst zu sagen, wenn sie an den zu beschneidenden Rüben die Rinde zu dick machten. Freilich musste sie sich auch gefallen lassen, derbe Antworten zu hören, und besonders von den Knechten Worte anzunehmen, die doch sonst kein ehrbares Mädchen sich gefallen läßt von Knechten; aber wie man thut, so hat man's auch.

Sein Lager war ihm im Stall angewiesen. Der war schmutzig, wie die Kühe darin, die Läger zu kurz und er in beständiger Gefahr, von einer Kuh mit ihrem Heimeligsten begossen zu werden. Im Hause war noch lange Lärm, es schien ihm auch nachts keine Ordnung da zu sein, und alle zu machen, was jedem beliebe. Er war aber zu müde zu g'wundern. Am Morgen ward frühe Appell geschlagen, niemandem mehr Ruhe gegönnt, es drehte das Volk vor Fünfe sich ums Haus herum, aber niemand that doch eigentlich was Rechtes. Man musste halt auf sein, damit es hieße: in dem und dem Hause gehe der Tanz schon vor Fünfe los, und d'Marei sei immer die erste und die letzte. Aber vor halb Achte konnte man doch nicht z'Morgen essen, und zwar eine Suppe ohne Schmalz und ohne Brot, und Kraut, so lang, so hart, so trocken, dass man sich lange besinnen musste, ob das, was man hinunterschlucke, Geiselstecken seien oder wirkliche Krautstengel, und dazu machte die Marei Augen, mit denen man einen Hasenpfeffer hätte anmachen können.

Dem Kessler erleidete es bald da, am Kraut hatte er sich satt gegessen, und an der Tochter, diesem unsaubern Werkthier, sattgesehen. Daher, als sie ihm eine Milchkachle zum Heften brachte, sagte er ihr: diese werde sie doch nicht wollen heften lassen? sie säuerle ja, wie ein Sauerkrautfass, in welchem dreijähriges Sauerkraut gewesen sei; wenn sie ihr Milchgeschirr nicht sauberer halte, so werde sie die Milch nicht lange gut haben, und nicht viel süßen Anken machen. Potz Wetter, da gieng's los, die Kachelstücke flogen ihm ins Gesicht, und als die verschossen waren, riss sie ihre Schuhe von den Füßen, schlug auf ihn los, wie der Drescher auf das Korn in der Tenne, und er hatte nie so Eile gehabt, sich wegzumachen, wenn er nicht geprügelt sein, oder allen Ernstes sich wehren wollte.

Da könne auch einer einen Schuh voll herausnehmen, dachte der Bursche bei sich, als er das Haus im Rücken hatte. Das erstere Mädchen sei berühmt als gar sittsam, manierlich, das jedem Haus wohl anstehen würde, dieses aber als eine rechte Werkader, als eine angehende Bäuerin, wie es zu Berg und Thal keine geben werde, hätte die schönsten Schweine, wisse mit den Schweinehändlern am besten zu märten *), dürfe alles anrühren, und der sei ein Glücklicher, der es erhaschen könne. Nun habe er beide gesehen, und es schaudere ihn, wenn er eins oder das andere haben müsste, und wenn er nur ein Kesselflicker wäre. Und es sei doch gut, dachte er, dass so ein Kesselflicker überall hingucken könne, wo sonst niemand hinsehe, und dass man sich nicht vor ihm

*) Handeln.

in Acht nehme, und das Sonntagsgesicht vornehme, wenn so einer im Hause sei, wie man es zu thun pflege, wenn Dorf*) komme oder wenn man z'Dorf gehe.

Gar auf Märkten und an Musterungen sei lauter Lug und Trug, nicht nur auf dem Kühmärit, sondern auch in Gast- und Tanzstuben, und wer da am meisten aufgezäumt erscheine und geschlecket bis z'hinderst, die sei zuhause nicht selten die wüsteste Kosle, die es geben könne, und komme daher, dass man nicht wisse, was hinten, was vornen sein solle. Wer Marei und Rösi auf einem Märit gesehen, der hätte geglaubt, sie ständen jedem Bauernhause wohl an, wer sie aber zuhause sehe, der müsse sagen, dass sie zu einem Bauernhof passten, wie Haare in die Suppe, wie Wanzen in ein Bett, wie Essig zu einer gestoßenen Nidel**). „Ja", dachte er bei sich selbst, „wahr ist wahr, und mit den Mädchen ist es, nicht zusammengezählt und euer Ehren vorbehalten, wie mit den Kühen: was man auf dem Markt kauft, ist gewöhnlich daheim nur halb so viel wert, mit dem Unterschied, dass man von dem einen wieder loskommen kann, wenn man Reukauf zahlt, von den anderen dann meist weder Geld noch Seufzer einem helfen."

Er war recht schwermüthig geworden und alle Arbeit war ihm verleidet. Er setzte sich in ein Wirtshaus, und tagdiebte da, spielte den Hudel, that als ob er kein Geld hätte, wollte seinen Kesslerkram verkaufen, fand aber keinen Käufer. Die Wirtstochter fesselte ihn auch nicht. Ihre Pantöffelchen gefielen ihm nicht, sie steckte ihm ihren Daumen zu tief ins Kraut, welches sie ihm auftrug, machte ihm ein gar zu missvergnügt Gesicht, wenn sie einmal aufstehen musste, und gnepfte***) manchmal so bedenklich durch die Stube, als ob sie an jedem Fuße fünf Hühneraugen hätte.

Zeitig gieng er zu Bette, brach früh auf, da eben die Sonne so klar und frisch zu scheinen begann. Da ward ihm wieder froh und leicht im Gemüthe, und er beschloss weiter zu wandern mit seinem Kesslerkram, den ihm niemand hatte abkaufen wollen.

Einem Fußwege nach zog er einem schönen Bauernhofe zu; lustig umflatterten ihn früh erwachte Vögelein, abgefallene unreife Kirschen knitterten unter seinen Füßen, Spatzen jagten sich auf den hohen Bohnenstecken, zwei Bursche mähten, und zutrauliche Hühner pickten hinter ihnen auf den frisch gemähten Flecken die Würmer auf. Blank war das Haus, hell glitzerten die Fenster, ein freundlicher Garten lag vor demselben, und wohlbesorgte Blumen spendeten freigebig ihre reichen Düfte. Ein schlankes großes Mädchen, mit reinem Haar, reinem Hemd und Händen, saß auf der Thürschwelle, schnitt Brot ein, und hatte ein lustig prasselnd Feuer in der Küche; doch nicht das halbe Feuer draußen auf der Feuerplatte, sondern alles drinnen im Loch, wie es sich gehört. Rauh und trotzig frug er nach Arbeit. Wo Weibervolk sei, da sei immer etwas zu heften oder zu flicken, fügte er bei. Das Mädchen antwortete: wenn er warten wolle, bis es angerichtet, so habe es ihm Arbeit genug. Da müsste er wohl viel Zeit versäumen, antwortete er, wenn er jedem Ziehsecken abwarten wolle, bis es ihm sich schicke. Das sei doch keine Manier, sagte das Mädchen, gleich so aufzubegehren, und wolle er nicht warten, so könne er gehen. Wolle er aber Verstand brauchen, so könne er seinethalb mit ihnen z'Morgen essen, während der Zeit wolle es ihm Arbeit rüsten. Der Kessler blieb nicht ungern da, das Ganze hatte so eine Art, dass es ihn heimelete. Er zog daher seine Pfeifen in etwas ein,

*) Dorf — Besuch.
**) Nidel — Rahm.
***) Gnepfen — schwerfällig gehen.

ſtellte ſeine Drucke*) ab, und ſetzte ſich zu dem Volk an den Tiſch. Es hatte alles ein reinlich Anſehen und das Volk that manierlich, betete mit Andacht, und aus dem ganzen Benehmen ſah man, daſs da Gott und Meiſterleute geehrt würden. Die Suppe war eben nicht überflüſſig dick, aber gut, der Brei bräntete nicht, die Milch war nur leichtlich abgeblaſen, das Brot nicht ohne Roggen, aber küſtig und nicht hundertjährig.

Er ſaß noch nicht lange am Tiſche, ſo ließ er ein mächtiges halbes Brot in eine Milchkachel fallen, daſs die Kachel in Scherben gieng und rings am Tiſche alles mit Milch überſpritzt wurde. Hie und da hörte man ein Kraftwort, aber halb verdrückt; eine vorlaute Magd hieß ihn den ungattlichſten Hung, den ſie noch geſehen. Anna Mareili aber, die Tochter, verzog keine Miene, hieß jene Magd mit ihr in den Keller kommen, und bald ſtand andere Milch und anderes Brot auf dem Tiſch. Statt ſich zu entſchuldigen, ſtichelte der Keſsler: im Länderbiet eſſe man weißeres Brot, dort würde ſolches nicht einmal von d'Gottswillen Leuten gegeſſen; niemand antwortete ihm darauf.

Er pflanzte ſich mit ſeiner Arbeit neben der Küchenthüre auf, von welchem Standpunkt aus er die Arbeit in Küche und Garten beobachten konnte. Er ſah, wie Anna Mareili das Großmüetti (die Mutter war geſtorben) an die Sonne führte, ihm mit aller Sorgfalt ein Kiſſen auf der Bank z'weglegte, und nie unwillig wurde, wenn das Großmüetti kärete**), bald hie aus bald da aus wollte, und beſtändig das Großtöchterchen an Sachen mahnte, die längſt abgethan waren, nach Art aller Großmüetteni, die meinen, an Dinge, welche ſie ehemals abgethan, jetzt aber nicht mehr vollbringen können, denke kein Menſch mehr, ſie blieben ungemacht, wenn ſie nicht daran erinnerten. Er ſah, wie der Ätti fort wollte, ſeine Strümpfe ſuchte, ſie nirgends fand, und nun ſeine Tochter ausſchimpfte, die ſie ihm verlegt haben ſollte. Ohne viel dagegen zu haben, half ſie ihm geduldig dieſelben ſuchen, und fand ſie endlich verſteckt hinter der Kutte, welche der Vater anzog, wenn er bei ſtrubem Wetter wäſſern wollte. Dorthin hatte der Alte ſie ſelbſt verſteckt am vergangenen Tanzſonntage, damit ſein Sohn ſie ihm nicht wegſtibitze, um auf dem Tanzboden damit zu glänzen. Das Mädchen gab ſie dem Ätti ohne irgend eine Bemerkung, begleitete ihn freundlich einige Schritte weit, und bat ihn: er ſolle doch ja nicht zu ſtreng laufen, und ſich doch ordentlich Eſſen und Trinken gönnen, es wolle ihm ſchon mit etwas Warmem warten, bis er heim komme. Er hörte, wie es Bettelkindern Beſcheid gab, die einen theilnehmend nach einem kranken Vater, einer kranken Mutter fragte, und etwas Paſſendes ihnen gab, wie es andere zurechtwies, zur Arbeit ſie mahnte, Arbeit ihnen anbot, und ſie dann ſehr ernſt abwies, wenn ſie ſchnöden Beſcheid gaben, und die Arbeit von der Hand wieſen. Er hörte, wie es Dienſten Beſcheid gab, kurz und deutlich jedem antwortete, oder Arbeit anwies, daſs man ſah, es wuſste allenthalben in Feld und Haus, was gethan, was noch zu thun war. Bei dem allen ſaß es nicht auf einem Throne oder einem Ruhebett, ſtreckte die Füße lang von ſich weg, und hatte im Schoße die Hände, ſondern es war nie müſſig, rüſtete das Eſſen für eine ganze Menge Volk allein, erlas das Kraut beim Brunnen mit einer Sorgfalt, daſs man ihm wohl anſah, es ſei ihm nicht gleichgiltig, ob in demſelben Schnecken blieben oder nicht. Aber es gieng ihm alles von der Hand wie gehext, und ſeine Füße liefen, wie auf Federn, blötſchte*) nicht auf dem Boden, daſs

*) Drucke — Schachtel.
**) Kären — murren.

*) Blötſchen — ſchwerfällig auftreten.

es ihm bei jedem Schritt die Nase bis über die Stirne hinauf sprengte, wie man hie und da Menschenstücke um Häuser blötschen sieht. Des Mittags war das Essen wieder proper und anständig, und doch führte er es aus, und sagte: am Schmalz im Kraut könnte wohl keine Fliege sich überschlucken. Das Mädchen, welches in der Abwesenheit des Vaters die Oberherrschaft führte, antwortete bloß darauf: daheim könne er kochen lassen, wie er wolle, hier sei es so der Brauch, und wenn das ihm nicht recht sei, so brauche er ja nicht wieder zu kommen.

Nachmittags, als die Großmutter schlief, das Volk auf dem Felde war, gieng er in die Küche, angeblich um die Pfeife anzuzünden, fieng aber an zu spaßen, zu schätzeln, wollte das Mädchen oben einnehmen und küssen, da kriegte er eine Ohrfeige, daß er das Feuer im Elsaß sah, und dazu die Schwelle in Bern rauschen hörte, und vernahm den kurzen Befehl, er solle sich an seine Arbeit machen, damit sie endlich fertig werde. Dann gieng das Mädchen zum Hundestall, band den Blaß los, der es in freudigen Sätzen umsprang, und sagte zu ihm: „Komm, du armer Hund du, ich will dich ablösen, aber dafür mußt du hübsch bei mir bleiben, und nicht wieder den Schafen nachlaufen, willst du?“ Und der Hund sah zu ihm auf, als ob er es verstünde, war ihm immer zur Seite, wohin es gieng; legte sich ihm, wenn es arbeitete, zu den Füßen, und zeigte allemal die Zähne, wenn es beim Kesler vorbeigieng, als ob er wüßte, wem er Respect einzuflößen hätte.

Endlich, gegen Abend erst, brachte der Kesler Pfannen und Häfen in die Küche zurück und zuletzt auch einen Arm voll Kacheln. Als das Mädchen sie ihm abnehmen wollte, ließ er sie fallen, daß die Stücke weit in der Küche herumflogen, die Großmutter einen Schrei ausstieß, und ängstlich fragte: ob nicht die Kachelbank umgefallen sei? Der Bursche fluchte nur und sagte: an dem wolle er nicht schuldig sein, aber eine, die so dumm und uwatlig*) thäte, hätte er noch nie angetroffen. Das Mädchen wurde hochroth und der Blaß stellte sich mit offenem Maul neben ihn, aber es sagte bloß: es sei nicht sein Brauch, mit einem Kessler zu branzen, aber wer sie habe fallen lassen, wisse er und es. Er solle nur sagen, was man ihm schuldig sei und dann machen, daß er fortkomme, sonst zeige ihm endlich der Blaß noch den Weg.

Er lasse sich nicht so begegnen, sagte der Kesler, und fürchte den Hund nicht. Das sei wohl die commodeste Art, sich bezahlt zu machen, arme Leute, denen man Geld schuldig sei, mit dem Hund fortzujagen, aber bei ihm komme man an den Rechten!**) Anna Mareili antwortete: er habe ja gehört, daß es ihn bezahlen wolle, und das je eher, je lieber, damit es ihn nicht mehr zu sehen brauche, und wieder zu kommen brauche er nicht, denn es hätte nie mehr Arbeit für ihn. Da sagte der Kesler: und jetzt wolle er expreß nichts für seine Arbeit; aber so befehlen nicht mehr zu kommen, das lasse sich ein Kesler nicht, das sei unverschämt! In vierzehn Tagen sei er wieder da, und dann nehme es ihn z'Tüfels Wunder, ob es nichts für ihn habe! Und dazu machte der Kesler wieder Augen, als ob er Anna Mareili küssen wollte; aber der Blaß sperrte sein Maul auf zu einem Müntschi, das dem Kesler doch nicht angenehm war. Darum streckte er Anna Mareili nur die Hand hin und sagte: „Auf Wiedersehen!“ Aber Anna Mareili wollte ihm die Hand nicht geben, und sagte: es hätte noch nie einem Kesler die Hand gegeben, und es wolle schon zufrieden mit ihm sein, aber erst dann, wenn es ihm den Rücken sehe. Da lachte

*) Uwatlig — ungeschickt.
**) Unrechten.

der Bursche und sagte, sy Seel! gebt es ihm noch einmal die Hand, und es werde wohl eine Zeit kommen wo es sein Gesicht lieber habe als seinen Rücken. Somit machte er sich von dannen, hellauf ein lustig Lied singend, dass Berg und Thal widertönten. Anna Mareili wurde es recht angst dabei. Es hatte viel von Räubern gehört, und namentlich, dass oft Kessler versteckte Räuber seien, die das Land ausspionierten, um zu sehen, wo etwas zu stehlen sei, und wie sie auch Weiber und Mädchen mit sich fortschleppten in ihre Höhlen, und dort sie bei sich behielten als ihre Weiber. Ein solcher Räuber, dachte es, könnte auch der Kessler sein (er sehe ganz danach aus), und es auf ihn abgesehen haben. Aber das solle ihm nicht leicht werden, dachte es, sein Messer und der Blass wollten auch noch etwas dazu sagen. Indessen gieng es doch nicht gern nachts aus dem Hause, zündete des Nachts allenthalben hin, besonders unter sein Bett, schloss die Thüren sorgfältig und fülterle den Blass extra alle Abend, damit er sich nicht etwa locken lasse, und betete noch einmal so inbrünstig zu seinem lieben Vater im Himmel, dass er ihm zur Wache seine Engelein senden mochte, zwei zu seinen Häupten, zwei zur Fußeten, einen an jede Seite und endlich einen, der ihn führe in sein himmlisches Reich. Und dann schlief es getrost ein, aber oft träumte das Mädchen von dem Kessler, doch eigentlich nicht mit Furcht und Zittern, sondern derselbe verwandelte sich gewöhnlich in einen schönen Jüngling, in einen Prinzen oder Königssohn, der es absolut zur Frau haben wollte, und seinem Anna Mareili Himmel und Erde versprach.

Doch kein Kessler kam wieder. Aber nach vierzehn Tagen fuhr an einem schönen Nachmittag ein Wägeli vors Haus, ein schöner Grauschimmel mit stolzem Geschirr davor, ein großer schöner Bursche darauf.

Ganz als wenn er da bekannt wäre, rief er einem Knechte: er solle kommen, und ihm das Ross abnehmen. Darauf kam er an die Thüre, und als Anna Mareili ihm Bescheid geben wollte, und ihm in die Augen sah, da wurde ihm fast g'schmuecht, der Kessler stand vor ihm, nicht als Prinz und nicht als Räuber, sondern als ein stattlicher Bauer. Und der Spitzbube lachte, und zeigte noch schönere weiße Zähne, als der Blass hatte, und fragte so spitzbübisch: „Gäll, ich bin wiederum da, du hast es mir verbielen mögen, wie du wolltest.“ Und lachend reichte er ihm die Hand, und verschämt gab ihm Anna Mareili die seine. Da, rasch sich umsehend und niemand gewahrend, sagte er eben so rasch, gerade seinetwegen komme er. Es werde wohl schon von ihm gehört haben, er sei der und der, und hätte schon lange gern eine Bäuerin auf seinen Hof gehabt, aber nicht eine auf die neue Mode, sondern eine wie seine Mutter selig. Aber er hätte nicht gewusst, wie eine solche finden, da die Meitscheni gar schlimm seien und einem leicht Stroh für Heu verkaufen. Darum sei er als Kessler umhergezogen, hätte manches gesehen, er hätte es niemandem geglaubt, aber manchen Tag, ohne eine zu finden, die er nur vierzehn Tage hätte auf seinem Hofe haben mögen. Schon habe er die Sache aufgeben wollen, als er sie gefunden und bei sich gesagt habe: die oder keine! Und jetzt sei er da und möchte sie geschwind fragen: ob er seinem Allen etwas davon sagen dürfe. Da sagte Anna Mareili: Er sei einer, dem nicht zu trauen, aber er solle hineinkommen, es sei so viel Rauch in der Küche. Und Joggeli musste hinein ohne weitere Antwort. Indessen gieng er nicht wieder hinaus, bis er eine Antwort hatte, und die muss nicht ungünstig gewesen sein, denn ehe ein Vierteljahr um war, ließ Joggeli verkünden mit Anna Mareili, und hat es nie bereut, und kriegte nie mehr

eine Ohrfeige von ihm. Aber oft drohte es ihm mit einer, wenn er erzählte, wie Anna Mareili ihm die Hand nicht hatte geben wollen, und ihm gesagt, es möge nicht warten, bis es ihm den Rücken sehe, und wie es dann doch froh gewesen sei, ihm die Hand zu geben und sein Gesicht zu sehen. Wenn er dann hinzusetzte: er glaube, jetzt sehe es sein Gesicht lieber als den Rücken, so gab Anna Mareili ihm friedlich die Hand und sagte: „Du bist ein wüster Mann, aber reuig bin ich doch nie gewesen, dass ich dich wieder angesehen.“ Dann gab ihm wohl Joggeli sogar vor den Leuten einen Schmatz, was doch auf dem Lande nicht dick gesehen wird, und sagte: er glaube immer, er habe seine Frau seiner Mutter selig zu verdanken, die ihn gerade zu dieser geführt.

Und allemal, wenn Joggeli hörte, einer sei hineingetrappet, und hätte einen Schuh voll herausgenommen, so lachte er, sah Anna Mareili an und sagte: „Wenn der hätte lernen Pfannen plätzen und Kacheln heften, so wäre es ihm nicht so gegangen. Ja, ja! ein Marktgesicht ist vom Hausgesicht gerade so verschieden, wie ein Sonntagsfürtuch etwa von einem Kuchischurz, und wenn man dieses nicht gesehen hat, so weiß man gerade so viel von einem Meitschi, als man von einem Thier weiß, das man im Sack kauft, da weiß ja auch keiner, hat er ein Lämmlein oder ein Böcklein.“

O wenn die Meitscheni wüssten, dass jeden Augenblick ein solcher Kesselflicker über die Küchenthüre hereinsehen könnte, wäre auch am Werktag um manche besser Wetter, und sie thäte manierlicher jahraus und -ein und wäre gewaschen vormittag und nachmittag!

Schönheit.

Ein Gedicht von Albert Möser.

Lass Schönheit um mich sein! Nach Schönheit dürstet
Die Seele mir schon seit der Jugend Tagen,
Die Schönheit schien mir ewig hochgefürstet.

Ihr Anblick stillt der Seele schlimmste Klagen,
Wer sie erschaut, wird aus dem Wettentriebe
In licht'res Reich beschwingt emporgetragen.

Natur, beseelt von mächt'gem Schöpfertriebe,
Sucht immer ein Vollkommnes zu gestalten
Und formt am Werk mit unverdross'ner Liebe.

Der höchsten Schönheit gilt ihr schaffend Walten,
Und siegte sie, so würden, die da leben,
Fehllos zusammt der Schönheit Reiz entfalten.

Doch lähmend hemmt der Stoff ihr hohes Streben,
Nie hat er gern der Form sich noch verbunden,
Denn träg' ist er und spröd' und feind dem Leben.

Was fehllos sie erdacht in Weihestunden,
Gebrochen nur zeigt er's in Wirklichkeiten,
Und drum wird Schönheit selten nur gefunden.

Und auch wo höchster Schönheit Herrlichkeiten
Des Makels bar leibhaft im Lichte wallen,
Wird rasch das Leben Endschaft ihr bereiten.

Krankheit und Gram nah'n ihr mit Geierkrallen,
Und wenn den ander'n Feinden sie entgangen,
Läßt sie der Tod alsbald in Staub zerfallen.

Das ist's, weshalb, wo sie mir aufgegangen,
Mein Aug vom seltnen Anblick nicht kann scheiden,
Vom Spiel der Mienen, sanften Schmelz der Wangen.

An ihren Zaubern mag ich gern mich weiden,
Einsaug' ich gern ihr Licht, das himmlisch-klare,
Um Schönheit trag' ich gern des Lebens Leiden.

Doch weil im Leben heim sie fällt der Bahre,
Weit's Leid uns schafft, daß rasch sie muß verblühen,
So frag' ich: Wo ist Schönheit, dauerbare?

Da grüßt mich hoch ob Staub und Noth und Mühen,
Sieghaft erhellend ird'sche Dämmerungen,
Die Kunst, die meine Seele läßt erglühen.

Was Schönstes jemals der Natur gelungen,
Entreißt sie der Vergänglichkeit Gewalten.
Daß es besteht, von ew'rer Form bezwungen.

Und wo der Stoff Natur gelähmt im Walten,
Da schafft sie ganz, was jener halb nur glückte,
Und spricht: Natur, so wolltest du's gestalten!

Sie ist es, die den Zeitstrom überbrückte,
Denn ob Jahrhunderte ins Nichts verschweben,
Nie altert, was die Kunst verklärend schmückte.

Laßt Schönheit um mich sein! und weil im Leben
Sie allzu rasch und flüchtig muß vergehen,
So sei der Kunst mein ganzes Herz ergeben!

Wohlan, vor meinen Blicken laßt erstehen,
Was euch gelang, ihr hehren Phidiasse,
Und was entzückt schon Hellas' Volk gesehen.

Die stolzen Weiber, ragend ob der Masse,
Ihr Tiziane, laßt den Blick mir blenden,
Daß ich mit Liebe schauend sie umfasse.

Was Bildnern je gelang und Malerhänden,
Mit Tröstung soll's und Frohsinn mich begnaden
Und süßes Licht in meine Seele senden.

Mein Leitstern sei's auf wirren Lebenspfaden,
Ganz will ich voll mich seines Reizes trinken,
Die Brust in seinem Glanz gesund mir baden

Und tief in seinem Zaubermeer versinken.

Das Wetter im Sprichwort.

Von Robert Hamerling.*)

„Der Kalendermacher macht den Kalender und unser Herrgott das Wetter", so lautet ein deutsches Sprichwort, und ein afrikanisches sagt: „Was kommen wird, kann selbst ein Vogel mit einem langen Hals nicht sehen, sondern nur Gott." Je unberechenbarer aber das Wetter ist, meint der Freiherr O. von Reinsberg-Düringsfeld („Das Wetter im Sprichwort", Leipzig, Hermann Fries), desto größer ist der Wunsch des Menschen, es im voraus zu bestimmen, und indem man seit den ältesten Zeiten versuchte, den Wechsel der Witterung mit anderen Erscheinungen der äußeren Natur in einen gewissen Einklang zu bringen, hat sich allmählich ein Schatz meteorologischer Spruchweisheit gesammelt, die man jetzt zu verachten anfängt, die aber doch, wie alle Spruchweisheit, immerhin ihr Körnchen Wahrheit mitenthält. Man findet nämlich bei näherem Einblick, dass z. B. die sogenannten kritischen oder Lostage fast immer gut gewählt sind, und dass auch im Wuste der „Bauernregeln" gewisse nicht unvernünftige Gesetze herrschend sind. Es ist z. B. ganz richtig, wenn die Bauernregel Weihnachten und Johanni in Hinsicht auf das Wetter für kritisch erklärt, denn die Sonnenwenden führen allerdings in der Regel einen Wechsel der Witterung herbei. Wieder ist es richtig, dass Regen am St. Urbans und am St. Barnabastage (25. Mai und 11. Juni) dem Weine gefährlich ist, weil er denselben in der That um diese Zeit in seiner Blüte stört, und wenn man fürchtet, dass Regen an Maria Heimsuchung (2. Juli), am Siebenbrüdertage (10 Juli) oder am St. Margarethentage (13. Juli) längere Zeit anhält, so beruht dies auf der richtigen Beobachtung, dass die glühende Julisonne fortwährend die Feuchtigkeit aus der Erde zieht, die dann als Regen wieder herabfällt. Dies und ähnliches macht auch Freiherr v. Düringsfeld zu Gunsten unserer alten Kalendersprüche geltend. Es dürfte sich lohnen, dem auf den Gebieten des Volksglaubens und der Volkssitte unermüdlichen Forscher auch ein wenig ins Detail seiner Sammlung zu folgen.

Das Jahr im Ganzen betreffend, ist zunächst das seltsame, hauptsächlich in Italien, aber auch in den Niederlanden verbreitete Vorurtheil erwähnenswert, das man gegen das Schaltjahr hat. Die Bergamasken gehen so weit, zu behaupten, bei Ent-

*) Aus dem Nachlasse.

bindungen in einem Schaltjahr ſterbe entweder die Wöchnerin oder das Kind. Dänen, Deutſche, Franzoſen und Portugieſen ſtimmen ſo ziemlich darin überein, daſs ein trockener März, ein naſſer April und ein windiger Mai ein gutes Jahr verſprechen; die Italiener jedoch wollen ebenfalls Regen im April, aber den Wind im März, und im Mai Thauwetter haben. Frühlingsregen ſteht im guten Ruf, und die Franzoſen behaupten, er ſei gar kein „ſchlechtes Wetter“ zu nennen. Allenthalben iſt ein mild beginnender Winter verdächtig: man fürchtet, daſs er ſpäter um ſo entſchiedener auftritt. In der Normandie ſagt man ſehr treffend: „Der Winter iſt in einem Querſack: iſt er nicht an einem Ende, iſt er an dem andern.“ Für die Vorherſagung des Wetters im Winter haben die Deutſchen unzählige Regeln. Wenn Birken und Weiden ihr Laub oben im Wipfel lange grün behalten, während daſſelbe unten früh abfällt, ſo ſoll das auf zeitigen Winter und gutes Frühjahr deuten. Späte Roſen im Garten ſollen ebenfalls milden Winter anzeigen, Baumblätter ſpät im Herbſt dagegen kein günſtiges Jahr verkünden. „Sitzen die Birnen feſt am Stiel, bringt der Winter Kälte viel“. Die Fiſcher am Rheine wollen bemerkt haben, daſs, wenn die Hechtsleber nach dem Gallenbläschen zu breit, nach vorn zu aber ſpitzig ſei, jedesmal ein harter, langer Winter komme. In der Grafſchaft Mark ſchließt man aus einem ungewöhnlich dicken Pelz der Haſen im Herbſt, im Böhmen aus dem ſtarken Wachſen der Schwämme, in Tirol aus dem Umſtande, daſs die Mäuſe im Herbſte hoch aufwerfen, auf einen ſtrengen Winter. Der Venetianer weisſagt aus dem Regenbogen. Überwiegt darin das Roth, ſo gibt es wenig Getreide und viel Wein; überwiegt das Grün und das Gelb, ſo gibt's viel Öl und wenig Wein. Daſs der Mond „die Wolken iſst“, weiß nicht bloß der Franzoſe, der das Sprichwort erfand. Für die Trieſter iſt nicht ohne Intereſſe, was die Venetianer von der Bora behaupten: „Wenn die Bora anfängt zu wehen, dauert ſie einen Tag, oder drei, oder fünf, oder ſieben, oder neun.“ In Toscana ſagt man: „Die Bora dauert drei Tage; geht ſie weiter, ſo dauert ſie mehr als acht.“ In der Regel bringt die Bora an den Küſten des Adriatiſchen Meeres klares Wetter. Bleibt es aber ihr zum Trotze bewölkt, ſo kommt bald Regen: „Dunkle Bora, ſicherer Regen“ ſagt der Venetianer. Sehr poſſierlich iſt die Verſchiedenheit der ſprichwörtlichen Anſichten verſchiedener Völker für den Fall, daſs es regnet, während zugleich die Sonne ſcheint. In Deutſchland meinen einige: „Wenn's regnet und die Sonne ſcheint, ſo ſchlägt der Teufel ſeine Großmutter: er lacht und ſie weint;“ andere: „Wenn's regnet bei Sonnenſchein, ſo hat der Teufel ſeine Großmutter auf der Bleiche;“ wieder andere: „Wenn es bei Sonnenſchein regnet, ſo iſt Kirmeſs in der Hölle;“ andere endlich haben gar die aparte Anſicht: „Wenn es bei Sonnenſchein regnet, kommt ein Schneider in den Himmel.“ Die Italiener dagegen, weniger ſpiritualiſtiſch, glauben bloß: „Wenn es regnet und die Sonne ſcheint, entſtehen die Schwämme;“ und die Spanier ſagen noch harmloſer: „Wenn es regnet und die Sonne ſcheint, freut ſich der Hirte.“

Was nun die Witterung der einzelnen Monate und der vielen „Loſstage“ betrifft, ſo mag das Wenige genügen, was wir aus dem reichen Vorrathe, den unſer Sammelwerk bietet, herausheben. Vom Januar verlangt die volksthümliche Wetterkunde eine entſchieden kalte Witterung und fürchtet vom Gegentheil das Schlimmſte. „Januar warm — daſs Gott erbarm'!“ ruft der Deutſche wie der Pole. Doch nehmen die Franzoſen ſchon den 22., 25. oder 27. als Wendepunkte der Kälte an,

d. h. als die Tage, an welchen der eigentliche Winterfrost sich bricht. Dem Februar wird nachgesagt, er sei der kürzeste, aber auch der schlimmste Monat; „kurz und bitter", nennt ihn das venetianische, lombardische, bergamaskische und sicilianische Sprichwort. Als schlimmes Zeichen gilt bei Germanen, Romanen und Slaven, wenn Lichtmess hell und sonnig ist. „Zu Lichtmess lieber den Wolf als die Sonne im Stalle", sagt der Deutsche. Dagegen: „Wenn's zu Lichtmess schneit, ist der Frühling nicht weit." Als Eisbrecher gilt der hl. Mathias fast allen Völkern; jeder kennt das Sprüchlein: „Mattheis — bricht's Eis — sind't er keins — so macht er eins." Auch im März, wie in den beiden vorigen Monaten, erweckt allzuschönes Wetter noch nicht Vertrauen. Der Däne sagt: „Ein zanksüchtiger Geistlicher, eine Jungfrau ohne Scham und eine Blume im März nehmen ein schmutziges Ende." Man verlangt jedoch vom März, dass er trocken sei, dagegen wird im April der Regen vorzugsweise gern gesehen. Der Maienmonat gilt allen Völkern als der lieblichste, so oft er auch seinen guten Ruf aufs Spiel setzt. Fast allgemein aber ist die Annahme eines Nachwinters um die Mitte des Mai: „A la mi-mai, queue de l'hiver" (Um Maimitte, Winterschleppe) sagt der Franzose. Die Landleute in Oberitalien bezeichnen diesen Nachwinter als „l'inverno dé Cavalieri". In den Niederlanden fällt er gewöhnlich auf den 11., 12. und 13. Mai, weshalb dort die Heiligen Mamert, Pankraz und Servaz die „Eisheiligen" genannt werden; auch in der Pfalz werden die Heiligen Pankraz, Servaz und Bonifaz „Eismänner" genannt. Vom Juni glaubt man, dass er in der Witterung mit dem December in Beziehung stehe: so heiß es im Juni ist, so kalt soll es im December sein; die Nässe oder Trockenheit aber soll immer in beiden Monaten gleich sein. Weit bekannt als Wettermacher ist in deutschen, romanischen und slavischen Landen der hl. Medardus (8. Juni). In der Picardie lautet ein unhöfliches Sprüchlein: „Saint Medard est un grand pissard", was das Volk im Elsschlande in noch derberes Deutsch übersetzt. Dort nennen sie nämlich denselben Heiligen ohne Umstände einen „Heubr...zer". Was den Juli betrifft, so glaubt man in Deutschland, dass derselbe in der Witterung ganz ebenso dem Januar entspreche, wie der Juni dem December. Ein besonders günstiges Zeichen sind helle und klare Hundstage. Im August bringt der erste Regen dauernde Abkühlung (Pioggia d'Agosto rinfresca il bosco") Der Wechsel der Temperatur nach diesem ersten Regen wird vom Mailänder so hoch angeschlagen, dass er ausruft: „Beim ersten Regen im August erkenn' ich dich, armes Menschenkind!" um auszudrücken, dass nur eine starke Natur diese Probe aushält. Aus demselben Grunde hält man in der Lombardei das Baden nach den ersten Anstrengungen für ungesund. Wie der Juni dem December, der Juli dem Januar, so soll der September dem März entsprechen. Ein feines französisches Sprüchlein nennt diesen Monat den „Mai des Herbstes". Vom October wird u. a. gesagt, viel Frost und Schnee in diesem Monat deute auf milden Januar. Viel Regen im October und November, heißt es, macht viel Wind im December, und damit befindet sich Herr Matthieu de la Drôme in Übereinstimmung, wenn er für Ende dieses Monats heftige Regengüsse mit Sturm, für die erste Hälfte des December große Stürme prophezeit. Bei Germanen, Slaven und Romanen ist die Ansicht verbreitet, dass man am Marcustage (11. November) aus dem Brustbein der gebratenen Martinsgans die Beschaffenheit des bevorstehenden Winters vor-

aussagen könne. Ist das Brustbein braun, soll es mehr Schnee als Kälte, ist es weiß, mehr Kälte als Schnee bedeuten. Am Andreastage (30. November) soll man erfahren können, ob das nächste Jahr feucht oder trocken wird, wenn man am Abend vorher ein Glas voll Wasser gießt und dieses die Nacht über stehen läßt. Ist es übergelaufen, erwartet man ein feuchtes, im andern Falle ein trockenes Jahr. Vom December fordert man Schnee und Kälte; „grüne Weihnachten" lassen bekanntlich „weiße Ostern" fürchten. Der Serbe sagt sogar: „Lieber Weihnachten mit der Pest, als mit dem Südwind."

Bezüglich der Verantwortlichkeit für die hier mitgetheilten Regeln mag sich der geneigte Leser an unsern Gewährsmann und seine Quellen halten. Es ist im ganzen Buche nur ein Sprüchlein, für welches wir persönlich mit Vergnügen einstehen; dasselbe lautet:

„Ja, liebe Frau Baf',
Wenn's regn't, wird man nafs,
Wenn's schneit, wird man weiß,
Und wenn's g'friert, so gibt's Eis."

Was ein Engländer über die deutsche Frau sagt.

Von Sidney Whilman. *)

I.

Tacitus, die höchste Autorität in Sachen der alten Deutschen, schildert in begeisterten Worten ihre Ehrerbietung gegen Frauen. Ebenso lobt er die deutschen Frauen wegen ihrer strengen Keuschheit im grellen Gegensatz zu den Römerinnen.

Valerius Maximus erzählt betreffs ihrer Keuschheit, dafs die gefangenen teutonischen Frauen den siegreichen Marius um die Erlaubnis baten, dem Dienst ihrer heiligen Jungfrau Vesta sich zu widmen; sie versicherten ihn, dafs sie sich rein wie diese Göttin und ihre Priester halten würden. Als ihnen diese Bitte abgeschlagen wurde, erdrosselten sie sich sämmtlich in der nächsten Nacht. Wenn wir uns die Roheit jener Zeiten, die wilden Leidenschaften und das ruhelose Leben der Männer vergegenwärtigen, so tritt diese Keuschheit der Frauen und der Tribut der Ehre, den man ihnen zollte, leuchtend hervor. Die Verehrung, in welcher die Frauen bei den Deutschen standen, zieht sich in der That durch die ganze Geschichte. Wir begegnen ihr im Mittelalter in der Form der Jungfrauen-Verehrung und in den Gefühlen der Minnesänger. Sie zieht sich durch die Poesie bis hinab auf den heutigen Tag. In unserem nüchternen Zeitalter geht allerdings etwas Poesie verloren; wir erwarten aber auch nicht, dafs die heroische Tugend deutscher Vestalinnen heute noch so schnell zur Selbstaufopferung bereit sei, wie in den alten Zeiten. Böse Zungen haben sogar gezischelt, dafs deutsche Frauen gegen die Feinde ihres Landes nicht immer genug Hafs empfunden hätten, um ihren Herren zu gefallen. Viele Beobachter vermissen heute in der That jene strenge Beherrschung ihrer Gefühle, welche die alten römischen Geschichts-

*) Aus dessen interessantem Werke: „Das kaiserliche Deutschland", vortrefflich übersetzt von C. Th. Alexander. Berlin. Carl Ulrich & Co.

schreiber ihnen nachrühmten. Die krankhafte Art sentimentaler Poesie der letzten hundert Jahre ist vielleicht mit daran Schuld, dass sich in der deutschen Frauenwelt ein überschwängliches Gefühlsleben entwickelte. Indes, keine Regel ohne Ausnahme: die heutigen Deutschen singen so laut wie dies nur je geschehen das Lob ihrer Frauen, und dem Chor der Lobeserhebungen mag auch das Zeugnis einer Fremden sich zugesellen. Frau von Staël sagt in ihrem berühmten Buch über Deutschland:

„Die deutschen Frauen haben einen Reiz, der nur ihnen eigen ist, einen rührenden Klang der Stimme, blondes Haar und einen blendenden Teint. Sie sind bescheiden .... ihre Gefühle sind wahr, ihre Manieren einfach. Ihre sorgfältige Erziehung und die Reinheit des Gemüths, die ihnen natürlich ist, erklären den Zauber, den sie ausüben."

Können wir die geistigen Fähigkeiten einer Rasse nach der Geschichte ihrer größten Männer beurtheilen, dann dürfen wir die moralischen Fähigkeiten eines Volkes noch dem Charakter ihrer größten und edelsten Frauen schätzen. In dieser Beziehung können die Deutschen auf ihre Frauen stolz sein. Denn obgleich das salische Gesetz verhinderte, dass Herrscherinnen vom Schlage unserer Königin Elisabeth auftraten, ausgenommen in dem einen strahlenden Beispiel Maria Theresias, so haben Frauen deutschen Blutes dennoch eine große Rolle in der Geschichte gespielt. Die Kaiserin Katharina von Russland war eine geborene Deutsche: Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst. Sie war ein Beispiel großer Willenskraft und Geistesmacht, obwohl sie als ein Muster weiblicher Tugend nicht gelten dürfte. Aber die deutsche Geschichte zeigt eine weit herrlichere Figur in der Königin Luise von Preußen, der Mutter Kaiser Wilhelms I. In ihr vereinigten sich die edelsten Eigenschaften der deutschen Frau, und ihr Beispiel, welches das Gemüth einer ganzen Nation bewegte, ist eins der glänzendsten Muster, dessen die Deutschen der Zukunft sich erinnern und dem sie nacheifern können. Es wird sogar behauptet, „dass ohne die moralische Reinigung, welcher die Berliner Gesellschaft nach dem Vorbilde dieses königlichen Haushaltes sich unterzog, die Erhebung Preußens im Jahre 1813 unmöglich gewesen wäre." *)

Ein Schriftsteller der Gegenwart sagt von ihr:

„Die Gemahlin Friedrich Wilhelms III. hatte von der Natur alles erhalten, was an ihrem Geschlechte liebenswürdig genannt werden kann. Die schönste Königin und eine noch schönere Seele. Sie war ganz Weib im eigentlichsten Verstande. Es war nicht der geringste Anspruch auf Theilnahme an der Herrschaft ihres Mannes in ihrem Charakter zu finden, nur Hingebung in den Willen desselben, eine Anhänglichkeit an seine Person, durch Liebe genährt und erhalten, das reine Bild der Unschuld und hoher weiblicher Sittlichkeit: das waren die Hauptzüge in dem Charakter Luisens, die bestimmt zu sein schien, den König glücklich zu machen und der Nation das Muster einer Ehefrau zu geben, wie sie sein sollte." *)

Der Ritter von Lang, ein scharfer Beurtheiler von Menschen und Verhältnissen, sagt über die Königin in seinen Memoiren:

Das war nun freilich eine Frau, die wie ein ganz überirdisches Wesen vor einem schwebte, in einer engelischen Gestalt und von honigsüßer Beredsamkeit, mit der sie allen die Strahlen ihrer Holdseligkeit zuwarf, so dass jeder, wie in einen zauberischen Traum versetzt, von diesem lebendigen, regsamen Feenbilde entzückt war." *)

Das ist hohes, vielleicht über-

*) Scherr, Deutsche Frauenwelt, III., 6.

triebenes Lob, aber es wird von Freund und Feind bezeugt; unter den letzteren von Napoleon I. und seinem Rathgeber. Talleyrand sagte von ihr: „Ich wusste, dass ich eine schöne Königin sehen würde; aber ich habe die schönste Königin und zugleich die interessanteste Frau gefunden."

Auch in unseren Tagen zeigt sich die Bedeutung der deutschen Frau in der sehr kleinen Zahl solcher von fürstlicher Stellung. Die Kaiserin Augusta, deren Wiege in Weimar stand und deren Jugend von Goethe besungen ward, bewies bis zu ihren letzten Tagen eine hohe Geistesbildung und einen ebenso umsichtigen wie thatkräftigen Wohlthätigkeitssinn.

Die jetzige Königin von Rumänien, eine geborene Fürstin von Wied, wird nicht nur als ein hervorragend literarisches Talent, sondern auch als eine fürsorgliche Mutter ihres Landes gerühmt.

II.

Neben der Geschichte gibt uns auch die Literatur eines Landes Aufschluss über den Charakter der Frauen eines Volkes. Wenigstens zeigen uns seine Dichter, was seine Ideale sind. Die Heldinnen Walter Scotts, Richardsons „Clarissa Harlowe" und vor allem die storreichen Schöpfungen Shakespeares sind unvergängliche Vermächtnisse, welche der Nachwelt zeigen, was englische Frauen sind — in ihrer reinsten Idealität vielleicht die seltenste Vereinigung von Zartheit und Charakterstärke, die je dem Manne sich offenbarte.

Ein flüchtiger Blick auf die Schöpfungen der deutschen Dichtung zeigt einen wesentlichen Unterschied gegen die unserigen (englischen). Die Literatur hat keine reineren, keine edleren Typen geschaffen als diejenigen Goethes und Schillers, aber sie sind specifisch deutsch, sie sind von den unserigen verschieden. Unsere idealen Frauen zeigen eine Selbstständigkeit des Charakters, welche den deutschen fehlt. Die Frau der deutschen Poesie erklärt uns jene nationale Prahlerei, dass es nirgends etwas wie „deutsche Weiblichkeit" gibt. Sie ist unstreitig eine glänzende Eigenschaft, aber wir können nicht die Überzeugung gewinnen, dass sie, weil sie einzig ist, der unserigen überlegen sein müsse. Jeder Typus hat sein Licht und seinen Schatten, seine guten wie seine schlechten Seiten. Für unser insulares Gemüth ist das deutsche Ideal ein wenig zu selbstlos ergeben, zu sclavisch in seiner Verehrung; wir vermissen jene starke Individuatität, die wir zum Beispiel in Frauen slavischer Rasse bemerken.

Im deutschen Frauenideal liegt etwas, das in uns das Empfinden erweckt, als sei, wenn ihre Ergebenheit einmal gewonnen, nichts mehr zu erobern. Im englischen und slavischen Typus liegt etwas, das uns sagt: hier muss die Hingebung nicht nur gewonnen, sie muss auch erhalten werden. Deshalb glauben wir auch, dass die englischen und slavischen Frauen ihren Einfluss im allgemeinen fester behaupten als ihre deutschen Schwestern.

Goethes Gretchen (Faust) ist wesentlich deutsch in ihrer arglosen Reinheit, noch mehr in ihrer kindlichen Hingebung und später in ihrer Gewissensangst. Von Egmonts Clärchen lässt sich fast dasselbe sagen. Sie legen uns die Vermuthung nahe, dass es leicht gewesen sein muss, die Liebe so einfacher Naturen zu gewinnen, und dass wir dieselbe demgemäß nur leicht gewürdigt hätten. Aber gerade diese blinde, einfache, kindliche Hingebung, die zu einem Egmont wie zu einem höheren Wesen aufblickt, hat für den liebenden Deutschen den größten Reiz.

Es ist interessant, von Friederike von Sesenheim, vielleicht dem anmuthigsten unter Goethes Frauencharakteren — denn sie war eine dem Leben entnommene harmlose Gestalt — zu erwähnen, dass sie den Dichter

durch ihre ländliche Einfachheit abkühlte oder ihn jedenfalls in den Stand setzte, sich von ihr loszureißen.

In Lotte (Werthers Leiden) gab uns Goethe einen anderen deutschen Typus — die echte Hausfrau, die für alle in ihrer Umgebung Butterbrote schneidet. Sie ist durchaus ehrenhaft und ihrem Gatten treu; dennoch erweckt sie in uns den Argwohn, dass ihre Freundschaft zum armen Werther, wenn sich derselbe nicht erschossen hätte, leicht psychologische Zweifel erweckt haben könnte, wie sie diese Freundschaft mit der Liebe zu ihrem Gatten würde versöhnt haben.

Wenn diese Frauengestalten die Bewunderung der Männer erregen, so übt die lyrische Poesie einen ungesunden Einfluss auf das jugendliche weibliche Gemüth aus. Die poetische Sentimentalität erfüllt die deutsche Frau oft mit viel zu vielen Illusionen, als dass sie den wirklichen Ansprüchen des Lebens gewachsen sein könnte. Denn es ist ein treffendes Beispiel des seltsamen Dualismus im Charakter der Deutschen, dass ihre Poesie sentimental ist, während ihr Verhalten im Alltagsleben einen grellen Gegensatz dazu bildet. Man kann sich leicht davon überzeugen; man braucht nur einen Blick auf die zahllosen Heiratsgesuche zu werfen, die sich in fast allen Zeitungen finden, und zwar nicht nur in den heutigen, denn die Gewohnheit reicht über hundert Jahre zurück. Diese Anzeigen sind merkwürdig trocken, nüchtern und gefühllos im Ton; die verlangten Hauptpunkte sind gewöhnlich etwas Geld und häusliche Tugenden mancherlei Art.

Unserer Auffassung nach fehlt den deutschen Mädchen jene Freiheit, welche die unserigen genießen; und während die Deutschen nie müde sind, die Tugend ihrer Frauen zu rühmen, genügt die leichteste Vertrautheit mit dem anderen Geschlecht, wenn nicht sofort die Verlobung folgt, um allerlei Geschwätz Thür und Thor zu öffnen und die Betreffenden in üblen Ruf zu bringen. Englische Frauen sollen spröde sein; aber in der Kunst, sich verletzt zu fühlen, schlägt Gretchen ihre englische Schwester gründlich. In Gesellschaften kann man kaum mehreremale mit derselben Dame tanzen oder sie ein bischen bevorzugen, ohne dass sich der Klatsch sofort des Falles bemächtigt und eine Verlobung daraus macht.

Das ist ein großer Schade und einer der Gründe, dass Mädchen nicht in größerer Selbständigkeit des Gedankens und Charakters erzogen und dazu gebracht werden, in ihrer eigenen Energie ein Mittel zu sehen, das ihnen die Möglichkeit einer Lebensstellung außerhalb der Ehe bieten kann. Nicht bei uns allein sind die Frauen heutzutage viel zu sehr aufs Heiraten bedacht, als dass sie noch einen Unterschied machen und mit Vorsicht wählen könnten. Andererseits müssen wir zugeben, dass deutsche Mädchen von der Hoffnung, durch die Ehe Geld und eine gute Stellung zu bekommen, viel weniger beeinflusst werden als die Töchter unserer wohlhabenden Stände. Dies spricht noch mehr zu ihren Gunsten, wenn wir uns erinnern, dass ihre Männer noch mehr als die unsrigen darauf bedacht sind, nach Geld zu heiraten.

Die Töchter der armen Aristokratie haben einen weit größeren Widerwillen, unter ihrem Stand zu heiraten als unsere Aristokratinnen, denn selbst Reichthum und Luxus sind nicht imstande, ihre traditionelle Abneigung gegen den Kaufmannsstand zu überwinden. Lieber heiraten sie einen Armen. Neben diesem Vorurtheil besitzen sie indes die Tugenden der Ordnung und Sparsamkeit in einem hohen Grade; und als Stand haben sie auch zur heutigen Größe Deutschlands ihren Theil beigetragen, denn sie sind die Mütter der großen Mehrzahl deutscher Officiere.

Ein Umstand, der deutschen Mädchen bessere Aussichten für die Ehe

bietet, ist der, dass sie meist Geld zu erwarten haben, wenn auch oft nur wenig. Während die Töchter in England verhältnismäßig unversorgt bleiben, haben sie in Deutschland gesetzlich Anspruch auf einen Theil des elterlichen Vermögens. Die theuren Hotels auf dem Continent wimmeln von englischen Familien mit zahlreichen Töchtern, die im Luxus aufgewachsen sind, oft aber keinen Pfennig zu erwarten haben. Deutsche Familien denken nicht daran, auf so hohem Fuße zu reisen, sie müssten denn vermögend genug sein, um ihren Töchtern eine hübsche Erbschaft zu sichern. In Geldangelegenheiten ruht das Familienleben in Deutschland auf gediegeneren Grundlagen als in England.

III.

Während wir vielleicht zu wenig Gefühl in unser Alltagsleben hineinlegen, haben die deutschen Frauen Verlangen nach mehr als ihnen in der Regel entgegengebracht wird, und es ist eine ihrer guten Eigenschaften, dass ihre Enttäuschung nur selten in herausfordernder Weise auftritt. Sie versöhnen sich bald mit der Wirklichkeit und werden ausgezeichnete Frauen und Mütter. Bei nur halbwegs guter Behandlung lässt sich in der That eine aufrichtigere, gewissenhaftere, bessere Frau nicht finden. Sie mag zu jener Selbständigkeit des Denkens und des Auftretens nicht emporsteigen, der wir dann und wann in England begegnen; ihre Fehler werden aber auch nicht durch die ihr mangelnden Eigenschaften verschlimmert. Wenn ihr jener weite und kühne, mit Weiblichkeit gepaarte Charakter nicht nachgerühmt werden kann, den wir an einigen von Shakespeares Heldinnen erkennen, so gibt es hier auch nicht das jähzornige, zänkische Weib, oder die stille Säuferin, denen wir anderwärts begegnen. Auch wenn sie zuhause nicht besonders glücklich ist, lässt ihre selbstlose Liebe zu ihrer Familie sie vieles ertragen, gegen das die Frauen anderer Länder sich empören würden. Beispiele sittlicher Verderbtheit sind in Deutschland verhältnismäßig selten, obschon die irischen Frauen, wenn wir der Tradition glauben dürfen, in Hinsicht der Keuschheit die Palme des Sieges davontragen.

Die Verhältnisse, in denen die deutschen Frauen leben, sind nicht derart, dass sie jene außergewöhnlichen Beispiele willensstarker Initiative hervorbringen könnten, denen wir unter unseren Frauen begegnen. Ihre Erziehung ist häuslicher, ihr Leben beschränkter; die Organisation der deutschen Gesellschaft öffnet ihr nicht jenen Wirkungskreis, den viele Engländerinnen gefunden und in dem sie geglänzt haben. Ihr Leben ist verhältnismäßig ereignislos, um nicht zu sagen eintönig, so dass selbst ihre Tugenden — ihrer Fehler nicht zu gedenken — mit den Idiosynkrasien ihrer Umgebung gefärbt sind. Wenn sie zum Klatsch geneigt sind, wenn sie oft ihren Gatten mit ihren kleinlichen Ansprüchen erbittern, und nicht imstande sind, auf ihn durch den Tact oder die Würde Eindruck zu machen, welche namentlich die Französinnen auszeichnet, so besitzen sie im Grunde in sehr hohem Grade Ehrenhaftigkeit, Selbstachtung und Zuverlässigkeit.

Nur unter der deutschen Aristokratie und Plutokratie finden wir Eigenschaften, welche der Selbständigkeit englischer Frauen gleichkommen. Auch sind die Frauen der Aristokratie kosmopolitischer und weniger nationaltypisch als andere. Sie sind freier von den kleinlichen Eigenschaften, die wir oben erwähnten; aber obwohl überlegen in ihrem Auftreten, zeigen sie durchschnittlich doch weniger Glück im Eheleben. Wo die Frauen des Mittelstandes klatschen und schmollen, trotzen und intriguieren die des Adels. Ehescheidungen sind sehr verbreitet, und

es kommt nicht selten vor, dass man bei Abend-Gesellschaften in großen Städten mit einem halben Dutzend geschiedener Männer und Frauen zusammentrifft. Die Fehler des Bürgerthums sind geringfügig und liegen auf der Oberfläche, der Körper darunter ist gesund, und etwas mehr Selbstbeherrschung und Rücksichtnahme in den Einzelheiten des Alltagslebens würde die Summe ihres Glücks bedeutend erhöhen. Alles in allem scheint das Eheglück durchschnittlich in Deutschland höher zu sein als bei uns, und verschiedene Verhältnisse dürften dies theilweise erklären. Die Hauptgründe sind vielleicht die längere Dauer der Verlobung, welche eine vorhergehende bessere Bekanntschaft erlaubt, das spätere Alter, in dem die Deutschen heiraten, und endlich die größere Befähigung der deutschen Frau für die Arbeiten und Beschäftigungen des Haushaltes.

Der Platz der deutschen Frau ist im Hause; hier leuchtet sie in hervorragendem Maße aufopfernd und in voller Hingebung zur Familie. Sie ist häuslicher als die irgend eines anderen Volkes. Nur ein undankbarer, ungerechter deutscher Gatte kann die Redensart erfunden haben: „Weiber und Hunde gehören ins Haus."

Obwohl in unseren prunkliebenden und vergnügungssüchtigen Tagen die Ausnahmen zahlreich sind und immer häufiger werden, so ist doch das Heim des Deutschen in der Regel der Mittelpunkt einer rühmenswerten Ordnung, Sparsamkeit, Behaglichkeit und Zufriedenheit. Die Worte Schillers gelten auch heute noch von der deutschen Hausfrau:

> Und drinnen waltet
> Die züchtige Hausfrau,
> Die Mutter der Kinder,
> Und herrschet weise
> Im häuslichen Kreise.

Und mehr noch: obgleich die deutschen Gatten in ihren Frauen nicht so oft die gleichstehenden Gefährtinnen anerkennen, wie dies in England und Amerika geschieht, so theilen diese dennoch die Interessen ihrer Gatten fast mehr als die Frauen der genannten Länder; sie gleichen darin mehr ihren französischen Schwestern. Wenn ihr Gatte es auch an den kleinen Rücksichten des Alltagslebens fehlen lässt, so hat er doch gern ihren Rath und ihre moralische Unterstützung in allen Dingen, welche die Erziehung der Kinder und die Geschäftsangelegenheiten betreffen. Sie ist ihren Kindern eine treue Mutter und übt auf dieselben einen Einfluss aus, dem wir sonst nur noch in Frankreich begegnen.

Immer rührig und fast so früh auf wie ihre Dienstboten, gibt sie denselben ein vorzügliches Beispiel; sie überwacht deren Arbeit, weiß stets selbst sehr gut zu kochen und findet ihr Glück in ihrer häuslichen Thätigkeit. Obwohl sie von ihren Untergebenen mehr erreicht als wir, verlangt sie von ihnen doch nur wenig, was sie nicht selbst zu thun fähig und gewillt ist, wenngleich ihre Erziehung sie zum Verkehr mit den Besten berechtigt. Selbst wenn sie ihre Dienstboten kärglich bezahlt und bisweilen etwas mager beköstigt, so weiß sie es doch so einzurichten, dass dieselben ein größeres Interesse an der Familie nehmen als bei uns. Auch sichern Familienfeste denselben immer eine größere Anerkennung als in England.

So ist ihr Einfluss auf ihre Untergebenen entschieden wohlthätig, und die Moralität und das Glück der deutschen Dienstboten sind, wie wir glauben, im Durchschnitt höher als bei derselben Classe in England. Dass ihre Lebensbedingungen angenehmer sein müssen, geht schon daraus hervor, dass nur wenige von den deutschen Dienstboten, die zu uns kommen, sich bewegen lassen, zu bleiben; der hohe Lohn vermag ihre Isolirtheit nicht auszugleichen. Sparsamkeit, Fleiß, Reinlichkeit in ihrem Äußeren und Selbstachtung sind ihnen in hohem

Grade eigen und machen sie später zu nützlichen Frauen der arbeitenden Classe. Als solche sind sie den unserigen in jeder Beziehung weit überlegen. Es ist eine Seltenheit, dass sich ein deutsches Dienstmädchen nicht eine hübsche kleine Summe erspart hat, mit der sie ihre Wirtschaft beginnen kann; häufig treten sie sogar mit einer Ausstattung von über tausend Mark in die Ehe. So kann es nicht überraschen, dass ein weit geringerer Procentsatz der unteren weiblichen Classen in den erbarmungslosen Wogen des socialen Elends zugrunde geht.

Wenn wir der Ansicht huldigen, dass viele deutsche Frauen in manchen Punkten kaum mehr als Dienstboten sind, so glauben sie wieder, dass unsere Frauen zu sehr zum Luxus und zur Trägheit neigen. Sicher ist, dass in deutschen Familien weniger Anmaßung in Äußerlichkeiten herrscht, und dass ein weit größerer Procentsatz des Mittelstandes innerhalb der Grenzen seines Einkommens lebt und noch obenein etwas spart.

Wie jedes Ding, so hat aber auch die Wirtschaftlichkeit der deutschen Frau ihre Schattenseiten. Macht man einen Morgenbesuch, so heißt es oft: die „gnädige Frau" wird gleich kommen, und man hat eine halbe Stunde zu warten, bis sie erscheint; oder sie hat Kopfschmerzen, oder ist bei der Toilette, was so viel bedeutet wie: sie steckt so furchtbar in der Hausarbeit, dass sie überhaupt keinen Besuch empfangen kann.

IV.

Von deutschen Ehemännern sagte der Dichter Heine einst in schlechter Laune: „Das deutsche Eheleben ist keine wahre Ehe. Der Mann hat keine Frau, sondern eine Magd; er führt sein Junggesellenleben im Geiste selbst im Familienkreise weiter." Wir sind darin anderer Ansicht, denn der deutsche Gatte ist in vieler Hinsicht das Musterbild eines Familienvaters. Er hält die Heiligkeit der Familienbande in allen wichtigen Punkten aufrecht, und als besorgter, gewissenhafter Vater seiner Kinder findet man selten seinesgleichen. Engländer, die schon oft ihre Söhne mit zehn Jahren aus den Augen verlieren, haben keine Ahnung von dem moralischen Einfluss, den ein deutscher Vater auf seine Kinder ausübt, selbst wenn dieselben schon das mannbare Alter erreicht haben.

Andererseits ist er in den Kleinigkeiten des Alltagslebens für die Eigenschaften seiner Gefährtin nicht immer so erkenntlich, wie er sein sollte. Er würdigt sie oft zu wenig; gewohnt, viel zu erwarten, wird ihm selten klar, was für ein Fluch eine träge und vergnügungssüchtige Frau werden kann. So hat Fürst Bismarcks Ausspruch, „unsere Frauen sind die einzigen Damen, gegen die wir grob sind", eine mehr als vorübergehende Bedeutung.

Trotz der vielen ätherischen Eigenschaften, welche liebeskranke Deutsche ihren Frauen zuschreiben, werden sie selbst in der Regel merkwürdig prosaisch und nüchtern, sobald sie erst verheiratet sind. Sie wissen, dass sie die Stärkeren sind, und machen sich, von den Fällen wirklich guter Erziehung abgesehen, kein Gewissen daraus, dies zu zeigen, sobald ihre empfindlichen Nerven gereizt werden. Sie sind etwas geneigt, zu poltern und zu befehlen, und directer Widerspruch, wie „das ist nicht wahr", ist nicht ungewöhnlich; niemand denkt sich etwas dabei. Auch wollen sie nichts davon wissen, dass sie oft für die kleinen Fehler ihrer Frauen verantwortlich sind. Im Gegentheil, sie sind peinlich darauf bedacht, dass ihre Gefährtinnen in ihren erhabenen Zügen das Abbild eines Jupiter tonans sehen und es für ihre höchste Pflicht halten, zu dienen und zu gehorchen.

Im Temperament der Deutschen liegt eine gewisse Ruhelosigkeit, die sie treibt, viel von ihrer freien Zeit der

ausschließlichen Gesellschaft des eigenen Geschlechtes zu widmen. Sie thun dies in den Bierhäusern, deren Zahl und ausgedehnte Kundschaft ganz unglaublich sind. Deutsche fast jeder Lebensstellung besuchen diese Bierhäuser, und die Verheirateten setzen diese Gewohnheit fort, indem sie ihren nachsichtigen Frauen vorerzählen, dass es für die höhere Bildung der Männer nöthig sei, angenehme Unterhaltung und Anregung in der Gesellschaft des eigenen Geschlechtes zu suchen. Der Gedankenaustausch sei wichtig, um sie auf der Höhe der großen Zeitfragen zu erhalten. Wer den Vorzug genossen hat, in deutschen Bierhäusern zu verkehren, ist wahrscheinlich anderer Ansicht über die Tiefe der Gedanken, welche die rauchige Atmosphäre durchdringen. Die Thatsache bleibt indes bestehen, dass deutsche Gatten mehr freie Zeit in der Gesellschaft der Männer, ohne ihre Frauen, zubringen als wir, und daher sind die Frauen wieder mehr auf die Gesellschaft ihres Geschlechtes beschränkt. Dies muss man noch mehr bedauern, wenn man sich erinnert, dass die Erziehung der Frauen in Deutschland so ausgezeichnet ist, dass es nur dieser oft vergeblich gesuchten gesellschaftlichen Anregung bedarf, um ihre Gesellschaft zu der denkbar interessantesten und zehnmal gesunder und unterhaltender zu machen als die irgend eines Bierhauses. So wie die Dinge liegen, beschränkt sich eine Damengesellschaft, ein sogenannter „Kaffeeklatsch", auf kleinliches Schwatzen und Klatschen, was ihren Gesichtskreis beengt und das Gefühl erwecken muss, dass ihre Stellung der ausgezeichneten Erziehung, die sie genossen, nicht würdig sei.

In dieser Hinsicht sind deutsche Gatten oft selbstsüchtig; nur selten fechten sie über ihre niedere Natur jenen Sieg aus, den ein Engländer schon ausgefochten hat, indem er seinen Wunsch, den Abend im Club zu verbringen, unterdrückt und an den häuslichen Herd eilt, wo er dann nicht einmal immer den entsprechenden Willkommen findet. Denn der männliche Typus des stillen Dulders ist bei uns viel häufiger als in Deutschland. Diese Bemerkungen gelten indes nur für den sogenannten besseren Mittelstand; zur Ehre der großen Masse muss man sagen, dass bei dieser die Frauen vielmehr die Gesellschaft der Männer theilen. Ihren Vergnügungen, wie dem Besuch von Theatern und Bierhäusern, Landpartien u. s. w., gehen sie in der Regel gemeinsam nach. Dies ist in der That einer der Gründe, warum die Männer sich selten betrinken, obgleich sie ganz tüchtige Biertrinker sind. Wie klein auch die Mittel sein mögen, es gibt wenige Arbeiterfamilien, die nicht Woche für Woche eine Kleinigkeit für das gemeinsame Sonntagsvergnügen beiseite legen.

Wir haben die typischen Fehler besprochen, die, wie überall, die Mehrheit kennzeichnen.

Auch die Ausnahmen sind typisch und erreichen nirgends ein höheres Ideal glücklichen Familienlebens als in Deutschland. Hier finden wir ein sympathisches Empfinden mit einer weiten philosophischen Erziehung und einer hohen Bildung, mit Kunstsinn und feiner Zartheit des Gemüths gepaart.

Aus den Todtentänzen.

Von Adolf Pichler.

Der Büßer.

Eine Hütte roh gezimmert
In der finstern Waldesschluchl,
Hieher nahm ein junger Büßer
Vor der bösen Welt die Flucht.

Wie er sich kasteit und betet,
Hebt zum Crucifix den Blick,
Auf den bloßen, magern Rücken
Schwingt voll Zorn den Knotenstrick! —

Zum Erlöser seufzt er, stöhnt er:
„O verzeihe mir die Schuld,
Angeschaut hab' ich ein Mädchen
Und es lächelte voll Huld.

Ach das Töchterlein des Försters!
Satan hat sie hergesandt
Und ich kann es nicht vergessen,
Wie sie lächelnd vor mir stand.

Dorngekröntes Haupt voll Wunden
Zeig' dein brechend Auge mir,
Wie du selig starbst am Kreuze —
Ach so lehr' mich sterben hier! —"

Durch die off'ne Thüre leuchtet
Goldig hell der Sonnenschein
Und mit weichem Purpursittig
Schwebt ein Jüngling jetzt herein.

„Apage!" — der Büßer schreit laut —
„Apage o Satanas! —"
Doch der hebt empor die Rechte
Mit dem vollen Stundenglas. —

„Willst du mit dem Kreuz mir drohen?
Sieh die Dornen werden grün,
Sieh, wie ringsum rothe Röslein
Aus den spröden Ästen blüh'n.

Oft muss ich dies Glas hier wenden,
Eh' die letzte Stunde schlägt
Und, mit euren Kindern weinend,
In den Sarg dein Weib dich legt.

Kennst du sie? — Wasch' dich im Brunnen,
Dann nimmt dich der Förster auf.
Statt dem Paternoster leiht er
Dir den sichern Flintenlauf.

Lass den Eulen diese Hütte,
Oder zünd' sie lustig an.
Nur der Mensch kann ruhig sterben,
Der als Mensch erfüllt die Bahn!"

Eine Bauernhochzeit aus der Riegersburger Gegend.

Mitgetheilt vom Bauernsohne Josef Faist.*)

Bevor ich die Schilderung der Hochzeit beginne, muſs ich einiges bemerken. Die Beſchreibung paſst nur für die meiſten Fälle, für Hochzeiten, wo die Braut vom Elternhauſe weg heiratet, eine Jungfrau iſt und die Hochzeit im Elternhauſe der Braut ſtattfindet. Das geht ſchon aus den Sprüchen hervor, welche da vorkommen. Es gibt auch Fälle — hauptſächlich kleinere Hochzeiten, oder wenn im Elternhauſe Mangel an Raum iſt — daſs die Hochzeit in einem Gaſthauſe „Angedungen" wird! in dieſem Falle dauert dieſelbe nur einen Tag und etwas über Mitternacht hinaus; auch gibt es dann nicht ſo viel Unterhaltendes; und zwar deshalb, da man ſich im Bauernhauſe viel heimiſcher fühlt. Auf eines muſs ich noch hinweiſen! Der Brautwerber, welchen der Bräutigam ſchon beim Brautwerben (Bitln) mitnimmt als Begleiter (meiſt ein Blutsverwandter von Braut oder Bräutigam) — genießt dann bei der Hochzeit die Ehre, als Tranzeuge (Beiſtand) der Braut zu fungieren. Am Hochzeitsabende ſitzt derſelbe zur Linken der Braut und iſt ſozuſagen Stellvertreter für die Eltern des Brautpaares. Derſelbe iſt nach dem Brautpaare am höchſten zu achten, und mit den Worten „Hausvater", „Herr Hausvater" oder „mein vorgeſtellter Herr Hausvater" anzuſprechen. Er iſt für Ordnung und Recht da, und wird von der ganzen Hochzeitsgeſellſchaft geachtet. — „Wenn die Braut keine Jungfrau mehr iſt, ſo entfallen die Sprüche, die in der Schilderung vorkommen, bis auf den Einladeſpruch.

Wenn ein Bauernburſche in die Lage kommt, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und mit ſeiner zukünftigen Lebensgefährtin vom gleichen Stande ſoweit einig iſt, daſs ihre Verehelichung in der Kirche von der Kanzel verkündet wird, ſo iſt nebſt dem Einkaufe von Brautkleidern ihr erſtes, die Kranzeljungfrauen und Brautführer einzuladen, die ihnen am Hochzeitstage das Geleite geben. Braut-

*) Steieriſche Hochzeitsgebräuche ſind im „Heimgarten" wiederholt geſchildert worden. Vorſtehende Beſchreibung erzählt theils ſchon Bekanntes, größtentheils aber Neues, ſie iſt vollkommen wahrheitsgetreu. Der Verfaſſer iſt ein junger Bauernſohn aus Stang bei Riegersburg, der nur die Volksſchule beſucht hat. Wir geben ſeinen Aufſatz ohne jede Änderung, wörtlich wie er im Bauernhauſe geſchrieben worden. Ein erfreuliches Zeichen, daſs wir's thun können. Die Red.

führer sind bei größeren Hochzeiten vier, ebensoviel Kranzeljungfrauen; die letzteren kaufen für die Brautführer künstliche Blumensträuße mit rothen Seidenbändern. Die Hochzeit findet meist an einem Dienstag statt.

Acht Tage vor der Hochzeit fängt es im Elternhause der Braut an rege zu werden; ein Kalb oder eine Kalbin wird geschlachtet, Einkäufe werden besorgt. Eine Hochzeitsköchin und einige Gehilfinnen werden aufgenommen, welche die Bäckereien schon vor der Hochzeit fertig stellen. Während im Hochzeitshause alles in Thätigkeit ist, sind auch die Brautführer beschäftigt, die Hochzeitsgäste einzuladen. Beim Einladen gehen zwei Brautführer miteinander. Der Vorbrautführer trägt an der rechten Seite am Hute den Blumenstrauß, von welchem die Seidenbänder über die Hutkrämpe herunterhängen. Der zweite Brautführer trägt den Blumenstrauß auf der linken Seite. Jeder trägt einen Stock, an welchem auch Seidenbänder angebracht sind. (Die Brautführer müssen herangewachsene Jünglinge sein.) Nebstdem sind sie mit Doppelpistolen versehen.

Wenn sie an das Haus eines Einzuladenden kommen, so schießt jeder seine Pistole ab. Die Brautführer treten in die Küche oder ins Zimmer, wo sich eben der Hausherr und die Hausfrau befinden. Die Brautführer nehmen ihre Hüte vom Kopfe und der Vorbrautführer sagt folgenden Spruch:

„Wir grüßen den Herrn Hauswirt und die Frau Hauswirtin.

Ihr wollt es uns nicht im Übel ansmessen, dass wir in dieses Haus sind hereingetreten. Wir sind zwei geschickte Boten vom Herrn Bräutigam N. N. und von der ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut N. N. Diese beiden Brautpersonen lassen euch schön grüßen und euch ersuchen, ihr sollt so gut sein und diese Brautleute am künftigen Dienstag begleiten helfen, über Weg und Steg, über Straßen und Gassen, über Licht und Land, zu des Priesters Hand, nach N. N. (z. B. nach Riegersburg, wo am Hochaltar der heilige St. Martin wohnt). Dort ist ein Gottesdienst angeschafft, wo wir alle werden beiwohnen. Dort wird sich ein weißgekleideter Priester einfinden, der wird diese zwei christlichen Personen zusammen binden; er wird machen ein so festes Band, dass es niemand imstande wird sein, aufzutösen, als Gott mit seinem starken Tod. Hernach werden zwei Jünglinge mit Wein erscheinen, das wird dem Herrn Bräutigam, der ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut, sowie allen geladene Hochzeitsgästen ihr Johannessegensein.*) Nach dem Gottesdienst werden wir uns im nächsten Gasthause auf ein paar Stunden zu einer kleinen Tanzunterhaltung einfinden. Dann sollt ihr ferner so gut sein, und die beiden Brautleute wiederum begleiten helfen über Weg und Steg, über Straßen und Gassen wohl hin durchaus zu dem ehrlichen Hochzeitshaus. Dort werden wir euch setzen zwischen Jüngtinge und Jungfrauen; dort wird euch aufgetragen Suppen, Fleisch, Brot und Wein, sowie es recht wird sein. Da werden wir auch haben sechs oder sieben Musikanten, diese werden euch aufspieten nach euch'ren Betieben.**)

Und so werden wir dort so lange beisammen bleiben, solang die Geige wird klingen, das Fassl wird rinnen und die Braut auf dem Tanzboden wird herumspringen. Und so bitten wir euch zum Schlusse noch einmal, ihr wollet unser Gebitt nicht abschlagen und uns zwei schlechte Boten für zwei gute haben, und so begrüßen wir euch zum Schlusse mit dem schönen Gruss, Gelobt sei Jesus Christus!"

*) Soll heißen: „Jünglinge erscheinen mit Wein, dass es sich reimt mit: Johannessegen sein.

**) Richtig: da wern wir haben Musikanten sechs oder sieben, diese werden euch aufspielen nach euch'ren Belieben.

Nach diesem Spruche werden die Brautführer eingeladen, sich zu setzen, wo sie dann mit Speise und Trank bewirtet werden. Sie bleiben circa zwei Stunden im Hause, wo das Nähere über die Hochzeit besprochen wird. Beim Verlassen desselben schießen sie ebenfalls viermal so wie beim Kommen. Auf diese Weise geht es fort, bis alle eingeladen sind. Es werden circa fünfzehn bis zwanzig Paare eingeladen. Dazu kommen noch die Firmpathenkinder der Brautleute, so dass zusammen sammt Musiker vierzig bis sechzig Personen zusammen kommen. Am Hochzeitstage sammelt sich die ganze Schar beim Hochzeitshause, wo die Gäste mit einem kleinen Frühstück bewirtet werden. Hernach wird zum Aufbruch gerüstet, nämlich zum Kirchgang. Voran die Musiker, dann die Brautführer, in ihrer Mitte die Braut, dann die Jungfrauen, in ihrer Mitte der Bräutigam; an diese schließen sich die andern Hochzeitsgäste an. Unterwegs zur Kirche müssen die Musiker flott spielen, die Brautführer schießen ihre Pistolen ab. Der Weg zur Kirche ist manchmal mehr als eine Stunde lang, aber es geht recht lebhaft zu unterwegs. Nach der Trauung finden sich die Hochzeitsgäste in einem beliebigen Gasthause nächst der Kirche ein, wo Brot und Wein aufgetragen wird, welches von den Hochzeitsgästen im Vereine zu zahlen ist; Brautführer, Kranzeljungfrauen, Kinder und Musiker zahlen nichts. Um circa vier Uhr nachmittag ist Aufbruch nachhause, auf dem Heimwege gibt es schon Launige dabei, da wird schon unterwegs gesungen und gejauchzt. Im Hochzeitshause angekommen wird einigemal getanzt, bis alle beisammen sind, da immer einige unterwegs bleiben;*)

*) Dabei kommt es öfter vor, wenn die Brautführer nicht genau achthaben, dass ihnen die Braut gestohlen wird, was dann nach langem Suchen mit einem Büschel Cigarren gebüßt werden muss. Auch müssen sich die Brautführer Schimpf und Spott die ganze Nacht gefallen lassen.

Dann wird zur Tafel gesessen. Der Hausvater zur Linken der Braut steht auf und betet ein kurzes Gebet (den englischen Gruß.) Dann wünscht er den Gästen „den besten Appetit". Dann fängt das Eßzeug an zu klirren, was einen gar herrlichen Klang gibt; da man ziemlich Luft (Hunger) hat, wenn man erst gegen Abend zum Hochzeitshause kommt.

Wenn das erste Mahl beendet ist, dann geht die Hetz los. Es wird gesungen und getanzt nach Herzenslust. Während es im Gast- und Tanzzimmer recht flott zugeht, wird in einer abseits gelegenen Kammer der Brautbaum aufgeputzt. Derselbe ist ein circa zwei Meter hohes, buschiges Schlehdorn-Stämmchen; an den Dornspitzen desselben werden die vergoldeten Nüsse, Lebkuchen, Backwerk u. dgl. aufgestachelt; auch eine Lebzelterwiege mit Kindern vom gleichen Stoff wird auf den Baum gehängt. Rothe Seidenröslein und solche Bänder vervollständigen die Zierde des Bäumchens.

Bei Hochzeiten war bis vor einigen Jahren das Eselreiten gebräuchlich. Es wollte damit nichts weiter, als ein Spass gemacht werden. Derselbe wird folgendermaßen zusammengerichtet. Zwei starke Burschen stellen sich mit dem Hintertheil zusammen, um den Hüften werden sie mit einem Leintuch fest zusammengebunden, dann lassen sich beide mit den Händen zu Boden; über ihre Körper wird eine braune Kotze gegeben. Auf den Kopf des vorderen wird ein hergerichteter Eselskopf, welcher mit Stroh gefüllt ist, gesteckt. Dann wird auch ein Pferdegeschirr sammt Zaumzeug angebracht. In die Mitte setzt sich dann einer darauf, nimmt die Zügel und reitet ins Hochzeitszimmer. Der hintere von den Burschen hat einen Besen, der den Schwanz vorstellen muss, derselbe muss auch rückwärts gehen, wenn der Esel vorwärts schreitet, im Hochzeitszimmer wird der Vorder-, sowie der Hintertheil mit Wein getränkt. Dieses

Eselreiten hat deshalb aufgehört ausgeführt zu werden, weil die ganzen Hausleute zusammenliefen; in Küche und Kammern wurde unterdessen von den Burschen, welche als Zuschauer an der Wand vor dem Hause lauerten, Fleisch, Gugelhupf, Krapfen oder auch Torten gestohlen, das ist früher oft vorgekommen.

Unterdessen wird es neun Uhr abends und die Gäste setzen sich das zweitemal zur Tafel. In der Küche wird jetzt der Brautbaum angezündet, denn es zieren denselben auch ein paar Dutzend Wachskerzchen. Die Thüre zum Hochzeitszimmer wird geschlossen. Der Vorbrautführer nimmt jetzt den brennenden Baum, welcher in der Mitte eines ganzen Brotlaibes steckt, und geht zur Thür des Zimmers, wo die Gäste sich befinden. Der Brautführercollege, welcher Hut und Stock auch von dem Vorbrautführer halten muss, klopft mit dem Stock an die Thüre, worauf das „Herein" des Hausvaters zu vernehmen ist. Die Thür wird geöffnet und der Brautführer mit dem brennenden Baum und mit seinen Mitcollegen tritt mit den Worten: „Guten Abend" ins Zimmer. Dann sagt er weiter: (Spruch): „Also mein vorgestellter Herr Hausvater! Weil mir nun erlaubt ist worden, hereinzutreten, so bitt' ich, wenn es mir erlaubt werden könnte, der christlichen Ehrentafel auf zwei oder drei Schritte nahezutreten." — Hausvater: „Das kann ich dir schon erlauben."

„Mein geehrter Herr Hausvater! Ich und mein Mitkamerad sind in der letzten Zeit weit und breit herumgereist; wir sind gereist vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang. Wir sind gereist über Weg und Steg, über Straßen und Gassen, über Berg und Thal. Da sind wir gekommen zu einem schönen Wasserfall.

Von da sind wir in ein Paradies gekommen, und von dort haben wir diesen Wunderbaum mitgenommen. Und diesen Baum wollen wir dem Herrn Hausvater für das Brautpaar spendieren, wir hoffen heut noch die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut auf ein Ehrentanzl dafür zu kriegen (bekommen).

An meinen verehrten Herrn Hausvater! Ein solcher Baum, der keine guten Früchte trägt, wird ausgehauen und ins Feuer geworfen, aber nicht ein solcher Baum, der so schön blüht und zugleich Früchte trägt. An diesem Baum ist mit Früchten schwer beladen jedes Zweiglein und jeder Ast; ich bitte daher den Herrn Hausvater um eine Rast." Hausvater: „Wenn er dir zu schwer wird, so stell' ihn weg." Der Brautführer stellt den noch brennenden Baum vor dem Brautpaare nieder, nämlich so, dass die Wiege der Braut am nächsten ist. Sein Kamerad gibt ihm Hut und Stock, und er spricht weiter: „An meinen verehrten Herrn Hausvater: Ich hätt' noch was zu reden, ich hätt' noch ein Gebitt, wenn ich dürft' hervorkommen damit." — Hausvater: „Wenn's was gscheit's ist, dann schon". „Die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut sitzt heut' in einem Rosengarten, schuldiger Weise sind wir gekommen, ihr aufzuwarten. Sie hat heut' zwar noch wenig gegessen und getrunken, aber sie hat uns mit ihren Äuglein herübergewunken; diese Winke haben uns so gefallen und so gefreut, darum sind wir gekommen auf eine Lustbarkeit, der Herr Bräutigam und die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut: Diese zwei Personen, die heute in den heiligen Stand der Ehe sind getreten, haben sich zuvor lassen dreimal verkünden. Und da sich in der gegenwärtigen Zeit kein Umstand hat befunden, so hat sie heute ein geweihter Priester am Altare zusammen gebunden. Wenn sich diese zwei Personen in ihrem Ehestande recht werden lieben, so wird ihnen St. Peter einst den Himmel aufsperren. Wenn sie miteinander werden raufen und schlagen, so werden

sie vor Gott eine große Rechenschaft zu erwarten haben. Die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut hat sich in ihrem ledigen Stand brav aufgeführt; jetzt ist der ledige Stand aus, jetzt wird's bald heißen, hinaus aus dem Elternhaus. Beim Urlaubnehmen von ihren lieben Eltern und Geschwistern wird ihr das Wasser von den Augen fließen. Sie wird vor Traurigkeit nicht wissen, dass sie ihren Eltern soll die Hände küssen. Ich wünsche jetzt dem Herrn Bräutigam, der ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut, dem Herrn Hausvater und allen hier Versammelten einen glückseligen Abend. Einst werden wir alle zur Ruhe gehen und auf dieser Welt nicht mehr auferstehen.

Ich wünsche allen einen herrlichen Morgen zu einer freudenreichen Auferstehung, wie Christus der Herr am Ostermorgen auferstanden ist. Ich wünsche allen hier versammelten Hochzeitsgästen einen allerschönsten Mittag zur himmlischen Mahlzeit, wo wir alle eingeladen sind.

Und so wünsche ich noch dem hochgeehrten Brautpaar in ihrem Ehestand:

Viel Glück und Segen, Gesundheit und langes Leben, guten Tag und frohe Stun(d), und was ich am ganzen Herzen wünschen kun (kann). An meinen verehrten Herrn Hausvater! Da wir jetzt so weit richtig sein, so trinken wir jetzt miteinander ein Glas Wein." (Der Brautführer nimmt ein volles Glas Wein zur Hand und sagt den Trinkspruch.)

„Dieses Glas Wein ist gewachsen im Sonnen- und Mondenschein, zwischen Eisenberg und Köln am Rhein; das soll dem Herrn Bräutigam, der ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut, dem Herrn Hausvater und allen geladenen Hochzeitsgästen eine gute Gesundheit sein. Vivat das Brautpaar, der Herr Hausvater und die ganze Hochzeitsgesellschaft lebe hoch." (Der Brautführer trinkt, die Musiker spielen einen Tusch, dann ein lustiges Stück darauf, und somit schließt der Spruch.)

Während vorstehender Spruch gesagt wird, horcht alles mit gespannter Aufmerksamkeit; selbst das Küchenpersonal drängt sich an die Thür, um das Schauspiel mitanzusehen. Nach diesem Spruche wird es wieder recht lebhaft; singen und tanzen wechseln ab, ein Musiker bringt recht spasshafte Couplet-Lieder zum Vortrage,*) auch unterhaltende Spiele werden aufgeführt (z. B. das Schuster- und Schneiderspiel). Während alle Gäste fröhlich und guter Dinge sind, verkleidet sich an einem sicheren Orte ein Musiker, und zwar derjenige, der sich auf Witze gut versteht und mit allerhand Schlagwörtern ausgestattet ist. Dieser maskierte Musikant, welcher sich als Abbrandler, Steuer-Executor oder dergleichen verkleidet, geht jetzt für die „Musik" absammeln. Wenn alle Gäste wieder an der Tafel sitzen, so nähert er sich dem Hausvater und fängt mit demselben ein recht lebhaftes Gespräch an. Der Hausvater spricht seine Meinung dahin aus, ob es nicht heil- und rathsamer wäre, dieses eingeschlichene Individuum hinaus zu bugsieren. Einige aber meinen, man könnte den Eindringling früher um den Zweck seines Kommens befragen, und wenn sich der Hausvater gut auf Witze versteht (übrigens helfen ihm die Witzigsten von der Gesellschaft aus), so entsteht ein Gespräch, welches an drolligen Späßen nichts zu wünschen übrig lässt. Das geht vielleicht eine halbe Stunde so fort, dann erst nimmt der Hausvater das ihm vom Absammler gebotene Glas mit Wein und kostet denselben. Sobald er trinkt, spielen die übrigen Musiken einen Tusch und das Absammeln fängt an. Der Hausvater sagt den einen Trink-

*) Welche er dann mit einem Vierzeiligen beschließt, etwa: Heut' hab'm wia Hochzeit g'habt und Spielleut a, Nächst's Jahr hab'n wia a G'vaterschaft und a Kin(d)—a.

spruch für das Brautpaar und die übrigen Gäste, nach welchem wieder von den Musikanten ein kurzes Stück gespielt wird. Eine Tasse mit zwei Trinkgläsern macht um die Tafel die Runde; ein Glas davon ist leer und dient dazu, um das Geld für die Musik aufzunehmen. Das zweite Glas wird von einem Brautführer stets mit Wein gefüllt, so oft ein Gast daraus getrunken hat. Ein jeder Gast bringt seinen Trinkspruch aus, bei welchem die Musik immer einen Tusch und ein beliebiges Stück darauf spielt. Die Trinksprüche sind so ähnlich, wie jene, welche im Brautspruche vorgekommen sind. Nach dem Abspielen erreicht die Lustbarkeit ihren Höhepunkt, denn es wird schon gegen elf Uhr. Selbst die alten Bauern, die früher ganz ruhig im Winkel saßen, ein Pfeiflein Tabak rauchten und kartelten, lassen sich jetzt von den Kranzeljungfrauen auf den Tanzboden führen, und machen dort ein kurzes Tänzchen, aber nur einen „Steirischen". Mancher stimmt noch zu der Musik ein kleines Vierzeiliges an, etwa: „Hob' ost a Korn g'schnitten, hob ost a Gros g'mahd — Hob ost a schön's Dirndl um an Tonz umma draht." Somit geht es schon gegen zwölf Uhr. Mitternacht ist nahe. Die Gäste setzen sich zum letzten Essen an die Tafel.

Punkt zwölf Uhr geht die Thür auf und herein tritt eine weißgekleidete Jungfrau, über das Haupt einen weißen Schleier.*) Es ist das die Vereinsvorsteherin des Jungfrauen-Vereines für die betreffende Gemeinde.

Wenn dieselbe herein tritt, so grüßt sie mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus. Hochgeehrter Herr Hausvater! Ich bitte, wenn ich der ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut dürfte nahe treten." Hausvater: „Ich will dir deine Bitte nicht abschlagen."

*) Diese Jungfrau gehört nicht zu den geladenen Hochzeitsgästen.

Die Jungfrau sagt den folgenden Spruch:

„Jetzt ist jene Stunde gekommen, wo der ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut der Kranz wird abgenommen. Die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut trug bis zu ihrem Ehestande einen grünen Kranz. Der Kranz ist schön und rein und wird so im Himmel aufgezeichnet sein. Nun hat es zwölf Uhr geschlagen, der Kranz, er thut sich schon beklagen. Es zittern schon alle Blätter an diesem Kranz, weil er muss verlassen den jungfräulichen Stand. Und da diese Jungfrau ist in den Ehestand gekommen, so wird ihr der Kranz jetzt abgenommen." (Nimmt den Kranz von dem Haupte der Braut, welche weint. Von jetzt an heißt es nur mehr — Frau Braut.) Die Vereinsvorsteherin setzt den Spruch fort. „O, liebes Kränzlein, fliege hin zur Maria Rosenkönigin.

Und nun geehrter Herr Bräutigam! Jetzt ist sie Ihnen anvertraut, die ehr- und tugendsame Frau Braut. Wollt ihr friedlich mit einander leben, so wird euch der liebe Gott den Segen geben. Ich wünsche euch viel Glück und Segen, Gott möge euch Fried und Einigkeit geben. Ich danke auch euch, ihr lieben Eltern; ihr habt eure Tochter so gut aufgezogen, dass ihr der Kranz nicht ist entflohen." Sie überreicht den Kranz den Eltern der Braut mit den Worten:

„Nehmt hin den Kranz, ihr lieben Eltern, und opfert ihn der heiligen Maria rein, es wird ihr das angenehmste Opfer sein.

Mein lieber Herr Hausvater! Ein kleines Gebitt kann ich nicht unterlassen, Sie müssen die Musikanten spielen lassen! Ein kleines Tänzchen auf eins, zwei, drei, wie es dem Herrn Hausvater sein guter Wille sei. – Musikanten, geht von den Winkeln hervor, der Herr Bräutigam tritt mit seiner tugendsamen Frau Braut zu einem «Ehrentanz» hervor."

Der Bräutigam tanzt mit seiner Braut den Ehrentanz, somit endet der Spruch. Der Vorbrautführer ergreift die Hand der weißgekleideten Vereinsjungfrau und versucht, dieselbe auf den Tanzboden zu bringen. Anfangs sträubt sie sich, geht aber schließlich doch; und, o Wunder, sie tanzt gar nicht übel.

Die Unterhaltung wird noch eine Zeit lang fortgesetzt, dann suchen sich die Gäste einen Platz zur Ruhe über die jetzt nur mehr kurze Nacht. Die Bauern von der nächsten Nähe, die bei der Hochzeit anwesend sind, nehmen die fremden Gäste soviel als möglich mit, um für dieselben auf hergerichteten Strohsäcken am Fußboden ein Nachtlager zu bereiten. Es wird bis acht Uhr des nächsten Tages geschlafen. Zuerst müssen die Brautführer auf den Beinen sein. Diese gehen zuerst in den Stall, wo die Musikanten schlafen, und treiben dieselben von ihrem Nachtlager auf. Die Brautführer laden die Pistolen, und so gehen sie dann, die Musiker mit den Instrumenten, die Brautführer auch gänzlich ausgerüstet — zu den Häusern, wo die Hochzeitsgäste über Nacht untergebracht waren. Einer nimmt dann noch, dass es mehr Spass gibt, eine Trommel, welche in jedem Dorfe zu finden ist, und eigentlich dazu dient, an den Maiabenden und Sonntagnachmittagen die Dorfbewohner zum „Kreuzbeten" zusammen zu trommeln, — und schlägt zur Musik den Takt, so gut es uneingeübt nur geht. Bei den Häusern angekommen, wird flott gespielt und geschossen; auf diese Weise werden die Hochzeitsgäste wieder zum Hochzeitshause gebracht. Um neun Uhr vormittag fängt das Essen wieder an. Nach diesem Mahle geht es wieder lustig fort, so wie gestern. Ist die Hochzeit im Sommer, und ist der Rasen im Freien trocken, so zieht die ganze Gesellschaft nach der Tafel ins Freie. Dort werden allerhand lustige Spiele aufgeführt, z. B. Turnübungen u. dgl., dann das „Plumpsacspiel." (Mit diesem Worte bezeichnen wir jenes allbekannte Spiel, bei welchem sich die Personen, welche mitspielen, am Kreise aufstellen und so eng zusammenrücken, dass man nicht durchsehen kann, die Hände halten sie im Rücken gefaltet. Eine Person geht mit einem geflochtenen Sack- oder Handtuch von außen um den Kreis und gibt ganz unbemerkt einer andern Person, welche im Kreise steht, das geflochtene Tuch. Dieselbe, welche das Tuch hat, lässt anfangs nichts merken, aber bald darauf fängt es an, auf den Randnachbar zur Rechten Schläge mit dem geflochtenen Ding zu regnen. Der Geschlagene ergreift die Flucht um den Kreis herum, und auf seinen Platz stellt sich jetzt der andere. Er erhält das Schlagzeug und gibt es wieder einer beliebigen Person; und so geht es fort, so lange, bis die Personen ermüdet sind und den Rücken voll Schläg' haben.) Der zweite Hochzeitstag wird nur mit solchen Lustbarkeiten zugebracht, wer tanzen will, kann auch tanzen. Nachmittags, beiläufig um zwei Uhr wird das letztemal zur Hochzeitstafel gesessen, und diese dauert bis vier Uhr nachmittag. Um diese Zeit bringt die Hochzeitsköchin mit ihren Gehilfinnen Teller mit Krapfen herein. Jedem Hochzeitsgaste wird ein ganzer Teller voll Krapfen, Gugelhupf u. dgl. vorgesetzt. Diese werden zum Mitnachhausenehmen aufgetragen.

Wenn diese Bäckereien auf den Tisch gestellt werden, so ist es ein Zeichen, dass die Hochzeit zu Ende ist. Die Lustbarkeit ist mit einem Schlage aus, und die Augen und Wangen der Frau Braut werden von jetzt an nicht mehr trocken. Einige von den Gästen fangen an, ihre Bäckereien in ein Sacktuch zu binden, bedanken sich beim Brautvater dem Gastgeber, sowie bei der Mutter von der Braut für die gute Bewirtung; nach Verabschieden vom

Brautpaare und den übrigen Gästen verlassen sie das Hochzeitshaus und suchen ihr Heim auf. Da an eine Lustbarkeit jetzt nicht mehr zu denken ist, so entfernen sich auch die übrigen Gäste auf gleiche Weise. Zuletzt ist nur mehr das Brautpaar, Brautführer, Kranzeljungfern, Musikanten und das Küchenpersonal noch da. Der eigene Wagen des Bräutigams wartet schon vor der Thür, in welchen er sich mit seiner zukünftigen Lebensgefährtin setzt, und dieselbe jetzt dem Elternhause entführt.

Die Brautführer, welche jetzt ebenfalls nachhause gehen und während der ganzen Hochzeit auf die Braut achtgeben mussten, wie die Bienen auf ihre Königin, haben für das, was mit der entführten Braut ferner geschieht, keine Verantwortung mehr.

Der bedenkliche Hochzeitsbrauch.

Eine Zuschrift. *)

Nachdem seit der Abreise des jungen Ehepaares zwei Tage verflossen waren, erwartete ich von ihr — meiner Tochter — einen Brief. Solche Briefe kommen sonst ganz sicher und sind voll von eitel Glück. Aber ich wartete vergebens. Albertine hatte bei der Abreise zugesichert, mir recht viel von ihrer Hochzeitsreise zu schreiben. Mit dem geliebten Mann, den sie anbetete, endlich ins paradiesische Italien zu reisen, sie hatte es erreicht; ich hatte vieles geopfert, um ihr Glück zu begründen. Dass ich, der alte Witwer, nun einsam sein werde, dass ich niemanden um mich haben werde, als die mürrische alte Haushälterin Kunigunde, dass das Haus verödet sein wird, in welchem sonst das lustige Singen und Lachen des lieben Kindes geklungen, ich weiß es, empfinde es. Mein Gott, ein harmloses Wesen von kaum neunzehn Jahren, Sorge und Kummer hat sie nicht gesehen. Ich gönne dem guten Mädel, das ersehnte Glück. So dankbar hieng sie mit unsäglicher Zärtlichkeit an mir. Und nun da sie ihren jungen schönen Mann bekommen hat, soll der alte Vater plötzlich ganz vergessen sein? Es vergingen Tage, jeder war eine Woche lang, doch der Briefträger hatte nichts. Man spricht von der unordentlichen italienischen Post. Aber mein Gott, in den ersten Tagen waren sie doch noch in Triest, dann in Venedig, dann in Mailand, es können doch nicht alle Briefe verloren gehen.

Als ich einst meine fünfundzwanzigjährige Marie so auf die Hochzeitsreise geführt, da hatte sie am zweiten Tage an ihren Vater einen Brief geschrieben; der Brief ist unter den Familienpapieren noch vorhanden. Sie kann nicht genug jubeln über ihr Glück! ihr Mann ist noch tausendmal

*) Es gehört ein gewisser Muth dazu, diese Zuschrift zu veröffentlichen, doch sehen wir nicht ein, weshalb über so wichtige Dinge immer das unverbrüchliche Stillschweigen beobachtet werden soll. Eine Sitte, die so oft der Gesittung widerstrebt, sollte einmal bloßgestellt werden. Die Red.

lieber, als er sich bisher gezeigt, er ist ein herrlicher Mann, das Ideal eines Mannes, sie hätte nie gedacht, dass sie je einmal werde so selig sein können, als sie nun geworden ist und sie dankt ihren Eltern viel millionenmal, dass sie ihr Glück mitbegründen halfen. — Natürlich haben die Eltern aufgejubelt.

Und mein Herzblättchen schreibt mir gar nicht! Ganz unheimlich wurde mir zumuthe, ich dachte an Unglücksfälle, wie sie auf Eisenbahnen oder Schiffen vorkommen können; ich erforschte sogar mein Gewissen, ob sie in den letzten Tagen zuhause nicht etwa durch irgend etwas könnte beleidigt worden sein. Nein, der Abschied war so innig gewesen, kaum konnte der Bräutigam sie loslösen von meiner Brust. Und doch kein Brief und doch kein Brief. Der Briefträger, dem ich jeden Morgen entgegengieng, fieng schon an mir auszuweichen, denn ich wurde allemal grob, weil er nichts hatte.

Da ich auch schon anfieng, alles Essen unberührt stehen zu lassen und da ich halb verloren umhergieng, von einem Zimmer zum andern, keinen Spaziergang mehr machen wollte, damit ein etwa plötzlich eintreffender Expressbrief oder eine Depesche mich gleich zuhause finde — theilte die alte Kunigunde mir zögernd mit, sie *habe* einen Brief von dem Fräulein. Am zweiten Tage sei er geschrieben worden in Triest und an sie gerichtet. Man kann sich denken, wie ich über die arme Person nun hergefallen bin. Was die Albertine denn an sie geschrieben? Warum nicht an mich und was es da zu verheimlichen gäbe? — Als die Alte den Brief mir in die Hand gab, war sie ganz roth im Gesichte und dann eilte sie zur Thür hinaus.

Ich habe den Brief gelesen und bin um einiges klüger geworden.

Man sollte so ein Schreiben drucken lassen und an alle Eltern vertheilen, die Kinder zu verheiraten haben; für die Eltern des Bräutigams nicht minder lehrreich als für die der Braut. Gott, was ist der Mann für ein wildes Thier gegenüber dem Weibe! Im gleichen Alter — sagen wir — von neunzehn oder zwanzig Jahren, wie ist der Jüngling ein gieriger Wolf und die Jungfrau ein — Opferlamm! Ein unwissendes, ahnungsloses Opferlamm. Wenn in der Abschiedsstunde der Vater den neugebackenen Schwiegersohn beiseite zieht und zu ihm sagt: „Sohn, mein Liebstes übergebe ich dir, deinem Schutze, deiner Discretion. Sie ist noch ein Kind und kaum aufgeblüht — schone sie!“ so antwortet der junge Mann begeistert: „Gewiss, Papa!“ und was der Vater gemeint, das hat er nicht verstanden. Es wird wohl Ausnahmen geben, in welchen der Mann sich des richtigen Taktes bewusst ist. Allzuhäufig jedoch ist der junge Mann so engherzig eingesponnen in die bei ihm erwachte Leidenschaft, dass es ihm gar nicht einfällt zu denken, bei ihr könnte es anders sein. Ja er glaubt dreist, sie sei von denselben Gedanken und Wünschen wie er beseelt, nur sei bei ihr das Gefühl der Mädchlichkeit zu überwinden. Unter den Junggesellen, die alle sammt und sonders in diesem Punkte sehr dumm sind, gehen allerhand frevlerische Sagen und Anschauungen, als ob das Weib weitaus leidenschaftlicher und heftiger lieben und leben könne als der Mann, als ob das Weib auch die findigere und heuchlerischere wäre. In gewissem Lebensalter mag's ja zutreffen, ist doch zwischen einem Alter von fünfundzwanzig und neunzehn Jahren schon ein größerer Unterschied, als ich mir je träumen lassen konnte. Wenn es heißt, dass das Weib schon mit fünfzehn Jahren reif wird, so bezieht sich das durchaus nicht auf die Seele. Die Seele des Weibes bleibt um runde zehn Jahre länger jungfräulich, als die des Mannes.

Wenn ein Vater sein Töchterlein also in ihren sehr jungen Jahren verheiratet, so trägt er bei zu einer

Brutalität, die zu vermeiden dem liebeglühenden jungen Ehemanne kaum zugemuthet werden kann. Unter diesen Umständen aber ist Folgendes Vaterspflicht: Er hat mit dem Bräutigam ein deutliches Wort zu sprechen.

Von einer Hochzeitsreise — mag er sagen — sollt ihr, glaube ich, abstehen. Die führt zu plötzlich und rücksichtslos zusammen. Geleite vom Hochzeitsmahl dein junges Weib in ihr heimatliches Gemach und plaudere mit ihr. Die verrauschte Hochzeit, Pläne für die Zukunft geben genug Stoff dazu. Und wenn sie schläfrig wird, so sage ihr höflich gute Nacht und gehe auf dein Zimmer. Am zweiten Abende kannst du ja etwas länger bleiben und das Gespräch erweitern, verinnerlichen, den Kuss verlängern. Allmählich wirst du dein Recht ja sanft erobern müssen, doch hüte dich vor gemüthsroher Rücksichtslosigkeit! in dem Augenblicke, wo du sie übest, zerspringt in dem reinen Weibesherzen eine Saite, die nimmermehr aufgezogen werden und deren Fehlen die Harmonie eines ganzen Lebens beeinträchtigen kann! Höher kannst du dein Weib nimmer ehren, inniger kannst du ihre Dankbarkeit nicht wecken, als wenn du zarte Rücksicht für ihre Magdlichkeit hegst in der ersten Zeit eueres Beisammenseins. Eine solche von edelster Liebe zeigende Rücksicht wird sie dir eher und vollständiger besiegen, als alle anderen Mittel. Küsse sie nicht eher, als bis sie selbst den Arm um deinen Nacken schlingt.

So deutliche Worte müsste der schöne Bräutigam ja wohl verstehen und sie müssten ihn stutzig machen und ihn lehren, dass es eine abscheuliche Gepflogenheit ist, den Hochzeitstag mit Thränen der Empörung und Verzweiflung des geliebtesten Wesens zu krönen.

Allerdings, sie hat Ja gesagt am Altare. Doch ist es gar nicht vornehm von ihm, gleich in den nächsten Stunden schon auf ihrem Ja zu bestehen, wie Shylok auf seinem Schein. Sie wird's ja einlösen.

Mich dünkt, man ist empört über diese meine rücksichtslose Sprache. Das fehlte gerade noch! Möge man nur einmal aushorchen, was erfahrene Frauen über diese ersten Stunden des sogenannten glücklichen Alleinseins mit dem Angetrauten für eine Meinung haben. Sie sprechen davon. Die einen sagen: Es war die schrecklichste Stunde meines Lebens! Die anderen gestehen: Nie hätte ich geglaubt, dass ich so tödlich hassen, verachten könnte, als ich damals meinen Mann hasste und verachtete. Noch andere sagen: Viele Wochen und Monate Zeit bedarf es, um in unserem Herzen die Verwüstung auszugleichen, die dieser fürchterliche Zertrümmerungssturz des Ideals angerichtet. In manchem Gemüthe ist der Schaden überhaupt kaum mehr gutzumachen.

Die alte Mähr erzählt von König Gunthers Brautnacht. Wenn die ergrimmte Brunhilde dem Bräutigam mit ihrem Gürtel die Füße zusammenbindet und ihn auf den Wandnagel hängt, so handelt sie damit ganz im Sinne mancher deutschen bedrängten Jungfrau. Wenn ein solches Anden-nagelhängen nicht öfter vorkommt, so fehlt dazu nur die Kraft, nicht der Wille.

Umso häufiger wird der andere Weg gewählt. Manche junge Ehefrau ist anfangs wochenlang nicht zu bewegen, in das Haus des Mannes zu gehen. Seines Amtes ist in diesem Falle entsagen und warten. Sie wird schon kommen, dann bringt sie aber auch eine glückliche Ehe mit.

Ich will mit all dem nur gesagt haben, dass es für den Bräutigam durchaus nicht nöthig ist, alle Hochzeitsgebräuche auszuüben, dass es ihm recht gut anstehl, wenn er sein junges unschuldiges Weib noch etliche Tage länger glauben lässt, dass er sie nur darum genommen hat, weil sie — ein Engel ist. Nichts ist gefährlicher, als wenn

ihre Menschwerdung sich zu plötzlich vollzieht.

Was hat also meine Tochter der alten Haushälterin geschrieben? Der Brief war mit Bleistift in Hast und Aufregung gekritzelt.

„Liebe Kunigunde!

Hier angekommen glücklich, das kannst Du dem Vater sagen. Heute morgens, kaum es tagte, heimlich angezogen, während er noch schlief, und das Zimmer verlassen. Jetzt irre ich umher in der fremden Stadt, wie eine Verworfene, so komme ich mir vor, und kann keinem Menschen ins Gesicht schauen. Auf einer Gartenbank schreibe ich das, was ich dann thun werde, weiß ich nicht. In der Nacht wollte ich — die Thür war verschlossen — zum Fenster hinausspringen, der Gewaltmensch hat es verhindert. O mein Gott! wer hätte ahnen können, wie falsch, wie roh dieser Mensch ist. Zwischen uns ist alles aus, nie kann ich ihn lieben, nie! Niemand weiß ich, gute Kunigunde, und auch dir kann ich nichts sagen. Meinem Vater getraue ich mich nie mehr vor Augen und kann ihm auch nicht schreiben, ich kann nicht. Wenn er wüsste, er würde sich zu Tode kränken. Es ist so unerhört! So unerhört, dass ich's nicht fassen kann. Wie habe ich ihn geliebt, wie gut und edel ist er mir erschienen! Und nun ein so gräfsliches Erwachen. Vor Wochen habe ich in einer Zeitung von einer Gerichtsverhandlung gelesen, aber damals nicht verstanden. Wahnsinn, ich kann mir's nicht anders denken. Zurück zu ihm kann ich nicht mehr, mein Ekel ist unsagbar. — Gott, gerade kommt er selber, er sucht mich. Ich komme wohl vor Ablauf der bestimmten Zeit nachhause.

Albertine."

Das war die erste Nachricht von ihrer Hochzeitsreise.

Als sie nach drei Wochen zurückkehrten, war meine Tochter verändert. Sie sprach wenig und hatte ein kühles Wesen angenommen, sowohl gegen mich als auch gegen ihren Mann. Seither sind über zwei Jahre vergangen. Die beiden Leute leben ruhig nebeneinander hin, ich möchte sagen ohne Freud und ohne Leid. Und ich warte noch immer vergebens auf den Enkel.

Lieder eines Ausgewanderten.

Von Hubert Müller.*)

Vor der Abfahrt.

Ihr laubigen Bäume,
Darunter ich schwärmte,
Ihr blumigen Triften
Ade nun, adet
Ihr staubigen Räume,
Wo oft ich mich härmte,
Ihr Bücher und Schriften —
Jetzt geht's über See!

Jetzt gilt es zu wagen,
Zu raffen, zu ringen,
Jetzt gilt es zu kämpfen
Den Kampf um das Sein!
Zum Teufel das Klagen
Und Sagen und Singen!
Die That soll mir dämpfen
Nun Sorge und Pein.

Die That soll mich lehren
Zum Glück die Pfade ...
Ein hoffendes Streben
Nimmt ganz mich in Haft!
Und will mir bescheren
Der Herr eine Gnade,
So mög' er mir geben
Zum Muth auch die Kraft!

Mitternacht.

Schaue zum dunkelnden
Himmel empor:
Sterne im funkelnden,
Ewigen Chor!

Lausche der rollenden
Wogen Gedröhn!
Lausche der grollenden
Stürme Gestöhn!

Dort rings verlockende
Friedliche Pracht —
Hier die nie stockende
Grausige Jagd!

Wird dir das mahnende
Schauspiel bewußt?
Schwellt dir nicht ahnende
Sehnsucht die Brust? —

Amerikanisches Liebesgespräch.

Des Goldes Tugend rührt dich nicht,
Mein Lieb? Das ist nicht gut!
Schau wie mit stolzem Angesicht
Dort jener Glückspilz ruht:
War jüngst noch ein gemeiner Wicht;
Jetzt ist er hochgeehrt
Und ist, wie Ruhme Fama spricht,
Millionen Dollars wert!

Doch hier, der nimmermüde Greis —
Er müht sich Tag um Tag;
Obwohl, trotz allem Schweiß und Fleiß,
Kein Glück ihm blühen mag!
Drum wird ihm auch im weiten Kreis
Nur Spott und Hohn beschert —
Er ist ja, wie ein jeder weiß,
Kaum ein'ge Dollars wert!

Noch schlimmer ist's mit dem bestellt,
Was mir das Schicksal gab:
Ich habe nichts in dieser Welt
Als einen Wanderstab!
Dazu ein Herz von Lieb geschwellt,
Das mir nur halb gehört ...
Ich bin — was deutlich draus erhellt! —
Nicht einen Heller wert!

Der Amerikamüde.

Nur mählich zieht das Schiff dahin,
Kaum schleppt sich's von der Stell'!
Man klagt und zagt mit trübem Sinn —
Mir bringt die Eile nicht Gewinn!
Mein Schiff, fahr nicht zu schnell!

*) Aus dessen „Gedichte". Berlin. Julius Lieber. 1892.

Fahr nicht zu schnell! Mir blinkt kein Stern
Am Zukunftshimmel hell!
In deinem Schoße schlief ich gern,
O Meer, dem Weltgetümmel fern!
Mein Schiff, fahr nicht zu schnell!

Wie strahlte einst mein Augenlicht
Rief es vom Maste gell:
„Schaut aus nach Westen, Land in Sicht!“
Doch jetzt erregt der Ruf mich nicht!
Mein Schiff, fahr nicht zu schnell!

Ja, damals zog ich in die Welt
Als rüstiger Gesell:
Die Brust war mir vom Muth geschwellt,
Ich dünkte stark mich wie ein Held ...
Mein Schiff, fahr nicht zu schnell!

Dann aber trank ich Zug um Zug
Des Wermuts bittern Quell ...
O Schiff, bezähme deinen Flug!
Ich komm' zur Heimat früh genug —
Mein Schiff, fahr nicht zu schnell!

An eine Auswanderertruppe.

Ihr schlichten Pilger, mög' euch Gott bewahren
Auf eurem Zug ins ferne, fremde Land,
Und ob daheim ihr Trübes auch erfahren,
Jetzt, wo ihr scheidet, sei der Groll verbannt!
Auch manches Schöne habt ihr hier genossen,
Auch manches Glück erblühte hier euch zart –
O pflegt und hütet stets und unverdrossen
Die deutsche Sprache und die deutsche Art!

Ein jedes Volk rühmt gern sich seines Blutes
Und immer hab' ich diesen Stolz geehrt ...
Wie kommt es denn, dass du nur schnöden Muthes,
Mein Volk, so oft verleugnest deinen Wert?
Bist du vielleicht aus schlechterm Stoff entsprossen,
Als all die Fremden, die um dich geschart?
O pflegt und hütet stets und unverdrossen
Die deutsche Sprache und die deutsche Art!

Auch ich aß einst mit andern Landessöhnen
Im fernen Westen bitt'res Bettelbrot,
Und hörte oft das deutsche Volk verhöhnen
Und wurde drob von heißem Schmerz durchlohl.
„Ich bin ein Deutscher! — rief ich da entschlossen —
Mit Stolz sei es den Spöttern offenbart!“
O pflegt und hütet stets und unverdrossen
Die deutsche Sprache und die deutsche Art!

O Mutter, muss es dich nicht tief betrüben,
Wenn einst dein Kind in fremden Lauten lallt?
In Lauten, die du nimmermehr kannst lieben
Und deren Sinn dir dunkel bleibt und kalt!
Ach, dann sind Thränen wohl umsonst vergossen,
Dein eigner Sprojs für dich ein Fremdling ward!
O pflegt und hütet stets und unverdrossen
Die deutsche Sprache und die deutsche Art!

Ihr schlichten Pilger, wallt dahin in Frieden
Nach einem schönern, reicheren Gefild,
Und ob euch Glück, ob Unglück dort beschieden,
Kein Groll verdunkle euch der Heimat Bild!
Zeigt immer euch als Deutschlands treue Sprossen,
Und meinen Segen nehmt zur weiten Fahrt!
O pflegt und hütet stets und unverdrossen
Die deutsche Sprache und die deutsche Art!

Reichthum der Armen.

Eine Jungfrau wandelt einsam
An des Meers umtosten Strand;
Sehnsuchtsvoll, umflorten Auges
Schaut hinaus sie unverwandt:
„Mög' der Herr den Theuren schirmen,
Dass kein Sturm sein Schiff zerschellt!“
Ist es doch ihr ganzer Reichthum
Auf der weiten Gotteswelt!

Dort am Rocken froh geschäftig
Sitzt ein armes Weib und spinnt,
Und mit neckischem Geflüster
Lullt in Träume sie ihr Kind.
Und sie lächelt ... Hohe Wonne
Hat den Busen ihr geschwellt!
Ist es doch ihr ganzer Reichthum
Auf der weiten Gotteswelt!

Hier am Schreibtisch, hinter Büchern,
Lehnt ein Denker gramverzehrt:
Auf das Werk, das er geschrieben,
Blickt er still in sich gekehrt.
Plötzlich hat ein Strahl der Freude
Seinen düstern Blick erhellt ...
Ist es doch sein ganzer Reichthum
Auf der weiten Gotteswelt!

Auf des Lebens trüber Wallfahrt
Wird uns selten Glück beschert;
Nur der Träume holde Täuschung
Macht das Leben lebenswert!
Raubt dem Ärmsten nicht die Hoffnung,
Die sich huldvoll ihm gesellt!
Ist es doch sein ganzer Reichthum
Auf der weiten Gotteswelt!

Sprüche.

Freund, du willst berühmt im Land sein?
Willst von jedermann genannt sein? —
Thor, du sehnst dich doch bald wieder
Nach dem früh'ren Unbekanntsein!

Oft erst nach seinem Tode
Kommt mancher Dichter in Mode;
Im Curs steigt seine Dichtung —
Und niemand hat Verpflichtung!

Lass das Träumen, sei vernünftig,
Schreibe keine Verse künftig!
Denn das Dichten ist nicht zünftig
Im modernen Bildungsstaat.
Kannst du keine Klöße backen,
Kannst du keine Klötze hacken,
Ist vergeblich all dein Placken:
Heut nur gilt robuste That!

Ich fürchte, wenn auf Erden wieder
Der Schöpfer lässt die Wasser toben:
Die vollen Schädel sinken nieder,
Die leeren Schädel schwimmen oben!

Wollte Christus wieder schreiten
Zwischen uns in diesen Tagen:
Würde Juda wie vorzeiten
Sicher an das Kreuz ihn schlagen.
Leider dürften dann die meisten
Christen ihnen Beistand leisten!

Völlige Zufriedenheit
Suche nur
In der Abgeschiedenheit
Der Natur.

Von der Liebe zu seinem Volke und Vaterlande.

Als Professor Dr. M. J. Schlager auf der Grazer Universität vor wenigen Monaten ein drittesmal das Rectorat antrat, hielt er eine bedeutungsvolle Rede über Patriotismus.*) Gerade in unseren Tagen ist es in der That nicht überflüssig, das eigentliche menschliche und sittliche Wesen des Patriotismus zu betonen.

Selbst vom höheren Standpunkte aus ist der Patriotismus Recht und Pflicht.

„Es schließt", sagt Dr. Schlager, „der christliche Kosmopolitismus der Nächstenliebe den Patriotismus nicht aus und ist dieser als eine gerechte und wohlgeordnete Vaterlandsliebe sehr wohl mit jenem vereinbar; haben ja doch sogar manche Moralisten den Patriotismus als oberstes Moralprincip aufgestellt!"

Dann fährt der Gelehrte fort:

„Bedürfnis und Gewohnheit des Vaterlandes, — Dankbarkeit gegen seine Wohlthaten und Segnungen, — Begeisterung für seine Macht und Größe, — sind die drei Grundstimmungen, welche in der Seele jedes Patrioten sich auseinander herausbilden, und ihn mit unlöslichen Banden an die geliebte vaterländische Heimat fesseln. — Das Vaterland ist der theure Boden, der das Vaterhaus trägt, jeden einzelnen nährt und großzieht; seine Berge und Flüsse, seine Haine und Thäler, seine Städte und Dörfer sind das heimische und traute Gesammtbild, in welchem lebenslänglich das Haus unserer Erinnerungen steht. — Unter den Menschen, welche dieser Boden trägt, lernt er gesellige Sitte und erfährt die wohlthuenden Segnungen derselben; das Gesammtgut ihrer geistigen und gemüthlichen Begabungen, ihrer wohlthätigen Ein-

*) Über Patriotismus im allgemeinen vom Standpunkte der christlichen Moral, Inauguralionsrede, gehalten am 16. November 1892 von Dr. M. J. Schlager. Graz. Leuschner und Lubensky. Reinerträgnis dem Freitischinstitute der Universität Graz.

richtungen und gemeinnützigen Anstalten ist für jeden einzelnen als freundliches Erbgut da, von welchem er im vollen Maße genießen mag, um seines menschlichen Daseins auf würdige und edle Weise froh zu werden. — Die Bewohner jenes Bodens sind die natürlichen Genossen seiner Freuden und Leiden; gemeinsame Noth und gemeinsame Liebe machen das Zusammensein mit ihnen zur theuren, unaufgeblichen Gewohnheit. — Der Boden, der die Gräber der Ahnen birgt und die Heiligthümer nationaler Vergangenheit trägt, — der Boden, den Gott dem Erdenbürger als Stätte seines Lebens und Wirkens zugewiesen hat, ist dem sittlichen Menschen ein heiliger Boden; und die Genossenschaft, mit welcher er ihn theilt und gemeinsam bewohnt, — ein gottgefügter Verein, an welchem er als lebendiges Glied mit treuer Pietät hängt. Diese ist aber wieder die pflichtgemäße Erwiderung für das Glück, das ihm aus der Theilnahme an den Gütern des heimatlichen Bodens erwächst; sie stellt in ihren besonderen Erweisungen sich dar: als inniger Antheil an den Erlebnissen von Volk und Heimat, das ist als Anhänglichkeit; — als eifriges Wirken mit allen und für alle zur Erreichung des vaterländischen Gemeinwohles, das ist als reger Gemeinsinn; — und als selbstverleugnende Widmung seines Seins und Habens für die Zwecke des vaterländischen Gemeinwohles, das ist als Opferwilligkeit und aufopfernde Hingebung.

So erkennt es der Christ, den sein Gewissen zur Vaterlandsliebe verpflichtet, als seinen gottgewollten Beruf, im Vaterlande zu verbleiben und seine pflichtgemäße Thätigkeit dem Volke desselben zu widmen. Es ist daher schlechthin unsittlich, dasselbe aus bloßem abenteuerlichem Hange, aus Arbeitsscheu, aus Lust an Ungebundenheit zu verlassen, die aus dem Schweiße valerländischer Arbeit gewonnenen Renten und Bezüge im Auslande zu verzehren und zu vergeuden."

Was die Vertheidigung des Vaterlandes angeht, sagt Dr. Schlager: „Die Gefahr des Vaterlandes ist seine eigene Gefahr, — die Bedrohung und der Angriff auf die Gesammtgüter des Vaterlandes ist eine Bedrohung und ein Angriff auf die Gesammtgüter seiner eigenen zeitlich-irdischen Existenz. — Daraus ergibt sich als Pflicht jedes Patrioten im besonderen: — die Wehrpflicht; — und wer in der Zeit der Noth nicht selbst zur Waffe greifen kann, hat auf andere Weise, jeder in seiner Art, zum glücklichen Erfolge der Selbstwehr des Vaterlandes beizutragen: die Macht der Rede, das Schwert des Geistes zur Stärkung und Befeuerung des Muthes aufzubieten; seine irdische Habe der Unterstützung der treuen Kämpfer zu widmen, — ihre verwundeten Körper zu pflegen und zu heilen, und nach seinen Kräften Rath, Trost und Hilfe zur Hebung der gemeinsamen Noth zu spenden. — Es wäre daher feige Gewissenlosigkeit, sich dem Dienste des Vaterlandes zu entziehen; — es wäre schnöde und grobe Selbstsucht, zu verlangen, dass man seine Güter ohne Opfer genießen dürfen soll, während andere dafür mit Gut und Blut einstehen sollen; — es wäre ein schwerer Verrath an der heiligen Sache des Vaterlandes, für sie nichts leisten zu wollen. — Solche Feigheit, Selbstsucht und Verrätherei wäre der Wohlthaten und Segnungen des Friedens und der staatlichen Ordnung vollkommen unwert und durch ihre eigene Schändlichkeit gerichtet!"

Später heißt es: „Auch sollen die guten vaterländischen Sitten, welche für das Wohl des Vaterlandes von großer Bedeutung sind, beachtet, geehrt und aufrechterhalten werden."

„Das alles aber wirket nur der vom christlichen Geiste beseelte, und nicht der bloß natürliche, von den

Alten allerdings vergötterte Patriotismus, welcher, obwohl an und für sich recht gut, doch, weil mehr oder weniger der Eigenliebe entsprossen, nur zu leicht, besonders bei zurückgebliebenen oder weniger entwickelten Nationen in fehlerhafte Nationaleitelkeit, Separatismus und fanatischen Nationalhafs umschlägt und die Nationalität wie einen Götzen auf den Altar erhebt, vor dem sich alles andere, selbst die Religion beugen soll. Das Princip des Nationalismus hat ja bis zu einem gewissen Grade nicht nur in social-politischer, sondern auch in moralischer Beziehung seine Berechtigung; allein darüber hinaus und als Oberstes und Höchstes aufgestellt, kann es unchristlich werden und verderblich wirken, — weil darüber die allgemeine Menschenliebe übersehen und vergessen wird. — Das Christenthum sucht die Menschen und Völker in eine große Familie zu vereinigen, — der Nationalismus aber sucht sie abzusondern und zu zerreißen; und das ist echt heidnisch, — wie auch die alten Griechen und Römer alle anderen Völker als Barbaren ansahen und behandelten; — durch die christliche Lehre aber ist die feindliche Schranke gefallen, welche bis dahin den Menschen vom Menschen, die Familie von der Familie, den Stamm vom Stamme, die Nation von der Nation trennte; — und es können daher die Angehörigen verschiedener Nationalitäten recht wohl zu einem gemeinsamen Staatswesen verbunden werden und sich unter einer gerechten, weisen und zielbewussten Regierung rechtlich und friedlich zusammen vertragen; denn höher als die Nationalität steht das allgemeine Menschenthum und die Religion, — höher als der Connationale steht der Mensch und der Christ!

Der wahre christliche Patriotismus fordert daher nicht: Hafs, Ungerechtigkeit, Unbilligkeit oder Kargheit gegen Auswärtige unter dem Vorwande der Liebe zum Vaterlande und seiner Mitbürger; — er fordert aber auch nicht: allzu große Gefälligkeit gegen Ausländer aus falschem Kosmopolitismus auf Kosten der Mitbürger; er fordert nicht: ungerechte Geringschätzung des Ausländischen, der zufolge nützliche Erfindungen und Einrichtungen anderer Länder unbeachtet gelassen werden; er fordert aber auch nicht: blinde, übertriebene Schätzung des Ausländischen als solchen, der zufolge so manches Gute und vielleicht offenbar Bessere in der Heimat nicht anerkannt und benützt wird; — was aber der wahre christliche Patriotismus fordert und worin er gleichsam gipfelt, das ist treue, unerschütterliche Anhänglichkeit an die Person des Regenten und an das angestammte Herrscherhaus, an deren Schicksalen er immerhin den innigsten Antheil nimmt."

Das sind goldene Worte eines Patrioten, eines Jugendlehrers, eines christlichen Priesters. Da sieht man wieder, wie echtes Christenthum sich recht gut mit den Forderungen der Völker und Staaten vereinigen läfst.

Über die körperliche Züchtigung.

Aussprüche hervorragender Männer für und gegen dieselbe. Gesammelt und mitgeheilt von Koloman Kaiser.

Das Thema der körperlichen Züchtigung ist schon so oft und allseitig besprochen worden, dass es scheint, es sei nicht mehr nothwendig, hierüber noch etwas zu sagen. Angesichts der Thatsache jedoch, dass dieselbe in den meisten europäischen Staaten nach wie vor zu Recht besteht und ausgeübt wird — nur in Österreich und Baden ist sie grundsätzlich verboten — ist es, glaube ich, ganz und gar nicht überflüssig, auf dieselbe wieder zurückzukommen. Freilich wäre es eintönig, oft Gehörtes hier in einer langen Abhandlung zu wiederholen. Interessanter indessen dürfte es sein, hierüber die Meinungen hervorragender Schulmänner und anderer zu vernehmen, von denen sich die meisten gegen, und nur einige für dieses Zuchtmittel aussprechen. Es ist gewifs eine erfreuliche Thatsache, dass man die Entbehrlichkeit der Ruthe unter sonst geordneten Verhältnissen erkannt hat und kann diese Erkenntnis im Interesse wahrer Humanität mit aufrichtiger Befriedigung begrüßt werden; es ist jedoch billig und gerecht, auch die Anschauungen der Gegner zu hören. Denn jedes Ding hat zwei Seiten, und es ist im Leben nichts so gut, es hat sein Schlechtes; und es ist nichts so schlecht, es hat sein Gutes.

* * *

Beuge dem Kinde den Hals, weil es noch jung ist; bläue ihm den Rücken, weil es noch klein ist, auf dass es nicht halsstarrig und dir ungehorsam werde. Jesus Sirach.

* * *

Wen das Wort nicht schlägt, den schlägt auch der Stock nicht.

Sokrates.

* * *

Der Mensch, der nicht kasteit wird, wird auch nicht erzogen.

Menander.

* * *

Niemand kan beherten
kindes zuht mit gerten:
den man z' êren bringen mac,
dem ist ein wort als ein slac.

Walther von der Vogelweide.

* * *

Eltern versehen es insgemein auf zwei Seiten, entweder durch allzugroße Hätschelei und Verzärtelung, oder durch allzugroße Strenge und Verbitterung. Es muss auf beiden Seiten Maß gehalten werden. Es muss der Apfel neben der Ruthe sein. Luther.

* * *

Ich verwerfe allen Zwang bei der Erziehung einer weichen Seele, die man für Ehre und Freiheit heran-

bilden will. In der Strenge und den gebietenden Einschränkungen liegt, ich weiß nicht, wieviel Sclavisches. Ich bin überzeugt, was man nicht durch Vernunft, Klugheit und richtige Behandlung ausrichten kann, wird man umsoweniger durch Gewalt ausrichten .....

Von der Ruthe habe ich keine andere Wirkung beobachtet, als dass sie die Seelen schlaff und feig, oder heimtückisch oder starrsinnig machte.

Montaigne.

* * *

Obgleich ich so viel davon gesprochen, dass Kinder strenge zu halten und zur Ehrerbietung und zum Gehorsam zu führen seien, bin ich dennoch geneigt anzunehmen, dass strenge Züchtigung nur sehr wenig Gutes, ja sogar großes Unglück in der Erziehung stiftet; man wird finden, dass, wenn die übrigen Bedingungen gleich sind, jene Kinder, die am meisten Züchtigungen empfinden, selten die besten Menschen werden.

Der gewöhnliche, träge und kurze Weg der Züchtigung durch den Stock ist das unpassendste von allem, was in der Erziehung vorkommt. Solche Züchtigung trägt nicht bei, unsere Neigungen beherrschen zu lernen, erzeugt Abneigung gegen das, wozu der Erzieher Liebe erwecken will, erzeugt einen sclavischen Charakter, indem sie an die Stelle der wilden Gemüthsart ein kleinmüthiges, muthloses, schlechtes Wesen setzt.

John Locke.

* * *

Wenn wir nicht die Mittel kennen, die Geister durch Kunst anzulocken, so werden wir Gewalt sicher vergebens anwenden. Schläge und Streiche haben nicht die Kraft, in die Köpfe Liebe zu den Wissenschaften zu bringen, wohl aber geradezu Widerwillen des Geistes gegen dieselben und Abneigung zu erzeugen. Amos Comenius.

* * *

Zum Charakter eines Kindes gehört vor allen Dingen — Gehorsam. Dieser Gehorsam kann abgeleitet werden aus dem Zwange oder aus dem Zutrauen. Das letztere ist wichtig, der erstere nothwendig. Kant.

* * *

Ein Hauptmoment in der Erziehung ist die Zucht, welche den Sinn hat, den Eigenwillen des Kindes zu brechen, damit das bloß Sinnliche und Natürliche ausgerottet werde. Hier muss man nicht meinen, bloß mit Gutem auszukommen. Denn gerade der unmittelbare Wille handelt nach unmittelbaren Einfällen und Gelüsten, nicht nach Gründen und Vorstellungen.

Legt man den Kindern Gründe vor, so überlässt man es denselben, ob sie dieselben gelten lassen wollen, und stellt daher alles in ihr Belieben.

Hegel.

* * *

Wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muss man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben.
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich. Goethe.

* * *

Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Begierde zu toben;
Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück. Schiller.

* * *

Bei der Erziehung des männlichen Geschlechtes soll die kühne, bei der Erziehung des weiblichen

Geschlechtes die vorsichtige Maxime Anwendung finden. Schleiermacher.

* * *

Festigkeit der Seele neben Einfachheit ist der Charakter des Weisen; unsere Prügelsuppen führten zur Heimtückerei, zu Lügen und zum Sclavensinn. Karl Julius Weber.

* * *

Festigkeit wirkt in der Erziehung allmächtig, aber allzugroße Strenge und brutale Gewalt stiftet kein Gutes, sondern verhärtet die Gemüther und erstickt die guten Keime, welche des Sonnenscheins der Liebe zu ihrer Entfaltung bedürfen. Jean Paul.

* * *

Die wenigsten Eltern denken daran, dass das ganze Thun und Lassen ihrer Kinder aus ihren Herzen entspringt und ganz nach dessen Beschaffenheit sich regelt; sie achten bloß auf das Thun und Lassen derselben. Und dies Thun und Lassen, das die Eltern selbst durch das Verderben der Kinderherzen erzeugt, meinen sie dann durch Schläge und Schimpfen züchtigen zu müssen und vertreiben zu können. Sie schlagen aber die Verdorbenheit nur in die Herzen hinein, Tücke und Verschlagenheit wölben sich als Rinde darüber, aber es kommt die Zeit, wo die Eltern ihre Thorheit schwer werden büßen müssen. Jeremias Gotthelf.

* * *

Der Vater straft sein Kind und fühlet
selbst den Streich;
Die Härt' ist ein Verdienst, wenn
dir das Herz ist weich.

Rückert.

* * *

Wollten wir kurz den Charakter des Strafverfahrens in den verschiedenen Entwicklungsperioden des Schülers bezeichnen, so müssten wir sagen: das Kind wird gezüchtigt, der Knabe (das Mädchen) wird beschämt, der angehende Jüngling (die Jungfrau) mehr ermahnt und zurechtgewiesen.

Hermann Kruse.

* * *

Die barbarische Schulzucht (durch Prügel) erzeugt Furcht, macht sclavisch und feig, demoralisiert, und Lehrer, welche die Furcht zum Principe der Erziehung machen, sind Menschenverderber ..... Die Sittlichkeit darf dem Menschen weder eingeprügelt, noch durch Aufregung der Ehrliebe in ihr erzeugt werden, sie soll vielmehr nur die Frucht der Freiheit und der inneren Anerkennung ihres eigenen Wertes sein. Heinrich Stephani.

* * *

Körperliche Strafen sind im Hausregimente viel zulässiger als in der öffentlichen Schule. Zwar ist es allerdings sehr verkehrt, die Unarten der Kinder lieber zu dulden, als sich zu einer harten Strafe verstehen zu wollen. In der Schule muss unter allen Umständen Gehorsam und Zucht herrschen, und es ist besser, dass ein Kind mit dem Stocke zum Gehorsam gezwungen werde, als dass es ein widerspenstiges und freches Kind bleibe. Aber es gibt in der Regel — die Ausnahmen werden sehr selten sein — weit bessere Mittel, Kinder zu erziehen, als Stock und Ruthe .... deshalb strebe der Lehrer darnach, des Stockes ganz zu entbehren. Das ist — ich muss es wiederholen — nicht das höchste Ziel und nicht der höchste Lobspruch für einen Lehrer, sondern der ist: gute Zucht und guter Unterricht in seiner Schule; aber die Erreichung dieser höchsten Dinge hängt nicht von dem Gebrauche der Birkenreiser ab. — Dass übrigens ein Mensch durch Stockschläge und Ruthenhiebe nicht gerade Sclavensinn annehme, beweist — England. In den dortigen Schulen, selbst in den Schulen der künftigen Parlamentsmitglieder und Minister herrscht das Birkenreis,

welches der große Minister Fox das englische Erziehungsprincip nannte; und wo gibt es freisinnigere und selbstständigere Männer als in England?

Adolf Diesterweg.

* * *

Es ist ein weitverbreiteter Irrthum, dass man kleine (ein- bis zweijährige) Kinder nicht strafen dürfe. Das ist grundfalsch. Für kleine Kinder ist die (natürlich vernünftig bemessene) körperliche Züchtigung eine Art Anschauungsunterricht, denn sie müssen dabei erfahren: Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses. Ein Bäumchen kann man biegen, einen Baum nicht mehr! Auf die Erziehung der Kinder bis zum sechsten Lebensjahre sollte man darum entschieden viel mehr Wert legen, als dies thatsächlich der Fall ist. Die späteren körperlichen Züchtigungen sind meist nur deshalb unnütz, weil sie — zu spät kommen.

Seminardirector Dr. C. Kehr.

* * *

Was die viel besprochenen körperlichen Züchtigungen betrifft, so ist jedenfalls die gänzliche Beseitigung derselben aus der Schule anzustreben. Wo sie gesetzlich verboten sind, muss sie der Lehrer schlechterdings unterlassen, auch wenn er sie für nöthig hält. Nur sollten die Schulbehörden, solange es nun einmal noch Schulkinder gibt, welche allen gelinderen Zuchtmitteln Trotz bieten, die Bestrafung grober Vergehen und hartnäckiger Widersetzlichkeit selbst in die Hand nehmen, und die allgemeine Volksschule von schädlichen Elementen reinigen. Denn nicht bloß die Kinder bedürfen des Schutzes gegen leidenschaftliche Lehrer, sondern auch die Lehrer und die Interessen der Schule bedürfen des Schutzes gegen böswillige Kinder, welche vielleicht noch von ihren Eltern unterstützt und aufgereizt werden. Es ist nicht zu dulden, dass schlechte Elemente dem Lehrer eine tägliche Pein, den besseren Kindern stetes Ärgernis bereiten und den Unterricht fortwährend stören.

Dr. Friedrich Dittes.

* * *

Manchen Lehrern geht es zuweilen wie vielen Eltern; diese züchtigen in der Regel an den Kindern nur das, was sie selber verschuldet haben.

Professor Theodor Vernaleken.

* * *

Wenn wir von Eltern hören, die ihre Kinder schlagen, so möchten wir fast meinen, sie würden besser thun, sich selbst diese Strafe zu ertheilen, denn sie allein tragen die Schuld, wenn das Kind nicht so ist, wie sie es haben möchten. Hätten sie von frühauf, fast möchten wir sagen von der Geburt an, ihr Kind mit Aufmerksamkeit, Liebe, Geduld und Festigkeit gezogen, hätten sie ihm allezeit das Beispiel von Selbstüberwindung, Wahrhaftigkeit, Sanftmuth und Mäßigung gegeben, so würde es ihnen später nicht durch Launen, Trotz, Widersetzlichkeit, Unbändigkeit oder Lügenhaftigkeit Ärger verursachen . . .

Übrigens hat die Tyrannei der Eltern oder Lehrer auch die unmittelbare Folge, dass die Kinder ihrerseits Tyrannei ausüben und Wesen, die sich in ihrer Gewalt befinden, seien dies nun Thiere oder Menschen, hart und grausam behandeln. Zunächst quälen sie ihre kleineren Mitschüler, außerdem Insecten, Katzen und Hunde. Wie sollten sie Mitleid für andere hegen, wenn man mit ihnen keines gehabt hat?

Samuel Smiles.

* * *

Die Humanität ist ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und wurde unter Schmerzen und blutigen Thränen geboren, wuchs und gedieh unter fortwährenden Kämpfen und Stürmen und muss noch in der Gegenwart wohl gehütet und sorgsam gepflegt werden, sollen die Feinde nicht triumphierend an der Leiche desselben über die Gefallene jubeln.

Eine Forderung dieser Humanität ist die, dass man von der körperlichen Züchtigung ablassen und den Menschen menschlich behandeln solle.

Lehrer Eduard Jordan.

Die Schulprüfung.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger.

Wester als zu oft schon ist von der Schule in Krieglach-Alpel erzählt worden, auf welcher ich mehr gelernt hätte, als auf allen übrigen Schulen zusammen. Die Wissenschaften und Künste, die ich mir auf dieser Hochschule angeeignet, sind freilich nicht wieder vergessen worden: Lesen, Schreiben und die absolute Gewissheit, dass zweimal zwei vier sind! — Aber das wissen wir alles.

Und doch wollen wir eins darüber plaudern.

Der Holzbauernhof, in welchem der alte Michel Patterer die Alpelschule gegründet hatte, lag dreitausendvierhundert Fuß über dem Meere und so konnte der Mann, welcher sonst nichts weniger als ehrgeizig war, seinem Institut die Bezeichnung „Hochschule“ mit gutem Fuge beilegen. Dieser Michel Patterer war früher ordentlicher Lehrer in Sanct Kathrein am Hauenstein gewesen; weil er es im Jahre 1848 ein wenig mit der neuen Mode hielt, — der alte besonnene Mann wird gewusst haben warum — so wurde er von der kirchlichen Behörde kurzer Hand abgedankt und langen Fußes davongejagt. Der alte Mann kam nach Krieglach Alpel, um sich durchzubetteln, allein die Alpler Bauern standen zusammen und sagten: „Bettler haben wir ohnehin zuviele, aber Schulmeister haben wir keinen, und dahier keinen gehabt seit die Welt steht. Machen wir ihn zum Schulmeister, unsere Kinder sollen Lesen und Schreiben lernen; nützt's nichts, so schadet's nichts.“

Der Michel blieb in Alpel und gieng mit seinen Wissenschaften hausieren von Hof zu Hof. Je eine Woche lang wurde die Schule in einem und dem anderen der dreiundzwanzig Höfe abgehalten, wo die Kinder der Gemeinde in der Gesindestube zusammenkamen, sich um den großen Tisch setzten und lernten. Wenn die Bäuerin kam, um auf dem Tische ihren Strudelteig auseinanderzuziehen, oder das Gesinde, um Mittag zu essen, musste freitich der Tisch geräumt werden. Die Kinder giengen hinaus, aßen ihr mitgebrachtes Stück Brot; der Schulmeister setzte sich zu den Knechten und Mägden und that etwas, wozu damals nicht jeder Schulmeister das Talent hatte — er aß sich satt. Außer der Schulzeit machte er sich in dem betreffenden Hofe auch noch dadurch nützlich, dass er Streu hackte, Heu machen oder Dung führen half und dergleichen. Dabei hatte er stets die ruppige braune Lodenjacke am Leibe, die er vom Grabetbauer geschenkt erhalten, und den Seidencylinder auf dem Kopf, den ihm der alte Dechant zu Birkfeld einmal verehrt hatte in früheren Tagen. Lachen und weinen muss ich, so oft ich des guten Michel Patterers

gedenke; sein Schicksal ist so seltsam und sein Herz war so tapfer und so geduldig! Er hatte niemanden mehr auf der Welt, als seine Schulkinder, denen er sein Bestes gab, und wenn er zur nächtlichen Stunde draußen in der Heuscheune lag, ein wenig fröstelnd vor Kälte und ein wenig schwitzend vor Sorge um sein nahes, hilfloses Alter, da mag er sich wohl gedacht haben: Wie wunderlich geht's doch zu auf dieser Welt!

Eine längere Zeit war die Schule bei dem obenbesagten Holzbauer eingeheimt, und gerade aus jener Zeit habe ich die kleine Erinnerung, die hier erzählt werden soll.

Jahrelang hatte sich um unsere Alpelschule niemand gekümmert, sie war weder anerkannt noch verboten, und da der Mann von der Gemeinde verköstigt wurde, so gieng die Sache weiter eigentlich niemanden was an.

Doch, doch! — da ist oben im Gebirge ein Mensch mit dem neumodischen Geiste und der unterrichtet die Kinder! Da kann etwas Sauberes herauskommen! Wie steht's mit der Religion? Werden die Kinder wohl auch zur heiligen Beichte vorbereitet? Zur Communion, zur Firmung? — Das müsste man doch einmal näher besehen! — Und eines Tages hieß es: eine große Geistlichkeit kommt nach Alpel und es wird strenge Prüfung sein!

Der alte Schulmeister sagte nichts dazu und es war ihm nicht anzumerken, ob er sich fürchte oder freue.

Indes schlief alles wieder ein und die „große Geistlichkeit" kam nicht. Hingegen war im Frühherbste desselben Jahres etwas anderes. Als in der Krieglacher Ortsschule zum Schlusse des Schuljahres der Tag der Prüfung nahte, zu welchem stets auch der Dechant aus Spital erschien und andere Geistliche und Schulaufseher und Lehrer aus Nachbarspfarreien, kam unserem Michel vom Ortsschulrathe der Befehl zu, er habe sich mit seinen Schulkindern am Tage der Prüfung im Schulhause zu Krieglach einzufinden. Und jetzt gieng die Noth an. Die Schule in Alpel war während der dringenden Feld- und Wiesenarbeiten geschlossen gewesen. Der alte Michel musste nun von Haus zu Haus gehen, um die Kinder zusammenzusuchen und ihnen zu sagen, dass sie sich am nächsten Erchtag (Dienstag) beim Holzbauer zu versammeln hätten, hübsch im Sonntagsgewande, fleißig gewaschen und mit gesträhltem Haar, wie als ob sie am Ostertage in die Kirche giengen. Wir Kinder wussten nicht recht, was das zu bedeuten habe, wussten auch nicht, was das sei: eine Prüfung! Und unsere Eltern wussten es auch nicht. Aber sie meinten, es würde schon was Rechtes sein, sonst wäre vom Sonntagsgewand nicht die Rede. Nur ein alter Kleingütler, der auf den Häusern umherzuklettern pflegte, um den Bauern ihre Strohdächer auszuflicken, hatte über die absonderliche Sache seine Bedenken. — Eine Prüfung! Ob die kleinen Buben etwa schon tauglich wären zu Soldaten gegen die Franzosen! Man dürfe nicht trauen! Wer heutzutag einen kleinen Buben habe, der solle ihn verstecken! — Solcher Meinung waren die Bauern nicht und der Heidenbauer sagte frischweg: „Wir von Alpel brauchen unsere Buben nicht zu verstecken, wir können sie schon aufzeigen."

Trotzdem gab es unter den Schulkindern etliche, denen das Ding mit der Prüfung nicht ganz geheuer vorkam. Aber an dem bestimmten Erchtage fanden wir uns fast vollzählig ein beim Holzbauer. Es dürften unser achtzehn bis zwanzig Kinder gewesen sein. Der Schulmeister hatte sich auf das allerbeste zusammengethan. Er hatte blank gewichste Stiefel, hatte ein schwarzes Gewand an, welches er von einem ehemaligen Collegen, dem Lehrer in Ratten, ausgeborgt; sein mageres Gesicht war glatt rasiert, das dünne graue Haar glatt über

den Scheitel zurückgekämmt. Am Halse stand sogar ein schneeweißer Hemdkragen hervor, ähnlich der Halsbinde eines Geistlichen, und als er nun auch den fast ganz glatt gebügelten Cylinder auf das Haupt setzte, da dachte ich mir: Mit unserem Schulmeister brauchen wir uns nicht zu schämen.

Wir hatten jedes zuhause je nach Umständen unser Frühstück verzehrt, und nachdem der alte Michel das seine nun aus der braunhornenen Dose genommen, machten wir uns auf den weiten Weg nach Krieglach. Unterwegs durch die Wälder gab der Schulmeister mehrere Verhaltungsmaßregeln aus: die hohen Herren höflich grüßen, beim Namensrufe sogleich aufstehen (in der Alpetschule blieben wir nämlich beim Ausgefragtwerden sitzen), auf die gestellten Fragen hübsch laut und deutlich antworten; wenn wir was geschenkt bekämen oder gar in Häuser zum Essen geladen würden, fein artig sein, und Schön' Dank sagen! und halt so weiter. Ob von den Prüfungsgegenständen selbst die Rede war, daran kann ich mich nicht erinnern; der Schulmeister schien der Sache sicher zu sein.

Das Wetter war trüb, nebelig, frostig; ohne eigentlich zu regnen, troff es von den Bäumen. Zum Sandbühelkreuz gekommen, wo im Thale der Ort stattlich vor uns ausgebreitet lag, machten wir Halt. Der alte Michel riss Sauerampferblätter ab, um jedem der Kinder damit die Schuhe zu reinigen und auch wo es sonstwo und wie an uns auszubessen und fürsorglich zu schlichten gab, that er's. Waren ja doch die allermeisten von uns, besonders die Dirndln, das erstemal in der weiten Welt und sahen einem äußerst ungewissen Schicksale entgegen. Enge aneinandergeschlossen marschierten wir hinter unserem Schulmeister drein durch das große Dorf und der Kirche zu, neben welcher das Schulhaus stand. Das war ein anderes Schulhaus, als wir deren in Alpel hatten, das stand mit seiner doppelten Fensterreihe da wie ein Schloss und jedes Fenster war so groß, dass ein Reiter auf hohem Ross ganz bequem durch ein solches aus- und einreiten hätte können. Wir durften aber nicht einmal bei der Thür hinein. Denn davor stand eine kleine alte Frau mit Brillen auf der Nase, diese schaute uns prüfend an und sagte, wenn wir die Kinder aus Alpel wären, so sollten wir uns in die Brennholzhütte hinein setzen und warten, die Herren hätten eben die Dorfkinder in der Arbeit; wenn sie mit diesen fertig wären, würden wir schon gerufen werden. Als wir drin waren, schlug sie das Lattenthor hinter uns zu, so dass es spielte, als wären wir eingesperrt.

Im Schoppen waren aufgeschichtete Scheiterstöße, darauf setzten wir uns und waren recht kleinlaut. Der alte Schulmeister war immer unter uns. Er sagte gar nichts, schnupfte aber sehr oft aus seiner Dose. Nach einer Stunde beiläufig, als unsere Beine schon steif und unsere Nasen schon blau geworden waren, hörten wir vom Hause her ein lebhaftes Getrampel, als ob ein Schock Ziegen über die Stiege liefe. Bald darauf stoben die freigewordenen Dorfkinder auseinander und wir sahen, wie viele derselben schöne Sachen bei sich hatten, die sie betrachteten und einander zeigten. Da hatten sie Bildchen, rothgebundene Büchlein mit Goldschnitt, und in Seidenmaschen gefasste Silbermünzen. Unser Schulmeister sagte uns, dass solches die Prämien wären, womit die fleißigen Schüler bei der Prüfung betheilt würden. Er deutete nicht an, ob etwa auch uns derlei bevorstünde, für uns gewann aber die bevorstehende Prüfung nun ein anderes Ansehen. Wir wurden gerufen.

Ehrerbietig und leise schritten wir die Treppe hinauf und in das Zimmer hinein. Das war sehr groß und

weiß und licht und hatte Bänkreihen und roch nach Kindern. Und an der Wand stand eine Kanzel mit Bücherstößen. Und daneben am Schragen lehnte eine große schwarze Tafel, auf welcher noch die Kreidezissern einer Rechnung standen. Beim Anblicke der Zahlen ward mir sofort übel, denn sosehr ich die Buchstaben stets geliebt, so sehr habe ich die Ziffern von jeher gefürchtet. Wir setzten uns auf Befehl stolpernd in die Bänke und packten unsere Schulbücher und Schiefertafeln aus. Der alte Schulmeister war nahe an der Thür stehen geblieben, hatte unsere Ordnung gemustert und machte nun, als die Herren hereintraten, eine tiefe Verbeugung. Die Herren waren freilich darnach. Da war ein schlanker ältlicher Priester in schwarzem Talar — der Pfarrer von Krieglach; dann ein junger, ebenfalls schlanker Geistlicher mit einem sehr ernsthaften Aloisiusgesichte, das war der Kaplan; hernach ein wohlbeleibter, rund- und rothgesichtiger Herr mit einer recht großen Glatze — das was der Dechant aus Spital am Semmering. Ferner noch mehrere Herren in schwarzem Gewande und mit dunklen und rothen Bärten und funkelnden Augengläsern. Sie musterten uns mit scharfen Blicken und einer oder der andere zuckte wohl gar ein wenig die Achseln, gleichsam als bedauerte er, solche arme Hascherln so weit hergeführt zu haben für nichts und wieder nichts. Denn es waren gar kümmerliche Figürlein und gar einfältige Gesichtlein unter uns. Man könne sich's ja denken, flüsterte einer der Herren zu seinem Nachbar, wenn die Kinder aufwachsen wie die Thiere im Walde, und ein solcher Lehrer dazu! Man könne sich's denken!

Da war unter den würdigen Herren auch ein kleiner dicker Kumpan mit stets zwinkernden Äuglein und schmunzelnden Lippen. Er war, soviel ich weiß, ein Gärbermeister und der „Schulvater" einer Nachbarsgemeinde, er war gekommen, um bei der Prüfung auch sein Gewicht geltend zu machen. Dieser nun trat allsogleich vor, nahm einen Jungen der ersten Bank aufs Korn und fragte ihn: „Wie viel hat dein Vater Kinder?"

„Mein Vater hat sieben Kinder", antwortete der Kleine.

„Und wie viel hat dein Vater Finger?"

„Mein Vater hat zehn Finger."

„Falsch", rief der dicke «Schulvater», „wenn dein Vater sieben Kinder hat, so hat er wahrscheinlich achtzig Finger."

Auf das gab's ein paar laute Lacher, der gefragte Schüler aber schaute verblüfft drein.

Der Fragesteller wandte sich zur zweiten Bank. „Jetzt will ich dem saubern Dirndel dort eine andere Aufgabe geben. Wenn auf einem Kirschbaum zehn Gimpel sitzen und ich schieße einen herab, wie viel bleiben oben?"

Das Mädchen stand auf und antwortete: „So bleiben neun oben."

Zog der „Schulvater" ein sehr schlaues Lächeln und sagte: „Ich glaube, es wird gar keiner oben bleiben, denn die neun übrigen werden davonfliegen."

Jetzt trat der alte Michel ein paar Schritte aus seinem Hintergrund und mit gefalteten Händen gegen den Fragesteller gewendet sagte er sehr demüthig: „Wenn ich recht schön bitten dürfte, die Kinder nicht verwirrt zu machen!"

„Ich meine, dass wir in der Schule sind", nahm nun der Dechant ernsthaft das Wort, „und weil wir gerade auch beim Rechnen sind, so will ich den dort, den Kleinen mit dem rothen Brustfleck fragen."

Der Kleine mit dem rothen Brustfleck war ich.

„Pass nur einmal auf, mein Kind", sagte der Dechant. „Ein Bauer hat einen Taglöhner, dem er für den Tag sechsunddreißig Kreuzer Lohn

gibt; wie viel Gulden Conventionsmünze wird er ihm für die Woche schuldig?"

„Wenn der Bauer", begann ich abzuhaspeln, „dem Taglöhner sechsunddreißig Kreuzer gibt, so wird er ihm in der Woche schuldig — in der Woche schuldig — —." Ich weiß es noch genau, wie mir in jenem Augenblicke zumuthe war. Als ob ich auf einer sehr hohen Leiter stünde, welche zu schaukeln beginnt. Der alte Michel ruft mir noch zu: „Halt dich fest!" Aber ich sehe und taste keine Sprossen mehr, alles um mich wird blau und voll kreisender Sterne, ich stürze. — Als ich wieder zu mir kam, hörte ich nur, wie unser Schulmeister entschuldigend sagte: „Das ist halt von den Schwächeren einer."

Ich setzte mich nieder.

An derselben Frage bissen sich noch ein paar andere die Zähne locker. Der eine antwortete, der Bauer würde dem Taglöhner für die Woche drei Gulden sechsunddreißig Kreuzer schuldig; der andere behauptete, der Lohn für die ganze Woche mache vier Gulden zwölf Kreuzer. Endlich stellte es sich heraus, dass beide recht hatten, nur dass letzterer von der Sonntagsruhe Umgang nahm. Diesen fragte daher der Pfarrer von Krieglach ziemlich scharf: „Wie lauten die zwei ersten der Kirchengebote?"

Rasch antwortete der Schüler: „Erstens, du sollst den Feiertag heiligen, zweitens, du sollst die heilige Messe mit gebürender Andacht hören."

„Sehr brav! Nun möchte ich aber von deinem Hintermann hören, wie viel bei dem bethlehemitischen Kindermorde der König Herodes Mädchen tödten ließ?"

Der Hintermann war wieder ich, aber diesmal kam er mir recht. „Mädchen gar keins", war meine Antwort.

„Nun, wie kannst du mir das beweisen?"

„Ich kann's beweisen damit, dass der Herodes nur Knaben aufsuchen und tödten ließ, weil er den kleinen Jesus umbringen wollte."

„Ah, vortrefflich!" riefen mehrere. Und der Pfarrer sagt gegen den alten Michel gewendet: „Das ist eine Antwort, die ich von Ihrer Schule nicht erwartet hätte."

Der alte Mann verneigte sich und sagte: „Religion macht den Kindern die meiste Freude. Ich lasse halt Evangelium lesen und was sie von selber nicht verstehen, das erkläre ich ihnen durch Beispiele."

„Du Schwarzängige dort unten", rief jetzt wieder der Dechant drein: „Wie oft soll der katholische Christ beichten?"

„Der katholische Christ soll jährlich wenigstens einmal beichten und zur österlichen Zeit das heiligste Sacrament des Altars empfangen.

Auf dem Gesichte des „Schulvaters" war die spöttische Miene gänzlich vergangen.

Nachdem in der Religion noch mehrere Fragen klipp und klar beantwortet worden waren, ließ der Pfarrer aus dem Lesebuche ein Stück biblische Geschichte des alten Testamentes laut lesen, jeden durch die Bank nur wenige Sätze. Das gieng flott und die Herren schauten einander nur so an.

„Wie viel haben Sie in Ihrer Schule Classen?" fragte der Dechant unseren Schulmeister.

„Eigentlich nur eine, oder gar keine", antwortete dieser. „Ich theile nicht ab. Wir arbeiten halt fort, bis sie lesen, schreiben und ein bisschen rechnen können."

Nun verlangte man, dass wir unsere Tafeln zum Schreiben bereit machten. Der Dechant gab folgendes Dictat: „Der Geist des Herrn wich von Saul und ließ einen bösen Geist über ihn kommen, der ihn plagte. Und siehe, Saul erschlug tausende und David zehntausende, denn mit David war der Segen Jehovas."

Das Dictando war durchgehends fast fehlerlos, nur mir passierte an-

ſtatt des heiligen Namens Jehovas ein dummes „J. Hofers“, was ſie aber wieder damit entſchuldigten, daſs ich einer der Schwächſten ſei. Die Schriften der übrigen waren ſo, daſs die Herren untereinander ſagten: „In der vierten Claſſe einer Bürgerſchule ſelbſt wäre ein ſolches Reſultat glänzend zu nennen!“

Unſer alter Schulmeiſter ſtand immer gleich demüthig in ſeinem Hintergrunde.

„Aha, die hat's doppelt!“ ſagte der Pfarrer plötzlich, als er die Schiefertafel eines Dirndels umgewendet hatte und dieſelbe dem Dechanten hinhielt. Die kleine Eigenthümerin ſtand auf und ſagte: „Das Hintere gilt heute nicht, das iſt noch von der Schul' her.“

„Wollen einmal ſehen, was Ihr in Euerer Schule für ein Dictando habt“, ſprach der Dechant und las laut die Schrift auf der Rückſeite der Tafel: „Edel ſei der Menſch, hilfreich und gut, das allein unterſcheidet ihn von anderen Geſchöpfen.“

Sie neigten die Köpfe und der Dechant murmelte: „Nicht übel! Nur ſchade, daſs es vom alten Heiden iſt.“

Damit war die Prüfung beſchloſſen. Die Herren hatten ſich zuſammengeſtellt und ſprachen leiſe miteinander. Der Pfarrer ſchüttelte die Achſeln und machte mit den ausgebreiteten Händen eine Geſte, die wir erſt verſtanden, als er ſich zu uns wendete und ſprach: „Liebe Kinder! Wir ſind mit Euch ſehr zufrieden. Es ſind Euch auch Prämien vermeint, aber Ihr müſſet warten, wir haben heute ſchon alle ausgegeben, ſie werden Euch nachgeſchickt werden. Fahrt nur ſo fort, lernet fleißig und vergeſſet die Gebote Gottes und die Gebote der heiligen Kirche nicht.“

Und dann konnten wir gehen. Der alte Michel machte vor den Herren noch ſeine ehrerbietige Verneigung und gieng mit uns. An der Thür des Schulhauſes ſoll ihm im Vorübergehen der „Schulvater“ ins Ohr geraunt haben: „Die Prämiierten haben es nicht halb ſo gut gemacht!“

Hernach ſtanden wir auf dem Kirchplatze noch ein biſschen ſo herum; endlich fand unſer Schulmeiſter, daſs es Zeit ſei, den Heimweg anzutreten. Die Wohlhabenden giengen noch in den Bäckerladen um je eine Semmel, wir anderen erquickten uns unterwegs an friſchen Quellen und ſtellten Muthmaßungen an, wann wir die Prämien nachgeſchickt erhalten, und worin ſie beſtehen würden. Der alte Schulmeiſter nahm aus ſeiner Doſe eine Priſe um die andere und ſchwieg.

Auf die Prämien warten wir noch heute.

Die Nacht vor der Hinrichtung.

Eine Skizze von Hans Malser.

„Herr Gefängnisaufseher! — Herr Gefängnisaufseher! Bitte, bringen Sie mir dazu doch auch Messer und Gabel — zu guter letzt!"

„Darf ich nicht", entgegnete der Genannte, gegen das Ausgangspförtchen schreitend.

„Oder wenigstens eine Serviette!" bat der Gefangene.

„Darf ich nicht."

„Dann nehmen Sie auch nur den Braten wieder mit, ich habe keinen Hunger. Und der liebe Wein! Ein rechter Herztröster, wenn er früher wäre erschienen. Heute graut mir vor ihm. Herr Gefängnisaufseher, nur eine Minute schenken Sie mir, Sie sind auch ein Mensch, und die letzte Bitte schlagen Sie mir nicht ab."

„Was wünschen Sie denn?"

„Nur ein kleines Bändel Spagat oder so was, es ist leicht was gut. Bitte!"

„Darf ich nicht."

„Schauen Sie doch. Morgen werd' ich ohnehin gehenkt. Den Tod habe ich ja verdient, ich sehe es ein, aber die Nacht, die jetzt angeht, habe ich nicht verdient. Um Gottes Jesu Willen, Leute! Leute! Peinigt mich nicht mit dieser schrecklichen Nacht vor der Hinrichtung. Nur diese Nacht schenket mir, nur die gräßliche Angst nehmt mir weg, ich bitte euch beim gekreuzigten Heiland, ich bitte euch!"

„Gibt's nicht!" antwortete der Aufseher und wollte fort.

Der Gefangene fiel ihm in den Arm und flüsterte mit großer Hast: „Sie vergeben sich ja nichts, wenn Sie mir helfen. Es wird's niemand erfahren. Nur das Stricklein da, mit dem Sie das Ofenholz binden, vergessen Sie es, verlieren sie es in dieser Zelle. Ich will ja nichts damit, will ihnen nur die Arbeit ersparen. Ich hab's ja gelernt dahier, für mich alles selber zu thun, so will ich auch das thun, ich brauche niemanden dazu, nur das —"

Die Pforte war ins Schloss gefallen, der Gefangene wieder allein. Aber zum Guckloch schrie er es gell hinaus, dass es hallte im dunklen Gange: „Wer gibt euch das Recht! das Leben mir nehmen, ihr könnt es ja, das Gesetz sagt es, und ihr thut es. Aber mir gewaltsam das Leben erhalten, bis es euch gefällt, mich schmachvoll abzuthun! Mir zu sagen: Morgen musst du sterben, aber

es verhindern, daſs ich's heute ſchon thue! Woher habt ihr dieſes Recht! — Wenn ich den Tod verdient habe, ſo laſst mich doch gleich ſterben! Ich will's freiwillig thun, und damit der Henker nicht zu kurz kommt, ſoll er Geld haben. Auch kann er den Cadaver an den Galgen hängen, damit ſie alle ſehen, daſs es ſeine Richtigkeit hat. Alles iſt mir recht, alles; wozu nur die Gewalt, wenn ich's ja freiwillig thun will! Habe ich getödtet, gut, ſo tödtet mich allſogleich. Wo ſteht es denn geſchrieben, daſs ich noch eine lange Nacht leben muſs, weil ich getödtet habe? Zum Tode habt ihr mich verurtheilt, es iſt gut, doch mit welchem Rechte laſst ihr mich nach der Verurtheilung noch wochenlang leben? Mit welch einem grauſamen Recht, das frage ich euch, ihr Herren! Kann denn nicht ein Herzſchlag zuvorkommen und euer Urtheil aufheben? ich hatte getödtet, und ihr hattet mich doch nicht gehenkt! Wenn ihr's auf den Herzſchlag ankommen laſſen könnet, warum nicht auch auf die Selbſthilfe, die eurem Urtheile doch nicht zuwiderhandelt, im Gegentheile, die es ausführt! — Durch Henkershand ſterben, ich begreife es ja, daſs ihr's wollt, und es hat einen Sinn. Aber zum Henker, wo iſt er denn? Kann er's heute nicht ebenſo gut thun wie morgen? Daſs er doch endlich käme! dieſe dumme Angſt vor ihm iſt ſchrecklicher als er ſelbſt. Hätte er es nicht vor ſieben Wochen thun müſſen? O ihr mächtigen Herren, wie namenlos grauſam ſeid ihr. Das Urtheil lautet einfach auf den Tod, und ſo hat's der König unterſchrieben, und die Hinrichtung dauert höchſtens fünf Minuten, wenn der Henker kein Stümper iſt. Seit ihr mir vor ſieben Wochen das Urtheil geſprochen habt, ſterbe ich ununterbrochen. Das iſt euch aber nicht genug, die Todesangſt muſs noch verſtärkt werden, bevor es zu Ende geht, alſo heute die gnädige Mittheilung, daſs morgen früh um ſechs Uhr das Urtheil vollſtreckt wird. Mein Opfer litt nicht eine Minute, ihr Herren, nicht eine Minute! Und ihr euch ſolche Schuld um mich! Sieben Wochen lang, und dieſe Nacht. Beim ewigen Richter beſchwöre ich euch, macht ein Ende!"

So ſchrie er es hinaus, jedes Wort wie ein Todesſchrei; in langem Corridor widerhallte es ſchauerlich, aber die es hören ſollten, hörten es nicht.

Als der Gefangene ſich umwandte in ſeiner düſteren Zelle, ſah er auf der Bank neben dem Lagerſtroh den Bratenteller und das Weinglas. Da lachte er auf. „Jetzt eſſen und trinken!" rief er aus ſeinem hohlen Lachen hervor. „Sich einen guten Tag anthun — in der letzten Nacht! Iſt es Bosheit von ihnen? — Ja, wenn man ſich mit einer halben Maß Wein betäuben könnte! Wenn man das könnte! Doch das ſoll ja nur Herzſtärkung ſein, damit es hernach eine noch größere Qual empfinden kann. Wenn man den Wein löffelweiſe nimmt, heißt es, ſoll er leichter berauſchen. — Ach, daſs man zwei Arme hat und zehn Finger! Und Zähne! Und doch ſo hilflos ſein muſs! Wie viel gutes Blei habe ich verſchwendet auf meinen Jagden! Wie viele Weſen getödtet, die gerne gelebt hätten. Und mir iſt nicht ein einziges Kügelchen geblieben, um meine raſende Angſt zu dämpfen. Angſt vor dem Henker! Es iſt zu drollig, er thut doch nichts mehr, als was ich mir ſelber thun möchte. — Ah, Schritte! Kommen ſie ſchon? kommen ſie? Nein, es wird der Prieſter ſein. Wenn es ſonſt nichts iſt — ich laſſ' danken. Meine Sünden hab' ich alle ſchon gebeichtet; jetzt könnte ich nur noch fremde beichten. Prrr, ein Schüttelfroſt geht durch meinen Leib, das ſind fremde Sünden: daſs ich noch leben muſs aus dem einzigen Grunde, um Todesangſt zu leiden — lauter fremde Sünden. Ich danke ſchön, für den Zuſpruch, ich danke. Ich will

andere Gesellschaft haben in dieser Nacht. —

— Ist das die andere Gesellschaft? — Die Zeiten meines Glückes habe ich gerufen, dass sie mich zerstreuen sollten in dieser Nacht. Den Glanz, die Freunde, die Frauen, die Spiele und die Siege habe ich gerufen. Statt diesen kommen andere Gäste. Aus den dunklen Wäldern auf mich her mit verglasten Augen die Rehe und Hirsche, die gefallen sind von meiner Hand; die Rebhühner, die Fasanen, die Auerhähne, alle umkreisen sie mich, diese verfluchten Todtenvögel, jetzt. Was? gebeichtet wollt ihr sein? Auch ihr wollet gebeichtet und gebüßt sein? Seit die Welt steht, kommt das keinem Jägersmann zu Sinn. Dass ich in paar Stunden an den Galgen käme, blöken und schnattern sie mir zu, diese schrecklichen Gespenster. Hinweg! Hinweg von mir! — Was sehe ich noch? Menschengerippe! Arbeiter, Hörige, Bauern, Kinder, die verdorben und verhungert sind auf meinen reichen Gütern? Weiber auch? Was wollen denn die, wir sind ja quitt! Ihr habt den grünen Kranz verkauft, ich habe ihn baar gezahlt und wahrlich nicht gefeilscht. Abgedrungen sagt ihr? Ei, geht mir weg, wer euch nichts abdringt, dem werft ihr's selber vor die Füße — es ist die alte Geschichte. — Endlich ein Freund! Der von Monte Carlo! Der mit dem Mal auf der Stirne! Was willst du von mir? Mich für den Zufall verantwortlich machen? Wären die Würfel anders gefallen, hätt's mich getroffen. Im Spiele gehts nicht anders. Aber Aladar, du bist grauenhaft anzusehen, Aladar! Sei du im Frieden und lass' ihn auch mir. — Jetzt — jetzt erscheint er selbst! Ferdinand, der Nebenbuhler. Wie? Die Hand reichest du mir? Du allein? Du allein bist versöhnt, du, an dem ich das Verbrechen begangen! Du, der einzige von allen, die meine Freunde gewesen! Sie schreien mir Flüche zu, du allein kommst zu mir als Tröster in dieser furchtbaren Nacht. Du, der Ermordete! . . .

Nun ist es klar. Den einen Mord sühne ich jetzt, und er ist gelöscht. An des Todes Pforte steht der Erschlagene, mich liebreich zu empfangen. — —

Alles andere habe ich nicht gebüßt. Darum die Angst und Qual. Und Gerechtigkeit ist's, dass ich mehr leide als den Tod, dass ich ihn hundertfach leide. Ich sehe es jetzt: der Mensch muss büßen für alle seine Übelthat, sei sie nach dem Gesetze strafbar oder nicht. — Ich habe viel gesündigt, o du mein gerechter Gott, ich habe viel gesündigt! Nach deinem Rathschluss will ich in Demuth leiden und sterben . . .

„— Herr Gefängnisaufseher! — — Herr Gefängnisaufseher!" rief er mitten in der Nacht.

„Wünschen Sie was?" schnarrte der Gerufene zum Guckloch herein.

„Vom Herzen bitte ich um den Priester."

„Wird erscheinen."

„Und wie viel ist es an der Uhr?"

„Punkt zwölf."

„Gott sei Dank, noch sechs Stunden Zeit!"

Kleine Laube.

Aus der Fibel eines Weltmannes.

Von A. Z. Wood.

Der Mensch haſst oft die achtungswürdigſten Charaktere; er haſst ſie, weil es ihm an eigenem Wert gebricht.

* * *

Sowie im tiefen Meeresgrunde ungeahnte Schätze ruhen, ſo birgt der Menſch in ſeinen Tiefen ahnungslos unſchätzbare Gaben; nur der muthige Taucher bringt ſie zu Licht.

* * *

Geiſtige Verirrungen ſind Irrlichter über ſumpfigem Boden.

* * *

Wenn du an deinem Lebensabend blätterſt in dem Gedenkbuche deiner Vergangenheit und dir jedes Blatt menſchenwürdigen Inhalt zeigt, dann lege dasſelbe getroſt an die Stufen des Allgerechten, deſſen Stimme dich zum ewigen Leben ruft.

* * *

Lob' nicht den Baum, bevor die Frucht ihn ziert,
Lob' nicht das Kind, eh' es zum Manne wird.

* * *

Das menſchliche Leben iſt viel zu kurz, um all die Keime des Herzens und des Geiſtes zur Blüte zu bringen.

* * *

Beuge dein Haupt vor der gottgeweihten Stätte des Friedens und der Eintracht und trage die Segnungen derſelben in dein eigenes Haus.

* * *

Hoffnungen ſind Thautropfen im Kelche der welken Lebensblume.

* * *

Das Glück hat nur *eine* Schattenſeite, daſs der Neid ſtets in ſeiner Begleitung.

* * *

Das leichte Gewiſſen der Jugend wird dem Alter oft zur drückenden Bürde.

* * *

Die Seele wecket den Geiſt; der Geiſt den Willen; der Wille die Kraft; dieſe die That.

* * *

An dem Wiegenrande des Menſchen lehnt der Spaten zum Grabe.

* * *

Das Leben des Menſchen iſt eine Rundreiſe; — von wo er ausgegangen, dahin kehrt er wieder zurück.

Großstadt.

Max Nordau wohnt seit vielen Jahren in Paris. Er muss die Großstadt kennen. Dass er in ihr wohnen bleibt, ist seine Sache, seine Meinung über die Großstadt ist folgende:

„Der Bewohner der Großstadt, selbst der reichste, der vom ausbändigsten Luxus umgebene, ist fortwährend ungünstigen Einflüssen ausgesetzt, die seine Lebenskraft weit über das unvermeidliche Maß hinaus vermindern. Er athmet eine mit den Ergebnissen des Stoffwechsels geschwängerte Luft, er isst welke, verunreinigte, gesälschte Speisen, er befindet sich in einem Zustande beständiger Nervenerregung, und man kann ihn ohne Zwang dem Bewohner einer Sumpfgegend gleichstellen. Die Wirkung der Großstadt auf den menschlichen Organismus zeigt die größte Ähnlichkeit mit jener der Maremmen, und ihre Bevölkerung verfällt demselben Verhängnis der Entartung und des Unterganges, wie die Opfer der Malaria. Die Sterblichkeit in der Großstadt ist um mehr als ein Viertel größer als der Durchschnittssatz, der für das ganze Volk gilt, und sie ist doppelt so groß wie auf dem flachen Lande, obwohl sie eigentlich kleiner sein sollte, weil in der Großstadt die kräftigsten Lebensalter vorherrschen, in welchen die Sterblichkeit weit geringer ist, als im Kindes- und Greisenalter. Und auch die Kinder der Großstadt, die nicht in frühem Alter weggerafft werden, erleiden die eigenthümliche Bildungshemmung, welche Morel (bekannter Turiner Professor) bei der Bevölkerung der Fiebergegenden feststellt u. s. w."

Wenn man die mannigfachen natürlichen Nachtheile, hieß es in einem unterdrückten Artikel der „Socialcorrespondenz", der großen Stadt gegenüber dem Lande oder der Kleinstadt bedenkt, und wenn man weiter die unglückseligen Verhältnisse in Betracht zieht, die dieses riesenhafte Anwachsen der Großstädte, namentlich auf dem Gebiet des Wohnungswesens erzeugt, so wird man gewiss nicht in den allgemeinen thörichten Jubel einstimmen, der sich regelmäßig erhebt, wenn sich wieder eine enorme Vermehrung der Bevölkerung einer Stadt ergeben hat. Es sind mancherlei und sehr gewichtige Momente, denen die Großstädte dieses Anwachsen verdanken. Die bevorzugte wirtschaftliche und geographische Lage, und infolge davon die besseren Erwerbsverhältnisse, das einmal vorhandene Übergewicht, die vielfach so traurige Öde des Lebens auf dem Lande oder in einer Kleinstadt in geistiger Beziehung, der Zug der Zeit nach Abwechslung, Bildung und Genuss. Keines dieser Momente haben wir so in der Hand, dass wir seiner Wirkung beliebig Einhalt thun könnten; sondern erst eine langsame Entwickelung, die wir wohl ahnen, aber nicht planmäßig regieren können, wird hier Wandel zu schaffen imstande sein So mag z. B. die fortschreitende Entwickelung der Elektrotechnik und die ausgiebigere Benutzung der Wasserkräfte ein gutes Theil der jetzt städtischen Industrie auf das Land an die Ströme, Flüsse und Bäche hinziehen. Allein einen Grund zu dem Wachsthum der Großstädte gibt es doch, den wir wirklich in der Hand haben, und das ist die Bevorzugung derselben von seiten der Regierungen dadurch, dass vorzüglich in die Großstädte der Sitz der Behörden, Garnisonen, Bildungsanstalten u. s. w. verlegt wird. Hierzu ist jetzt, wo man mit der Eisenbahn in der kürzesten Zeit die entferntesten Punkte erreichen, wo man einander telephonieren und telegraphieren kann, keine zwingende Nothwendigkeit mehr vorhanden. Manche Bildungsanstalten, die nicht unbedingt der Anlehnung und Verbindung mit den Instituten einer Großstadt bedürfen, können in der Muße und Ruhe der kleinen besser gedeihen, als in dem Lärm der großen Stadt; und was die Garnisonen anlangt, so gibt es gerade in den Großstädten Dinge, von denen man im Interesse der Gesundheit und Sittlichkeit des Landes dringend wünschen muss, dass der Soldat mit ihnen nicht bekannt werde. Das beste

Beispiel, dass der Sitz selbst der leitenden Behörden nicht in einer Großstadt zu sein braucht, bietet Washington, das eine verhältnismäßig kleine Stadt und trotzdem Hauptstadt der Vereinigten Staaten ist.

Nicht in der gepressten Enge überfüllter Straßen und enger Hofräume, sondern in der ruhigen Weite von Garten und Feld liegen die Quellen unserer Kraft!" „Das Land."

Ein Wort an Christen.

Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig.

Es gibt viele Menschen, die sich sonst mit dem lebhaftesten Interesse bei den verschiedensten Werken der Barmherzigkeit zu betheiligen bereit sind, den Bestrebungen des Thierschutzes aber von vornherein fremd und abweisend gegenüber stehen, dieselben gar als etwas betrachten, was unter ihrer Würde ist. Die Ursache ist wohl hauptsächlich in Vorurtheilen, der Quelle so vielen Übels, zu finden, und darin, dass so wenig ernstlich und gründlich über das besprochene Thema nachgedacht wird, — eben weil die Vorurtheile von solchem Nachdenken abhalten. Es sei mir daher gestattet, einige Gedanken über die Nothwendigkeit und die Berechtigung des Thierschutzes, speciell vom christlichen Standpunkt ausgehend, darzulegen, denn die Gleichgiltigkeit deutscher Christen auf diesem Gebiet ist zuwenig normal, zuwenig dem Geiste des Christenthums entsprechend, als dass man nicht auf eine Umwandlung dieser Gesinnung hoffen und darauf hinarbeiten müsste.

Es ist freilich überflüssig, die Nothwendigkeit der Thierschutzbestrebungen in dem Sinne zu beweisen, dass an die fort und fort sich ereignenden Thierquälereien erinnert wird. Jeder Mensch kennt dieselben, und wer es nur wissen will, weiß auch, wie unzulänglich die bestehenden gesetzlichen Verordnungen dagegen sind. Eine Strafbestimmung lautet: „Mit Geldstrafe bis zu so und soviel Gulden oder mit Haft wird bestraft, wer öffentlich oder in ärgerniserregender Weise Thiere boshaft quält oder roh misshandelt."

Es liegt auf der Hand, dass die Fassung dieses Paragraphen durchaus nicht genügt, denn wenn es Unrecht ist, ein Thier zu quälen, so muss dies durch das Gesetz bestraft werden, gleichviel, ob es öffentlich geschieht oder im Verborgenen, ob es Ärgernis bei einem Menschen erregt oder nicht. Die Sache selbst ist verwerflich, nicht der Effect, den sie verursacht!

Es muss also zugegeben werden, dass die Thierschutzbestrebungen insofern nothwendig sind, weil wirklich abscheuliche Grausamkeiten aller Art an Thieren verübt werden, weil ferner unsere Gesetzgebung bei weitem nicht energisch genug diese Grausamkeiten verurtheilt, und weil endlich im einzelnen Falle noch so sehr viel straflos bleibt, was selbst nach dem Wortlaut des so weit gefassten Gesetzes zu verhindern und zu rügen wäre.

Indessen stammen die Einwendungen, die gegen den Thierschutz erhoben werden, auch nicht aus der Voraussetzung, derselbe sei deshalb unnöthig, weil keine wesentlichen Thierquälereien vorkämen. Das Vorhandensein derselben ist leider nur zu augenfällig und trifft jeden fühlenden Menschen bis in das tiefste Herz. Es wird uns aber manchmal gesagt, es sei nicht unsere Pflicht, es sei nicht Gottes Gebot, an Thieren Barmherzigkeit zu üben. Die Thiere werden hiernach als so untergeordnete Geschöpfe angesehen, dass wir gar keine Pflichten ihnen gegenüber hätten, so dass es ganz außerhalb unserer Aufgabe läge, uns um sie zu bemühen. Dieser Satz ist aber ein durchaus verkehrter, denn der Mensch hat schlechterdings niemals Rechte irgend welcher Art, ohne dass ihm aus denselben auch entsprechende Pflichten erwüchsen, und gewiss würde kein ernster Christ es leugnen, dass es wohl unsere gottgewollte Pflicht und Aufgabe ist, uns

der Thiere zu erbarmen, wenn er überhaupt ſich prüfend an die Frage ſtellt.

Sollte nun aber die entgegengeſetzte Behauptung nicht ihren tiefſten Grund in der natürlichen Liebloſigkeit und dem Hochmuth des Menſchenherzens haben, jenen Eigenſchaften, die wir als Chriſten mit allem Ernſt bekämpfen müſſen? Iſt es nicht Hochmuth, wenn wir, nicht zufrieden mit dem großen Vorrecht, welches wir dem Thiere voraus haben, dieſem Geſchöpfe jegliches Recht nehmen möchten, vergeſſend, daſs unſer Vorrecht doch ſeine Urſache in der Gottebenbildlichkeit hat, durch welche wir auch die herrlichen Gaben der Vernunft und des freien Willens erhalten haben. Worin aber offenbart ſich nun dieſe unſere Gottebenbildlichkeit, in der Barmherzigkeit oder in der Grauſamkeit? Schon um dieſer unſerer eigenen, uns ſo gnädig verliehenen Würde willen müſſen wir jede Thierquälerei auf das Äußerſte verabſcheuen und bekämpfen. Oder können wir etwa ernſtlich daran zweifeln, daſs Gott ſich auch der Thiere erbarmt, daſs er auch mit ihrem Schmerze Mitleid hat? Können wir glauben, daſs, indem er den Menſchen zum Herrſcher über die Erde und deren Bewohner eingeſetzt hat, demſelben eine ſchrankenloſe Macht eingeräumt iſt, für deren Gebrauch er keine Rechenſchaft abzulegen hat? Der Menſch iſt wohl Herrſcher der Erde, aber nicht Tyrann, er darf wohl der Thiere Blut vergießen, aber nicht in tropfenweiſer Qual, er darf ſich ihrer Kraft zu ſeiner Arbeit bedienen, aber nicht in rückſichtsloſ grauſamer Erpreſſung; der Menſch iſt ein Herrſcher von Gottes Gnaden, möge er dies nie vergeſſen, ſondern der verliehenen Gewalt ſich bedienen in Weisheit, Liebe, Gerechtigkeit, wie er es dereinſt vor ſeinem und der Thiere Schöpfer, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt, verantworten kann.

Steht nicht geſchrieben, daſs Gott ſich aller ſeiner Werke erbarmt? Und ſind nicht die Thiere ſeine Werke? Gewiſs, wir ehren ihn nicht, wenn wir gleichgiltig ſind gegen die Geſchöpfe ſeiner Hand, die er ſegnete und gegen ihr Leiden! (Ich ſpreche nicht davon, daſs wir dies Leiden etwa gar ſelbſt verurſachen.) Können wir glauben, daſs er gleichgiltig iſt gegen den Schmerz irgend eines fühlenden Weſens, ſo haben wir doch ſeine Liebe noch nicht ganz verſtanden!

„Es iſt nicht viel geſagt in der Bibel zum Schutz der Thiere“, wird behauptet. Nicht viel, aber doch etwas, ſo das altteſtamentliche Wort: „Der Gerechte erbarmet ſich ſeines Viehes; aber das Herz des Gottloſen iſt unbarmherzig“, und das neuteſtamentliche Gebot: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig iſt“, eine ganz allgemein gehaltene Anweiſung, von deren Segen wir durchaus nicht berechtigt ſind, irgend ein Weſen auszuſchließen, denn unſer Vater hat ſie alle in das Leben gerufen und er liebt ſie alle.

Daſs die Thierſchutzbeſtrebungen in Deutſchland wenigſtens, faſt nur (mit wenigen Ausnahmen) von ſolchen getragen und gefördert werden, die dem Chriſtenthum und der Kirche ferner ſtehen, iſt merkwürdig genug.

In England, in der ſchriftkundigen, auf die Schrift gegründeten engliſchen Chriſtenheit, ſtehen die Sachen ganz anders. Gläubige und ausgezeichnete Geiſtliche, Männer wie der unvergleichliche ehrwürdige Lord Shaftesbury finden es dort nicht unter ihrer Würde, für das Wohl und den Schutz der Thiere zu wirken, ja derſelben auch in der Predigt zu gedenken.

Weshalb nun verſchließen ſich im großen ganzen die deutſchen chriſtlichen Kreiſe davor? Prüfen wir in der Stille, ob nicht auch Bequemlichkeit und Weichlichkeit die Urſachen ſind, die Scheu, theils vor Übernahme einer neuen Mühe, einer neuen Aufgabe, wo es ſchon genug zu thun gibt (aber die echte Barmherzigkeit ſoll nicht leicht ermüden), theils ſich ſcheut vor dem Vertrautwerden, vor dem Hineinblicken in Dinge, die ſehr widerlich, ſehr nervenangreifend und er-

regend sind. Ach gewiss, es ist schrecklich, sich in Thierquälereien hineinzudenken und mit diesem Gedanken zu beschäftigen, und doch muss man es thun, wenn man helfen will, und es ist doch noch viel schrecklicher für das arme Thier, dies alles wirklich zu leiden. Sollen, dürfen wir wohl gleichgiltig an ihm vorübergehen, um unsere Nerven zu schonen? Bequem wäre das wohl, aber nicht menschlich edel.

Doch noch ein Einwand wird vorgehalten, der gewiss nicht leichtzunehmen ist, indem wir auf die viele Noth hingewiesen werden, die noch unter den Menschen zu finden ist, und es als falsche Sentimentalität angesehen wird, daneben der Thiere zu gedenken. — Gott verhüte, dass einem unglücklichen Menschen eine Hilfe um der Thiere willen entzogen werde, dass wir aus Liebe zu den Thieren minder barmherzig für die Menschen würden! Dies darf nicht geschehen, es braucht aber auch nicht zu geschehen, es wird nicht von uns gefordert. Im Gegentheil, durch die Liebe zum Thiere übt man sich an der Menschenliebe; wir wollen den Kreis unseres Interesses, indem wir die leidende Thierwelt in denselben einschließen, immer weiter ausdehnen, nicht denselben verengen. Und wahrlich, wir brauchen den Armen und Nothleidenden unter unseren Brüdern nichts zu entziehen, und werden doch noch immer Zeit, Gedanken und auch materielle Hilfe übrig haben für die geringeren Creaturen. — Es gibt so vielen unnützen Luxus, so viel Verschwendung von Zeit, Interesse und Geld um des eigenen Vergnügens willen auch in den christlichen Kreisen, — warum erheben sich nicht zunächst dagegen dieselben Stimmen, die um des vorhandenen menschlichen Elends willen es uns verbieten wollen, uns der Thiere zu erbarmen? Ernst klingt zu uns herüber, das Wort Jakobi 2, 13: „Es wird aber ein unbarmherziges Gericht über den gehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat."

Das eine thun und das andere nicht lassen, sei unser Grundsatz, und unser Bestreben sei, jedem Elend, das uns entgegentritt, ein offenes, mitleidiges Herz und, wo irgend möglich, eine helfende Hand entgegenzubringen.

Es wird dann auch jeder einzelne von uns erkennen, in welcher Weise er für den Schutz der Thiere wirken kann und soll.

Wir gedenken hier zunächst der Kinder, die so oft aus Gedankenlosigkeit grausam sind, und in deren weichen Herzen es doch viel leichter ist, die Stimme des Mitleids zu erwecken, wie in den Herzen der Alten. Ob ein Kind mitleidsvoll oder mitleidslos sich entwickelt, kann für das ganze Leben Bedeutung haben, es ist daher eine heilige Pflicht aller Eltern und Erzieher, jede Gelegenheit zu benutzen, um dem Kindesherzen Theilnahme gegen fremde Leiden, Wohlwollen gegen alle Wesen und einen tiefen Abscheu vor jeder eigennützigen, rücksichtslosen Grausamkeit einzuprägen.

Ferner sollte jeder darauf achten, dass seine Dienstboten keine Thiere, sei es aus Roheit, sei es aus Unwissenheit, quälen, und er muss gern bereit sein, auf irgend einen Vortheil zu verzichten, wenn derselbe nur durch das Leiden eines Thieres zu erreichen ist. Keine Überarbeitung der Zugthiere, besonders keine Ausnützung der Pferde bis ins höchste Alter. Kein unnatürliches Mästen des Geflügels, kein „lapaunen" desselben, kein langsames Schlachten eines Thieres sollte geduldet werden. Bekanntlich stirbt Geflügel schnell, wenn man ihm den Hals ordentlich durch-, nicht bloß einschneidet, und es schnell ausbluten lässt, und Fische, auch Aale, sind leicht zu tödten, indem man ihnen den Schädel durchbohrt oder zerschmettert. Krebse sterben sofort, wenn sie in siedendes Wasser geworfen werden; es ist eine ebenso brutale wie unnütze Methode, sie in kaltem Wasser aufzusetzen und langsam zu kochen. Ebenso grausam ist es, Fische mit Legangeln zu fangen und die Frösche, denen man die Keulen abgeschnitten, lebend wegzuwerfen. Es ist doch wahrlich keine Mühe, den Thierchen den

Kopf einzudrücken. Vor allem sollte dahin gewirkt werden, dass die entsetzlichen Thierquälereien beim Tödten der Schlachtthiere aufhören, und das könnte so leicht geschehen, da ja ein sicherer Schlag auf das Großhirn das Thier betäubt und es empfindungslos macht.

Leider geschehen sehr viele Thierquälereien vor unseren Augen, denen gegenüber sich nichts sagen lässt, in manchen Fällen aber könnten wir doch durch ein gutes ernstes Wort, in der rechten Weise, zur rechten Zeit gesprochen, etwas helfen. Wir könnten vielleicht in das Gewissen des Thierquälers, der oft nur aus Gedankenlosigkeit, Unwissenheit oder augenblicklicher Gereiztheit grausam ist, einen Stachel hineindrücken, den er bei einer späteren Gelegenheit fühlen könnte, selbst wenn ihm unser Wort für den Augenblick keinen Eindruck zu machen scheint. Es ist ein sehr unangenehmes Unternehmen, mit einem rohen Fuhrmann z. B. zu unterhandeln, aber kann es nicht doch unter Umständen unsere Pflicht sein?

Gewiss würde weniger an den Thieren gesündigt, wenn sich mehr Stimmen aus dem Publicum zu ihrem Schutz erhöben. Man lasse es nur dabei dem Besitzer des Thieres merken, dass man wohl das Unrecht, was er thut, nicht aber seine Person verabscheut, dass man auch ihm eine freundliche, mitleidige Gesinnung entgegenbringt, denn oft bedürfen diese Leute ebensosehr unsere Theilnahme, wie das Thier, das sie quälen, oft sind sie nur grausam, weil sie selbst ein so hartes Los haben, und der „Kampf um das Dasein" für sie ein so schwerer ist.

Doch noch auf eine Beziehung zwischen dem Thierschutz und denjenigen Werken, die wir kurzweg „innere Mission" zu nennen pflegen, sei hingewiesen. Unser hauptsächlichster Wunsch den Menschen gegenüber muss zwar immer die Besserung und Umwandlung des einzelnen sein, aber auch eine Verbesserung der sittlichen Zustände überhaupt muss erstrebt werden, und nichts, was zu solcher Verbesserung dient, darf geringgeachtet werden. Nun ist sicherlich der sittliche Zustand einer Bevölkerung, die im allgemeinen rücksichtsvoll und schonend mit den Thieren umgeht, ungleich höher als der einer rohen und grausamen Bevölkerung; der einzelne Mensch aber ist sehr abhängig von den Eindrücken und Einflüssen, denen er im täglichen Leben ausgesetzt ist; er wird auch fähiger sein, die Wahrheiten des Christenthums sich mit vollem Bewusstsein anzueignen und empfänglicher für dieselben sein, wenn er sich schon vorher durch Gewohnheit und aus Überzeugung der Milde und des Wohlwollens gegen alle Wesen, mit denen er in Berührung kommt, befleißigt hat, als wenn er in Gefühllosigkeit und Eigennutz versunken und abgestumpft ist.

Th.-Sch.-V.

Das Ende der Wagnerei?

Das Maiheft des „Heimgarten" enthält den Abdruck eines Aufsatzes „Das Ende der Wagnerei" aus der „deutschnationalen" Zeitschrift „Die Grenzboten", welcher sich zur Abwechslung einmal mit der Frage beschäftigt, ob denn das schon seit Decennien immer und immer wieder vorhergesagte Ende der Geltung Richard Wagners noch nicht gekommen sei. Ich habe diesen sich durch eine gewisse Eigenart auszeichnenden Aufsatz mit dem tiefsten Mitleide für den ungenannten Schreiber gelesen. Dieser ist gewiss ein Recensent, und wenn er in kurzen Zeiträumen eine Symphonie von Brahms, einen Satz davon gar zweimal, die „Götterdämmerung" und außerdem auch noch aufdringliche Regimentsmusiken hören und vielleicht gar noch über alles das recensieren muss, so sind sein Ausbruch der Verzweiflung und deren Rückwirkung auf seine klaren Verstandeskräfte begreiflich. Innigst bedauern muss man es, dass ein Mann, der ja durch seine Sehergabe berufen wäre, der Prophet seines Vaterlandes in musikalischen Dingen zu werden, da er doch schon vor zehn Jahren

vorausgesagt hatte, dass die „Götterdämmerung“ vor halbleerem Hause werde aufgeführt werden, und dass ein Satz einer Brahms'schen Symphonie werde wiederholt werden müssen, nun mit einemmale infolge von offenbarer Überreizung, einer geistigen Störung, einer Art musikalischen Verfolgungswahnes anheimfällt. Ist es nicht entsetzlich, wenn einem solchen Manne durch Regimentskapellen die gesunde Überlegungskraft dermaßen „weggepustet“ worden ist, dass er das, was diese Kapellen den „Ladenjünglingen und Confectionenfen“ aufspielen, nicht mehr zu unterscheiden vermag von dem Eindrucke des Kunstwerkes R. Wagners? Hören wir nicht aller Orten und aller Zeiten Schillers „Bürgschaft“ und sein „Lied von der Glocke“ declamieren? Spielt nicht jede Schmiere seine „Räuber“? Dringen nicht dem rettungslosen Spaziergänger aus jedem geöffneten Fenster die Töne der „Sonate pathetique“ oder der „Mondscheinsonate“ Beethovens entgegen? Haben wir in den Kunstausstellungssälen vor den zahlreichen Gemälden der großen Maler nicht schon Genickstarre bekommen und uns nach mäßigeren Genüssen gesehnt? Wem ist es aber eingefallen, im Vorkommen solcher Unannehmlichkeiten ein Ende der Schillerei, des Wertes Beethovens, der großen classischen Kunst zu erblicken? Wer dies thäte, würde vergeblich auf Gedankenübereinstimmung mit Vernünftigen rechnen dürfen; aber auf Mitgefühl hätte er Anspruch. Dieses ihm zu zollen, würde ich nicht anstehen, wenn es ihm je einfallen sollte, einen Dichter dafür verantwortlich machen zu wollen, dass uns etwa seine Mundart und Schreibweise heutzutage allüberall, in Skizzenbüchern von Comtessen wie an Straßenecken in Aufrufen, und Reclamen für gute und schlechte Zwecke, bei Berufenen und Unberufenen begegnet! Ich würde mir eben denken: Will ich meinen Dichter genießen, so wende ich mich mit jener Achtung und Weihe, die jeder Künstler beanspruchen darf, an ihn selber und lasse seine Dichtungen auf mich wirken, wie er sie gibt. Ihren Wert werde ich dann nicht nach augenblicklichen Kundgebungen dieses oder jenes verehrlichen Publicums bemessen, sondern nach dem Eindrucke, welchen ich von ihnen gewinne, wenn ich sie empfange, wie sie dargeboten sein wollen. Und wollte es einer versuchen, uns einen Genuss dieser Art und damit die Achtung, welche wir denen, die ihn uns gewähren, schulden, zu verleiden, so möge er sich an die „deutschnationalen“ Grenzboten wenden. Vielleicht findet er dort seine gläubigen Zuhörer. Wir Leser des „Heimgarten“ würden uns dadurch ebensowenig beirren lassen, als uns, die wir unsere Verehrung für R. Wagner eben nicht von Wachtparaden und Morgenmusiken hergeholt haben, die Prophezeiung vom „Ende der Wagnerei“ besondere Sorge macht.

Dr. Friedrich v. Hausegger.

Der bettelarme Zola.

In einer Zeitschrift für schriftstellerische Berufsfragen finden wir folgenden Artikel, dessen Belustigungen wir auch unseren Lesern gönnen.

Ein Besucher Emil Zolas berichtet über eine Unterredung mit dem Schriftsteller. Der Hauptgesprächsgegenstand ist Zolas Vermögen. Wir gelangen in den Salon, einen großen Raum, der durch drei Fenster erhellt wird, die mit gelbseidenen Vorhängen, mit blassblauen Plüschdrapierungen bekleidet sind. Auf dem großen Kaminsims steht die Büste des jungen Zola. Divans und Sessel in blauer, blassrosa Farbe mit goldenen Lehnen stehen umher, in der Mitte ein Flügel aus Rosen- und Palisanderholz. Im Laufe des Gesprächs wird zufällig das Wort „Vermögen“ ausgesprochen. Zola ruft aus: „Mein Vermögen, mein Vermögen! Aber ich habe ja keinen Sou. Es ist ja ein reines Märchen, dass Zola ein Millionär sein soll. Wissen Sie das denn nicht?“ – „Aber die großen Auf-

lagen?“ – „Ach was, große Auflagen! Durchschnittlich werden etwa achtzigtausend Exemplare jährlich von meinen Büchern verkauft. Nun rechnen Sie. Ich bekomme zwölf Sous von jedem Exemplar, das macht kaum fünfzigtausend Francs. Kommt hinzu das Übersetzungsrecht, Zeitungshonorar, etwaige Dramatisierung, und so habe ich in den guten Zeiten alles in allem etwa hunderttausend Franken das Jahr. Hier in Paris, bei dem Leben, das man in unseren Kreisen zu führen gezwungen ist, kann man das keinen Reichthum nennen. Das gibt sich gar schnell aus. Es gehören Millionen dazu, um heutzutage wirklich Luxus zu treiben. Irgend ein hübscher Tisch, wirklich künstlerisch gearbeitet, kostet seine zehntausend Franken (!), alles andere ist dementsprechend. Für die Möbel allein könnte man Millionen brauchen, und da spreche ich noch nicht von dem Bau eines Hauses, das man nach seinem eigenen Geschmack herrichten lassen könnte. — Meine einzige Liebhaberei war der Ankauf von seltenen Büchern, die Sie in meinem Arbeitszimmer sehen können. Ich habe den Ruf eines Geldmenschen, der sich bloß mit den großen Auflagen seiner Bücher, mit den Millionen der verkauften Exemplare befasst.

Die Thoren! Natürlich liegt mir daran, dass meine Romane möglichst viele Auflagen erleben, das ist klar; mein Ehrgeiz ist es, zu einem recht großen Publicum zu sprechen, das ist ja nicht minder natürlich. Ich meinerseits hatte stets das Bestreben, auf die großen Massen zu wirken. Es macht mir Freude, mir darüber Rechenschaft zu geben, dass bis zu dieser Stunde eine Million zweimalhunderttausend Exemplare von „Rougon-Macquart“ verkauft sind. Zu behaupten, es sei ein Verdienst des Verfassers, wenn seine Bücher viel gekauft werden, ist eine Thorheit.“ Mr. Zola vergrub sich bei diesen Worten in eine Ecke seines großen Lehnstuhles. Träumerisch die Augen ins Leere gerichtet, fuhr er fort: „Luxus, Luxus, was mache ich mir daraus! All das“, und er wies auf die kostbare Einrichtung rings umher, „macht mir keine Freude, ich brauche es nicht einmal. Wenn ich mein Leben noch einmal von vorne anfangen könnte, nichts wünschte ich mir, als eine Mansarde und Ruhe.“ — „Sie geben den Zeitungen Ihre Romane, ehe Sie sie vollendet haben?“ — „Oh, sprechen Sie mir nicht davon! Mein erstes Feuilleton habe ich gegeben, ehe ich es zu Ende geschrieben hatte, und seitdem kann ich von der Gewohnheit nicht mehr lassen. Glauben Sie denn übrigens, dass, wenn ich wirklich Millionär wäre, ich meine Romane in Feuilletons erscheinen lassen würde? Glauben Sie denn, dass ich diese Art, die einzelnen Capitel oft mitten in den schönsten Beschreibungen zu zerreißen, nicht abscheulich finde? Aber es bringt mir Geld, und ich habe das Geld nöthig! Mit den Übersetzungen ist's auch so! Ich unterhandle persönlich mit den ausländischen Herausgebern, und ich zeige mich dabei als sehr schlechter Geschäftsmann. „La Débâcle“ erscheint zu gleicher Zeit in neun Sprachen: deutsch, englisch, mit einer zweiten eigenen Übersetzung für Amerika, spanisch mit einer besonderen Übersetzung für die argentinische Republik, portugiesisch, italienisch, tschechisch, ungarisch, dänisch und russisch. Und wissen Sie, was dies alles zusammen uns bringt? Im ganzen siebenundzwanzigtausend Franken. Das meiste zahlen: Deutschland sechstausend Franken und Amerika achttausend Franken.“

Möglicherweise kann zwar dieses schöne Gespräch erfunden sein, höchst wahrscheinlich aber ist es Thatsache. Dem Zola sieht es ähnlich. Wer so schreibt, muss auch so denken. Wer so denkt, muss auch so sprechen. Bettelarm ist er, hat nur eine Einnahme von jährlich hunderttausend Franken!

Glücklicher deutscher Poet! Wie bist du in deiner Genügsamkeit reich gegen diesen nimmersatten Naturalisten! M.

Poetenwinkel.

Einer Todten.

Seit du gestarben, fragt mich niemand mehr:
Was quält dein Herz? Was macht es krank und schwer?

Kein prüfend Auge liest von meinen Wangen
Die Sorgen ab, die mir durchs Hirn gegangen.

Und bricht der Schmerz die Kraft und klag' ich ihnen,
So fröstelt's mich vor diesen kalten Mienen.

Ihr Rath und Trost armselig scheint er mir
Und keiner sagt: Vertraul Ich helfe dir!

Seit du gestarben, bin ich recht allein —
Nun weiß ich, wie das wehthut: Einsam sein!

Sophie v. Knuenberg.

An meinen Knaben.

Dein offenes Kinderantlitz weckt
Oft in der Brust mir namenloses Bangen
Ach, lieber säh ich deine Rosenwangen
Verwelkt, zu ew'gem Schlaf dich hingestreckt,

Als dass, gereift zum Mann, dein Fühlen nicht
Der Menschheit warm, dem kleinen Ich nur schlüge,
Dass Nacht dein Denken und dein Wahtspruch Lüge,
Indes der Freunde Schar um Freiheit ficht.

Kämpf' mit, mein Sohn! Und wär's als Knappe nur,
Wirst du zum Bannerträger nicht befunden,
Kämpf mit, dass um die kleinste der Secunden
Du nicht verziehst den Gang der Zeitenuhr.

Dann drück' ich erst mit voller Muttertust
Dich an mein Herz, vor stolzem Glücke wallend,
Sei es als Sieger oder sei es fallend
Auf deinen Schild, die Wunden auf der Brust.

Angelika von Hörmann.

(Neue Gedichte. Leipzig. A. G Liebeskind.)

Leicht zu finden.

Ruhm und Ehre zu erringen, zieht so mancher durch die Lande,
Suchet auf und ab im Thale, hin und her am Meeresstrande;
Suchet sie auf hohen Bergen, in der Erde dunkeln Gründen,
Und auf sonnbestrahlten Fluren. Und so leicht sind sie zu finden.

Siehe dort! dem Greis dem müden, fiel die Krücke aus den Händen,
Um sie wieder aufzunehmen, kann er sich vom Fleck nicht wenden,
Und die Menschen, sieh! wie achtlos alle sie vorüber rennen,
Und die Stütze weiterschleifend, sie vom Greise mehr noch trennen.

Sieh! das Mütterchen, das alte, schon so nahe beim Gehöfte,
Einen Fuß am Bache diesseits, einen jenseits ohne Kräfte;
Mit der schweren Last am Rücken, die sie fast zur Erde beuget.
Und das Kind dort an der Brücke; das sich spielend abwärts neiget.

Leicht ist Gutes hier zu stiften. Reich die Krücke diesem Alten,
Und dem Mütterchen die Hände, um daran sich festzuhalten;
Und zum Kinde ruf die Mutter, ehe es ins Wasser falle,
Und es grüßen und es segnen dich die guten Menschen alle.

Ferdinand Pfeiler.

Neuer Sang mit altem Klang.

Ich weiß ein Lied zu singen
Von einer schönen Maid,
Die hatt' ein weißes Hemde
Und güldenes Geschmeid.
Das güldene Geschmeide,
Das that mir nichts zuleide.
Das Hemde war so lind.

Ich such' am linden Hemde
Dass ich den Herzschlag find',
Dann staß' ich in den Busen
Das Messer ihr geschwind.
Der harte Stahl that klingen,
Das heiße Blut that springen
Mir in das Angesicht.

Nun beicht' ich meine Sünden
Und gehe zum Gericht,
Um meinen Lohn zu finden
Auf hohem Blutgerüst.
Vom Leben will ich scheiden,
Statt Liebespein zu leiden
Ob einer falschen Maid. M.

Im Zeichen der Myrte.

Anmuthig lächelnd stand an seiner Seite,
Den grünen Myrtenkranz im Lockenhaar,
Um die er glückbegünstigt liebend freite,
Vor dem geschmückten heil'gen Traualtar.

Die feierliche, wonnevolle Stunde,
Die heißersehnte, endlich war sie da;
Fest klang es ihm, ihr aber weich vom Munde
Das bindende, so inhaltsvolle „Ja".

Denn in der unenthüllten Zukunft Schoße,
Da ruhen tief geborgen und gepaart —
Der Menschen unbekannte Schicksalslose —
Weh dem, wenn seiner nur ein trübes harrt!

Doch glücklich ist derjenige zu preisen,
Dem einmal wird ein freundliches zutheil,
Um ihm des Lebens rechte Bahn zu weisen
Zum eigenen und auch zu andrer Heil.

Wenn aber liebend Herzen sich gefunden,
Den zarten Seelenbund die Treue schloss,
Und ihn mit Rosenkränzen hat umwunden
Dann ist's des Menschenlebens schönstes Los.

Franz Tiefenbacher.

Seelensprache.

Noch schwieg mir deiner Stimme Laut,
Ich sah dein Auge ganz allein,
Was dieses stumm mir anvertraut,
Das zog mir tief ins Herz hinein. —

So groß ist keines Redners Macht,
So hold und lieblich kein Gedicht,
Als deines dunklen Auges Pracht,
Aus dem der tiefste Zauber spricht.

Beredter als die Allgewalt
Des Wortes deiner Wangen Glut,
Die ganze süße Huldgestalt,
Auf der mein liebend Auge ruht.

Das Wort verweht, und Lieb und Zorn
Verleugnet oft der spröde Mund,
Doch nur das Aug' der Seele Born,
Thut uns die volle Wahrheit kund.

A. J. Wood.

Die unsichtbare Schönheit.

Du kleiner Waldgast, herziger Pirol!
Der Erde schönstes Vöglein bist du wohl
Wie schimmern deine Flügelein so hold
Durchs helle Blättergrün wie eitel Gold!
Doch mehr noch als dein leuchtendes Gefieder
Bezaubern deine wundersamen Lieder.

Im kleinen Garten, unschuldsvoll erblüht,
Ein Röslein schüchtern mir entgegenglüht
Wie bist du, Blume, doch an Schönheit reich!
Die Blättchen purpurroth und sammetweich!
Doch, liebes Röslein, dass ich's nicht verhehle:
Mehr gilt dein Duft mir, deine zarte Seele.

O Mädchen, schön wie Röslein und Pirol!
Ahnst du dein Bestes, schönes Mädchen, wohl?
's ist nicht der Wange Blüh'n, das goldne Haar,
Dein Auge nicht so blau, so morgenklar!
Denn mehr als Glanz, der nur nach außen flimmert,
Gilt Schönheit, die in deinem Herzen schimmert.

M. Ernst

Die Arbeit.

Geht dih öfter im Leben
A Unglück hart on,
Hast d'Händ voller Arbat,
Denkst nit soviel dran.

Heut Freud, morgn Trauer,
So is's halt im Lebn,
Drum hat uns a Tagwerk
Der Herr dazuo gebn.

Und wonn of alln Wegn
's Herztoad ouf di tost,
Vergiss nit — die Arbot
Is a himmlischa Trost!

Hans Fraungruber.

D' Muatta.

Wann dih dein Lebn nit gfreut,
Wann dih dein Arbot reut,
Wonn dih dr Grund vatasst,
Wo's d'Anker gworfen host,
Tragst in dir selber nit
Kraft mehr und Frieden mit —
Wirst leicht on allen irr,
Nur — an der Muatta nia.

Allen machts koaner recht,
Manchen is 's beste z'schlecht,
Wonn's dih vostehn nit mögn
Hitst dn ko Fluach, ko Segn.
Aber is's wiedawöll,
Führt dih dein Thuan in d'Höll
Oder zun Himmel hie —
D'Muatta, dö gloubt on dih!

Hans Fraungruber.

Toleranz-Edict gegen trübe Stunden.

Von Friedrich Traugott Kolschy.

Mein Nochba, da Dochstoan,
Der timmt ma blad füa,
Wio die Liab von God Vodern
Za mia und za dio.

Gar oft is da Himl
Schön blaw und schön tloh,
Do siog i mein'n Dochstoon
Und root of koan Gsah.

An onnasmol regnts,
Da Reppt fallt ein,
Und i kriag von Dachstoan
Koan Blick und koan Schein. —

Und moanst, das i zag wia?
Mein Lebta tang nia;
Da Reppl oageht
Und da Dachstaan timmt füa.

Drum bin i nia trauri,
Mia fallt's ga nit ein;
Mit da Gottesliab hoaßt's ja
Sallds diad a so fein.

In Dtück und in Freidn
Da dtabst as woht leicht
Und g'spirstas, dass d Votatiab
Gattes nit weicht.

Bist afa im Undlück,
Sa jamma nit z'früa,
Denn die Liab van Gott Vodan
Kimmt doh wieda für.

Weinlied.

Der steirische Wein,
Der ist gar fein,
Auf den jan ma statz da im Land;
In Steiermark sein
Und nöd achten den Wein,
Dös war ja die größte Schand.

Wer trinkt nöd den Saufaler gern von Kitzegg
A paar Liter Pickerer auf an Fleck,
Am Stadtberg in Pettau – und in Radkersburg drunten,
Da habn's an guaten Trapfen an gfunden.
Na und vam Kerschbacher kann ich nur sagn,
Der hat schon gar viele fest anpackt beim Kragn.

Aber der Luttenberger, der echti,
Der ist gar prächti,
Das ist mein Mann,
Der geht allen varan.

Am Eggenberger muaß muß ma si gwöhna,
Er thut, sagns, im Hals mangsmal a weng brenna.
Na aber der Schilcher draußen in Stanz,
Burgegg oder Ligist, der macht seine Tanz.
Und den Brandtner, den soll ma extra ehren,
Schan aus Lieb für an hohen und guaten Herrn.

Aber der Luttenberger, der echti,
Der is gar prächti,
Der ist mein Mann,
Der geht allen voran.

K. Still.

Lustige Zeitung.

Vertheilung von Nothstandsgeldern. Bürgermeister: „Vom Landeshilfsverein sind uns an Nothstandsgelder Tausend Mark zugeschickt worde. Wir wolle uns nun berathe, wie mer se am beschte vertheile. Ich meen', 's wärs' allereensachste, wir nemmeten die Steuerlist' her, un wer die meischte Steure bezahlt, kriegt aach die meischte Unterstützung." — Alle: „Recht, Borgermeeschter! So mache mer's, die arme Leut' hawe jo doch am wenigste verlore."

Das Intermezzo. „Ach, dieses Intermezzo!" flötete sie. — „Welches Intermezzo?" fragte er. — „Das Intermezzo in der neuen Oper war doch ganz reizend!" — „Aber, Liebste, die neue Oper hat ja gar kein Intermezzo!" — „Na un, den Zwischenact meine ich, wo wir im Foyer Sect tranken."

Wegelagerer (zum ausgeplünderten Wanderer): „Was sind Sie denn eigentlich von Hause aus?" — „Ro—Ro—Romanschriftsteller." — „Na, da sind Sie wieder mal recht billig zu 'nem Stoff gekommen, Sie Schwerenöther, Sie!"

Von dem unlängst verstorbenen französischen Senator Renaud folgende Geschichte: Als er aus seiner Heimat in den Pyrenäen zum erstenmal als Senator nach Paris kam, mietete er in einem Gasthofe einige Zimmer und bezahlte die Miete für einen Monat, hundertfünfzig Franken, im voraus. Der Besitzer fragte den Senator, ob er nicht eine Quittung haben wolle. „Nein", antwortete Renaud, „das ist nicht nöthig, Gott hat es ja gesehen." — „Glauben Sie an Gott?" fragte der Wirt. — „Selbstverständlich! Sie doch auch?" — „Nein, Monsieur, ich nicht." — „Ah", meinte nun der Senator, „in diesem Falle werde ich mir doch eine Quittung ausbitten müssen."

„Hören Sie mal", fragt ein Reisender, der von einer Bahnstation mit dem

Omnibus nach einem benachbarten Markt fahren will, den Kutscher, „die Passagiere müssen bei Ihnen doch alle in denselben Wagen, Sie haben aber drei Preisclassen — worin besteht denn da der Unterschied?“ — „Schau'n S'“, sagt der Kutscher, „wenn wir halt an den Berg kommen, darf die erste Classe sitzen bleiben, die zweite muss aussteigen und die dritte mitschieben!“

In den kürzlich veröffentlichten Briefen Hebbels an seine Frau theilt er eine Geschichte von Uhland mit, die er von einem früheren Hausfreund des Dichters erfahren hat. Uhland zankt sich einmal mit seiner Frau und beschließt, sie dadurch zu bestrafen, dass er drei Tage lang kein Wort mit ihr spricht. Das hält er auch redlich, und als beide nach abgelaufener Strafzeit bei Tische sitzen, fragt er sie: „Nun?“ Sie blickt verwundert auf, und er fragt weiter: „Merkst du nichts?“ Sie erwidert ganz ehrlich: „Nein!“ und nun ergibt sich, dass sie in den drei Tagen des Grimms eine Veränderung gar nicht gespürt hat.

Ehrlich. Jim: „Ehrlichsein bezahlt sich immer.“ — Bill: „Das war doch früher nicht!“ — „Sag mal, erinnerst du dich noch an den Köter, den ich vorige Woche gestohlen hab'?“ — „Natürlich!“ — „Also ganze zwei Tage bin ich 'rumgelaufen und hab'n verkaufen wollen, zuletzt für 'nen halben Dollar; aber keiner wollt ihn haben; da hab' ich ihn zu guter letzt der Dame wiedergebracht, der er gehört und fünf Dollars Belohnung hab' ich dafür gekriegt!“

Verrathen. „Emil, es ist schauderhaft, was ich von dir hab' hören müssen — du seiest gestern abend total betrunken gewesen!“ — „Ha! Verleumdung! Wer verbreitet eine solche Lüge?“ — „Herr Müller hat's seiner Frau erzählt!“ — „Was, der! der lag ja bei mir unterm Tisch!“

Bücher.

Das Jenseits des Künstlers. Von Dr. Friedrich von Hausegger. (Wien. Karl Konegen. 1893.)

Von diesem eben erst angekommenen Buche habe ich einstweilen nur ein wenig genascht. Für einen Reconoaleszenten ist es fast zu schwer, in seiner ziemlich gelehrt philosophischen Ausdrucksweise, die aber in ihrer Art viele Schönheiten hat. Das Buch enthält eine erstaunliche Fülle von Ideen, worunter es auch ganz neue gibt. Mir liegen manche etwas ferne, allein für geübte Nachdenker, das heißt für Leute, welche besondere Fähigkeiten besitzen, einem geistvollen Vordenker scharf und prompt nachdenken zu können, ist das Werk gewiss von höchstem Genuss. Mir passiert es bei solchem Lesen gar so häufig, dass mein Gedankenrösslein, angeregt von dem Gelesenen, eigene Wege trabt. Meine Gedanken gestalten sich selbständig. und die Gestalten wollen sich schließlich dem vorauswandernden Philosophen nicht mehr fügen. Also hat auch Hausseggers Werk vielfach anregend gewirkt. Besonders interessierten mich in demselben die Gedanken über die Productivität des künstlerischen Schaffens, über die Natur des Traumes und seine Verwandschaft mit dem Wahnsinn, über künstlerisches Schauen, über das Naturschöne, über das Symbol, über die Begriffe des Wahren, Guten und Schönen u. s. w. Eine wohlgegliederte, reine und tiefe Weltanschauung ist in dem Werke niedergelegt; wäre es im Stile etwas weniger speculatio, etwas mehr anschaulich gehalten, etwas mehr aus Leben und Erfahrung schöpfend, es würde noch zahlreichere Verehrer finden, als ihm ohnehin gewiss sind. Doch das Buch nennt sich ja „Jenseits des Künstlers“, und die Philosophie ist nicht sinnlich. Der denkende Geist ist der Gegensatz zur künstlerischen Seele. Wer eine solche hat, sie aber nicht bloß empfinden, sondern auch verstehen will, der lese „Das Jenseits des Künstlers.“

R.

Martin Greif. Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens, mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen und seine Stellung in der deutschen Literatur von Dr. S. M. Prem. Mit Porträt und einer Abbildung. Leipzig. Renger'sche Buchhandlung. (Gebhardt & Wilisch. 1893.)

Diese Schrift soll, wie der Verfasser in den einleitenden Worten sagt: „ein Beitrag zur reichhaltigen Literaturgeschichte unserer Zeit sein, indem sie die Wirksamkeit eines mitlebenden Dichters behandelt, dessen Bedeutung im deutschen Schriftthume größten-

theils noch bestritten ist" Literarische Arbeiten dieser Art gehören zu den schwierigsten, weil der Beurtheiter trotz aller vermeinten Objectivität leicht nach der einen oder anderen Seite abschweifen kann; die Schwierigkeiten häufen sich aber noch, wenn der Dichter, wie im vorliegenden Falle, auf dem Höhepunkte des Schaffens steht, sich mitten im Gewühle einander bekämpfender Meinungen befindet und seine Wirksamkeil somit ein abschließendes Urtheil noch nicht gestaltet. Dr. Prem, durch seine trefflichen literarhistorischen Arbeiten bestens bekannt, versucht in dem vorligenden Buche den Lebensgang und das Dichten Martin Greifs in der Art darzustellen, dass er den Zusammenhang zwischen beiden stets berücksichtigt und dadurch die Entstehungsweise der Dichtungen klartegt. Auf diese Weise erhalten wir die genetische Entwickelung sämmtlicher Schöpfungen Greifs. An der Hand des kundigen Führers verfolgen wir das Leben des Dichters, wir lernen seinen Bildungsweg kennen, wir erfahren, was für seine Entwicketung von Wichtigkeit und Einfluss war, welche Bildungselemente auf ihn einwirkten, warum er so und nicht anders wurde. Prem entrollt vor uns das Leben des Dichters, aber — und das ist ein nicht hoch genug anzuerkennendes Verdienst — er hält sich dabei nur soweit auf, als es für die Beurtheilung der Dichtungen von Einfluss ist. Eine solche weise Beschränkung ist jedem Biographen zu empfehlen. Die elf Capitel seines Buches besprechen daher nur die Hauptpunkte im Leben Greifs, der größte Theil der Schrift ist den Werken des Dichters gewidmet. Sowohl die lyrischen wie die dramatischen Schöpfungen erfreuen sich der gleich sorgfältigen Beurtheilung. Prem verfügt über eine große Belesenheit in der einschlägigen Literatur. Er hal die Kritiken über seinen Dichter nicht allein gelesen, er hal auch ihren Wert geprüft, er stimmt zu oder verwirft, aber er thut dies nicht kritiklos, er bildet sich seine Ansicht selbst. Das Buch gehört zu den besten kritischen Biographien; Prem zeigt nicht allein, dass er ein scharfes sicheres Urtheil hat, er erweist sich auch als trefflicher Stilist, der sich seiner Aufgabe in ebenso gewandter wie formvollendeter Weise zu entledigen weiß. In einer Zeil, da die Stilverwilderung so besorgniserregend platzgreift, ist ein solches Werk doppelt willkommen. Dr. E. M Prems Buch sei daher aufs beste empfohlen.

Emil Soffé.

Aus der Mansarde. Neue Gedichte von Albert Möser. Fünfte Sammlung. (Bremen. M. Heinsius' Nachfolger. 1893.)

In der Mansarde, in schlichter Dachstube sitzen noch immer die Besten. Guter Wein in kunstvollem Becher, diese Bezeichnung der Möser'schen Poesien möchte auch für diese neue Sammlung leidlich passen. Nur wenige haben wir, die mit der Leier den Weg der Classiker wandeln, darum müssen doppelt hochhalten unseren Möser, in welchem classischer Geist noch einmal aufleuchtet. Das Gedicht: „Schönheit", welches an anderer Stelle dieser Zeitschrift veröffentlicht wird, charakterisiert denen, die den Dichter noch nicht kennen, ihn am besten. M.

Die nationale Wiedergeburt des jüdischen Volkes in seinem Lande als Mittel zur Lösung der Judenfrage. Ein Appell an die Guten und Edlen aller Nationen. von Dr. Nathan Birnbaum. (Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1893.)

Den Juden pflegt man nachzusagen, dass sie kosmopolitisch wären und keinen nationalen Sinn hätten. Das mag schon sein. Der Jude wird kaum deutschnational, oder französischnational oder slavischnational sein wollen. Er hal den Sinn für Nationalität verloren, weil das Judenthum selbst keine Nation sein konnte und durfte. Doch seit jeher war im Judenthum eine Sehnsucht nach einem eigenen nationalen Reiche, nach einem jüdischen Heimatlande. Diese Sehnsucht hat sich in neuerer Zeit zu einer Bewegung gestattet, in Palästina werden mehr und mehr jüdische Colonien gegründet, wozu unter anderem auch der Pariser Rothschild die Hand reicht. Häufiger und lauter verlangen jüdische Stimmen eine völkerrechtliche Anerkennung des Judenvolkes als Nation mit dem Stammsitze in Palästina. Sie sagen selbst, dass bei der Anbequemung der Juden an fremde Völker nichts Rechtes herauskäme, dass, wo es geschehe, sie es wider Willen thäten und dass ihre jetzige Zwitterstellung nur geeignet wäre, sie zu demoralisieren. In diesem Sinne ist auch die obengenannte Broschüre geschrieben. Sie wendet sich an die wohlwollenden und einflussreichen Elemente mit der Bitte, durch Rath und That die nationale Wiedergeburt der Juden zu unterstützen. Diese Schrift leugnet nicht die Calamitäten, die der heutige Jude, in fremde Völker gemischt, anrichtet; sie behauptet, dass in Palästina mehrere Millionen Juden von der Landwirtschaft leben könnten und dass jene Juden, die wohl immer noch in fremden Ländern sein müssten, als Mitglieder einer selbständigen Nation eine ganz andere Stellung einnehmen würden als jetzt, und der Antisemitismus vollständig seine Begründung verlöre. Für den Schutz des türkischen Staates wollen die Juden in Palästina

treue Unterthonenpflicht erfüllen und eine Quelle des Wohlstandes sein. Die jüdische Nation in Palästina würde ein versöhnendes und vermittelndes Element zwischen dem Oriente und dem Occidente sein. — Also die Schrift, von der man stellenweise glauben könnte, ihr Verfasser wäre Antisemit. Er ist aber Jude, und ihm scheint es mit seinem Vorschlage ernst zu sein. Nach meiner Meinung müssten auch die Antisemiten mit vollen Segeln darauf lossteuern, dass dieses Ideal der nationalgesinnten Juden Erfüllung fände. Ein nationales Judenreich in Palästina, vorläufig natürlich unter türkischer Herrschaft, wäre doch vielleicht die einzig richtige Lösung der so schwierigen Judenfrage. Wenn sich dieser Lösung aber jemand entgegenstellen sollte, so — fürchte ich — werden es — die Juden und die Antisemiten sein.

M.

Vom Lebenswege. Gedichte von Hans Hoffmann. (Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind. 1893.) Der in seinen prosaischen Schriften durch tiefen und humorvollen Gedankenreichthum bekannte Dichter bringt in seinem neuen Buche „Vom Lebenswege" in Gedichten lyrischen und epischen Inhaltes ein in Verse gesetztes, oft schalkhaft ausgeschmücktes Tagebuch. Das besungene Leben muss ein sehr bewegtes gewesen sein, wurde aber sichtlich in allen seinen Momenten in vollen Zügen genossen. Dass manche dieser Züge zu tief gethan wurden, erzählt uns der Theil „Reue", dass sie aber verzeihlich und also nicht von unheilvollen Folgen waren, lehren uns wieder die Abtheilungen „Neues Glück", „Neue Ausfahrt und „Daheim". Die leichte, flüssige Erzähl- und Sangweise hilft uns über einige etwas derbe Ausfälle hinweg.

Armin.

Geschichte des Marktes Pöllau in Steiermark. Von Alfons Egle. (Graz. Leykam. 1893.)

Das alte gewerbsfleißige Pöllau in der nordöstlichen Steiermark mit seiner ziemlich bewegten Geschichte, seinem Chorherrenstifte, welches nach zweihundertneunundachtzigjährigem Bestehen 1785 aufgelöst wurde, mit seinen großen Getreidemärkten u. s. w., hat in Egle einen vortrefflichen Chronisten gefunden. Stets wohlgeordnet, schlicht und sachlich führt der Autor uns durch alles Wesentliche des schönen Ortes, welcher in der Gegenwart neuerdings aufblüht und besonders eine beliebte Sommerfrische zu werden verspricht. Das an Gewährsmänner, wie Ferd. Krauß, Dr. Zwaf u. a. sich haltende, mit Bildern gezierte Werkchen ist ein gutes Vorbild für derlei Ortsbeschreibungen. Möchten auch andere alte Culturstätten unseres Heimatlandes ihre Beschreiber finden. Sind alte Urkunden gleichwohl recht spärlich zu finden, etwas Besonderes gibt's doch fast in jedem Orte, und sei es oft auch nur aus der Volkstradition hervorzuholen. Überhaupt könnte stets das Ethnographische ein wenig in den Vordergrund treten, denn das lebendige Volk ist auch eine Urkunde aus alten Zeiten.

R.

Tiroler Volkslieder. II. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1893.)

Die Stücke dieser Reihe gehören zu den allerlöstlichsten der ganzen Sammlung. Viele Lieder, die man sonst in Büchern nirgends findet, kommen da vor, besonders sind es die Spott- und Schelmenlieder voll ursprünglichen Bauernwitzes, die es uns anthun. Ein paar Kriegsgesänge aus den Befreiungskämpfen, einige Weihnachtslieder sind vorhanden und der Liebe wird durchaus nicht vergessen. Lieder wie „Das Rehhendl" sollten natürlich nicht gedruckt werden, erhöhen aber den Wert der Sammlung.

M.

Zweihundertzweiundfünfzig Jodler und Juchezer (Jodler und Juchezer. Neue Folge.) Von Dr. Josef Pommer. (Verlag Rebay und Robitschek. Wien. 1893.)

Dieses schmuck ausgestattete Büchlein gleicht einem Vogelhaus voll schmetternder Finken, dem grünen Walde im Frühling, einer Sennhütte voll verliebter Brendlerinnen und Wildschützen. Eine große Zahl urwüchsiger Jodler und Juchezer, die in unseren Alpen das Echo der Felswände wecken, das Dirndl grüßen und den Jäger rufen, sind hier eingefangen, und wer auf die Berge steigt oder im Walde auf weicher Moosbank schwelgen will, der kann das lustige Völklein in der Tasche mit sich tragen.

Das Freigeborne soll nicht gefesselt werden, die kecke Gemse gehört nicht in den Park, die Alpenrose nicht in den goldbronzierten Blumentopf, und der Jubschrei der Alpenkinder nicht in blanken Notenköpfen auf den Tisch der Salons — aber so ist auch das Büchlein Dr. Pommers nicht gemeint. Es soll ein Begleiter sein auf fröhlicher Wanderung, ein Genosse in lustiger Runde, und da sind die frischen „Jodler und Juchezer" eine gar muntere Gesellschaft, die besser zur grünen Heimat passt, als das süßeste Ständchen ans Liebchen unter dem Rebendach. Das Buch ist dem deutschen Volksgesangvereine in Wien gewidmet, den der Verfasser zur Pflege des echten Volksliedes gegründet hat, und so sind Geber und Empfänger der schönen Gabe würdig.

die jedem Freunde volksthümlichen Empfindens mehr sagen kann, als die gelehrteste Abhandlung über die Älpler und ihr Wesen. Wer Durst fühlt nach einem vollen Zuge aus der quellfrischen Tiefe der Volksseele, der kann sich hier Genüge trinken. Wohl bekomm's! H. F.

Chiemgauer Volk. Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmannes. Von Hartwig Peetz. Aus seinem Nachlasse. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1893.)

Dieser Schriftsteller gehört in die Gruppe J. Lentner, J. Steub u. J. Wolf, also zu keiner schlechten Schule. Die Schilderungen sind in der Form hie und da zwar etwas ungefüg, aber naturwahr und nicht langweilig. M.

Rothes und blaues Blut. Von Heinrich von Reder. Mit einer Illustration. (München. Dr. E. Albert & Co.)

Die erste Erzählung behandelt die Liebe eines Falkoniers von niederer Abkunft zu einem Edelfräulein aus der Zeit, da noch die Reiherbeize zur Belustigung des Adels gehörte. Die zweite die Geschichte eines Fischermädchens am Starnberger-See, in welche Lieder über den tragischen Tod des unglücklichen Königs Ludwig eingeflochten sind. V.

Aus der Heimat Hamerlings. Den Manen des Dichters gewidmete Bilder aus dem Waldviertel von Josef Allram. Mit fünf Abbildungen und einem Facsimile. Zweite Auflage. (Wien. A. Hartleben.)

Dieses Werkchen enthält außer einer poetischen Widmung die Lebensgeschichte des Dichters, sein Sterben, sein Begräbnis, ferner eine interessante Schilderung des Waldviertels mit seinen Hamerlingstätten, das Verhältnis des Dichters zur Heimat, das Hamerling-Denkmal im Waldviertel, sowie die Geschichte desselben. Der schönste Schmuck ist ein Facsimile, welches nach einer Handschrift des Dichters vom 13. Juli 1888 — also genau ein Jahr vor seinem Tode — gefertigt ist, sowie zwei bisher nicht veröffentlichte Jugendgedichte aus der Studienzeit Hamerlings vom Jahre 1845. Nachdem das Büchlein zu Gunsten des Denkmalfonds herausgegeben wurde, sollte es kein Freund der Muse Hamerlings verabsäumen, sich dasselbe anzuschaffen und dadurch zu einem edlen Zwecke sein Scherflein beizutragen. V.

Die Rose des Logarithales. Eine Dichtung aus den steirischen Bergen von Ferd. Ebhardt. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1893.)

Dieser sinnigen Dichtung merkt man's wohl an, dass sie nicht gemacht, sondern gewachsen ist. Sie hat manche Formschönheiten, und ist reich an echten Gemüthstönen. Den Lesern dieses Blattes ist der Verfasser nicht unbekannt. M.

Die Verlagshandlung von Stephan Geibel in Altenburg sendet uns das erste Heft eines neuen Unternehmens: „**Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871**“ von Karl Zeitz, illustriert von R. Starcke-Weimar zu.

Das Werk soll in etwa 18 Lieferungen mit 170—180 Originalzeichnungen und einer Karte des Kriegsschauplatzes erscheinen und bis Weihnachten fertig vorliegen. Der Verfasser, jetzt Brauereibesitzer in Meiningen, lebte vor Ausbruch des Krieges in Paris, das er jedoch sofort nach der Kriegserklärung verließ. Die Schilderungen der französischen Zustände beim Ausbruche des Krieges, deren Augenzeuge er war, sind sehr interessant; die Schreibweise ist kurz, sachlich, packend und durchtränkt von Humor: Starckes Zeichnungen bilden eine treffliche Ergänzung zu dem Text. V.

„**Paberkows Plan von Wien**“ (mit allen neunzehn Bezirken nebst ausführlichem Straßenverzeichnisse), der den Bedürfnissen der nun erweiterten Großstadt Rechnung trägt.

Wir finden in dem Plane ein ganz neues System verwirklicht, wodurch jedem Besucher Wiens die sofortige Auffindung der gewünschten Straße oder irgend eines beliebten Objectes leicht ermöglicht wird. V.

Begründung zu einem Umtausche des Baugrundes für das neue allgemeine Krankenhaus. Zur ernstlichen Beachtung empfohlen von einem Grazer. (Graz. Leykam. 1893.)

Das neue Krankenhaus mit Infectionsspital soll nicht, wie leider im Zuge, am Eingange des Stiftingthales angelegt werden, sondern in der Gegend, wo der Grazbach in die Mur fließt. Die Gründe hiefür sind in dieser Schrift schlagend angeführt. Den Tag, an welchem die Vertegung des Krankenhauses an den Eingang des Stiftingthales endgiltig stattfindet, mag Graz in seiner Chronik als einen Unglückstag bezeichnen. M.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Leopold von Rankes Leben und Werke. Von Eugen Guglia. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1893.)

Rund um die Adria. Ein Skizzenbuch von Josef Stradner. Mit 34 Illustrationen von Franz Schlegel. (Graz. Leykam.)

Weder Communismus, noch Capitolismus. Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage von Karl Jentsch. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1893.)

Aus dem Poris der dritten Republik. Bilder und Skizzen von Paul Lindenberg. Zweites Bändchen. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Jungfer Justine. Schauspiel in vier Acten von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1893.)

Die Schmiede am Oderwald. Ein episches Gedicht von A. Th. Schmidt. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Neue Gedichte. Von Paul Lanzky. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1893.)

Gedichte. Von M. J. Lermontoff. Aus dem Russischen, im Versmaß des Originals von Friedr. Fiedler. (Leipzig. Ph. Reclam jun. 1893.)

Zu Thol. Gedichte. Dritte Sammlung von S. Fritz. (Leipzig. Karl Reißner. 1893.)

Moderne Sonette und Vierzeller. Von Wolfgang Madjera. (Wien. Karl Konegen. 1893.)

Kräuli und Unkräuti. Gedichte in oberbairischer Mundart von Georg Eberl. Mit einem Vorworte von Dr. Carl Zettel. (Regensburg. Hermann Bouhof. 1893.)

Im neuen Burgtheater. Kritische Streiflichter. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Aug. Radnitzky, der „Fink von Mattsee", Senior der österr. Dialect-Dichter ꝛc., mit Porträt. (Salzburg. Hofbuchhandlung Heinrich Dieter.)

Im trouten Heim. Ein österreichisches Familienblatt. Wien. (Karl Fromme.)

Touristische Mittheilungen. Blätter für praktische Touristik, für Alpen- und Naturkunde. Redigiert von Heinrich Kempf. (Wien.)

Meran in seiner Beziehung zur leidenden Jugend. Vortrag, gehalten in der Generalversammlung der Section Meran des deutschen und österreichischen Alpenvereines von Dr. phil. Fritz Petermann. (Curvorstehung von Meran.)

Postkarten des „Heimgarten".

K. K., Mürzzuschlag: Wir sind ganz anderer Meinung. Je mehr Blätter jener Art schimpfen und um sich schlagen, desto erträglicher werden sie. Das frische Temperament entschädigt sie für ihre Gehaltlosigkeit.

Th. P., Graz: Unechte Reime? Das kommt in den besten Häusern vor. Z. B. bei Schiller, in seinem schönsten Gedichte „Das Lied von der Glocke":

„Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hats erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild."

oder:

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift."

u. s. w. Übrigens braucht keiner, der die Fehler der Classiker nachzumachen versteht, sich deshalb für einen großen Dichter zu halten.

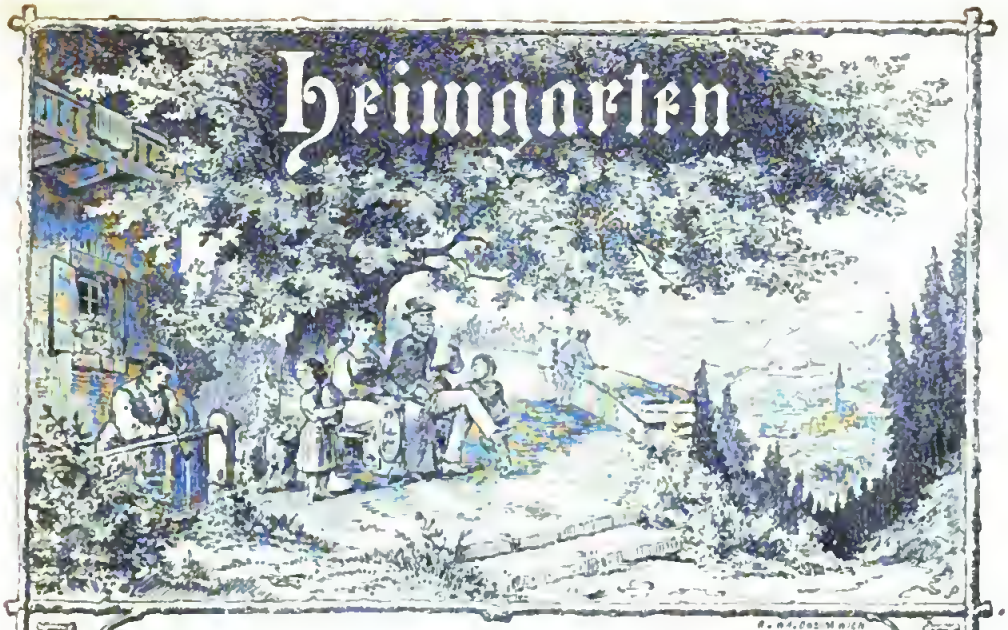
F. G—ster in H. Sie sind der Ansicht, daß es ein Unglück, eine Unmöglichkeit wäre, die Heere zu vermindern. „Ein solcher Zustand ist in cultureller und in national-ökonomischer Beziehung undenkbar", sagen Sie. Hören Sie folgendes Gleichnis, das Herr Louis Ruchonet, der Präsident des Berner Congresses der Friedensfreunde, während der Festtafel in Luzern zum besten gegeben und beherzigen Sie dessen Moral. „Wenn heute das Unglück wollte" — so sprach der ehemalige Präsident der Eidgenossenschaft, als jemand eine Bemerkung, ähnlich der Ihrigen, fallen gelassen — „daß die Sonne sich plötzlich gänzlich verfinsterte, so würden die Menschen alles aufbieten, um künstliche Wärme und künstliches Licht zu schaffen. Neue Industrien und Berufe würden erstehen; und käme dann, nach ein paar Generationen, einer mit dem Vorschlage, die Sonnenverfinsterung wieder abzuschaffen, da hieße es allgemein: „Das wäre ein Unglück, eine Unmöglichkeit — was sollte denn mit den Wärmefabriken, was mit den unzähligen Strahlenarbeitern geschehen!" — „Waffen nieder!"

* In der Besprechung des Scheffelbund-Jahrbuches, Seite 638, ist der Name des Mitarbeiters Fr. Boron Schrenk aus Versehen ungenannt geblieben.

* Hamerlings Brief im „Heimgarten" Seite 630 ist nicht an Ludwig Pollack gerichtet, wie irrthümlich angegeben wurde. Der Adressat ist unbekannt, der Brief aber echt.

* Es wird gebeten, Manuscripte unverlangt nicht zu schicken, da für solche Einsendungen keine Bürgschaft geleistet werden kann.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



10. Heft. Juli 1893. XVII. Jahrg.

Der versteigerte Herr Gemahl.

Eine Geschichte nach der neuen Art von Hans Malser.

Der Marxl drängte sich gemeinsam mit seinem fürnehmen Freunde durch das Kirchtagsgewühl und stieß unversehens einen Obstkorb um, so daſs etliche honiggelbe und wahrscheinlich auch honigsüße Kaiserbirnen dem lieben Christenvolke unter den Beinen umherkollerten. Natürlich hub die dicke Obstkrämerin nun ihre Prachtstimme empor und schmiſs dem sich eilig weiterschiebenden Burschen etliche Kosenamen nach, als Büffelochs, Tagedieb, Mordbrenner, Ehebrecher u. s. w.

„Was hat sie gesagt?“ fragte der Marxl seinen fürnehmen Freund, „Ehebrecher hat sie gesagt?“

„Na, das wäre auch weiter was!“ antwortete der Fürnehme.

„Hi, hi“, lachte der junge Bauernbursche. „Ehebrecher, das kunnt ich gar nicht sein.“

„Wäre nicht übel!“ meinte der Fürnehme, „so ein kernfrischer junger Kerl da!“

„Ich bin ja gar nicht verheiratet!“ lachte der Marxl.

Sie waren schon vor dem Dorfe draußen. Der Fürnehme streckte seine Hand aus gegen die Gartenhecke und riſs einen Hagebuttenzweig ab.

„Mein Freund!“ sagte er dann zum schlanken und aufgeweckten Bauernburschen. „Siehst du, ich besitze keinen Hetschepetschbusch und habe doch einen Zweig gebrochen. Verstehst du?“

„Haben dich die Dornen nicht in die Finger gestochen?“ fragte der

Marxl nicht ungeschickt. Der andere warf den Zweig in den Straßengraben und steckte die Hand in den Sack.

„Nein, das wär' mir auch zu dumm", versetzte nun der Marxl, zum Zeichen, dass er recht wohl verstanden hatte.

Da die beiden das Marktgetriebe hinter sich hatten, blieb der Fürnehme stehen und fragte den Bauernjungen: „Sag mal an, Marx, wie viele Geburtstage hast du schon gehabt?"

„Einen", antwortete der Bursche.

„Eh, das glaube ich dir. Wie alt du bist, frage ich dich."

„Neunzehn und einhalb."

„Ganz schön. Für ein solches Alter thust du noch verdammt unschuldig. — Blicke einmal zurück auf die Leute dort im Kirchtag. Männer und Weiber, alles durcheinander. Und lauter solche — von bewusster Art."

„Lauter?"

„Was über sechzehn oder siebzehn Jahre ist."

„Lieber Herr Poiser, da wirst du dich wohl irren", meinte der Marxl.

„Am Ende strafest du mich Lügen, indem du hingehst und jeden und jede extra befragst, ob's wahr ist!" lachte der Fürnehme. „Dir werden sie die Wahrheit schon sagen, ich bin überzeugt davon."

„Du nimmst das Maß vielleicht von den Stadtleuten", sagte der Marxl, „nein mein Lieber, mit so einem Strick lassen wir auf der Bänerei uns noch lange nicht messen."

„Du bist ja ganz aufgeregt", sprach der Fürnehme. „Sonst treibt ihr Bauern ein wahres Luderleben und macht gar kein Geheimnis daraus, in jedem Trutzliedel und Schnaderhüpfel beichtet ihr's in die Welt hinaus. Warum just in dem einen Punkte so manierlich? Was ist's denn weiter? Wem schadet's denn, wenn ein frischer Ehemann seiner Verehrtesten zur Schonung anderswo ein bisschen nascht?"

Der Marxl blieb wieder stehen: „Lass Zeit, da muss ich erst nachdenken. Wenn er ein bissel nascht, sagst du. Ob's wem schadet?"

„Ob's der lieben Ehegattin schadet?"

„Ah, nur das. Na, der schadet's eigentlich nicht, heißt das, wenn du nicht heimlich Milchkreuzer zahlen musst vom Geld, das ihr, das deiner Familie mitgehört."

„Ach Gott, man ist ja klug."

„Jetzt denke dir Poiser, deine Frau —"

„Was, meine Frau?"

„— wäre so klug wie du."

„Knäbchen, die Frau, das ist etwas anderes. Der Fehltritt — ach ja, nennen wir's so, deinem moralischen Herzen zuliebe — hörst du, der Fehltritt des Ehemannes compromittiert die Familie nicht, der Fehltritt der Frau jedoch — wenn er offenkundig wird — der compromittiert."

„Na, und ordentlich!" rief der Marxl lustig aus. „Aber mich däucht, Poiser, er thut mehr als com — com —"

„—promittieren!" half der andere freundschaftlich nach.

„Wenn dem Mann das Haus niederbrennt, wenn er blind wird auf beiden Augen, wenn er seinen ehrlichen Namen verliert, wenn ihm das liebste Kind stirbt, so ist das ein Unglück. Und es ist doch alles miteinander nichts dagegen, als wenn ihm sein Weib untreu wird." So sagte der Marxl.

„Ein kluger Mann geht schweigend darüber hinweg."

„Ich danke schön", sagte der Bauernbursche. „Und hast morgen vielleicht das Kuckucksei im Haus. Es ist eins. Ja? Nein? Nu freilich ist's eins. Du starrst es täglich an und suchest in seinem Gesichte Familienähnlichkeit, und findest keine. Die Augen sind nach aufwärts geschlitzt, oder noch abwärts, der Kopf ist zu spitzig oder zu platt, das Geschrei, wenn es den Mund aufthut, ist wie Elstergekreisch. Deine Kinder

sind ganz anders. Ja, vielleicht willst du dich zwingen und nichts merken lassen von deinem Elende, aber jeden Tag erinnert dich das Wesen daran, was dir deine liebste Frau Gemahlin angethan hat, es ist ein Denkmal von ihrer Falschheit und deiner Schand! Und dieses Denkmal mußt du in deinem Haus haben, mußt es füttern und kleiden und erziehen und versorgen, und das Ding führt deinen Namen. — Wenn mir so was passieren thät, verflucht und vermaledeit!" Eine grauenhafte Handbewegung machte der Bursche — „zuerst sie — nachher mich!"

„Ei nun, darum sage ich ja, es ist etwas anderes, wenn sie's thut, als wenn er", entgegnete der Fürnehme.

„Aber sie thut's ja doch, sagst du!" rief der Marxl. „Und wenn man's nimmt, sie ist in einer größeren Versuchung als er. Ihn versucht so leicht niemand anderer, er versucht sich nur selber und geht hin und überredet eine. Sie hat auch eine eigene Versuchung, jetzt kommt noch die von ihm dazu, jetzt sind zwei böse Geister gegen den einen guten Willen, und da muß sie freilich schwach werden."

Bleibt wieder der Fürnehme stehen und sagt zum Bauernburschen: „Herr Marxl, du sprichst wie ein Philosoph! Du mußt auf der Universität gewesen sein!"

„Ja freilich, auf der, die dort steht", antwortete der Marxl und deutete gegen das Dorfschulhaus. „Weißt, wer nicht ganz vernagelt ist, der braucht für so was keine U — Universität."

„So wirst du wohl auch weise genug sein, niemals zu heiraten!"

„Hörst du Poiser, für das mußt schon du mir die Weisheit leihen. Wenn man dir zuhört, wie es im Ehestand hergeht, nachher mach' ich's wie die sieben Sacramente im Katechismus — die Ehe wär' mein letztes."

„Junger Freund", sagte der Fürnehme, „mache es wie ich. Ich bin ja auch verheiratet und sehr glücklich. Ich habe meine Frau sehr lieb und bin ihr auch treu, vollkommen treu, das heißt — es geschieht ja aus Rücksicht für sie, — wenn —. Deshalb braucht man ja keine zu verführen und sich keiner zu verpflichten. Wenn du mit einer Ledigen umgehst, so wirst du bald in der Patsche sitzen, das ist sehr gefährlich. Es gibt genug unglückliche Ehefrauen, die von ihren Männern schlecht behandelt werden, genug gibt es solcher, ein gutes Werk ist es, sich ihrer anzunehmen, verstehst du mich?"

Nun blieb wieder der Marxl stehen, mit seinen grauen Äuglein blinzelte er den Fürnehmen an und flüsterte: „Poiser, eigentlich habe ich mir das auch schon gedacht."

„Lieber Gott, wer hätte sich das nicht gedacht", rief der andere. Dann setzte er leise bei: „Sage mir einmal, Marxl, du gehst im Dachsbauernhause aus und ein."

„Das wohl, ich komm' immer einmal hin."

„Sage mir, wie leben denn die zwei miteinander? Die Bauersleute, meine ich."

Der Marxl zuckte die Achseln alle beide: „Wie es halt schon oft geht."

„Sie ist ein bildsauberes Weib", sagte der Fürnehme.

„Wer?"

„Die Dachsbäuerin. Was meinst, Freund, wäre da nichts zu machen? Einen Besuch möchte ich machen."

Jetzt schaute ihn der Bursche an.

„Ich meine, ob —"

Das Gesicht vom Marxl! Dann zuckte er wieder die Achseln, was soviel heißen konnte als: Weiß ich's? oder: Möglich! oder: Vielleicht!

Der Fürnehme musterte den Burschen. Dann drohte er mit dem Finger: „Ich glaube gar! — Marxl, Marxl!"

„Aufrichtig, Gott nein, ich nicht!" rief der Bursche.

„Na nu, ist alles eins“, also wieder der andere. „Ich will einmal meinen Besuch machen im Dachshofe. Mit dem Bauer bin ich ohnehin schon bekannt, der war unser Führer im vorigen Sommer, als die große Partie auf den Hochnok gewesen ist. Sein Weib hat seither meiner lieben Frau ein paarmal Eier gebracht. Brave Leute sind's, recht brave Leute. Will sie doch einmal besuchen. Wann glaubst du denn, dass der Dachsbauer am sichersten zuhause ist?“

„Das will ich dir schon sagen“, antwortete der Marxl, „morgen zum Beispiel ist er den ganzen Tag nicht zuhause. Weißt, er hat sein Ausnahmshäusel verkauft, das unten im Thal steht, weil er glaubt, dass er keine Kinder kriegen wird und also sein Lebtag auf dem Hof sitzen bleiben kann. Und jetzt morgen täßt er vom Häusel die Einrichtung versteigern, Kisten und Kästen und lauter so atte Sachen. Ist eh angeschlagen auf der Tafel. Na und da hat der Dachsbauer dabei zu thun und kannst ihn im Thalhäusel finden.“

Fasste jetzt der Fürnehme den Burschen beim Jackenflügel und sagte: „Bist du ein ganzer Kerl, Marx? Bist du ein Freund?“

„Allemal!“ betheuerte dieser.

„Spiele mit! Wenn du mich einmal brauchst, verfüge! — Spiele mit, dass ich sie allein finden kann, morgen, oben im Dachshofe. Du weißt schon . . . .“

„Freilich“, sagte der Bursche, „und es wird ganz leicht gehen. Will heut' noch kundschaften, dann tass ich dir's wissen. Verrathen wirst du mich wohl nicht?“

„Mensch, was denkst du! — Ich hoffe aber — auch du mich nicht. Meine Frau ist nicht eifersüchtig, hat auch keinen Grund dazu; allein erfahren darf sie's auf keinen Fall, sie würde sich kränken, ganz unnöthigerweise, hörst du?“

Der Leser wird endlich ungeduldig. Er will wissen, was es mit diesen zweien niederträchtigen Gesellen eigentlich ist. Das ist bald berichtet. Der Fürnehme kommt natürlich aus einer Stadt, vermuthtich aus einer großen, denn der Mann scheint Welt zu haben. Dort besitzt er ein erheiratetes Bankgeschäft und hier in der Windwend, wie der Ort heißt, genießt er mit seiner Frau Gemahlin stets die Sommerfrische. Herr Poiser ist ein Mann noch nicht einmal in den besten Jahren, denn in solchen ist einer erst — glaube ich — von fünfzig bis sechzig. Er steht nicht hoch über vierzig; dass seine Frau noch niedriger steht, obzwar sie ihm ziemlich hoch zu stehen kommt, das ist glaubhaft. Der Lebemann verstand sich auf Naturgenuss und Geselligkeit. Schon im vorigen Sommer war er mit dem Bruckmüller Marxl bekannt geworden und hatte mit ihm Freundschaft geschlossen. Denn dieser Bruckmüller-Marxl war ein merkwürdiger Kumpan. Ein junges, hübsches, findiges und schalkhaftes Bürschlein, wusste er für sich einzunehmen; durch seine gesunde Naivetät, die aber näher besehen, nicht immer eine war, gewann er bei den Herrenleuten Sitz und Stimme. Er hatte von einem Oheim die Bruckmühle geerbt, und wieder verpachtet. Seit er als Knabe Ministrant gewesen that er unterschiedtiche Kirchendienste, wenn der Messner oder der Schulmeister einmal nicht vorhanden war. Orgeln konnte er, Lichter anzünden konnte er, mit dem Klingelbeutel konnte er umgehen und jedem, der etwas hineinwarf, schmunzelte er verständnisinnig zu: Nur her mit dem Bußpfennig! Du solltest wohl noch einen zweiten geben! — Bei Lust und Festtichkeiten hatte man den Marxl auch gerne, er wusste manchertei Schwank und Schelmenstück und verdarb nie etwas. Anderseits konnte er gar nachdenklich sein. Weil er viel in Büchern las, aber nicht Geschichten und Romane, sondern besseres, so hatte er sich das Denken

angewöhnt; dachte es aber nicht gerade so den Büchern nach, sondern aus Eigenem, und wie das Leben just dazu Anlass gibt. Es war oft erstaunlich und oft drollig, wie das frische Bürschlein im Bauernloden (er verachtete das Stadtzeuggewand) und Bauernsprache die tiefsinnigsten Dinge vorbrachte, und plötzlich ein keckes Hinaushüpfen ins Schalkhafte, so dass der Zuhörer schließlich nicht klug war darüber, gehörte er zu den Belehrten oder zu den Gefoppten.

All das und manch anderes zusammen machte ihn gesucht, umworben, so dass auch die städtischen Sommerfrischler sich seiner Bekanntschaft befleißigten. Der Bankmann Poiser hatte mit ihm Freundschaft geschlossen und diese Freundschaft gedachte der kluge Geschäftsmann nun auch zu fructificieren.

Was sie miteinander heute verabredet haben, das wissen wir. Was morgen geschehen soll, das vermuthen wir, und — wie es ausgefallen ist, das sollen wir bald hören.

Der Dachshof! Der Marxl gehe im Dachshof immer einmal aus und ein, hatte er gesagt. Dass der Dachsbauer frisch und heiter wie er, sein Vetter war und eigentlich in allem sein bester Kamerad, das hatte der Marxl dem Fürnehmen nicht gesagt. Nun gieng er zu seinem Vetter und erzählte ihm die ganze Geschichte. Anfangs war der Dachsbauer wüst aufgebracht darüber, dass dieser „Stadtzodel" sein Weib besuchen wollte, dann lachte er tüchtig, und hernach giengen die zwei im Schachen spazieren und beredeten etwas.

Am nächsten Frühmorgen stand der Fürnehme am Bach und angelte. Nichts wollte anbeißen, gar nichts. Na doch! Er hatte etwas, schnellte empor — an der Angel hieng das patschige Gefaser einer Graswurzel. Gleichzeitig stupfte ihn etwas von hinten. Der Zeigefinger des Marxl war's.

„Willst Fische haben?" fragte dieser lustig. „Also komm' mit, nach der Messe führe ich dich in den Dachshof. Ich hab' sie schon hergerichtet, es geht leicht. Der Bauer ist beim Thalhäusel unten und kommt vor Abend nicht nachhause."

„Ein goldener Kerl bist du!" rief Herr Poiser, „ein diamantener. Ganz unbezahlbar bist du."

„Ich verlang' eh nichts", sagte der Bursche.

Während der Marxl bei der Messe war, ließ der Fürnehme seiner Gemahlin sagen, sie brauche heute nicht auf ihn zu warten mit dem Diner, er habe eine Bergpartie vor. Und nachher giengen die beiden hinauf zum Dachshofe. Der Marxl führte den Freund durch ein Hinterthürchen hinein in die Gemachtkammer. Da gab es Flachs und Rauchfleisch und Speck und Schmer und Butter und lauter so gute Sachen. „Da warte st", sagte der Marxl, „kannst dich derweil auf die Truhe setzen, sie ist leer, für alle Fälle, die Bäuerin wird bald kommen, um Speck zu holen für die Knödeln. Ich geh' jetzt. Schön brav sein!"

Der Fürnehme fand sich allein in der Kammer, die nur durch ein einziges Oberfensterlein kümmerlich beleuchtet war. Der prickelnde und mürselnde Geruch des G'macht's (so nennt man die Vorräthe von Fleisch, Speck u. s. w.) muthete ihn gar eigen an — das ist so pikant! Die Maus beim Schmer, ha, das ist so pikant! Die Katz' beim Speck! Das ist doch einmal pikant! — Charmant! — — Es kommt wer. Das ist sie. Um Gotteswillen, nein, das ist sie nicht! Das sind Männerschritte. — Durch eine Spalte guckte er ins Vorgelass — höllverdammt! Der Bauer! . . .

In der Kammer stand eine große alte Truhe, sie war nicht versperrt. Hastig und leise öffnete der Herr Poiser den Deckel, huschte hinein auf einen Wust von schmutziger Wäsche und senkte vorsichtig über sich den

Truhendeckel zu. Das Prickeln war auch hier wieder sehr pikant, doch der Fürnehme war jetzt weniger Nase als Ohr. Der Dachsbauer war in die Kammer getreten, tastete eine Weile an der Truhe herum und rief dann nach einem Knecht.

„Geh, Franzl", sagte er, als dieser kam, „hilf mir die Truhen da hinaustragen auf den Karren, ich führ' sie zum Häusel hinab, ich lass' sie auch versteigern."

„Aber Bauer, was wirst denn kriegen für den Scherben?" lachte der Knecht.

„Glaub' das nicht, Franzl! Es ist ein altes Möbel. Für so was gibt's Liebhaber heutzutage. Mir verstellt's da nur den Platz; ihre Fetzen und Lumpen kann die Bäuerin auch in einen anderen Winkel schmeißen. Schau du, der Deckel klappelt. So!" Er drehte den Schlüssel um und steckte ihn in Tasche. „Geh, Franzl, fass' an!"

Also wurde die Truhe hinausgetragen, auf den zweirädrigen Karren geschoben und zu Thale gezogen. Der Fürnehme war schon mit allerlei Vehikeln spazierengefahren — auf einem solchen aber noch nicht. Halb in den Lappen vergraben, dachte er sich einen ganzen Rattenkönig von Flüchen und Verwünschungen gegen den Verräther. Dabei sann er auf einen Schick, die Sache ins scherzhafte zu spielen, wenn ihn der Bauer auslassen würde und zu thun, als ob er sich selber einen solchen Spass machen wollte. Aber die Geschichte konnte auch grauslich ausgehen — pikant war sie sehr.

Vor dem Thalhäusel auf dem Anger waren sehr viele Leute beisammen und ergötzten sich an den drolligen Ausrufen des Versteigerers, der zum Beispiele eine atte Hühnersteige um fünfhundert Gulden ausbot, schließlich aber um acht Kreuzer losschlug. Auch die Frau von Poiser war gegenwärtig, und der Maxl machte ihren Cavalier. Ihr Gemahl ist heute ja auf einer Bergpartie, sie braucht mit dem Diner nicht auf ihn zu warten, so hatte sie schon den Maxl dazu eingeladen. Sie war eine sehr liebe Dame.

Nun kam der Dachsbauer mit der alten Truhe.

„Ah! Eine Antiquität! Altdeutsch! Sehr hübsch!" sagte die Frau von Poiser. „Ach, da muss ich mitbieten, wir haben in unserer Stadtwohnung ein altdeutsches Zimmer mit Putzenscheiben und lauter wurmstichigen Möbeln, mein Gemahl ist ein Freund von alten Möbeln!"

„Dann werden ihm gnädige Frau eine große Freude machen!" sagte der Bursche.

Sie versetzte ihm mit zwei Fingern ein Klatschen an die Wange: „Gwbian!"

Der Bursche fragte sie verblüfft, warum er geschlagen worden sei.

„Eine altdeutsche Geldtruhe!" rief der Versteigerer aus. „Sie stammt vom Hofe Karl des Großen, der hat seine Dukaten drin gehabt. Die Alten vom Dachshofe waren Truchsessen beim großen Karl, die sind immer auf dieser Truhen gesessen, und wie sie pensioniert wurden, haben sie sie zum Gnadengeschenk erhalten. Dreißig Gulden zum ersten! — Gibt niemand dreißig Gulden? — Dann fünfunddreißig Gulden zum zweiten!"

„Ich gebe sechsunddreißig! schrie jemand in der Menge; es war der Dachsbauer selber.

„Vierzig!" rief der Maxl.

„Ich gebe fünfundvierzig", hierauf der andere.

„Fünfzig!" jauchzte die Frau von Poiser.

Die Truhe wurde ihr zugeschlagen.

Alsogleich machte sie sich dran, um sie bewundernd von allen Seiten zu besehen und auch aufzumachen. Dem Inwohner der Truhe begann der Angstschweiß aus der Haut zu brechen. Doch der Dachsbauer sagte, er habe leider den Schlüssel zuhause vergessen und er werde denselben nachmittags schicken.

Der im Möbel athmete auf.

Frau von Poiser ließ das erstandene Kleinod sofort in ihre Villa schaffen. Wie es massiv war und schwer! Sie war ganz verliebt in die Truhe und nach dem Diner setzte sie sich darauf und der Marxl musste sich zu ihr setzen. Sie scherzten, sie lachten und der muntere Bursche sagte: „Man setzt sich darüber hinaus. Schon der erstandenen Truhe zu Ehren bin ich heute so lustig."

„Ich bin ja auch lustig" flüsterte sie.

Der Inwohner in der Wäsche bebte vor Wuth.

Solange sie noch laut lachten war's erträglich, nun aber begann er zu rasen.

Als es im Innern der Truhe plötzlich zu trampeln begann, schnellte die Frau von Poiser mit einem Schreckensrufe in die Höhe: „Um aller Heiligen Willen, was ist das? Wer ist denn da drinnen?"

Der Marxl that auch erschrocken. „Ja, ja, da in der Truhe drinnen trampelt was!" sagte er. „Wie wäre denn das möglich? Beim Dachsbauer in der G'machtkammer ist sie gestanden, wo die Bäuerin allemal Fleisch und Speck holen geht zum Kochen. Sie wird doch nicht fein in die Truhe gefallen, die Bäuerin! Das wäre so was! — Auf geht das Zeug auch nicht. Wenn's nur aufgienge, dass man könnt' nachschauen, was drinnen ist. Da habe ich wohl einen Schlüssel bei mir, na vielleicht passt er."

So redete der Schelm herum, griff in den Sack, zog einen Schlüssel hervor, und sperrte die Truhe auf — da flogen ihm die Fetzen ins Gesicht. Im ganzen Zimmer flatterten die alten Hosen und Hemden und Tücher wie in einem Wirbelsturm, und mitten durch sauste — aus der Truhe hervor, zur Thüre hinaus — wer?

„Um Gotteswillen, ist das nicht — mein Mann gewesen?" stöhnte die Frau von Poiser.

„Eh nein, gar nicht zu denken!" beruhigte der Marxl, „der Herr Gemahl ist ja auf einer Bergpartie."

„Er war's! Er war's!"

„War er's? Oh der Schalk, dann hat er uns zum Narren gehalten."

Bald darauf hat der Marxl sich höflich verabschiedet. Als er um die Büsche bog und durchs Gartenthor hinausgieng, stand dort der Fürnehme — ein leichenblasses Gesicht, wild rollende Augen, geballte Fäuste —. Da trachtete der Marxl ehestens weiterzukommen.

Am nächsten Morgen erhielt der Herr von Poiser ein Brieflein: „Es wissens nur wenige und soll ein Geheimnis bleiben. Du weißt nun meine Meinung und kannst sie dir merken. Marxl."

Wenige Tage nach der Versteigerung sind die fürnehmen Herrschaften abgereist. Die altdeutsche Truhe, in welcher Karl der Große seine Ducaten gehabt hat und auf welcher die alten Truchsessen gesessen sind, haben sie vergessen mitzunehmen.

Heimatzauber.

Von G. v. Berlepsch.

Ich hatte vor Jahren einen mehrmals wiederkehrenden Traum: Auf einer Wanderung durch fremde Gegenden, die ich allein durchstreife, ohne Menschen zu begegnen, noch zu wissen, wohin mein Pfad mich führt, stehe ich plötzlich vor einer heiterschönen Landschaft, einem Bilde, wie man es von älteren Meistern gemalt sieht: ein Thal im Morgenlicht, mit blühenden Gefilden, in deren Schoß eine Stadt freundlich gebettet liegt, umgeben von Hügeln und Bergen, die, nach der Ferne sich verlierend, märchenhaft im Sonnenduft mich grüßen und an etwas mahnen, das ich vor langen, langen Zeiten einmal sah. Das Herz klopft auf bei dem unvermutheten Anblick — wo bin ich — wie heißt die Gegend da vor mir? Niemand gibt Antwort — ich bin mutterseelenallein. Eine unendliche Stille ist ringsumher. Durch die Tannenwipfel allein, unter denen ich stehe, rauscht es leise, wundersam, wie eine Melodie aus Ewigkeiten herüber, und sanfte Lüfte wehen daher. Auch das kenne ich, dieses Wehen der Lüfte, das Rauschen in den Tannen — — wann, wo hört' ich das nur?

Ich lausche und schaue hinaus — auf einmal wird es mir klar: Das ist ja die Heimat, das Land meiner Kindheit! Eines nach dem andern erkenne ich wieder — ja, ja, so war es einst, in frühen, längst entschwundenen Tagen — — aber die Menschen, wo sind sie? Ich sehe niemanden — es ist wie ausgestorben — —

Weiter gieng in dem Traum nichts vor; nur ein ganz eigenthümlich wonniges und zugleich herzpressendes Gefühl durchbebte mich. Es war eine Scene ohne alle Action, und doch, als ich aufwachte, brannten mir die Augen von Thränen, und Tage nachher noch empfand ich das schmerzliche Entzücken dieses Wiedersehens.

Merkwürdigerweise träumte ich das in den allerschönsten Jahren meines Jugendlebens, als mein Garten so recht voller Blumen stand und draußen vor dem Pförtchen natürlich alle Herrlichkeiten der Welt nur harrten, bis ich hinaustrat und ihnen winkte: Nun kommt! Ich machte damals keine Gedichte und schwelgte in keinen eingebildeten Schmerzen. Alles bedeutete für mich Freude, und meine Seele war so lerchenfroh, dass sie oft, eben wie eine Lerche steigt, dem Himmel zuflog, um zu fragen, ob es da oben wirklich schöner sein könne, als auf Erden.

Die Jahre schwanden dahin — und meine Himmelsflüge wurden nach und nach seltener, nicht etwa weil es mir an der Freude des Aufschwunges gebrach, sondern weil ich inzwischen vernünftiger geworden war und keine

so kühnen Fragen mehr an das geheimnisvolle Reich dort oben zu stellen mich untersieng. Wenn ich mich jetzt nach diesen Regionen wandte, so geschah es schon eher, um eine Privataudienz beim lieben Gott zu nehmen und mit einer Bitte — ich halte nun schon manches was mir am Herzen lag — vor ihm herauszurücken. Ich war um ein gut Theil bescheidener geworden in jener Wandlung, die der Mensch vom naiv genießenden und begehrenden, zum verständigen (oder seinen Jahren nach wenigstens verständig sein sollenden) Individuum durchmacht. Natur und Cultur thun ja während dieser Zeit genug, um das Menschenkind weiter zu bilden, zu ändern, oft zu einem ganz anderen herauszuformen, als es ursprünglich zu werden versprach. Manchmal legt auch willen in diesem Process das Schicksal selbst wie ein mächtiger Corrector die Hand an und macht einen energischen Strich in das Geschlängel oder Gekräusel der Entwickelungslinien. Dann thut es in dem ganzen Wachsthum einen Ruck; Tage wirken wie Jahre, und Augen, die gestern noch voll heller Zuversicht auf das Morgen geblickt, sehen heute auf ungeahnte, plötzlich offenbarte Perspectiven.

Solch einen Ruck habe ich erfahren an einem Tage, über den der Tod seine Schatten warf. Der Vater gestorben! Mir bedeutete das zwiefachen Verlust, denn das Vaterhaus verlor ich mit.

Ich stand mit der Mutter allein in diesen verödeten Räumen. Wir rüsteten uns, die Heimat zu verlassen und den Geschwistern nachzuziehen, die bereits ihre eigenen Pfade eingeschlagen hatten. Da kam nun das Abbröckeln Stück für Stück von dem trauten Herd, dem guten alten Bau, den einst Elternhände aufgeführt hatten, mit Liebe, Fleiß und Sorge. Fremde Leute begannen in der Wohnung zu schalten. Die Trauerstille war vorbei. Im Nu verlor alles seine Physiognomie; die Bilder von den Wänden, die Möbel von ihrem Platz. Es wurde gepackt und gehämmert. Dazu meldeten sich Leute, welche aus dem auflösenden Hauswesen dies und jenes zu erwerben wünschten; Arme zogen mit Körben voll Gaben ab; jeder der Freunde erhielt ein Andenken — es lichtete sich merkwürdig rasch, nachdem man einmal ans Werk gegangen.

Ein eigener Schmerz liegt in diesem Abbrechen einer Heimstätte. Wie eine Treulosigkeit kommt es einem vor, die altgewohnten lieben Sachen, die alle Zeitläufte miterlebt, die die Geschichte unserer Vergangenheit in hundert kleinen Zügen erzählen — nun auszuscheiden in brauchbar und unbrauchbar, und fremden Händen zu überlassen.

Oft standen wir beide mit thränenden Augen und sahen den Männern nach, die irgendein Möbel davontrugen. Die Mutter gieng hin und strich noch einmal mit der Hand darüber, wie zu einer letzten Liebkosung — dann schwankte es, von den Trägern gehoben, hinaus. Und wie zu solchen Empfindungen der Eifer, die Freude derjenigen stimmen, die den Besitz nun ihrerseits antreten! Es schweben mir einzelne derartige Momente noch lebhaft vor Augen.

In unserem Hausflur hieng eine Schwarzwälderuhr, die, weiß Gott, wie viele Jahre mit ihrem sonoren Schlag uns gute und schlimme Stunden verkündet hatte. Sie war für uns eine Art lebenden Wesens, eine wirkliche Genossin, die ihre ganz eigene Sprache mitredete bei den Vorkommnissen in Haus und Familie — behaglich, mahnend, trostvoll, je nachdem. Ich meine sie noch zu hören, jene erste Stunde, nachdem zwei Augen sich für immer geschlossen! Zögernd hob sie an, neun feierliche Schläge, sie schienen zu hallen, wie nie zuvor. Dann gieng ihr Tiktak weiter, als wollte sie sagen: „Für

mich gibt's ja kein Verweilen; die Zeit rollt fort!" — Unsere brave Schwarzwälderin wurde sie genannt, den anderen Uhren gegenüber, den vornehmeren drinnen in den Zimmern, die immer ihre Mucken hatten, bald der Zeit voranstürmten, bald launisch nachhinkten oder gar einmal ganz den Dienst versagten. Solche Grillen kannte sie nicht! Sie that ihre Pflicht wie ein ehrlicher Arbeiter, gleichmäßig, unverdrossen, fort und fort. Nur wenn die Jahreszeiten wechselten, wenn es jäh kalt oder warm wurde, ergieng es ihr wie alten Leuten; es zuckte und zwickte ihr in den Gliedern, dass manchmal ein leises Stöhnen neben dem Pendelschlag her summte; zeitweilig war es auch, als ob sie sich auf die Stunden besinnen müsste, so mitten im Schlagen hielt sie zögernd inne und schien zu zählen: „Eins — zwei — drei — noch einen mehr? —" Aber das waren nur vorübergehende Schwächen; immer rappelte sie sich wieder auf, ein Geschöpf der guten alten Zeit eben, das seine Ehre darein setzt nicht nachzulassen, solange ein Rädchen noch ordentlich läuft.

Diese treue Genossin, zu alt, um die Strapazen einer weiten Uebersiedlung zu ertragen, sollte in der Heimat bleiben. Sie wurde einer ehemaligen Dienerin geschenkt, deren Wunsch es von jeher gewesen, einmal eine „schlagende" Uhr in ihrem Altersstübchen zu besitzen. Die Beschenkte war so ziemlich in demselben Stadium wie unsere Schwarzwälderin; die zwei passten gut zusammen, und vor allem, sie waren bereits miteinander vertraut. Da erschien denn die Alte an dem bezeichneten Tage voll Freuden, um sich ihren nunmehrigen Besitz abzuholen. Schon stand sie auf dem Stuhle, um mit eigenen Händen die Gewichte auszuhängen und das Gehäuse vorsichtig herabzunehmen — da rückte der Zeiger eben auf eine Minute vor Zwölf. — „Lasst sie noch schlagen", sagte die Mutter, die dabei stand.

Die Alte, schon im vollen Eifer der Besitzergreifung, ließ die Arme sinken und schaute, auf ihrem erhöhten Posten nun zu einer Minute des Wartens verurtheilt — es war trotz aller Wehmuth komisch anzusehen — mit dummfeierlicher Miene dem Zifferblatt ins Gesicht und wackelte bei jedem der Schläge still zählend mit ihrem zahnlosen Unterkiefer.

„Allen Respect!" sagte sie dann in dem Gefühle, dass hier ein abschließendes Wort am Platze sei; „die hat ihre Schuldigkeit gethan; könnte mancher Mensch sich ein Beispiel daran nehmen."

Uns standen Thränen in den Augen; sie aber nahm nun schleunigst mit wahrem Entzücken ihr Geschenk an sich. Es klang aus dem stehengebliebenen Räder- und Federnwerk noch wie ein Seufzer, als sie es von dannen trug.

Ein anderer Moment. Die Mutter hatte das Spielzeug aus unseren Kinderjahren sorgsam aufbewahrt. Auch davon sollte nun Abschied genommen werden. Da saß sie dann vor dem Schranke, in dem es Jahre und Jahre hindurch geborgen gewesen war, nahm ein Stück nach dem anderen heraus und besah es mit zärtlichen Blicken: Puppen-Garderobe, Bilderbogen, Kochgeschirrchen, Bleisoldaten Säbel, Czako und endlich ein wahres Prachtstück von einem vollständig ausgerüsteten Bett, aus dem vier Puppen verschiedener Größe mit ihren Glasaugen verwundert sich wieder einmal die Welt im Tageslicht anschauten. Einen ganzen Berg solcher Sächelchen förderte sie aus dem dunklen Schacht hervor, blies den Staub davon und strich jedes Fältchen glatt. — „Einiges", meinte sie, „sollten wir doch behalten."

„Wozu?"

„Nun", sie lächelte dabei, fast in der Art, wie Kinder verschämt um etwas bitten, „damit man es sich später einmal wieder ansehen könnte."

Ich lachte sie aus, wie man das in seiner Weisheit nachsichtigen Eltern gegenüber ja öfters thut — und doch verstand ich sie. „So wähle dir davon, was du behalten willst", sagte ich großmüthig.

Sie ließ den Blick über den kleinen Kram schweifen. „Nein, sie sollen alles haben", entschied sie, unterdrückte aber doch einen Seufzer dabei, wie so oft in dieser Zeit.

In unserer Nähe wohnte eine Schustersfamilie, die vom Himmel gerade in dem Maße mit Kindern gesegnet, als an sonstigen Glücksgütern arm war. Diese sollte nun in den Besitz unserer einstigen Reichthümer gelangen. Es waren für die Vielzahl des Nachwuchses und die kümmerlichen Verhältnisse der Eltern auffallend nette, wohlgeartete Kinder, denen wir diesen Schatz gern bescherten.

Fünf Mann hoch marschierten sie unter Anführung der Mutter auf, lauter mehr oder minder blasse, unfertige Abklatschbildchen der elterlichen Originale. Wie glänzten die Blicke, als sie den Tisch voll Spielzeug sahen und wir jedem das Passende in die Hände legten. Zuvor hatten sie sich wie ein Häuflein Schafe um die Mutter gedrängt; jetzt war auf einmal die Scheu gelöst. Sie lachten sich erst still, mit großen Augen an, offenbar im Unsicheren, ob dies alles wirklich ihnen gehören solle. Dann aber wurde die kindliche Freude laut; das Kleinste der fünf ließ sich zuerst hören. Welch ein Glück war das! Vielleicht das größte, was diesem armen kleinen Völkchen noch widerfahren. Mitten im Jahre eine Bescherung wie noch kein Christkind sie ihnen gebracht. Es waren die letzten Freudenlaute, die unsere Räume hörten.

Später, als mir dieser heitere Moment einmal wieder einfiel, fragte ich mich, ob wohl unter den vielen mildthätigen Herzen, die sich der Armut erbarmen, schon eines auf die Idee gekommen sei, das Sammeln von gebrauchtem und verjährtem Spielzeug anzuregen. Wieviel wird in wohlhabenden Häusern dafür ausgegeben und von den Kindern bald beiseite geschoben, in Schränke gestopft und sonstwie zerstreut. Wäre es nicht eine dankbare Aufgabe, für einen Mädchenverein, deren es ja so unzählige gibt, solchen Abfall vom Tische der Glücklichen zu sammeln und mit eigenen Händen etwaige Schäden und Lücken daran zu reparieren, um zur Weihnachtszeit ein Häuflein armer Kinder damit zu beschenken? Für Kleidung und Nahrung wird von Menschenfreunden vielfach zu dieser Freudenzeit gesorgt; die Phantasie des Kindes geht aber meist leer aus. Bei der Sorge für das Nothwendigste kann dieser Luxusartikel nur in günstigen Fällen zur Beachtung kommen. Und doch — was ist das Spiel beim Kinde anderes, als ein erstes Offenbaren seiner Intelligenz, seiner einstigen Lern- und Schaffensfähigkeit?

Als wir bald nachher eines Morgens die Schwelle überschritten und die Thüre abschlossen, hinter welcher unser Daheim gewesen — drängten sich die fünf Schusterskinder noch an den Wagen, in den wir stiegen, und reichten uns zum Abschied Vergißmeinnichtsträußchen hinein.

Jahre verflossen nach dem schweren Abschied. Ich hatte mich in der Fremde eingelebt, an andere Menschen, andere Sitten gewöhnt. Das Einst trat immer weiter zurück; es war schon über recht vieles Gras gewachsen, und auch das schon wieder verdorrt. Endlich rüstete ich mich, einmal wieder in die Heimat zu pilgern. Es war zur Frühlingszeit; ich wollte die Natur dort jung, in ihrer ganzen Schönheit sehen.

Eine lange Fahrt, Tag und Nacht hindurch. Überall Lenz, helles Grünen und Blühen. Der Schnellzug braust an allem vorbei; so rasend er fährt, mir geht es noch nicht rasch genug.

Nun auf einmal, im Mittags-

sonnenschein, wird am Horizont ein schimmerndes Band sichtbar, das mehr und mehr sich weitet — Wasser ist's, eine Seefläche, groß, blau, über welcher an den Ufern drüben Gebirge im Duft sich zeigen — die Berge der Heimat! Ruhig ragen sie in den Himmel, im silbernen Schleier des Mittags nur zart umrissen, da und dort ein Schneefeld aufleuchtend — ganz wie vor langer Zeit, wo ich mit Kindesaugen nach diesen Höhen geschaut. — — Eine unbeschreibliche, schmerzliche Freude übermannte mich bei diesem Anblick. Ich starrte hinaus; ich sog das Bild mit einem tiefen, fast athemlosen Zug in die Seele.

Mir gegenüber im Coupé saß eine junge Nonne, die während der ganzen Fahrt in derselben steif aufrechten Haltung, den Blick gesenkt oder ins Weite gerichtet, kein Fältchen an ihrem Habit verschoben, in unnahbarem Schweigen verharrt hatte. Jetzt zum erstenmal begegneten ihre braunen Augen den meinen und zum erstenmal sah ich aus der kühlen Tiefe derselben etwas, wenn auch nur leise, aufschimmern. Merkte sie, was in mir vorgieng? Ohne zu wissen, weshalb ich es that, vielleicht nur, um mich durch ein Wort zu befreien, sagte ich, hinaus deutend: „Die Schweizer Berge!"

Sie lächelte ein wenig. „Ich kenne sie wohl."

Die Art, wie sie das sagte, verrieth die Schweizerin. Da fragte ich natürlich gleich nach ihrer Landsmannschaft. Sie war ein Kind der Urcantone, eine Unterwaldnerin, die in dem paradiesisch gelegenen Kloster der Theodosianerinnen zu Ingenbohl am Vierwaldstättersee den Schleier genommen und nun seit sieben Jahren an der böhmischen Grenze, wohin sie gesandt worden, als Lehrschwester wirkte. Sieben Jahre! Wie ruhig sie das sagte. Keine Erregung beim Gedanken des Wiedersehens, kein sichtbares Zeichen der Freude beim Anblick ihres schönen Landes! Ihr Kloster, Eltern, Geschwister, alles fand sie daheim wieder — und ich, der nichts mehr dort besaß, flog im Geiste schon voraus an all' die Stellen, wo nur Erinnerungen für mich ruhten.

Aber trotz dieser Seelenruhe und des strengen schwarzen Gewandes, wie heimelte mich das Wesen mit seiner leise an den Dialect gemahnenden Sprache an. Heimkehrende waren wir ja beide, wenn auch noch so verschiedener Art. Wir blieben beisammen, bis die Endziele der Reise uns trennten. Dann schüttelten wir uns die Hand, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen. Noch aus dem Waggon herab neigte sie grüßend das Haupt mit einem sanften, klaren Lächeln und einem fast mütterlichen Blick.

— — — — — — — — — —

Nun also war ich da, wohin meine Gedanken so oft in Sehnsucht gewandert. Ich hörte zum erstenmal wieder das alte Abendgeläute und sah draußen im Verdämmern des Tages die weite, stille Landschaft. Lange stand ich am Fenster, der Gegenwart völlig entrückt, in eine Stimmung versunken, für die es kaum Worte gibt, die nur in der Musik ihren innersten Ausdruck findet; dann gieng ich, als es dunkel war, durch die wohlbekannten Straßen und blieb vor einem Hause stehen, nach dessen Fenstern ich suchend empor sah. — —

Tagelang, unersättlich schweifte ich nun umher, bald von Freunden begleitet, bald allein. Wie schön fand ich die Gegend in ihrem maienhaften Schmuck, schöner denn je! Aber die Menschen, die Bekannten von einst, wie verändert fast alle, wie verbraucht vom Leben! Wenige mehr in der Blüte, die einen im Wohlergehen breit, prosaisch geworden; die anderen durch Heimsuchungen verkümmert an Leib und Seele; die meisten Leute aber fremd. Es fröstelte mich oft im wohligsten Sonnenschein.

Digitized by Google

Einmal kam ein hochaufgeschossenes Mädchen auf mich los und grüßte mich mit wahrhaft strahlender Freude. Ich kannte sie nicht. Da nannte sie mir den Namen der Schustersfamilie. Welch ein gutes Gedächtnis das Persönchen hatte — ein seltener Fall im Buche der Dankbarkeit! Und Gottlob, doch einmal ein junges fröhliches Gesicht. Ich glaube wirklich, diesem zulieb stieg ich nachher die drei ausgetretenen Holztreppen hinauf, über denen die Familie wohnte. Hier hatte die Zeit nur angebaut, nichts zerstört. Die Jugend war herangewachsen und zu ganz braven, theilweise schon erwerbsfähigen Menschen gediehen; die zwei Alten standen aber noch stramm in der Mitte, namentlich der Meister, der mit einem gewissen Selbstgefühl auf den kleinen Staat blickte, zu dessen Bestand und Wohlergehen sein Weib zwar den Haupttheil beigetragen hatte.

Auch die Besitzerin der Schwarzwälderuhr suchte ich auf. Die war in ein Häuschen ganz draußen auf den Feldern gezogen, in dessen niedrige Fenster ringsum die Sonne scheinen konnte. Es gehörte kleinen Leuten, bei denen sich die Alte eingepfründet hatte. Als ich an eine der Thüren drinnen klopfte, hört' ich kein Herein, dafür aber einen wohlbekannten Pendelschlag, der mir entgegenzurufen schien: „Hörst du's? Ich lebe auch noch!" — Da drückte ich behutsam auf die Klinke und sah hinein — welch' heiteres Bild lag da vor mir, eines von jenen, die der Zufall oft wie der feinste Künstler componiert und einem unvermuthet vor Augen bringt: Inmitten des Stübchens, durch dessen Fenster der goldenste Frühlingsschein leuchtete, saß meine Alte schlafend, an einer Wiege, in welcher ein kleines Kerlchen, wahrscheinlich eben aus dem Schlummer erwacht, die Augen groß offen, da lag und mit seinen nackten Beinchen Reck- und Streckübungen in die Luft hinaus machte. Der eine Fensterflügel stand offen und ließ ein idyllisches Stück Landschaft sehen, einen bewaldeten Höhenzug hinter Feld und Wiesen, in deren Vordergrund ein bäurisches Gärtchen lag, wo unter dem bunten Wachsthum eine Frau, vermuthlich die Besitzerin des Häuchens, fleißig hantierte.

Ich stand eine Minute mäuschenstill, um weder die Schlafende noch das Wachende zu stören. Der kleine Weltbürger jedoch, der über seine zappelnden Beinchen weg meiner gewahr wurde und starr auf mich herschaute, brach nach kurzem Besinnen plötzlich in ein gewaltiges Geschrei aus, das die Hüterin weckte. Da gab es natürlich eine unglaubliche Überraschung und Freude, deren Ausbrüche von dem gesunden Organ des Kindes lustig begleitet wurden, dass die engen Wände nur so dröhnten. Dazu — grüß Gott, du wackeres altes Möbel! tickte die Schwarzwälderin so heimisch an der Wand, als hätte sie hier auch schon wieder, wer weiß, wie viele Generationen kommen und gehen sehen. Wie freute ich mich, sie immer noch in Amt und Würden und ihre Besitzerin am Leben zu finden. —

Alles, selbst gleichgiltige Erscheinungen von ehedem thaten mir wohl, wenn ich sie wieder fand. Hätten sie nur nicht alle denselben fatalen Zug gehabt, der mich immer wieder zurückwies auf längst entschwundene Tage! Überall die Verheerungsspuren von Zeit und Schicksal. Ich selbst kam mir bei diesen Wahrnehmungen um vieles älter vor. Nur die Natur hatte ihre ewig sich erneuernde Jugendfrische. Sie suchte ich denn auch am liebsten auf. Freilich war selbst hier manches verändert, manche liebe Stelle ihres idyllischen Charakters beraubt; freie Gründe waren jetzt mit Häuservierteln bedeckt, kleine Bäche mit ihren Pfaden wie von der Erde verschlungen; an den Bergen Wald geschlagen, ganze Strecken weit — aber das alles in allem zeigte doch dasselbe Bild wie

einſt, ach! heute noch verhundertfacht in ſeinem Zauber.

Einmal, eines Spätnachmittags, ſtieg ich der Höhe zu, auf welcher wir zu meiner Kinderzeit in einem hübſchen Landgut gewohnt hatten. Man genoſs von da oben einer weiten Ausſicht, ſo weit, daſs die letzten Linien ſich in der Ferne verloren. Aus dem Garten kam man durch ein Seitenpförtchen ins Freie, auf ein Hochplateau mit Wieſen und Bäumen, Feldwegen und ſchattigen Rainen, die eine Welt von kleinen Geheimniſſen für uns geborgen. Da hatten wir uns oft hinausgemacht und unſere Kurzweil geſucht; auch manchmal ruhig auf einem Plätzchen geſeſſen und unſere erſten geopraphiſchen Studien treibend, in die Gegend hinausgeſchaut, die jenſeits des Waldhanges wie eine Landkarte ausgebreitet lag. Wir nannten das die „weite Welt“ da draußen. Dieſer Begriff hatte einen ſo märchenhaften Reiz für uns, daſs wir die merkwürdigſten Luſtſchlöſſer hineinbauten und jedenfalls einmal eine große Reiſe dorthin zu unternehmen beſchloſſen. Auf mich beſonders wirkte dieſer Fernezauber ſo ſtark, daſs ich als etwa vierjähriges Kind einmal friſchweg allein ausmarſchierte, um zu ſehen, wie es da draußen ſei — unterwegs aber nach kurzer Wanderung aufgegriffen und wie eine Miſſethäterin heimtransportiert wurde.

Unſer Lieblingsplatz war damals unter einem Grüpplein Tannen, welche iſoliert an einem Rain, mitten in den Wieſen, wahrſcheinlich als ein Grenzzeichen ſtanden. Hier flogen zur Sommerszeit die Schmetterlinge über einem Meer von Blumen und Halmen, und die Lüfte ſpielten darin und ſtrichen durch die Tannenwipfel über uns, daſs ſie geheimnisvoll aufrauſchten, während weit, jenſeits des ſonnigen Landes, ſchimmernde Wolkengebirge ſtanden, die uns wiederum Welten bedeuteten.

Dieſen Platz wollte ich heute wiederſehen. Ich kam an dem Pförtchen vorbei, hinter dem das Landgut lag. Ein reicher Kaufman beſaß es jetzt, der es mit allerlei eleganten Schnörkeln hatte herrichten laſſen. Es war nicht mehr das trauliche Haus, aber doch der Ort von ehedem. Die Thür, die in eine prächtige Obſtbaumallee führte, früher ans grün angeſtrichenen Holzſtäben, war heute aus Schmiedeiſen, ein Seitenſtück zu dem größern Portal, das weiter oben den eigentlichen Eingang bildete. Ich ſtand draußen und ſah lange hinein durch das Gitterwerk. Ein paar Kinder ſpielten auf den Wegen, rannten eifrig hin und her und lachten mit hellen Stimmen — — mir kam vor, als wären es die Traumgeſtalten meiner eigenen Vergangenheit.

Endlich riſs ich mich los und gieng weiter. Da oben in den Wieſen — wahrhaftig, da ſtanden ſie noch, die Tannen, nur viel größer, höher und eine Umgebung von jungem Nachwuchs darum. Der Platz war ſauber geräudet, nicht mehr die kleine Wildnis, wie zu unſerer Zeit, und eine Bank ſo angebracht, daſs man in den Sonnenuntergang ſchauen konnte. „Sophienruhe“ ſtand darüber auf weißem Täfelchen zierlich angemalt. Wie fremd und gemacht mich das anmuthete, dieſe Firma im freien Feld, dem Bild meiner Erinnerung gegenüber! Nichtsdeſtoweniger ließ ich mich auf der bequemen Bank nieder. Das Steinhügelchen, auf dem wir einſt zwiſchen duftenden Kräutern geſeſſen, würde mir heute vielleicht doch für ein längeres Verweilen nicht behagt haben.

Die Wieſen ſtanden in ihrer vollſten Blumenpracht, ſo ſchön, wie ſie eben nur in Berggegenden gedeihen. Da und dort blühte noch ein knorriger, breitwipfliger Apfelbaum, durch deſſen hochzeitlichen Schmuck die letzten Sonnenſtrahlen eine wahre Goldglorie woben. Einige Minuten lag alles von dieſem Schein überflutet, jedes Grä-

chen, jedes Blatt, so weit ich sah — eine goldene Aue. Und jenseits des Waldhanges das Land mit seinen Ortschaften und Höhenzügen, unsere „weite Welt“! — Jetzt kannten wir sie. Wir waren wirklich ausgewandert, das eine dahin, das andere dorthin — nur anders, als wir es uns einst ausgemalt — und nun stand ich allein wieder einmal auf der Scholle, von der wir ausgezogen, als Fremdling! Was lag zwischen damals und jetzt — wo waren die Gestalten, die freundlichen Augen, die unsere Kindheit gesehen? Fort, entschwunden beinahe alle —! Ein langer Reigen tauchte vor mir auf; wohlbekannte wie halbvergessene Figuren wallten vorüber, eine nach der anderen — bald innehaltend wie zu einem lieben Gruß — dann weiterziehend, lautlos in der Luft zerfließend. Ich blickte ihnen wie verloren nach, in stummem Heimweh nach vergangenen Zeiten.

Darüber war die Sonne längst hinabgegangen. Eine unendliche Ruhe lag nun ringsumher, eine Sänftigung der Töne und Farben, ein Aufgehen des Kleinen im Großen, das mir wie ein Symbol des Lebens erschien.

In die Stille wehte auf einmal der Klang eines Glöckchens — wie ich den hellen, fernhergetragenen Ton kannte! Es kam aus dem Thal drüben, von einer kleinen Ortschaft her. So hatte das Glockenstimmchen geklungen, wenn wir mit den Eltern von unseren Abendgängen heimkehrten. Es war ein gutes Zeichen, wenn man es in der ruhigen Luft vernahm. — „Hört ihr das Engelburger Glöckchen? Das Wetter bleibt schön“, hatte der Vater gesagt, und wir lauschten und freuten uns ins Blaue, dass es morgen wieder so war wie heute. Ich schloss die Augen, um das zarte Klingen nur recht zu hören.

Bald verklang es wieder. Ein leichter Abendwind kam aus der Richtung dorther und ließ einen Schauer durch Halme und Wipfel gehen. Die Tannen über mir regten sich kaum dabei, und doch zog ein Rauschen durch ihre Kronen, aufseufzend, sich verlierend und wiederum anschwellend, wie der Athemzug des Weltalls selber, dieser Urweise, die allem, was da ist, sein Werde- und Sterbelied singt.

Was mich zu dieser Stunde bewegte, war kein Schmerz, kein Wünschen, nur ein Versunkensein so tief, als wär' ich selber längst schon fort von der Erde, und meine Seele allein wandelte in den Gefilden der Kindheit. So hatte ich es einst im Traum erlebt, lange bevor ich wusste, was Tod, was Trennung — und wie tief der Zauber der Heimat ist. —

Bald nachher reiste ich ab. Es überkam mich in diesem Erinnerungscultus plötzlich ein Drang nach Gegenwart, nach Leben, Arbeit. Meine langgehegte Sehnsucht war gestillt — nun kehrte ich, so theuer mir hier alles war, doch gern zurück auf den Boden, den ich mit eigener Kraft bebauen und so zu meiner zweiten Heimat machen musste.

Unſer alter Kachelofen.

Erinnerung aus der Waldheimat. Von P. K. Roſegger.

Wenn ich in einem Zimmer einen eiſernen Ofen ſehe, dann iſt's mit der Gemüthlichkeit ſchon vorbei. Sei es nun ein viereckiger, roſtförmig durchbrochener Kaſten, oder ſei es eine aufrecht ſtehende Kanone — der eiſerne Ofen macht mir Fieber: kalt oder heiß. Die richtige, gleichmäßige, behagliche Wärme bringt er nur für kurze Zeit zuwege, ſo ſehr auch ſeine häſslichen Rauchſchläuche unter dem Vorwande, zu temperieren, ſich winden mögen in der Zimmerecke, ehe ſie in die Wand ſich verkriechen.

Warum es ſo froſtig wird heutzutage? Warum wir gefroren ſind? Weil wir keinen ordentlichen Ofen mehr bauen können. Allen Reſpect vor den ſchwediſchen und ruſſiſchen Öfen, vor den Berliner und Meißneröfen, gar zierlich ſind ſie und ein Zimmerſchmuck und alles mögliche, aber ſo recht gemüthlich ſind ſie doch nicht. So recht gemüthlich iſt nur der große, breite, behäbige Kachelofen mit ſeinen grünen oder braunen Augenreihen, mit ſeinem Holzgeländer und ſeiner Ofenbank. Die Ofenbank, wo die Kindheit und das Alter hocken, das Enkelein und die Großmutter — und die alten Märchen!

Daheim in meinem Vaterhauſe, da ſtand ſo einer! Ganz hinten in der linken Stubenecke, wo es immer etwas dunkel war. Über der breiten Ofenbank, die ſich um ihn herumzog, war eine Reihe viereckiger Plattkacheln, und darüber in weißem Lehm eingefügt die runden Kacheln mit hervorquellenden Bäuchen, in welchen ſich die lichten Stubenfenſter mit ihren Kreuzen ſpiegelten. Der Ofen ſtrebte breit auf und wölbte ſich oben in Kacheln ſachte zuſammen. Wenn man fragte, wie alt er ſei, ſo antwortete der Vater: „Mein Ähndl wird ihn haben ſetzen laſſen, oder der Urähndl.“ Freilich wurde jeder kleine Schaden an ihm ſofort verkleiſtert und mit weißem Lehm übertüncht, freilich wurden ihm faſt alle Samstage die großen Augen gewaſchen, ſo daſs er immer jung und friſch in die Stube ſchaute. Umfriedet war er von dem leiterartigen Geländer, an das die Mutter unſere friſchgewaſchenen Hemden zum Trocknen hieng. Denn warm war es bei dieſem Ofen immer, ſelbſt im Sommer, wo ſonſt der Brunnentrog warm und der Ofen kalt zu ſein pflegt. Er wurde überhaupt nie kalt und es mochte ſein wie es wollte, es mochte regnen oder ſchneien oder winden — auf der Ofenbank war's immer gut. Und wenn draußen der Sturm toste in den alten Fichten und der hölzerne Hirſch an der Wand klapperte, und wenn die Blitze blecten, daſs die ganzen Berge über dem Graben drüben grün und gelb waren, und wenn der Donner ſchmetterte, als breche ſchon der Dachſtuhl nieder mitſammt dem Giebel und ſeinen Schwalbenneſtern, da dünkte mich die Ofenbank der ſicherſte Ort, wohin das Verderben ſo leicht nicht reichen könne. Kurz, die Ofenbank war mir der trautſamſte Mittelpunkt des heimatlichen Neſtes. Lange Zeit hatte ich mein Bett auf derſelben. Ich lag auf der Ofenbank als ich ſo klein war, daſs

Werkstatt
für
Herren-Bekleidung
von
J. Paulat,
Schneidermeister
BERLIN NW.,
Mittel-Str. 34,
parterre
Telephon: Amt I, No. 4114

empfiehlt sein assortirtes Lager in
Deutschen,
Englischen u. Französ.
STOFFEN.
Bestellungen nach Maass
werden in kurzester Zeit bei prompter Ausfuhrung und tadellosem Sitz in neuesten Façons zu soliden Preisen ausgeführt.

R. M
Kunst
Stralauerstr. 56

grösster Schu
gewa
Cassette
Gehein
J
Katalo
Te

erlins.

usehold.

schlossermeister.

BERLIN C. Stralauerstr. 56

Lieferant Königl. und Städtischer Behörden, vieler Militair-Behörden, Banken u. anderen Verwaltungen

empfiehlt

sein reich sortirtes Lager in

Kassenschränken

von Mk. 135—3000 stets auf Lager in nur kräftiger Construction, aus einem Stück, bis 12 mm stark, gebogen,

tz, gegen Feuer, Fall und altsamen Einbruch.

n und Copirpressen.

ne Schränke zum Einmauern.

g gratis und franco.

lephon: Amt V, 3710.

Nachdem ich die frühere Adler-Bierbrauerei Act.-Gesellsch. käuflich erworben u. die Brauerei seit 1. October 1891 unter meiner Firma weiterführe, habe ich dem Vertrieb des Flaschenbieres in erster Linie mein Augenmerk zugewendet und hoffe dadurch, dass ich meine Biere kräftiger eingebraut habe, den Wünschen des geschätzten Publikums gerecht geworden zu sein.

Meine in weiten Kreisen rühmlichst bekannten Tafelbiere sind nur aus feinstem Malz und Hopfen gebraut, gut abgelagert und mit grösster Sorgfalt auf Flaschen gezogen und zeichnen sich so durch

s.

vahrungs-Anstalt

elle: Mauer-Strasse 50.

Wirthschaftswaage.

ichshöhe"

derholt in Er-

Ich offerire Ihn

in Fla

für Mk. 3,— Versandb

oder 36 Scho

„ 3,— Pilsner

„ 3,— Hofbräu

Als Specialbräu: Adler

TELEPHON AMT III
No 1608.

Gesundbrunnen.

im Munde noch der „Zutzel“ und zwischen den Beinen noch die Windel stak; ich lag auf der Ofenbank, als ich so krank war, dass die Mutter mich dem Himmel gelobte, wenn er mich nicht nähme (das wurde aber später rückgängig, weil das Geistlichwerden zu viel Geld kostete). Ich lag auf der Ofenbank, als ich so dumm war, allmorgentlich die Oberlippe mit Seife einzureiben, damit der Schnurrbart endlich wachse. Ich lag auf der Ofenbank viel später, als der Bruder Jakob mir den Bart wegkratzte, weil er mir zuwider war. Und wenn ich in früheren Zeiten dort so lag, da hörte ich manchmal hinter den Kacheln drin leise das Feuer knistern, wenn die Mutter morgens eingeheizt hatte, es wurde wärmer, aber es wurde nicht schwül um mich. Es wurde nie kalt und es wurde nie heiß, und wenn mir einer so einen alten Kachelofen plump und unförmig schimpft, so stelle ich seinem Leben nach. Denn über den besten Freund unseres Hauses lasse ich nichts kommen.

Er gab uns nicht allein Wärme, er gab uns auch Brot. Alle zwei Wochen einmal war Backtag. Man kennt die Stattlichkeit der Brotlaibe bäuerlicher Abkunft; solcher Laibe ihrer vierzehn hatten nebeneinander Raum auf dem glühheißen Steinboden drinnen.

Während der Ofen also gesegneten Leibes war, hatte unsere Mutter ein besonderes Heil mit ihm. Da durfte kein feuchter Lappen in seiner Nähe hängen, da durfte in der Stube keine Thür und kein Fenster aufgemacht werden, damit kein ungeschaffenes Lüftchen den braven Ofen anwehe und seine Frucht etwa beeinträchtige. Zwei Stunden lang dauerte die Backzeit und da war es in der Stube allerdings so, dass nicht bloß die Heiligen schwitzten auf dem Hausaltare, sondern auch alle Fenster — selbst im hohen Sommer. Die Fenster sind sonst nicht so wie unsereiner, der im Sommer schwitzt; die Fenster schwitzen im Winter, wenn's drinnen wärmer ist als draußen. Aber beim Backen gab's eine Ausnahme. Einmal stieß in solch heikler Stunde des Backens der Wind ein Fenster auf; was geschah? Die Brotlaibe, die schon angefangen hatten, aufzuschwellen, fielen in sich zusammen und blieben spickig wie ein Klumpen Schmer. Nicht *ein* so großes Löchelchen im ganzen Innern des Laibes, dass man ein Haferkorn, geschweige eine Erbse drin hätte verstecken können! Damals hat die Mutter geweint. Wir aßen das Brot in der Suppe wie sonst. „Wenn's den Laib im Ofen nicht auftreibt, so treibt's den Magen auf“, heißt es, und so war's auch.

Am Backtag gab's für mich kleinen Buben allemal eine säuerliche Freude. Denn bevor das Brot in den Ofen kam, musste ich hinein. Aber zum Glücke nicht nach dem Feuer, sondern vor demselben. Da war's etwas staubig drinnen und rußig und ganz finster. Mit einem Besen aus Tannenreisig hatte ich den Steinboden des Ofens auszufegen, Kohlen, Asche fortzuschaffen und dann die großen Holzscheiter übereinander zu schichten, die mir die Magd zum Ofenloch hineinsteckte. Ich weiß nicht, ob die Spanier im Mittelalter auch so geschichtet haben: zuerst eine Brücke gerade aus, darüber eine Brücke in die Quere, dann wieder eine gerade aus und eine in die Quere u. s. w. So baute ich den Scheiterhaufen und so brennt's am besten. Die Scheiter waren anderthalb Ellen lang und als das Gebäude aufgeführt war bis fast zur Wölbung, da engte es sich arg und da kroch ich ringsherum, zu sehen, oder vielmehr zu tasten, ob es gut war — und dann zum Loch hinaus.

Zum Lohn für solch finstere Thaten bekamen wir Kinder jedes ein frischgebackenes Brotstrützlein, welches wir gleich in noch dampfendem Zustande verzehrten. Theoretisch kriegt man vom

Genusse frischgebackenen Brotes die Kolik, praktisch bekamen wir drei Stunden darauf nichts als Hunger.

Wie die Scheiter gebaut wurden, ist schon gesagt worden. Alsdann den Stoß anzünden, brennen lassen, ausgluten lassen, die Glut mit einem Krückel auseinanderstieren, dann herausziehen und mit der Ofenschüssel, einer langbestielten Holzscheibe, die kugelrunden Teigklumpen hineinschießen.

„Einschießen", ja, das war der Ausdruck dafür. Ich vermuthe, die Mutter hat während dieses Einschießens allemal ein heiliges Gelöbnis gemacht: Einen Rosenkranz extra will sie beten, oder einem Bettler besonders will sie ein großes Stück Brot schenken, wenn's gelingt. Denn wie ich schon angedeutet — allemal gelang es nicht.

Einigemal lieferte uns der Ofen etwas besonders Gutes. Ein strudelartig breit und dünn ausgewalzter Teig wurde in den heißen Ofen geschossen; nach einiger Zeit kam die Platte heraus, hatte eine bräunliche Farbe und war hart und spröde wie Glas. Schon das war fein zu knuspern. Nun kam aber die Mutter, zerkleinerte mit dem Nudelwalzer knatternd diese Scheibe aus Mehl, that die Splitter in eine Pfanne, wo sie geschmort und geschmälzt wurden. Das war hernach ein Essen! Scharlbrot wurde es genannt. Ich habe diese ganz eigenartig wohlschmeckende Speise sonst nirgends wieder gefunden, möchte aber gerne ihren und ihres Namens Ursprung wissen.

Der Ofen hatte auch noch andere Verpflichtungen: er dörrte das Korn, bevor es in die Mühle kam. Denn da oben im Gebirge will's nicht recht trocknen, und so mußte das Korn auf den heißen Boden hinein, wo es mit dem langstieligen Krücklein fortwährend umgerührt ward. Desgleichen dörrten wir im Ofen auch das „Hablam" (trockene Blätten- und Samenabfälle des Heues), aus welchem ein sehr geschätztes Mehl, besonders für Mastvieh, bereitet wurde. Auch Kirschen, Heidelbeeren und Schwämme machte uns die Ofenhitze solchermaßen tauglich zum Aufbewahren für den Winter. „Die ausgetrockneten Früchte halten länger, als die vollsaftigen!" sagte das steinalte und spindeldürre Everl, als die junge Martel auf der Bahre lag. Das Everl dachte dabei vielleicht an die schwere heiße Lebenszeit, die es selber ausgetrocknet und gedörrt hatte, wie der Ofen die Pflaume.

Einmal — und das ist's, was ich eigentlich erzählen will — spielte es sich, als sollte in unserem großen Ofen auch Fleisch gebraten werden.

So um Allerheiligen herum war ein junger, schlank gewachsener Vagabund zu uns gekommen. Ich weiß nur noch, dass er sehr lange Beine hatte und im Gesicht eine platte Nase und darunter eine Hasenscharte. Er schien soviel als erwachsen, hatte aber das Stimmlein wie ein Knabe. Und mit diesem Stimmlein fragte er ganz hell und grell meinen Vater, ob er über den Winter dableiben dürfe?

„Das ledige Herumzigeunern ist halt nur im Sommer lustig", antwortete ihm mein Vater. „Nun, wenn du dreschen willst, so kannst bleiben. Kost und Liegerstatt wirst dir doch verdienen."

Der Bursche war nicht blöde, that gleich, als ob er bei uns zuhause wäre und beim Nachtmahl erzählte er laut, dass er vor kurzem in einer Gegend gewesen sei, wo es ein sehr gutes Essen gab: das Kraut wäre gezuckert gewesen, der Sterz mit Wein geschmalzen und die Knödeln wären durch und durch schwarz gewesen vor lauter Weinbeerln.

Darob wurde der Junge ausgelacht und unser Stallknecht sagte: „Die Sachen wären ja nicht zuwider, aber anders gemischt müssten sie sein: Zum Sterz die Weinbeerln, zum Wein der Zucker und zu den Knödeln das Kraut. Hernach sagte der Kaunigl —

so nannte sich der Bursche mit seinem Kinderstimmlein — er habe auch schon Schwabenkäser in Buttertunke gegessen, die seien sehr gut! worauf ihm mein Vater den Rath gab, er solle still sein.

Nach dem Essen, kaum das letzte Kreuz gemacht war, zog der Kaunigl ein Büschel Spielkarten aus der Hosentasche, mischte es mit kundiger Hand, warf für drei Personen ein Spiel aus und blickte fast erstaunt umher, ob denn keiner mitthun wolle? Ich lugte hin nach den leicht geschweiften Karten mit dem geeichelten Rücken und den bunten Figuren, die der Kaunigl so glatt abzulegen und so schön pfauenradförmig in der Hand zu halten wusste. Ich wollte schon anbeißen, da fuhr der Vater drein: „Weg mit den Karten! Morgen ist der Armenseelentag! Denkt's aufs Beten!"

Am nächsten Tage, während der Vater in der Kirche war, saßen wir, der Kaunigl und ich, in der Flachskammer und spielten Karten. Ich musste erst die Blätter kennen lernen, aber merkwürdigerweise wurde ich mit den zweiunddreißig Kartenfiguren viel leichter vertraut, als ein Jahr vorher mit den vierundzwanzig Buchstaben. Leider kam die Mutter um einen Rocken für ihr Spinnrad, sie verdarb alles. „Aber Buben!" sagte sie, „derbarmen euch die armen Seelen nicht, dass ihr so was treibt am heutigen Tag?!" Wir verzogen uns. Aber der Hasenschartige hatte mir's schon angethan. Er wusste und konnte allzuviele merkwürdige Sachen, die noch dazu verboten waren!

An einem der nächsten Tage hockten wir im Heustadl auf einem Futterhaufen und spielten wieder Karten. Ich halte solche Fortschritte gemacht, dass mir nicht bloß die Figuren, sondern auch schon sehr viele Spiele bekannt waren. So thaten wir „zwicken", „brandeln", „manscheln", „bettlerstrafen", „königrufen", „grün' Buben suchen", „pechmandeln", „mariaschen" und anderes. Weil kein Tisch war, so legten wir die Karten aufs Knie, zwickten sie zwischen die Beine und der Kaunigl steckte seine Trümpfe sogar einmal in die Hasenscharte. Keuchte gählings das alte Everl die Leiter herauf. Wir verhielten uns im dunklen Raum mäuschenstill, aber sie hatte uns doch bemerkt. „Buben!" rief sie, „was thut's denn, Buben?"

„Beten", gab der Kaunigl zur Antwort.

„Ja, beten! Mit des Teufels Gebelbuch, gelt?" rief das Weiblein. „Wisst's es nit, dass der Vater das Kartenspielen nit leiden mag? Wird euch schön sauber der Schwarze bei den Füßen packen und in die Höll hinabschleifen." Somit war's mit dem Spiel wieder aus. In die Höll' hinabschleifen, das wär' so etwas!

Am nächsten Sonntage machte der Kaunigl den Vorschlag, dass ich mit ihm in den Schachen hinausgienge, damit wir bei unserer Unterhaltung endlich einmal Ruh' hätten. Aber es regnete und es schneite und es gieng ein kalter Wind, also dass ich der Einladung nicht nachkam. Ob ich aus Papier wäre? piepste hierauf der Kaunigl, dass ich fürchten müsse, vom bissel Regen aufgeweicht zu werden und auseinanderzufallen! Im Wassergraben habe er seiner Tage am besten geschlafen, und so wie er schwarze Erde mit Brennesseln esse, wenn er sonst nichts habe, so wolle er sich in Ermanglung eines Bettzeuges nackend in Schnee einwickeln, und ich solle lieber in der Mutter ihren Kittel hineinschliesen. — Aber schon an demselben Nachmittage kam der Kaunigl mit etwas anderem, was ich in der Lage war, anzunehmen. Die Stube war besetzt vom Vater, der an der Wanduhr etwas zu basteln hatte und von den Knechten, die ihre Schuhe nagelten. In den übrigen Winkeln des Hauses war es auch nicht sicher, also in den Ofen hinein! In dem-

ſelben war ein Holzſtößlein geſchichtet, wir krochen hinter das Stößlein. Nachdem der Kaunigl den Deckel des Ofenloches zugezogen hatte, zündete er die mitgebrachte Kerze an, thal die Karten hervor und wir huben an. Gemüthlicheres gibt's gar nicht auf der Welt, als in einem großen Kachelofen bei Kerzenbeleuchtung „brandeln" oder „zwicken" oder „mariaſchen". Die röthlich gebrannte Mauer, die ſchwarzen Kachelhöhlen um und über uns bargen und hüteten, und nun waren wir doch einmal ſicher und konnten „fabeln" oder „mauſcheln" oder was wir wollten, bis in die ſpäte Nacht hinein. Durch die Kacheln von der Stube her hörten wir ein Surren; ſie thaten Roſenkranz beten, der Kaunigl warf die Blätter auf ein „Brandeln". Wir ſpielten um Geld. Gewann er, ſo blieb ich ſchuldig, gewann ich, ſo blieb er ſchuldig. Es ſoll keine größere Ehrloſigkeit geben, als Spielſchulden nicht zu zahlen. Lieber Leſer, ſo einer bin ich! — Juſt halte ich wieder ein ſchönes Blatt in der Hand: zwei Könige und drei Säue und den Schellſchneider, der Trumpf war — da klirrte plötzlich der blecherne Ofenthürdeckel. Das Licht war ſofort ausgeblaſen und wir verhielten uns ſtill, wie zwei todte Maulwürfe. Jetzt geſchah etwas Unvorhergeſehenes, etwas Schreckliches. Vor dem Ofenloche ſtand das gedörrte Everl und fuhr mit einer Spanlunte herein in den Holzſtoß, der zwiſchen uns und dem Ausgange war. Die Flammen leckten an den Scheitern hinauf. Ich zwiſchen durch und mit einem kreiſchenden Schrei hinaus, daſs das alte Everl vor Schreck in den Herdwinkel fiel. Dem Kaunigl gieng's nicht ſo gut, dem ſpießten ſich die langen Beine, er konnte zwiſchen Wand und Scheiterſtoß nicht ſofort heraus, der Rauch verſchlug den Athem und ſchon hörte man nichts mehr von ihm.

„Der Kaunigl iſt drinnen!" ſchrie ich wie verzweifelt, da wurde mit dem Sterkrampen der brennende Holzſtoß, Scheit um Scheit, herausgeriſſen auf den Herd und ſchließlich wurde mit demſelben Krampen ein Häuflein Menſch herausgezogen, das ganz zuſammengekauert war wie eine verſengte Raupe und deſſen Kleider bereits an mehreren Stellen rauchten.

Zwei Schöpfpfannen Waſſer goß ihm das Everl ins Geſicht, da wurde der Kaunigl wieder lebendig.

Als jetzt auch einige Spielkarten zum Vorſchein kamen, ſo kannte ſich das Everl gleich aus. „Was hab' ich denn geſagt, Buben!" ſo redete ſie, „hab' ich nicht geſagt, ihr kommt's mit dem verflixten Deuxelszeug in die Höll? Im Fegfeuer ſeids ſchon geweſen."

Mein Vater wollte den Burſchen davonjagen, thal's aber nicht, weil der Burſche nicht darauf gewartet hat. Wo der Kaunigl anders zugeſprochen, das weiß ich nicht; jedenfalls konnte er eine neue Erfahrung zum beſten geben: Er hatte nicht allein Schwabenkäfer in Butterſunke gegeſſen, in Waſſergräben geſchlafen, ſich nackend in Schnee gewickelt, er hatte auch im Feuerofen Karten geſpielt.

Mir war von dieſem Tage an der alte große Ofen auf lange nicht geheuer; mit ſeinen grünen Augen ſchaute er mich ſo drohend an: Bübel, wirſt noch einmal Kartenſpielen, während die anderen beten?!

Erſt als ich wieder brav geworden war, ganz ordentlich und fleißig, blickte mich der Ofen neuerdings freundlich an und es war wieder ſo heimlich bei ihm wie früher. Später ſind ſeine guten Augen erblindet, dann iſt er in ſich zuſammengeſunken wie ein Urgroßmütterlein, und heute gehl's ihm, wie es bald uns allen ergehen wird — nichts mehr übrig, als ein Häufchen Lehm.

Grimming.

Ein Sagenſang von A. Berg.

Einſt ein Hirtenknab zog aufwärts,
Ein verirrtes Schaf zu holen.
Als die Nacht war angebrochen,
Wärmt' er ſich bei dürft'gen Kohlen.

Schaurig ragten auf zum Himmel
Deine rief'gen Felſenmaſſen
Und ſein Auge ſucht' vergebens
Dein Geſammtbild zu erfaſſen.

Welch' ein Meer von ſtein'gen Wänden!
Welch Gewirr von Zacken, Klüften!
Unheilkündend ſtürzt Gerölle
Von den Scharten, in den Schlüften!

Zornig, drohend, ſtarrt' ihm ſchrecklich
Deines Kamm's Geſtalt entgegen,
Sturm trieb Spielball mit den Wolken,
Schnee durchwirbelte den Regen.

Plötzlich züngelt' auf die Mauern
Fahl ein Blitz gleich rief'ger Schlange,
Und von ferne ſchallt' und hallt' es
Gleich geſpenſtigem Geſange.

Eine Wand erſchlafs ſich gähnend
Seinem Blick, ein blaues Flimmern
Schaut' er in den ew'gen Tiefen,
Deutlich ſah er's drinn aufſchimmern.

Wie des Doms erhab'ne Kuppeln
Wölbten ſich die feuchten Mauern,
Orgeltöne brausten mächtig
Durch der Nacht ſchreckbare Schauern.

Einen Hochaltar erblickt' er,
Steinern ſtanden Bänk' und Stühle
Und er unterſchied Geſtalten
Aus dem wimmelnden Gewühle.

Kleine Männchen, ernſt zu ſchauen,
Hauben auf den kleinen Köpfen
Und die Bärte lang und wallend —
Athem wagt' er kaum zu ſchöpfen.

Fackeln glänzten durch die Kirche,
Und ein leiſe gurgelnd Wogen
Zeigt' ihm eines Bergſee's Spiegel
Dicht an jener Kuppel Bogen.

Auf des Bergſee's ſchilf'gem Grunde
Sah er Gold in ew'gen Tiefen,
Unermeſslich gleißt' und glänzt' es,
Geiſter ſangen, Stimmen riefen.

Plötzlich rief's nach ihm im Chore,
Näher ſchritt er, ſcheu und bebend,
Kaum des See's Geſtad' erreicht er,
Krampfhaft ſtets nach aufwärts ſtrebend

Dort hört' er ein Kichern, Lachen,
Kugeln rollten auf dem Plane,
Fröhlich wiſperten die Stimmchen
Winz'ger kegelnder Kumpane.

„Hirtenknab' armſel'ger Menſchen,
Jener ungeſchlachten Flegel,
Raſch herbei und nicht gezaudert!
Setz' uns auf beim Spiel die Kegel! —"

Muthig trat hinzu der Knabe
Und ſie ſchoben gar poſſierlich,
Flink und fleißig ſchafft der Schäfer
Und ſie dankten gar manierlich.

Gaben ihm aus Fingerhüten
Milden Enzian zu trinken,
Und den Herrn der Wichtelmännchen
Hört' er rufen, ſah er winken.

„Bub, du haſt uns ſtramm gehalfen,
Haſt gedient uns ſtumm und willig;
Dir nach unſ'rer Art zu lohnen,
Menſchenkind, iſt recht und billig.

Nimm den ſchweren Silberkegel
— Er iſt dein! — als Angedenken,
Lafs dir von des Grimmings Zwergen
Dieſes Werk der Schmiede ſchenken.

Wohl weiß ich, ihr Menschenkinder
Geht nach Silber und nach Golde,
Eitel drum ist euer Sinnen
Und ihr strebt nach Satans Sotde!

Darum hüten wir im Innern
Dieses Berg's des Goldes Massen,
Das euch lockt mit seinem Glaste,
Euer Dasein zu verprassen.

Sorgsam sei's darum behütet
Noch in fernen später'n Tagen!
Eh', bei Gott, nicht sollt ihr's haben,
Bis der Grimming abgetragen! —"

Blutig stieg empor die Sonne,
Und des Berg's phantast'sche Schroffen
Hoben scharf sich ab vom Himmel,
Den der Knabe schaut betroffen.

Schimmernd weiß die Riesenwände
Glänzten seinem Blick entgegen,
Freundlich blaute hoch der Himmel,
Rings erstrahlt' ein stiller Segen.

Berg, der Berge stolzer König,
Lass mich in die Tiefe steigen,
Und mein Haupt vor deiner Größe
Und vor deinem Zauber neigen!

Was die Welt auch heut uns Menschen,
Jenes Glück, nach dem wir jagen,
Ohne jemals es zu finden,
Ward auf deine Höh'n entttragen.

Droben wohnt's als ew'ger Friede,
Und vielleicht in fernsten Tagen
Senkt es sich zur Erde nieder, —
Wann der Grimming abgetragen.

Steirische Volkssagen über den Teufel.*)

Von Hans von der Dann.

Bekanntlich nahmen unsere Vorfahren in den Alpenländern für Naturerscheinungen, deren Grund sie nicht begriffen, an, dass selbe stets infolge gewaltsamer Eingriffe höherer, bald göttlicher, bald dämonischer Mächte entstanden. Alles, was das Volk nicht mit dem Walten einer gerechten Gottheit zusammenreimen konnte, wurde dem Teufel und seinen dienstbaren Geistern oder Bundesgenossen zugeschrieben. Solche Sagen finden wir nun in Steiermark in auffallend großer Zahl, und es ließe sich über den Teufel, wie er in unserer Volkssage, im Volksglauben auftritt, ein ganzes Buch schreiben. Vieles darüber ist schon bekannt, vieles und vielleicht der größere Theil aber noch unbekannt. Im nachstehenden soll nun eine Reihe von solchen Teufelssagen erzählt werden, welche bisher in der literarischen Welt meist noch unbekannt sein dürften. Sie wurden vom Verfasser theils selbst aus dem Volksmunde übernommen, theils entstammen sie den bisher Manuscript gebliebenen Aufzeichnungen anderer Sagenforscher, als Dr. Richard Peinlich, A. Meixner u. a.

Der Teufel wird gezwungen einen Dieb zu stellen.

Es ist bekannt, dass es Leute gibt, die es verstehen wollten, einen Dieb zu bannen, das heißt mit Hilfe des Teufels den Dieb zu zwingen, das

*) Nachdruck oder sonstige Benützung ohne Erlaubnis des Verfassers nicht gestattet.

gestohlene Gut selbst wieder zu bringen. Ein solcher Diebsbanner war auch ein Knecht des Bäckermeisters Hofer in St. Georgen bei Wildon. Als einst der Meister spät abends von seinem im Windischen gelegenen Weingarten heimkehrte, giengen er und sein Knecht sogleich zu Tische, um das Abendessen einzunehmen. Vorher aber entledigte sich der Knecht noch seines Rockes und hieng ihn auf die „Wagenkipsen". Nach eingenommener Mahlzeit wollte er den Rock wieder anziehen, aber dieser war nicht mehr da und auch nirgends zu finden. Darüber wurde der Knecht böse, denn er meinte, die Hausleute hätten ihm einen Streich gespielt, und sagte dem Herrn, er werde vor ihm denjenigen bannen, der ihm den Rock entwendet habe, so dass er ihn wieder zurückbringen müsste, und sei er wo immer nur. Der Bäckermeister gab seine Zustimmung, und der Knecht versicherte hierauf: „Vor Mitternacht werden Rock und Dieb noch zum Vorschein kommen."

Der Knecht gieng hinaus und that seine Bannsprüche. Der Hausherr und alle Bewohner des Hauses waren begierig, wie die Sache enden werde, und blieben deshalb auf. Als es zwischen elf und zwölf Uhr wurde, riss plötzlich ein Sturm das Hofthor auf, und ein dahersprengender Ziegenbock warf einen Mann zum Thore hinein, der den gestohlenen Rock an hatte. Der Knecht dankte nun durch einige den Umstehenden unverständliche Worte ab, das heißt er löste den Bann, worauf der Ziegenbock verschwand. Der Bäckermeister aber nahm erstaunt den Fremden ins Zimmer und fragte ihn, wie er hergekommen.

Der Dieb, ein Bettler, erzählte nun, dass er über den Hof gegangen sei und den Rock auf der Kipsen habe hängen gesehen. Da es ohnehin kalt war, habe er sich gedacht, der Rock könne dem Eigenthümer nicht so stark abgehen, da dieser ihn sonst nicht im Freien lassen würde. Also nahm er den Rock und gieng unbekümmert weiter seines Weges. Jenseits der Mur, bei Lebring, wollte der Bettler in einer Tenne übernachten. Gegen Mitternacht wurde das Tennthor plötzlich aufgerissen, und ein schwarzer Geißbock stürzte herein; dieser stieß ihn fortwährend mit den Hörnern. Der Bettler glaubte, das Thier sei im Stalle ausgekommen, und er gab sich alle Mühe, den Bock von sich abzuwehren. Da aber dieser nicht nachtieß, dachte sich der Bettler: Ich kann mich ja auch auf einem anderen Orte niederlegen; und er stand also von seiner Liegerstatt auf. Aber da rannte ihm der Geißbock zwischen die Füße und trug ihn flugs durch die Luft über die Mur nach St. Georgen, wo er ihn innerhalb des Thores der Behausung des Bäckermeisters abwarf, s· dass er eine kurze Zeit ganz betäubt liegen blieb.

Also hatte der Knecht über den Teufel die Macht und ihn gezwungen, den Rockdieb ihm zu bringen.

Der vom Teufel geängstigte Diebsbanner.

In der Behausung der Alt-Schöckeltonin, einer etwa zehn Minuten von einem der Schöckelkreuze entfernt stehenden Kensche, hielt sich vor Zeiten ein hochstudierter Herr auf, der ein ganzes Jahr in der sogenannten schwarzen Schule gewesen war. Er konnte Wettermachen, den Teufel citieren, Diebe bannen und dergleichen mehr. Einst kam zu ihm ein Bauer, dem Geld gestohlen worden, und verlangte von ihm, dass er das Geld wieder zur Stelle schaffe; dabei aber gab der Bauer dem Diebsbanner eine größere Summe an, als ihm wirklich abhanden gekommen. Der Beschwörer nahm nun sein „Kolomanibüchel" und las daraus in feierlichem Tone die

Bannformel. Nun erschien der Böse, welcher in Wirklichkeit viel wilder aussah, als man sich ihn dachte, und brachte das Geld. Der Beschwörer zählte das Geld, war aber damit nicht zufrieden und beschuldigte den Schwarzen, dass er ihm einen Theil des angeblich dem Bauern entwendeten Geldes vorenthalte.

Da wurde der Satan überaus wild. Er machte einen gellenden Pfiff, und im Augenblicke erschienen Teufel in solcher Menge, dass sie die Sonne verfinsterten; ein Theil derselben flog in die Stube hinein, der andere, weitaus größere Theil aber umkreiste unter furchtbarem Gebrüll und Gezisch den Schöckel. Arg bedrängt suchte sich der Beschwörer mit geballter Faust, stark gekrümmtem Zeigefinger und eingezogenem Daumen gegen jeden einzelnen der auf ihn eindringenden Teufel zu vertheidigen. Aber es war umsonst. Alle Bannformeln, die der Beschwörer aufsagte, blieben wirkungslos. Er verlangte von den im Zimmer anwesenden Leuten eine geweihte Kerze; man brachte ihm eine solche, aber sie wollte nicht brennen. Er verlangte nun Weihwasser, aber es war keines zu finden, obwohl solches im Hause reichlich vorhanden war. Endlich ersuchte der Schwarzkünstler, man möge ihm einen Priester zur Stelle schaffen. Es wurde der alte Pfarrer von St. Radegund geholt. Dieser kam und trat mit den Worten: „Wo ist der Verrückte?“ in die Stube. Erleichtert athmete der Beschwörer auf, als er den Mann Gottes sah, und bat ihn, mit seinen Stiefeln auf die Spitzen seiner Schuhe zu treten. Der Priester that dies, und nun sah er die in Unzahl vorhandenen Teufel. Er sprach nun seine geistlichen Beschwörungsformeln und siehe da! es gelang ihm auch, alle diese vielen tausend Teufel bis auf einen zum Weichen zu bringen. Diesen einen Bösen aber vermochte später nur der Pfarrer von Maria-Trost zu bannen.

Dem Teufel verschrieben.

In Grötsch, Pfarre St. Nikolai im Sausal, lebte ein alter Mann, der Feld-Kostmost, der sich schon in jungen Jahren dem Teufel verschrieben hatte, aber dennoch schließlich aus dessen Klauen befreit wurde. Die Sache kam so:

Als kleiner Bube gieng der Feld-Kostmost einst in den Wald, um Schwämme zu suchen. Plötzlich sah er einen Jäger vor sich, der ein Buch unter der „Irxen“ (Achsel) hatte und ihn fragte, ob er nicht „alles können“ möchte. „Warum denn nicht“, antwortete der Bub; „könnts eppa dös alles?“ Darauf antwortete der Jäger: „Freilich! Ich kann dir alles lernen, wenn du deinen Namen mit deinem eigenen Blut in mein Buch hineinschreibst!“ Dem Buben war dies ganz recht, und er that, was ihn der Jäger nun hieß.

Nachdem der Bube genug Schwämme beisammen hatte, machte er sich auf den Heimweg. Unterwegs sah er das Vieh der Bewohner von Grötsch auf der Weide. Da dachte er sich: Kann's glei probiern, obs wahr is, was mir der Jaga versprochen hat. 's Vieh“, sagte er, „soll tanzn.“ Und siehe da, das Vieh begann zu tanzen, als wäre es närrisch, und es tanzte so lange, als es dem Knaben gefiel. Dieser wusste nun, dass er wirklich alles vermöchte, was er wollte, und nun machte er viele Jahre die seltsamsten Künste und Stückeln. Unter anderem verfertigte er die seltsamsten Uhren. Die ganze Stube war voll davon; darunter waren auch solche, welche aus Nussschalen angefertigt worden waren. Auch Geld machte sich der Feld-Kostmost und gab es dann aus; er wurde deshalb freilich oft eingesperrt, aber die Herren vom Gericht konnten ihm nichts machen, denn er gieng ihnen immer durch.

Am „Anberg“ des Spiegelkogels, auf dem einst ein altes Schloss ge-

ſtanden, befand ſich eine große Mauer, und unter derſelben ſoll Geld, und zwar ledernes und ſolches aus Baumrinde hergeſtelltes, vergraben geweſen ſein. Zweimal gieng der Feld-Koſtmoſt hin und wollte den Schatz heben, wurde aber jedesmal von der Mauer, wenn er ſie erklettert hatte, wieder herabgeworfen. Ganz erbost fragte er: „Is da nix z'kriagn?“ und eine Stimme antwortete darauf: „Nit eher, als das lederne Geld wieder aufkimmt!“

Als der Feld-Koſtmoſt fünfzig Jahre alt geworden, dachte er an ſein Lebensende und an die Folgen, daſs er ſich dem Böſen verſchrieben hatte. Ihm ſchien die Sache nun denn doch etwas zu bedenklich und gieng deshalb nach Leibnitz. Dort klagte er dem Pater Guardian des Kapuzinerkloſters ſeine Noth, erzählte ihm, daſs er ſich in jungen Jahren dem Teufel verſchrieben hätte, und bat um Hilfe, auf daſs er den Böſen wieder los und ledig würde. Der Guardian befahl ihm, einmal zur Mitternachtszeit ins Kloſter zu kommen, doch müſste er jedesmal, wenn ihm etwas Lebendes über den Weg laufe, wieder umkehren. Als der Feld-Koſtmoſt nun das erſtemal ſich gegen Mitternacht auf den Weg machte ins Kloſter, lief ihm unterwegs eine Maus über den Weg, ein anderesmal war es ein Haſe, dann eine Fledermaus und anderes Gethier. So muſste er denn nach des Guardians Gebot jedesmal wieder umkehren.

Einmal des Nachts kehrte der Feld-Koſtmoſt in der ſogenannten Haarkenſche im Muggenauergraben ein und ſetzte ſich in der Stube hinter den Ofen, um hier ein wenig zu raſten. Das Häuschen ſtand einſam und war unbewohnt. Um elf Uhr nachts kamen drei wilde, ſtarke Kerle in das Zimmer, ſetzten ſich an den Tiſch und begannen Karten zu ſpielen. Einer der Männer verlor nun regelmäßig. Da ſagte er: „Es is wer da, der nit herg'hört, i g'ſpür's! Wart Kerl, i kim di umi hintern Ofen!“ Darauf zog er den Feld-Koſtmoſt aus ſeinem Verſtecke hervor, und der Arme wurde von den drei Männern ſo derb geprügelt, daſs er ohnmächtig liegen blieb. Wie es dann zwölf Uhr wurde, war alles vorbei und von den drei fremden Männern nichts mehr zu ſehen. Und in der Früh, nach dem Gebetläuten, fühlte auch der Feld-Koſtmoſt keine Schmerzen mehr, als wenn ihm gar nichts widerfahren wäre. So ergieng es ihm etlichemale, und nun begab ſich der Mann bei Tage nach Leibnitz ins Kloſter und erzählte wieder alles dem Guardian. Dieſer rieth ihm, er möge das nächſtemal, wenn er wieder in der Haarkenſchen einkehre, Hände und Füße kreuzweis übereinanderlegen. Der Feld-Koſtmoſt befolgte ſchon in der nächſten Nacht den Rath des Kapuziners. Mit gekreuzten Armen und Beinen erwartete er hinter dem Ofen die Ankunft der drei Geſellen. Sie kamen und einer trat auf den Ofen zu, um den Feld-Koſtmoſt hervorzuziehen; als er ihn aber ſo mit den kreuzweis übereinander gelegten Gliedmaßen da ſitzen ſah, gieng er ſtillſchweigend zurück. Da ſagte der zweite: „Na, wenn du nix kannſt, ſo geh i; i will den Kerl glei kriagn!“ Aber auch er kam gleich wieder zurück und ſprach: „Dem mag i nix machen!“ Nun ſtand der dritte auf und gieng mit den Worten: „Na, wenns dös koana was könnts, ſo will ſchon i ihn kriagn, und dem Kerl ſchon helfen!“ auf den Feld-Koſtmoſt zu, kehrte aber ebenfalls um und murmelte ingrimmig: „Na, dem mag i nix an!“ Darauf verſchwanden die drei Männer.

In der nächſten Nacht verſuchte es der Feld-Koſtmoſt, zum Kloſter zu gelangen, und er kam glücklich ohne Anfechtung dahin, bis er vor dem Eingange ſtand; aber jetzt wollte ein Mann mit einem Strohſacke zwiſchen ihm und der Pforte durchrennen;

doch stand zum Glück der Guardian bei der Thür, und der zog den Feld-Kostmast ins Kloster hinein. Hier wurde nun der Mann endlich vom Teufel erlöst, aber er lebte nicht mehr lange, sondern starb bald darauf. Da blieb nun auch die Thurmuhr von St. Nikolaus im Saufal, welche der Feld-Kostmast einst gemacht hatte und bisher immer genau gegangen war, plötzlich stehen, und kein Uhrmacher war imstande, sie wieder zurechtzubringen.

Der Teufel holt einen Verwalter.

Ein Gutsbesitzer in Graz hatte im Unterlande ein Schloss, das ein böser Mann verwaltete. Dieser behandelte die Unterthanen aufs härteste und marterte sie geradezu. Einst, um neun Uhr vormittags, rief er einen alten Bauer zu sich ins Schloss und befahl ihm, einen Brief dem Schlossherrn zu überbringen, die Antwort abzuwarten und diese dann noch vor Sonnenuntergang ihm wieder zu überreichen.

„Das is nit mögli!“ sagte der arme Bauer, „der Herr wohnt in Graz, zwölf Meilen weit, und da kann ich nit hin und her in an Tag!“ Allein dies kümmerte den Verwalter nicht, der Bauer solle reiten oder fahren, wie er wolle, nur müsse er den Befehl ausführen. Alle Einwendungen des Landmannes blieben umsonst, und er machte sich endlich klein verzweifelt auf den Weg. Der Bauer gieng in gerader Richtung, ohne Weg und Steg, gegen Graz zu und gelangte in einen großen Wald und auf eine breite schöne Straße. Mit einemmal kam ein schöner, von zwei feurigen Schwarzen gezogener Kabelwagen daher gefahren, den ein Kutscher lenkte. Dieser fragte den Bauer, wahin er gehe, und der erzählte nun alles, was er zu thun hätte, nämlich seinem Herrn in Graz einen Brief zu überreichen und die Antwort nach heute wieder zu überbringen. Der Kutscher sagte darauf dem Bauern: „Setz dich auf! Ich hab' auch in Graz zu thun; vielleicht richten wir's.“ Der Bauer setzte sich in den Wagen, der Kutscher gab seinen Rappen einen Hieb mit der Peitsche, und fort flog das Gefährte in sausender Geschwindigkeit. Es däuchte dem Bauer, sie führen durch die Luft, und mit einemmale waren sie in Graz. Ganz verwundert darüber stieg der Bauer aus, und der Kutscher sagte ihm, er möge seine Sachen richten und, wenn er fertig sei, am Gries auf ihn warten, er läume dann mit ihm wieder mitfahren.

Es war noch nicht einmal halb zehn Uhr, die Beiden giengen noch auf den Platz einkaufen, und deshalb ließ sich der Bauer auch vorher in einer Schenke ein Gläschen Wein gut schmecken, gieng in die Barmherzigenkirche und machte sich dann nach verrichteter Andacht daran, seinen Herrn zu suchen. Er fand auch bald denselben. Der Gutsherr nahm den Brief seines Verwalters entgegen, beantwortete ihn und gab dann das Schreiben, nachdem er es versiegelt hatte, dem Bauer. Dieser gieng nun auf den Gries hinab und sah schon hier den Kutscher auf ihn warten. Dieser hatte jetzt ein drittes Pferd vor den Wagen gespannt, was dem Bauer gar seltsam vorkam und worüber er sich darüber viel Kopfzerbrechen machte. „Erst zwei, jetzt drei Schwarze, was soll das sein“, dachte er sich und schüttelte bedenklich den Kopf, stieg aber dessenungeachtet ein. Anfangs fuhren sie ganz gemüthlich dahin, wie sie aber die Stadt hinter sich hatten, gieng's wieder in rasender Schnelligkeit dahin, wie als führen sie durch die Luft. Und in wenigen Augenblicken sah der Bauer das Schloss vor sich. Aber jetzt hielt der Wagen nicht stille, sondern sauste über die Schlossbrücke hinüber in den Schloss-

hof hinein und blieb unmittelbar vor dem Eingange stehen. Der Bauer dankte, gieng dann ins Schloſs zum Verwalter und übergab ihm den Brief des Gutsherrn. Der Verwalter erbleichte, als er den Brief in Händen hatte und die Schrift und das Siegel des Herrn erkannte; er eröffnete das Schreiben und las es, sank aber dann zurück und war todt. Der Bauer verließ darauf das Zimmer, und als er in den Schloſshof trat, sah er den Kutscher mit vier Rappen über die Zugbrücke hinwegfahren.

Der Kutscher war niemand anderer als der Teufel, der den bösen Verwalter geholt hatte.

Das ganze Leben ist Komödie.

Von Gustav Starke.

Das ganze Leben ist Komödie,
Die Welt ist ein Komödienhaus,
Die Menschen sind die Komödianten,
Lustspiel und Drama füllt es aus.

Doch über all dem bunten Flitter
Da waltet still der — Directeur;
Das Schicksal gibt er einem jeden,
Und das wird nun sein Regisseur.

Der setzt sein Dasein dann in Scene
Er schmückt es nach Belieben aus.
Hier helles Lachen, hier 'ne Thräne,
Hier Zischen und hier der Applaus.

Und ist das Lebensspiel zu Ende
Mit all der Pein und Lust und Noth,
So öffne nun geschwind die Hände,
Die säl'ge Gage zahlt — der Tod.

Da gibt's nicht Abzug, nicht Collecten,
Agenten nicht mit schoflem Sinn.
Der Tod nimmt deine beiden Hände
Und führt dich zum Director hin.

Und der fragt nicht: War deine Rolle
Die größte oder kleinste hier?
Warst du Statist? Sangst du im Chore?
Warst du der Kunstwelt höchste Zier?

War Noth, Entbehrung dein Begleiter?
Hast du dem Glücke dich vermählt?
Warst für das Schöne du ein Streiter?
Hast du dein Rollenfach — verfehlt?

Der Directeur spricht ernst und milde:
„Du stehst als Mensch vor meinem Thron,
Du strebtest nach der Gottheit Bilde,
Geh ein, du armer Erdensohn."

Da tritt er ein, die Mitte schließt sich,
Der Vorhang fällt, das Spiel ist aus. —
Die Menschen all sind Komödianten,
Die Welt ist ein Komödienhaus.

Geld.

Vor Jahren saßen eines Tages in einem Wiener Kaffeehause mehrere junge Idealisten beisammen und sprachen von ihrem Ideal — dem Gelde.

Einer von ihnen war Tages-, Wochen-, Monats- und Jahresliterat, denn er schrieb für Journale, Wochenblätter, Monatsschriften und Kalender; für die Unsterblichkeit schrieb er nicht, weil diese schlecht honoriert. Dieser Mann hatte die Bemerkung gemacht: Am liebsten schriebe er duftige Novellen, allein er schreibe alles, über alles, für alle und für jedermann, der etwas bestelle. Denn er müsse Geld verdienen. Er lebe in einer Großstadt, sei das Wohlleben gewohnt, wolle die Welt genießen, solange er noch genussfähig sei, und brauche jährlich sechzehntausend Gulden. Da könne er nicht wählerisch sein, sondern nehme das Geld, wo er es finde.

„Ich will Sie", gab ein zweiter bei, „nicht aushorchen darüber, ob Sie auf Bestellung auch Ihre Weltanschauung — ändern."

„Recht haben Sie, horchen Sie lieber nicht darüber aus", antwortete der eine, und that einen schönen und guten Zug, denn die Herren tranken Sect. „Weltanschauung! Das ist auch so eine moderne Phrase, die sehr schön klingt und nichts sagt. Weltanschauung! Ich danke schön, ich schaue die Welt nicht an, ich genieße sie."

Sein Aussehen war nicht besonders genussluftig, eher abgespannt, blasiert.

In der kleinen Gesellschaft saß ein lyrischer Dichter, der bisher mit Hilfe aller Götter des Olymps Frühling, Mond, Sehnsucht und Liebe besungen hatte; der erklärte nun, er werde ein Theaterstück schreiben, das trage Geld. Ein anderer, der ein mittelalterliches Epos geschrieben und einen antiken Weltweisen übersetzt hatte, gestand ein, dass seine bisherige Thätigkeit ihn nicht mehr befriedige, seine Freude sei vielmehr Leben und Verkehr und er habe vor, einen schwunghaften Knopfhandel zu eröffnen. Daneben saß ein berühmter Mime, der in ein Blatt Papier vertieft war. Studierte er die neue Rolle eines Grillparzer'schen Stückes? Doch nicht, er studierte den Courszettel. Er speculierte nicht mehr auf den Beifall des Publicums, sondern auf der Börse. Und jeder dieser Idealisten war von seinem Ideal durchdrungen.

An der Tafelrunde befand sich auch ein Poet aus der Provinz. Das war erst der Richtige. Statt Sect trank er Chocolade; statt zu rauchen, knusperte er ein Kipfelchen ums andere.

„Meine Herren, gestatten Sie!" so nahm dieser Provinzler nun das Wort. „In Geldsachen verstehen Sie gar nichts. Lassen Sie mich sprechen. Sie wollen Geld haben."

„Nein, wir wollen nicht Geld *haben*, wir wollen Geld ausgeben", unterbrach ihn der Sechzehntausendfassa.

„Aber natürlich nicht einpöteln", rief der Provinzler. „Freilich ausgeben. Nur begehen die Herren den kleinen Fehler, sich für gutes Geld lauter

ſchlimme Sachen anzuſchaffen, lauter Imitationsfreuden, lauter Talmiglück."

„Wieſo? Wir kaufen nicht bei Traugott Feitel ein."

„Sie kaufen ſich Unfried, Nervoſität, Unluſt, Krankheit, Ekel. Ihre Schönheit kaufen Sie beim Schneider. Ihre Liebe im Bordelle. In Ihrer Wohnung hat der Luxus die Bequemlichkeit vertrieben, der Prunk die Gemüthlichkeit. Vor lauter Weltgenüſſen haben Sie keine Zeit mehr, ſich ſelbſt zu genießen, die eigenen Fähigkeiten zu bethätigen, die Harmonie des Lebens zu empfinden, ohne Hetze und Gier heitere Daſeinsfreude zu fühlen."

Der knoppernluſtige Epiker drehte ſich eine Cigarette und redete lächelnd drein: „Eine ganz niedliche Feuilletonplauderei für die Faſtenzeit, die Zeile zu ſechs Kreuzer."

„Ich gebe nichts dafür", ſagte der theaterbefliſſene Lyriker. „Solche Sachen ſind nur in fünffüßigen Jamben genießbar."

Apropos, in Dresden iſt ein neuer Verleger, der Gedichte druckt?"

„Honorar?"

„Gewiſs. Nur gibt er's nicht, ſondern verlangt eins für die Druckkoſten."

Es ſchien, daſs die Herren bereits etwas gereizter Stimmung waren, daher fragte der Sechzehnender den Provinzler: „Und was kaufen denn Sie ſich mit Ihrem Gelde?"

„Nahrung, Kleider, Wohnung, Bücher und Reiſen."

„Und?"

„Und was etwa noch übrig bleiben ſollte, das gebe ich in die Sparcaſſe."

Hellauf lachten ſie. In die Sparcaſſe!

„Mit lumpigen vier Procenten begnügen Sie ſich, wo Sie mit guten Papieren das Doppelte, vielleicht das Dreifache haben könnten!" rief der Mime ganz aufgeregt.

Der Provinzler kam ſich in dieſem Augenblicke ſehr klein vor. An Procente hatte er eigentlich noch nie gedacht. Er war bloß froh geweſen, einen Platz zu wiſſen, wo der Nothpfennig ſicher aufgehoben iſt.

„Ich will mir für mein Geld ja auch was kaufen", ſagte er hernach kleinlaut. „Ich will mir die Unabhängigkeit kaufen, daſs ich niemands Knecht ſein muſs, daſs ich frei leben, frei dichten und ſchreiben kann, ohne nach Gunſt und Beifall ſtreben zu müſſen. Ich will mir ein ſorgloſes Alter kaufen, damit ich in einer Zeit, wo man nicht mehr arbeiten kann, oder aus dem Cours gekommen iſt, kein Bettelmann bin. Man pflegt es zwar den Poeten zu verübeln, wenn ſie das bifschen praktiſchen Sinn haben, den die Natur ſelbſt dem Beſcheidenſten für den Kampf ums Daſein mitgegeben hat. Der Poet ſoll einen ſo idealen Sinn haben, daſs er es gar nicht merkt, wenn er übervortheilt, ausgenützt, ausgepreſst wird. Das Geld ſoll ihm Lappalie ſein, damit's die andern um ſo leichter kriegen. Das iſt der echte Dichter. In kurzer Zeit muſs der echte Dichter betteln gehen. Glauben Sie mir, meine Herren, in dem Augenblicke, da die Leute dem Poeten Almoſen geben ſollen, hört ihre Verehrung für ſeinen Idealismus auf. Er hätte ſparen ſollen! Er hätte ſich ſchon was erwerben können! Er konnte ſich ſeinerzeit viel verdienen, aber er war der Obenhinaus, der Saus und Braus, der Thor, der Vergeuder. Er hat für ſich ſelbſt nicht gedacht und jetzt ſollen andere für ihn denken! Jeder hat für ſich zu ſorgen und der Herr ſoll jetzt nur von ſeinem Idealismus was herabbeißen."

„Wenn's mir einmal ſo ſchlecht geht, dann wird mir mein Ideal auch gewiſs helfen", ſagte der mit den ſechzehntauſend Gulden Jahreseinkommen.

„Und welches Ideal iſt das?"

„Die Bleilugel."

„Ich glaube nicht", fuhr der Provinzler fort, „daſs es ſo ungereimt iſt, wenn auch der Poet unabhängig

sein und niemandem zur Last fallen will. Ich glaube, dass dieses Ideal ein anstrebenswertes ist, und zur Poesie des Daseins gehört. Es wird ja ohnehin selten genug erreicht. Dem Poeten darf es nur passieren sich zu verlieben und die Geliebte zu heiraten — mein Gott, das kommt in den besten Häusern vor — und sein Ideal von der Unabhängigkeit und Sorglosigkeit bleibt — was es ist. Nirgends kehrt der Storch lieber und häufiger ein, als bei den Poeten, nirgends auch findet er eine willigere Aufnahme."

„Das ist Luxus!" rief der knoppernde Epiker, „den ich mir nicht leisten möchte. Nein, nein, der Dichter muss die Liebe nur an ihrer poetischen Seite genießen, die prosaische soll er den Philistern überlassen, verstehen Sie mich? Es gibt Eheleute, welche der Poesie eine gewisse Loyalität entgegenbringen, verstehen Sie mich?"

„Auch wenn Sie weniger deutlich wären. Es ist kinderleicht zu verstehen. Na, zu solcher Poesie braucht man freilich kein Geld in der Sparcasse. Aber ich bitte schon um Entschuldigung, meine Herrschaften, ich bleibe diesmal doch beim alten Philisterbrauch. Ich spare. Ein einfaches Haus, ein treues Weib, Kinder, recht viele Kinder, die rings um mich heranwachsen, lernen, streben, zu glücklichen und thatlustigen Menschen werden — das wäre so mein Fall, und für so etwas zu leben und zu hausen ist wahrlich ein unschuldiges Vergnügen."

„Ein theures Vergnügen!" lachte der Sechzehntausendsapperment.

„Kaum ein Drittel so theuer als das Ihre, von dem ich zwar nichts kenne, als den hohen Preis", sagte der Provinzler.

„Ja, ja", sprach der Mime mit seiner schönen Stimme, „Geld ist ein Unglück, wenn man keins hat."

„Und ein noch größeres für den, der zu viel hat", entgegnete der allzeit einfältige Provinzler. „Bei den Armen sehe ich den Segen des Geldes, bei den Reichen dessen Fluch. Das Geld richtet sich ganz nach der Hand, in der es liegt, wirkt im Sinne derselben Gutes oder Schlechtes. Was nützt einem Menschen sein Mitleid, wenn er kein Geld hat, um es zu bethätigen. Was nützen einem genialen Manne seine Pläne, wenn er kein Geld hat, sie zu verwirklichen. Im Besitze des Strebenden wird das Geld zur Kraft, im Besitze des Edlen zur Tugend —

„Und in dem meinen wird es bloß rasch zum Eigenthum eines anderen", lachte der Sechzehntausender. „Mir macht's eben Spass, das Geld unter die Leute zu werfen, das ist so chevaleresk."

„Wer's besitzt, ohne dafür sich selber verkauft zu haben, der mag's nur thun. Wer für Geld nicht zu haben ist, für den ist oftmals auch Geld nicht zu haben und er hat Ursache mit dem Wenigen, was einläuft hauszuhalten."

„Provinzlergewissen!" warf der Epiker leicht hin, von seiner Cigarette die Asche auf den Tisch streifend.

„Sie glauben gar nicht, meine Herren", sagte der Provinzler, „wie sehr hinderlich so ein enges Gewissen ist. Man bringt's damit zu nichts. Was ein Mensch sich verdienen kann, das kann höchstens und im Laufe von langjährigem Fleiße zur bürgerlichen Wohlhabenheit führen; reich macht nicht das Verdienen, sondern das Gewinnen. Gewinnen kann niemand, der nicht spielt. Geschenke? diese verbinden und verpflichten den Nehmer. Als der Teufel dem Bauer einen Sack voll Thaler schenkte, verlangte er nichts dafür, gar nichts, als des Bauern Seele."

Nun sagte der Mime zum Provinzler: „Wenn Ihnen Rothschild tausend Ducaten schicken würde mit einem artigen Schreibebrief, die kleine Erkenntlichkeit für aus Ihren Dichtungen angenehm geschöpfte Stunden freundlich anzunehmen, wie würden Sie sich verhalten?"

„Ich würde die tausend Goldfüchse zurückjagen müssen."

„Aber ich bitte Sie! Sie übernehmen durch freundliche Acceptation ja gar keine Verpflichtung. Sie haben dem Rothschild das Ihre bereits geleistet mit dem Buch, aus welchem er die angenehmen Stunden schöpfte. Der Mann wollte Ihnen nur nichts schuldig bleiben, und wenn Sie ablehnen und ihm also etwas schenken wollen, so ist das gelinde gesagt etwas unhöflich."

Der Provinzler sagte: „Wie der Will, in meinem engen Gewissen hat ein solches Geschenk von tausend Ducoten keinen Platz. Für Dankbarkeit gibt es andere Wege. Ich bin sonst kein Verehrer von anonymen Briefen, der eine aber war doch nicht übel. Denken Sie an, meine Herren. Eines Tages brachte mir der Briefträger einen Brief aus Deutschland. Es war an demselben weder der Absender noch der Aufgabsort zu erkennen. Es war auch nichts drin, als ein abgerissener Zeitungsfetzen, und in denselben eingeschlagen — fünf Hundertmarkscheine."

„Ah!" hauchte der Lyriker.

„Dieses Geld behielt ich. Erstens, weil ich's nicht zurückschicken konnte, zweitens weil es jede Art von Pflicht und Gegenleistung ausschloss, und weil es nichts sein wollte, als reiner, uneigennütziger Dank. Den Dank in edler Form wird jeder Poet zu würdigen wissen, denn er ehrt den Empfänger, wie den Aussteller. Ich habe mir aus den Markscheinen eine altdeutsche Schreibzimmereinrichtung angeschafft, damit mir einen alten Wunsch erfüllt und gleichzeitig dem unbekannt sein wollenden Spender ein Denkmal gestiftet."

Der Mime stand auf und verneigte sich vor dem Provinzler: „Sehr erfreut, dass Sie meine bescheidene Gabe so wohlwollend angenommen haben. Sehr verbunden! Wenn ich demnächst in Ihrer Stadt gastiere, und Sie stehen mit den Tagesblättern in Verbindung, so werden Sie sich mir gefällig erweisen, davon bin ich überzeugt."

Einen Augenblick stutzte der andere, denn der Mime spielte die Scene allzutrefflich, endlich sagte er: „Dann müsste ich die Fünfhundert zurückgeben."

„Um so besser", lachte der Schauspieler. „Seit wann besitzen Sie das Geld? Seit zwei Jahren! Macht sechzig Mark Zinsen. Ich mache nur sechs Procente, und die Zinseszinsen will ich gar nicht rechnen. — In der That, Freund, wenn's hunderttausend Mark wären, oder so herum, da verlohnte sich die Prellerei, und es wäre ein gar amusant Stücklein, den edlen Spender aus Deutschland zu spielen. Behalten Sie ganz ruhig Ihr altdeutsches Möbelmong, und freuen Sie sich Ihres seltenen Talentes, unbestechlich zu sein."

„Ganz unbestechlich werden wohl auch Sie nicht sein", platzte der Sechzehntausender heraus, zum Provinzler gewendet.

„Kaum", antwortete dieser nicht ohne Befangenheit. „Ich bin nur zu leicht bestechlich."

„Hört, Hört!" rief der Mime mit seiner schönen Bassstimme.

„Jeder sympathische Mensch", gestand der mittheilselige Provinzler, „nimmt mich sofort für sich ein, jede wohlwollende Absicht, jede schöne That besticht mich für den ganzen Menschen und alles übrige an ihm. An einem Kunstwerke, das mir Freude bereitet, sehe ich die Fehler nicht mehr, an einem Buche, das mir Vergnügen macht, sehe ich die Fehler nicht mehr. Mein Erwägungsvermögen setzt sich in Neigung und Dankbarkeit um, und mit der Objectivität ist's vorbei. Das ist thatsächlich ein großer Fehler, der zu Ungerechtigkeiten führen kann.

„Und was noch der Hauptfehler dieser Bestechlichkeitsanlage ist", meinte der Sechzehntausender, „sie bringt nichts ein. Es ist etwas so Fleisch-

loses, so Platonisches — und derlei ist mir zuwider."

„Seit wann sparen Sie schon, mit Verlaub?" fragte nun der Lyriker den Provinzler.

„Schon als Student habe ich von meinen fünf Gulden Monatsgeld stets fünfzig Kreuzer in die Sparcasse geworfen."

Die Tafelrunde starrte sich an. Als Student!

„Und da müssen Sie", fuhr der Lyriker fort, „jetzt doch schon eine schwere Menge drinnen haben."

„Das zwar nicht, denn ich habe mir davon ein kleines Haus gebaut."

„Und so viel!" fuhr der Sechzehntausender ungläubig drein, „so viel kann sich jemand ersparen, wirklich ersparen, dass man davon ein Haus bauen kann?"

„Nun wollen auch Sie mir eine Frage gestatten", wendete sich zu diesem der Provinzler. „Seit wielange nehmen Sie schon Ihre Sechzehntausend ein?"

„Nun — ei das mag mindestens zehn Jahre sein. Früher hatte ich mehr. Bin nämlich der Sohn eines großen Handlungshauses, das nachher Unglück gehabt hat. So musste ich trachten, mir mein Brot kümmerlich zu verdienen."

„Wenn sie das Überflüssige Ihres kümmerlichen Verdienstes allemal in die Sparcasse gelegt hätten, so könnten Sie sich jetzt ein Ringstraßenpalais kaufen."

„Wenn, wenn, wenn!" brummte der andere unwirsch, „ich habe heute doch kein Geld. Eine fatale Geschichte, dieser Marqueur kennt mich nicht."

„Vielleicht das Gegentheil," scherzte der Mime.

„Faule Witze. Pumpen Sie mir lieber."

„Pumpen möchte ich Ihnen nichts", meinte der Provinzler, „aber bestechen, wenn Sie sich von mir ließen —! Da hier! Da liegen fünf Gulden! Meine Herren, an diesem Tische kann sogar ich zum Verschwender werden, allein der Herr College hat mir's angethan. Herr, diese Summe gehört Ihnen und kostet Sie nur ein Wort."

„Welches denn?" darauf der Sechzehntausender.

„Möglicherweise ist dasselbe nicht ganz nach Ihrer Überzeugung."

„Pah, Überzeugung! Auch so ein hohles Schlagwort, was ist Überzeugung? Meine Überzeugung ist, dass der Kerl von Marqueur ein Spektakel anrichtet, wenn ich die drei Flaschen Röderer und die Cigarren nicht wett mache. Die fünf Gulden des Herrn Bruder in Apoll wären zu wenig, doch nehme ich sie."

„Diese fünf Gulden, lieber Meister", sagte der Provinzler, „sollen nur eine kleine Erkenntlichkeit sein für das Vergnügen, das Sie mir bereiten, wenn Sie sich selbst einen Lumpen nennen."

Der Sechzehntausender fasste rasch seinen Arm und flüsterte ihm ins Gesicht: „Sie haben recht. Lump! Das ist das richtige Wort. Aber für zehn Gulden, wenn Sie geben wollten, nennte ich mich von Herzen gern einen Erzlumpen."

„Lassen wir die Thorheiten, meine Herren", sagte nun der Mime mit seiner schönen Bassstimme. „Die Zeche ist bezahlt und es ist, denke ich, überflüssig, dass wir einander noch schwärzer färben, als wir schon sind. Der Herr aus der Provinz wird uns ja verzeihen. Es ist in der Großstadt nicht alles Corruption und es ist in der Provinz nicht alles sittenstreng. Geld regiert und ziert und verführt die Welt dort wie hier. Ehe wir uns trennen, will ich euch das richtige Wort sagen: Geld ist Blut, und ohne Blut kann man nicht leben. Blut arm zu sein, ist nicht schlimmer, als blutarm zu sein. Gottlob, der Herzschlag auf der Börse ist frisch. Die Lombarden stehen auf hundertvierzig."

„Sapperlott!" rief der Provinzler. „Der Puls geht zu hoch. Das ist schon Fieber." M.

Klaviertyrannei.

Von S. Tunner.

Schon seit einer längeren Reihe von Jahren sind die Klagen über das zu viele und zu aufdringliche Clavierspielen ganz allgemein geworden und es dürfte kaum einen unter einer civilisierten Gesellschaft lebenden Menschen geben, der sich rühmen könnte, von der musikalischen Ohrenqual verschont geblieben, durch die Claviertyrannei noch nie in stille, oder auch in laut geäußerte Wuth gebracht worden zu sein. Immer häufiger auch tönen Rufe nach Abhilfe aus den Spalten der Tagesblätter, wo einmal geradezu verlangt wurde, man solle durch unerschwinglich hohe Besteuerung der Claviere deren Ankauf unmöglich machen, oder doch auf ein Minimum beschränken.

Verdient das Clavier, dieses mit so viel Aufwand von Kunstsinn, ernstem Studium und mechanischer Geschicklichkeit aufgebaute und immer mehr noch sich vervollkommnende Musikinstrument wirklich die heftige Abneigung, der es heutzutage begegnet, und wäre es nicht vielleicht möglich, seine erbitterten Feinde wieder etwas gnädiger, oder ihm gar noch geneigt zu machen? Die Musik im allgemeinen und mithin auch das Clavierspiel ist ursprünglich doch gewiss nicht dazu bestimmt, den Ausübenden zu ermüden, seine „geistigen und körperlichen Fähigkeiten zu erschlaffen", die Nebenmenschen zu peinigen und schließlich die ganze Tonkunst in Verruf zu bringen. Im Gegentheil wurde die Musik in früheren Zeiten als das angenehmste Erholungsmittel nach angestrengter Thätigkeit, als liebliche Trösterin in trüben, einsamen Stunden, als Glanzpunkt der Unterhaltung im traulichen Familienkreise, als die Zierde jeder größeren Gesellschaft angesehen, mit einem Wort, sie diente ihrem Berufe gemäß zur Verschönerung, zur Veredlung des menschlichen Lebens.

Von dieser Seite betrachtet, klingt es ganz ungereimt, wenn man von Einschränkung des Clavierspieles überhaupt, von Verminderung der Instrumente durch hohe Steuern, von einem behördlichen Verbote, schulpflichtige Kinder Clavierspielen lernen zu lassen u. s. w., spricht, indem man ja vielmehr wünschen müsste, dass diese wirklich ideale Art der Unterhaltung möglichst vielen Leuten zugänglich gemacht würde. Vernünftigerweise kann nach dem eben Gesagten die so hitzige Gegnerschaft nicht dem Clavier als solchem, wohl aber der manchmal durchaus nicht zweckentsprechenden Behandlung desselben gelten.

Ueber letzteren Punkt mögen nun einige Bemerkungen gestattet sein.

Junge Clavierspieler gerathen gar gerne auf die Meinung, das höchste wünschenswerte Ziel ihres

Musikstudiums sei eine fabelhaft große Fingerfertigkeit, wodurch sie befähigt werden, auch die Schwierigkeiten der anstrengendsten Bravourcompositionen und noch dazu im denkbar schnellsten Tempo mit Leichtigkeit zu bewältigen. Vom rein künstlerischen Standpunkt aus ist diese Meinung aber unrichtig. Die Fingerfertigkeit, oder wie man lieber zu sagen pflegt die Technik, darf ja niemals als Hauptzweck, sondern immer nur als Mittel zum Zweck betrachtet werden. Das einzig wahre, der Tonkunst würdige Ziel ist für den Musiker vor allem, die größtmögliche Klangschönheit seinem Instrumente zu entlocken, deren dasselbe nur immer fähig ist, und sodann die so gebildeten Wohlklänge mit dem Ausdruck, mit der feinen Charakterisierung zu beleben, wie das eben vorzutragende Tonstück es erfordern mag.

Klangstudien müssen also den Geläufigkeitsübungen immer vorangehen, und ein Klangideal zu pflegen und dasselbe nach Möglichkeit zu vervollkommnen ist in den Studienjahren des der Tonkunst zustrebenden Musikers der allerwichtigste Punkt.

Bei einer zweckmäßigen Vornahme der Klangübungen und der Übungen für technische Fertigkeit macht sich nun ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden geltend.

Die Klänge, vom leisesten Piano ausgehend, durch alle Stärkegrade sich steigernd bis zum gewaltig erdröhnenden Forte; jetzt weich und einschmeichelnd wie jugendfrischer Gesang, dann breit und pathetisch wie eine dramatische Arie; hier zierlichen Funken gleich lustig sich tummelnd; dort wieder in traumhafter Zartheit verhauchend — sie müssen alle auf dem Clavier sorgfältig studiert werden, und zwar bringen einer derartigen Anleitung gerade im jugendlichsten Alter stehende Spieler immer ein reges Interesse und wirkliches Verständnis entgegen, da sich die meisten dieser Klangfarben schon bei leichten Kinderstücken anwenden lassen. Die größtmögliche Feinfühligkeit der Fingerspitzen, ein behutsames Anfühlen jeder Taste, bevor sie niedergedrückt wird, bildet die unerläßliche Bedingung des dem Clavier entströmenden Wohlklanges, mag er dann was immer für einen Charakter sonst auch annehmen.

Die andere Art der Übungen, nämlich aller jener, die auf Beweglichkeit der Hand- und Fingergelenke abzielen, also jede Studie für gleichmäßiges Aufheben der Finger, für Über- und Untersetzer, Triller, selbst für tonleiterartige Passagen läßt sich nicht bloß auf dem Clavier, sondern auch außerhalb desselben, auf einer Tischplatte oder sonst irgendeiner ebenen Fläche sehr nutzbringend anwenden. Die Vortheile dieser klanglosen Übungen sind mehrfach. Erstens kann man die Fingerfertigkeit und die Feinfühligkeit des Anschlages dabei ebenso gut bilden wie auf den Tasten selbst, und zwar zu allen Stunden und an allen Orten, wo ein Clavier auch gar nicht zur Verfügung steht. Ein weiterer Vortheil ist die Schonung des Instrumentes, denn durch nichts wird die Mittellage der Claviatur so gründlich abgenützt, als durch stundenlanges Herunterleiern eintöniger Fingerübungen, wobei der Spieler gewöhnlich an alles Mögliche lieber denkt, als an die Bildung eines schönen, für den künstlerischen Vortrag brauchbaren Klanges. Auch die Nachbarschaft wird dankbare Gefühle hegen, wenn ihr die Ohrenqual endloser Übungen großentheils erspart bleibt. Der weitaus wichtigste Vortheil einer solchen Übungsweise besteht aber endlich darin, daß der Spieler seinen eigenen Klangsinn, das heißt, seine Empfänglichkeit für Klangschönheit leichter unversehrt bewahren wird. Das menschliche Ohr ist ein gar zartes, empfindliches Organ und ein Übermaß von musikalischen Tönen, besonders wenn lange Zeit hindurch unter ihnen nicht einmal eine er-

Digitized by Google

frischende Abwechslung herrscht, stumpft es einerseits für die feinen Unterschiede der zum Vortrage so unentbehrlichen Klangfarben ab, andererseits werden dadurch die Gehörnerven überreizt und bald auch die Nerven in ihrer Gesammtheit ins Mitleid gezogen, so dass ernste Schädigungen des Körpers und auch des Geistes manchmal ganz unvermeidliche Folgen sind.

Was den zweiten Hauptpunkt des künstlerischen Studiums, die verständnisvolle und lebendige Charakterisierung der Tonstücke betrifft, so dürften gut arrangierte und der technischen Fertigkeit des Spielers eben angepasste Lieder oder andere Gesangstücke den geeignetsten Lehrstoff bieten. Da hier durch den Text das Wesen der Composition schon hinlänglich festgestellt ist, wird sich ein stimmungsvoller Vortrag wohl von selbst leicht einfinden. Hat der Spieler nur einmal gelernt, ein paar solcher Tonstücke mit Klangschönheit, Geist und Wärme vorzutragen, wird er sich schwerlich mehr begnügen, andere Compositionen gedankenlos herunterzuklopfen, weil das kunstsinnige Empfinden, das musikalische Leben, einmal geweckt, sich nicht mehr unterdrücken lässt und mit zunehmender Reife des Spielers auch immer klarer und mächtiger hervortreten muss.

Ein überaus nützliches und lohnendes Vortragsstudium bildet endlich für den Musiker noch die rechte Beobachtung der lebenden und der leblosen Natur. Die verschiedensten Töne und Laute, wie sie die Vogelkehle hervorbringt: vom weichen, vollen Klang der Nachtigall, der flötenartigen Stimme der Amsel bis zum feinen, neckischen Pfeifen und Zirpen anderer Waldsänger; ein über Steine hüpfendes Bächlein, auf die melodische und rhythmische Element in der Musik gleichzeitig hinweisend; das graziöse Tändeln der Schmetterlinge in freier Luft — dies alles und noch unzähliges andere bietet dem Spieler unerschöpflich reichen Stoff und immer neue musikalische Anregung.

Um dieser Sache besser auf den Grund zu gehen, seien alle verehrlichen Musikfreunde höflichst eingeladen, im Geiste einem Concerle beizuwohnen. Es ist zwar nur ein Finkenconcert, das unter grünen Bäumen und blühenden Sträuchern abgehalten wird, aber trotz dem ziemlich gleichartigen Aussehen der kleinen Musikanten wird es an gehöriger Abwechslung nicht fehlen.

Dort, auf dem nächsten Baume, auf niederem Ast sitzt ein dem Anscheine nach schon älterer Fink, der klar und sicher, mit fast pedantischer Genauigkeit seinen Triller immer gleichmäßig herunterfingt und denselben mit einem vollklingenden, jederzeit nett ausgearbeiteten Ausgang schließt. Er macht den Eindruck eines gemüthlichen Dorfschulmeisters, der mit unerschütterlicher Festigkeit bei seinem gewohnten Tact bleibt und sich durch nichts aus seinem Geleise bringen lässt. Nahe dem Gipfel eines mehr seitwärts stehenden Baumes lässt sich ein anderer Fink hören, der den auffallendsten Gegensatz zum ersten bildet. Leichtsinnig und schleuderisch wie ein kleiner sorgloser Schuljunge, der es kaum erwarten kann, bis er seine Aufgabe fertiggeplappert hat, zwitschert dieser Fink die Triller schnell hintereinander her, aber bald hier, bald dort einen Ton verschluckend, dann wieder in der Mitte des Schlages plötzlich abbrechend, um sein Stückchen von vorne an und noch liederlicher herunterzuhudeln — alles ohne Ordnung, ohne System, die verlörperte Oberflächlichkeit. Aus einer anderen Richtung her tönt nun ein Finkengesang so voll und schwellend, dass man auf den Gedanken gerathen könnte, er entströme der Kehle einer dramatischen Sängerin dieses befiederten Völkleins. Aber auch der Coloraturgesang findet ganz reizende Vertreter und manchmal entwickelt ein gut ver-

anlagter Fink eine so glänzende Leichtigkeit und Grazie in seinen zierlichen Rouladen, dass ihn fürwahr auch menschliche Sängerinnen darob beneiden könnten.

Ist dies auch nur ein ganz kleines, der Natur entnommenes Bildchen, so gibt es doch dem aufmerksam beobachtenden Musiker schon recht artigen Stoff, die Phantasie damit zu bereichern, die angedeuteten Charakterzüge selbst weiter auszugestalten und schließlich an geeigneter Stelle solche in Töne umzusetzen.

Die größte Fülle künstlerischer Anregung wird der junge Musikfreund aber unter den Menschen selber finden. Alle jene Eigenschaften des Körpers und des Geistes, die den gesellschaftlichen Verkehr lieb und angenehm machen, als: Kraft und Würde, Zartheit und Grazie, Übermuth und Schalkhaftigkeit, feuriges Ungestüm und sanfte Melancholie — sie treten ja auch in guten Tonstücken zutage und je tiefer sich der Spieler in den von ihm vorzutragenden musikalischen Charakterzug zu versenken weiß, umso lebendiger und wahrer wird seine Darstellung erscheinen, umso begeisternder und nachhaltiger wird sie auf seine Zuhörer wirken.

Oft finden sich in einem Tonstück zwei oder auch mehr Charaktere vertreten und dem Schüler fällt dann die Aufgabe zu, jeden für sich gut hervorzuheben und den einen womöglich immer in einen gewissen Gegensatz zum anderen zu bringen.

Die lebenskräftigsten und anmuthigsten Tongestalten tauchen gar nicht selten gerade in solchen Compositionen auf, die an die Technik des Spielers kaum nennenswerte Anforderungen stellen. Werden selbe jedoch in künstlerischer Vollendung mit höchster Klangschönheit und geistvoller, überzeugend wahrer Charakterisierung vorgeführt, so denkt gewiss kein kunstsinniger Zuhörer daran, die technischen Schwierigkeiten zu zergliedern, sondern mit innerer Befriedigung, mit wachsendem Entzücken wird er sich dem Zauber hingeben, den ein meisterhaft geschaffenes und in hinreißender Schönheit dargestelltes Tonstück auf ihn übt. Der Kunstwert eines Musikvortrages ist ja nicht in dem Vorführen technischer Fertigkeiten zu suchen, sondern er beruht einzig nur auf der Schönheit und Lebenswahrheit der Darstellung.

Sobald das Clavierspiel von diesem Gesichtspunkte aus betrieben wird, so erscheint es wohl kaum mehr aufdringlich und quälend, sondern vielmehr als eine wahre Wohlthat für Spieler und Hörer, und damit entfallen all die Klagen über die Claviertyrannei von selbst.

So sind wir.

Ein ruppiger Spaziergang.

„Ihr seid Stümper, ihr steirischen Paeten! Diese Artigkeit mußte ich mir vor kurzem im Maria-Trafter Walde bei Graz gefallen lassen, und zwar van einem deutschen Bruder aus dem Preußenlande. Ich hatte ihn aus der Stadt zum Hilmteiche geführt, van dart durch den Wildpark hinauf zur Hilmwarte, dann hinaus in den freien Wald. Er war unterwegs sehr schweigsam gewesen, während der Rundschau auf der Warte hatte er mich ein parmal fast finster angeblickt; mein Gatt, was kann aber ich dafür, dass auf dem Grazerfelde nicht der Genfersee liegt und anstatt der Karalpe nicht der Mont Blanc dart steht!

Hernach, als wir hinauskamen in den frischen Jungwald, wa man zwischen schwarzen Hachfichten und über luftiges Gewipfel des Dickichts her immer die nördliche Landschaft vor Augen hat, brach mein Berliner plötzlas: „Ihr seid Stümper, ihr steirischen Poeten! Da dichtet und schreibt ihr drauf los über euere Steiermark, über euer Graz; aber euer Singsang ist nicht der Schatten van einer blassen Spur dessen, was da ist. Die Maler können auch nichts. Es liegt ja hier gar nicht an dem, was das Auge schaut, es liegt an dem, wozu man durch das Schauen angeregt wird, an der Stimmung, wenn das das richtige Wart ist. Die Stimmung könnt ihr wahl empfangen und haben, dach könnt ihr sie uns nicht hinausschicken per Post in die Mark, und es steht in keinem Buche und auf keinem Bilde, was da bei euch zu Lande ist und was man empfindet! Das ist ja ganz calassal schön!“

Ich guckte ihn sa van der Seite an. War das wirklich ein Berliner Kind? Ja, es war eins, denn safort setzte er bei: „Da sollen Sie 'mal bei uns sehen, wie wir die Steiermark fructificieren möchten, wenn — ja allerdings, wenn wir sie hätten. Ich sage Ihnen, Ihr Vaterland ist colassal schön!“

Ich verneigte mich höflich, beiläufig wie ein Künstler, dem man sein Werk labt, denn manchmal macht mich die Freude an meiner schönen Heimat ganz kindisch.

„Es ist ja einzig!“ rief der deutsche Bruder, „eine Viertelstunde von einer Stadt mit mehr als hunderttausend Einwahnern diese Naturwälder!“

Wir kamen in die Gegend, wa sie mitten in der lieblichsten Landschaft anheben zu graben und zu mauern. Der Berliner stand still und sagte: „I schade! da baut sich 'n rücksichtslaser Millionär ein Sanssouci her und macht damit dem Paradiese ein Lach.“

„Nein“, belehrte ich, „dahier baut

die Steiermark das landschaftliche Krankenhaus."

Er schaute mich überrascht an und sprach endlich: „Ihr seid doch gute Leute!"

Ich verneigte mich wieder, hätte ihm aber für mein Leben gern gesagt, dass wir auch kluge Leute sind. Ich hätte ihm den Canal gerne gezeigt, der von diesem großen Krankenhause in die Stadt hinein gebaut wird; und die Straße, welche zum Friedhof führt, der dort jenseits der Stadt fern im Südwesten seine prachtvolle Trauerhallekuppel aufragen lässt. Doch, dachte ich, man muss sich nicht mit allem prahlen.

Weiter waldaufwärts wandernd, sagte der deutsche Bruder: „Ihr machet eine schöne Stadt, allein das Geheimnis von Graz liegt ein für allemal in den Waldbergen, die es umgeben. Ich begreife jetzt, dass Stadt und Land sich ein schweres Geld kosten lassen, um diese Wälder zu erhalten und zu cultivieren."

Nun merke ich, dass auch Berliner phantasieren können. Plötzlich blieb er entsetzt stehen. Denn hier hatte das Paradies wieder ein Loch. Eine weite Strecke hinab bis ins Thal waren die jugendlich schlanken Bäume niedergeschlagen, in Kreuz und Krumm lagen die Gefallenen, und die Sonne grinste höhnisch nieder auf den „Waldweg", der seit unvordenklichen Zeiten in kühlendem Schatten sich sachte dahingeschlängelt hatte. Urbarmachen, sehr schön! Die Wildnis roden und ein Maisfeld anlegen, oder, wenn der Boden dazu taugt, gar eine Ziegelschlägerei, denn die Stadt wächst, es kommen immer mehr Fremde, um die Wälder von Graz zu bewundern.

Der deutsche Bruder schlug um, wurde schneidig und rief mir zu: „Ihr Poeten seid Reclamehelden! Während ihr die Umgebung dieser Stadt preiset, als wäre sie grüner Klee, vernichten sie die Schönheiten. Wollet ihr aus eurem Graz ein Prag machen? Da sollten doch in der That wir prosaischen Streusandbüchsenbewohner 'mal Hausherren hier werden; haben Sie Berlins Umgebung vor dreißig Jahren gesehen? Wir haben nicht bloß ein großes Berlin gebaut, wir haben der Hauptstadt des deutschen Reiches auch eine „Jegend" geschaffen, wir haben Wälder gepflanzt. Die moderne Stadt schafft sich, ob aus Annehmlichkeitsgründen, ob aus praktischen, oft mit colassalen Kosten, eine Umgebung von möglichst viel Wald, und ihr?" — Ich ließ ihn reden. Er weiß ja nichts. Er weiß nicht, dass diese Wälder Privateigenthum sind, somit die Stadt nichts angehen. Oder soll Graz am Ende gar die Wälder ankaufen, um sie stehen zu lassen? Das wäre noch schöner. Für die schöne Umgebung der Stadt hat der Bauer zu sorgen und die Bummler hat er gratis auf seinen Gründen umherlaufen zu lassen, dafür ist es Bauerngrund, und wer auch die Wiesen und Saaten zusammentreten will, der kaufe sich eine Jagdkarte. Die Stadt hat andere Auslagen. Kurz, der Berliner ärgerte mich, ich ließ ihn seiner Wege gehen und wanderte weiter hinaus in die Landschaft. Sie war ja doch wieder grün, und wo bisweilen ein Loch gerissen wird, da flickt's die Natur bald zu, diese fürsorgliche Mutter legt Nadel und Zwirn gar nie aus der Hand.

Den unebenen Bergsteig dahin, gerade vor mir, giengen ein feines erwachsenes Mädchen und zwei muntere Knaben mit einem kleinen Dirnlein. Diese hatten neue Steirertracht mit grünen Strümpfen, grauen Röcklein, die Knaben Lederhosen und grünbefederte Hütlein, und sie sahen in solchem Gewande aus, wie am Sonntag die Dorfleute en miniature.

Ja, ja, en miniature! und solche Worte waren jetzt mehr zu vernehmen. Kaum war ich mir der Freude recht bewusst geworden darüber, in dieser echt steirischen Landschaft wieder ein-

mal echt steirische Leutchen zu sehen, als in meine Ohren das folgende Gespräch schlug:

„Mademoiselle!“ rief einer der Knaben in jämmerlich schlechtem Deutsch. „Ich mag jetzt nicht parlieren französisch; losens mich Schmetterling fongen.“

„Vilain garçon, il faut parler français avec moi, ou je le dirai à votre mère!“

„Je veux courir après les pap --- pap —“

„Papillons! Voilà! Attention, un homme! devant des étrangers on doit être toujours poli!“

„Aber so sagen Sie deutsch, Mademoiselle!“

„La langue allemande est horrible. Ce monsieur le confirmera!“

„Nau, freili, freili, däis is gwiß!“ wendete ich mich nun an die Gouvernante, „war wul schod um a so an schön Wold, wan mar in sein Schottn deutsch that redn, war wul schod! Fronzhöisasch müassns brodln, unsere steirischn kloan Buabn, dass s jo eahna Muadasproch nit z guat lerna. Wan da Deutschi bäissa deutsch kunt, wia wällasch, war wul gfahlt däis! — Buabn, do geht's her, do lafft an Oadachsl, jäissas na, fonggs as, fonggs as!“

Die feine Französin glotzte mich sprachlos an, nicht einen einzigen Laut schien sie zu verstehen von meiner barbarischen Sprache. Die Kinder jedoch waren gelehriger, johlend und jauchzend liefen sie herbei, um das Eidechschen zu fangen, über den Hang hinab, in das Gestrüpp hinein. Die Gouvernante schlug die Hände zusammen. Und ich, der Anstifter dieses Unheils, schritt schnöde meines Weges.

Später habe ich zufällig erfahren, dass die zwei hübschen steirisch gekleideten Knaben mit der feinen Gouvernante einem Herrn gehörten, der in Vereinen und Zeitungen einen strammen Deutschnationalen spielt. Und also hat zu Graz in Steiermark nicht bloß das Paradies manches Loch, sondern auch die deutsche Gesinnung. Durch solches Loch kriechen nicht bloß die französischen Gouvernanten aus und ein, sondern auch französische Machwerke der Literatur und Mode, französische Manier in Brauch und Leben. Und manches fremde, das der Deutsche schneidig zur Thür hinauswirft, schlüpft bei diesem Loche wieder herein. Denn derlei Löcher der Gesinnung werden nicht wieder zugeflickt von der Mutter Natur, im Gegentheil, sie erweitern sich immer mehr, so daß Mann um Mann und schließlich sogar ein ganzes Volk durchfallen kann. —

In der Nähe von Maria-Trost begegnete ich vier Personen, die eine größere Partie vor hatten. Ein Vater, zwei Töchter und ein Sohn. Der Tag war heiß und schwül, es hatte schon viele Wochen nicht mehr geregnet.

„Meine Herrschaften!“ sagte der Sohn zu Vater und Schwestern, „heut' werden wir gewaschen.“

„Wenn wir heute gewaschen werden“, antwortete der Vater, „dann ist Steiermark um paar Millionen reicher.“

Die Töchter schauten ihn an. „Wieso? Was hat Steiermark davon, wenn wir gewaschen werden; das ist lächerbar!“

„Jetzt ein Regen bringt dem Lande unberechenbaren Nutzen“, bemerkte der verständige Vater.

„Was geht uns das Land an“, lachten die Töchter auf. „Trocken bleiben wollen wir!“

Dann giengen sie in die Kirche, des Schattens wegen. Der alte Herr betrachtete sich die heitere Zier, mit der dieses Gotteshaus so reich geschmückt ist. Überall Licht und Glanz, Gold und Engel. Die lachenden Rococobauten, mir gefallen sie, sie haben so viel weltüberlegenen Humor. Die Gemälde eines solchen Kirchenschiffes enthüllen einen ganzen Himmel von Schönheit, Lust und Seligkeit. Überall hehre und fröhliche Bilder aus der heiligen Legende, ein wahrer christ-

licher Olymp, wenn man so sagen dürfte, ein Festreigen der Seligen. Es ist doch was Gutes, dass es noch Stätten gibt, die in idealen Darstellungen unser Auge und Herz von dem Staube ablenken und zur Höhe heben. Wir dürfen sie nicht ganz verlieren, des Reiches Gottes Herrlichkeit.

Solchen Gedanken musste der alte Herr nachgehangen haben, da flötete eine der Töchter: „Papa, ein paar heiße Würstel! Wir gehen ins Wirtshaus hinüber. Komm nach."

Schade, dass man aus zu Tode gerittenen Distanzpferden keine „heißen Würsteln" macht, sie wären der modernen Jugend der passendste Ersatz für Kunst und Ideal.

Nachher kamen mir nochmals die französelnden Steirerkinder in den Weg. Rasch schwenkte ich seitab und über das Feld hinaus, wo ein paar derbe Bauersleute ackerten. Der aufsteigende Heimatserdgeruch hat mich wieder erfrischt, doch die Stimmung war weg.

Da also bei diesem Spaziergang nichts Erfreuliches herauskommen wollte, machte ich einen kühnen Ruck um mich selbst, so dass die schöne Gegend, welche eben erst vor mir gelegen, hinter mir lag, und gieng gerade aus. Am folgenden Abende saßen wir, der Berliner und ich, in der altdeutschen Weinstube zu Graz. „Bin Ihnen heute unangenehm geworden", so hub er an. „Doch ich besinne mich. Ihre Landsleute haben es wirklich nicht nöthig, Natur zu machen, wie wir an der Spree. Und wenn es ist, wie es ja ist, dass das tausendjährige Bestehen einer Stadt ringsum eine kahle Sandwüste erzeugt und zurücklässt, bei euch dahier wird es nicht gefährlich sein; euere Naturschönheit ist nicht umzubringen."

„Aber unser Volksthum ist es!" entgegnete ich, noch aufgebracht über die wetsch parlierenden Kinder im deutschen Walde. „Wenige Stunden von uns im Osten steht der Ungar, der im Augenblicke freilich nicht grimmig ist! Wenige Stunden von uns im Süden steht der Slave, der auch nicht grimmig ist, aber hinterlistig und sich von Jahr zu Jahr näher an Graz heranfrisst. Und noch schlimmer ist der innere Feind des deutschen Volksthums: die Uneinigkeit, die Französelei. Deutsch bleiben, deutsch bleiben! sagen sie. Um des Himmelswillen, wie können wir's denn bleiben, wenn wir's nicht sind? Und die deutsche Sprache ist auch lange noch nicht Hauptsache, das deutsche Denken ist es, das deutsche Empfinden. Der moderne Deutsche *spricht* zu viel von seinem Deutschthum, schon das ist undeutsch, es ist eine Art von Reclame, von Demonstration und Proselitenmacherei und so wenig deutsch als diese Wörter selbst. Die Deutschheit, wenn es die echte ist, spricht in ihrem Wesen und in ihren Werke. Bei euch draußen im Plattland, in Westphalen, in Sachsen ist unendlich viel Deutschheit aufbewahrt, so auch in unseren Alpen, aber auf dem Dorfe, und nicht in der Stadt. In Ihrem Berlin schon ganz besonders nicht, doch verzeihen Sie, nun werde *ich* unangenehm."

„Wissen Sie was", sagte der Berliner, „befolgen wir Ihren Wink, beweisen wir unsere Deutschheit nicht im Worte, sondern mit der That. Heben wir ein deutsches Zechen an."

„Es gilt, deutscher Bruder. He, Garçon! Eine Bouteille Champagner! Aber echten! Prosit!" . . . .

Ja, so sind wir. R.

Wie der welsche Franz das Beten lernte.

Eins aus Nordböhmen. Von R. Maras.

Ein echtes, treu deutsches Gemüth war er, wenn man ihm auch obigen Namen beigelegt hatte. Aber er ließ sich ja gerne so nennen, und er war stolz darauf, wenn man ihn so hieß, und das kam daher, weil er in Welschland unter Radetzky gefochten und sich dort die breite Schramme auf die Stirne und das silberne Ehrenkreuz auf seine Brust geholt hatte.

Da die sechs Kreuzer Invalidengeld, die er täglich erhielt, zu wenig, um zu leben, zu viel, um zu sterben waren, so mußte er sich um ein „leichtes Brot" umthun, und ein solch „leichtes Brot" erhielt er von seiner Gemeinde, indem man ihn zum Gemeindediener, Bettelvogt und wohlbestallten Nachtwächter machte, und er verwaltete diese Ämter und Würden schon durch dreißig Jahre zur Zufriedenheit seiner Gemeindemitglieder um den jährlichen Betrag von einhundertachtunddreißig Gulden und siebzig Kreuzer, so daß er also mit seiner Pension die Summe von vierundvierzig Kreuzern täglich zu verzehren hatte.

„Nu ja, das Pferd, das 'n Haber verdient, kriegt 'n ne", pflegte er in seiner ihm eigenthümlichen Redeweise, halb hochdeutsch, halb in Mundart zu sagen, und bei diesen Worten schwenkte er gewöhnlich seinen langen, alten, am schwarzen Riemen hängenden Gardistensäbel um eine Achteldrehung links, so daß sogar der breite Schirm seiner aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Mütze zu erbeben schien. Unter dieser Mütze steckte ein beinahe viereckiger, kurz geschorener, grau behaarter Kopf, und die kleinen Schweinsäuglein guckten so herausfordernd, beinahe noch in jugendlichem Feuer in die Welt, so daß man sich mit der ungebürlich langen Nase, dem kurz gestutzten, zottigen Schnauzbarte und den großen behaarten Ohren aussöhnen konnte.

Das Kinn steckte Sonntags und Wochentags in einer breiten Militärhalsbinde, sein Oberkörper in einem weiten blauen Rock mit rothen Aufschlägen, seine Beine in grauen Hosen und seine Füße in stets glänzenden, hohen Stiefeln.

O, er war eine gefürchtete Persönlichkeit, dieser welsche Franz, wenn er auch keine Fliege ohne Noth tödten konnte. Gefürchtet war er von allen nichtsnutzigen Tagedieben und Vagabunden, von deren Sorte es in unserem deutschböhmischen Orte eine ganze Menge gibt.

Aber trotzdem hatte er das beste Herz von der Welt und manche Thräne des Elends und der Armuth trocknete er — selbst der Arme.

Doch etwas fiel uns allen auf. Er besuchte keine Kirche, wenigstens war er in den dreißig Jahren seiner gemeindeämtlichen Dienstzeit nur ein einzigesmal während eines Hochamtes in der Kirche gewesen, welcher Besuch damals geradezu verblüffend auf die anwesende Christenheit wirkte.

Ich erinnere mich an dieses seltsame Ereignis, als ob es erst gestern geschehen wäre. Wir Schulkinder standen in der Nähe des Altares, in der ersten Bank saß der Herr Bürgermeister und einige Stadträthe, und ernst und voll ertönten die Klänge der Orgel. Da gieng plötzlich ein Flüstern durch die Reihen der Menge, unwillkürlich schwiegen die Sänger, auch der Organist machte, neugierig oder unruhig werdend, eine Pause. Da schob sich der welsche Franz durch das Volk, pflanzte sich vor dem Bürgermeister auf, langte soldatisch grüßend an seine Mütze und sprach in rapportmäßigem Tone folgende Worte: „Herr Bergermeister, die Frau Gattin läßt sagen, Se möchten heute nach 'm Amte nie erst in grün Ochsen gehe, sondern heimkommen, weil de Frau Schwiegermutter vom Herrn Bergermeister ankommen is."

Ungeachtet der Heiligkeit des Ortes brach unter den Kirchenbesuchern eine wahre Lachsalve aus, daß sogar der Priester am Altare sich umwendete, um zu sehen, was vorgegangen war.

Ob der Herr Bürgermeister, welcher vor Zorn erbebte, nach dem Amte trotz des Besuches seiner Schwiegermutter in den grünen Ochsen gieng, kann ich nicht genau sagen, wohl aber weiß ich, daß der welsche Franz wegen Ruhestörung bestraft werden sollte, jedoch auf besonderes Bitten einiger Stadträthe dasmal mit einer tüchtigen Rüge davonkam.

Nun etwas von seinem guten Herzen.

An allen Ecken und Enden prangten große Anschlagzettel:

„Signor Blondini, der größte Seiltänzer der Welt, wird heute Abend acht Uhr bei bengalischer Beleuchtung auf dem zwischen dem Glockenthurme und den Häusern aufgespannten Seile hier noch nie gesehene Kunststücke aufführen, ja sogar einen lebenden Mann, keine Wachspuppe, über das Seil tragen."

Es versteht sich von selbst, daß wir Kinder nicht aus der Nähe des Wagens wichen, in dem der Seiltänzer seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Das Seil, welches hoch in den Lüften eine so gefährliche Brücke war, wurde wie ein Wunder angestaunt.

Im Innern des Wagens hörten wir das Weinen und Schreien kleiner Kinder. Sechs oder sieben schmierige Büblein und Mägdlein im Alter von drei bis zehn Jahren putzten die Wagenräder, eine alte zahnlose Frau war beschäftigt, ein bunt blitzendes Tricot zusammenzuflicken, während der Herr des Wagens, ein herkulisch gebauter Mann mit wallendem Lockenhaar und prachtvollem Vollbarte, die gebrochene Deichsel des Wagens mit einem Stricke verband. Da schritt stolz und wichtig der welsche Franz daher, vom Bürgermeisteramte den Erlaubnisschein zum Spiele bringend.

Franz war ein neugieriger Patron. In kurzem war zwischen ihm und Blondini das Gespräch in vollem Gange, und bald wußten wir die ganze Leidensgeschichte des Künstlers. Der Mann war ein Italiener, er hatte zehn Kinder, von denen die jüngsten zwei, es waren Zwillinge, erst vierzehn Tage alt waren. Das Geschäft gieng äußerst schlecht, da seine Frau noch nicht auftreten konnte. Er hatte wohl einen Burschen bei sich gehabt, allein derselbe war ihm den Tag vorher durchgebrannt, und nun stehe er in der größten Verlegenheit da, weil er keinen Mann habe, der sich über das Seil tragen läßt.

Der Künstler führte Franz in die Wagenwohnung, und wir erblickten die

Signora Blondini in elenden Betten liegend, abgezehrt und krank, das Bild des nackten Elends.

Der welsche Franz fieng an zu hüsteln und er kaute an seinem Schnurrbarte.

„Na, drum eben", begann er, wenn Se keinen kriegen bis abends, nu da wird halt der welsche Franz Ihn uf 'n Buckel steigen, aber runderschmeißen dürfen Se'n ne."

Mit den überschwenglichsten Worten bedankte sich der Italiener, und wirkliche Thränen standen in den Augen der blassen, kranken Frau.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich sofort im Orte und im Laufe des Tages noch darüber hinaus die Nachricht, dass heute Abend der welsche Franz den Ritt übers Seil machen werde.

Franz hatte wohl in seiner Herzensgüte zugesagt, aber die Folgen seines so leichtsinnig gegebenen Versprechens hatte er nicht bedacht.

Er, ein Mann in den Siebzig, soll heute den gefährlichen Weg machen! Ein einziger Fehltritt, ein ganz kleiner, unvorhergesehener Zufall — und beide mussten zerschmettert auf dem harten Pflaster liegen. Und wer wird dann Nachtwächter werden? Wenn nur Brückengerbers Stephan nicht am Ende daran käme, denn dem Manne war er spinnefeind, weil dieser stets behauptete, Radetzky habe schon vor der Schlacht bei Novara einen Schnurrbart getragen, während der welsche Franz bestimmt erklärte, Radetzky habe sich erst zum Andenken an oben genannte Schlacht den Schnurrbart wachsen lassen.

Die Stundenzeiger der Uhr schienen heute zu fliegen, und ehe man es dachte, war der Abend da. Hunderte von Zuschauern hatten sich am Marktplatze eingefunden, die Pechpfannen wurden angezündet, das Seil war gespannt, der schrecklich verstimmte Leierkasten heulte seine Melodien, begleitet von dem Trara und Bumbum der üblichen Trompete und großen Trommel, die Kinder des Seiltänzers machten auf schmierigen Teppichen ihre Purzelbäume, Sprünge und Verrenkungen, und jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Seilkünstler auftreten sollte.

In den Fenstern des Glockenthurmes erschien derselbe, grüßte leicht und anmuthig, und als wenn er sich auf der Straße befände, so ruhig und sicher schritt und tanzte er nach dem Tacte der Musik auf der gefährlichen Brücke auf und ab.

Dem welschen Franz, welcher sich im Glockenthurme befand, wurde jetzt schon schwindlig, wenn er sich vorstellte, dass er in wenigen Minuten ebenfalls zwischen Himmel und Erde schweben werde. Er wäre gern noch im letzten Augenblike zurückgetreten, aber da die Hunderte von Menschen doch nur seinetwegen dahergekommen waren, so war es Ehrensache für ihn, sein Wort einzulösen. Und alles konnte er dulden, nur das nicht, dass man seinen Muth in Zweifel ziehe.

Endlich kam Signor Blondini unter Bravorufen und Händeklatschen der hundertköpfigen Menge in den Glockenthurm zurück.

Nach einer Weile erschien er jedoch schon wieder am Seile, und der Jubel der Zuschauer wurde immer größer, als man den welschen Franz auf seinem Rücken sitzend erblickte.

Wie mir der Held unserer Geschichte selbst erzählte, war das die schrecklichste Viertelstunde seines ganzen Lebens. Das Pfeifen der Bomben und Granaten im Gefechte sei nur Engelsmusik gegen die Töne des am Marktplatze spielenden Leierkastens.

Er hatte den Rock ausgezogen und eine Pelzmütze aufgesetzt, wahrscheinlich, um im ungünstigen Falle nicht gar so hart zu fallen.

Seine Lippen bebten, das Auge schien manchmal aus den Höhlen zu treten, manchmal war es geschlossen. Er blickte hinab, die Menge scheint aus lauter Kindern zu bestehen. Doch

dort an der Ecke erkennt er beim Scheine der Pechfackeln Brückengerbers Stephan. Es kommt ihm vor, als ob letzterer hohnlache.

„Der thäte ken Auge nich nafs machen, wenn mer alle zwei beiden runderflögen", so murmelte er für sich hin.

Und die Pechfackeln da unten loderten weit auf, und der stinkende Qualm gelangte bis in die Höhe und bildete vor seinen Augen fratzenhafte Figuren, und seine Phantasie machte aus denselben Hexen und Teufel, geschwänzte und ungeschwänzte. Er klammert sich immer fester an sein Pferd, und als Signor Blondini bis in die Mitte des Seiles gelangt, scheint er zu stolpern, dafs die Menge erschreckt aufschreit und unwillkürlich hunderte von Armen sich nach oben strecken.

„Nur Ruhe, Signor!" sagte der Künstler. „Das thut man mit Absicht."

Aber dem welschen Franz wird es grün und schwarz vor den Augen, seine Arme schliefsen sich krampfhaft, und er wäre sicher hinabgestürzt, wenn er nicht an dem Rücken des Künstlers angebunden wäre.

Die Minuten wachsen zu Stunden — ja zu einer Ewigkeit.

„Heilige Mutter Gottes, hilf mir nur noch das einemal, dafs mein Pferd nich umschmeifst, ich will ja gerne wieder fleifsig in die Kirche gehn", so flüstert er angstvoll. Er versucht das „Vater unser" zu beten, aber er kennt nur die ersten zwei Bitten, er will die zehn Gebote Gottes sagen, aber er kennt nur das fünfte. Und immer drohender werden die Pechwolken, die Musik scheint einen Leichenchor zu wimmern, das Bravorufen der Menge dünkt ihm Grabgesang, und endlich vergeht ihm Sehen und Hören, jedoch zum Glücke gerade in dem Augenblicke, als Blondini auf der entgegengesetzten Seite des Seiles angekommen war und durch das Fenster seine Last abliefern konnte.

Der welsche Franz war der Held des Tages geworden. „Die Kurasch!" so hieß es allgemein, und der weise Rath der Gemeinde beantragte eine Gehaltserhöhung von zehn Kreuzern täglich, da kein so muthiger Mann mehr über die Sicherheit des Ortes wachen könnte. Und wie stolz war er, als Brückengerbers Stephan des anderen Morgens zu ihm kam, ihm die Hand drückte, um Verzeihung bat und reuig eingestand, dafs Radetzky thatsächlich vor der Schlacht bei Novara keinen Schnurrbart getragen habe.

Im Vertrauen pflegte Franz manchmal zu mir zu sagen: „So viel gebett hab ich in mein ganzen Leben nie wie damals, wie ich mit'n Seilschwenker über'n Markt geritten bin."

Von dieser Zeit an gieng er jedoch allsonntäglich zur Kirche, aber übers Seil ließe er sich nicht mehr tragen, und wenn er den Theresienorden versprochen bekäme.

Auf diese Weise lernte der welsche Franz das Beten, der Pfarrer kam zu einem bereits aufgegebenen Beichtkinde, Franz selber zu einer Verbesserung seines Gehaltes, und der Schreiber dieses zu obigem, wirklich und wahrhaftig geschehenen Geschichtchen.

Kutſcher.

Eine Schilderung aus dem „Chiemgauer Volk“*) von Hartwig Peetz.

Wunderliche Leute, die Kutſcher. Wienach? Sollte man doch meinen, ſie wären praktiſche Leute, die viel in der Welt herumkommen.

Im Fahren wohl praktiſch, aber die Erfahrung können ſie meiſtens nicht verwerten; die Kerle haben oft eine verſchrobene Art zu denken.

Ein Beiſpiel nur.

Eine Dame, Sommergaſt im Bade Fuſch, beſtellt ſich ein Fuhrwerk, um vom unteren Wirt nach der Bahnſtation Fuſch hinauszufahren. Der Himmel überzieht ſich bald mit einem bedenklich drohenden Grau.

„Sau geh truckene Nebel!“ brummt der Roſſelenker, als er zur Überraſchung der Dame ein offenes Schweizerwägelchen vorgefahren. „Haben heute kein anderes Fuhrwerk.“ Die Dame hatte ſich kaum zurecht geſetzt, da fielen ſchon dicke Tropfen als Vorboten eines heranziehenden Gewitters.

„Siehſt du Kutſcher! Nun fangen deine trockenen Nebel doch an naſs zu regnen! —“

„Wohl, wohl! Schad't mir nixn!“ antwortet der Knecht gleichmüthig und peitſcht ſeinen Gaul.

Das Wetter entwickelt ſich immer deutlicher.

In Strömen gießt dann eine heimtückiſche Wolke über die andere ihr überflüſſiges Naſs auf das eilende Fuhrwerk.

„Aber — daſs der Wirt nicht einmal für nothwendige Bedeckung vorgeſorgt hat!“ So ſeufzte die Frau unter dem Anſturm, und als ſie ſchon die erſten Häuſer des Dorfes Fuſch in Sicht bekam, rief ſie unwillig:

„Hansl! einen Schirm wenigſtens hätteſt du wohl mitnehmen können!“

„A Ombroll' moants? Wohl, wohl! Ham mer a!“ antwortet er.

Gemächlich langt der Kutſcher hinter ſeinen Sitz und zieht ein rothes Familienparaplui hervor. „Hättens nur verlangen mögn! Gnädige! So — —“

Wie geſagt, wunderliche Kerle! Hab' mich oft davon überzeugt.

Saß oft einer tagelang vor uns auf ſeinem Bock ſchweigſam da bis auf Hü! und Hott! verſchloſſen. Wer ahnte in dieſer Beobachtung von hinten, daſs dieſe Burſchen vormals Helden geweſen. Nur wenn der Zufall ihnen die Zunge gelöst, gewahrten wir, daſs der eine bei Solferino gefochten, ein anderer in Bosnien alles Elend ausgeſtanden oder bei Wörth und Sedan wie ein Teufel mitgerauft. Tapfer, ja nicht ſelten als Reiter tollkühn zu jedem muthigen Streich aufgelegt, ſteckte faſt in jedem ein aben-

*) Leipzig. A. G. Liebeskind. 1893.

teuernder Zug unserer alten frummen Landsknechte.

Fällt mir dabei ein, dass so ein landfahrender Schelm mich öfter bediente, ohne dass sein gleichgiltig geleisteter Frohndienst errathen ließ, welchen Flug vormals sein loser Hang nach Strotcherei genommen.

„Ihr seid wohl schon weit im Lande umher gekommen?"

Der Kutscher war ein echter Chiemgauer, aus Seeon gebürtig und die hängen mit ihrem ganzen Wesen an ihrer Heimat.

Er antwortet in seiner einsilbigen Art mit einem fast tonlosen: „O jo!"

Wir fuhren lange bergan, da nahm ich den Wagenführer ins Gespräch und drückte demselben folgende Episode aus seinem Leben heraus.

Reichenwallner mit Namen, gehörte er einer ehemals wohthabenden Familie an. Als bayerischer Chevauxleger zum Regiment in Augsburg ausgehoben, setzte er ein leichtlebig Bummeln auch dort fort.

Reiten und die Pferdepflege gefielen ihm wohl, aber das strainme Commando des Rittmeisters auf der Reitbahn, noch mehr aber die Flegeleien des Wachtmeisters im Stalle wurden dem Mann bald lästig. Diesen Unmuth steigerte einer seiner Landsleute, der Escadrontrompeter Peter. Dem war der Kamaschendienst längst schon langweilig und zuwider geworden. So beschlossen denn eines liederlichen Abends die beiden von der Stallwacht weg zu desertieren. Sie sehnten sich nach abenteuerlichem Leben.

Hatte ja Peter in Erfahrung gebracht, dass in Hüningen ein Werbebureau für englischen Soldatendienst allerlei lockende Flüchter bis in deutsche Garnisonen auszustrecken sich erlaubte. Nun gelang es denn diesen leichtsinnigen Kameraden dorthin zu entwischen.

Nach etlichen Tagen staken sie auch schon in Königin Victorias blauer Husarenuniform und in ihren Taschen englische Sovereigns! Holldrio! Flugs kutschierte man sie durch Frankreich über den Canal nach London mitten in das für den Krimkrieg schon bereit gestellte Lager hinein.

„Wie aber kamt Ihr denn mit der Sprache zurecht?"

„O ganz passabel! Bei unserer Schwadron hörte man allerlei Deutsch und der Peter hatte die Trompetersignale bald los und that sich leicht; denn englische Traber manövrierten danach wie von selbst.

Das war eine Parade! Da ham ma g'schaut! Sie! Wie unser Commandant Lord Cartigan unsere Schwadronen vor dem Zelte der Königin vorbei galoppieren ließ, da soll die Majestät schier gelächelt haben. Auf dieses Zeichen ihres allerhöchsten Wohlgefallens waren die englischen Kameraden weiter nöt stolz! aber die Gaudi hat nöt z'lang fürg'hatten! Glei' d'rauf san ma in ein Kriegsschiff einikapselt wor'n, so hat's g'schlaunt!

Der Peter war voller Freud' und Kuraschi! Mi hat der G'ruch im Schiff aber ganz letz g'stimmt.

«Na wart nur, Reichenwallner!» hat er mir dann zugerufen, «halt sei d'Nasen hoch, bal' d'erst einmal russisches Pulver schmeckst.»

„Sie! So was schaut man im Leben net leicht wieder, wie stolz die vielen hundert Schiffe des Lord Raglan daher g'saust san! Sakrawolt! Dös vergeß i mei tebta nimmer. Aber sunst —?"

„Habt Ihr wohl auch recht viel auszustehen gehabt?"

„Na ob! Sie!

Der Russenfürst Menschikoff war fast doch noch der Schlangere! Hot unter unsere Freund', die Franzosen, 'raus gepulvert, dass d' Leut mit ihrem Pulvermagazin stücklweis in d' Luft g'flog'n san. Und d'rauf ist uns're Cavallerie grad narrisch ins Feuer g'jagt wor'n. To advance! So hat Lord Lucan die Parole abgegeben.

Das war unſer Generallieutenant Fragt ihn unſer Rittmeiſter: «Wohin ſoll'n mir vorrück'n?» Zeigt er ganz kalt auf die Ruſſ'n drüb'n und ſchreit: «Dort'n ſteht der Feind!» Jawohl dort is er g'ſtand'n mit ſeinen Zweiunddreiß'gpfündern. Sie! Die ham mir grad nehma ſoll'n! Sunſt nixn! Unſer Commandant Lord Cardigan, a ſchneidiger Oberſt, reitet rüſtig an der Spitze ſeines Regiments wie der Tuifi ins Zeug, aber da kracht's hölliſch Dunnerwetter von allen Seiten in unſ're Flanken. A Kug'lreg'n wie 'r a mentiſcher Wetterhagel bricht in unſ're Schwadronen, und bald hat ma bloß noch an ſchauderhaften Wirriwarri von Huſaren und Pferden knaulweis in großen Blutlachen g'ſeh'n. Herrgott! jetzt war's g'fehlt! denk i mir, wie'r i unter mein'n Roſs g'legn bin. Alls war caput! Und der Spectakel! Und dös Jammern und Heul'n! Von unſerm ſchönen Regiment ſind aftn grad etli achtzig Mann und drei Officiere über g'wen. Grad a woanends Elend!

Alls hot über'n General Raglan g'flucht, der war an unſerm Unglück ſchuld, hat's g'heiß'n." —

„Habt Ihr denn in dieſem mörderiſchen Kampfe keine Verwundung davon getragen?"

„Wie r' a Gott'swunder bin i durchi kema, aber's Roſs — Sie! den letzten Blick von ſelbm getreuen Viech, den vergiſst ein Cavalleriſt ſei lebta nöt!

Für unſer Regiment hat natürli der Krieg ein End' g'habt, aber nöt das Elend. Hat nöt lang dauert, iſt der ganze Reſt im Spital g'leg'n. In der Höll kann's nöt ärger zugeh'n als in dem Spital, ja, in ſchauderhaften Baracken ohne Betten und Decken und ohne Speis und Trank. Unter beſoffenen Irlandlern waren die barmherzigen Frauen die einzigen Engel. Was wiſſen denn die kaltherzigen Wollſäck', wos der Menſch im Feld braucht. Auf den Schiffen hot ma die Rationen verſchimmeln und die Fourage verſtinken laſſ'n, weils 'n Kopf ham verlor'n vor lauter Unglück. Da hat die Cholera Platz g'habt; wie hing'mahd hat's die armen Leut ohne Mäntel im grauſigen Schnee oder in eiskalten Hütten ohne Holz und Feuerung. Wie mich der Peter aus einem Haufen von Leichen auf-g'klaubt hat, dös war mei Rettung. Todtmatt hat er ſich ſelber daher g'ſchleppt, aber auslaſſ'n hat er mi doch a net woll'n, der ehrli Landsmann. So hat ma uns ins Spital auf die Inſel Malta überg'ſchifft. Dort hat uns a Officier g'fragt, ob wir freiwillig weiter dienen wollen? Da hat 'n Peter ſchon wieder der Haber g'ſtocha. Was is nacha? Ja hat er g'ſagt und glei haben's den luſtinga Trumpeter ins Indien hintri g'fahr'n. Ob er wohl noch lebt? 's konn ſei, 's konn a net ſei. Glaub's aber kaum. Woaß weiter net aa!"

„Nun, und Ihr?"

„I hob's Kriegsſpiel woltern gnua kriegt und derenthalbn hob i na g'ſagt. Hot mi's Herz gar ſoviel nach der Hoamat 'zog'n! So bin i wied'rum nach Engelland z'ruck g'ſpediert wor'n. Dort'n ſan d' Invaliden von die höchſten Herrſchaften mit allen Ehren g'rad dick g'futtert und vom Volk buſſelt und druckt wor'n. A ſchöns Getdl af d' Hand hat's mit'n Reſpect und Stolz a dazu eintrag'n und in meiner Huſarenmuntur hob i auf'm Ruckweg als Kriegskamerad bei die Franzoſen gar koan Batz'n braucht.

Aber von der deutſchen Grenz' — no Sie! do is ma d'Roas ſcho zum Zwidernuß wor'n. Immer auf der Scheu vor'n Gendarm, nur bei der Nacht. Beſunders durch Baiern durchi war's a letze Schleicherei und mit Ehr und Reputation ganz aus, als Deſerteur grad vog'lfrei — —."

„Und doch habt Ihr Euch glücklich bis davon heim gebirſcht?"

„No Sie! den Schrecka von meini Leut! Wie 'r i als fremder Huſar

ins Haus koma bi'. Hot dort'n ja die Polizei schon längst umag'lnst, ob's den Schwalascheer nit derdapp'n kunnt.

Da in der größten Noth is ma der Herr geistli' Rath beig'stand'n, hat an Herrn Hofrath P. g'schrieb'n und eahm mei Sach fürg'stellt. Wisst's, dersel' war 'n Küni sei Cabinetsvowalter. Noch a lange Wochen Versteck und is Hochwürd'n in unserm Haus ei'kehrt mit der Antwurt: af d' Wocha soll der Reichenwallner als Husar in d' Residenz eini kema.

«Also», hot mi Hochwürd gmahnt, «sei fürsichti und lafs di unterwegs net abfanga. Da hast a Billet für den Postwagen; mit dem fahrst z' Nachts nach München».

Bin in der Fruh a gtückli' eini groast. Beim Donislwirscht hob i mi vosteckt, bis Zeit war, beim Herrn Hofrath fürzusprechen.

Der hot mi weita nöt a'gschaugt, is mir ganz schiech und kalt dabei wor'n. Aftn hat er mi zum Adjutant einig'führt. Hot mi aa mit an b'sunder'n G'schau betracht't, is mir wieder hoaß dabei wor'n.

Wie der die Thür aufg'macht hot, is Seine Majestät der Künig Max vor mir g'stand'n. Bin i vor eahm auf d' Knie niederg'fall'n. Beim Bitt'n um's Vozeich'n hab'n mir d' Zahn im Maul nöt stat hal'n wöll'n. Aber ganz gnädi hot mi der Küni a'gschaugt und verlangt, i soll eam die ganzi Wahrheit vozäln.

Ehrli hob i all's einb'stand'n, vom Peter seiner Verführung an und mein'n Leichtsinn, die wundersame Rettung in der Schlacht an der Alma, die große Buß' im Spital bei Inkerman bis — zum Hoamweh!

«Ich will dir diesmal verzeihen», hat der gnäd'ge Herr Max g'sagt. «Aber ich hoff», hat er g'sagt, «dafs du wieder als mein Soldat so brav dienen wirst, wie Ihrer Majestät der Königin von Engeland.»

Beim Adjutant hab i wart'n müss'n, bis er mein'n Pafs g'schrieb'n. In aller Fruh hob i mi beim Regiment in Augsburg stell'n müss'n.

«Wie? Schau! Schau!» schnarrt mir der schwäbisch Wachtmeister im Kasernhof entgegen, «'s ischt ja der Reichenwallner. Ja heilig Kreuzdunnerwetter! Wo führt denn der Teufel den Lumpen wieder her!»

«Nix Lump», sag i. «Respect Herr Wachtmeister! Gestern noch Husar — heunt wieda Wallangscheer'.» Mei ganze Escadron is zama g'lanfa, wie mein' Ankunft bekannt wor'n is.

Und erst die Freud von meinen Kameraden, wie der Herr Adjutant ihnen mein'n Generalpardon vorg'lesen hat.

Die Unterofficiere hab'n mir drauf an Einstand geb'n, der Freudenrausch hat mi ganz dermanst. Ja dös waren Zeiten und G'schicht'n und — jatz siecht's dem Reichenwallner freili neamd mehr an, was er für a schneidiger Tuifi gwen is! —"

Halb rücklings auf seinem Bock sitzend hat er mir diese Episode seines lotterigen Lebens mit funkelnden Augen mitgetheilt. Späterhin wohl kaum einem anderen mehr.

Ob der Reichenwallner wohl noch haudern mufs? Ob er auch noch lebt? –

Aus der Welt der Hochstapler.

Pariser Skizzen von Paul Lindenberg.*)

Wir saßen im Café Americain, einem der bekanntesten und elegantesten großen Cafés des an der Oper vorbeiführenden vornehmen Boulevard des Capucins; Mitternacht war schon nahe, aber noch immer brandete um uns der Lärm und das wechselvolle Getriebe des Pariser Lebens und Treibens, in drei und vier Reihen rollten in ununterbrochener Kette Droschken, Equipagen und Omnibusse auf dem Fahrdamm dahin, während sich auf dem Bürgersteige dichte Gruppen von Spaziergängern und Theaterbesuchern entlang schoben, und die Zeitungsausrufer mit heiseren Stimmen die letzten Ausgaben der Abendblätter feilboten. Fast alle Plätze der einen Theil des Trottoirs einnehmenden Terrasse des Cafés waren besetzt, Damen und Herren saßen in buntem Gemisch an kleinen Tischchen beisammen, und das allgemeine Stimmgewirr, das Klappern der Gläser, die noch einmal die Bestellungen wiederholenden lauten Rufe der Kellner, der Lärm der Straße machten selbst in kleinem Kreise die Unterhaltung schwierig und concentrierten die Aufmerksamkeit nur auf die nächstliegenden Gegenstände. Trotzdem fiel es uns auf, wie sich jetzt aus der vorüberwogenden Menschenmenge zwei Herren loslösten, von denen der eine lebhaft ausrief: „Das ist er!“ und zugleich mit der Hand auf einen neben uns sitzenden Herrn [illegible] der, von vollendetem aristokratischem Aussehen, die Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch, die blauen Wölkchen seiner Havanna nachlässig vor sich hin blies, während seine großen, schwarzen, von seltenem Feuer belebten Augen achtlos über das bunte Gewühl um und vor ihm schweiften. Er musste, wie wir, den ihm geltenden Ausruf vernommen haben, aber er kümmerte sich nicht im geringsten darum, sondern griff nach der auf seinem Tische liegenden letzten Nummer des „Temps“ und blickte verwundert empor, als jetzt die beiden Herren zu ihm herantraten und der eine von ihnen, jener, den sein Begleiter auf ihn aufmerksam gemacht, ihm einige Worte zuflüsterte. Dieselben waren uns im Gelärm verloren gegangen, jetzt aber hörten wir nur, wie der sich weder von seinem Stuhle erhebende, noch die Zeitung aus der Hand legende Herr unwillig erwiderte: „Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, es muss ein Missverständnis vorliegen, ich habe nicht die Ehre, weder Sie, noch jenen Herrn zu kennen, und ich muss Sie dringend bitten, mich hier in Frieden zu lassen.“ — „Nein, nein, ich irre

*) „Aus dem Paris der dritten Republik“ nennt sich ein Werk von Paul Lindenberg, dessen zweitem Bändchen (Verlag von Ph. Reclam jun.) dieser Aufsatz entnommen ist. Das Buch ist reich an Interessantem und Pikantem, wie sich das bei solchem Stoffe von selbst versteht, und der Name des Verfassers bürgt schon im Vorhinein für eine gefällige Form. Die Red.

mich nicht", versetzte jener von beiden, welcher zuerst den Ausruf gethan, „ich schwöre, dass es derselbe Herr ist, welcher — —." – „Mein Herr, ich bin der Marquis de Berry, hier meine Karte und Wohnung", und unser Nachbar zog ein mit einer goldenen Grafenkrone und einem großen Monogramm geschmücktes, elegantes Saffiantäschchen hervor und entnahm ihm eine Visitenkarte, „ich bitte auch um Ihren Namen, damit ich Sie zur Rechenschaft ziehen kann!" — „Nur ruhig Blut, mein werter Meunier, machen Sie keine Scene und folgen Sie mir sofort", versetzte jetzt ironisch der dritte Herr, dem Marquis leicht die Hand auf die Schulter legend, „Sie wissen, wer ich bin, und es liegt nur in Ihrem Interesse, keinerlei Aufsehen zu erregen. Also, wenn ich bitten darf — —" und er machte eine zur Straße führende Bewegung. Der Marquis murmelte einige Worte vor sich hin, warf ein Geldstück auf den Tisch, erhob sich langsam und schloss sich mit den Worten: „Die Folgen werden Sie zu tragen haben, mein Herr!" den beiden Voranschreitenden an, die mit ihm einen Wagen bestiegen, der schnell im Straßengewühl verschwand.

Mein Freund, ein bekannter, jüngerer, französischer Journalist, lachte herzlich auf: „Er ist zu köstlich, dieser Marquis de Berry, alias Vicomte Chamane, alias Baron de Terrier, alias Oberst Roger de Clairmont, ureigentlich Meunier, auf gut deutsch Müller!"

„Sie kennen ihn?"

„Natürlich, ich bin sogar persönlich mit ihm in Berührung gekommen; ich hatte seiner in unserem Blatte gedacht, nicht gerade in besonders lobender Weise, und er schickte mir seine zwei Zeugen, zwei ganz honette Menschen, denen wir erst die Augen öffnen mussten, worauf sie beschämt abzogen; auch sie waren von ihm dupiert worden!"

„Von diesem Marquis de Berry?"

„Nun ja, wenn Sie ihn durchaus so nennen wollen — der abgefeimteste, durchtriebenste Gauner und Schwindler, den man sich denken kann!"

„Was, dieser Gentleman durch und durch — er ein Gauner, ein Schwindler?"

„Und der gewiegtesten einer, was in Paris viel sagen will! Ich wusste übrigens gar nicht, dass er schon wieder frei war, er hatte erst kürzlich eine Zuchthausstrafe zu verbüßen. Weiß der Himmel, was er von neuem ausgeheckt hat, der zweite Herr schien das jüngste Opfer von ihm gewesen zu sein, er war auf der Suche nach ihm mit dem ihn begleitenden Polizeicommissär und wurde hier im Boulevardtrubel seiner habhaft. Hoffentlich behält man ihn für einige Zeit in sicherer Zelle, denn sobald er die Gefängnismauern hinter sich hat, gaunert er doch von neuem und stiftet nur Unheil an; wie viele brave Menschen hat er schon elend für immer gemacht und an den Bettelstab gebracht! Das letztemal umgarnte er einen Cassierer und presste ihm nicht nur sein sauer erspartes Vermögen ab, sondern veranlasste ihn auch zu beträchtlichen Unterschleifen — vorher hatte er sogar eine Actiengesellschaft gegründet, natürlich auf Humbug, und dabei eine Reihe namhafter Banquiers tüchtig gerupft."

„Bitte, erzählen Sie doch!"

„Dieser sogenannte Marquis de Berry, der, wie ich schon erwähnte, eigentlich Meunier heißt und früher, wenn ich nicht irre, Kellner war, übrigens geläufig mehrere Sprachen spricht und sich der tadellosesten äußeren Manieren befleißigt, ist so recht das Beispiel dafür, dass in einer Millionenstadt, namentlich wenn sie einen derartig internationalen Charakter aufweist, wie Paris, eben alles möglich ist, dass, wenn es nur mit dem nöthigen Chic vorgebracht wird,

ſelbſt das Abſurdeſte nicht auf Miſstrauen ſtößt, und je fremdartiger, je ungewöhnlicher es ſich präſentiert, deſto mehr Dumme anlockt! Hatte doch dieſer «Marquis» eine Actiengeſellſchaft gebildet auf Grund der Mittheilung, daſs er für dreihundert Millionen Franken von der türkiſchen Regierung die Inſel Rhodos gekauft habe und ſie nun, natürlich mit gehörigem Profit, an Frankreich, England, Deutſchland oder die Vereinigten Staaten verkaufen wolle; er zeigte allerlei gefälſchte Depeſchen und Schriftſtücke vor, fand auch die verſchiedentlichſten Gläubigen, darunter namhafte Perſönlichkeiten, die zu einem Comité zuſammentraten und dem Marquis bedeutende Geldſummen zu den nöthigen «politiſchen» Unterhandlungen vorſtreckten. Damit war ſein Ziel erreicht und — er verſchwand von Paris, lebte und ſchwindelte irgendwo in Italien oder in der Schweiz, um dann, nachdem die Sache etwas in Vergeſſenheit gerathen, ruhig wieder nach dem Seineſtrande zurückzukehren. Da es ihm das erſtemal mit der Türkei ſo gut geglückt, verſuchte er es nochmals mit dem Lockſpiegel; er hatte den Caſſierer eines großen Bankhauſes kennen gelernt, dem er erzählte, daſs er vom Sultan die ſämmtlichen Zölle, Abgaben, Steuern ꝛc. Armeniens gepachtet hätte, er ſuche nur nach tüchtigen europäiſchen Kräften zur Verwaltung des Landes und Regelung der Abgaben, und verſpreche ihm, ſeinem Freunde, einen guten Poſten mit einem jährlichen Einkommen von fünfzigtauſend Franken! Allerdings müſste er noch zuvor einiges bares Geld erhalten, ſeine Caſſen wären durch die Pachtſumme erſchöpft, und die hohen türkiſchen Beamten müſsten noch ihren Bakſchiſch bekommen; das ganze Geſchäft wäre übrigens ein glänzendes und würfe jährlich einen Reingewinn von zwanzig bis dreißig Millionen Franken ab. Dem guten Caſſierer ſchwindelte bei dieſen Ausſichten, er gab willig ſein ganzes Vermögen her und griff dann — da es ſich ſtets nur um kurze Zeit handeln ſollte und das Geld in anderen Banken ſicher hinterlegt würde! — die Caſſen ſeines Bankhauſes an; in wenigen Monaten, während derer der «Marquis» fürſtlich lebte — er hielt ſich Equipage und Dienerſchaft, richtete ſich in einem Vororte von Paris eine herrliche Villa ein, frühſtückte nie unter dreißig und dinierte nie unter ſechzig Franken, gab in acht Tagen in Trouville zehntauſend Franken aus und veranſtaltete die ſchwelgeriſchеſten Gaſtmahle — ſchwindelte er dem argloſen Caſſierer dreihunderttauſend Franken ab, bis die Unterſchlagungen entdeckt wurden, und der eine in das Gefängnis, der andere in das Zuchthaus wanderte. Das Lebensglück des vertrauensſeligen Kaufmannes iſt für immer vernichtet, unſer «Marquis» ſchwimmt, wie Sie ſehen, wieder obenauf, wer weiß, unter welchen Titeln und Verkleidungen wir ihm noch einmal begegnen!“ —

Die Erzählung hatte mein Intereſſe geweckt, mit meinem literariſchen Freunde, der ſeit einer Reihe von Jahren alle Höhen und Tiefen des Pariſer Lebens genau kannte, kam ich bei gelegentlichem Zuſammenſein öfter auf dasſelbe zurück und gewann hiedurch allerhand nähere Einblicke in das Pariſer Hochſtaplerthum, welches den wenig ſchmeichelhaften Vorzug hat, das ausgebildetſte und raffinierteſte der ganzen Welt zu ſein. Am Seineſtrande geben ſich ja auch die Glücksritter aller Länder ein Stelldichein, hier iſt die „hohe Schule“ der Betrügerzunft, und hier werden hochſtapleriſche Thaten geplant und ausgeführt, welche durch ihre Kühnheit wie durch ihre Originalität alles übertreffen, was je auf dieſem Gebiete vollführt worden iſt. Das Feld der Schwindeleien iſt ein ſo großes, ein ſo wechſelndes, daſs es überhaupt ſchwer begrenzt werden kann; jeder

Tag bringt eigentlich eine neue Bereicherung desselben, denn die Hochstapler nützen jede sich ihnen darbietende Situation aus und lassen sich oft nur vom Zufall führen, der ihnen ihre Opfer in die Arme treibt; andere Pläne wieder, bei denen eine größere Beute zu erwarten, werden natürlich auch lange vorher auf das sorgsamste erwogen, und alsdann auf das genaueste sämmtliche Vorkehrungen getroffen, um sie zum Gelingen zu bringen. Es gibt kein Gebiet des öffentlichen Lebens, welches nicht von diesen Schmarotzern der menschlichen Gesellschaft zum Felde ihrer Thätigkeit erwählt würde; sie drängen sich ferner in alle Kreise ein, selbst in die hochgestelltesten, und schon mancher Staatsmann, mancher Minister und General ist später durch sie auf das ärgste bloßgestellt worden. Dem Schwindler wie der Schwindlerin, denn das weibliche Element ist in diesem Berufszweige sehr stark vertreten, ist dies natürlich höchst gleichgiltig; rücksichtslos verfolgen sie ihren Zweck, der einzig und allein darauf hinausgeht, die lieben Nebenmenschen auf jede nur denkbare Weise auszubeuten.

Ja, auf jede nur denkbare Weise, und die üppigste Phantasie der erfindungsreichsten Romandichter könnte nicht derartige Schliche ausdenken, wie es die Pariser Gauner thun. Die Juweliere des Seinebabels wissen davon ein Lied zu singen, ihnen widmen ja mit besonderer Vorliebe jene Herren ihre liebevollste Aufmerksamkeit, und die größte Vorsicht, das ärgste Mißtrauen, die umsichtigsten Maßregeln gegen eine eventuelle Überlistung bilden keinen Schutz und sind in vielen Fällen vergeblich angewendet, da die Verkäufer gar nicht auf die Idee kommen, dass sie hintergangen werden könnten. So verkehrte in einem nahe dem Nordbahnhofe in Paris gelegenen Restaurant ein scheinbar biederer Provinciale, der dem geschmeichelten Wirt mehrfach ausdrückte, wie zufrieden er mit dem Essen und Trinken wäre, und der sich äußerst erfreut stellte, als er kürzlich bei Gelegenheit erfuhr, dass das Restaurant auch mehrere Logiszimmer enthielte und er bei seiner öfteren Anwesenheit in Paris dort übernachten könne. Er verhieß seine baldige Wiederkunft und theilte dem Wirt mit, dass er mehrere geschäftliche Correspondenzen, auch Warenmuster ꝛc. an ihn senden lassen würde, er möchte sie für ihn in Empfang nehmen und aufbewahren, bis er wieder nach Paris käme; nachdem er schon Adieu gesagt, kehrte er nochmals zurück und erkundigte sich nach dem Namen des Wirtes. «Welch sonderbares Zusammentreffen», rief er erstaunt aus, «ich heiße ganz genau wie Sie!» — Einige Briefe laufen für den Fremden ein, endlich wird auch ein Paket für ihn abgegeben, und noch am selben Tage lässt es sich der Provinciale durch einen Dienstmann abholen, in einigen Zeilen bemerkend, dass es wichtige Muster für ihn enthalte, dass er vor wenigen Stunden nach Paris gekommen sei und am Abend sich zum Übernachten einfinden würde. Wer natürlich nicht kam, war der «biedere Provinciale», dagegen stellte sich wenige Tage darauf ein Juwelier ein mit der Anfrage, ob der Wirt schon etwas von den zur Ansicht gesandten Sachen ausgesucht hätte; dieser hatte keine Ahnung davon, bis sich aufklärte, dass bei dem Juwelier ein Brief eingelaufen war mit der Bitte des Restaurateurs, ihm mehrere Schmuckstücke zur Auswahl zu übermitteln, dass der Juwelier, dem der Wirt als «durchaus sicher» bekannt war, mit Vergnügen diesen Wunsch erfüllt und der Wirt sogar persönlich das Kistchen in Empfang genommen hatte, um es dann — — dem Boten seines angeblichen «Namensvetters», für den er es bestimmt glaubte, auszuliefern! Wirt und Juwelier waren dupiert und stritten sich, wer den Schaden zu tragen habe,

von dem «biederen Provincialen» sah man nie etwas wieder!

Größerer Vorbereitungen bedurfte der nachstehende Gaunerstreich, dem eine der großen Pariser Juwelierfirmen vor Jahr und Tag zum Opfer fiel: vor jenem Geschäft hielt eines Mittags eine Equipage, der eine schöne und distinguierte Dame entstieg, die dem Geschäftsinhaber mittheilte, dass ihre Schwiegermutter, die Gräfin Vernicourt, auf kurze Zeit in Paris weile, um die nöthigen Einkäufe zur Hochzeitsausstattung ihrer Enkelin zu machen; leider sei sie erkrankt, und man müsse ihr nun im Hotel, wo sie Wohnung genommen, die Sachen zur Auswahl vorlegen, sie bäte den Juwelier, Schmucksachen, die sich als ein würdiges Hochzeitsgeschenk eigneten, die einzelnen Stücke im Werte von etwa fünfzig- bis sechzigtausend Franken, in jenes Hotel zu senden. Der Name der Gräfin Vernicourt, eines alten französischen Adelsgeschlechtes, war dem Juwelier wohl bekannt, und die jene Bestellung überbringende Dame machte den vertrauenswürdigsten Eindruck; trotzdem befahl der Geschäftsinhaber seinem Angestellten, der die Juwelen überbringen sollte, die denkbar größte Vorsicht und Aufmerksamkeit, ihm besonders einprägend, die Schmucksachen, die ein Vermögen von mehreren hunderttausend Franken verkörperten, nicht aus den Augen zu lassen. Die Gräfin Vernicourt war in einem der ersten Hotels abgestiegen und bewohnte dort mehrere Gemächer, ebenso wie sie ihre eigenen Diener mitgebracht hatte; der Vertreter des Juweliers wurde von einem derselben empfangen und in einen Salon geführt, durch dessen etwas offen stehende Thür er in das Nebengemach blickte, in welchem, halb aufgerichtet, eine alte vornehme Dame in ihrem Bette lag und weiße Seidenstoffe prüfte, die wahrscheinlich für das Hochzeitskleid der jungen Gräfin bestimmt waren; mehrere Personen waren um sie herum beschäftigt, darunter auch ihre Schwiegertochter, die mit den Worten: «Ah, Mama, wie gut, jetzt können wir auch gleich noch die Schmucksachen auswählen, der Juwelier hat sie eben geschickt», in den Salon trat und dem dort Harrenden das Kästchen mit seinem kostbaren Inhalt abnahm, um letzteren der Gräfin vorzulegen. Hatte der Überbringer der Schmucksachen überhaupt einen Argwohn gehegt, so war dieser längst geschwunden, zudem blieb ja auch die Thür zur Nebenstube offen und er sah, wie die Greisin prüfend eine der herrlichen Ketten und Spangen nach der anderen ans Licht hielt und aufmerksam die Steine wie die Arbeit betrachtete; war es die hiemit verbundene Anstrengung, war es ein Ohnmachtsanfall, die Greisin sank plötzlich in die Kissen zurück, und der Vertreter des Juweliers hörte, wie sich die Schwiegertochter mit dem ängstlichen Ausruf: «Mama, Mama, was ist dir?» über die Kranke beugte und zugleich nach einem Arzt verlangte. Auf das elektrische Glockensignal stürzte ein Diener herein, dem der hastige Auftrag gegeben wurde, einen Arzt zu holen, und nach zehn Minuten etwa kam denn auch dieser, den Salon durchschreitend und, von den besorgt gesprochenen Worten: «Gut, dass Sie da sind, Herr Doctor» begrüßt, in das Nebengemach tretend, die Thür desselben hinter sich zuziehend. Dem Angestellten des Juweliers war die Situation äußerst peinlich, aber er musste sich in Geduld fassen, bis der Ohnmachtsanfall der Gräfin vorüber war und der Arzt sich wieder entfernt hatte; letzterer blieb ziemlich lange, eine halbe, ja, jetzt fast eine Stunde schon, der Zustand der Gräfin war vielleicht bedenklich, denn, da alles still war, schien man sich dort nur im Flüstertone zu unterhalten; nun waren gar schon anderthalb Stunden verstrichen, der Wartende näherte sich behutsam

der Thür und lauschte, nichts war zu vernehmen, ein furchtbarer Verdacht durchzuckte ihn: sollte . . . . er wagte den Gedanken nicht auszudenken und riss in fiebernder Hast die Thür auf — — — das Zimmer war leer! Alles war nur Komödie gewesen, die Gräfinnen, der Arzt, die Diener, das Ganze nur eine listige Falle, ein klug gesponnener Betrug, der den Betrügern ein Vermögen in die Hände gespielt. Auch hier waren alle Nachforschungen vergeblich! —

Wie gut die Hochstaplerinnen ihre Rollen durchführen können, zeigt der eben erzählte Fall, noch besser aber geht es aus nachstehendem Vorkommnis hervor! Zu einem der berühmtesten Pariser Irrenärzte, der einer bekannten Irrenanstalt vorsteht, kam eine tief niedergeschlagene, dunkel gekleidete Dame, welche mit thränenerstickter Stimme dem Arzt erzählte, dass ihr Mann, ein wohlhabender Fabrikbesitzer, seit einiger Zeit Spuren von Verfolgungswahnsinn zeige, davon rede, dass er die theuersten Schmucksachen besessen hätte, die ihm entwendet worden wären und die er wieder erhalten müsse, und dass er, zumal wenn man versuche, ihn von dem Gegentheil zu überzeugen, sich immer mehr in diese fixe Idee verrenne und schließlich gar schon Tobsuchtsanfälle gehabt habe. Ihre Verwandten hätten ihr nun den Rath ertheilt, sich an ihn, den erfahrenen Irrenarzt, zu wenden und ihn zu bitten, ihren beklagenswerten Mann während einiger Zeit in seine Anstalt aufzunehmen. Der Arzt erklärte sich dazu bereit, tröstete die schöne Unglückliche, die in ihrem Schmerz selbst sein an harte Eindrücke gewöhntes Herz rührte, und verabredete mit ihr die Einzelheiten der Überführung ihres Mannes. Am nächsten Tage rollte eine Equipage bei einem Juwelengeschäft der Rue de la Paix, in welcher die ersten Juwelenhändler von Paris und damit ganz Frankreichs ihre Sitze aufgeschlagen haben, vor, und eine Dame, welche sich als die Schwester des Irrenarztes Professors Dr. X. vorstellte, bat, ihrem Bruder, der seiner Frau zum nahenden Weihnachtsfest ein Geschenk machen wolle, einige Perlen- und Diamantencolliers zur Auswahl zuzusenden, da er wegen Arbeitsüberbürdung nicht Zeit hätte, persönlich zu kommen; übrigens könne der Bote sie gleich begleiten, ihr Wagen halte vor der Thür und sie fahre zu ihrem Bruder zurück, der dann sofort seine Wahl treffen würde. Gesagt, gethan, der Angestellte stieg mit den Juwelen in den Wagen, und bald war das Ziel erreicht; der Arzt empfieng die beiden in seinem Sprechzimmer, nöthigte den Juwelier zum Sitzen, dem die Begleiterin die Schatulle mit den Schmuckstücken entnahm und mit dieser — wie sie es vorher mit dem Arzt verabredet — das Zimmer verließ, bemerkend, sie wolle nur ablegen und gleich wieder kommen, um dann gemeinsam den Schmuck auszusuchen. Der Arzt unterhielt sich inzwischen mit dem jungen Mann, der von Minute zu Minute unruhiger wurde und endlich das Gespräch auf die Juwelen lenkte, welche er mitgebracht und nun persönlich dem Doctor vorlegen wolle; dieser, um den Geisteszustand seines angeblichen Patienten zu prüfen, heuchelte gänzliche Unwissenheit, es müsse wohl ein Irrthum vorliegen, er wisse von Juweten überhaupt nichts. Der Vertreter des Juweliers war zuerst vollständig starr, dann rief er mit erregter Stimme: «Mein Herr, Sie wollen mich foppen! Wo sind meine Juweten? Ich habe sie im Wert von hundertfünfzigtausend Franken hieher gebracht und will sie wieder haben, gleich auf der Stelle!» — «Aber», warf der Arzt ein, «beruhigen Sie sich doch, mein Lieber, das mit den Juweten ist ja nur eine fixe Idee von Ihnen, Sie haben ja überhaupt keine Schmucksachen, Sie bilden sich ja das nur ein!» — Nun

brauste der andere auf: «Was, mein Herr, ich hätte keine Juwelen gehabt? Entweder sind Sie verrückt oder ich, ich bezweifle jedoch das letztere! Ich will meine Juwelen haben!» und er sprang auf, um zu jener Thür zu eilen, durch welche die Dame mit dem inhaltsvollen Kästchen verschwunden war. Das war der Augenblick, wo der Arzt das Handeln für geboten erachtete; auf ein Signal traten mehrere Wärter ein und näherten sich dem Juwelier, der sich immer lärmender und toller geberdete, nach seinen Juwelen rief, den Arzt einen Spitzbuben, einen Räuber, einen Betrüger nannte und endlich gewaltsam geknebelt werden musste, um in eine Irrenzelle gebracht zu werden, wo er in furchtbarer Weise raste und schrie, bis er in gänzliche Ermattung verfiel. Erst nach mehreren Stunden, am Abend, nahte seine Befreiung, da, besorgt um sein Ausbleiben, der Geschäftsinhaber persönlich erschien und die nöthigen Aufklärungen brachte — — über sie alle hatte eine Hochstaplerin triumphiert!

Aber nicht nur auf die Wohlhabenden richten die Industrieritter und -Ritterinnen ihr Augenmerk, sie suchen auch die „kleinen Leute" zu begaunern und erfinden darin immer neue Methoden. Vor einem Hause der Rue St. Honoré hielt eines Vormittags ein Privatwagen, dem eine elegante Dame entstieg, die sich bei der Concierge nach einer zu vermietenden Wohnung erkundigte und letztere in Begleitung der Portiersfrau eingehend besichtigte; sie entschloß sich endlich, das eine jährliche Miete von dreitausend Franken kostende Quartier zu nehmen, sagte ihren Namen: Baronin von Puero, und gab ihre Adresse an. Als sie der Concierge das bei Mietsabschlüssen übliche Geldgeschenk geben wollte, vermisste sie ihr Portefeuille. „Mein Gott", rief sie, „ich bin ohne Geld ausgefahren, bitte, lassen Sie sich von meinem Kutscher Ihre fünfzig Franken geben, ich werde hier so lange warten." Die Concierge kam bald mit der Nachricht zurück, dass der Kutscher nur sechs Franken bei sich habe. „Wie unangenehm", meinte die Baronin, „ich wollte einige eilige Besorgungen machen und bin nun daran verhindert!" Einer so vornehmen neuen Mieterin kam die Concierge gern entgegen und stellte ihr sämmtliche Ersparnisse im Betrage von dreihundert Franken zur Verfügung, welches Anerbieten auch gnädig angenommen wurde. Da das Geld, wie verabredet, nicht am nächsten Tage durch den Diener zurückgebracht wurde, suchte die Concierge die Baronin auf — natürlich war Frau von Puero ebensowenig in jenem Hause zu finden, wie im „Bottin", dem Pariser Adressbuche, sie, wie ihr „Kutscher" gehörten dem modernen Raubritterthume an!

Dass auch in jener Welt, „wo man sich nicht langweilt", tüchtig gegaunert wird, brauchen wir kaum zu erwähnen, nur eignen sich *diese* Schwindeleien nicht immer zur Wiedergabe aus gewissen Gründen; desto eifriger werden sie in Paris von Mund zu Mund berichtet, und mancher Schwankdichter hat hier schon einen ergiebigen Stoff für eine übermüthige Posse gefunden. Graf D. hatte während des letzten Winters in seinem hübschen Junggesellenheim ein kleines Souper veranstaltet, zu dem er mehrere Freunde und . . . Freundinnen eingeladen hatte; eine der letzteren stieß plötzlich einen kleinen Schrei aus: „Herr Graf", bat sie, „sind die Bestecks von Silber?" — „Warum, liebes Kind?" — „O, ich hab' mich soeben mit der Gabel gestochen, und wenn ich wüsste, dass sie aus anderem Metall ist, würde ich schnell zum Apotheker gehen — man zieht sich so leicht eine Blutvergiftung zu!" — „Beruhigen Sie sich, meine Liebe", meinte der Graf lächelnd, „meine Couverts sind von Silber!" — Am nächsten Morgen waren mit der kleinen

Freundin auch die sämmtlichen Bestecks verschwunden! — —

Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, dafs jährlich allein in Paris an zwanzig Millianen Franken durch Betrügereien „erwarben“ werden, und dafs kein Stand, keine Gesellschaftsclasse davon verschont bleibt, dafs ferner die Masken hundertfältige sind, um den Zweck zu erreichen, und jeder Ort gut genug ist, um den Hintergrund für den Betrug abzugeben. Als im letzten November der Abbé de Besonies, Vicar der Kirche Notre Dame des Victaires, eines Tages die Sacristei verlassen wollte, wurde ihm die Prinzessin Adélaide de la Taur d'Auvergne gemeldet, die ihn in einer Angelegenheit sprechen wollte und die ihm, nachdem er sie vorgelassen, eine rührende Geschichte erzählte, dafs sie sich von einem Wucherer hätte fünftausend Franken leihen müssen, der sie nun schändlich bedrücke und bedränge: „Retten Sie mich, Monsieur l'Abbé, strecken Sie mir diese Summe vor!“ Das war der End- und Schmerzensruf der elegant costümierten vornehmen Dame. Der Abbé war tief gerührt, ergriffen, für die Unglückliche eingenommen, er tröstete sie, versprach Hilfe und gewährte sie sogar gleich, als die arme, so grausam Verfolgte allerlei Papiere herauskramte, aus denen hervorgieng, dafs sie die Tochter des in Algier verstorbenen Prinzen de la Taur d'Auvergne wäre und binnen kurzem die Erbschaft desselben antreten könne. Unter tausend Danksagungen entfernte sich die glückliche Adélaide, und der edle Priester war stolz, dafs er ein gutes Werk gethan — bis ihm ein Amtsbruder, dem er unter dem Siegel der Verschwiegenheit sein kleines, romanhaftes Erlebnis mitgetheilt, die Augen öffnete, denn der unterstützungsbereite Abbé war von einer berüchtigten Gannerin, einer einstigen Wäscherin, geprellt worden, die man bald darauf verhaftete, bei der man jedoch keinen Sou mehr von dem erschwindelten Gelde vorfand.

Die gerade in Paris — der Stadt der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — zu findende, oft lächerliche Anbetung eines klingenden Namens, einer neunzackigen Grafenkrone, eines weltgewandten Wesens erleichtern den Hochstaplern das Beschreiten der gefährlichen Bahn. Beim Grafen de Suzennecourt liefen hintereinander Rechnungen auf Rechnungen ein, die sämmtlich auf seinen Namen ausgestellt waren: bald, dafs der Herr Graf mit Bekannten für mehrere hundert Franken bei Brébant diniert, bald, dafs er einem Blumengeschäft für achtzig Franken einen Rasenkorb entnammen, für dreitausend Franken eine Diamantbroche gekauft, für einige hundert Franken sich Anzüge habe machen lassen, für zweihundert Franken Wagen und Pferde benutzt — genug, der Graf hatte kürzlich einen Doppelgänger erhalten, der auf seine Casse hin lustig und vergnügt in den Tag hineinlebte. Alle Nachforschungen, die man nach den verschiedensten Seiten hin anstellte, waren vergeblich, und auch ein Privatdetectivbureau, welches man in Anspruch nahm, erzielte nicht das geringste Resultat — der geheimnisvolle zweite Graf de Snzennecourt pumpte ruhig weiter! Da entschlafs sich die energische junge Gräfin, selbst auf die Suche zu gehen, um den Frevler, der den Namen der Familie bloßstellte und ihr außerdem bedeutende Summen kostete, zu ertappen, sie besuchte alle Geschäftsleute, bei denen der falsche Graf gebargt, und ließ sich denselben genau beschreiben; er wurde als ein hochgewachsener Mann in den dreißiger Jahren geschildert, von aristokratischen Manieren, mit blondem Schnurrbart, hochfahrender Stimme und einem Monocle. Mit diesem treu im Gedächtnis haftenden Steckbrief ausgerüstet, durchstreifte die Gräfin, von einer Zofe begleitet, während einer

Reihe von Abenden die bekanntesten Pariser Vergnügungsorte, da sie dort am ehesten ihren „Gemahl Nummer zwei" zu treffen hoffte. Und sie sollte sich in dieser Annahme nicht täuschen — in einer Loge des Vaudeville-theaters fand sie endlich den Geschilderten an der Seite einer pikanten Begleiterin; sie wartete den Schluss des Theaters ab und folgte den beiden, die sich nach dem Café de la Paix begaben, um dort in einem Cabinet zu soupieren. Kaum wusste dies die Gräfin, so eilte sie auf die nächste Potizeiwache und bat um die Begleitung eines Commissärs; dann sandte sie durch den Kellner ein Briefchen mit der Aufschrift: „An den Grafen de Suzennecourt" ab, und der Pseudo-Graf bestätigte auf die Anfrage des dienstbaren Geistes, dass er der Graf wäre. Diesmal war der Hochstapler in die Falle gegangen, er wurde sofort verhaftet und entpuppte sich als ein von der Polizei seit langem gesuchter Schwindler, der einige Zeit vorher als russischer Fürst Suchanoff in den ersten Spielclubs sein Wesen getrieben hatte, aus ihnen aber wegen Falschspielens herausgeworfen worden war und später sich allerhand andere Gesetzesübertretungen hatte zuschulden kommen lassen! —

Wie das Licht die Mücken, so ziehen diese Pariser Spielclubs, deren es mehrere hundert gibt — von solchen an, in welchen nur die reichen Sprossen der ältesten Adelsgeschlechter verkehren, bis zu denen, die von wenig bemittelten Handwerkern besucht werden — die Industrieritter an, und es vergeht keine Woche, dass nicht einige von ihnen beim Falschspielen entdeckt werden. Da die Spielhöllen, respective ihre Pächter und Besucher, nie gern etwas mit der Polizei zu thun haben, unterbleibt fast immer eine Anzeige, und die Schwindler werden einfach vor die Thür gesetzt, um an einem anderen Orte das „Glück zu corrigieren". —

Die Eitelkeit der Franzosen, sich mit einem Adelsprädicat, einem Ordensbändchen, einem Titel zu schmücken, ihren Laden mit einem Diplom, einer Medaille zu zieren, bietet gleichfalls dem Hochstaplerthum ein ergiebiges Feld zu regster Thätigkeit dar; der Ahnentafel-, Orden-, Titel- und Diplomhandel steht in vollster Blüte, und es existieren neben den Händlern auf eigene Hand mehrere weitverzweigte Institute, die unter den klangreichen Bezeichnungen von Akademien aller Art recht ungeniert ihren Schacher treiben und ins Ungemessene genealogische Stammbäume entwerfen, neue Ritter schlagen, Ernennungen vom Stapel lassen und Diplome wie Medaillen vertheilen, selbstverständlich nur gegen klingende Münze.

Sind diese Schliche schon mehr oder minder bekannt, so wusste ein Gauner neue Wege einzuschlagen, der in geschickter Weise den Namen des Präsidenten Carnot missbrauchte. Letzterer erhielt nämlich von dem Gemeinderath eines kleinen Örtchens nachstehenden Brief: „Herr Präsident! Ich fühle mich hochgeehrt durch das mir übersandte Diplom als Municipalrath und danke vielmals dafür; leider aber habe ich nicht die Mittel, Ihnen die geforderte Summe von zweiundeinhalb Franken für das Diplom zahlen zu können, und bitte ich Sie deshalb sehr, mir dieselbe zu erlassen." Herr Carnot, der von dem fraglichen Diplom keine Ahnung hatte, ließ sofort Nachforschungen anstellen, und es ergab sich Folgendes: ein Industrieritter hatte an unzählige Vorstände kleiner französischer Gemeinden ein Diplom als Municipalrath gesandt, in welchem die Verdienste des Betreffenden hervorgehoben wurden und das die Unterschriften des Präsidenten der Republik, des Ministers des Innern und jenes Industrieritters als Chef des „Comités für Erinnerungsdiplome der Municipalräthe" trug; ein dem Diplom beigefügter Brief besagte, dass,

wenn das erstere nicht binnen drei Tagen zurückgesandt würde, man die Herstellungskosten von zweiundeinhalb Franken mit Nachnahme erheben würde. Sehr viele jener Gemeindebeamten hatten den Betrag eingesandt und waren äußerst stolz auf das schön eingerahmt in ihrem Zimmer prangende „Anerkennungsdiplom des Präsidenten der Republik"!

Auf welcherlei Industrien sonst noch das Pariser Gaunerthum verfällt, mag hier durch folgendes Beispiel erläutert werden: in Paris bestehen mehrere Versicherungsgesellschaften, die für jeden Schaden aufkommen, der Kutschen, Wagen ꝛc. zutheil wird, ebenso wie sie für jeden Nachtheil haften, den ein Kutscher unabsichtlich einem Wagen durch Anfahren ꝛc. zufügt. Dies machte sich ein Gauner, namens Veles, zunutze, der sich mit verschiedenen Kutschern in Verbindung setzte, die dieser oder jener Versicherungsgesellschaft erklärten, sie hätten da und dort einen Wagen angefahren; zu gleicher Zeit kam auch von den angeblich Beschädigten eine Anzeige, und wenn sich zu jenem nun ein Agent der Gesellschaft begab, so zeigte man diesem ein traurig zugerichtetes Vehikel vor, für welches die Gesellschaft fünf- bis sechshundert Franken Schadenersatz leisten mußte. Da es derartiger Gesellschaften mehrere gab und jede von ihnen verschiedene Agenten in den verschiedenen Stadttheilen unterhielt, konnte der Betrug oft und ergiebig wiederholt werden, umsomehr, als sich schließlich an demselben sogar zwei Inspectoren betheiligten, die das Blaue vom Himmel bescheinigten, ganz wie es Monsieur Veles wünschte. Zwei Jahre gieng dies „Geschäft" ungestört, bis endlich die Sache doch an das Licht kam, und der saubere Veles nebst sechzig Helfershelfern eingesteckt wurde.

Daß auch hunderterlei „Agenturen" unter oft recht harmlosen Aushängeschildern — Pfandverleih-, Credit-, Stellenvermittelungs-, Auskunfts-, Privatdetective-, Commissions-, Speditionsgeschäften ꝛc. — ihre kühnen Schwindeleien treiben, brauchen wir kaum besonders hervorzuheben; die originellste derselben aber dürfte unstreitig die „Agentur der Diebe" sein, welche — — zwischen den Bestohlenen und den Dieben vermittelt! Wird in Paris ein Einbruch verübt und werden hiebei Wertpapiere, die bekanntlich von den Herren Spitzbuben schwer verkauft werden können, erbeutet, so wandern dieselben flugs nach London, von wo aus sich einige „Commissionäre" — man kann sich denken, wer hinter diesen Ehrenmännern steckt! — an jene Pariser Agentur wenden, die sich nun mit dem Bestohlenen in Verbindung setzen, um ihm gegen eine hohe Vergütung zur Wiedererlangung seiner Papiere behilflich zu sein; meistentheils wird dieser Vorschlag gern angenommen, da ja nur auf diese Weise der Bestohlene einen Theil seines geraubten Gutes zurückbekommt, und die Agentur „floriert" dabei vorzüglich.

Ja, das rauschende Pariser Leben bietet dem aufmerksamen Beobachter genug der Schattenseiten dar, aber auch sie dienen zur Vervollständigung des fesselnden Gesammtbildes der leichtlebigen daseinsfreudigen Seinestadt, von der bereits Kaiser Karl V. behauptete, daß, während die anderen Städte nur Städte seien, sie eine Welt bedeute! Auch noch heute hat das Wort seine Geltung, und am lebhaftesten stimmen ihm sicherlich die Ritter des Hochstaplerthums zu, denn für sie bedeutet Paris wahrlich eine ganze Welt des Schwindels und — — Erfolges!

Digitized by Google

Ein Blick in die Welt unter unseren Füßen.

Die Natur des Menschen ist uns vor allem wichtig; doch diese wird uns oft erst verständlich, wenn wir auch den Gegensatz betrachten. Darum haben wir es im „Heimgarten“ stets so gehalten, dass wir bisweilen einen Blick warfen in das Leben und die Wunder der äußeren Natur. Heute ein kleiner Spaziergang durch die Welt der Insecten.

I.

Farbenspiel.

Vor dem Jahre 1600 wusste man nichts von dem Unendlichen; nichts von dem unendlich Großen und nichts von dem unendlich Kleinen. Galilei stellte 1610, nachdem er aus Holland das Vergrößerungsglas erhalten hatte, das Teleskop zusammen und richtete es gegen den Himmel. Swammerdam, der Sohn eines Apothekers in Amsterdam, war der erste, der das unendlich Kleine mit dem Mikroskope aufsuchte, der die Welt der belebten Atome erforschte. Diese zwei Männer folgten aufeinander; denn Galilei starb 1632 und Swammerdam wurde 1637 geboren.

Was hat man mit dem Mikroskope nicht alles wahrzunehmen vermocht! Vor allem, wie außerordentlich wundervoll fand man den Bau der Insecten, wie prachtvoll ihr Farbenspiel! Der französische Gelehrte Michelet überschreibt ein Capitel mit den Worten: „Von der Erneuerung unserer Künste durch das Studium des Insects“ und meint darin, die schönen Künste werden aus dem Studium des Insects noch mehr Vortheil ziehen können, als die Industrie. Goldschmied und Steinschneider würden gut thun, von den Insecten Modelle und Unterricht zu verlangen. Die weichen Insecten, die Fliegen zum Beispiel, haben in ihren Augen ein zauberhaftes Farbenspiel, mit dem sich kein Schmuck vergleichen kann. Und gerade jene Insecten, die von todten Stoffen, von Abfällen und Verwesung sich nähren, setzen durch den Reichthum ihrer Farben in gerechtes Erstaunen.

Das Insect der Tropenländer muß man bei günstigem Wetter, bei heiterem Himmel und hellem Sonnenschein beobachten; manche unserer Insecten zeigen ihr schönstes Farbenspiel bei Abendbeleuchtung. Legen wir den Flügel des prosaischen Maikäfers unter das Mikroskop, so dass er von unten durch einen Spiegel gut beleuchtet ist, so zeigt er einen schönen braunen Winterstoff, durchschlängelt von Adern, von einem sehr schönen Dunkelbraun. Betrachtet man diesen Flügel abends, so merkt man kein Braun mehr; es zeigt sich vielmehr ein Gold, ein fremdartiges, zauberhaftes Gold, das Michelet ein Gold des Paradieses nennt, wie man es für die Mauern des himmlischen Jerusalem träumt, oder für die lichtgewobenen Kleider, welche die Seelen vor Gottes Angesicht tragen. Und dieses Fest des Lichtes gewährt ein Maikäferflügel.

Es gibt freilich auch Insecten, die weder bei Sonnenschein, noch in der Dämmerung, weder für das unbewaffnete Auge, noch für das Mikroskop interessant erscheinen; bei diesen darf man nur mit dem Zergliederungsmesser

zart die Flügelschuppen abheben und dann findet man allerlei merkwürdige Zeichnungen, feine Linien, die zuweilen eckige Figuren bilden, wie Hieroglyphen. Diese eigenthümlichen Schriftzüge, die an das Alphabet gewisser orientalischer Sprachen erinnern, verdienen unser Interesse in hervorragender Weise. Sie sind entweder Röhren, durch welche die Luft in den Flügel dringt und ihn zum Fluge tauglich macht; oder sie sind kleine Adern, in denen jene Flüssigkeiten circulieren, welche dem unscheinbaren Insect Farbe und Kraft verleihen.

Die unendliche Schönheit der Natur zeigt sich nicht allein an der Oberfläche, auch in das Innere der Wesen hinein steigt sie. So ist es besonders bei den Insecten. Nehmen wir einmal jenes Insect, das dort im Sande kriecht; es ist ein glänzender Käfer, der, so schön er auch dem unbewaffneten Auge erscheint, unter dem Mikroskope sich als einer der reichsten und wechselvollsten Gegenstände darstellt, welche die Kunst studieren kann. Dieser Käfer ist ein Raubthier, voll Feuer und Mordlust, voran mit zwei furchtbaren Hakbmonden versehen, die seine Beute von beiden Seiten durch und durch bohren. Auf den Flügeln trägt er ein Gemisch von Pfauenaugen; auf dem Leibe schlängeln sich verschiedenartige Fäden hin und her. Der Bauch und die Beine sind so reich glasiert, dass das Auge kaum die Lebhaftigkeit verträgt. Und daneben finden sich die matten Töne der Blumen und Schmetterlingsflügel und allerlei Eigenthümlichkeiten, die große Ähnlichkeit mit den orientalischen, persischen, türkischen oder indischen Shawls haben.

„Ein ausgezeichneter Liebhaber", erzählt Michelet, wo er von der Wirkung dieser außerordentlichen Toilette der Insecten spricht, „hatte die Geduld, mir Art für Art, Gattung für Gattung der Reihenfolge nach seine ungeheure Sammlung zu zeigen, und ich wurde überrascht, betäubt, wie entsetzt durch die unerschöpfliche Kraft, ich hätte beinahe gesagt durch die Wuth der Erfindung, welche die Natur hier entwickelt. Ich erlag; ich schloss die Augen und bat um Gnade, denn mein Hirn wurde verwirrt, geblendet, gelähmt. Die Natur aber ermüdete nicht; sie überschwemmte und erdrückte mich durch reizende, durch sonderbare Wesen, durch bewunderungswürdige Ungeheuer mit Flügeln von Feuer, mit Harnischen von Smaragden, gekleidet in hundertfarbigen Schmelz, bewaffnet mit sonderbaren Geräthen, ebenso glänzend als drohend, die einen von braunem Stahl mit Gold glasiert, die anderen mit seidenen Troddeln auf Käppchen von schwarzem Sammt; diese mit feinen Schwänzchen von falber Seide auf einem reichen, mahagonibraunen Grunde; jene in granatfarbigem Sammt mit goldenen Tupfen; dann in blauem, unerhörtem Lüstre mit sammtartigen Flecken. Anderwärts wieder gab es metallige Streifen, abwechselnd mit mattem Sammt."

So wirken die todten, unter Glas und Rahmen liegenden Insecten auf ein empfängliches Gemüth, das zu beobachten versteht. Wie prachtvoll müssen sie erst erscheinen, wenn man sie lebend beobachten kann, besonders in jenen Feuerklimaten, wo sie in so großer Fülle vorhanden sind und wo die ganze Umgebung mit ihnen harmoniert, in den Wäldern Brasiliens und Guyana's. Die Humboldt, Saint-Hilaire, Watterton u. v. a., erzählen Wunderdinge. Da erhellen diese leuchtenden Insecten die Finsternis gewaltiger Wälder, sie glänzen, tanzen, fliegen vor dem Wanderer. Er kann sie von den Gebüschen nehmen, sie an seiner Fußbekleidung befestigen, damit sie ihm den Weg erhellen und die Schlangen verscheuchen. Und bricht der Tag an, der die Dienste dieser Wohlthäter überflüssig macht, dann setzt er den Leuchtkäfer wieder auf einen Strauch, getreu dem indianischen

Sprichwort: „Nimm die Feuerfliege mit dir; aber bringe sie wieder hin, wo du sie genommen hast."

II.

Insecten als Gehilfen des Menschen.

In einer französischen akademischen Denkschrift wird behauptet, dass die große Vermehrung der kleinen Vögel die Ursache der Krankheit des Weinstockes, der Kartoffeln sei. Diese Krankheiten, welche sich zuerst im Jahre 1845 zeigten, entstanden nach dieser Schrift durch mikroskopische Thierchen, welche von den Insecten vernichtet werden. Indem nun aber die Vögel durch Naturgesetze vor allzu großer Verminderung geschützt werden, wird die Zahl jener Insecten immer geringer, welche jene mikroskopischen Thierchen verzehren, die Ursache von Krankheiten des Weinstockes und der Kartoffeln sind. Das Gesetz vom Mai 1844, welches in Frankreich zum Schutze der Vögel erlassen wurde, wäre demnach Urheber dieser Krankheit gewesen.

Diese Hypothese ist längst widerlegt; auch dort, wo kein solches Schutzgesetz besteht, traten diese Krankheiten auf und die Vögel bringen ihren Kindern sehr wenige insectenfressende Insecten, denn diese sind gepanzert und mit festen Schuppen ausgerüstet, mit allerlei Zangen und Haken versehen und würden für die Jungen unserer Singvögel eine entsetzliche Speise sein; die Singvögel bringen ihren Jungen vielmehr weiche, fette, saftige Larven, zarte Raupen, sämmtlich kraut-, frucht- oder gemüsefressende Insecten, demnach jene, welche Gärten und Feldern den meisten Schaden zufügen.

Vögel und insectenfressende Insecten theilen sich in das Geschäft der Reinigung der Natur, ja die Thätigkeit des Insects muss viel wirksamer sein, da es mit seinen Augen, die Mikroskopen vergleichbar sind, jene dunklen Orte beherrscht, die dem Vogel unerreichbar sind. Solche Insecten sind daher gleich den Singvögeln Gehilfen des Menschen, die unsere Schonung verdienen. Wer z. B. die Libelle tödtet, weiß sichertich nicht, dass dieses glänzende Thierchen eine Mörderin ist, die oft an einem Tage tausend Insecten frisst. Ebenso vollbringt der Sandkäfer mit seinen beiden Schwertern, die ihm zu Kinnladen dienen, eine ebenso schnelle als ungeheure Insectenvertilgung. Die Laufkäfer überhaupt, jene Raubritter mit schweren Rüstungen, jene bis an die Zähne bewaffneten Krieger, sind die echten Hüter unserer Felder; sie gönnen sich in der Erfüllung ihrer Lebensaufgabe, der Insectenvernichtung, nicht Rast und Ruhe. Sie wagen es nicht, die Feldfrüchte anzutasten; sie jagen die Diebe und begnügen sich mit den Leichnamen derselben.

Und wie oft kommt es vor, dass unsere Landleute diesen nützlichen Gehilfen nachstellen und sie vernichten. Der Maulwurf, der so nützliche Vertilger der fürchterlich gefräßigen und verderblichen Larve des Maikäfers, ist noch häufig genug ein Gegenstand der Verfolgung, ebenso wie jene Insecten, welche dem Maulwurfe bei seinem Geschäfte redlich zur Seite stehen.

Wer könnte übrigens alle jene Dienste aufzählen, welche die verschiedenen Insectenarten den Menschen leisten. Die Todtengräber erweisen uns den Dienst, alles Todte von der Erdoberfläche zu vertilgen. Und wie anders sind die Ansichten der Natur von dem Geschäfte der Todtenbestattung als die unserigen. Unsere Todtengräber gehen in Trauerkleidern einher, die Natur dagegen behandelt die Todtengräber als ihre Günstlinge, indem sie ihnen schöne Kleider anzieht, durch die sie fast zu einer Aristokratie im Volke der Insecten geworden sind. Selbst der Kehricht- oder Mistkäfer, der doch nur den Mist der Thiere zu beseitigen hat, ist in Saphir gekleidet, und der

berühmte Mistkäfer Egyptens, der heilige Attakus der Gräber, erscheint mit Smaragden geschmückt.

Der Drilus, eine Larve, verfolgt die Schnecke, den Feind feuchter Gärten. Er klettert auf das Schneckenhaus und läfst sich so lange mit forttragen, bis es ihm gelingt, ins Gehäuse zu schlüpfen, um hier mit der Schnecke und von ihr zu leben; in vierzehn Tagen hat er sie verzehrt und dann geht er auf neuen Raub aus. Bei der dritten Schnecke, die ihm zum Opfer gefallen, reinigt er, da er sich nun in eine Puppe verwandelt, das Haus und richtet es sich zu seiner Schlafstube um.

Ein französischer Gelehrter findet es sonderbar, dafs der Mensch die Insecten nicht als Nahrungsmittel verwendet. „Ein beklagenswertes Vorurtheil", sagt er, „eine lächerliche Verfeinerung hat unseren Occident von einer der reichsten und vorzüglichsten Nahrungsquellen entfernt. Welches Recht haben die Esser des Fleisches mit Wildbretgeschmack oder unausgenommener Vögel, welches Recht haben die Esser der Austern, dieses gallertartigen Schalthieres, das Insect als Nahrung zurückzuweisen? Burgund hat den gefunden Sinn, ohne Widerwillen aus dem vortrefflichen Schalthiere, mit welchem die Weinberge bevölkert sind, Nutzen zu ziehen; ich meine die Schnecke, die man dort mit Butter und feinen Kräutern zubereitet, ein Gericht, das ebenso gesund für die Brust, wie angenehm für den Geschmack und gut für den Magen ist. Ein berühmter Gelehrter, Laland, wagte noch einen Schritt weiter zu thun und bis zur Raupe zu gehen, indem er sich dabei einen Grad höher über das Vorurtheil erhob. Wir verdanken ihm die Kenntnis, dafs die Raupe den Geschmack der Mandel und die Spinne den der Haselnufs hat. Er gewöhnte sich an die letztere, die er noch delicater fand."

Mehrere Insecten haben ehedem als Erneuerungsmittel der Schönheit und Jugend gedient. Die gealterten Römerinnen des Kaiserreiches gebranchten dazu den Holzbohrer und die Sultaninnen des Orients lassen sich Todtenkäfer bringen, die sie aussaugen. Die Portugiesinnen von Brasilien machen aus den Bambuswürmern eine schmackhafte Butter und essen Ameisen in Bonbons. Die furchtbare Heuschrecke, welche so oft Hungersnoth verursacht hat, wird im Orient verzehrt. Man erzählt, der Kalife Omar habe einst auf seiner Tafel eine Heuschrecke bemerkt, welche auf dem Flügel folgende Worte trug: „Wir legen neunundneunzig Eier, und wenn wir hundert legten, so würden wir die Welt vernichten." Und eines Tages wurde derselbe Kalife gefragt: „Was hältst du von den Heuschrecken?" worauf er antwortete: „Dafs ich einen Korb voll haben möchte."

Ein Naturforscher, der in Rouen über Insecten als Nahrungsmittel einen Vortrag hielt, schlofs mit den Worten: „Wir haben bei uns Insecten, welche noch viel kräftiger und reicher an Nahrungsstoff sind als Heuschrecken. Was hält uns zurück? Was für ein Gewissen können wir uns daraus machen, gegen dieselben eine so nützliche Wiedervergeltung zu üben?" Und bei diesen Worten nahm er einige bereit gehaltene Insecten, die vom Ackerbauer am meisten gefürchtet werden und verzehrte sie unter der Äußerung: „Sie haben uns gegessen — essen wir sie."

III.

Ameisenleben.

Unsere Ameisen sind Schmarotzer; sie leben zum Theile auf Kosten anderer Thiere. In Mexico haben die Ameisen zwei Classen von Arbeitern; die eine holt Vorräthe herbei, die andere ist unthätiger, bleibt zuhause und bereitet aus den herbeigeschafften Materialien eine Art Honig als Nahrungsmittel für alle.

Unsere Ameisen haben nicht das Vermögen, sich Honig zu bereiten, aber sie halten sich Viehherden, welche den nothwendigen Honig liefern. Diese Viehherden bestehen aus Blattläusen, demüthigen Geschöpfen, die an Intelligenz den Ameisen weit nachstehen, unter dem Vergrößerungsglase sich stets fressend zeigen und die Eigenschaft haben, aus allen Arten von Pflanzen zuckerhältige Stoffe ziehen zu können. An diese Thiere hängen sich die Ameisen, wie das Kalb sich an die Kuh hängt, und ziehen ihnen den Honig heraus, was die Blattläuse geduldig ertragen. Die Ameisen tragen die Blattläuse in ihre Ameisenhaufen, pflegen deren Eier, ernähren die erwachsenen Blattläuse und haben so stets ihr Nahrungsmittel im Hause.

Die Ameisen haben aber auch Parks oder Sennhütten. Sie treiben nämlich die Blattläuse auf einen Platz zusammen und umschließen diese sammt ihren Nahrungspflanzen. Von Zeit zu Zeit erscheinen dann die Ameisen in diesen Parks, um zu melken; sie tragen selbst ihre Kinder dahin, um ihnen hier süße Nahrung zu verabreichen. Die Blattläuse genießen dadurch den Vortheil, gegen ihre Feinde geschützt und vertheidigt zu werden. Wehe dem Blattlauslöwen, der es wagen würde, in den Stall der Ameisen vorzudringen; er würde nicht mit dem Leben davonkommen.

Die Ameisen haben aber auch ihre Diener, oder vielmehr ihre Sclaven. Der Naturforscher Huber in Genf bemerkte einmal auf einem Spaziergange eine auf einem Marsche begriffene Menge röthlicher Ameisen. Rottenführer liefen geschäftig hin und her, den Zug in Ordnung zu halten. Sie marschierten eine halbe Stunde lang und kamen endlich vor einen Ameisenhaufen, der von kleinen, schwarzen Ameisen bewohnt wurde. An den Thoren der Stadt entspann sich ein Kampf. Die meisten der Angegriffenen entflohen mit ihren Kindern. Die Angreifenden drangen in die Wohnungen ein und erschienen bald wieder mit den Kindern der Schwarzen und nun schlugen sie den Rückweg ein. Zuhause angekommen, wurden sie von einer schwarzen Bevölkerung empfangen, welche ihnen die Kinder ihres Stammes abnahm und in das Innere trug.

Hier war also eine doppelte Bevölkerung in einer Stadt: Rothe und Schwarze, die zusammen in Frieden lebten. Der Naturforscher Huber sah bald, dass die Rothen die Herren, die Schwarzen die Sclaven, die Heloten waren. Die Rothen arbeiteten nichts; sie zogen nur zu Zeiten auf Raub, um schwarze Kinder heimzubringen, wie die Negerhändler Negerkinder raubten. Die Schwarzen verrichteten alle Arbeiten, sie bedienten und ernährten die Rothen, denen sie die Nahrung in den Mund steckten. Doch ist das Verhältnis zwischen Rothen und Schwarzen keineswegs das, wie es ehedem zwischen Spartanern und Heloten bestand; da gibt es keine Revolution, keinen Sclavenkrieg; sie leben in vollkommenster Harmonie.

Obwohl die Schwarzen die Sclaven sind, so behaupten sie doch, wie aus weiteren Beobachtungen hervorgeht, eine moralische Autorität, welcher die Rothen sich beugen müssen. Will eine rothe Ameise einen unnützen Gang ins Freie machen, gleich ist eine schwarze da, welche es verbietet. Wollen diese rothen Krieger im Corps einen Ausflug machen, so werden diese von den Schwarzen daran gehindert, wenn diesen ein Gewitter zu nahen scheint oder der Tag zu weit vorgerückt ist. Und kommen sie von einer kriegerischen Expedition ohne schwarze Kinder zurück, so verwehren ihnen die Schwarzen den Eingang und eifern sie zu neuem Kampfe an. Feiglinge werden auch wohl beim Kragen gepackt und zum neuen Feldzug gezwungen.

Diese interessanten Thatsachen erregen gerechterweise unser Erstaunen.

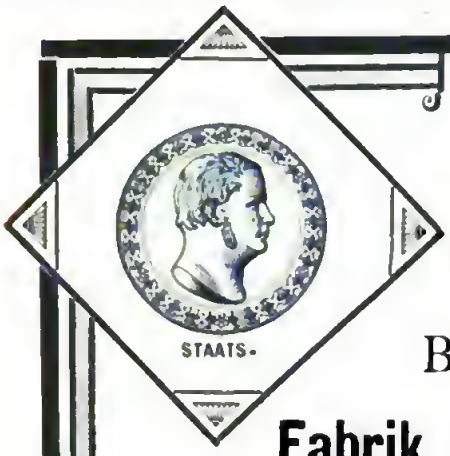
Wie mag dies sonderbare Sclavenverhältnis, wie diese moralische Überlegenheit der Sclaven über ihre Herren entstanden sein? Wer kann es wissen, welche Revolutionen, welche physischen und moralischen Veränderungen die Ameisen im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht haben!

Michelet beobachtete einmal einen Bürgerkrieg der Ameisen und gibt im einundzwanzigsten Capitel seines Buches über die Insecten eine anschauliche Beschreibung davon. Er ließ sich einst ein großes Stück Rasen aus dem Walde bringen, der mit Holzstückchen, Fichtennadeln und kleinen dornenartigen Blättchen untermischt war. Drin lebten flinke Bewohner in großer Menge, die ihre Arbeiten ungestört fortsetzten. Dieses Rasenstück wurde in die Nähe eines Apfelbaumes gelegt, der von Blattläusen bedeckt war. Von diesen hatten bereits kleine schwarze Ameisen Besitz ergriffen, die ihre Wohnungen nicht mit Holzstückchen aufbauen, sondern mit Maurerarbeit, indem sie mit ihrem Speichel und ihrer Ameisensäure die Erde aneinanderkitten. Sie hatten an den Wurzeln des Apfelbaumes ihre unterirdische Stadt gebaut.

Einige dieser schwarzen Maurerameisen kamen den meist größeren Waldameisen, den mit langen Beinen versehenen Zimmerleuten in den Weg, wurden als Spione angesehen und getödtet. Kurze Zeit nachher waren die schwarzen Ameisen von dieser Unthat benachrichtigt und die Ausgänge ihrer Stadt ergossen nun eine Unzahl derselben, die in Colonnen auf ihren Feinde losrückten. Der Kampf begann. Die Einheimischen entwickelten eine Geschicklichkeit, welche die Zuschauer erstaunen machte. Je sechs ergriffen eine große Ameise, hielten die Beine der Feindin fest, zwei andere sprangen auf den Rücken derselben und hielten die Fühlhörner fest, worauf wieder andere die wehrlos gemachte Feindin tödten konnten. In dieser Weise wurden zwar nur wenige Waldameisen getödtet, aber die anderen schienen ganz sinnlos geworden zu sein, rannten verzweifelt umher, stürzten sich wohl mitten in die Feinde hinein, um unterzugehen.

Als die Niederlage der Großen entschieden war, stürzten die Sieger, die für ihren Herd gekämpft hatten, in die Wohnungen der Besiegten, um sich der Kinder derselben zu bemächtigen. Allein vier zusammen waren zu schwach, um eine einzige Puppe von der Stelle zu bewegen. Diese Puppen, gewöhnlich Eier genannt, sind kleine, ausgebildete Ameisen, die ringsum eingehüllt sind von einem feinen und weichen Schleier, um hier einen Process der Härtung und Färbung durchzumachen. Diese jungen Ameisen fühlen in ihrem Wickelbande jeden Wechsel der Temperatur; ein Grad mehr oder weniger ist für sie Leben oder Tod. Daher erklärt sich die außerordentliche Sorgfalt, welche die Wärterinnen für sie hegen, welche dieselben unablässig in den Stockwerken ihrer Wohnungen auf- und abwärts tragen. Von diesen Wickelkindern nun zerrten die Sieger die äußere Hülle herunter und dann trugen sie die nackten Kleinen ihren Jungen zum Fraße zu.

Damit war der Ameisenkrieg beendet.



Vielfach patentirt. Zehnm

Fernsprecher VII, 1063

G. FUHRMA

Kunstschlossermeister

BERLIN SO., Köpenickerst

Fabrik pat. Geldschränke neuest

Kunstschlosserei mit Dampf

Die Fabrik empfiehlt: **Fuhrmann's neueste Geldschrank**

aus stärkstem Material, anerkannt bestes

Absolut feuer-, fall- und einbruchssichere Geld-, Bücher-, Documentea- und Si einem Stück gebogen glatt und fugenlos mit inneren Verstärkungs-Winkel, Sch Thürrahmen. Constructionselsen; grösster Schutz gegen gewaltsames Auseinanc innen völlig glatt mit halbrund gebogenen Thür-Umschweifen, absolut luftdicht Thürkanten in einen durchgehenden Falz. — Doppelte luftdicht schliessende Fe bessertes, unaufsperrbares Multiplex-Sicherheits-Schloss mit unkopirbarem Schlüs (Durch die sinnreiche Anordnung der Schlüsselführung kann bei meinem Sc in Anwendung gebracht werden.) Schlüssellöcher verdeckt, Schutz gegen vertical schliessendes extra starkes Bolzenriegelwerk im Innern der Thüre Doppel-Stahl-Panzer. — Dieses neue System bietet daher denkbar sichersten Schu

Bei jüngst stattgefundenen schweren Einbrüchen und grossen Bränden **glä** patentirte Panzer-Stahl-Kammern, Gewölbethüren, complette Safes-Anlagen, Bank-Tre eisen gebaut, auch mit patentirten Combinat.-Schlössern, **ohne** Schlüssel

Empfehle ferner:

Eiserne Werthgelasse zum Einmauern, **Cassetten, schmiedeei**

Lieferant der Kaiserl. Deutschen Reichspost, M

Illustrirte Cataloge fra

Damen,

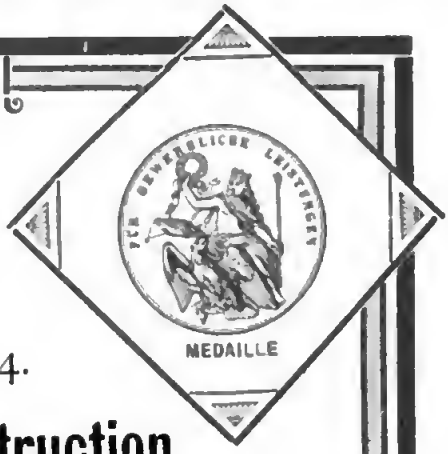
die für wirklich elegante Toiletten nach Pariser Modellen inclliniren, werden gebeten, sich an den Unterzeichneten zu wenden.

Ich liefere von 45 Mk. an eine gute Straßentoilette bei saubersier Ausführung und unter Garantie

ial prämiirt.

ANN

rasse 114.



er Construction

betrieb.

-Construction ✻ Gegründet 1871. ✻

Fabrikat.

ber-Schränke. Aussen- und Innen-Mantel aus ienen- und Bolzen-Verankerungen und neuesten terreissen. Thüren 150 mm stark, aussen und schliessend. Dichtes Eingreifen der hinteren uerfälze. — Fuhrmann's patentirtes neu verbessert, an Sicherheit, Bequemlichkeit unübertroffen. chloss kein Sperrwerkzeug irgend welcher Art Eindringen der Feuergase. Horizontal und n liegend. — Fuhrmann's undurchdringbarer tz gegen Feuer, Fall und gewaltsamen Einbruch.

nzend bewährt. — Fuhrmann's neueste sors aus eigenartigem Thürzargen-Constructions- nd Schlüssellöcher, millionfach verstellbar.

serne Copier- und Kartenpressen.

Militärbehörden, Banken etc.

aco.

Hoffmann

Pianos

neukreuzsaitig, Eisenbau, mit großter Tonfulle, in schwarz od. Nußbaum, liefert zu Fabrikpreisen unter 10jähriger Garantie, gegen Theilzahlungen monatlich Mk. 20 ohne Preiserhöhung, nach auswärts franko, Probe (Referenzen u. Katalog gratis) die **Fabrik Berlin SW. 19, Jerusalemerstr. 14.**

W.

se.

vermerkt.

arter Auflage:

S

EXIKON

tend vielen hundert
eln u. a

Kreuzer oder
. = 4 Fl. 80 Kr.
pekte gratis.

Veilchen.

Ein Gedicht von Sophie von Khuenberg.

Einſam gieng ich und traurig
Durch die lärmvollen
Breiten, glatten,
Menſchendurchwogten
Straßen der Großſtadt.
Hinweggepeitſcht
Hatte der ſcharfe Märzenwind
Tagsüber die Wolken,
Die ſo gerne raſten
Unbeweglich,
Grau und ſchwer
Am nordiſchen Himmel.
Klar und blau nun
Sah er hernieder,
Und ungewohnt
Der lieblich milden,
Beſchwichtigten Luft,
Athmete hörbar wieder
Die Lebensfreude.
Sie zitterte gotdig
In den aufſpritzenden Wellen,
Die ſchäumend emporſchlugen
An die Schaufelräder der Dampfer
Und ſchaukelnd tanzten
Um pfeilſchnelle, langgeſtreckte
Luſtige Boote.
Reizvoll
Von dem röthlich getönten
Abendhimmel
Heben die Thürme ſich ab,
Schlankgliedrig,
Mit grünlichſchillernden Kuppeln
Und blinkendem Kreuz.
Erſter Flaum des Frühlings
Auf den gepflegten
Lieblich gerundeten
Baum-Oaſen.
Am Saume des Waſſers
Und in den Gärten,
Den weithin ſich ſchmiegenden,
Vornehm ſtillen
Der wappenloſen
Geldfürſten
Der Hanſa.
Wieder zurück
Von dem helleren Bilde
Wandt' ich mich,
Den düſteren Straßen zu
Mit verdüſtertem Herzen.
Neben mir, feſtgebannt
An meine Seite
Schritt die Sorge,
Hatbjung und blaſs,
Im verſchoſſenen Regenmantel,
Fröſtelnd,
Mit eingezogenen Schultern,
Zu mir herüberblickend
Mit frechem Lächeln,
Als wolle ſie ſagen:
„Eile nicht, flieh nicht vor mir —
Ich hole dich ein!
Wir bleiben zuſammen,
Heut' und morgen
Und manchen Tag noch!
Auch des Nachts
Bleib' ich bei dir
Und will drauf achten,
Daſs ſich die Hoffnung,
Die leichtfertige Dirne,
Nicht zu dir ſchleiche im Traume
Dich zu bereden,
Daſs ſie mächtiger ſei
Als ich!
Unſcheinbar bin ich,
Doch mein Wille iſt zäh,
Und unbeugſam meine Tücke!
Entflieh mir nicht, —
Ich hole dich ein!!"
Angſtvoll,
Mit Blicken des Haſſes

Sah ich sie an,
Wie sie dicht neben mir einhergieng,
Häßlich, quälend,
Ein greifbares Gespenst,
Und müde Ohnmacht
Legte sich schwer
Auf meine Sinne . . . .
Da klang es neben mir
Von grober Frauenstimme,
Gleichgiltig halb,
Halb
In erlernter Freundlichkeit:
„Veilchen! —
Kaufen Sie Veilchen, Madame,
Ganz frische Veilchen."
Stehen blieb ich
Und nahm den Strauß,
Den vollen, düftereichen
Aus den Händen der Frau
Und gab ihr stumm,
Was sie begehrte —
Und hielt die Veilchen,
Die süßen, blauen,
Lieblingskinder des Lenzes
An mein Gesicht.
Geschlossenen Auges
Trank ich in mich
Den weichen, milden Athem,
Der mich berauschte,
Wie Sehnsuchtsgedanken,
Wie Liebesküsse
Und Wonne der Heimat!!
O, ihr Veilchen!
Zum Leben erwachende Liebe
Habt ihr geschmückt mir
Und geliebte Todte bedeckt
Und Willkommsgruß
Und Abschiedsthränen —
Alles, alles —
Habt ihr geleitet mir
Ihr süßen, lieben
Trostbringenden Veilchen! . . . .
Plötzlich,
Mich angstvoll erinnernd
Der grauen Sorge,
Mit dem frechen, grausamen Lächeln,
Blickt' ich zur Seite,
Schaudernd
Sie wieder zu finden, —
Doch sie war fort!
In der Ferne nach,
Vermengend sich
Mit dem fahlen Grau
Der letzten Häuser,
Sah ich ihren Regenmantel
Nachlässig schlottern
Um die siechе Gestalt . . . .
Ich war allein!
Allein mit dem Veilchen,
Und mir war, als stiegen sie
Von meiner Hand empor
Nach meiner Stirne
Und würden dort
Zu lichtstrahen Gedanken
Und kletterten wieder herab
In mein trauriges Herz
Und machten es mild und selig —
Und dennoch hielt ich sie
Sichtbar und fassbar
In meinen Händen
Und bedeckte sie mit stummen
Leidenschaftlichen Küssen!
Veilchen! Veilchen!

Kleine Laube.

Alte Blitzableiter.

Bei den alten Egyptern war es Brauch, den Eingang zu den Heiligthümern durch zwei hohe, festungsartig gebaute Thürme zu decken, deren Verbindung ein großes Thor, der sogenannte „Pylon“ bildete. Zur Rechten und Linken des Pylon standen zwei Obelisken und Götter- oder Königsbilder aus Stein, zwischen denen der Eintretende seinen Weg nach dem Tempel nahm. Bis zum fünfzehnten Jahrhundert v. Chr. hinauf lassen die noch vorhandenen Thurmpaare auf ihrer Vorderseite je zwei von oben nach unten hin verlaufende Rinnen erkennen, welche zweifellos zur Aufnahme von gewaltig hohen und dicken Mastbäumen bestimmt waren, da altegyptische Zeichnungen dieser Pylonthürme bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben sind, auf denen man die Mastbäume deutlich erkennen kann. Diese durch Klammern an der Mauer befestigten Bäume trugen an ihrer Spitze bunte Stoffe als Flaggenschmuck. In den einzelnen Inschriften aus den Zeiten der Ptolomäer werden die beflaggten Mastbäume, welche manchmal hundert Fuß erreichen, in sehr genauer Weise beschrieben, wobei sich die Thatsache herausstellt, dass sie nicht einfach nur zur Decoration großer Façaden dienten, sondern daneben noch eine viel wichtigere Aufgabe hatten. Denn eine Inschrift lautet: „Dies ist der große Pylonbau des Gottes von Edfu, am Hauptsitze des leuchtenden Horus. Mastbäume befinden sich paarweise an ihrem Platze, um das Ungewitter an der Himmelshöhe zu schneiden...“ Und in einer anderen Inschrift werden die Mastbäume an den Thürmen mit den Worten beschrieben: „Ihre Mastbäume aus dem Aschholze reichen bis zum Himmelsgewölbe und sind mit Kupfer des Landes beschlagen.“ Es liegt auf der Hand, dass vier mit Kupfer beschlagene, etwa hundert Fuß hohe Mastbäume, aufgestellt mit der deutlich ausgesprochenen Absicht, die Ungewitter zu „schneiden“, nichts anderes gewesen sein konnten, als Blitzableiter im großen Stile. Aber noch eine zweite Form von Blitzableitern wird in derselben Inschrift mit den Worten beschrieben: „Zwei große Obelisken prangen vor ihnen (den Mastbäumen), um das Ungewitter in der Himmelshöhe zu schneiden.“ Sehr bemerkenswert erscheint der Umstand, dass hier als Nebenzweck für die Obelisken die Ableitung des elektrischen Funkens, also seine Wirksamkeit als Blitzableiter angegeben wird. Bekanntlich laufen nun aber alle Obelisken an ihrer Spitze in eine kleine Pyramide oder das sogenannte „Pyramidion“ aus. Nach den Inschriften, die sich auf verschiedenen Obelisken eingegraben finden, wurde das Pyramidion regelmäßig mit sogenanntem Elektrongolde überzogen, das im Sonnenschein meilenweit strahlte. Es ist durch

andere Inſchriftenfunde ſehr wahrſcheinlich gemacht worden, daſs die Spitzen der Obelisken einen Überzug aus vergoldetem Kupfer, vielleicht gar aus reinem Golde trugen. Denn ein arabiſcher Schriftſteller erzählt in ſeiner Beſchreibung der damals noch reichlich aarhandenen Denkmäler in der Nähe von Kairo, daſs man auf der Spitze eines Obelisken eine kupferne Kappe über dem Pyramidion entdeckt habe, die der zur Zeit regierende Kalif herabnehmen ließ mit der Weiſung, ſie näher zu unterſuchen. Es ſtellte ſich ſehr bald heraus, daſs die Kappe nicht, wie man hoffte, aus einem Edelmetall, ſondern aus reinſtem Kupfer beſtand, das eingeſchmolzen und zur Prägung von Kupfergeld verwendet wurde. Eine vergoldete Kupferſpitze auf einer rieſengroßen Spitzſäule aus Granit ſtellte einen Blitzableiter dar, wie man ihn nicht beſſer wünſchen konnte. War es auch nicht ein Hauptzweck, den die Aufſtellung der Obelisken als Blitzableiter aar dem Tempelthurme erfüllte, ja hatten ſie doch nebenbei die wichtige Aufgabe, die Tempelbauten vor Zerſtörung durch Blitzſchlag zu ſchützen und die Beabachtung ſelber, daſs der Blitz dadurch angezogen wurde, mußte ſehr bald zur Erkenntnis der Anziehungskraft der vergoldeten Metallſpitzen auf einem ſehr hohen Gegenſtande, ſei es eine ſteinerne Säule, ſei es ein Maſtbaum, bei einem vorkommenden Gewitter führen. Es waren dies ſomit jedenfalls „Blitzableiter“ mit genau demſelben Zweck, wie unſere heutigen, dabei aber ſehr viel größer und wirkſamer, als wir ſie zu bauen pflegen!

Gott iſt barmherzig.

Der Stabsarzt Milder ſaß am Krankenlager ſeines Freundes Oswald. Monatelang ſchon wühlte und ſengte ein furchtbares Leiden im Rückenmarke dieſes Unglücklichen und ſpottete aller Bemühungen der Ärzte. Seine Qualen waren unbeſchreiblich. Von Tag zu Tag verfiel die Kraft, ein Nerv nach dem andern ſchaltete ſich aus dem elektriſchen Strome der Bewegung aus; erſt verſagten die Beine, dann überfiel die Augen eine plötzliche Schwäche, welche ſie ſtundenlang des Sehvermögens beraubten, dann fiel die Linke gelähmt an die Seite nieder, die Rechte vermochte nur noch die Finger zu regen. Und keine Erlöſung nahte. Ein hilfloſes Kind war der lebensluſtige Mann geworden, ein jammerwertes Geſchöpf, das fremde Arme heben und legen, fremde Hände nähren mußten mit Suppen und Backwerken, denn feſtere Staffe konnte er nicht mehr genießen. Dazu folterte ihn ein brennender Durſt, abwohl ihn jeder Trunk dem Erſticken nahe brachte. Dennoch verließ den Bedauernswerten der Humor ſeiner glücklichen Jahre nicht bis zu jenem Schreckenstage, als er ſeinem eintretenden Freunde frohen Willkomm bieten wollte — und die Zunge ihren Dienſt verſagte. Auf die Lippen drang nur ein unartikuliertes Gurgeln, verwarrene Laute wie die eines ſinnlos Betrunkenen. Entſetzt hielt er inne, die Augen öffneten ſich weit und ſchreckenvoll, dann löſte ſich ein wildes, entſetzliches Stöhnen aus ſeiner Bruſt und ein Weinkrampf ſchüttelte ſeinen Körper in convulſiviſchen Zuckungen. Der Stabsarzt war erbleichend an das Bett geſtürzt und ſchloſs den Freund mit blutendem Herzen in die Arme. Wie er vorausgeſehen, war Schritt für Schritt die Krankheit ihren furchtbaren Weg gegangen.

Das alſo war das Ende eines ſchönen, hoffnungsreichen Lebens! Sie waren Geſpielen in der Kindheit geweſen, hatten die Studienjahre gemeinſam verlebt und ſich als Männer wiederhalt gefunden, bis der Beruf die Freunde in derſelben Stadt vereinte. Von Jugend an ſchwächlichen Körpers, hatte Oswald den Freuden des Lebens zu wild nachgejagt, trotzig den Strapazen des Berufes geſpottet bis der abgehetzte Organismus zuſammenbrach und ſich allmählich abbröckelte, bis zu dieſem Tage, der den Armen auch des Sprechvermögens beraubte. Nach jetzt er-

gab sich Oswald mit bewundernswertem Heroismus in sein Schicksal, ohne zu verzagen.

Dr. Milder war sein Tröster. Lag er tagsüber apathisch in seinen Kissen gefoltert von verzehrenden Gluten und Erstickungsanfällen nach jedem Bissen und Trunk, so überflog ein Freudenschimmer sein durch Leiden verschöntes Gesicht, wenn Milder eintrat. Sein Auge hieng an dessen Zügen und unverwandt lauschte er den Reden des Freundes. Und dieser sprach so lange er konnte, und seine Worte zauberten Phantasiegebilde vor die Seele des Dulders, der darüber sein Laurentiusbett vergaß. Milder verstand ihn wie kein anderer; als auch er aus den mühsamen Geberden nichts mehr lesen konnte, fertigte er eine Tafel mit großen Buchstaben in bequemer Folge an und forderte den Erstaunten auf, sein Verlangen durch Bezeichnung einiger Lautfiguren erräthlich zu machen.

Das gieng eine Woche, nicht länger.

Der Geist des Gelähmten durchflog alle Gebiete seines Wissens wie seiner Erinnerung, und Milder erschauerte oft bei der Erkenntnis des klaren Bewusstseins, welches den Kranken nie verließ. So waren sie auch heute beisammen, und der Arzt mühte sich vergebens, eine im Auge des Freundes brennende Frage zu errathen. So schob er ihm denn die Tafel hin. Oswald hob mühsam den Finger, dieser tastete zitternd über die Papierfläche und glitt, ohne einen Punkt fixieren zu können, kraftlos herab. Auch das letzte Verständigungsmittel war somit verloren.

Der Kranke sah mit einem langen, trostlosen Blicke in die Augen des Freundes, ein heiseres, irres Lachen wehte um seine Lippen, dann starrte er eine Weile vor sich hin. Da brach seine Standhaftigkeit für immer. Verzweifelnd fachte er den Funken seiner verlöschenden Kraft an, die Brust hob sich gewaltig, die Wangen erglühten, die Augen flammten wie die gemarterten Wildes, und deutlich drang ein flehender Angstruf an Milders Ohr. Er lautete: „Sterben!“ Milder sprang erbleichend auf, ein unheimliches Licht glühte in seinen Augen und in seiner Erinnerung tauchten Scenen auf, Bilder aus den Lazarethen des Schlachtfeldes. Er sah die verstümmelten Söhne des unbarmherzigen Vaterlandes, wie sie sich stöhnend in Todesqualen wanden. Er war dazumal ein junger Militärarzt, das Herz voll Hingabe an seinen Beruf, voll Menschenliebe und Barmherzigkeit. Lange, bange Nächte stand er an den Schmerzenslagern, die Verwundeten tröstend, die Qualen der Sterbenden lindernd. In jenen Stunden war es, dass viele flehentlich um gewaltsame Erlösung baten und der junge Arzt fühlte sein Blut erstarren, seine Begriffe sich verwirren. Da geschah es, dass er manchem Märtyrer falschen Nationalstolzes den Schlaftrunk verschärfte, oder dass sein Operationsmesser tiefer schnitt. Und der letzte Athemzug der Sterbenden schien ihm ein Segenswunsch.

Viele Jahre waren seither verstrichen, jetzt, da sein liebster Freund neben ihm verzweifelt nach dem Tode schrie, standen jene Tage und deren Schreckensbilder wieder auf. Was er jenen Fremden mit heroischer Überwindung eines grausamen Vorurtheiles gethan, das sollte er nun seinem Freunde versagen? Voll Erbarmen hieng sein Auge an diesem, und dennoch — kalter Schweiß trat auf seine Stirne — was dem jungen Idealisten ein Werk der Nächstenliebe schien, das dünkte dem gereiften Manne ein Verbrechen. Er erschrak vor sich selbst, und in seinem Innern erhob eine Stimme die Verdammungsanklage. Schwankend zwischen quälendem Zweifel und unendlichem Mitleid eilte er von dem Krankenlager hinweg, durchstreifte mit glühender Stirne die Straßen, und in seinem Herzen rief eine Stimme: „Mörder!“ die andere: „Erlöse deinen Freund!“

Da führte ihn der Weg an einer Kirche vorbei. Aus dem Portale wankte eben ein greises Mütterchen, das Antlitz noch von der Andacht verklärt. Der Schimmer heiligen Glaubens in diesen alten Augen rührte den Doctor, einen Augenblick zauderte er, dann trat er in

den weihrauchduftenden, feierlich ſtillen Raum. Und ſein Blick fiel auf das Bild eines Büßers, der zu Gottes Füßen die Verzeihung ſeiner Vergehen erflehte. Über ihm ſchwebte in einer Wolke ſeine eigene verklärte Geſtalt im Schoße Abrahams, darunter in gothiſcher Schrift die Worte: „Gott iſt barmherzig und ſeine Liebe ohne Grenzen.“ Milder las, und mit einem Augenblicke waren ſeine Zweifel beſiegt, ein feſter Entſchluſs trat vor ſeine Seele. Was ihn als Verbrechen gequält, ſchien ihm wieder ein Liebeswerk, und der vergebungverheißende Spruch unter dem alten Gemälde gab ihm den geſtörten Frieden zurück.

Er gieng und ſeine Seele war klar und ruhig wie ſchlafendes Gewäſſer, in dem ſich der Himmel ſpiegelt. So ſtrahlte auch aus ſeinem Innern Menſchenliebe und Gottvertrauen wieder.

Noch dieſelbe Stunde ſah ihn am Lager des kranken Freundes. Mild wie ein Vater lauſchte er den Athemzügen des Schlafenden und fühlte den verrinnenden Puls, aus dem das Leben ſchied. Der letzte Seufzer ſchien ihm ein Segenswunſch. Nach einer Stunde ſchloſs er dem Todten die Augen, küſste ſeine Stirne, und gegen Thränen kämpfend flüſterte er: „Gott iſt barmherzig und ſeine Liebe ohne Grenzen.“

Hans Fraungruber.

Poetenwinkel.

Beim Kunſtmäcen.

Jüngſt erſt lud man mich zu Tiſche
Bei dem reichen Banquier Meyer,
Und wir ſpeisten wie die Prinzen,
Alles, was nur fein und theuer.

Nicht allein nur unſ'ren Mägen
Gab der Hausherr Freudenfeſte,
Speiste noch mit Kunſtgenüſſen
Auch die Augen ſeiner Gäſte.

Und als Krone ſeiner Schätze
Zeigte er mit Sammterſtolze
Einen Gabriel Max'ſchen Chriſtus,
Ausgeſtreckt am Marterholze.

Und erzählte, wie viel tauſend
Thaler Wert das Bild bedeute,
Wie viel Freude ſeinem Kunſtſinn
Täglich der Beſitz bereite.

Wie im Anſchaun dieſes Werkes
Zeit und Ort ihm ganz entſchwänden —
Doch da ſtürzt herbei ein Diener,
Coursberichte in den Händen.

Und ſchon nahte auch ein zweiter,
Wuſst' von einer Baiſſe zu melden,
Und bald boten, kauften, feilſchten
Insgeſammt die Börſenhelden.

Mit den wichtigſten Depeſchen
Kamen Galopins gelaufen,
Hausherr und die Gäſte dachten
Nur ans Kaufen und Verkaufen.

Unbeachtet hieng am Kreuze
Dort der Heiland unterdeſſen,
Über Geld und Wertpapieren
Waren Gott und Kunſt vergeſſen.

Jenny von Reuß-Goernes.

Sonett.

Vermag ich wohl in Worte einzuzwängen,
Was überquellend meine Bruſt empfindet
Und mich unlösbar, ewig dir verbindet,
Zu dir mich zieht in mächtig heißem Drängen?

Die ganze Welt verſtandſt du einzuengen
In ein Gefühl, das du in mir entzündet,
Und wenn mein Mund dir's jubelnd nicht verkündet,
So muſs es mir das volle Herz zerſprengen:

Du biſt mein Freund, den zärtlich ich umfange,
Du biſt mein Glück, nach dem ich heiß verlange,
Und meiner Sehnſucht Ziel biſt du allein!

Du biſt mein Gott! — ſieh mich zu deinen Füßen,
Miſshandle mich! ich will dafür dich küſſen
Und dein Geſchöpf, ganz deine Sclavin ſein!

Jenny von Reuß-Goernes.

Die Braut.

I.

Nun bin ich Braut; ein neues Leben
Blüht auf im Herzen mir,
Du biſt mein Glück, mein ganzes Streben,
Herzliebſter, gilt nur dir.

Laſs tief mich in dein Auge ſchauen
Und küſſen deinen Mund,
Im Kuſſe will ich dir vertrauen,
Was mich bewegt zur Stund!

II.

Und als er heut' am Morgen kam
Und brachte junge Rosen,
Wie sanft er in den Arm mich nahm,
Wie süß sein zärtlich Kosen!

Und einen Ring von rothem Gold
Steckt' er an meinen Finger —
Mein Kleinod du, mein Liebessold,
Mein lichter Freudenbringer!

Es sang die Nachtigall im Baum
Heut Nacht zur späten Stunde,
Ihr Lied erklang in meinem Traum
Mit süßem Wort aus seinem Munde:

„Mein holdes Lieb, meine süße Braut,
Bald ruhest du bei mir geborgen ....“
Die Wimper war mir noch bethaut
Vor Glück und Wonne frisch am Morgen.

III.

Wenn immer ich jetzt zur Messe geh'
Und hell ertönen die Glocken,
Ist mir so wohl, ist mir so weh,
Möcht' weinen ich und auch frohlocken.

Ich denk' des Tags, da zum letztenmal
Ich trete in diese Hallen,
Wo er mich führt aus dem Heimatsthal,
Von den Eltern fort, von den Freundinnen allen.

Wie schlägt mein Herz! Mein Auge ist wund
Vom Schauen in die Ferne,
Nun muss er kommen – es schlägt die Stund',
Die ich ersehnt so gerne.

Geschwister und Eltern, lasst mich allein —
Schon hör' ich das Rollen der Wagen —
Bevor ich ewig sein, er mein,
Noch muss ich ein Wörtlein ihm sagen.

Halt' fest mich Liebster in deinem Arm,
Mir bebt das Herz, mir zittern die Füße,
Wie ist der Tag so wonnig und warm,
Wie sendet der Himmel so feurige Grüße!

Nun läuten die Glocken! Ein jeder Schlag
Dringt echoerweckend mir zum Herzen.
Geliebter, dir dank ich diesen Tag
Mit tausend Freuden und tausend Schmerzen.

Joh. Alboth.

Der Mutter Reichthum.

Du sagst, es komme deiner Mama
An Schönheit keine andre gleich,
Weil sie an funkelnden Juwelen
Und an Geschmeide überreich.

Weil sie mit Spielzeug dich erfreute,
Als Kind dir eine Bonne hielt,
Und als du größer bist geworden,
Dir jeden Wunsch mit Gold gestillt.

Und dennoch war die meine reicher
Und schöner selbst im schlichten Kleid,
Denn meine Mama war mir Mutter,
Theilnehmend stets in Freud und Leid.

Sie saß an meinem Krankenlager
Voll Angst und Sorge manche Nacht,
Und für mein geistiges Gedeihen
War sie — nur sie allein bedacht.

Ihr Reichthum war die Mutterliebe,
Die tief in ihrem Herzen lag;
Darum hat sie zu Gott gebetet
Für mich, ihr Kind, an jedem Tag.

Franz Tiefenbacher.

Legende.

Ein Büblein mit dem Vater gieng
Durchs Kornfeld, das voll Ähren hieng:
„Warum nur Gott, der alles kann,
Auf Halmen, hoch fast wie ein Mann,
Die einzige Ähre wachsen lässt?
Der grüne Halm ist zäh und fest,
Der trüg' leicht zwanzig Ähren wohl;
Uns stünden dann die Scheunen voll!“
Und in des Büblein klug Gesicht
Der Vater freundlich schaut und spricht:
„„Ja Kind, vor langer langer Zeit
War's wirklich so, und besser weit
Als jetzt, erzählte mir der Ahn';
Das Kornfeld nährte seinen Mann,
Da trug von unten bis hinauf
Der Halm die Ähren all zu Hauf.
Der Mensch jedoch im Übermuth
Vergeudete das edle Gut:
Streut' auf die Straßen ganze Garben,
Und ließ die Armuth grausam darben.
Das weckt' des lieben Herrgotts Zorn.
Geht ihr so um mit meinem Korn?
Für diese Hoffart weiß ich Rath!
Und wie er so gesprochen hat,
Von unten einen Halm er greift,
Davon er jede Ähr' abstreift.
Und üb'rall, auf der ganzen Welt,
Zugleich vom Halm die Ähre fällt. —
Zum Glück kam um die Stund genau
Des Weges unsre liebe Frau:
„Was treibst du da, mein Sohn im Zorn?“
„Die Ähren streif ich ab vom Korn.“
Der Herr in voller Arbeit spricht,
„Die Menschen, sie verdienen's nicht!
Für ihre Rösser bleib' das Stroh,
Am Korn jedoch straf' ich sie so!“
„Um Gotteswillen, Herr, halt' ein!
Fängt Mutter Gottes an zu schrei'n,
Und ihre Hand deckt mild behende

Die Ähre an des Halmes Ende.
„Was wird aus all den Vögelein,
Wenn keine Körner mehr gedeih'n?“
„Die Vögtein?“ — sprach der Herr — „'s
ist wahr!“
Ließ unberühret ganz und gar
Die einz'ge, letzte Ähre steh'n. —
Die kann man heut' am Korn noch seh'n.

G. v. S.

Die Frau auf der Pferdebahn.

Die Frau auf der Pferdebahn schildert ein Beobachter, wie er behauptet, nach „eingehenden Studien“, indem er schreibt: „Unstreitig sind die Frauen Engel, aber niemals finden sie sofort ihr Geldtäschchen, wenn sie die Fahrkarten bezahlen wollen; selbst wenn sie es in der Hand haben, suchen sie es noch in den Kleidertaschen, welche sie natürlich in ihren faltigen Kleidern ebenfalls nicht sofort finden. Es ist ein entzückender Anblick, einen schönen Engel in den Wolken seiner Hülle nach seiner Tasche suchen zu sehen; da werden Wolken rechts geschoben, Wolken links geschoben, Wolken hinab geschoben — endlich fährt die feine Hand in die Tasche u. s. w. Dabei neigt sich das hübsche Köpfchen, und von der kleinen Aufregung malt sich liebliche Röthe auf den Wangen. Ist der Engel schon etwas beleibter, dann furchet sich wohl auch die Stirne ....., es ist ein entzückender Anblick, Zeuge zu sein dieser holden Verwirrtheit. Unstreitig sind die Frauen Engel — aber selbst wenn sie ihr Geldtäschchen schon offen haben, finden sie noch immer nicht das Fach mit der nöthigen Münze. Zu diesem Behufe haben die Engel gewöhnlich sehr kleine Geldtäschchen, welche aber ebensoviele Irrfächer haben, als ein niedliches weibliches Herzchen. Da stecken zusammengefaltet Zettel, Marken von Färbern und Sonnenschirmmachern, hie und da auch, sorgfältig in Papier gewickelt, der Zeuge eines kleinen Aberglaubens: ein vierblätteriges Kleeblatt, ein Hufnagel, auch eine Denkmünze und Gott weiß was noch. Endlich ist bezahlt, die Fahrkarte erworben, nach neuerlichem Wolkenschieben das Geldtäschchen in die den Taschendieben so zugängliche, der Eignerin stets so unerfindliche Tasche gesteckt — und nun sitzt der Engel in holder Unbefangenheit da, die Händchen übereinandergelegt — ein Bild des Friedens und der Behaglichkeit. Das ist nun zum Entzücken gar! Da kommt der Controleur .... Unstreitig sind die Frauen die Krone der Schöpfung, aber wenn der Controleur kommt, dann gerathen sie in fürchterliche Aufregung. Erst bemerken sie lange nichts, wenn der Mann aber endlich von ihnen erblickt wird und er sein: „Bitte, die Fahrkarte“, geleiert und der Engel, aus seinen himmlischen Träumen aufwachend, begriffen hat, um was es sich handelt — dann, ja dann ist es ein schrecklicher Anblick! Ein Suchen, Hasten und Tasten beginnt, das sinnverwirrend für den Zuschauer ist. Wieder werden die Wolken geschoben — das Schnupftuch kommt auch noch dazwischen — die Fächer des Geldtäschchens werden durchsucht ... aber die Karte ist nicht da! Was nun losbricht, das verhält sich zu dem vorigen Hasten wie der Sturm zum Lüftchen; es ist ein Stürmen, ein Jagen, ein Hetzen, ein Wirbelwind der eisrigsten Suche. War der holde Engel früher verführerisch — ach, jetzt ist er unwiderstehlich, sinnbestrickend! Die Suche macht dreimal den Weg um den ganzen zierlichen Leib, der dabei nach einander eine Reihe classischer Stellungen einnimmt: dreimal geht es durch die Wolken in die Tasche und dreimal in das Täschchen — endlich steckt die Karte doch in einem der Vexierfächer des ebenso zierlich geputzten als unpraktischen Geldtäschchens. Mit welcher Anmuth, welcher holdverschämten Gelassenheit, welche sagen will: „Ach, ich wusst' es ja, ich habe ja stets alles bei der Hand“, nun die „verflixte“ Karte dem Controleur gereicht wird .... nein, noch wird ein Versuch gemacht, die Karte auseinander zu falten; die unvermeidlichen Handschuhe machen dies jedoch unmöglich und der Revisor ist so galant, das selbst zu besorgen. Aber wenn die Karte endlich zurückgegeben, das Geldtäschchen wieder eingesteckt ist,

dann strahlt wieder der Himmel rein und in heiterer Klarheit. Dieses Spiel mit der Fahrkarte ist nur das einfache, das bürgerliche Lustspiel. Wenn erst noch ein Korb oder Körbchen hinzukommt, in welchem tausend Dinge stecken, natürlich auch das Taschentuch und das Geldtäschchen — wenn dieses Körbchen noch einen recht umständlichen Verschluss hat, bei dem es zu drehen, zu nesteln, zu stecken, zu heben gibt: dann wird das bürgerliche Lustspiel zum Intriguenstück. Der Korb, seine Riemchen, Schlösschen, Oesen, sein Deckel, im Innern seine tausend Abgründe und karsthöhlenartigen Schlupfwinkel und Irrgänge, in denen das Geldtäschchen und die Fahrkarte gesucht werden, wirkt wie die Bühne mit zehn Thüren, bei denen die Rennpossenpersonen aus- und einlaufen und sich Schabernack über Schabernack spielen."

Kochrecept zur Zubereitung eines guten Ehegatten.

Von Kowy.*)

Unsere hochverehrten Wiener Damen bilden sich mitunter sehr viel auf ihre Kochkunst ein, und mit Recht. Denn die Wiener Küche steht auf einer hohen Stufe und die liebenswürdigen Wienerinnen bringen der Sache entweder großes Interesse entgegen, oder üben sogar selbstthätig beim Kochen ihre Meisterschaft aus.

Sie verstehen es, ein Menu zusammenzustellen, dass uns der Mund wässert. Sie verstehen es, die kräftigsten, seelenstärkenden Suppen, die saftigsten, innigst empfundenen Braten, die herrlichsten Gedichte von Mehlspeisen zu componieren — aber — auf die Zubereitung eines guten Ehegatten — versteht sich leider die Zehnte nicht.

Beweis dessen die zahllosen Klagen über die Ehemänner. Zum Beispiel: „O Gott, aus meinem Mann ist nicht leicht was herauszubringen, der ist gar zäh!"

„Zäh? Freilich ist er zäh, weil es die Frau leider nicht versteht, ihn mürbe zu machen."

„Ui je", sagt eine zweite, „mein Mann ist ein Hartgesottener!"

„Und der Meinige sogar manchmal roh!" — (Also offenbar englisch gebraten.)

„Und der Meinige ist mitunter ganz unverdaulich!"

„Dem Meinigen gegenüber darf ich auch nicht mit der kleinsten Nothlüge kommen, denn er glaubt sie mir nicht — das ist gar ein Geriebener, der!"

Es ist somit meine Behauptung, dass es viele Frauen gibt, welche sich auf die Zubereitung eines guten Ehegatten nicht verstehen, hinlänglich bewiesen — und ich will mir daher gestatten, diesbezüglich einige Grundregeln aus meinem bewährten Kochbuche zum besten zu geben.

1. Um einen guten Mann zu erhalten, darf man absolut nicht auf den Markt gehen, sondern man muss warten, bis, sowie das Fleisch durch den Fleischer, die Kipfeln durch den Bäcker, ein Bräutigam durch den Zufall ins Haus gebracht wird.

2. Wenn man ihn dann im Hause hat, heißt es, gleich an die Arbeit gehen, nicht etwa, dass man es sich einfallen lässt, ihn einstweilen aufs Eis zu legen, denn da kühlt er aus.

3. Diejenige Dame, die vielleicht überhaupt keinen rechten Löffel zu dieser Kocherei besitzt, die soll es lieber ganz stehen lassen.

4. Eine weitere Regel lautet: Der Mann muss bei seiner Zubereitung vor allem anderen an den häuslichen Herd gewöhnt werden.

5. Ferner: Als Köchin hat einzig und allein nur die Frau zu fungieren — sie darf sich nicht etwa von einem sogenannten Extramädel ins Handwerk pfuschen lassen, denn da kommt meistens „ein Pantsch" heraus.

*) Kowys Wiener Vortragsabende. (Wien. Daberkow. 1893.)

Zuerſt wird alſo das Feuer angefacht, und zwar durch den Blasbalg der Liebenswürdigkeit. — Jedoch hüte man ſich vor einem zu jähen Feuer, ſonſt brennt er an.

Nun hat man ans Zuſetzen zu denken. Vorher kann man ihn „einpanieren“ in Liebkoſungen und Aufmerkſamkeiten, oder marinieren in Selbſtverleugnung und Sanftmuth, dann wird die Geſchichte ein wenig papriciert durch kleine Schalkereien, geſalzen mit harmloſen Scherzen und durch eine handvoll Koketterie pikant gemacht.

Derartige Gewürze, mäßig gebraucht, können überhaupt nicht ſchaden.

Hat der Mann gegenüber ſeiner ehelichen Köchin einen Wunſch — ja nicht ſofort gewähren, ſondern lieber eine Weile „dunſten laſſen“, ohne aber eine „lange Sauce“ darüber zu machen. Verlangt hingegen der Mann etwa gar Unmögliches, ſo muſs er „geſtaubt“ oder „abgetrieben“ werden.

Will die Frau von ihrem Manne etwas erreichen, ſei's denn einen größeren Geldbetrag für ein neues Seidenkleid, ſo muß das ſehr behutſam ausgekocht werden. Wenn man auch weiß, daſs die Brieftaſche des Mannes gut „geſpickt“ iſt, darf man das „Henderl“ trotz dem nicht gleich heiß abbrühen oder mir nichts dir nichts „rupfen“ — denn wenn er auf dieſe Weiſe „abgeſotten“ wird, ſo kann es leicht ſein, daſs er zu ſprudeln und zu ſchäumen anfängt. – Vielleicht gibt ſich die Schwiegermama ein' — Kren und gibt ihren „Senf“ dazu — und aus den erhofften „Goldrüben“ fürs neue Seidenkleid wird a „Schmarrn“ daraus.

Um ſich keine derartige „Suppe einzubrocken“, muſs man den Gatten ſucceſſive weich kochen.

Will man Geld aus dem Mann herausbringen, ſo denke man ſich, er wäre ein Mohnſtrudel. — Ein Strudelteig wird ja auch behutſam und nach und nach ausgezogen.

Ich erlaube mir nun die ergebenſte Frage zu ſtellen: Was würde aus einem Manne, der auf ſolche Weiſe zubereitet wird?

Gewiſs ein köſtlicher Braten, der jeder Dame munden müſste.

Mürbe geklopft mit dem Fleiſchhammer der weiblichen Zärtlichkeit.

Geſpickt mit den beſten der männlichen Eigenſchaften.

Gewürzt mit Witz, Satire und Humor.

Übergoſſen mit der warm empfundenen Sauce liebenswürdiger Nachgiebigkeit.

Und garniert mit all den köſtlichen Zuthaten männlicher Tugend, als da ſind: Charakterfeſtigkeit und Herzensgüte — Treue und Anhänglichkeit — Langmuth und Unverdroſſenheit — Nachſicht und Opferwilligkeit — Galanterie gegen Damen und vor allem mit ſehr viel Lammsgeduld.

Ein auf ſolche Weiſe genießbar gemachter Mann kann an der Tafel der feinſtſchmeckenden Damen ſerviert werden — es wird gewiſs jede gerne zugreifen.

Jede wird ſofort Geſchmack daran finden und ſicher ſchließlich ausrufen: „Delicat!“

Die roth Federn.

A Gſchichtl va da ſteiriſchn Olm.

Die Kaulnbocher Baurn hobn olle Johr in Egidi-Tog af da Olm eahnern Viechmorkt. Nau, do kemens holt oll zſom, die Baurn, die Bäurinnen, die Knecht und d Mentſcha, d Holder und d Hulzleut von ounbn und untn, nau, und Küah und Ochſn und Kälber gibbs ah, ba den Viechmorkt.

Aſ an ſchön broadn Onga wird er obgholtn, und do ſein Stand aufgricht't, Kromaſtand, Lezeltnaſtand, Schuaſter und Hnadera ſein do, Zweſchbnkroma, Trinkhütn — kurzum, a ferma Kiata.

Der Ulrich-Wirt z Knulnboch lost za den Viechmorkt olli Johr a por Fasser Äpfelmouſt auffiwolgn aſ d Olm, a Bretahütn aufrichtn und ſchenkt — Wein aus. Wan d Sun recht worm ſcheint und d Leut ſchwitzn und durſti wern, do hot er an guatn Wein der Ulrich-Wirt; wan ſ u ohni Durſt trinkn, do ſogns, as war an Äpfelmouſt.

Und amol, do is der Ulrich-Wirt wieder oubn aſ der Olm in ſeina Weinhütn, mocht ſih gſchaffti und aſ ſei Kappel hot er a lonki, krumpi, brinnrothi Federn aufgſteckt. Ob er an Paradeisvougl in Schwonz ausgriffn hät? ſchreit da Huadera übera va ſein Stoud. Der Ulrich-Wirt ſchupft d Ochſel: „Dabormſt ma, Huadera, wanſt nit amol woaßt, wos a rothi Federn bedeut't, heintzutog!“ Weil's in Ochtavierzga-Johr is gwen, und d Freiheit! Daſs der Ulrich-Wirt a Monn der Freiheit is, d ä s bedeut't die brinnrothi Federn aſ ſein Kappel.

Ober ehs nouh d Leut recht zſomkemen aufn Viechmorkt, ſchiabb (eilt) da Roglſchmied-Haſchtl daher, draht ſih a pormol in da Weinhütn um und um, und ſteantſchlt (flüſtert) in Ulrich-Wirt ins Ohrwaſchl: „Du Schwoga, dei Federn reiß dar aus, dei rothi, von Kappel thua's owa. Ih hon's ghört, wia ſih d Leut untn in Dorf zſomgredt hobn, ba da rothn Federn ſauffadns heunt nix, da Rothfederadi war a Neumoudiſcher und a Spitzbua, wer den a Glaſl Gſüff ohkaffad.“

Sapperadih! denkt eahm der Ulrich-Wirt, vorn Gſchäft muaß d Freiheit zrugg-ſtehn! Und reißt d Federn von Kappel.

Daweil hobn weiter umi (hinüber) übern Ouga die Kromerleut auspockt, und ganz ban Egg entn, grod unta da Wettaſeichtn hot da Hirſchn-Wirt va Kirchleitn ſei Wirtshaus aufgricht't. Däs racht in Ulrich-Wirt in d Noſn, ſchon damaſch racht's eahm auffi. Zwoa Wirtshäuſer aſ der Olm, is um oans zviel, s Recht hot da Ulrich-Wirt alloan und aſ der Olm gilts nouh nit, d Freiheit.

Weils ober an ohdrahta Strick is, der Ulrich-Wirt, ja ſtupft er in Roglſchmied mitn Elbogn und ſteantſchlt: „Du Haſchtl, woaßt w o s? A Moß zohl ih. Do hoſt die roth Federn, geh umi zan Hirſchn-Wirt und henk eahms on; der is dumm gnua, daſs er eahms aſn Huat ſteckt.“

„Gilt ſcha, Schwoga“, ſogg da Roglſchmied, „däs bring ih zwegn“. Pockt die roth Federn und huſcht durch Leut und Viech durchi bis za da Wettaſeichtn umi.

Da Hirſchn-Wirt kennt in Roglſchmied va da Schul her und gfreutn, daſs er heint a Seidl ban eahm trinkt. „An Guatn hoſt!“ ſogg da Roglſchmied, „der mocht a lindi Gurgl zan joudln. Konſt nouh? Woaßt, wia mar als Schulbuabn aſn Pforra-Kougl oubn gſungen und gjuchazt hobn? Geh, probier ma's, leicht geht's heint ah nouh!“ D Händ legns oanonder um an Hols und in „Feſtzſomdrahtn“ joudlns, daſs s nar olls hollat owi in Grobn. Jo, und daweil da Roglſchmied ſein Orm um an ondern ſei Guack legg, woaß es eahm die roth Federn aſn Huat zſteckn, ohni daſs s da Hirſchn-Wirt wohrnimbb. Und gleih drauf moant er, umſchaun müad er ſih aſn Morkt, a Kolmkua wult er kaffn. Und loanlt weiter und locht ſih hoamler in Kroupf vul.

Und hiaz, wia die Baurn ſehn, da Hirſchn-Wirt hot a rothi Federn aſn Huat, drahn ſie ſih ſtad weck va ſeiner Hütn, mit an Neumoudiſchn wöllns nix zthoan hobn. Und ziachn ſih umi zan Ulrich-Wirt, der in da Gſchwindigkeit nit amol gnua Gläſer hot. Sechs Händ kunt er brauchn zan Einſchenkn. Und dabei ſchiaglt (ſchielt) er umi gegn au Hirſchn-Wirt unta da Wetta-Feichtn, wia daſelbi gonz alloan doſteht mit da loukn krumpn brinnrothn Federn aſn Huat, und nit woaß, wos däs bedeutn ſull, daß aſ oanmol olls von eahm weck und in Ulrich-Wirt zuarennt.

Aſ oamol hört ma von Wold auffer a Klaranet und a Woldhörndl ludlazn (trillern) und a gonza Schonk Houdwerchsburſchn va Luibn auffa, kimbb daher, oana luſtiger und bumlwitziger wia der ondri, weil Blow-Monter is.

„Hallo!“ ſchreins, wias in Wirt mit da rothn Federn ſechn. „Sogor oana va da Freiheit is do herobu af der Olm. Vivat! bei dem kehrn mar ein!“ — Und na zuwi oll mitanond unter d Wetta-Feichtn, und „Wein her! Wein her! Freiheitsheld, fullſt lebn. Vivat!“ Und hebn enk a Gſpuſi und a Luſtigkeit on, und ſingen und muſiziern, daſs ſcha hell zan Durchgehn is va lauta Freud.

Die Baurn hörn va weitn aweil a ſou zua, aſtn ſchleichns noch und noch daher von olln Seitn und ſchaun eahna den Gſpoaß on und loſſu eahner ah wos einſchenkn ba da Wetta-Feichtn. Won er ah die roth Federn aufhot, da Hirſch, ſei Wein is douh guat! Und hiaz wern in Hirſchn-Wirt die Gläſer zwenk und d Händ ah, nnd der Ulrich-Wirt ſelm entn ſteht alloan und ſchaut aſs Wetta-Feichtn-Wirtshaus umi und as wirdn gonz übel va lauta Giſt und Goll. Und wia n da wildi Zorn ins Hirn ſteigg, ſpringg er aſn Tiſch und ſchreit übri: „Do her, do her, do is da Freiheitmonn, mein ghört die roth Federn, und nit in Hirſchn, mein ghörts, ih bin da Freiheitmonn, do kemmbs her!“ — Mitn Fuaß ſtrompſt er, do bricht da Tiſch ein und der Ulrich-Wirt blumſt owi.

Da Noglſchmid hilftn wul gſchwind wieder af d Höch, kon's oba nit loſſn, aſs ſchöni Sprichwort onzſpieln: „Wer an Ondern a Gruabn grobb“ – na, wiſst's as jo eh.

„Höllſaggra“, du Folſcha!“ fluachtn der Ulrich-Wirt zua, „frei a Fouzn (Ohrfeige) möicht ih da gebn!“

„Gib da ſelber oani, Schwoga“, ſogg da Noglſchmied, „ih hon ausgricht't, wos d ma du gſchofft hoſt. Heint kimbb da neambb meh. Pock liaber zſom, aſtn gehn mar ollzwen zan Feichtn-Wirtshaus umi und holtn ah mit.“

Luſtige Zeitung.

Eines nach dem andern. Tante: „Liebe Elli, du wirſt dich doch ohne Zweifel für die brennende Angelegenheit unſeres Geſchlechtes — für die Frauenfrage intereſſieren?“ — Elli: „Verzeih liebe Tante, für den Augenblick beſchäftigt mich noch die Männerfrage!“

Eine engliſche Wahlgeſchichte. Oberſt Cheſter Maſter, der unioniſtiſche Candidat für Birmingham, vertheidigte ſich gegen den Vorwurf, er ſei für die Prügelſtrafe im Heere u. ſ. w. mit der Bemerkung: „Ich bin oft geprügelt worden in der Schule und einmal ſogar dafür, daſs ich die Wahrheit geſagt hatte!“ — „Und das hat Sie gründlich curiert!“ rief ein Radicaler dazwiſchen.

Im Eifer. Geheimpoliziſt: „... Ihr Verdacht gegen Ihren Caſſierer beſtätigt ſich, wie mir ſcheint, nicht; ich glaub, Sie können ſeiner Ehrlichkeit wegen ruhig ſein. Er treibt keinerlei Aufwand, lebt allerdings anſtändig ...!“ — Principal (ihn unterbrechend): „Ja, aber ... das iſt es ja eben; — von dem Gehalt, das ich ihm gebe, kann er abſolut nicht anſtändig leben!“

Macht der Gewohnheit. Profeſſor der Botanik: „Was ſchließen nun alles die Blumenblätter ein, Elli?“ — Die Gefragte ſchweigt. — Profeſſor: „Nun? Nehmen Sie doch einmal Ihr Exemplar, pflücken Sie die einzelnen Blumenblätter ab und ſehen Sie zu, was ſich dann herausſtellt!“ — Elli (zupft die Blättchen ab und haucht erröthend): „Er liebt mich!“

Bedenklich. Recrut: „Ich bitte um Urlaub für heute; meine beiden Schweſtern kommen mich beſuchen!“ — Feldwebel: „Wie, Sie dienen erſt ſechs Wochen und haben ſchon zwei Schweſtern?“

Kühn. „Sieh her, Vetter, ich habe hundert Mark in der Sparbüchſe!“ — „Wann willſt du ſie — zurückhaben, Couſinchen?“

Auch ein Andenken. A.: „Ich bin in fürchterlicher Verlegenheit, pumpen Sie mir doch zehn Mark.“ — B.: „Aber

Sie haben ja doch einen Diamantring, verſetzen Sie den doch!" — A.: „Das kann ich nicht, der Ring iſt ein Andenken von meiner ſeligen Tante." — B.: „So? Na, mein Geld iſt ein Andenken von meinem ſeligen Vater!"

Aus einem californiſchen Goldgräberdorf wird uns folgender Vorfall berichtet, der an ſo manchen gemüthvollen Zug in den „californiſchen Erzählungen" Bret Hartes gemahnt. In jenem Dorfe gehören Frauen und Kinder noch zu den größten Seltenheiten; kein Wunder, daſs die Männer auf der Straße ſtehen bleiben, wenn ihnen von Zeit zu Zeit ein ſo ſeltener Anblick zutheil wird. Unlängſt gab nun eine durchreiſende Schauſpieler-Geſellſchaft eine Reihe von Vorſtellungen im Dorfe. Eines Abends befindet ſich zur freudigen Überraſchung der Theaterbeſucher auch eine Frau mit ihrem Kinde im Zuſchauerraum. Das Orcheſter fängt gerade an zu ſpielen — da ſetzt auch das Baby ſeine Lungen in Bewegung. Sofort erhebt ſich ein alter Goldgräber und ruft mit mächtiger Stimme den Muſikern zu: „Hört auf mit eurem verdammten Fiedeln und laſst das Baby ſchreien; ſo was habe ich ſeit zehn Jahren nicht gehört. . ." Das Publicum war mit dieſer Aufforderung völlig einverſtanden, das Orcheſter verſtummte, und das Kind führte ſein Concert unter allgemeinem Jubel zu Ende.

Profeſſor zum Candidaten, der ſeine Aufwartung macht: „Wie können Sie mich zu einer ſo unpaſſenden Zeit ſtören!?" — Candidat (verlegen): „Entſchuldigen Sie, Herr Profeſſor . . . ich glaubte . . . Sie wären jetzt nicht zuhauſe!"

Vier Kinder hatten ihre Mutter verloren. Die Tante, an der ſie mit großer Zuneigung hiengen und die ſie oft beſtürmten mit der Bitte, „nun ſei du unſer Mamachen", wehrte dieſe Herzensergüſſe immer ab durch den Hinweis auf das liebe Mütterchen, das jetzt „beim lieben Gott" ſei — und ſich freue, wenn die Kleinen unten artig wären. Beſonders der Älteſte ſtand nun in ſolch herzlichem Verhältnis zum lieben Gott, daſs er ihm alle kindlichen Wünſche u. ſ. w. beim Schlafengehen anvertraute. Bekam er einen Stift und ein Stückchen Papier, ſo brachte er das Gekritzel — mit der Bitte es in den Briefkaſten zu ſtecken — „er habe an Mama geſchrieben und der liebe Gott würde den Brief ſchon abgeben." Am Morgen des Neujahrstages ſieht die Tante den Jungen mit gefalteten Händchen aufrecht im Bette ſitzen — und hört, wie er ganz andächtig ſagt: „Lieber Gott, ich gratuliere dir auch zum neuen Jahr!"

Bücher.

Rund um die Adria. Ein Skizzenbuch von Joſef Stradner. Mit Illuſtrationen von Franz Schlegel. (Graz. Leykam.)

„Ein Skizzenbuch" nennt der Verfaſſer beſcheiden dieſe Schilderungen von Land und Leuten an der Adria, Schilderungen, die nach meiner Meinung ganz muſtergiltig ſind. Für den Reiſenden, der jene Gegenden beſucht, das Meer, die Inſeln, den Golf, iſt das Büchlein Unterricht und Anregung nach allen Seiten hin; und für den, der daheim im Norden jene ſonnigen Waſſer, Eilande, Buchten, Städte, Lorbeerwälder und Karſte mit ihren Bewahnern kennen lernen will, bietet das Wertchen das Charakteriſtiſcheſte aus der Geſchichte, der Natur und dem Volksleben. Dazu lieſt es ſich gar angenehm, weil es in einem friſchen Stile und mit Witz geſchrieben iſt. Wir wollen nur einmal hören, was Stradner über die Bewohner der Meerestiefen ſagt:

„Auf dem Feſtlande ſieht die Natur recht pedantiſch darauf, daſs jedes ordentliche Lebeweſen mindeſtens einen Kopf und in der Regel auch Rumpf und Beine aber Flügel beſitze, im Meere aber treibt ſie ihr launenhaftes Spiel und läſst das Leben alle möglichen und unmöglichen Formen annehmen. Ein Anhänger des Zweckmäßigkeitsprincips kann den Meeresgrund für das Labaratarium anſehen, in welchem die Schöpfung ihre Verſuche gemacht hat, um aus dem Urſchleim zweckmäßig eingerichtete Weſen zu ſchaffen. Die mifslungenen Exemplare treiben ſich nun als verfehlte Exiſtenzen da umher. So ein armer Wicht

nennt oft nichts sein Eigen als einen Schlauch, und damit ist er noch nicht am schlechtesten daran, denn der Schlauch frisst und verdaut, während sein Besitzer sich über nichts den Kopf zu zerbrechen braucht. Er ist der Rentier auf dem Meeresgrund. Viel schlechter befinden sich da die Hausbesitzer. Mit ihren Korallenbauten und Muschelschalen am Boden festgewachsen, müssen sie warten, bis ihnen die ungebratenen Infusarien in den Mund schwimmen. Als Wohnungsmieter können wir den Einsiedlerkrebs betrachten, dem es nicht besser geht, als seinem Schicksalsgenossen auf dem Festlande, denn so oft er dicker geworden, muss er ausziehen und sich eine neue Wohnung suchen. Der menschlichen Vorstellung weiter entrückt erscheint uns das Dasein der Meduse, jenes farbenprächtigen Gebildes, das, sobald wir darnach haschen, in unserer Hand zergeht wie ein Gespenst, und das Auftreten vieler anderer abenteuerlicher Lebensformen. Da lächelt zwischen grünen Algen ein Rosenmund, während die Finger daran ihm die Nahrung zuführen, dort schweben glashelle Glocken, an welchen Fangarme hängen, wie die Leinen an einem Luftballon; gefräßige Blumensterne gaukeln auf langen Stielen und darunter mästen sich die Meergurken, ängstliche Philister, die in der Gefahr alles aan sich werfen, was sie besitzen: Tentakel, Mund und Schlund, Eingeweide und im äußersten Falle auch einen Theil des Leibes. Es wächst ihnen alles wieder nach. Die Rhizapaden aber besitzen überhaupt keinen Leib; sie scheinen nur aus Füßen zu bestehen, die sie mit einem kalkigen Skelet umgeben. Und diese bauchlosen Thiere hat die Schöpfung in solchen Massen hervorgebracht, dass mit deren Leichen alle unsere Kreideberge aufgebaut werden konnten."

In ähnlich anschaulicher und feiner Weise sind andere Darstellungen des Büchleins gehalten, und die in dasselbe eingedruckten Bildchen geben auch dem Auge Erquickung. R.

Idyllen aon Pal de Mont. Nachdichtungen aus dem Vlämischen von Albert Möser. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1893.)

Pal de Mant gehört zu den bedeutendsten Vertretern der jüngsten vlämischen Literatur und unter seinen Werken sind die Idyllen zuerst zu nennen. In echt germanischem Geiste gehalten, sind es reizende Bilder aus dem ländlichen Valle der niederen Lande. Albert Möser, der Meister der Form, hat diese Poesien ins Deutsche übersetzt, beziehungsweise nachgedichtet; sie muthen in der That an wie ursprüngliche Schöpfungen der deutschen Sprache und erinnern in ihrer classischen Schlichtheit an das Beste, was die Idyllendichtung der Deutschen heraargebracht hat. Zugeeignet ist das Buch dem Dichter Rosegger. M.

Schwanenlieder. Gedichte (III. Sammlung) van Wilhelm Ressel. (Verlag aan Moriz Rätze in Dresden 1893.) Ein starker Band, dessen Titelblatt das Bildnis des Dichters zeigt, bringt uns die poetischen Abschiedsgrüße des fruchtbaren Dichters, um, wie er sich im Vorwort vernehmen lässt, nach fast dreiundzwanzigjähriger literarischer Thätigkeit fartan voll und ganz einem anderen Berufe anzugehören, dem er sich mit gleicher Begeisterung ergeben hat. Die für Prosa und Poesie gleich gewandte Feder des begabten Schriftstellers zeigt sich auch in diesem letzten Anlaufe ungeschwächt und wird umso schwerer seinen Entschluss empfinden, wenn uns nicht die Gewissheit gebaten wäre, dass der aarzügliche Mann, der bisher den Geist der Menschheit gesunden half, als Naturarzt seinem neuen, beziehungsweise jetzt ungetheilten Wirken volle Grechtigkeit widerfahren lassen wird. Das lesenswerte Werk ist dem Freunde des Dichters, dem Dichter und Herausgeber des „Deutschen Dichterheims", Paul Heinze in zugeeignet.

Armin.

Gedichte von Josef Immergrün. (Im Selbstvertag des Verfassers. Druck aan A. Streit. Brünn. 1887.) Eine kleine Sammlung ansprechender Lieder und Gedichte verschiedenen Inhaltes. Armin.

St. Georg. Epische Dichtung van Ludwig Brunner. (Graßenhain und Leipzig. 1893.) Das Werk erzählt in alter Weise eine Tragödie aus der Zeit des Vehmgerichtes. Die Charaltere sind kräftig gezeichnet, der Stoff spannend, die Schreibweise mitunter empfindlich schleppend, insbesandere macht sich die Zahl der „und" in seltener Stärke geltend. Armin.

Bergfahrt. Erzählende Dichtung aus dem Erzgebirge aon Otta Trautmann. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.)

Die Weise der an sich nicht uninteressanten Erzählung ist eine derart gedehnte und stets vallen Scharfsinn erfordernde, dass nur ein sehr geduldiger Leser das Büchlein bis zum Ende verarbeiten mag. Einige Zeilen mögen meinen Ausspruch rechtfertigen:

Rauscht die Alte traurig wieder:
Fallen müssen wir! erobern
Mögen wir noch unsern Frieden —
Unsrer Nacht, wie Andre sagen —
Manches Stück des alten Grundes;
Manches Auge auch mit Freuden
Mag's begrüßen, wenn es wieder
Wipfel sieht und grüne Zelte,
Wo vordem der Pflug gegangen
Und der Säemann geschritten.

Armin.

Gedichte. Von Schwarz v. Rambach. (Harn. J. Österreicher. 1893.)

Harmlose, weichmüthige Poesien, sie muthen an wie ein warmer Hauch aus der Väter Zeit. Auch für solche Lieder gibt es heute noch Freunde, doch sie müssen gesucht werden. Es ist ein bescheidenes freundliches Büchlein, das niemandem nachläuft, aber sich gerne finden läßt. M.

Die Eule. Schauspiel in einem Act von Gabriel Finne. Autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Übertragung aus dem Norwegischen von Ernst Brausewetter. (München. Dr. E. Albert & Co.)

Der Dichter schildert die Qualen eines überaus fein organisierten, edel beanlagten, hypersensitiven und darum zur Scrupulöse geneigten Menschen, der, obgleich er sein eigenes junges Weib innig liebt, sich durch die bestrickende Schönheit einer nordischen Hetäre verführen ließ, die zugleich die Gattin eines von ihm sehr geliebten Freundes ist. Der Schluss des Dramas wirkt wahlthuend erlösend. Als eine kühne und interessante Neuerung berührt in dem Drama der Versuch, ein nur in der Einbildung lebendes Wahngebilde als wirklich sichtbare Gestalt einzuführen. V.

Die diesjährige Mai-Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur**, (Verlag von Otto Hendel. Halle a. S.), enthält eine bedeutsame Bereicherung der Sammlung. Es ist Charles Darwins: „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl", das zweite von den Hauptwerken des berühmten Physiologen, das die Verlagshandlung in einer billigen und dabei gut ausgestatteten Ausgabe auf den Büchermarkt bringt. Die Übersetzung von Georg Gärtner ist gut, die Illustrationen sind sauber wiedergegeben. Die Serie enthält ferner noch „Ritter Harolds Pilgerfahrt" von Lord Byron in einer gewandten Übertragung von F. Dabbert, und die Schlusshefte der „Parerga und Paralipomena" von Arthur Schopenhauer, herausgegeben von Dr. Hermann Hirt. V.

Der „Allgemeine Deutsche Verband" wird im Herbst dieses Jahres einen Kalender aller Deutschen herausgeben, welcher ausschließlich der Weckung des vaterländischen Sinnes und der Vertheidigung der gemeinsamen Interessen der Deutschen im In- und Auslande dienen soll.

Als Herausgeber hat Herr Karl Pröll die Leitung des Kalenders übernommen. Jede parteipolitische Richtung wird vermieden und nur der große, alldeutsche Gesichtspunkt festgehalten werden, so dass dieser „Kalender aller Deutschen" als die geistige Fortsetzung der früheren Jahrbücher Karl Prölls zu betrachten ist. V.

Georg Ebers gesammelte Werke. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.) Georg Ebers' Werke zählen seit vielen Jahren zu den Lieblingsbüchern der deutschen Familie, sie können jedermann unbedenklich in die Hände gegeben werden und verdienen eine warme Empfehlung in vollem Maße.

Die Toilette der Hausherrin ist nur ein Theil der Toilette des Hauses, — diesen Grundsatz bringt die im Verlage von Franz Lipperheide in Berlin erscheinende „Modenwelt" (gegründet 1865) neuerdings zum Ausdruck. Nachdem sie ihren Inhalt durch zwei besondere Rubriken „Fürs Haus" und „Gärtnerei" vermehrt, erscheint sie als die berufenste Hüterin des häuslichen Heerdes, als stets hilfsbereite Beratherin in allen Fragen, die das weibliche Interessengebiet berühren. Die Dame in bevorzugter Stellung, wie die schlichte Hausfrau findet in den Spalten der „Modenwelt" nicht nur Anleitung zur billigen Herstellung ihrer Toilette, sondern auch alle Rathschläge für die behagliche Gestaltung der Häuslichkeit. V.

Im Reiche des Geistes. Illustrierte Geschichte der Wissenschaften, anschaulich dargestellt von K. Faulmann. Mit 13 Tafeln, 30 Beilagen und 200 Textabbildungen. (Wien. A. Hartleben.) In 30 Lieferungen.

Von diesem beachtenswerten Buche sind bisher vier Lieferungen ausgegeben, welche die freien Künste, die Theologie und den Anfang der Rechtsgeschichte des Mittelalters enthalten. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Starke Seelen. Novellen von Kael v. Vincenti. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Wir Drei. Fünf Acte. Von Ernst Rosmer. (München. Dr. Albert & Co.)

Maximilian Schmidts Volkserzählungen. Gesammt-Ausgabe Serie I (ca. 75 wöchentliche Lieferungen). (München. Seitz & Schauer.)

Um jeden Preis. Roman von A. G. v. Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Am Cap Martin. Roman von Konrad Telmann. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Leidende Menschen. Novellen von Arthur Holitscher. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Die Insel Ahasvers. Ein episches Gedicht von Maurice Reinhold von Stern. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Spuren. Ausgewählte Gedichte von Fr. Herold. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Schloss Arnheim. Tragödie in zwei Theilen im Spiegelbilde der Vergangenheit dem Pseudo-Naturalismus unserer Tage gegenüber. Von E. Stella. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Kraka. Ein Lustspiel von Richard Kralik. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Die moderne Gesellschaft. Zeitschrift für sociale Aufklärung. Begründet und herausgegeben von Dr. E. Sturm. (Berlin. Dr. Sturms Bücherverlag.)

Familie Klinger. Volksstück in vier Acten von Wolfgang Rick. (Wien. M. Breitenstein.)

Das Todtenbeil. Ein absonderlich-mysteriöser Criminalfall. Von V. Burenin. Aus dem Russischen übersetzt, mit Anmerkungen und einer Einleitung versehen von Wilhelm Henckel. (München. Dr. E. Albert & Co.)

Gespenster. Idea-rea-naturalistisch-parodistisches Friedensdrama von S. Goldschmidt. (Hainburg. A. Goldschmidt. 1893.)

Bozen (Gries) und ihre Umgebung. Mit Illustrationen, Karten und Plänen. (Wien. Hartleben.)

Charaktere und Temperamente. Dramatische Studien von Hans v. Basedow. I. Shakespeare'sche Charaktere mit einem Anhang: Über Goethes Faust. (Berlin. Eduard Rentzel. 1893.)

Bericht über die Thätigkeit des Grazer Lehrervereines während des fünfundzwanzigjährigen Bestehens 1868—1893. Aus Anlass der Jubelfeier des Vereines zusammengestellt von Alois Taucher. (Graz. Verlag des Grazer Lehrervereins. 1893.)

Postkarten des „Heimgarten".

Über den Aufsatz: „Ein bedenklicher Hochzeitsbrauch" sind uns sehr viele Zuschriften zugekommen. Die Männer sind größtentheils empört über die Brutalität — nicht der Thatsache, sondern der Rüge. Manche stellen sich naiv und meinen, dass der Aufsatz wohl nur in Tolstoys „Kreutzer-Sonate" seinen Grund habe. Die Zuschriften der Frauen haben ausnahmslose Zustimmung und Dank für das freimüthige Wort. Nur ein einziges, wahrscheinlich sehr ideatdenkendes älteres Fräulein nannte unsere Bedenken — cynisch.

E., Arnau: Eine neue Religion will der Mann machen? Aber, es ist ja die alte noch ganz gut. Es kommt nur darauf an, in ihrer Lauterkeit sie nachzuleben.

J., Wien: Wir waren nicht wenig betroffen darüber, dass jener steirische Pact an die große Glocke gehangen ward, weil er nicht in der Lage war, zum Bau einer Turnhalle zu Freiheit-Marschendorf in Nordböhmen einen Geldbetrag zu leisten. Diese Thatsache ist für eine öffentliche Notiz doch kaum interessant genug. Arbeiten und eine Familie versorgen müssen ist weder was Neues, noch ein Unglück und passiert anderen auch.

Deutscher Jüngling, Pettau: Freunde mehr als Abonnenten. Übrigens werden Freunde nicht gezählt, sondern gewogen. Besten Dank.

Von jetzt an bis Ende September sind Zuschriften an die Redaction des „Heimgarten" nach Krieglach, Steiermark, zu richten; alle Zuschriften, welche die Administration oder Expedition angehen, mögen nach wie vor an die Verlagsbuchhandlung „Leykam" in Graz adressiert werden.

Unverlangt eingeschickte Manuscripte können nicht berücksichtigt werden.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

11. Heft. August 1893. XVII. Jahrg.

Ein Inserat.

Novelle von **Max von Weißenthurn.**

Alle, alle sind sie nun schon verheiratet und ich allein bin übrig geblieben, hübsch bin ich doch auch, hübscher denn manche andere, reich nicht minder, worin also soll ich die Schuld suchen, dass ich alle Anwartschaft darauf zu haben scheine, eine alte Jungfer werden zu müssen?"

„Worin liegt die Schuld? In dir selbst; du bist zu wählerisch. Du forderst von deinem Zukünftigen, dass er schön sei wie Apoll, dass er die Weisheit Salomonis in sich berge, dass er Vermögen, alten Adel und eine ganz endlose Reihe, sowohl blendender als auch reell gediegener Eigenschaften aufzuweisen habe; eine solche rara avis gibt es aber auf Erden nicht, kann es nicht geben."

„Es geht mir zu gut, als dass ich geneigt wäre, mich mit dem ersten Besten zu bescheiden und mein Los freiwillig zu verschlechtern!"

„Dann klage auch nicht und wundere dich nicht, wenn unsere Altersgenossinnen vor dir unter die Haube kommen; ihnen gilt die Liebe mehr, als aller äußerer Tand, an dem dein Herz nun einmal zu hängen scheint."

„Wie du nur so sprechen magst, auch mir wird die Liebe alles gelten und ich werde bereit sein, ihr jedes Opfer zu bringen, aber ich weiß, dass ich nur dann im Stande sein werde, sie zu empfinden, wenn der Mann alle Vorzüge in sich eint, die sich denken lassen; warum sollten nicht glänzende äußere Verhältnisse, ein schönes Exterieur, ein alter Name Hand in Hand gehen können mit edler Gesinnung, mit reichen Geistesgaben."

Die Sprecherin war ein junges hübsches Mädchen von etwa zwanzig Jahren, eine kleine zierliche Erscheinung mit kurzen dunklen Locken, leuchtenden schwarzen Augen, frischen Farben und jenem ein klein wenig aufwärts gestülpten Näschen, das den Caprizen-Gesichtern à la Watteau einen so pikanten Reiz zu verleihen pflegt. Sie saß in einem Gartenstuhle aus indischem Korbgeflecht auf der rebenumsponnenen Veranda ihrer lieblichen Villa in Reichenau, jener vielbesuchten Sommerfrische der Wiener. Träumerisch blickte sie ins Weite, während die lässig im Schoße ruhenden schlanken Hände zeitweise glättend über das glänzende Fell ihres semmelfarbenen Rattlers fuhren. Olga von Arendorf war ein vermögendes, daher unabhängiges, früh verwaistes Mädchen, das nie erfahren hatte, was es heißt, von einer treuen Mutter liebend herangebildet zu werden, in dessen Charakter somit ohne eigentliches Verschulden ein wenig von jenem schroffen rücksichtslosen Egoismus lag, der dort so leicht Wurzel fasst und überwuchert, wo die Liebe in irgend einer Gestalt nie zur Lehrmeisterin geworden. Olga hatte die Mutter kurz nach ihrer Geburt verloren und war während ihrer zartesten Kindheit der Sorge von Dienstboten überlassen gewesen, da der Vater, von Berufsgeschäften in Anspruch genommen, sich nur wenig mit ihr befassen konnte. Bereits mit acht Jahren hatte sie eine fashionable Pension kennen gelernt, in welcher sie der verwöhnte Liebling aller war, da man in ihr das reiche Mädchen sah, dem man sich gerne zuvorkommend erwies. Zum Schaden Olgas fand sie dort keine wohlwollende mütterliche Lehrerin, welche das Kind, anstatt es zu verwöhnen und jede Unart desselben zu dulden, liebend erzogen hätte. So wuchs Olga heran, lernte rasch, da ihre Auffassung leicht war, sicherte sich das Wohlwollen der Lehrer und verstand es im übrigen meisterhaft, ihren Willen durchzusetzen. Als sie sechzehn Jahre alt war, verlor sie den Vater und kam bald darauf in das Haus ihres Vormunds, eines alten Junggesellen, der sie in allem gewähren ließ, aber mehr aus Bequemlichkeit, denn aus Zuneigung, welcher es somit auch nicht verstand, das Fünkchen zu wecken und zu pflegen, welches in Olgas Herz schlummerte und nur des zündenden Blitzes bedurfte, um sich gedeihlich zu entfalten. Aus der Pensionszeit hatte sie sich eine einzige Mädchenfreundschaft mitgenommen in das neue Leben, eine Freundschaft, die zwar jahrelang bestanden hatte, aber nicht ganz den wohlthätigen Einfluss übte, welchen derlei, in phantastischer Schwärmerei geknüpfte Bande, häufig zu üben pflegen, weil Olga das dominierende Element war und Gertrude, wenn auch um zwei Jahre älter als die Freundin, sich doch immer widerspruchslos deren Willen fügte. Als der Vormund kaum zwei Jahre, nachdem Olga zu ihm gezogen, infolge eines gastrischen Zustandes in verhältnismäßig rascher Zeit starb, Olga großjährig erklärt wurde und als selbstständige Herrin ihres Vermögens mit kaum neunzehn Jahren unabhängig dastand, entsann sie sich der Freundin, mit welcher sie stets in regem Verkehr gewesen, und forderte dieselbe, deren Vermögensverhältnisse ohnedem beschränkt waren, auf, die Stelle einer Gesellschafterin bei ihr anzunehmen. Gertrude Stein sagte gerne zu, einerseits, weil sie Olga wirklich von Herzen zugethan war, andererseits weil, da sie vom Schicksal dazu bestimmt schien, das Brot der Dienstbarkeit zu essen, sie sich dies im Hause der Freundin leichter dachte, als anderwärts.

So hausten denn die beiden Mädchen nun seit zwei Jahren schon, des Winters in Wien, wo sie ein geselliges Leben führten und viel von den geistigen Genüssen, welche die Metropole ihren Bewohnern zu bieten

hat, mitmachten. Im Sommer verbrachten sie mehrere Monate zum Theile auf Olgas reizender Villa, zum Theile auf Reisen. Die Harmonie ihres Zusammenlebens war noch durch nichts gestört worden, da jeder Wunsch Olgas der gefügigen Gertrude unantastbarer Befehl wurde, welchen auszuführen sie sich beeilte.

Heute nun saßen sie, wie dies des Nachmittags gewöhnlich der Fall zu sein pflegte, im schattigen Garten, der zu Olgas Besitzung gehörte, und eine im Bekanntenkreise stattfindende Heirat, zu der die Freundinnen geladen waren, hatte Veranlassung gegeben, dass Olga sich die Frage aufwarf, weshalb denn gerade sie den Mann noch nicht gefunden, bei dessen Anblick ihr Herz höher schlagen könne.

Sich einem Manne zu eigen zu geben, das war ein seltsamer Gedanke; gehört man einem anderen an, so gilt es vor allem, jedem eigenen Willen zu entsagen, und die schöne Olga liebte das Bewusstsein über alles, sich keiner Menschenseele unterordnen zu müssen.

„Weißt du was wir thun wollen, nur so um uns lustig die Zeit zu verkürzen", rief sie nach einer Pause, indem sie der Freundin einen muthwilligen Blick zuwarf; „wir setzen einen Heiratsantrag in die Zeitung, natürlich wird strenge Discretion bewahrt, und da soll sich dann zeigen, ob wir nicht um unserer selbst willen geliebt werden können, auch wenn man glaubt, dass wir arm sind wie die Kirchenmäuse!"

„Aber Olga, bedenke doch!"

„Ach was, mich langweilt eben das ewige Bedenken; ich bin ein Kind meiner Zeit; ich will lustig sein, will den Augenblick genießen, will mich amüsieren; natürlich lassen wir das Incognito nicht fallen und fädeln alles recht geschickt ein. Ich will doch auch einmal wissen, wie eine Liebesidylle sich abspielt, ob die Version des Himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt, im praktischen Leben sich als wahr erweist. Von unseren Classengenossinnen vom Institut sind wir beide, du und ich, die einzig Unvermählten. Freilich an feierlichen Anträgen hat es auch mir nicht gefehlt. Die reiche Erbin hätte mancher gerne heimgeführt, so viel sie aber auch von Liebe redeten, all die verschiedentlichen Bewerber um meine Hand, mir begegnete noch keiner, dem ich hätte glauben mögen, dass er mich um meiner selbst willen und nicht um des schnöden Mammons willen lieb habe. Dass ich grundsätzlich nur eine standesgemäße Heirat machen will, das weißt du, und eben deshalb dünkt mir meine Idee doppelt klug; sie soll zugleich ein Prüfstein werden, soll mir verrathen, ob in der vornehmen Gesellschaft, in welcher wir uns bewegen, sich denn wirklich keiner, aber auch keiner herbeilassen würde, mit einem vermögenslosen Bürgermädchen eine Heirat zu schließen."

„Wie du inconsequent bist, Olga; du verlangst, dass deine Standesgenossen förmlich darauf erpicht seien, eine Mesalliance zu schließen, dass sie zu diesem Zwecke gleich nach dem ersten besten Zeitungsblatte greifen, du aber weißt dir deinen Stammbaum sorglich zu wahren."

„Im Moment ist es mir ganz einerlei, ob ich consequent oder inconsequent handle, ich will nur durchführen, was ich mir in den Kopf gesetzt, und damit Punctum. Du kennst mich, ich dulde keine Widerrede."

Die Folge dieser kategorischen Erklärung war, dass ein blonder und ein dunkler Mädchenkopf auf der Terrasse der Arendorf'schen Villa heute länger denn gewöhnlich, über einen Bogen Papier geneigt, dasaßen; dass lebhafte Worte gewechselt wurden und lautes, fröhliches Lachen zuweilen erscholl, bis endlich das Schriftstück zur vollen Zufriedenheit der jungen Damen vollendet vor ihnen lag und sie es

um einen Totaleindruck zu bekommen, sorgsam durchlasen.

II.

Im „Café Central“ saß in den frühen Morgenstunden eines verhältnismäßig warmen Herbsttages der junge Doctor Egon Weilen und las eifrig in politischen Journalen. Er war ein großer schlanker Mann, dessen schmales Gesicht ein hellbrauner Bart umrahmte; die blauen Augen blickten zuweilen über die Brille hinweg nach dem bunten Treiben der Straße und es ließ sich dann deutlich erkennen, dass sie hell und freundlich ins Leben schauten, dass ein gutes Stück echten und unverfälschten Jugendmuthes in denselben sprühte. Offenbar musste das Leben bislang noch recht glimpflich mit dem jungen Mediciner umgegangen sein, denn von dem modernen Weltschmerz, an welchem heutzutage die Mehrzahl der Menschen kränkelt und der durch frühzeitig erlebten Kummer leicht hervorgerufen wird, um dann verbitternd auf junge Gemüther zu wirken, war an ihm auch nicht ein Atom zu bemerken. Im Gegentheil, sowohl der Ausdruck seiner Augen, als auch ein leicht spottender Zug um den feingeschnittenen Mund wiesen auf gesunde, fröhliche Lebensauffassung hin, die nichts gemein hat mit dem angekränkelten Idealismus der Neuzeit, der doch sich nicht freimachen kann von jenem zergliedernden Realismus, welcher alles herabreißt, dem kein Fühlen heilig ist.

Nachdem der junge Mann sowohl die Leitartikel als auch die Telegramme in den Blättern, welche er sich zu seinen Leiborganen erkiesen, gelesen, wandte er sich dem localen Theile zu und durchblätterte jene Rubriken, welche Lästerzungen boshaft genug wären, als „Stadtklatsch“ zu bezeichnen. Er schien offenbar eine bestimmte Stunde abzuwarten, die Frist bis zu derselben im Kaffeehaus todtschlagen zu wollen. Vielleicht brachte sie ihm ein lang ersehntes Rendezvous oder einen für seine schwach gespickten Taschen ebenfalls lang ersehnten Patienten. Wie dem auch sein mochte, jedenfalls fühlte der junge Arzt, selbst als er die Tagesneuigkeiten bis zum letzten Buchstaben durchlesen, sich noch nicht geneigt, auf die Straße zu treten. Wohl ließ er seine Blicke eine Weile hinausschweifen auf das stets ruhelose Treiben draußen, dann aber griff er nach kurzem Zögern wieder nach dem Zeitungsblatte und warf einen gelangweilten Blick über die Inseratenseite. Dienstgesuche, Anpreisungen von tausenderlei Verkaufsartikeln, was gab es da nicht für unnützes Zeug, das doch von jedem Gebildeten als wertlose Reclame angesehen wird. Endlich gar die Rubrik der zärtlichen Stelldichein: „Jene Dame mit der blauen Masche, welche gestern beim Schubertdenkmal im Stadtpark war“ — „Jener Herr mit dem blonden Schnurrbart wird gebeten“, u. s. w. Mit spöttischem Lächeln überflog Egon Weilen die lange, engedruckte Colonne zärtlicher Botschaften, sehnsüchtig erflehten Stelldicheins, und schalt im Grunde seiner Seele all jene Thoren, welche derartigen Liebesboten Gehör schenken. Da blieben seine Augen plötzlich an einem in fetten Lettern gedruckten Inserate haften, dessen seltsamer Inhalt ihn befremdete: „Zwei arme Bürgermädchen, weit über ihre Verhältnisse gebildet, unglücklich in dem geistig beschränkten Gesichtskreise ihrer Umgebung, wünschen mit wahrhaft vornehmen Herren aus alladeligen Häusern in Verbindung zu treten, um sich durch anregende Correspondenz Stunden der Langweile zu vertreiben. Herren, welche weite Reisen gemacht und fesselnd zu erzählen wissen, haben den Vorzug. Reflectierende mögen sich melden unter der Chiffre «C. W. 50» Hauptpost.“

Entweder ein Scherz oder eine neu ersonnene Falle intriganter

Werkstatt
für
Herren-Bekleidung
von
J. Paulat,
Schneidermeister
BERLIN NW.,
Mittel-Str. 34,
parterre
Telephon: Amt I, No. 4114

empfiehlt sein assortirtes Lager in
Deutschen,
Englischen u. Französ.
STOFFEN.

Bestellungen nach Maass
werden in kurzester Zeit bei prompter Ausführung und tadellosem Sitz in neuesten Façons zu soliden Preisen ausgeführt.

R. M
Kun
Stralauerstr.

grösster Sch
ge
Cassett
Gehei

Katal

Brauerei Karl Gregory

Goldene Medaille 1883.

Berlins.

Ausehold.

stschlossermeister.

56 BERLIN C. Stralauerstr. 56

Lieferant Königl. und Städtischer Behörden, vieler Militair-Behörden. Banken u. anderen Verwaltungen

empfiehlt

sein reich sortirtes Lager in

Kassenschränken

von Mk. 135—3000 stets auf Lager in nur kräftiger Construction, aus einem Stück, bis 12 mm stark, gebogen,

utz, gegen Feuer, Fall und waltsamen Einbruch.

en und Copirpressen.

me Schränke zum Einmauern.

og gratis und franco.

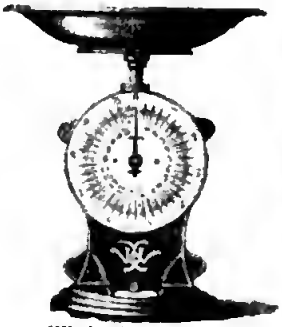
Telephon: Amt V, 3710.

Nachdem ich die frühere Adler-Bierbrauerei Act.-Gesellsch käuflich erworben u. die Brauerei seit 1. October 1891 unter meiner Firma weiterführe, habe ich dem Vertrieb des Flaschenbieres in erster Linie mein Augenmerk zugewendet und hoffe dadurch, dass ich meine Biere kräftiger eingebraut habe, den Wünschen des geschätzten Publikums gerecht geworden zu sein.

Meine in weiten Kreisen rühmlichst bekannten Tafelbiere sind nur aus feinstem Malz und Hopfen gebraut, gut abgelagert und mit grösster Sorgfalt auf Flaschen ge-

ahrungs-Anstalt

lle: Mauer-Strasse 50.



Wirthschaftswaage.

ichshöhe"

Als Specialbräu: Ad

Ich offerire

für Mk. 3,— Versan

oder 36 S

„ 3,— Pilsner

„ 3,— Hofbrä

TELEPHON AMT III No 1608.

Gesundbrunnen

Damen aus einer Welt, die am beſten nicht genannt iſt, ſo dachte der junge Mann, während er langſam mit der Hand über den üppigen blonden Bart ſtrich. Aber der neckiſche Zufall wollte doch, daſs ſeine Blicke zu wiederholtenmalen auf das Inſerat fielen, als könne er aus den ſchwarzen Lettern den Charakter der Schreiberinnen entziffern.

Zwei, garantierte nicht eben dieſe Zweizahl die abſolute Gefahrloſigkeit des Abenteuers? Und ehe er wuſste, wie ihm geſchah, hatte Egon Weilen die Chiffre ſammt der Zahl in ſein Notizbuch eingetragen. Natürlich kam es ihm gar nicht in den Sinn, der Sache weitere Conſequenzen beizumeſſen, oder gar als Correſpondent auftreten zu wollen. Was denn nicht noch, dazu hat ein junger Arzt keine Zeit, auch dann nicht, wenn ſeine Praxis eine noch recht geringe und er ſich beinahe verſucht fühlen würde, jeden Bekannten, der ihm begegnet, ein tüchtiges Nervenfieber an den Hals zu wünſchen, damit ihm, wohlverſtanden, dem Jünger Äsculaps und nicht dem Bekannten, Gelegenheit geboten werde, ſeine ärztliche Tüchtigkeit darzuthun, ſeinen Eifer zu zeigen, und vielleicht auch ſeine Börſe zu ſpicken.

Auf das ſeltſame Inſerat zu antworten, kam alſo dem jungen Manne nicht in den Sinn, war aber die Chiffre einmal notiert, ſo vergaß er ſie nicht ſo leicht wieder und vielleicht bot ſich in einer anderen müßigen Stunde Gelegenheit, ein wenig Umſchau zu halten in dem Blatte, ob eine Antwort erfolgt ſei, ob die Zeitung das Medium bilde zwiſchen C. W. und einem geheimnisvollen Fremden. Mein Gott, man geräth eben oft auf irgend einen tollen Einfall, nur um die Zeit todtzuſchlagen, wenn man jung iſt, nicht gerade mit Arbeit überbürdet und im „Café Central“ ſitzt, um an einem kühlen Herbſttage das Feuer zuhauſe zu erſparen und doch nicht zu erfrieren.

Die Chiffre war nun einmal in dem Notizbuche verzeichnet; das genügte, um gelegentlich den jungen Arzt daran zu erinnern, wieder einen Blick in den Inſeratentheil zu werfen, um zu erſpähen, ob eine weitere Correſpondenz erfolge oder nicht.

Saß am nächſten Tage wieder ein eifriger Zeitungsleſer im Kaffeehauſe, deſſen Blicke ſich bis zu den Inſeraten verirrte, ſo konnte er unter denſelben eines finden, welches an «C. W. 50» gerichtet war und die Aufforderung enthielt, im Falle es den „armen Bürgermädchen“ wirklich um eine geiſtig anregende Correſpondenz zu thun ſei, ſo möchten ſie am erſten November ein an ſie gerichtetes Schreiben auf der Hauptpoſt abholen laſſen.

Doctor Egon Weilen aber war heute über Land gefahren, und da man bei Landpartien ſehr gerne der leidigen Politik, des kaum minder leidigen Stadtklatſches vergiſst, ſo war er auch von Herzen froh, den ganzen Tag über kein Zeitungsblatt zur Hand zu bekommen; er ſah folglich die Antwort auf das Inſerat, welches ſein Intereſſe wach gerufen, nicht.

In der von uns bereits erwähnten hübſchen Villa in Reichenau aber rief es eine ungeheuer luſtige Stimmung bei Olga hervor, der es großen Spaſs machte, daſs ihrem närriſchen Einfall ſobald Gewährung winke. Die ernſtere Freundin hingegen machte allerdings vollſtändig unnütze Verſuche, Olga von der Idee abzubringen, dieſen Brief wirklich holen zu laſſen. Auf alle noch ſo vernünftigen Einwendungen erhielt ſie immer nur den Beſcheid, ſie wolle ſich nun einmal amüſieren, ſie wolle ſehen, ob durch brieflichen Gedankenaustauſch überhaupt ein wärmeres Intereſſe wachgerufen werden könne. Es beluſtige ſie, in Erfahrung zu bringen, welchen Ton im brieflichen Verkehr ein hochgeborner, angeſehener Mann anſchlagen werde, wenn er von allem Anfange an wiſſe, daſs er es mit armen Bügermädchen zu thun habe.

„Ich begreife gar nicht, Gertrude, was das wieder für schwerfällige Einwendungen sind, mit denen du mich quälst, was ist denn weiter an der ganzen Geschichte, wenn wir nach zwei oder drei Briefen, die hin- und hergeflogen sein werden, sehen, dass uns die Geschichte langweilt, nun so geben wir dieselbe einfach auf und antworten nicht weiter, mag er dann schreiben, so viel er will, was kümmert es uns."

„Und wie leichtsinnig es ist, deine Handschrift so in die Welt hinauszusenden, wenn du sie auch mit einem falschen Namen unterzeichnest, das bedenkst du nicht."

„Es gehört ja zu der modernen Erziehung, dass jede Charakteristik der Schrift verloren geht und sämmtliche Schülerinnen eines Pensionates ganz gleich schreiben; wie willst du da, dass der Buchstabe zum Verräther werde?"

„Und das Abholen des Briefes, wie soll das bewerkstelligt werden, du kannst doch nicht jemanden von der Dienerschaft ins Vertrauen ziehen? Dein unbekannter Correspondent hat überdies die Liebenswürdigkeit, den Tag zu bestimmen, an welchem seine Epistel abgeholt werden soll. Willst du etwa gar früher, als wir es beabsichtigten, in die Stadt fahren? nur um dich in den Besitz jenes kostbaren Documentes zu versetzen?"

„Und warum nicht? Habe ich einmal A gesagt, so —"

„Will ich nur hoffen, dass du der Thorheit nicht bis zum Z consequent treu bleibst."

„Was immer auch daraus entstehen möge, jedenfalls spreche ich dich von jeder Schuld an dem bös oder gut ausklingenden Z frei; übrigens mitgefangen, mitgehangen. Da wir die Domestiken nicht ins Vertrauen ziehen wollen, bleibt uns gar nichts übrig, als vor dem ersten November zur Stadt zu übersiedeln; wir werden es dann leicht ermöglichen, zusammen zur Post zu kommen; du hast in gewohnter Sanftmuth und Geduld schon manchen tollen Streich von mir geschehen lassen, also drücke auch jetzt ein Auge zu und thu' mit!"

Obzwar widerstrebend sah Gertrude sich doch gezwungen, sich zu fügen, denn was hätte Olga nicht durchgesetzt, wenn ihr ernstlich daran gelegen, es zu erreichen.

III.

Das helle, schöne Herbstwetter, auf welches die niederösterreichischen Landstriche ein Privilegium zu haben scheinen, war den rauhen Winterstürmen gewichen; Schnee und Eis bedeckten die Landschaft; der Aufenthalt in der Residenz bot eine angenehme Abwechslung nach den Freuden des Landlebens, Theater und Concerte wurden vielfach besucht und Olga von Arendorf mit ihrer Freundin gehörte zu den häufigen Erscheinungen der Oper, welche mit Interesse jeder Novität lauschte, die ihrem feinen musikalischen Gehör so manchen Genuss bot. Weihnachten, das Fest der Kinder, war vorüber, der Carneval hatte begonnen und die jungen Mädchen rüsteten sich, um Bälle zu besuchen, die ihnen Zerstreuung und Anregung bieten sollten. Olga hatte unter ihren Freiern noch immer keinen gefunden, welchen mit ihrer Hand zu beglücken sie Lust verspürte, aber trotzdem fieng die Unzufriedenheit, welche früher ihr Gemüth so häufig belastet hatte, an, von ihr zu weichen. Sie wurde heiterer, liebenswürdiger, natürlicher in ihrem Wesen, als sonst. Der tolle Einfall, welchen sie im Herbste gefasst, jenes Zeitungsinserat war übrigens noch nicht in Vergessenheit gerathen; im Gegentheil, es beschäftigte die Freundinnen häufig. Olga war wirklich vor dem ersten November nach der Stadt übersiedelt und sandte an dem ihr bestimmten Tage einen Dienstmann zur Post mit der Weisung, Briefe, die etwa unter der Chiffre «C. W. 50» eingelaufen sein konnten, abzuholen,

Digitized by Google

und nach der Zuckerbäckerei Demmet zu bringen, wo sie seiner harren werde. Mit einiger Spannung hatten die Freundinnen die Rückkehr des Mannes erwartet. Bringt er einen Brief, oder wollte man uns durch die Antwort auf unser Inserat nur zum besten haben? Fragten sie sich nicht ohne eine gewisse Ängstlichkeit, denn es ist recht demüthigend denken zu sollen, dass man, wenn auch incognito, einen anderen nur zur Zielscheibe des Witzes dienen solle.

Die Antwort war gekommen und hatte einigermaßen anders gelautet, als die Mädchen dieselbe erwartet. Ein bisschen schwerfällig, ein bisschen langathmig und vielleicht eben dadurch nicht ganz ernsthaft zu nehmen, denn wer auch nur den leisesten Anflug vom Pedanten an sich hat, lässt sich gewiss nicht des Zeitvertreibes halber in eine anonyme Correspondenz ein, anonym war und blieb sie auch von seiten des Mannes, der seinen ersten Brief als „der Zweifler" unterschrieb und es den Damen anheim stellte, ob diesem noch weitere Episteln folgen sollten.

Sosehr aber auch Gertrude darauf hinwies, dass man alle Ursache habe, anzunehmen, es handle sich hier um eine Mystification, sosehr sie vor jeder Fortsetzung dieser Correspondenz abrieth, ja geradezu warnte, so blieb doch Olga eigensinnig bei dem nun einmal gefassten Entschlusse, und versprach sich, wenn nicht goldene Berge, deren sie ohnedem nicht bedurfte, so doch Zerstreuung und Abwechslung aus der in Scene gesetzten Thorheit. Die Briefe waren bald nur an eine Dame gerichtet, da auch immer nur eine antwortete; sie kamen immer häufiger und Gertrude ward es unheimlich zumuthe, fieng sie doch an zu befürchten, dass die Sache eine ernstere Gestaltung annehmen und ihre Freundin, vom Spiel zur Wirklichkeit übergehend, ihr Herz an ein Phantom verschenken könne, dem sie alle möglichen glänzenden Eigenschaften zuschrieb, von denen das Wesen aus Fleisch und Blut, welches jene Briefe schrieb, auch nicht eine einzige besaß. Mit steigender Besorgnis sah sie, wie unruhig Olga wurde, sobald der Tag heranbrach, an welchem sie ein Schreiben des „Zweiflers" zu erwarten hatte. Mit steigender Besorgnis sah sie auch, dass die Briefe, welche Olga schrieb, von Woche zu Woche an Umfang zunahmen und sie machte sich die bittersten Vorwürfe, zu dem gefährlichen Spiele ihre Hand nur allzuwillig geboten zu zu haben. Was sollte, was konnte daraus werden; wie ließ sich eine Brücke finden, um aus diesem unnatürlichen brieflichen Verkehre einen gesellschaftlichen Umgang zustande zu bringen, der — möglicherweise — so sagte sich Gertrude, mit einer Heirat endigen könnte! O! warum waren sie auf diese Thorheit eingegangen? Warum hatten sie dieselbe in Scene gesetzt! Wenn nur Gertrude für die Freundin hätte einspringen können, derselben diese unselige Correspondenz aus der Hand hätte nehmen dürfen; ihre Sorge wäre es dann gewesen, dieselbe nach und nach abzubrechen! Aber Olga hatte in dem Verfassen und Empfangen jener Briefe einen Zeitvertreib gefunden, dem zu entsagen sie nicht mehr gewillt war, ja sie kam sich förmlich interessant vor und umgab ihre Correspondenz mit einem Schleier des Geheimnisvollen, so zwar, dass sie selbst Gertruden keinen Einblick mehr in die Briefe gewährte. Diese, welche, seit sie ihren Vertrauens-Posten in Olgas Haushalt bekleidete, sich wie früher in den Pensionstagen, verantwortlich hielt für jeden tollen Streich der launenhaften Freundin, fand die Situation immer unheimlicher und gieng ernstlichst mit sich zu Rathe, wie derselben abzuhelfen sei, ohne dass ihr ein Ausweg in den Sinn gekommen wäre. Wer weiß, wer jener geheime Correspondent sein mochte und in was für gefährliche Machinationen er das unerfahrene

Mädchen verstrickte. Heutzutage, wo Anarchisten, Socialisten, Hochstapler und ähnliche Auswüchse der menschlichen Gesellschaft uns allerorts entgegentreten, heutzutage, wo man nicht vorsichtig genug sein kann in der Wahl seiner Freunde, aus Furcht, einer derselben könne sich in irgend einer unliebsamen und ehrenrührigen Gestalt entpuppen, heutzutage war es geradezu himmelschreiende Verwegenheit, sein Denken und Fühlen einem Fremden gegenüber unverhohlen darzulegen, wie Olga dies zweifelsohne in ihrer ominösen Correspondenz that. Aber was machen? wie dagegen einschreiten, das war die Frage, welche immer mehr Gewalt über Gertrude gewonnen, ohne dass sie deren Lösung nähergekommen wäre. Gertrude hatte eine Scheu davor, Fremde ins Vertrauen zu ziehen, abgesehen davon, dass sie auch niemanden kannte, welchem sie gerne eine so heikle Geschichte mitgetheilt, um dessen Intervention sie hätte bitten mögen. So gieng Tag um Tag dahin und die Sorge und Aufregung des Mädchens wuchs, denn sie sah recht gut, dass jene unselige Correspondenz eine Scheidewand zwischen ihr und Olga aufthürme, welche an Unübersteiglichkeit von Tag zu Tag zunahm.

Von Besorgungen, welche sie zu machen gehabt, heimkehrend, fand sie Olga eines Tages mit hochgerötheten Wangen vor ihrem Pult sitzen; bei ihrem Eintritt eilte ihr das Mädchen in sichtbar freudiger Erregung entgegen. „Wir kommen zu einer Entscheidung, es geschieht ein bedeutsamer Schritt nach vorwärts", rief sie, indem sie triumphierend ein Blatt Papier Gertruden in der hocherhobenen Rechten entgegenhielt.

„Was soll das heißen, Olga?" fragte diese befremdet, „wovon sprichst du?"

„Wovon, wovon, als ob du nicht eben so gut wüsstest wie ich, was mich seit Wochen beschäftigt", rief jene ungeduldig, „ich soll den «Zweifler» kennen lernen, und noch dazu auf die denkbarst discreteste Weise, durch die jedes Compromittieren zur Unmöglichkeit wird: Begegnung auf der nächsten Opernredoute, Erkennungszeichen: grüne Achselschleife an der rechten Schulter eines schwarzen Dominos."

„Olga, Olga, um des Himmelswillen, was fällt dir ein, das heißt den Scherz zu weit treiben, das soll und darf nicht geschehen; bedenkst du denn gar nicht, dass du deinen guten Ruf einem Fremden in die Hände spielst, dem du dich dann auf Gnade und Ungnade ergeben musst; gerade auf Maskenbällen nimmt man es nicht sehr genau mit den Scherzen, welche man sich erlaubt. Ein leichtes, flüchtiges Lüften der Larve, scheinbar durch den Luftzug hervorgerufen, du aber bist erkannt und die Geschichte wird public; Kind, um Himmelswillen vergiss doch nicht, was du dir selbst schuldig bist, vergiss auch nicht, dass du gerade als alleinstehende junge Dame nicht vorsichtig genug sein kannst in der Wahl der Männer, mit welchen du Umgang pflegst."

„Du predigst tauben Ohren", rief Olga beinahe heftig, „bei deiner Klugheit solltest du längst entdeckt haben, dass diese Correspondenz aufgehört hat, für mich ein müßiger Zeitvertreib zu sein, dass ich mit Ungeduld jedes Briefes harre, dass der Schreiber mich interessiert und ich gespannt bin, seine Bekanntschaft zu machen."

Gertrude rang die Hände, sie sah recht gut, dass dem angeborenen Eigensinn Olgas gegenüber jede Einwendung vergeblich, und diese um jeden Preis ihren Willen durchzusetzen entschlossen sei. Was das Schlimmste bei der Sache, war, dass Olga sich von der Idee nicht abbringen ließ, allein die Opernredoute besuchen zu wollen; fürchtete sie, dass Gertrude als störendes Element das Zwiegespräch mit dem ihr interessanten Unbekannten unterbrechen werde, oder was war es

sonst; kurzum, sie blieb dabei, dass schon, um jedes Aufsehen im Hause zu vermeiden, die Freundin daheim bleiben solle, sie selbst aber durch einen rückwärtigen Ausgang des Hauses zu später Abendstunde dasselbe verlassen, und sich auf die Opernredoute begeben wolle. Jede Einwendung blieb vergeblich, selbst Gertrudens sarkastische Bemerkung, es sei dieses Stelldichein ein Abenteuer würdig einer jeden Grisette des Boulevard des capucins, blieb erfolglos. War es Neigung, war es magnetischer Drang, war es kindischer Eigensinn allein, oder was immer sonst, Thatsache blieb, dass weder Gertrudens Bitten noch ihre Thränen Olgas Entschluss zu erschüttern im Stande waren.

„Ich verstehe gar nicht, was du für eine cause célèbre aus der ganzen Geschichte machst", antwortete Olga ärgerlich auf die Einwendungen der Freundin, „was ist denn weiter daran, ich besuche die Opernredoute, ich menge mich in das Maskengetriebe, ich trage selbst eine Larve, betrachte unerkannt das Fest und fasse nebstbei den Mann ein wenig ins Auge, dessen Briefe mich zu interessieren anfangen. Er ist es obendrein, der sich zu erkennen geben muss; die Herren sind alle nicht maskiert, ich kann folglich an seinem Anzug nicht errathen, welcher von ihnen der richtige ist; er aber hat selbst die grüne Schleife mit einer Brillantagraffe auf der rechten Schulter als Erkennungszeichen festgesetzt, er ist es also auch, der auf mich zukommen muss. Behagt der Ton, welchen er mir gegenüber anschlägt, mir nicht, nun so ist doch im Gewühl des Balles die Maske schnell heruntergerissen, schwarze Dominos gibt es genug, wo man den einen von den anderen nicht unterscheiden kann und so verliert man sich in der Menge. Das einmalige Sehen, das verspreche ich dir, soll mir, im Falle er mir nicht behagt, worauf ich übrigens nicht so recht glaube, jedenfalls genügen, und es hat dann auch die Correspondenz ihr Ende erreicht." — Diese Erklärung war alles, was Gertrude von der Freundin erzielen konnte. In aller Stille traf diese die nöthigen Vorbereitungen und immer näher rückte der Abend der Opernredoute heran, ohne dass es Gertruden gelungen wäre, Olga von ihrem Vorhaben abzubringen. Das Herz der treuen Freundin schlug in banger Unruhe und sie hätte viel darum gegeben, wenn nur erst die Opernredoute ohne weitere Fatalität und Consequenz vorübergegangen wäre; aber was konnte sie thun? Jemanden ins Vertrauen ziehen, der es versuche, Olga zu überreden, die tolle Idee aufzugeben, das war bei dem Eigensinn des Mädchens ein gewagtes Unternehmen. Selbst heimlich hingehen, um ihr dort im entscheidenden Momente zur Seite stehen zu können, was sollte das nützen? denn wie würde ein Mädchen dem anderen zu helfen im Stande sein? Was also thun? Die junge Dame sann hin und her, musste aber schließlich es doch aufgeben zu intervenieren und ward ruhiger in dem Bewusstsein ihrer Ohnmacht. Erst am Tage der Redoute selbst bemächtigte sich ihrer wieder eine bange Aufregung, gegen die sie vergeblich ankämpfte.

(Schluss folgt.)

Der Executions-Soldat.

Nach freien Überlieferungen erzählt von P. K. Rosegger.

Der Krongrafenhof, welch ein fürnehmer Name! Die Krongrafenwitwe, welch ein sauberes Weib! Die Krangrafenhaf-Steuer, welch schlimmes Gespenst! Doch nicht für seinen fürnehmen Namen und nicht für seine saubere Bäuerin zahlte der Haf Steuer, vielmehr für den todten Krongrafenhafer. Der Tod kostet nicht bloß das Leben, er kastet auch Geld. Sterb- und Erbsteuer sollte die Witwe zahlen, es war schon der dritte blaue Brief da. Im ersten war gefordert worden: Hundertvierzig Gulden Conventionsmünze zahlen! Im zweiten ist unter Androhung der Execution die Forderung wiederholt worden. Im dritten wurde die Belagerung angekündet. Die junge Bäuerin hatte alle Kästen und Winkel und Taschen und Säcke mit großer Sorgfalt durchsucht, der Selige hatte ihr wohl seinen Segen hinterlassen, aber kein Geld. Von Haus und Grund und den Fahrnissen ließ sich zur Zeit nichts herabzwicken; das Korn war nicht entbehrlich, das Vieh hatte keinen Wert; ein paar Kohlenmeiler konnten retten, allein die Bäume standen nach kerzengerade aufrecht im Walde, und in ihren Wipfeln nisteten die Finken und die Amseln. Im Hofe fehlte es an Knechten. Was nicht beim Militär war, das hatte bei einer großer Wildbachverbauung im Anderthal Arbeit. So konnte die Krangrafenbäuerin sich schon ganz und gar nicht zu helfen. Execution kriegt sie. Was ist denn das, Execution? Sie war erst vierundzwanzig Jahre alt und zwei Jahre Bäuerin, also wußte sie nicht, was Execution ist. Belagert wird sie, das ist schon gar zum Lachen.

Ihr Lachen wurde frühzeitig heiser. Denn eines Tages stand er da. Er war so lang und so stramm wie der Brunnenständer und auch fast so hölzern, und war bewaffnet wie ein Räuberhauptmann. Das war die Execution und die Belagerung, und dieser kaiserliche Soldat zeigte seinen schriftlichen Befehl, dass er so lange im Krongrafenhof Einquartierung haben müsse, bis die Steuer auf Putz und Stingel bezahlt wäre. Damals war es so. Konnte der Bauer die Steuer nicht bezahlen, so wurde ihm ein Soldat ins Haus gestellt, manchmal auch mehrere, und diese heischten gar gute Verpflegung! Sie arbeiteten nichts, sondern wollten immer nur gut essen und trinken und sich also entschädigen für die Härte eines vierzehnjährigen Soldatenlebens. Je anspruchsvoller so ein Executions-Soldat im Bauernhause sich gab, desto lieber war es der Behörde,

denn desto eher trachtete der Bauer die Gelder aufzubringen. Daher wurden stets die widerlichsten und rohesten Kerle zur Execution abgeordnet, und jeder, den es traf, im Bauernhause die Geißel Gottes zu spielen, war insgeheim gar vergnügt über das ihm zufallende Schlaraffenleben. Aber auch hier schied die Natur, wie überall, die Überschwenglichkeiten aus und beförderte das Gleichgewicht. War der Soldat zu strenge und anspruchsvoll, so kürzte er damit sein Wohlleben ab, weil der Bauer alles aufbot, um zahlen und den Mann wieder in seine Kaserne zurückschicken zu können. Bei einiger Bescheidenheit und Gemüthlichkeit dauerte es länger, und so kam es wohl vor, dass so ein Bursche in der Kaserne und vor den Behörden schauderhaft die Zähne fletschte, wenn von Bauern die Rede, als wollte er sie gleich fressen mit Haut und Haar, im Bauernhofe nachher aber der gutmüthigste Junge war. Am liebsten schickte man ins deutsche Alpenbauernhaus einen Böhmen oder Ungarn oder Croaten, damit schon auch sprachlich jede Gemeinsamkeit ausgeschlossen sei. Allein essen und schlafen und ein freundliches Auge und bisweilen sogar eine willfährige Hand, das sind internationale Dinge. Im Stegerhof hatten sie einmal einen kastenbraunen Croaten so lange, bis er deutsch verstand und die Stallmagd croatisch; freilich wird erzählt, dass die beiden Tag und Nacht gemeinsam Sprachstudien betrieben hätten.

Nun, und wie ergieng es der armen schutzlosen Krongrafenhoferin? Als der Feind die Ordre vorgewiesen hatte, hub er an, seine Sachen abzulegen: das lange Gewehr mit dem Spieß, den Tornister, den Gürtel mit der Bajonettscheide, die Patrontasche, den schweren grauen Mantel und zu allerletzt die Mütze. Und jetzt stand er da, fast genau einem Menschen ähnlich, nur dass er schöner gewachsen war als die Bauern in der Gegend. Noch hieng das schwarze Haar etwas klebrig über die Stirne herab, noch borstete sich der kohlrabenschwarze Schnauzer nach allen Seiten aus, als jedoch die Hand mehrmals schlichtend darüber hinstrich, nahmen auch diese Dinge eine weniger unheimliche Gestalt an. Die schwarzen Augen schauten freilich noch gar martialisch auf die Bäuerin hin, als er nun einen Krug Wasser begehrte.

Dienstwillig und vor Freude darüber, dass er wenigstens deutsch sprach, antwortete sie: Wasser so viel er wolle; sie habe aber auch eine wohlgekühlte saure Milch.

„Gut ist's, Bäuerin!" entgegnete der Soldat, „Milch ist mir freilich lieber. Milch thu' ich dir schon gar nit verachten."

Als sie sah, dass er gar so durstig war, kam ihr der Gedanke, er könnte auch hungrig sein und buk ihm schnell einen Eierkuchen. Als er diesen verzehrt, und das restliche Fett noch mit einer Brotschnitte aus der Pfanne getunkt hatte, bedeutete ihm die Bäuerin: wenn er sich ausrasten wolle vom weiten Marsch, in der Zeugkammer draußen sei das Bett.

„O, vergelt dir's Gott, Bäuerin, närrische Bäuerin!" rief er. „Ein gesunder Mensch mitten im hellichten Tag ins Bett, was glaubst denn! Jetzt hab' ich brav gegessen, jetzt kann ich was thun, wenn du etwa Arbeit hast. Hast keine, so such' ich mir selber eine." Und gieng hinaus auf des Nachbars Wiese zu den Heuern.

Dieser Executions-Soldat, dachte nun die Krongrafenhoferin, schaut ja gar nit so arg aus, als er ist. Der Teufel wird halt tiefer stecken. Am besten wird's wohl sein, wenn man im Guten mit ihm auskommt; denn der, wie der stark ist, wenn er will, schmeißt mir den ganzen Hof über und über wie ein Korngarbenschöberl. Aber dass er bei mir isst und beim Nachbar Heu machen hilft, das steht mir schon gar nit an. Morgen soll

er den Gartenzaun aufstellen, den letztens der Sturmwind hat umgelegt. Wird aber die Schneid zum Arbeiten bald verlieren, fürcht' ich, jetzt ist's ihm noch seltsam und leckerig.

Abends kam das Gesinde zusammen, halberwachsenes Jungzeug und etliche alte Mägde darunter. Der Soldat saß bei Tische mit ihnen wie ein Lärchbaum zwischen Strubwerk.

Am nächsten Morgen hatte der baumstarke Executeur eine große Angst. So köstlich hatte er geschlafen auf kühlem Stroh, so heimatstraut kam es ihm vor in diesem Hause. Und gleich wird die Bäuern ihm das Steuergeld auf die Hand legen: Da hast den Bettel und jetzt marsch von der Hütten!

Die Krongrafenhoferin legte ihm nichts auf die Hand, er konnte mit aller Behaglichkeit den Gartenzaun aufstellen, und am übernächsten Tag mit den Mähdern ausgehen, auf der Achsel die Sense, welche ihm — die Bäuerin guckte durchs Küchenfenster hinaus — schier noch besser stand wie das Gewehr mit dem Spieß.

Und am dritten Tage kam der Krongrafenhoferin der große Gedanke: Der Executions-Soldat soll mir das Geld erst verdienen helfen, um das er da ist!

„Herr Soldat", fragte sie ihn, „kannst du die Holzarbeit?"

„Ich denk' schon!" antwortete der Soldat.

Am folgenden Tage schickte sie ihn mit der alten Mirl hinaus in den Wald, um Bäume zu fällen. Nun fand jedoch der Kaiserliche, dass die Mirl für so schwere Arbeit „ein Eichtl z g'ring" wäre und er selbst dachte: Was soll ich mich denn plagen für zwei, wo ich's nit einmal für eins noth hab'!

Die Bäuerin merkte diese Stimmung recht wohl, also sagte sie an einem nächsten Tage: „Alte Mirl, jetzt will ich dir eins sagen, wenn ich nit zwei sag'. Bleib du daheim haushüten, und ich geh' statt deiner mit ihm ins Holz. Und die terisch' Waberl soll mitgehen und Äste klauben."

Das war nun recht. Sie giengen in den Wald und huben an, die ältesten und größten Bäume zu fällen. Die terisch' (schwerhörige) Waberl, das war eine kleine ältliche Magd, hatte drei wichtige Aufgaben. Sie musste die abgehauenen Äste sammeln und kleinhacken — eins; sie musste acht geben, dass sie von keinem fallenden Baume erschlagen werde — zwei; und sie musste in Hilfbereitschaft sein, falls der Soldat gegen die Bäuerin plötzlich seine kriegerische Seite hervorkehren sollte — drei.

Der Soldat jedoch that nichts, als fleißig holzschneiden. Zusammen mit der Bäuerin zog er die lange Blattsäge im Stamme langsam hin und her. Zog er an, so gab sie nach, und zog sie an, so gab er nach, und die Sägespäne rieselten an beiden Seiten sachte aus dem Einschnitt. So recht schön glatt und lind gieng das Zeug und keines schien sich anzustrengen. Der Soldat schlug den Keil ein. Dann flatterte das Gevögel auf, der Wipfel hoch oben begann zu zucken, zu schwanken, sich zu neigen, mehr und mehr, und in weitem Bogen strich der Fichtenbaum rauschend durch die Luft und fiel dröhnend zu Boden. Die terisch' Waberl hatte gut acht gegeben, war weithin seitlings gestanden, und freute sich nun kindisch, dass sie nicht erschlagen worden sei.

Die Holzschneider machten sich an den liegenden Stamm, um ihn zu Blöcken zu zerschneiden. Auf einmal sagte die Bäuerin: „Das Holzschneiden kannst gut, Kaiserlicher."

„Wär' nit schlecht, wenn ich's Holzschneiden nit that können!" antwortete er. „Bin eh ein Bauernsohn."

„Hab' mir's gleich gedacht", meinte sie. „Bist gewiss ein Tiroler, gelt?"

„Hast nit schlecht gerathen."

„Weil du mit der Zung' so ratschen thust. Ich hab' einen Pech-

ölbrenner gekannt, der ist auch ein Tiroler gewesen und der hat auch mit der Zung' so geratscht."

Sie meinte das scharfe Betonen des r; bei ihr war's gerade umgekehrt, sie konnte gar kein r aussprechen, sie sprach nur von einem Bechölbhenna, von einem Tiahola, von einem Hgatschen mit der Zung.

Als es halber Abend war, setzten sie sich auf Reisig und aßen Brot. Die Wabert hockte ein bisschen abseits und wurde nicht wenig erregt, als der Soldat das Taschenmesser hervorzog. Er that's aber nur, um sich damit von seinem Brotstücke die Mundspalten zierlich herabzuschneiden. Weil er das Brot tobte, so fragte ihn die Bäuerin: „Wie lang musst denn du noch Kommissbrot essen?"

„Einmal sieben hab' ich's schon und einmal sieben muss ich's noch", war sein Bescheid.

„Bist gern Soldat?"

„Geh, hör' mir auf, wer wird denn gern Soldat sein!"

„Dein Vater hätt' dich hatt auskaufen sollen."

„Ja, mit Holzschaten (Hotzspänen) leicht! Das Heimatshaus hat mein älterer Bruder übernommen, wie's schon geht. Und wer kein Bauernhaus hat, der muss in die Montur, weißt eh."

„Wenn mit Gotteshilf' kein Krieg kommt, wird's ja noch auszuhalten sein", meinte die Krongrafenhoferin.

Er kaute lange an dem Brotstück, das er sich eben in den Mund gesteckt hatte. „Wär wohl jedem", sagte er dann, „ein Feldzug zehnmal lieber, wie so ein Soldatenleben in Friedenszeit. Glauben thust es nit, Bäuerin, was da der Mann muss ausstehen. Ist ja eine reine Gnad' Gottes, wenn einen einmal so ein Executionsdienst trifft. Lieber Tag und Nacht arbeiten in der Bäuerei. Das Kasernleben hab' ich schon bis da herauf satt." Er zeigte mit dem Messer, das er gerade in der Hand hatte, an den Hals.

„Sas Mari Josef!" kreischte die terisch' Waberl auf, denn sie meinte, er wolle sich die Gurgel abschneiden.

Die Bäuerin achtete auf das Geschrei der Alten nicht, sondern sagte zum Soldaten: „Wenn's dir lieber ist auf der Bäuerei, ich will mich gewiss nit eilen mit dem Steuerzahlen. Einen besseren und wohlfeileren Knecht find't man nit leicht."

„Wird halt nit viel nutzen", antwortete der Kaiserliche, „alle vierzehn Tag wird ausgewechselt, kommt statt meiner ein anderer."

„Leicht gar ein Crowat?"

„Sein mag's wohl."

„Der nur fressen und faulenzen thut?"

„Gibt ihrer solche."

„Und vor dem kein Mensch sicher geht?"

„Kommt wohl vor, immereinmal."

„Aber um Gottes Christi Willen", rief die Krongrafenhoferin, „bis in vierzehn Tagen hab' ich ja's Getd noch nit! Heut' schneiden wir erst das Hotz, bis es in die Kohlstatt kommt, und die Kohlen ins Eisenwerk, vergehen acht Wochen. Was heb' ich denn an? Es ist ja Sach' da auf dem Hof, wir stehen nit schlecht, nur mit dem Geld klemt's."

„Derowegen nur fleißig holzschneiden", sagte der Soldat und stand auf, um sich wieder an die Arbeit zu machen.

Als die zwei Leute am Feierabend heimwärts giengen, und die terisch' Waberl hinten drein watschelte, hatte diese ein dreifach schönes Bewusstsein: Sie hatte brav Äste gehackt, sie war von keinem Baum erschlagen worden und sie hatte die Bäuerin vor militärischem Anfalle geschützt.

So giengen sie Tag für Tag ins Holz, arbeiteten und plauderten. Sie erzählten einander manchertei; er von seinem Heimatshöfel in Tirol, von

seinen Jugendfreuden und Soldatenleiden; sie davon, dass sie eine arme Magd gewesen, bis der Krongrafenhofer sie genommen habe, dass sie seit seinem Tode alles allein zu leiten habe und manchmal wohl nicht wisse, wo ihr der Kopf stehe. — Dazwischen seufzten sie manchmal ein wenig, und dann griffen sie wieder frisch Axt oder Säge an. Und endlich nahte die Zeit, da der eine Executions-Soldat gegen einen anderen ausgewechselt werden sollte. Der Bäuerin verging schon alle Lustigkeit und dem Tiroler war auch nicht wohl unterm Soldatenrock. Manchmal so ganz heimlich guckte er das junge frische Weib an, aber wenn sie herschaute, da floh sein scheuer Blick an ihrer Wange vorbei auf den Holzblock oder ins Gebüsch. Der Gedanke, dass nach ihm möglicherweise auch der andere die Holzarbeit verstehen könnte, peinigte ihn zum Rasendwerden. Aber merken ließ er sich nichts; nur dass sein Haar und sein Bart und sein Auge fast noch schwärzer war; als früher. Wie ein Mensch nur gar so schwarz mag sein! dachte sich die Bäuerin, denn auch sie guckte manchmal ein wenig verstohlen auf ihn, und wenn er auf einmal herschaute, floh auch ihr Blick ins Dickicht wie ein scheues Reh das erst noch Kohlpflanzen hatte fressen wollu.

Und als sie wieder einmal auf dem Reisig saßen zu halber Abend und Brot aßen, fragte der Soldat plötzlich so ganz leicht vor sich hin: „Hundertvierzig Gulden wär's?"

„Die Steuer meinst?" fragte sie entgegen.

Darauf schwieg er lange, machte in seinem Stück Brot der Reihe nach Einschnitte, um nachher die Bissen schön viereckig in den Mund stecken zu können.

„Etwas — ein bissel hätt' ich was", sagte er dann.

Sie hatte gerade in Gedanken so vor sich ins Moos gestarrt, jetzt fuhr sie auf und fragte: „Hast was gesagt?"

„Mein Bruder zahlt mir Vaterssach' aus wann ich will", sagte er, äußerlich gottlos ruhig, innerlich voller Angst. „Wenn's auch nit viel ist, aber auslangen thät's. — Solltest —" Stecken blieb er. Nach einem Weilchen setzte er neuerdings ein: „Solltest dich gar arg fürchten vor dem Crowaten, Bäuerin. Bei dir ist mein Geld just so sicher, wie bei meinem Bruder . . ."

Jetzt war's los. In ihrem Busen hub es an zu zittern, rasch stand sie auf und kehrte sich ab, um ein Miederhaftlein einzuhäkeln, das aufgesprungen war. Dann giengen sie wieder ans Holzschneiden.

Schon mehr als zwanzig schöne hohe Fichtenbäume hatten sie gefällt und zerblockt bis zu jenem Tage, als das Abrufungsdecret kam. Der „Gemeine" Pankraz Mittersteininger hat sich bei seinem Regimente einzustellen, hingegen werden in den Krongrafenhof, wenn er „nicht an diesem Datum" pünktlich die rückständige Steuer bezahlt, zwei andere Executeure gelegt.

Zwei andere! — Zwei andere!

Die Bäuerin kam an solchem Tage nicht aus ihrer Küche hervor, sie machte sogar die Thüre zu, dass der Rauch nicht abziehen konnte. Natürlich bisS er ihr in die Augen. Als der Soldat zu ihr gieng, um Abschied zu nehmen, schmorte sie schon an einem Pfannensterz für ihn zur Wanderjause. Er setzte sich zum Tische, hub an, legte aber bald den Löffel weg.

„Willst mir auch noch zu guter Letzt das Essen verschmähen?" fragte sie vom Herde aus gegen den Tisch hin.

„Hunger hab' ich keinen", entgegnete der Soldat, „und du hast mir ja auch meinen guten Rath verschmäht. — Hätt' dir's recht gern zum Aufheben gegeben, mein Bissel Geld."

„Was nutzt mirs Geld!" rief sie unwirsch aus.

Als er schon aufgepackt hatte: seinen schweren grauen Mantel, seinen

Tarnister, sein Gewehr, sein Bajonett, als er schon seine Hand saldatisch grüßend an die Holzmütze legte, kam die Bäuerin ganz an ihn, schob ihn mit flacher Hand an die Wandbank zurück: „Setz' dich nach ein bissel, Pankraz."

Und als sie dort zwischen den zwei Fenstern nebeneinander saßen, fragte sie: „Was ist's? Wenn du jetzt ein Bauerngut hättest, thätest auch noch müssen einrucken zum Regiment?"

„Nachher nit", antwortete er.

Sie wartete, ob er sonst auch nach etwas sagen würde, aber er sagte nichts. Sa fuhr sie fort: „Was meinst denn zum Krongrafenhof? — Was meinst denn?"

„Ja, der thät's freilich!" lachte er überlaut auf.

Jetzt hatte sie ihn schon bei der Hand: „Pankraz, wenn du mir dein Geld willst geben zum Aufheben, so kann ich dir auch meinen Hof geben. Und als Draufgab', wenn's dir gut genug wär' —" Sie hielt ihm die rechte Hand hin.

Anstatt dass er sich nun ihr zugekehrt hätte, wendete er sich nach mehr von ihr ab und murmelte zum Fenster hinaus: „Sa eine Draufgab'! die wollt' mir wohl keine Draufgab' sein. Die wollt' mir wahl die Hauptsach' sein."

Nun sah sie es auch, wie in seinem Gesichte jede Muskel zuckte. Da sprang sie auf und rief: „Sa wären wir auf gleich und du ruckst nit mehr ein! Wart ein bissel, in fünf Minuten bin ich fertig, leg' nur mein Feiertagsgewand an. Wir gehen zum Amtmann. Du bist Besitzer auf dem Krongrafenhof und verlangst deinen Abschied."

Auf Commando zu geharchen, das ist der Soldat gewahnt. Aber so von Herzen gern hatte er nach nie geharcht, als diesmal.

Der Amtmann war auf ein paar Tage in die Kreisstadt gereist, sein „Substitut" war ein willfähriger aller Mann, er machte die Schrift, schickte sie sofort ab und beglückwünschte das Paar, warauf er von der Bäuerin einen Silberzwanziger bekam. Dann giengen die zwei gleich auch zum Pfarrer. Am nächsten Sanntage war das erste Aufgebat. Das ist ein anderes Aufgebot, als wenn die Landessöhne var den Feind gerufen werden! Um diese Zeit war auch die Steuerangelegenheit theilweise geschlichtet, so dass die zwei Croaten nicht mehr befürchtet zu werden brauchten. Sabald vam Regiment der Bescheid kammt, kann die Trauung sein.

Auch das letzte Aufgebat war gemacht, keinerlei Einwand gegen die Heirat war varhanden. Der Neid, den ein paar Bauernburschen der Gegend still in sich herumschleppten, kam als — Glückwunsch heraus. Der Wirt „zum galdenen Greifen" halte schon einen Ochsen, zwei Kälber und drei Schweine geschlachtet und der Schulmeister geigte und blies mit seiner Darfkapelle sich schon in neue Hochzeitswalzer ein. Da kam vam Regiment der Bescheid: Mit dem Abschied ist's nichts. Der Gemeine Pankraz Mittersteininger hat sich unverzüglich bei seinem Regimente zu stellen, widrigenfalls er als Deserteur behandelt wird! —

Da haben wir's. Der Saldat und die Bäuerin schauten sich anfangs eine Weile nur so an — verbtüffte, völlig dumme Gesichter machten sie. Anstalt dass die Bäuerin nun aber in ein Geheul ausgebrachen wäre, kehrte sie das Resche hervor. „Was sind das wieder für Geschichten!" sagte sie. „Wenn einer Haus und Hof hat, so brauchl er nit Saldat sein. Das ist Gesetz, sagt's auch der Notar. Was Gesetz ist, ist Gesetz, und meine Sach' lass ich mir nit nehmen. — Der goldene Greif soll einspannen, geschwind soll er einspannen. Ich fahr' mit dem Pankraz in die Stadt zum Regiment. Das wollen wir doch einmal sehen."

Am nächsten Tage fuhren sie in die Kaserne ein. Dem Pankraz wurde schier übel, als er wieder die mürfende Commisslust roch zwischen den kahlen Mauern. Da sie nachher vor dem Hauptmann standen, war die Krongrafenhoferin allerdings wesentlich milder als daheim. In gar ergebener und treuherziger Weise that sie dar, dass der Gemeine Pankraz Mittersteininger Besitzer des Bauerngutes, genannt der Krongrafenhof, sei, dass er in der Wirtschaft ganz und gar unentbehrlich wäre und dass sie deshalb unterthänigst bitten müsse um seinen Abschied vom Militärdienst.

Der Hauptmann zuckte die Achseln. Soldat wäre dieser Bauernkrüppel ohnehin keiner. — Bauernkrüppel? Da hätte die Krongrafenhoferin dem Herrn Hauptmann bald was gesagt! Dachte aber: gut, wenn er ihm nit gefällt, mir gefällt er. Der Hauptmann machte mit der Hand einen Deuter: Da könne er nichts machen! und schickte die zwei Leute zum Obersten.

„Das ist schon der richtige Weg vom Pontius zum Pilatus", bemerkte der Pankraz mit Unmuth. „Der Oberst wird uns zum General schicken und der General zum Kaiser. Und der Franzl wird anders reden. Der wird sagen: Ich misch' mich nit drein, wenn meine Armee den Gemeinen Mittersteininger halt nit g'rathen (entrathen) kann, so soll sie ihn behalten."

„Dem Kaiser sag' ich's!" antwortete die Krongrafenhoferin. „Was gibt er Gesetzer heraus, wenn sie nachher nit getten! Dem sag' ich's!"

Der Oberst, ein untersetzter Herr mit braunem Gesichte und einem schneeweißen Schnurrbärtlein drin, war gerade in guter Laune. Er hatte an diesem Tage sein Töchterlein vertobt. Er hörte also die Schmerzen des Paares geduldig an, ja tud die junge Bäuerin sogar ein, sich niederzusetzen. Der Gemeine musste freilich stehen bleiben. Und was war der Bescheid? Ein Bauerngut befreit den Rekruten, aber nicht den Soldaten. Wer einmal Soldat ist, der hat's zu bleiben, bis die Zeit aus ist. — Und für so eine Antwort hat sie sich niedersetzen müssen? Wie von einer Tarantel gestochen, schnellte die Bäuerin empor! doch der Oberst fügte bei, er wolle einmal sehen, was sich in diesem Falle ausnahmsweise machen tasse und sie sollten am Nachmittage in seine Wohnung kommen.

Der Pankraz war ganz erstaunt darüber, dass er nicht sofort zum Dienste beordert wurde und sein Mittagmaht noch mit der Bäuerin im Wirtshause einnehmen konnte. „Wenn sie's lieber bei der Rekrutierung gesehen hätten, dass ich ein schlechter Krüppel bin!" murmelte der Pankraz in die Suppenschale.

„Geh', kränk' dich nit", versetzte die Bäuerin, „das ist der Fuchs, dem die Trauben zu sauer sind. Weil er dich nit mehr kriegt! Der Hauptmann ist ein Krüppel, der Hauptman ist einer!"

„Ich bitt' dich, sei still! beschwor er sie, „allzwei werden wir krummgeschlossen, wenn's aufkommt, was du jetzt gesagt hast."

„Als krummgeschlossen bist du noch gerader, wie der Hauptmann, das sag i ch!" eiferte die Bäuerin. „Und jetzt wollen wir einmal was essen."

Als sie sich hernach wieder beim Obersten einfanden, nahm der den Pankraz vor:

„Wie lange ist Er auf dem Hofe gewesen?"

„Melde gehorsamst, zwei Wochen und einen Tag."

„Als Executions-Soldat?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Und hat sich in die Bäuerin vertiebt?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Und will sie jetzt heiraten?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Und auf dem Hofe sitzen bleiben?"

„Bitt' unterthänigst, Herr Oberst"

Der alte Officier wandte sich an die Bäuerin:

„Werdet Ihr von jetzt an die Steuern regelmäßig und zu rechter Zeit zahlen?"

„Gott ja, wir wollen gewiss alles fleißig und pünktlich zahlen."

„Dann kann ich Euch nicht helfen", brummte der Oberst. Mit strenger Miene schritt er ein paarmal über den knarrenden Fußboden auf und ab. „Übrigens", sagte er plötzlich und blieb stehen, „ich höre, dass die Krongrafenhoferin noch immer einen Steuerrückstand auf sich hat. Einen älteren glaube ich. Das habt Ihr mit dem Steueramt auszumachen. Ich sage Euch nur das!" Mit erhobener Stimme: „Krongrafenhoferin! Solange Ihr die rückständige Steuer nicht ganz und gar bezahlt habt, kann ich Euch vom Executions-Soldaten nicht befreien. Der Gemeine Mitterfleininger bleibt so lange auf dem Krongrafenhof, bis jede Steuer beglichen ist. Verstanden?"

Der Paukraz war begriffsstützer als die Bäuerin. Sie stürzte nur so auf den Obersten hin, um ihm die Hand zu küssen.

Dieser schlug dem Paukraz die Hand auf die Achsel: „Also mit Gott, Mitterfleininger! Halte Er sich brav. Es soll dafür gesorgt werden, dass Er nicht ausgewechselt wird durch einen anderen Mann."

„Bitt' gehorsamst, Herr Oberst."

„Meinen Glückwunsch, Adieu!"

Die beiden sind nachhause gefahren und haben geheiratet. Weil die Krongrafenhoferin genau wie jeder andere Besitzer stets eine rückständige Steuer hatte, so ist sie von dem Executions-Soldaten nie mehr befreit, sondern belagert worden sieben Jahre lang. Dann bekam der Mitterfleininger seinen Abschied.

Leicht verführen zum Wahn.

Leicht verführen zum Wahn
Angeborene Gaben,
Dass wir, um sie zu haben,
Selbst etwas Großes gethan.
Und die Edelsten nur
Fühlen mit schamrothen Wangen,
Dass kein Lohn zu verlangen
Für ein Geschenk der Natur.

Ludwig Fulda.

Jungfer Wirtin.

Von Hans Falke.

In einem Wirtshaus kehrt' ich durſtig ein
Nach langem Marſche über Thal und Berge,
Am Waſſer lag es einſam und allein,
Mir pries es an im Schiff der greiſe Ferge.
Ein Lindenbaum beſchützte nah dem Haus
Ein Fleckchen Wieſe var dem Strahl der Sanne,
Dort dehnt' ich meine müden Glieder aus
Und ſchlürft' den Rebenſaft in ſtiller Wanne.
Die Wirtin hatte ſich zu mir geſellt,
Daſs mir die Zeit nicht allzulange würde;
Die ſchritt wahl manches Jahr ſchan durch die Welt,
Dach trug ſie aufrecht nach des Lebens Bürde.
Im Wuchſe unterſetzt, beinahe klein,
Sa wuſste ſie nach hurtig ſich zu regen,
Die dunklen Augen blickten lebhaft drein,
Dach war ein eigner Ernſt darin gelegen;
Das Angeſicht, dereinſt wahl ſchön und vall,
War nun durchfurcht van tauſend kleinen Falten,
Den Kapf, deſs' Haarſchmuck einſt waht überquall,
Den wuſst' ſie nach mit eig'nem Stalz zu halten.
Sie ſprach mit mir und frug mich dies und das,
Waher ich kamme und wahin ich gehe,
Dann klagt' ſie über mag'res Karn und Gras
Und nannte mir die Berge in der Nähe.
Sa frug und fagle ſie nach allerlei
Der Neugier und der Redeluſt zu frammen,
Da lief 'ne halb erwachſn'e Dirn' herbei:
„Die Jungfer Wirtin möcht' zur Küche kammen."

„Die Jungfer Wirtin?" — ſprach ich var mich hin,
Als ſie dem Rufe falgend mich verlaſſen;
Die Warte ſchienen mir nach ihrem Sinn
Sa gar nicht richtig zu einand' zu paſſen.
Und als ſie bald var mir dann wieder ſtand,
Sa kannt' ich nicht umhin, ſie zu befragen:
„Wie hat Euch eher dach die Dirn' genannt?
Mich dünkt, ich hört ſie «Jungfer Wirtin» ſagen." —

Ganz wenig nur verzag ſich ihr Geſicht
Zu einem Lächeln ahne Glanz und Schimmer:
„Ja, Herr," ſie rief mich ſa, „Ihr irrt Euch nicht;
Ich bin die Jungfer Wirtin jetzt und immer."
Gar ſehr verwundert ſah ich mir ſie an:
„Das macht' ich nicht van Eurem Antlitz leſen.
Sagt, fand ſich denn für Euch kein braver Mann?
Ihr ſeid gewiſs dach einmal hübſch geweſen!"

Das Lächeln van der Wirtin Antlitz ſchwand,
Sie blickte var ſich hin in trübem Sinnen,
Dann fuhr ſie über's Auge mit der Hand,
Wie um den Gleichmuth wieder zu gewinnen.
„Ja, freilich war ich hübſch; — hier in der Rund
Die Schönſte nannt' mich einſt ſa mancher Junge;
Die Dirnen freilich fanden meinen Mund
Zu breit, und allzu ſpitzig meine Zunge.
Und meiner Hübſchheit war ich mir bewuſst,
Hab manches Spiel mit Herzeleid getrieben;
Gar bitter büßt' ich dieſe böſe Luſt
Und bin zuletzt die Jungfer doch geblieben.
Gar böſe Stunden ſteigen var mir auf,
Die jetzt nach — denk ich d'ran — mich quälen,
Dach bin ich nun ſchan einmal drin im Lauf,
Sa laſst Euch die Geſchichte, Herr erzählen:
Ja — hübſch — ich war es, — hübſch und ſtolz dazu.
Als Kind ſchan wuſst' ich hoch [illegible]
Daſs ich ſa eitel und ſa [illegible]
Härt' aft ich meine [illegible]
Nach kaum erwachſen [illegible]

Die Burſchen recht verliebt in mich zu machen,
Und war ſo einer recht in mich vernarrt,
So war's mir Spaß, ihn tüchtig auszulachen.
Bald aber ließ ich ab von dieſem Spiel —
Sie nannten nicht umſonſt mich die Geſcheite,
Daſs Vaters Wirtſchaft einſt auf mich nicht fiel,
Das wußt' ich ſicher, denn ich war das Zweite;
So galt es nun — ſei's auch mit Lug und Trug,
Sich eine and're Wirtſchaft zu verſchaffen
Die reichſte ſchien mir g'rade gut genug.
Sie mir ſammt ihrem Herren zu erraffen.
Der Waldhof war's, der mir ins Auge ſtach;
Sein Eigenthümer war ſchon nah dem Sterben,
An Geiſt noch ſcharf, jedoch an Körper ſchwach,
Und hatte einen einz'gen Sohn zum Erben.
An den nun machl' ich langſam mich heran
Mit allen Künſten, wie ſie uns zu eigen,
Durch ſprödes Thun lockt' ich ihn an,
Macht' höher ſtets die Leidenſchaft ihm ſteigen.
Und als es dann zum erſten Kuſſe kam,
Zum erſten Stelldichein nach Tag und Wochen,
Da war der gute Junge ſchon ſo zahm,
Daſs er ſich ſchriftlich mir zum Mann verſprochen.
Mir ſchien das nöthig, denn es war mir klar,
Daſs nimmer ich dem reichen Waldhofbauer
Als Schwiegertochter anzunehmen war;
So ſchützt' ich mich für ſeines Lebens Dauer.
Und richtig war es ſo — der Alte ſchäumt'
Vor Zorn, als endlich ihm ſein Sohn erzählte,
Nachdem er lange Zeit in Furcht geſäumt,
Wen er als Eheweib ſich auserwählte;
Er fluchte laut und ſchwur mit viel Geſchrei,
So lang er lebe, werd er 's nimmer dulden,
Daſs ſo ein Ding die Frau im Hauſe ſei,
Das nichts ins Haus bringt, höchſtens noch die Schulden.
Mein Liebſter bracht mir zitternd ſchier die Kund'
Am Abend hinter'm Haus im kleinen Garten;
Ich aber ſchlug ihm lächelnd auf den Mund:
„Sei ruhig, Liebſter mein, wir wollen warten!"
So thaten wir, — ganz heimlich nur zur Nacht
Kam ich von Zeit zu Zeit mit ihm zuſammen
Und ſchürte mit Geſchick und Vorbedacht
Der Leidenſchaft und des Begehrens Flammen.
Doch wollt' das Warten nicht zu Ende geh'n;
Der kranke Bauer blieb noch friſch am Leben
Und wollt' ſich keinesfalls dazu verſteh'n,
Dem Sohne ſeinen Hof zu übergeben.
Da kam's denn öfter, daſs ich meinen Groll
Nicht immer klüglich zu verbergen wußte,
Und meinen Ärger dann mein Liebſter wohl
Mit manchem ſpitzen Wort entgelten mußte.
Das mochte wohl auch ſeiner Liebe Glut
So nach und nach gar ſehr bedenklich kühlen;
Ich war zu wenig ſchon auf meiner Hut,
Sonſt mußt' ich ſelber die Veränd'rung fühlen;
Ich war mir meiner Herrſchaft über ihn
Zu ſehr gewiſs und dacht ihn feſt gefangen
Durch ſeine Handſchrift, deren Wort und Sinn
Mir die Erfüllung war für mein Verlangen;
Ich ſah ihn ſchon als mir verfallen an,
Er konnt' mir nicht mehr aus, ſelbſt wenn er wollte;
Im Traume dacht' ich damals nicht daran,
Daſs es denn ſo ganz anders kommen ſollte.

Noch eine jüng're Schweſter hatte ich,
Ein kleines Ding mit zaghaft ſtillem Weſen,
Das ſchier in ſtiller Ehrfurcht blickt auf mich,
Als wär' ich etwas Höh'res gar geweſen.
Nun ja — 's iſt wahr — ich that ja ſelber ſo
Und nahm die Ehrfurcht an, die ſie mir zollte;
Auch war ich herriſch oft mit ihr und roh,
Wenn ſie ſich meinem Wunſch nicht fügen wollte.

In einer Kammer ſchliefen beide wir,
So nahm ich gleichſam ſie als Ehrenwache
Zu meinen Stelldichein hinab mit mir,
Auf daſs ich ſelbſt nicht gar 'ne Dummheit mache.
Sie war auch manchesmal mit ihm allein,
Wenn ich nicht ſchnell vom Hauſe konnte ſchleichen;
Daſs dies gefährlich ſei, fiel mir nicht ein:
Wie mochte die ein Männerherz erweichen!
Sie zählte zwar gewiſs ſchon ſechzehn Jahr',
Doch ſah ich ſtets als Kind ſie vor mir ſtehen,
Weil ſchwächlich ſie und klein am Wuchſe war;
Wie hübſch ihr Antlitz — hatt' ich nie geſehen.

Nun war's in einer Nacht zur Sommerszeit,
Schon lange war kein Stelldichein geweſen,
Es gab das letztemal 'nen kleinen Streit,
Ich bändigte ſchon ſchwer mein herriſch' Weſen —
Da wurd' ich plötzlich unvermuthet wach,
Weil eine Fledermaus durchs off'ne Fenſter
Hereingehuſcht in unſer Schlafgemach,
Die Stirn mir ſtreifend wie ein Flug Geſpenſter;
Mit einem Schreckruf fuhr ich raſch empor
Und blickt' um mich, noch halb von Schlaf befangen,
Doch als der Sinne Trübung ſich verlor,
Verſchwand auch bald mein unwillkürlich Bangen.
Durch's Fenſter blickt ich in die Nacht hinaus,
So kühl und dämm'rig über's Land gebreitet,
Die nur dem Böſen eitel Angſt und Graus,
Dem Guten mildes Wohlgefühl bereitet;
Im ſanften Windhauch regte ſich am Aſt,
Der durch das Fenſter ſah, der Blätter Reigen,
Ich ſah ſie ohne Unterlaſs und Raſt
Bald auf-, bald abwärts drehen ſich und neigen.
Dazwiſchen drängten ſich im Zitterlicht

Des Mondes geisterhaft gebleichte Strahlen,
Um auf der Stube Baden leicht und schtichl
Ein wechselvalles Zauberbild zu malen.
Da fiel mein Blick hinüber an die Wand,
Wa allzeil stand der Schwester Liegerstätte!
Die war ja leer! — Ich bog mich über'n Rand
Des Bettes — ab ich falsch gesehen hätte; —
Ich sprang heraus und tappt mich langsam hin
Auf's Kissen griff ich sachte, auf die Decke; —
Nichts Warmes, nichts Belebles fühl' ich d'rin,
Wie sehr ich auch die Arme dehn' und strecke.
Da hör ich, über das, was ich geschaul,
Verwundert, — ein Geräusch durch's Fenster dringen,
Wie zweier Menschenstimmen Flüsterlaut
In leisem Zwiegespräch, sa will's mir klingen.
Ans aff'ne Fenster eilt' ich hin in Hast,
Um nach der Ursach' des Geräuschs zu spähen,
Ein vallbetaubter, schwerer Lindenast,
Der hemmte mich zuerst am klaren Sehen;
Ich schab ihn seitwärts — ha — dart unterm Baum
Sah ich sie sitzen, und — an ihrer Seite
Ich wallte glauben erst, es sei ein Traum,
Saß e r ja, der um mich sa lang schon freite,
Gar zärtlich hielt die Dirne er umfaßt,
Sie halt' ihm um den Hals den Arm geschtungen,
Ihr Kapf hiell sanft an seiner Schulter Rast
Und nun — war auch ein Kuss heraufgeklungen.

Wenn ihr mich damals hältet, Herr gekannl,
Ihr wüßtet, wie mich, was ich sah, erregte;
Mir war es gleich, als wenn ein glühend Band
Sich fest und schneidend um den Kapf mir legte.
Nichl Liebeskränkung war es, die zur Zeil
Mein warmes Herzblut elwa kachen machte,
's war Stalz und Eigennutz und Eiletkeil,
Was mir das Hirn im Kapf zum Sieden brachte.
Mil starrem Auge blickt' ich unverwandl
Hinunter — alles schien sich mir zu drehen;
Da glilt der Lindenast aus meiner Hand,
Still rauschend sperrt er meinem Aug' das Sehen.
Da wich denn die Erstarrung auch van mir,
Die Kleider rafft' in Eile ich zusammen
Und gtitt die Treppe abwärts — fliegend schier,
Es trieben mich des Jähzorns wilde Flammen.
Das Thar war unversperrt — ich stieß es auf
Und sah den Ungetreuen nach enteiten
Dorl übern Gartenzaun in schnellem Lauf;
Die Schwester aber mußte wahl verweiten.
Ich raffte einen großen, spitzen Stein
Vam Boden, hatb nur wissend, was ich wallte,
Und war nun mit der Zitternden allein,
Die mir für beide Rede stehen sallte.
„Was treibst du hier allein? — Wer war mil dir?"
So schrie ich zarnesheiser ihr enlgegen,
Das arme Ding, es war versteinert schier,
Es stand und starrte, ahne sich zu regen.
„Du willst nichl sprechen, unverschämtes Ding?
Glaubst wohl am End', ich hab' ihn nicht gesehen! —
Dach warl' nur, ab ich's nicht zuwege bring',
Dass solche Lüste künslig dir vergehen!" —
Ich schrie's hinaus van mir mit heiserer Stimm'
Und war mir kaum bewusst, was ich gesprachen,
Im Schreien wuchs mir nach der Zorn und Grimm,
Ich fühlle meine Pulse krampfhasl pachen;
Die Schwester stand nach immer stumm vor mir
Und wagle nicht, den Blick emporzuheben,
Ich aber schäumte, wie ein wildes Thier,
Das einem schwächern stellt nach Blut und Leben.
Es hab sich, wie van selbst mir meine Hand,
Und mil dem Steine, den ich aufgelesen,
Schlug ich aufschreiend laut in Zarnes Brand
Auf Stirn und Haupl das wehrlas schwache Wesen.

Nicht einen leisen Laul gab sie van sich,
Zu Baden sank sie unter meinen Schlägen,
Das ganze Blul aus ihrem Anllitz wich,
Im Grase lag sie, ohne sich zu regen.
Noch war ich allzusehr vam Zarn umstrickt,
Um meiner Schreckthat mir bewusst zu werden,
Und als sie einmal klagend aufgeblickt,
Rief ich ihr zu mil höhnischen Geberden:
„Sa, — schlechtes Ding, nun merkst dir wohl die Lehr'
Und wirst dir deine Falschheil abgewöhnen!"
Sie seufzle einmal auf sa lief und schwer
Und gab von sich ein schmerzlich leises Stöhnen.
Ich kehrl' mich nichl daran und dacht' bei mir:
Das lhut sie nur, dein Milleid wachzurufen; —
Schan schlass ich hinter mir des Hauses Thür'
Und schtich hinauf der Treppe schmale Stufen.
Aufs Lager warf ich mich mil heißem Kapf,
Ich war erregl, wie nie in meinem Leben,
Voll Ärger schall ich auf den dummen Tropf,
Der mich um jener willen aufgegeben.
Die Schrift van ihm, sie kam mir in den Sinn,
Die einst mir sichern sallte mein Gelingen,
Ich sann und sann, ab ich's im Stande bin,
Mir wieder ihn damil zurückzuzwingen.
So lag ich schtastos eine Weil' allein,
Bis es mir einfiel, selber mich zu fragen:
„Es wird ihr doch nichts zugestaßen sein,
Der Schwester, da ich zarnig sie geschtagen?"
Ich harchte nach dem Garten mit Bedacht,
Ob ich sie dart nicht höre sich bewegen; —

Digitized by Google

In ungestörter Stille lag die Nacht,
Nichts schien sich draußen in der Welt zu regen.
Da fieng mir an, aus meines Herzens Grund
Ein still geheimes Bangen aufzusteigen:
Wenn sie noch unten läge, siech und wund!
Schier schreckhaft dünkte mir das dumpfe Schweigen.
Vom Lager ward ich endlich aufgejagt.
An's Fenster trat ich, um hinauszuspähen
Schier furchtsam blickt' ich aus und schier verzagt;
Es war im tiefen Dunkel nichts zu sehen.
Nun litt mich meine Angst nicht oben mehr,
Die immer wilder war indes geworden,
Ich lief treppabwärts, wie wenn hinterher
Mir folgte Geisterspuk in hellen Horden.
Zum zweitenmal in dieser bösen Nacht
Betrat ich durch das Hinterthor den Garten;
Noch hätt' ich damals, Herr, es nicht gedacht,
Welch grauses Missgeschick mich sollt' erwarten:
Ich späh hinaus in meines Bangens Noth,
Dieweil die Hände an der Klinke fassen:
Wahrhaftig — dort am Baum — du großer Gott —
Dort liegt sie, wie ich vorher sie verlassen!
Ich spring hinzu mit einem dumpfen Schrei,
Lass mich an ihrer Seit' zu Boden sinken,
Ich ruf' sie an und streich' die Stirn ihr frei,
Da klebt mir dickes Blut an meiner Linken.
Ein Schreckensschrei entringt sich meinem Mund,
Ich suche hastend nach des Herzens Schlägen,
Gottlob, noch gibt es schwaches Leben kund,
Noch spür ich's unter meiner Hand sich regen.
Rasch hab ich die Besinnungslose auf —
Ich fühlte nicht des schlaffen Körpers Schwere
Mit Sorgfalt trug ich sie ins Haus hinauf,
Damit ich nicht das Unheil noch vermehre.
Mein Schreckruf rief die Hausbewohner wach,
Die Mutter kam mir angsterfüllt entgegen,
Sie half mir dann mit vielem Weh und Ach
Die sieche Schwester auf das Bett zu legen.
Der Vater kam hinzu und brachte Licht,
Sie frugen, wie der Unglücksfall geschehen,
Ich sagte ihnen — was, das weiß ich nicht;
Die nackte Wahrheit scheut' ich zu gestehen.
Ich lief dann eiligst selbst noch in der Nacht,
Den Doctor aus der nahen Stadt zu holen,
Hielt bei der Kranken sorglich treue Wacht
Und rannt'nach Arzenei'n mit wunden Sohlen.
Doch all dies konnt' das Unheil bannen nicht,
Die Schwester starb uns binnen wenig Tagen;
Da kam auch meine Unthat an das Licht.
Man schleppt mich zum Gericht — es half kein Klagen.
Des Todtschlags hat man schuldig mich erkannt,
Mich eingekerkert; — 's waren böse Jahre,
Die mich in's Strafhaus das Gesetz gebannt,
Schon damals bleichten mir die dunklen Haare.
Bei Tag die Arbeit war das ärgste nicht,
Doch diese langen Nächte – müsst ihr wissen –
So dazuliegen schlaflos ohne Licht
Allein nur mit dem falternden Gewissen —
Das war entsetzlich — glaubt mir's, bester Herr!
Erst langsam fand ich Schlaf und Ruhe wieder,
Das Lachen aber lernt' ich nimmermehr,
Das schlug mir jene Zeit für immer nieder.

Als meiner Strafe Zeit zu Ende gieng,
So war mein Wesen ganz und gar verwandelt,
Mir schien viel ernster, düst'rer jedes Ding,
Nun hätt' ich nimmer so wie einst gehandelt.
Ich fand zuhause nur die Mutter mehr,
Der Vater, Bruder waren schnell gestorben,
Das Leben schien mir öde nun und leer,
Die Heiratslust war allzeit mir verdorben.
Es fand sich zwar hernach in spät'rer Zeit,
Da auch die Mutter starb nach kurzer Weile,
So mancher schmucke Freier gern bereit,
Dass er mit mir als Mann die Wirtschaft theile;
Doch ließ mich all' das Liebgethue kalt,
Ich glaubte nicht an Treusein oder Lieben,
Ich ward dabei allmählich welk und alt
Und bin die „Jungfer Wirtin" so geblieben."

Gedichte.

Von **S. Fritz.***)

Der Träumer.

Die Freunde alle fahren gut
Auf ihren Lebenswegen;
Der eine trägt den Doctorhut,
Der and're führt den Degen,

Der dritte Hofrath sich benennt,
Sie haben Titel, Orden —
Mir fehlte dazu das Talent,
Ich bin ein Träumer worden.

Ein Träumer! Wißt ihr, was das heißt?
Das heißt: auf Erden leben,
Indes das Herz, indes der Geist
Im blauen Äther schweben;

Das heißt: sich heute voller Lust
Am Hirngespinst berauschen,
Im Glück der hochgeschwellten Brust
Mit keinem König tauschen,

Und morgen wieder alle Qual
Des Unverstand'nen leiden,
Die Lebensfreude manchesmal
Dem Straßenbettler neiden!

Klage.

Schlaffe Lider, welke Wangen,
Graue, dünngesäte Haare
Bilden schon seit Adams Zeiten
Das Gefalg' der reifer'n Jahre.

Alle diese Herbsteszeichen
Will ich ohne Murren tragen;
Nur das eine trifft mich härter
Als ein Dutzend Altersplagen:

Daß der Frauen, die mir hold sind,
Immer weniger auf Erden,
Während jetzt die Ehemänner
Immer liebenswürd'ger werden.

An Sie.

Am Sonntag Frau Grete
In Jamben verehrt,
Am Montag Frau Käthe
Die Freundschaft erklärt,

Am Dienstag Frau Jella
Ein Sträußchen gesandt,
Am Mittwoch Frau Bella
Bezaubernd genannt:

Und doch nur der einen
In schlafloser Nacht,
Der Himmlischen, Reinen,
Verklärten gedacht!

Um eine Stufe.

Um eine Stufe höher strebt
Ein jeder stets hienieden;
Ob dieser einen Stufe lebt
Die Menschheit nie zufrieden.

*) Aus dessen Gedichtesammlung „Zu Thal". (Leipzig. Carl Reißner. 1893.)

Schwere Dinge.

Und hast du studiert auch bei Tag und bei Nacht
Und hast du es auch zum Gelehrten gebracht,
Zwei Dinge erfassest du nimmer und nie:
Die Frau'n – und die deutsche Orthographie!

Egoismus.

Wer heutzutage noch nicht ist
In erster Linie Egoist,
Den hauet mir in Marmor aus
Und steckt ihn dann ins Narrenhaus!

Die göttliche Liebe.

Herr Schmidt hat eine Tochter,
Herr Müller einen Sohn,
Herr Fischer stiftet Ehen
Für mäß'ge Provision.

Herr Müller gibt Zehntausend,
Herr Schmidt das Gleiche nach.
„Dürft' ich's wohl arrangieren?"
Herr Fischer eifrig sprach.

Herr Müller sagt' am Sonntag,
Herr Schmidt am Montag Ja,
Am Dienstag Müller junior
Die Jungfer Schmidt besah.

Am Mittwoch war Verlobung;
Herr Fischer bracht' beim Schmaus
Aufs Göttliche der Liebe
Ein Hoch in Versen aus.

Unsere liebe Frau.

Einiges über den Marien-Cultus in den Alpen. Von P. K. Rosegger.

Im katholischen Himmel die größte und huldreichste Wundergestalt ist Maria, die jungfräuliche Mutter Jesu, die Königin des Himmels — unsere liebe Frau.

Sie ist eine Offenbarung, die wir weniger den Evangelisten, als der päpstlichen Kirche verdanken. Nachdem meine Kindheit voll der glühendsten und phantastischesten Marienverehrung hinter mir war, merkte ich erst, wie wenig die vier Verfasser des Lebens Christi über Mariä, seine Mutter, zu erzählen haben. Und im Vergleiche zu anderen Gestalten des neuen Testamentes, wie nebensächlich und kühl ist des Heilands Gebärerin behandelt, wie so gar nicht innig ist der Verkehr zwischen Mutter und Sohn geschildert, dass man fast auf die Vermuthung kommen könnte, sie seien einander nicht allzu nahe gestanden. Als die Anhänger des Messias sich taufen ließen, war Maria nicht unter ihnen, wenigstens liest man nichts davon.

Und was hat aus dieser evangelischen Maria die katholische Kirche für eine unvergleichliche Gestalt geschaffen: ein Weib voller Demuth und Innigkeit, voller Herrlichkeit und Gnade, von mehr als engelhafter Schönheit, von ewiger Jugend umstrahlt. Die Weltkugel ist ihr Fußschemel, der Schlange — der Urheberin alles Unheils — zertritt sie den Kopf, die Mondessichel zu ihren Füßen empfängt das Licht von ihrer Gestalt, die Himmelssterne um ihr Haupt empfangen das Licht von ihrem Angesichte. Gott Vater und Gott Sohn setzen ihr die Krone des Himmels auf. Sie ist unbefleckt empfangen, hat als Jungfrau geboren und ist mit Leib und Seele in den Himmel gefahren.

Vor solch unerhörter Offenbarung verstummten Natur und Vernunft. Was sich dagegen aufbäumte, das wurde gleichsam zerschmolzen vor der Glut dieses göttlichen Bildes. Wenn in der Religion alles, was nicht natürlich ist, unnatürlich und also unglaubhaft sein müsste, dann könnte man alle Tempel zusperren, alle. Für den Glauben gibt es noch ein drittes: das Übernatürliche. Wenn aber die Pharisäer kommen und das Übernatürliche wissenschaftlich beweisen wollen, so ist das ein eitles Beginnen. Wer den Glauben hat, der braucht keinen Beweis, wer ihn nicht hat, den überzeugt keiner in diesen Dingen. Der Glaube ist ja selbst ein Wunder und dieses Wunder ist seit tausend und so viel Jahren an unzähligen Millionen Menschen geschehen. Nicht zu messen in seiner Weite und Tiefe ist das Meer von Seligkeit, welches der Marienglaube in die Herzen der katholischen Menschheit gebracht hat.

Darum unvernünftig bis zum Erbarmen wäre ein Bestreben, den Marien-Cultus aus der Welt zu schaffen; der christlichen Religion wäre damit die Blüte abgebrochen, den gläubigen Seelen ein Hauptquell des Trostes und des Glückes verschüttet. Mit der Führung des Marien-Cultus hat die Kirche manches wett gemacht, was durch zu geringe Pflege des Evangeliums in der Volksschule gefehlt wird. Freilich möchte es mir im Principe noch besser gefallen, wenn alle Andacht und Herzinnigkeit, die man der Mutter Gottes spendet, unmittelbar an den Erlöser gerichtet würde. Aber vielleicht nur im Principe. Wie die Religionsgeschichte lehrt, haben die Menschen eine besondere Vorliebe für weibliche Gottheiten. Die arme Jüdin von Nazareth ist erhoben worden zu göttlichem Range. Das verachtete Weib, das zu Bethlehem in einem kalten Stalle ihre Stunde erwarten, das mit dem Kinde bedroht und verfolgt durch die Wüste ins Ägyptenland fliehen musste, das verlassen unter dem Kreuze stand, an dessen Holz das Blut des sterbenden Sohnes niederrann, den sie wie einen Verbrecher hingerichtet hatten — dieses Weib ist erhöht zur Mutter des ewigen Gottes, zur Königin des Himmels und der Erde. In leuchtenden Wolken umschweben sie die Chöre der Engel. Die Heiligen des Himmels, die Fürsten des Erdkreises, die Kriegsherren, die Bischöfe und Päpste knien in Ehrfurcht geneigt zu ihren Füßen. Ihr sanftes Mutterauge blickt nieder zur Erde, auf die Kinder des Leides; und solchen, die so arm und verachtet sind, wie sie selbst einst war, hilft sie am liebsten. In Stunden wilden Schmerzes und grauser Noth schreien die Menschen auf zu ihr, an Ruinen und Gräbern stehend weinen sie auf zu ihr — und sie tröstet.

Wenn man endlich nur wieder erkennen wollte, wie mächtig allen bösen Gewalten trotzend das himmlische Ideal ist. Tödten können dich die Feinde, aber überwinden können sie dich nicht, denn an deiner Seite stehen die göttlichen Mächte der Ewigkeit, die für dich vorhanden sind, weil du sie glaubst. Und in diesem Glauben wandelst du als Sieger dich fühlend durch des irdischen Lebens Widerwärtigkeiten und durch das Thor des Todes froh hinaus. Kann der Geist der Welt mit seinem Wissen, das im Grunde auch nur ein Wähnen ist, solches zuwege bringen?

„Unsere liebe Frau!“ Ich kann wohl sagen, sie ist mir meine zweite Mutter gewesen. Wenn ich auf der Hochweide die Schafe hütete und am Himmel schwere Gewitter aufstiegen, sah ich in goldenen Wolken den Saum ihres Kleides. Und wo durch die Lücke des Gewölkes noch schräg das ätherische Band eines Sonnenstrahls niedergieng, da war es für mich nichts anderes, als der Gnadenstrahl unserer lieben Frau: Fürchte dich nicht, Kind, ich beschütze

dich! — Wenn ich die Schafe durch den finsteren Wald trieb und aus der Ferne das Heulen der Wölfe zu hören glaubte, da gaukelten die Fünklein der Johanneswürmchen neben mir her, die Nachtlichter unserer lieben Frau und ich hörte sie: Kind, ich geh' gleim neben deiner, es geschieht dir nichts. — Wenn ich am späten Abende in den Vollmond schaute, da saß sie drinnen und lächelte mir zu: Kind, geh in Gottesnamen schlafen! — Als ich anhub in die Schule zu gehen und in großer Angst war darüber, ob die schwere Aufgabe wohl würde zu überwinden sein, denn mein Wesen war noch gar zu kläglich, da riethen mir die Leute ein Gebet zum heiligen Geist. Meine Mutter jedoch sagte, unsere liebe Frau sollt' ich recht anrufen; das that ich, und mit ihrem Beistand sind die feindlichen Legionen der vierundzwanzig Buchstaben und zehn Ziffern glücklich überwunden worden. Als ich einst an einer Lungenentzündung krank darniederlag, gieng meine Mutter zu unserer lieben Frau, der Maria am Gölkreuz, und zündete ihr zwei Kerzen an. Als ich das hörte, war meine Todesangst dahin und ich hub an gesund zu werden. — Als eines Tages beim Ackern die Ochsen scheu wurden und ich unter die Egge kam, verlobte mein Vater sich geschwind zu unserer lieben Frau in Mariazell, und ich kam unversehrt davon. („Heimgarten" I. Jahrgang, Seite 935.)

Als unser alter Knecht Markus im Sterben lag, kam eine Nachbarin und hub an, ihm Sterbegebete vorzuschreien. Eine rothe Kerze steckte sie ihm in die Hand. Draußen wüthete ein Sturm, dass die Fichten krachten. Die Nachbarin schrie dem Sterbenden ins Ohr so laut, dass es im ganzen Hause gellte: „O böser Feind, weiche von ihm! O Jesus, lass ihn nicht in das höllische Feuer fahren! In das ewige höllische Feuer nicht, wo die verdammten Sünder sind! O Herr, sei ihm Sünder gnädig und verjage den höllischen Erbfeind, der seine arme Seele schon in der Gewalt hat. Aus dieser schreckbaren Gefahr errette ihn, o heiliger, gerechter unsterblicher Gott, thu ihn nicht verdammen!"

Als mein Vater sah, wie es dem alten Markus die Augen heraustrieb vor lauter Angst, jagte er das Weib fort, setzte sich selber hin, nahm dem Kranken das Licht aus der Hand, trocknete ihm die feuchte Stirn und sagte ganz leise: „Unsere liebe Frau!" Ein süßer Friede kam ins Angesicht des Sterbenden und vielleicht hat er gesehen, was ich sah zur selben Stunde: Unsere liebe Frau nahm ihn an der Hand und führte ihn freundlich hinüber. An finsteren Abgründen gieng der enge Steig. durch Nacht und Grausen, vorbei an der höllischen Mächte schreckliches Wüthen, sie hielt ihn fest an der Hand und führte ihn hinüber ins Himmelreich.

Als in einer Spätherbstnacht das Dorf Krieglach im Feuer stand, rief alles zum heiligen Florian, aber der Wind jagte die Flammen auf die Bretterdächer hin von einem Hause zum anderen. In dieser Noth machte die Gemeinde ein Gelübde zu unserer lieben Frau, da kam frischer Muth und neue Kraft in die das Element abwehrenden Leute, und das Feuer wurde überwältigt.

Der einzelne wie das Volk, in Noth und Gefahr rufen sie zu unserer lieben Frau, und die Zuversicht auf ihren Beistand stärkt die Herzen.

Es gibt wohl kein Haus in den Alpen, in welchem nicht ein oder mehrere Marienbilder wären. Und jeder, der in dem Hause wohnt, spricht täglich ein oder mehrere Gebete zu unserer lieben Frau. Die Erhebung des Herzens unmittelbar zu Gott wird recht oft vergessen, schon mehr Aufmerksamkeit wird gewissen Heiligen erwiesen, die innig Verehrte und Umworbene ist unsere liebe Frau. Die üblichsten Gebete sind der Rosenkranz und die Frauen- (lauretanische)

Litanei. Ersterer hat sechs Vaterunser und sechzig Ave Maria. Die Frauenlitanei feiert Marien unter anderem als die weiseste, die mächtigste Jungfrau, als Spiegel der Gerechtigkeit, als Ursache unserer Freude, als die geheimnisvolle Rose, den Thurm Davids, das goldene Haus, die Arche des Bundes, als die Pforte des Himmels und den Morgenstern, und ruft schließlich solche Symbole des alten Bundes um ihre Fürbitte an.

Im Landvolke der Alpen wird es wenige geben, besonders unter den Weibern, die an ihrem Leibe nicht ein Amulet tragen mit einem Zeichen von unserer lieben Frau, sei es ihr Bildnis, sei es ein geschriebenes Gebet an sie, sei es ein Sinnbild ihres rosenbekränzten Herzens, seien es die verschlungenen Buchstaben ihres „süßen Namens Maria". Keine Magd gibt es, die nicht an der Thüre ihres Kleiderschrankes ein Muttergottesbildchen kleben oder hängen hätte. Und sie küssen diese Bildchen oft ohne allen äußeren Anlass, blos aus Liebe zur Mutter Gottes. Manche tragen mit sich unserer lieben Frau ihre „heilige Läng", das ist ein Papier- oder Leinwandstreifen, der genau die Länge des natürlichen Körpers der Mutter Gottes haben soll. Auch besitzen manche Leute ein genaues Maß ihrer Hand. Die Natur selber ist voll von Anspielungen auf unsere liebe Frau. Es gibt Marienblümchen, Liebfrauenrosen, Muttergottesschühlein, Liebfrauenhaar, Marienkäferchen, Marienglas u. s. w. Der Wachholderstrauch ist heilig, weil im Schatten desselben Maria mit dem Kinde geruht hat. Die Nachtigall ist heilig, weil sie zu Bethlehem das Jesukind in den Schlaf gesungen hat. Die Spinnen sind heilig, weil sie mit Spinnengeweben den Eingang verdeckten in jene Höhle, in welcher Maria auf der Flucht nach Ägypten Schutz gesucht vor ihren Verfolgern. Das Edelweiß ist heilig, weil es aus der Wolle entstand, welche vom Spinnrocken der Muttergottes abgefallen ist. Hundert Bücher wären zu schreiben über die Marienfagen und Legenden, die im Volke leben. Und was die Dichtung, was die Kunst gethan hat zur Verherrlichung Mariens, das ist unermesslich.

MARIA

Die alten Marienlieder des Volkes sind stets voller Einfalt, Innigkeit und — Anachronismen. Als fromme Beterin wird sie gedacht mit dem Rosenkranz oder einem Messbuche in der Hand. Als Mutter mit dem Christkind am Arm wird sie gedacht unter dem Kreuze Jesu. Als Braut Gottes wird sie gedacht mit goldenen Schuhen und dem Vermählungsring am Finger. Als Schäferin wird sie gedacht, wie sie mit zottigem Fanghund die Wölfe verjagt. Als Himmelskönigin wird sie gedacht mit seidenem Purpurmantel und auf dem Haupt — die österreichische Kaiserkrone. Die meisten der Lieder preisen ihre Schönheit, um bald zu einer Bitte überzugehen; viele besingen ihre Himmelsglorie, aber auch ihr Erdenleid.

Ein solches ist das Folgende:

Dort unt auf grüner Auen
Geht der Morgenstern auf,
Sitzt unsre liebe Frauen
Mit dem Christkindlein drauf.

Geht wohl ein wenig auffer
Und umer ums Haus,
Schaut der heilige Johannes
Beim Fenster heraus.

„O heiliger Johannes,
Mein liebester Freund,
Hast du's nit gesehen,
Mein lieb's Jesulein?"

„Ich hab' es wohl gesehen,
Aber nacht abends spatt,
War Kron hab'n 's ihm aufdruckt,
Schwar Kreuz hat er trag'n.

Drei Nägel hab'n 's ihm geschlagen
Durch seine Händ und seine Füß,
O Jesus, mein Jesus
Die Martern sein nit süß!"

Wer dies Liedlein kann singen,
Sing's 's Tags nur einmal,
Der wird wohl eingehen
In den himmlischen Saal.

Und noch herzbewegender ein anderes Lied, in welchem der heilige Petrus der ihren Sohn suchenden Maria von ihm berichtet:

„Das Kreuz, das mußt' er tragen
Bis an dieselbige Statt,
Wo er gemartert ward."

Maria, die stund auch dabei
Und weint' ganz bitterlich
Um ihren Jesu Christ.

„O Mutter, laß das Weinen!
Die Martern, die sind klein,
Das Himmelreich ist mein."

Der größten Maler Meisterstücke, der größten Baumeister Dome sind unserer lieben Frau geweiht. Königinnen sind von ihren Thronen gestiegen, um in einem Kloster unserer lieben Frau zu dienen. Große Schlachten sind geschlagen, herrliche Siege errungen worden unter der Fahne Mariens.

Kein Irdischer und kein Himmlischer hat in der Menschheit je so viel Bewunderung und Liebe erfahren, als dieses arme Zimmermannsweib aus Galiläa.

Die katholische Kirche feiert im Jahre fünf große „Frauentage": Mariä Empfängnis, Mariä Geburt, Mariä Verkündigung, Mariä Lichtmeß, Mariä Himmelfahrt. Da ist allemal Feiertag im ganzen Lande. Außerdem kommen noch zahlreiche andere Marienfeste vor: Mariä Heimsuchung, Mariä Opferung, Mariä Reinigung, dann die Feste der Schmerzen, des Mitleidens, der Ohnmacht, der sieben Freuden Mariens u. s. w. Ferner sind der Muttergottes alle Samstage geweiht, und gar mancher Fasttag, der von den echten Marienverehrern stets strenge und mit wahrer Andacht eingehalten wird.

Der Monat Mai ist unserer lieben Frau geweiht und die im Lande üblichen Maiandachten entfalten gar oft eine gar liebliche Pracht.

An manchen Frauenfesten werden bei Processionen reich mit Rosen geschmückte Muttergottes-Statuen von Jungfrauen herumgetragen, und es gibt gewisse Sträucher, die ihre Zweige verneigen, wenn das Bild vorbeischwankt. In früheren Zeiten sollen Marienprocessionen auch nächtlicherweile abgehalten worden sein im Freien, bei zahllosen Kerzenlichtern und Fackeln. Und da wären die Vöglein wach geworden in ihren Nestern und hätten miteingestimmt in den Gesang der hinwallenden Schar. Und einmal in einer Maiennacht war's, da sind die Vöglein niedergeflogen von ihren Baumwipfeln und haben das Bildnis unserer lieben Frau unter hellem Singen umkreist. Also haben sie es begleitet zurück bis zur Kirche und sind dann fröhlich wieder in ihre Nester geflogen.

Diese Poesie ist längst vergangen. Vielleicht auch ist sie aus dem Heiligthum verscheucht worden. Ängstlich wacht die Kirche darüber, daß ihre Gestalten den orthodoxen Charakter nicht verlieren. Das dichtende Volk könnte sie allmählich verwandeln zu Göttern der Schönheit und Freude!

Daß die Kirche in neuerer Zeit so viel Gewicht legt auf die Bezeichnung „Herz Mariä" und gerade diesem ausdrücklich besondere Verehrung weiht, verstehe ich nicht. Dieser anatomische Begriff kann nicht volksthümlich werden, so zahlreiche „Herzbilder" auch in unseren Alpen zu finden sind. Die ganze herrliche Gestalt, deren Mittelpunkt freilich das Herz sein wird, ist es, die eine so beispiellose Herrschaft gewonnen hat über die Seelen. Die Schönheit hat mitgesprochen in dieser Sache, die ideale Frauenschönheit, und eine Raphael'sche Madonna wird mehr Anhänger haben, als die Darstellung eines Herzknotens, aus welchem zwar die Flamme steigt. Ein solch vom Schwerte durchbohrtes und mit Rosen bekränztes brennendes Herz kann recht wohl ein mystisches Sinnbild sein, doch unsere liebe Frau, wie sie im

Gemüthe des Volkes lebt, ist es nicht. Die Marienbildnisse, wie sie in unseren Alpen aufgerichtet sind an Gassen und Straßen („Heimgarten" XVII. Jahrgang, Seite 109) wären nicht zu zählen; und nicht zu zählen auch die Kapellen und Kirchen, die der Himmelskönigin geweiht sind. In der Liebe zu Marien kann das Bauernvolk sich gar nicht genug thun, es wallfahrtet von Kapelle zu Kapelle, von Kirche zu Kirche, in großen Scharen und mit fliegenden Fahnen. Manchem Belasteten sind tagelange Wege nicht zu weit, zu beschwerlich, oft als Siecher und Krüppel bettelt er sich hin zur fernen Gnadenstätte, wo er Hilfe sucht und Trost findet.

Wer einmal an einem Frauenfeste, z. B. in Mariazell gewesen ist, der bekommt einen Begriff von dem Verhältnisse des Volkes zu unserer lieben Frau. Das ist ganz unbeschreiblich. Oft habe ich versucht, den Mariencultus an berühmten Wallfahrtsorten zu schildern, allein wer's nicht aus Erfahrung weiß, dem Worte kann er nicht glauben. Manche geben sich für den Wallfahrtsweg Sand in die Schuhe, um zu Ehren unserer lieben Frau Buße zu wirken. An die Gnadenkirche gekommen, schleifen sie kniend die Freitreppe hinauf, zum Thore hinein, um den Altar herum. Die einen werfen sich auf den Bauch zu Boden und küssen das Pflaster, die anderen legen sich auf den Rücken hin, strecken ihre Arme aus ins Kreuz und bleiben in dieser Stellung eine zeitlang liegen. Abends pflegen manche Processionen in den Kreuzgängen einen „Lichtelumgang" zu halten, wobei jeder eine, auch zwei brennende Kerzen in der Hand trägt. Dazu der schreiende Gesang, der oft von mehreren Processionen zugleich in unterschiedlichen Sprachen und Weisen durch die Kirche hallt. Naturmenschen begeistern sich nicht so schnell, wenn aber, dann artet die Begeisterung für etwas leicht in Fanatismus und sogar in Verzückung aus. Oft habe ich mir gedacht, nicht aus Erkenntlichkeit für die ihr dargebrachten Huldigungen, wohl aber aus Mitleid zu den wahnwitzigen, schreienden Seelen müsste unsere liebe Frau die Menschen erhören. Dieser Theil des Volkes ist es auch, der ein altes, häßliches, halb mystisch gehaltenes Frauenbild einer von Meisterhand geschaffenen kunstreichen Madonna vorzuziehen pflegt. Und wahrlich, das hohe Alter eines Gnadenbildes hat immer etwas Bestrickendes; mich rührt der Gedanke, wie viele Generationen und Völker schon ihr Anliegen zusammengetragen haben an solcher Stätte. Kaum ein großes Unglück ist seit siebenhundert Jahren geschehen im Lande Steier, das nicht ausgeweint worden wäre in der Kirche zu Zell.

Die Gedenk- und Opfertafeln, wie sie in Wallfahrtskirchen an den Wänden prangen, erzählen Wunder über Wunder. Besonders Feuerbrünste, Wassergefahren, schlagende Wetter in Bergwerken, Todeskrankheiten, schwere körperliche Beschädigungen und andere Körperschäden sind es, derentwegen man die Hilfe unserer lieben Frau angerufen hat und die durch ihre Fürbitte zum Guten sich gewendet haben. Blinde wurden sehend, Lahme gehend, Tobsüchtige zahm, wilde Thiere gebändigt, Räuber und Mörder besiegt. Der eine hatte eine Gabel verschluckt und wurde gerettet; der andere fiel von einem Thurme herab und fiel sich nicht zu Tode; der dritte wurde von Wilderern durch die Brust geschossen und genas; der vierte kam in das riesige Schwungrad einer Fabrik und wurde nicht getödtet; der fünfte lag zwei Tage lang im Starrkrampf, und in dem Augenblicke, als man seinen Sarg in das Grab senken wollte, gewann er die Kraft, ein Zeichen des Lebens von sich zu geben; der sechste war unversehens in einen unterirdischen Canal eingemauert worden und wurde noch zu rechter Zeit gerettet u. s. w.

Digitized by Google

Und alles durch die Fürbitte unserer lieben Frau. Aber noch größere Wunder sind aufgeschrieben. Ein Branntweintrinker opferte einen silbernen Becher auf die Meinung, daß er von seinem Laster befreit werde. Ein Ehepaar ließ aus seinen zwei Eheringen ein goldenes Herzlein schmieden, hieng dasselbe dem Bilde unserer lieben Frau um den Hals auf die Meinung, dass der eingerissene eheliche Zwist aufhören möge. War der Glaube groß und der gute Wille stark genug, so wird die Erhörung wohl bewirkt worden sein. Vergessenen Jungfrauen sagt man nach, dass sie zu unserer lieben Frau wallfahren, um sich einen Mann zu erbitten. Ein solches Sagen ist ein beliebter Spass; manchmal aber dürfte es wohl schon auch im Ernste vorgekommen sein, dass eine einsame Maid um ihren zweiten Theil die Muttergottes gebeten hat. Maria hört allen zu mit der gleichen Geduld; kein böses Verlangen straft sie und kein kindisches Bitten belächelt sie. Und jeder geht von ihr mit dem Bewusstsein: Mein Anliegen hat sie gehört, ihre Macht ist groß und meiner wird sie gedenken.

An Gott selber getrauen sich die Leute nicht so heran, er ist oft der Beleidigte, er ist strenge und er ist der Richter. Maria jedoch ist die Liebreiche und Hilfreiche. Mancher mag ihr in seiner Einfalt wohl auch weibliche Schwächen zudenken, durch die ihr beizukommen ist, Frauen haben es gerne, wenn man ihnen Artigkeiten sagt, kleine Geschenke verehrt, oder sich recht ungestüm bewirbt um ihre Gunst. Darum geht's in Marienkirchen anders, ich möchte sagen ungezwungener zu, als in anderen Gotteshäusern. Und sie lässt sich's gefallen.

Bei manchen Leuten hat das Wallfahrten zu unserer lieben Frau sich sogar zu einem Gewerbe ausgebildet. Besonders arme ältere Weiber betreiben es. Sie gehen zuerst in der Gegend umher, um Aufträge zu sammeln bei solchen, die selbst nicht Gelegenheit haben, Wallfahrten zu bestimmten Gnadenorten zu machen. Sie verpflichten sich, bei unserer lieben Frau zu Zell, oder zu Luschari, oder zu Heiligen Brunn, oder zu Einsiedeln für die gute Meinung anderer so und so viel Vaterunser oder Rosenkränze oder Litaneien zu beten, und bekommen natürlich für diese Dienstleistung vom Anrümer (Besteller) milde Gaben. Im Pusterthal weiß ich eine kleine alte Frau, die sich im Sommer nur mit solchen Wallfahrten den Lebensunterhalt erwirbt. Sie hat aber — wie es jetzt schon bei jeder soliden Handelsfirma üblich ist — ihre festen Preise. Ein Vaterunser mit Ave Maria kostet drei Kreuzer, ein Rosenkranz zwanzig Kreuzer, eine lauretanische Litanei mit den dazugehörigen Gebeten zehn Kreuzer, ein Gelobt sei Jesus Christus wird als Draufgabe dazugethan. Höher im Preise steht ein Rutschen auf den Knien um den Altar, oder gar ein ausgestrecktes Liegen in Kreuzesform auf dem kalten Steinpflaster. — Warum Christus einst gerade nur jüdische Schacherer aus dem Tempel getrieben hat? Weil damals noch keine anderen drin waren.

Von einer solchen Professionswallfahrerin wird erzählt, dass ein Jungdirndl bei ihr fünf Vaterunser zu der „schmerzhaften Mutter" bestellt habe auf die gute Meinung, dass sie den Hausfohn zum Mann kriegen sollte. Und zu gleicher Zeit hat bei derselbigen Wallfahrerin und der nämlichen „schmerzhaften Mutter" auch der Hausfohn fünf Vaterunser bestellt auf die gute Meinung, dass eine Heirat zwischen ihm und der schönen Adlerwirtin zustande käme. Jetzt wusste sich die Wallfahrerin nicht zu helfen. Betete sie für die Jungmagd, so arbeitete sie dem Hausfohn entgegen; und betete sie für diesen, so war das Jungdirndl betrogen. Ei was, dachte sie, unsere liebe Frau wird's schon recht machen und betete rasch hintereinander, das Jungdirndl möchte den Hausfohn

kriegen und den Hausſohn ſolle die Adlerwirtin heiraten. Was geſchah? Der Hausſohn wurde Soldat, brachte es bis zum Feldwebel und heiratete ſpäter eine dicke Höckerin vom Naſchmarkt zu Wien.

Mit dem Beiſpiel ſei angedeutet, daſs der herrliche Liebfrauen-Cultus manchmal auch ins arg Zweifelhafte verläuft. Und eigentlich ſogar ziemlich oft. Es gibt ja ſo viele niedrige Seelen und ſolche zerren alles, was ſie anfaſſen, ins Niedrige herab. Verſchwiegen aber darf's nicht werden, doch ſcharf getrennt muſs es gehalten ſein, damit man nicht etwa meint, Mariendienſt und Aberglaube ſeien eins und dasſelbe.

In alter Zeit hat der Liebfrauen-Cultus ſich hie und da wunderlich ausgewachſen zu einer Art von ſinnlicher Minne, zu einer ausſchweifenden Verzückung, die nicht mehr Frömmigkeit war, ſondern etwas anderes. Wer einmal die Geſchichte dieſes merkwürdigen Cultus zu ſchreiben hat, der wird manch unerhörtem Wunder begegnen, das wohl oft ein Knab' angedeutet hat in brünſtigem Liebeslied. Die Erſcheinungen der heiligen Jungfrau waren an der Tagesordnung, der Glaube mit glühender Phantaſie vereint verdichtete das himmliſche Frauenideal zu einem körperlichen Weſen. Die Kunſt hat alles gethan, um dieſe hehre Schönheit zu verſinnlichen, und vielleicht iſt es gerade deshalb, daſs man nun die ſchöne Frauengeſtalt in den Hintergrund rücken und das von Schwertern durchbohrte Herz in den Vordergrund ſtellen will. Und auch dem „Herzen" ſind Tempel gebaut.

An die Gründung eines jeden Marien-Gnadenortes knüpft ſich Mythe und Sage. Nach Loretto haben ans Nazareth in Galiläa Engel das Häuschen übertragen, wo Maria einſt gewohnt. Zu Luſchari auf dem Berge haben Hirten das Bildnis gefunden, vor welchem Schafe auf ihren Knien lagen. Desgleichen hat zu Maria-Rehkogel in Steiermark ein von Jägern verfolgtes Reh ſich in der Wildnis zu einem bisher unbekannten Marienbilde geflüchtet und iſt vor demſelben auf die Knie gefallen. Anderswo iſt das Bildnis auf Bäumen gewachſen, oder von Bergknappen tief im Geſtein gefunden worden; anderswo hat das Bildnis ein Blinder geſchnitzt; anderswo iſt es ganz allein auf einem Schifflein über den See gefahren. Es gibt Marienbildniſſe, welche nach dem Volksglauben von den Engeln gemalt wurden. Das Gnadenbild in dem berühmten polniſchen Wallfahrtsorte Czenſtochau ſtammt vom Pinſel des Evangeliſten Lukas, der Maler war, und der die Mutter Jeſu wohl noch perſönlich gekannt hat.

Manches gefundene Bildnis, das man in ſchon beſtehenden Kirchen geborgen, wollte dort nicht bleiben, ſondern kam wunderbarerweiſe immer wieder zurück an den meiſt unwirtlichen Ort, wo es zuerſt erſchienen, und dieſes ſo oft, bis man ihm dort eine Kirche erbaute. So ſtehen Wallfahrtskirchen auf ſturmumbrausten Bergeshöhen, an ſenkrecht abſtürzenden Felswänden geklebt, in kaum zugänglichen Höhlen, auf Inſeln von Seen, auf öden Steinhalden und in anderen Wildniſſen. Der Sinn des Menſchen ſollte abgelenkt werden von der lockenden Welt und von wilder Natur geängſtigt zu unſerer lieben Frau gewieſen ſein. Freilich gibt es auch Marientempel, die in blühenden Gärten und fruchtbaren Paradieſen ſtehen, hier iſt Maria gleichſam als die von der Natur geſchmückte Spenderin der Früchte. Viele Wallfahrtsorte gehören Klöſtern, die oft großentheils von deren Ertrag an Opfergaben leben und wohl am meiſten Urſache haben, Maria als Gnadenmutter zu verehren.

Der Cultus iſt im Sinken. Unſere Zeit ſchnitzt ſich andere Götter. Nur des Volkes untere Schichten ſind es noch, die unſere liebe Frau ſuchen und bei ihr Troſt finden.

Die letzte von der Kirche beglaubigte Erſcheinung der heiligen Jungfrau hat

im Jahre 1858 stattgefunden zu Lourdes im südlichen Frankreich. In einer Grotte erschien sie armen Hirten. An jener Stelle wurde eine herrliche Kirche erbaut, an welcher der Liebfrauendienst in seinem mittelalterlichen Glanze noch einmal aufflackert.

Fast leid thut es mir, meine Betrachtung über diesen unerschöpflichen Gegenstand schließen zu müssen. Denn ich verweilte noch gern bei dem trostreichen Anbilde, zu dessen Füßen viele Völker des Erdkreises weinend beten, bei unserer lieben Frau.

Die Gnomen im Königsberge.

Von August Brunlechner.

„Wir fahren hinab in den düsteren Schacht,
Wo die Gnomen, die munteren, walten,
Wir sehen der Erze verschlossene Pracht,
Und schauen die Wundergestalten.
Was unten in Klüften treibet der Wicht,
Durch den Knappen kommt es ans Sonnenlicht."

Vor einigen Jahren starb in Raibl ein alter Knappe, welchen ich seit meiner Kindheit kannte; schon als Knabe hatte er sich dem Bergmannsstande gewidmet und noch als Greis mit silberweißem Haar gewann er Blei- und Zinkerze aus den Gruben des Königsberges, dem Erzberge von Raibl, in dessen dunklen Zechen er sein halbes Leben zugebracht hatte. Das fahle Antlitz, von tiefen Furchen, den Zeugen lebenslanger harter Arbeit durchzogen, war wie aus Stein gemeißelt. Decennien vermochten seine Züge nicht zu verändern, im Glanze seiner klaren, lebhaften Augen spiegelte sich die Reinheit einer edlen Seele wieder. Dieses alte Männchen erzählte mir eines Abends vor seiner Hütte eine gar wunderliche Geschichte von dem Treiben der Gnomen im Königsberge; mehrmals gelang es dem Knappen, die Graubärtchen zu belauschen, über seine Wahrnehmung berichtete er mir Folgendes: „Die Bergmännchen sind durchaus gutartiger Natur, zeigen sich braven Knappen gegenüber stets als freundliche Hausgenossen der ewigen Tenfe; sie rathen und helfen ihnen bei der Arbeit und warnen bei drohender Gefahr durch ein vernehmliches Knistern und Krachen im Gestein. Nebenher treiben sie allerhand Kurzweil und wenn hiebei auch zuweilen eine kleine Neckerei, ein Schelmenstücklein mit unterläuft, so muss man solches, als im Wesen ihrer Art gelegen, hinnehmen. Niemals ist bei derlei Koboldspäßen eine böse Absicht vorhanden. Dem Zanken, Fluchen und Pfeifen sind die Gnomen abhold, damit verscherzt man sich ihre Gunst; man hüte sich, sie zu erzürnen; denn dann wären sie leichtlich im Stande, sich bitter zu rächen, gefährliche Steinfälle, ja sogar Wassereinbrüche herbeizuführen. Wenig freundlich gesinnt sind die Gnomen den gewöhnlichen Menschenkindern, den Laien im Bergbau, welche sie gelegentlicher Besuche in der Grube „metallblind" machen, ja auch vorübergehend das Sehen ganz unmöglich machen, weshalb sie in einem nicht sonderlich guten Rufe stehen. Die Bergmännchen sind arge Feinde der Erz- und Metallvergeudung, sowie jeder Art verschwenderischen Übermuthes, welchen sie härtestens bestrafen; hingegen schätzen sie Wirtschaftlichkeit mit den Erzmitteln, Anspruchslosigkeit, entsagungsvolle, emsige Arbeit und Herzensgüte als die höchsten Tugenden.

An einem Sylvesterabend verspätete sich der alte Bergknappe einmal in der Grube: die gesammte Mannschaft war längst schon ausgefahren und so saß er allein, sich ausruhend, im weiten Raume einer alten Zeche. Fast lautlose Stille umgab ihn, welche nur zeitweilig durch das Knistern fallender, sich abbröckelnder Gesteinstheilchen unterbrochen wurde. Da plötzlich vernahm der Bergmann ein leises Kichern, das er anfänglich für das Plätschern des Tropfenfalles gehalten hatte; in der Richtung, von welcher das Geräusch kam, blickend, bemerkte er aus einer Felsspalte kommend, ein winziges, helles Lichtlein, dessen Schein sich in den niederrieselnden Bergwässern hundertfach wiederspiegelte. Dem kleinen Geleuchte folgte aus weitem Ärmel ragend ein Händchen, welches einen Schlägel umfaßte, dann schob sich eine mächtige Zipfelmütze aus der Kluft, aus der mit lachendem Gesichte ein Gnome hervorlugte. Dieser schien den Knappen nicht sonderlich zu fürchten, denn nach kurzem Bedenken kroch das schmiegsame Zwerglein gänzlich hervor und gewann im behenden Sprunge die Sohle. Ein weiter Bergkittel, zusammengehalten durch den Riemen des Bergleders, das fast bis auf die Erde niederreichte, bedeckte den zarten, etwas gedrungenen Leib, die Beine staken in enge anliegenden Lederhöschen. Kaum hatte das niedliche Graubärtchen die Felsspalte verlassen, so folgte ihm auch schon ein zweites und drittes, ja bald war der Knappe in der nun taghell erleuchteten Zeche von einem ganzen Kreise sich fröhlich tummelnder Gnomen umgeben! Einige von ihnen lagerten sich auf Gesteinstrümmer, andere hockten sich auf die vorspringenden Wände der Zeche, die lustigsten jedoch reichten sich die Händchen und umtanzten das inmitten der tollenden Schar sitzende, verwundert um sich blickende Menschenkind, das sich völlig die Äuglein wundrieb, weil es ihm nicht mehr recht trauen wollte. Bald jedoch wich auch der letzte Zweifel an der Richtigkeit des Wahrgenommenen, die Bergmännchen ließen ihre Stimme erschallen, sie sangen voll Munterkeit in lebhaftem bewegtem Tempo:

„Nützet das Wasser, nützet die Lüfte,
Schaffet die Erze und Schichten und Klüfte,
Winzige Körnchen, zerstreut in Gestein,
Sammelt beharrlich im festen Schrein!“

Als die kleinen Männchen das Lied beendet hatten, begannen sie sich, wie sie gekommen, nun wieder zurückzuziehen; nacheinander verschwanden sie in der Kluft, aus der sie gekommen waren. Als der letzte der Zwerge sich ebenfalls zum Gehen wandte und die Zeche nur noch von schwachem bläulichem Lichte umflossen war, faßte der alte Bergknappe Muth; beherzt wendete er sich dem Gnomen zu und sprach: „Höre mich, Sohn des Rübezahl, ich bitte dich!“ — „Was verlangest du?“ darauf der Kleine. — „Lieber Berggeist, mich reizt ein heimliches Begehren; ich möchte es dir offenbaren.“ — „So sprich“, sagte der Gnome, „ich will dich hören.“ Der Knappe, dessen Selbstvertrauen mehr und mehr wuchs, als er das Entgegenkommen des Kleinen wahrnahm, sprach: „Ihr lieben Geister seid, ich weiß es seit langem, mir immer wohlgesinnt gewesen, manch guten Rath empfieng ich schon aus eurem Munde; oft entrann ich schon, dank eurem Warnungsrufen, der Gefahr; ich hab' euch lieb gewonnen. Darum bitte, sage mir: welcher Art ist euer Wesen und Treiben? Alles, was da ist, hat Ursache und Zweck, was ist euch zu wirken vorbehalten?“ Darauf der Gnomen: „Das magst du wissen, doch schweig' fein still und nütze, was ich dir sage!“ Das langbärtige Zwerglein ließ sich auf die letzten Sprossen der an die Zechenwand gelehnten Fahrt

nieder, sah dem Knappen mit seinen grauen, klugen Äuglein ins Gesicht und fuhr fort: „Es ist schon lange her, ihr Kinder der Zeit werdet euch schier nicht mehr daran erinnern, als die erstarrte Rinde der Erde, zu schwach, die ihr innewohnende Spannung zu tragen, zusammenbrach. Bald hier, bald dort klaffte ein Riss, Theile des metallenen Erdkernes entwichen durch die Sprünge an die Oberfläche; dies war nicht nach dem Sinne der Unterweltmächte; sie sandten Kieselerde und Schwefel nebst Verwandten den flüchtigen Metallen nach und verschlackten oder vererzten sie; ja, der Hass der Unterwelt gieng so weit, dass sie die Atome der Entflohenen wie Spreu in die ausgedehnten Gebirgsmassen zerstreute. Solcherart sollten die Metalle den Wesen des Lichtes unbrauchbar gemacht werden. Der Herr der Welt aber, der den Hass nicht kennt, schuf durch einen Machtspruch Rübezahl und seine Legionen! Er gab ihnen das Wasser und wirksame Luftarten als Gehilfen mit der Weisung:

„Nützet das Wasser, nützet die Lüfte,
Schaffet die Erze auf Schichten und Klüfte."

Du findest deshalb", fuhr das Männchen fort, „unser Geschlecht über die ganze Erde verbreitet, allenthalben tragen wir mit Hilfe unserer Genossen Stäubchen zu Stäubchen und Korn zu Korn. Aus den Schlacken, aus den Gesteinen lösen wir die Atome aus und schaffen sie auf Höhlungen und Spalten. Es währt gar lange, bis sich diese Kammern füllen. Ihr Eintagsfliegen könnt es gar nicht ermessen, welche Zeiträume benöthigt werden, um eine Gebirgskluft mit Erz zu füllen; ohne Wasser und Luft würden wir, bei Rübezahl, unserer Aufgabe kaum gewachsen sein. Einzelne unserer Legionen sammeln einen Theil der Niederschlagswässer und leiten sie durch die Ackerkrume in das Gestein, andere schaffen Kohlensäure herbei, die sie nebst Lebensluft zum Theile von der Oberfläche her, theils erstere für sich allein auf Klüften aus der Tiefe beziehen. Mit der sauren Luft geben uns die Mächte der Unterwelt, freilich unbewusst, das mächtigste Mittel an die Hand, die verschlackten Metalle ihrer Fesseln zu entledigen. Mit den beiden Luftarten bringen wir die zerstreuten Metallatome in Lösung und führen sie auf tausendfachen Wegen geschickt wieder zusammen in die vorbereiteten Kammern. Durch die endlosen Unruhen in der Unterwelt wird unsere Arbeit wesentlich erleichtert, indem die alten vernarbten Sprünge in der Erdrinde bei Erschütterungen wieder aufgerissen, erweitert und durch neue vermehrt werden. Damit aber wachsen die Vorrathsräume für unsere Erze! Hie und da besorgt die saure Luft im Vereine mit dem Wasser die Vorbereitung von Erzkammern und gleichzeitig auch den Erztransport; sie verlassen dann in den Hohlräumen das mitgebrachte Erz und binden es hiedurch an diese Stelle. Andernfalls aber benützen wir kohlige Substanzen, meist Reste längst zugrunde gegangener Vegetationen oder animalische Überbleibsel, oder wir bedienen uns einer übelriechenden, geschwefelten Luftart, in welcher die meisten Metalle wie betäubt niedersinken, um die Erze in den Kammern festzuhalten.

Die Unterwelt überlässt uns neidlos diesen ihren giftigen, infernalischen Hauch, welchen sie an manchen Orten, wie in Lasnitz, Malborghet und im Raibler Tiefbau in größeren Mengen an die Oberfläche bläst; wir senden ihm das Wasser entgegen, das ihn aufnimmt und für unsere Zwecke nützlich macht. Im Königsberge entfesselten wir mittelst Taglust und Wasser einen Theil der geschwefelten Metalle und lagerten das neue, gereinigte Gebilde, das ihr Galmei nennt, in tiefer gelegene Kammern.

Ist es unserem Bemühen gelun-

gen, einen Hohlraum nahezu mit Erzen zu füllen, dann krönen wir unser Werk durch den Aufbau von Krystallen, welche wir oft in den kunstvollsten Gestalten, mit reinstem Glanze bilden und mancher eurer Weisen hat schon vergeblich über einem derartigen Ding forschend gebrütet, wenn Gnomenlaune oder schalkhafte Absicht die Formgebung beeinflusste. Nun, mein Freund, habe ich deinen Wunsch erfüllt!"

„So endete mein Gespräch mit dem Gnomen", berichtete der alte Knappe von Raibl; „noch einmal sah mich das Zwerglein freundlich an und mit den Worten: „Es schütze dich Rübezahl!" drückte er mir die Hand und verschwand spurlos in der Spalte. Traumverloren blickte ich jetzt um mich und bemerkte an meinem nahezu ausgebrannten Grubenlicht, dass ich sehr lange an der Stelle verweilt haben musste; ich eilte hierauf über die dunklen Fahrten zu Tage. Tagelang verfolgten mich die Gedanken an das in der Grube erlebte Ereignis und noch heute tönt das Gnomenlied in meinen Ohren nach."

Mein Gewährsmann ist leider kurze Zeit, nachdem er mir sein Erlebnis mit dem Bergmännchen mitgetheilt hatte, dahingegangen. Als man den Knappen zur letzten Fahrt geleitet hatte und die Leidtragenden sich bereits allmählich aus dem Kirchhofe verloren, da machte sich — erzählte mir der Raibler Schulmeister — ein in dunkle Lumpen gehülltes Bettelmännchen mit langem grauen Barte am Grabe zu schaffen, Thränen kollerten über seine bleichen Wangen, es warf einzelne Schollen auf den Sarg und dabei murmelte es halbverständliche Worte, von welchen man nur vernehmen konnte:

„Winzige Körnlein, zerstreut im Gestein,
Sammelt beharrlich im festen Schrein!"

Kein Zweifel, es war der Gnome aus dem Königsberge!

(Freie Stimmen.)

Weisung.

Du sollst reden — nicht viel, aber sinnig;
Du sollst beten — nicht lang, aber innig;
Du sollst handeln — nicht rasch, aber kräftig;
Du sollst lieben — nicht laut, aber heftig;
Du sollst leben — nicht wild, aber heiter;
Du sollst dir helfen — Gott hilft weiter!

Fr. Helm.

Der Schmeißrinnbock vom Gamskarspitz.

Ein Bildchen aus dem Hochgebirge von Arthur Achleitner.

Wer mit der Selzthalbahn durch das Oberennsthal eilt, weiß nicht, welch stolze Hochlandsgegenden sich in den stillen Seitenthälern zwischen dem reizenden Schladming und dem einsam schönen Gröbming rechts der Enns aufbauen in voller Majestät des Hochgebirges, manchem Theil der Schweiz vergleichbar, nur wilder noch in wuchtigen Felspartien und weniger betreten vom Fuße des neugierigen Touristen. Ins stille Sattenthal kommen nur die Jäger von Beruf, die „Schwarzgeher" und die Almlente. Einige Stunden lang dehnt sich das schmale Hochthal, bis der Gamskarspitz und der Rücken der majestätischen Hochwildstelle nebst Genossen es mit starren Felsblöcken abschließen. In dieser Felswüste haust der steirische Zlatorog, der Schmeißrinnbock vom Gamskarspitz, der seine eigene Geschichte hat. Seit beinahe einer Dekade schont ihn des Jägers Rohr; nach unendlich schwierigem Anstieg in eine fürchterliche Rinne unter dem gigantischen Gamskarspitz hat der Jäger noch stets den Stutzen abgesetzt, wiewohl der alte Gemsbock in sicherer Schusslinie stand. Trifft ihn die Kugel, so wird der Schütze nie von diesem Bock einen ganzen Knochen erhalten, denn überschlagend muss der Bock im Absturz in Atome zerschellen. Alle Versuche, ihn aus seinem weidmännisch gesicherten Einstand herauszutreiben, sind bislang gescheitert, der schlaue Kamerad geht augenblicklich hoch und seinen Einstand zu übersteigen, haben einige Wildbretschützen bereits mit dem Tode gebüßt. Das „Bauchwehgassel" heißt im Volksmunde jene Rinne, die schräg unter dem Gamskarspitz zu dem Einstande des Bockes führt, weil nach Ansicht der Sattenthaler jedem vor Angst übel wird, wenn er mit Menschenfüßen die gräßliche Felsenstelle passieren soll. Und die Rinne, in welcher der Bock steht, heißt die Schmeißrinne, weil es den Gams „derschmeißt" (schmeißen = werfen), wenn er zu Sturz kommt.

Den Jagdherrn reizte es, diesem sagenhaften, langjährig geschonten Bock endlich einmal energisch auf den Leib zu rücken. In der „Schwoagerstuben", einer großen aufgemauerten Alm im Sattenthale, ist die Gesellschaft zum morgigen Trieb auf den steirischen Zlatorog versammelt. Hinten am offenen Herd prasseln die Holzscheiter und verbreiten nebst Rauch angenehme Wärme, am Tisch auf den

grobgehobelten Bänken haben wir uns zum Abenddiscurs niedergelassen. Für das morgige „Riegeln" sind alle Dispositionen getroffen, nur für das heutige Übernachten noch nicht. Zwei Betten im oberen „Gaden" sind frei, dann die „Kreister" der Sennerinnen, aber letztere finden bei uns „Wissenden" keine Liebhaber. Lieber ins Heu!

Wie lange es trotz der Müdigkeit dauert, bis der ersehnte Schlaf kommt! Würzig duftet das frische Heu in der Scheune, fast wird der Geruch betäubend. Die Liegerstatt ist nicht eben hotelmäßig, durch den Wettermantel hindurch sticht das Heu auf die nackten Knie so kitzlig, als wäre ein Regiment brauner Blutsauger in Attaque begriffen. Links liegt es sich schlecht, auf der rechten Körperseite nicht gut, das Heu ist zusammengedrückt, man spürt den harten Tennboden in allen Knochen. Durch die Holzfugen streicht der kalte Nachtwind, das Scheunenthor schließt schlecht, wozu auch, gestohlen wird ja nichts und kann auch nichts werden. Ab und zu kommt aus dem Stall nebenan ein Laut, von ferne bimmelt die Blechglocke einer Almkuh, die ihr spätes Futter sucht. Ein heiliger Friede ringsum, nur der nahe Brunnen plätschert, fleißig und munter eilen die Wellen des Bergbaches vorbei. Mein Schlafkamerad ist hinüber ins Reich der Träume, nicht lange dauert's und er „orgelt" in mächtigen tiefen Tönen, die sich allmählich zum Getöse einer Dampfsäge steigern. Prachtvolle Gutturaltöne, wie sie in Tirol und Steiermark so schön gedeihen, wilde Weisen, die so schwer in Worte zu fassen sind. Eine Zeitlang gab ich mich ganz dem Genusse des Zuhörens hin, aber es waren gar schreckliche Lieder ohne Worte. Wo der Mann nur diese vollendete Kunst erlernt hat? — Ihn aufzuwecken nützt gar nichts, denn im Mondenschein, der sich durch die Ritzen der Holzwandung stiehlt, sehe ich deutlich, dass der Gute nicht einmal auf dem Rücken liegt. Und dennoch diese mächtigen Orgeltöne! —

Ich zwinge mich zum Schlafen und endlich fallen doch die müden Augen zu. Wache oder träume ich, es wird mir so feuchtkalt und dabei weht mir doch ein warmer Athem ins Gesicht. Soll das dem Jägerfranzl sein Dackel sein, der uns aufzuwecken kommt? Schlaftrunken heiße ich das Vieh weggehen, aber das Schnüffeln dauert fort. „Himmelkreuzdonnerwetter! mach' dass du weiterkommst!" Und ein Faustthieb fährt auf das Vieh. Ein grunzender Laut und das Beest hüpft im Fackeltrab davon. Weg war der Schlaf. Gleich darauf kommt auch schon der Franzl zur Tagreveille.

Das „Riegeln" hat begonnen, langsam steigen die Treiber, eine Schar kerniger Burschen, die in einigen Jahren fesche „Belgier" abgeben werden, an; mit dem „Spectiv" lassen sich die Bewegungen der Treiber genau verfolgen, wie sie geschmeidig, ohne viel Bedenken, Klüfte überspringen, immer höher klettern die glatten Wände hinan auf kaum handbreitem Steigl. Jetzt wird's auch für die Schützen Zeit zum Anstand, in längstens einer Stunde muss der erste Treiber ins Bauchwehgassel eingestiegen sein und wenn's glückt, ist der sagenhafte Schmeißrinnbock heute unser.

Waidmanns Heil!

Langmächtig sitzen wir schon am Stand, aber es „riegelt" sich nichts. Sollte unser Zlatorog vorzeitig hochgegangen sein? Wie die „Lichter" auch arbeiten, nichts zu sehen, kein Laut zu hören; doch von Ferne ertönt ja das „Duhliä", deutlich ist das „Wallerzen" (Jodeln) zu hören. Heiliger Bammbach! Wenn jetzt der Zlatorog vom Gamskarspitz schussgerecht herabsanken thäte! Wär' das ein Glück! Der Beschreibung nach muss ja der Schmeißrinnbock auf den ersten Blick erkennbar sein.

— — — — — — — — — —

Vergeblich, unser Zlatorog ist nicht gekommen. Die Treiber sind heil herunter, aber nicht um einen Leiterwagen voll neuer Guldenzettel giengen sie noch einmal ins Bauchwehgassel, versichern die Burschen, die vor dem Verdacht, zu wenig Schneid' zu besitzen, erhaben sind. Der Schmeißrinnbock wär' eben zu flink und augenblicklich hochgegangen, wie er den ersten Treiber gespürt. Und der Treiber habe viel zu viel auf seine „Hasen" aufpassen müssen. Ja, aber die anderen?

Ja, betheuerte der Kaschthaler Hans, 's war a Böhmischer unter uns, wie der „Pozor!" (Achtung!) g'schrieen hat, hat der Bock Reißaus nehmen müssen.

Trotz des Ärgers über den missglückten Trieb lachten wir aus vollem Halse und wirklich, weiß der Kuckuck, wie der Bursche in das stille, wildromantische Sattenthal Obersteiermarks gekommen ist, es war ein veritabler Böhmak, ein Gegenstand allgemeinster Heiterkeit bei Brentlerinnen und Holzern, deren stoa(n)steirisches Deutsch der radebrechende Czeche gottvoll übertrumpfl. Aber kraxeln kann er trotz seiner Angehörigkeit zur heiligen czechischen Nation so famos, als hätte seine Wiege auf dem — Dachstein gestanden.

Unser Zlatorog äst inzwischen ruhig weiter. Wer ihn wohl herabbringen wird?? — —

Die Grenzen des ärztlichen Berufs.

Von O. Bähr.

Das deutsche Strafgesetzbuch bestimmt: „Wer vorsätzlich einen anderen körperlich misshandelt oder an der Gesundheit schädigt, wird mit Gefängnis oder Geldstrafe bestraft." Nun nehmen alltäglich Ärzte und Wundärzte Eingriffe in den menschlichen Körper vor, die sich der äußeren Erscheinung nach als Körperverletzungen oder Gesundheitsstörungen darstellen. Gleichwohl fällt es niemandem ein, den Arzt zur Strafe zu ziehen. Zur Erklärung dafür könnte man sagen, diese Eingriffe seien keine „Misshandlung" und keine „Schädigung der Gesundheit." Aber was heißt „Misshandlung und Schädigung der Gesundheit"? Äußerlich betrachtet, erscheinen doch die Eingriffe vielfach als solche. Nicht selten wird ein Kranker durch den Eingriff, den der Arzt vornimmt, nicht besser, sondern schlechter, oder er stirbt gar daran. Dennoch wird der Arzt nicht bestraft. Dass sich also mit jenen zweifelhaften Begriffen die Frage nicht erledigen lässt, liegt auf der Hand. Namentlich aber erweisen sich jene Begriffe als völlig unzureichend, wenn es sich darum handelt, die Grenze zu finden, bis zu der der Arzt mit seinen Eingriffen gehen darf. Über diese Frage hat kürzlich ein Professor des Strafrechtes in Basel einen Vortrag veröffentlicht,*) und bei dem allgemeinen Interesse, das diese Frage in Anspruch nimmt, wollen wir hier auf den Inhalt dieses interessanten Schriftchens

*) Das ärztliche Recht zu körperlichen Eingriffen an Kranken und Gesunden. Von Dr. L. Oppenheim. Basel, Benno Schwabe, 1892.

etwas näher eingehen und einige Betrachtungen daran knüpfen.

Ein früher nie geahnter Aufschwung der ärztlichen Kunst hat dahin geführt, dafs in neuerer Zeit Wundärzte immer tiefer eingreifende Operationen an Kranken vornehmen, und Ärzte immer wieder neue Mittel zur Heilung an Kranken in Anwendung bringen. Selbst den Gesunden zieht der Arzt in den Bereich seiner Thätigkeit, sei es, um vorsorgend durch ärztliche Eingriffe für seine Gesundheit zu sorgen, sei es, um aus seinem Körper Mittel zur Heilung Kranker zu entnehmen oder auch, um Versuche für die mögliche Behandlung Kranker an ihm zu machen. Worauf gründet sich nun das Recht zu dem allen?

Der Verfasser unseres Schriftchens prüft in dieser Beziehung die bereits von anderen aufgestellten Ansichten. Manche wollen die Befugnisse zu solchen ärztlichen Eingriffen lediglich auf die Einwilligung dessen gründen, an dem sie ausgeübt werden. Auch der Verfasser erkennt an, dafs eine Operation an einem Kranken allerdings nur mit dessen Einwilligung vollzogen werden dürfe. Als durchgreifenden Grundsatz für die ärztliche Thätigkeit verwirft er aber diesen Gesichtspunkt. Er weist darauf hin, dafs man einen solchen, der Selbstmord versucht habe, auch ohne seine Einwilligung ärztlich behandle; dafs ferner der Arzt einem Kranken auch ohne dessen Einwilligung selbst gefahrbringende Arzneimittel eingebe, wenn es die Natur der Krankheit erheische.

Eine andere Ansicht geht davon aus, dafs es sittliche Pflicht des Kranken sei, sich Leben und Gesundheit zu erhalten, und dafs in dem Umfange dieser Pflicht auch der Arzt das Recht habe, körperliche Eingriffe an dem Kranken vorzunehmen. Auch diesen Gesichtspunkt verwirft der Verfasser, weil man doch nicht jeden ärztlichen Eingriff auf eine sittliche Pflicht, sich ärztlich behandeln zu lassen, zurückführen könne.

Eine weitere Ansicht nimmt für das Recht des Arztes zu Eingriffen den ärztlichen Beruf zur Grundlage. Indem der Staat die Ausübung des ärztlichen Berufes billige, berechtige er dadurch den Arzt auch, alle Eingriffe vorzunehmen, die die ärztliche Wissenschaft verlange und gestatte. Auch diesen Gesichtspunkt läfst der Verfasser nicht gelten, weil unter Umständen auch einem Nichtarzte Eingriffe in das körperliche Befinden eines Kranken gestattet seien, wenn sie diesem nur zum Heile gereichen.

Wenn aber alle diese Versuche, das Recht des Arztes zu körperlichen Eingriffen zu erklären, nicht ausreichten, so bleibe nur noch ein Erklärungsmittel. Das sei das Gewohnheitsrecht. Es sei gewohnheitsrechtlich erlaubt, dafs für ärztliche Zwecke auch Eingriffe in das körperliche Befinden eines Menschen geübt werden dürften.

Nun geht der Verfasser die einzelnen Verhältnisse durch, unter denen solche Eingriffe üblich seien. Für die Heilung von Kranken stellt er als Reget auf, dafs, wenn der Kranke volljährig und geistesgesund sei, Eingriffe der erwähnten Art nur mit seinem Willen geschehen dürfen. Doch müfsten Ausnahmen davon gemacht werden. Ein von einem schweren Unglücksfall Betroffener, namentlich einer, der sich das Leben zu nehmen versucht habe, könne auch ohne seinen Willen sofort ärztlich behandelt werden. Dagegen erfordere jede Operation, so groß oder so gering sie sei, die Einwilligung des zu Operierenden. Lebensgefährliche Operationen dürften überhaupt nur vorgenommen werden, wenn sich kein anderes Heilmittel darbiete, wenn dem Kranken die Gefahr des Eingriffes zum Bewufstsein gebracht sei, und wenn bei der Operation alle möglichen Mittel zur Beseitigung der Gefahr getroffen seien. Unter

diesen Bedingungen habe der Arzt selbst das Recht zu einem den Tod wahrscheinlich herbeiführenden Eingriffe.

Unter gleichen Bedingungen habe der Arzt auch das Recht zur Anwendung lebensgefährlicher Arzneimittel. Öfter kämen Arzneimittel in Frage, die wissenschaftlich empfohlen, aber doch noch nicht genügend erprobt seien (wie zum Beispiel das Tuberkulin kurz nach seiner Entdeckung). In einem solchen Falle sei der Arzt berechtigt, das Arzneimittel anzuwenden, wenn es nach glaubwürdiger wissenschaftlicher Forschung als zweckentsprechend betrachtet werden könne. Niemals aber dürfe der Arzt unsittliche Dinge als Heilmittel anwenden. Dies gelte namentlich auch von körperlicher Züchtigung als vermeintlichem Heilmittel.

Eingriffe in das körperliche Wohlbefinden Gesunder zur Heilung von anderen Erkrankten kommen heutzutage namentlich vor bei Entnahme von Blut (Transfusion) oder zur Entnahme von Hautstücken (Transplantation). Zu solchen Eingriffen sei der Arzt berechtigt, wenn die betreffende Person ihre Einwilligung gebe, wenn ihr durch den Eingriff kein dauernder Schaden zugefügt werde, und wenn ihre Schädigung durch den Eingriff ein weit geringeres Übel sei, als das Übel des Kranken, das dadurch geheilt werden solle. Ein Minderjähriger dürfe jedoch nur mit Einwilligung seines Vaters oder Vormundes zu einer solchen Cur benutzt werden.

Zur Linderung von Krankheiten dürfe sich der Arzt Eingriffe in die Gesundheit erlauben, wenn die Schwere und die Gefahr dieser Eingriffe durch die Größe des Leidens, das dadurch gelindert werden solle, überwogen werde. Darnach bestimme sich namentlich die Anwendung von narkotischen Mitteln, Chloroformierung und Morphiumeinspritzungen. Sie seien berechtigt, wenn damit eine Schmerzlinderung oder ein anderer ärztlicher Zweck erreicht werden solle, sonst nicht. Auch zur Erleichterung des Sterbens von unrettbar Kranken dürften solche Mittel angewendet werden. Manche Ärzte seien auch der Ansicht, sie dürften in einem solchen Falle durch große Gaben von Morphium das qualvolle Leben eines Kranken verkürzen und ihm einen schnellen, schmerzlosen Tod bereiten. Der Verfasser mißbilligt das entschieden, meint aber, die bloße Möglichkeit, dass dadurch der Tod beschleunigt werde, dürfe bei schwer Leidenden von der Anwendung narkotischer Mittel nicht abhalten.

Weiter zieht er die Zulässigkeit ärztlicher Eingriffe zur Vorbeugung gegen Krankheiten in Betracht. Dahin gehören die Impfungen, namentlich gegen Pocken und in neuerer Zeit auch gegen Tollwuth. Auch solche Eingriffe erklärte er für zulässig, jedoch wo kein gesetzlicher Impfzwang bestehe, nur mit Einwilligung der betreffenden Personen.

Auch Eingriffe zur Beseitigung entstellender körperlicher Mängel dürften natürlich nur mit Einwilligung des davon Betroffenen erfolgen. Leichte Eingriffe dieser Art seien stets, schwere dagegen nur dann berechtigt, wenn der zu beseitigende Mangel groß sei, auch der Eingriff regelmäßig nicht zu dauerndem Siechthum oder zum Tode führe.

Von großer Bedeutung ist endlich die Frage, inwieweit der Arzt Menschen zu Experimenten für ärztliche Zwecke gebrauchen darf. Der Verfasser stellt hier als Grundsatz auf, dass nie ein Mensch, weder ein gesunder, noch ein Kranker ohne seine Einwilligung zum Gegenstand eines solchen Experiments gemacht werden dürfe. Dies gelte selbst bei unheilbaren Kranken und bei einem zum Tode Verurtheilten. An einem Gesunden dürften auch mit dessen Einwilligung keine Versuche vorgenommen werden, wenn

dieser dadurch einer großen Gefahr ausgesetzt würde. Bei unrettbaren Kranken sei es vielleicht nicht geboten, diese Schranken einzuhalten. Der Verfasser zeigt dann an Beispielen, wie Ärzte öfter in dieser Richtung fehlen.

Als Anhang zu seiner Schrift theilt er zwei gerichtliche Urtheile mit, die in Fällen ergangen sind, wo Ärzte wegen Überschreitung ihres Berufs angeklagt worden waren.

Der erste Fall hat sich in Basel zugetragen. Um die Wunde einer Frau zu heilen, hatte der Arzt dem fünfzehnjährigen Dienstmädchen der Frau vierundzwanzig Stücke Haut aus Armen und Beinen geschnitten. Das Mädchen hatte sich auf Zureden des Arztes dazu verstanden. Ihr am Orte lebender Vater war aber nicht gefragt worden. Als die Hautstücke aus dem linken Arme genommen waren, hatte das Mädchen schon beim rechten Arme nichts mehr davon wissen wollen. Als ihm trotzdem noch aus den beiden Beinen sieben und sechs Stücke Haut weggeschnitten wurden, hat es fortwährend dabei geweint. Das Mädchen ist dann längere Zeit krank gewesen, was der Arzt darauf schiebt, dass es sich nicht genügend geschont habe. Nach der Aussage des Mädchens hat jedoch, nachdem es eine Zeit lang im Bette gelegen, seine Dienstfrau es aufstehen heißen, weil sein Zustand nicht gefährlich sei. Der Arzt ist wegen dieser Behandlung des Mädchens angeklagt worden. Das Basler Gericht hat ihn freigesprochen. Es hat angenommen, dass das Mädchen eingewilligt habe, und dass die Einwilligung seines Vaters nicht nöthig gewesen sei, weil der Arzt „in guter Treue angenommen habe und habe annehmen können, dass das Mädchen die erforderliche Einsicht besitze". Der Verfasser tadelt diese Entscheidung, und gewiss mit Recht. Die erforderliche Einsicht, dass die Sache weh thue, besaß das Mädchen wohl. Besaß es aber auch die Einsicht und Willenskraft, dem gestellten Verlangen Widerstand zu leisten? Dass eine so abscheuliche Schinderei (bei der das arme Mädchen nicht einmal narkotisiert wurde) ungestraft hingehen konnte, beweist, dass es auch in der freien Schweiz nicht immer musterhaft hergeht.

Ein anderer Fall wurde von einem deutschen Gerichte entschieden. Eine hysterische Frau, die zu ihrer Heilung in die Nervenheilanstalt eines Arztes geschickt war, bekam öfter Schmerzanfälle, bei denen sie heftig schrie. Der Arzt hatte in solchen Fällen die Frau mehrfach körperlich gezüchtigt, erst mit Ohrfeigen, dann mit einem Stock, endlich sogar mit einer Reitpeitsche, so dass die Frau blutunterlaufene Striemen davon aufzuweisen hatte. Der angeklagte Arzt vertheidigte sich damit, dass dies zu Heilzwecken geschehen sei. Das Gericht verurtheilte ihn jedoch zu einer dreimonatlichen Gefängnisstrafe. Der Verfasser billigt dieses Urtheil, und auch wir halten es für gerecht.

Soweit der Inhalt dieses Schriftchens, das sehr geeignet ist, zum Nachdenken anzuregen. Vor allem muss sich der Arzt klar werden über die Grenzen, die er bei seiner Thätigkeit zu wahren hat. Es kann leicht kommen, dass sich ein Arzt im Eifer seines Berufes zu Schritten verleiten lässt, über die er sich vielleicht später Vorwürfe zu machen hat, oder die ihn gar in Berührung mit den Strafgerichten bringen. Das Schriftchen gibt einen sehr guten Überblick über die einschlagenden Verhältnisse. Aber sicherlich erschöpft es nicht die Fälle, die auf diesem zweifelhaften Gebiete liegen. Das erkennt auch der Verfasser selbst an, und er bittet im Vorwort um Mittheilungen, die seine Anschauungen ergänzen und zu einer Erweiterung der Lehre dienen können.

Für den Juristen ist das Schriftchen interessant, weil sich in den dargestellten Verhältnissen ein Gebiet

eröffnet, das recht augenscheinlich darthut, wie unzureichend das Gesetz ist, um aus ihm allein das Recht abzuleiten. Dabei kann man nicht einmal von einem Mangel des Gesetzes reden. Keine gesetzgeberische Kraft würde im Stande sein, diese Lehre in einer Weise zu ordnen, dass man aus dem Gesetze allein das Recht entnehmen könnte. Es muss eben noch etwas anderes hinter dem Gesetze stehen, was den öden Buchstaben mit lebendigem Geiste erfüllt. Was ist aber dieses andere?

Der Verfasser sagt: es ist ein Gewohnheitsrecht. Nun kann man ja sagen, dass es einer allgemeinen Rechtsüberzeugung in unserem Volke entspricht, wenn der Arzt für ärztliche Zwecke je nach Umständen Eingriffe in den menschlichen Gesundheitszustand vornimmt. Insoferne kann man also von einem Gewohnheitsrechte reden. Aber dieses Gewohnheitsrecht lässt uns doch wieder völlig im Stich, wenn es gilt, die Grenzen dieser ärztlichen Befugnis zu bestimmen. Denn die Fragen stellen sich fast in jedem Falle anders, und es würde ganz unmöglich sein, für jeden Fall Vorgänge aufzuweisen, aus denen sich das im Volke lebende Rechtsbewusstsein erkennen ließe. Die Wissenschaft muss also auch noch eine andere Quelle haben, aus der das auf diesem Gebiete anzuwendende Recht zu schöpfen ist. Diese Quelle aber ist — man verzeihe uns, wenn wir kein anderes Wort dafür wissen — das Vernünftige. Das, was vernünftig ist, muss die Wissenschaft auf diesem Gebiete als Recht anerkennen.

So bildet auch diese Lehre wieder einen Beweis dafür, dass die Rechtswissenschaft eine Wissenschaft des Vernünftigen ist oder — wenigstens sein sollte.

Grenzboten.

Das Paradies der Grazer.

Eine Plauderei.

Das Paradies ist am Morgen. So ist es in der mythischen Geschichte der Menschheit, so ist es bei den verschiedenen Völkern, so ist es beim Einzelnen und so ist es beim Grazer Stadtpark.

Wer gegen die Mittagszeit oder gegen Abend im großen Lustgarten wandelt, der befindet sich auf der „Promenade“ und kann sich davon überzeugen, wie sehr der Mensch — Herdenthier ist. Nicht etwa, wo die schönsten Stellen sind, ergehen sie sich, sondern wo die breitesten Wege liegen. Sonne, Wind und Staub wird geduldig ertragen, nur recht viele Leute müssen hin- und herwogen, sich schieben, einander vor den Füßen gehen, einander die Pfade krümmen, einander fremd anschauen, oder freundlich grüßen, oder heimlich bespötteln und ein wenig Medisance treiben. Und endlich vielleicht gar das Rauschen des Springbrunnens und ein Militärkapelle-Bum-Bum dazu — das ist der Grazer Stadtpark, aber nicht in seiner Epoche des Edens, sondern in der nachherigen.

In oller Gottesfrühe! Dos ist das Wohrwort für olle Notur. Aus schwerer Krankheit genesen, noch toumelnd, im leisesten Lüftchen schouernd, im Sonnenstrohle schier verschmochtend, olle Menschen, die trouten wie die fremden fliehend, weil mir jedes Wort wehe thot in der wunden Brust oder im zitternden Gemüthe — in solcher Zeit wankte ich täglich zur Morgenfrühe durch den Stadtpark. Fost allein wor ich mit dem erwochenden Frühlinge. Die steinernen Dichter Friedrich Schiller und Anastasius Grün hatten noch ihre hölzernen Wintermäntel um, die obgehärtetere Volkspoesie, „Woldlilie" genonnt, hatte den Winter im Freien ohne den geringsten Schoden für ihre Gesundheit überdauert und schoute in ihrer ehernen Ruhe freundlich zu mir herab. Wenn nur auch die Volkspoeten solche eiserne Gesundheit hätten, wie diese Volkspoesie.

Die Borometer des Wetterhäuschens stiegen mählich auf und nieder, der Himmel kehrte sich nicht dron, er dachte wohl, diese Erde, auf der so viele Thränen fließen, brauche keinen Regen mehr. O du lieber Himmel! glaubst du denn, dass durch Thränenthau Rosen wachsen können? Kein Apfel und keine Traube wächst durch Augentropfen, nur Nüsse, einzig nur Betrübnüsse, Kümmernüsse, und diese sind hart aufzuknacken und hoben einen bitteren Kern.

Dort auf der Bank unter dem zartsprossenden Flieder knackt jemand an einer anderen Nuß.

Das Weib ist eine Nuss,
Die man aufbeißen muss,
Dem Mann Gott genad,
Der keinen Zahn mehr hat!

Derselbe dort hat oder noch einen. Ein junger Soldat ist's, einer von unseren feschen Belgiern. Der legt den linken Arm an die Banllehne und seinen Kopf neigt er so weit hin, dass das solbe Schnurrbärtchen an ein rothes Wänglein streicht. Das Mädel hot sich beim Dienstontritte von der Herrschost ousgebeten, dass es Sonntags zur Sechsuhrmesse gehen darf. Do auf der Fliederbank ist zu sehen, wie ihre Sechsuhrmesse beschoffen ist. — Der junge rosige Krieger hot die Schlachten noch vor sich.

Dort auf dem Kiesweg unter den Birken wondelt stramm ein Weißbort dohin, der hot sie schon längst hinter sich. Vielleicht touchen monchmal in seiner Erinnerung die blutigen Schlochtfelder Italiens oder Böhmens ouf. Hoffnungsvolle Söhne vor Freude und Bongnis zitternder Eltern musste er hinmähen lossen, die weiten Felder bedeckend mit unzähligen Leichen, das weite Land erfüllend mit unendlichem Jammer. Sein Herz durfte nicht zucken, stark und herb musste es bleiben und finster sein Auge. Und jetzt?

Zwischen den noch kahlen Rosensträuchern flattern heran kleine Vöglein, hüpfen den Sondweg doher und schonen vertrauend ouf zum martialischen Schnurrbart. Und der olte Menschenmäher zieht eine Düte ous dem Sack und streut Körner und Brosamen hin und das Vöglein pickt sie munter auf und flattert donkbor dovon und er schreitet fürbass, das Herz voll Liebe zu den armen Thierlein, und voll Sorge, dass jedes sein Morgenbrot finde ouf der Erde Gottes . . .

Ich sitze unter dem Traubenkirschenstrauch und starre vor mich hin, über des Räthsels Deutung sinnend. Kommt ein Finklein herangehüpft, stellt sich just vor mich her und zwitschert mir was vor. Mein Lebtag bisher nicht, dass so ein Vogel gekommen wäre und mir ein Ständchen gebrocht hätte. Ich hatte schon ost die Vögel besungen, aber nie ein Vogel mich, daher hörte ich ganz verwundert zu und verneigte mich sehr geschmeichelt. Doch kam auch hier wieder die alte Geschichte heraus: Für Brot sang der arme Schelm, und als von meiner Frühstücksemmel ihm ein Theil abfiel, stellte er dos

Singen ein und benützte seinen Schnabel zu etwas anderem.

Eines Morgens setzte ich mich auf die Bank vor dem Kaiser Josef und wollte mit ihm ein politisches Gespräch anheben; er gab gar keine Antwort. Unter den gegenwärtigen Zuständen mag er wohl nicht mitreden und ein Reconvalescent hat auch etwas Vernünftigeres zu thun, als sich über die Czechen, Juden und Antisemiten zu unterhalten. — Im Parke rauscht der Brunnen. Acht stattliche Meerfräulein haben jede einen großen Fisch gefangen und diese Fische speien Wasserbögen ins Becken hinauf, dass es eine Art hat. In Kreuz und Krumm gehen die Strahlen und von oben gießen die Schleier nieder über allerlei liebliches Gebilde. Ein frischer Morgenwind fährt drein und weht den silbernen Staub weit hin über das Grüne und in diesem Staub spielen die sieben Farben des Regenbogens.

Das Paradies der Grazer hat natürlich auch seine verbotenen Bäume und Sträucher. Ein Büblein hüpft daher und bricht eine rothe Rose, in demselben Augenblicke ereilt ihn die Hand des Verhängnisses — der Engel mit dem Schwert in Gestalt eines rothbärtigen Parkwächters. Das Büblein fleht um Gnade, es hilft nichts, der Engel hat ihn beim Genick; das Büblein gesteht, dass es die Rose seinem Schwesterchen hatte bringen wollen, das just heute den Geburtstag hat, es hilft nichts, der Engel hält seinen kleinen Adam fest und hebt schon an, ihn vor sich herzutreiben. Leute haben sich versammelt und selbstverständlich für den hübschen Knaben Partei ergriffen. Einer Rose wegen! Als ob nicht jeden Tag hunderte von solchen Rosen aufblühten und verwelkten! Und seinem Schwesterlein wollte er sie bringen zum Geburtstage, das ist ja reizend! Und der Parkwächter ist ein Ungeheuer, das den Knaben nur gleich auslassen soll, sonst wird man ihm was anderes sagen!

Kommt ein kleiner alter Herr getrippelt, ein bekannter Kinderfreund. Gottlob, der wird des armen Sünders Erlöser sein. „Du armes Kind", sagt er, „zu deinem Unglück bist du heute ausgegangen und jetzt führen sie dich vor das Gericht. Ganz bis zum Mittelpunkt meines Herzens hinein thust du mir leid, aber dein Weinen, das hilft dir nichts. Die Rose ist gebrochen und wird schrecklich gegen dich zeugen. Wenn es schon nicht anders ist, so will ich die Strafe auf mich nehmen, aber Strafe muss sein, und wie würde unser Stadtpark morgen schon aussehen, wenn sich jeder beliebig eine Blüte, einen Zweig, eine Rose brechen wollte!"

Über solche Auffassung ist das Volk entsetzt, allein das ändert an der Sache nichts. Der Verbrecher wird von dannen geführt, der kleine alte Herr folgt ihm nach, um bei der Polizei für ihn doch wohl ein erlösendes Wort zu sprechen. — Schon am nächsten Morgen sehe ich den Knaben wieder durch das Paradies hüpfen, aber diesmal guckt er auf keinen Strauch, lässt alle Rosen stehen und so hat sich der Justizfall gelöst den Menschen zum Wohlgefallen.

Da es Maien geworden war, begannen die Baumkronen sosehr die grünen Wiesen und Blumenbeete einzuwölben, dass man keine Steinmauer mehr sah und keinen Berg im weiten Rund. Noch tagelang behauptete ich in der Nähe des Brunnens ein Plätzchen, von welchem aus der Schöckel zu sehen war mit dem Touristenhause, endlich war auch dieser Ausblick verhangen von üppigem Geäst. Ein blaues Stückchen Alpen sollte man doch irgendwo hereinschauen lassen in unseren Lustgarten, damit man nicht ganz vergisst, dass wir mitten in Steiermark sind.

Ein Kaffeehaus haben Adam und Eva in ihrem wettberühmten Paradiese nicht gehabt. Die modernen Pärchen sitzen vor dem Kaffeehaus im Stadtpark; nur dass die Hochzeitsreisenden

des Morgens ſich etwas ſpät einzufinden pflegen. Wenn dann rings um ſie die Roſen prangen, die Vöglein ſingen, die Waſſer rauſchen, da wird den Leutchen angſt und bange vor dem Cherubim mit dem flammenden Schwert, aber es erſcheint niemand als der ſchwarzbefrackte Kellner mit dem Schiefertäfelchen.

Wenn Fremde dahinſchreiten und den Stadtpark loben, da ſchleiche ich gerne hinten drein, und wenn ſie ſtehen bleiben, um eine maleriſche Baumgruppe anzuſehen, einen exotiſchen Strauch zu bewundern, oder den Franz Joſefs-Brunnen, das Anaſtaſius Grün-Denkmal zu beſtaunen, da ſchaue und bewundere und ſtaune ich heimlich mit und genieße gleichſam als Fremder wieder, was ich als Einheimiſcher ſo oft genoſſen. Und wenn ſie in ihre Betrachtungen den Schloſsberg miteinbeziehen, der ja zum Stadtpark gehört, und wenn ſie demnach behaupten, ſo etwas gebe es eigentlich nur einmal auf der Welt, da nicke ich lebhaft mit dem Kopf und halte die Fremden für ſehr geſcheite Leute.

Einmal ſaßen auf einer Parkbank zwei Bauern, die ich von einer rückwärtigen Laube aus tückiſch behorchte. Der eine hatte ſeinen Stiefel ausgezogen, griff und greinte an demſelben herum und nannte ihn eine bockige Stierhaut. Der Stiefel muſste ihm an der Ferſe oder an der Zehe etwas angelhan haben, denn zwiſchen Menſchenhaut und Thierleder kommen oft die empfindlichſten Reibungen vor. Der zweite Bauer ſchaute ſo ein wenig ſchiefeckig in den Park hin und ſagte endlich: „Daſs die Stadtleut ſo viel Baumwerk mögen, da mitten unter den ſchönſten Häuſern! Nit einmal auf die Dumkirchen (Domkirche) ſieht einer g'ſcheit hin vor lauter Stauden!“

„Du verflixter Stiefel!“ knirſchte der eine.

Der andere fuhr fort: „Sollt' man einmal ihrer ein Dutzend Holzknecht' hereinſchicken, die wollten's bald licht machen! In meiner Jungheit iſt da ein ſchöner weiter Platz geweſen, haben die Dragoner drauf exerciert, und der groß' Tandelmarkt iſt auch da gehalten worden. Das Glaſih haben ſie's g'heißen. Frei ſchön anzuſchauen iſt's geweſen.“

„Du verhöllter Stiefel!“ murmelte der eine und that an ſeinem Lederſacke um.

„Sollen ſich eh gewehrt haben, die geſcheiteren Grazer Leut“, redete der andere weiter, „wie das Geſtauder iſt angeſetzt worden, haben's halt doch nit erwehren mögen. Wundern thät's mich nit, wenn ſie auch etliche Wölf' und Bären zügeln wollten in derer Wildnis. Mir g'fallt's nit, das kann ich ſchon ſagen; ich, wenn ich Wald ſehen will, geh' in keine Stadt.“

„Loben muſs man nur, daſs ſie den heiligen Paulus aufgeſtellt haben“, ſagte der eine und deutete mit dem Arm, auf dem der Stiefel ſtack, gegen das weißprangende Anaſtaſius Grün-Denkmal hin.

„Geld müſſen die Stadtleut haben wie Miſt“, bemerkte der andere, „das groß Brunnwerk dort hat gewiſs gegen tauſend Gulden gekoſtet und das Waſſer ſoll gar nit einmal zu trinken ſein.“

„Mein Lieber“, ſagte der Stiefelmann, „der Brunnen dort wird wohl ein biſſel mehr gekoſtet haben, wie tauſend Gulden. Meine ganze Bauernwirtſchaft, und deine, und dem Oberdorfer ſeine, und die Breitteggbuben dazu, und ihrer ein halb Dutzend andere Bauernkeiſchen — alle zuſammen ſind dir nit ſo viel wert, als was dieſer Brunnen da hat gekoſtet.“

„Nit geſcheit biſt!“ rief der andere und ſprang auf. „Nachher wundert's mich nit, daſs wir ſo viel Steuern zahlen müſſen. Teufel eini, das iſt mir ſchon zu dumm!“

„Stiefel!“ ſagte der eine und ſteckte ihn wieder an den Fuß, „mach mir keine G'ſchichten nit. Wenn wir heimkommen, ſchmeiß ich dich in den Waſſertrog. Und jetzt, Nachbar, werden

wir halt schauen, dass wir weiter kommen."

So viel war zu hören und nun hatte ich den Stadtpark auch einmal — von der anderen Seite gesehen.

Im Hochsommer war's, eines schönen Morgens. Ich kam wieder an jener Bank unter dem Flieder vorüber, wo im April der fesche Belgier gesessen bei dem Mädel. Das Mädel saß heute wieder da, aber allein. Es stützte sich mit dem Ellbogen an die Banklehne und presste ein weißes Sacktuch ins Gesicht. Rings in aller Rosenpracht und Vogeljubelherrlichkeit ein tiefes Trauern.

Leider ja, auch das Paradies der Grazer hat seine dunklen Flecken, seinen schlimmen, giftigen Apfelbaum.

R.

Eine Wahrheit.

Diese Welt ist für die Gottlosen
der Himmel
und für die Gläubigen die Hölle.

Buddha.

Bedenken gegen die Volksbildung.

Von H. S. Volker.*)

Des Volkes Wohlfahrt ist die höchste Pflicht.
Schiller.

So segensreich die Volksbildung auch wirken muss, so besitzt sie doch zahlreiche Feinde. Diese gehören zum größten Theile den bisherigen Alleinbesitzern der Bildung, den kirchlichen und staatlichen Machtträgern, dem Geld- und Geistesadel an. Ein Bedenken, das viele der Volksgegner teilet, das aber keiner von ihnen zugesteht: dass mit der Verallgemeinerung der Bildung auch körperlicher und geistiger Wohlstand nicht mehr das Sonderrecht weniger Menschen sein kann, denn „Bildung macht frei". Das wollen einzelne Menschen, ja ganze Bevölkerungsclassen nicht. Glücklicherweise sind ihre bildungsfeindlichen Bemühungen aussichtslos, denn das Entwickelungsgesetz der Menschheit ist nach Gervinus ein regelmäßiger Fortschritt von der geistigen und bürgerlichen Freiheit und

*) Dieser Aufsatz ist entnommen der ausgezeichneten Schrift „Handbuch der deutschen Volksbildungsbestrebungen." Gewidmet den Volksbildungsvereinen und allen Volksfreunden von H. S. Voller. (Zürich. Cäsar Schmidt. 1893.) Den Volksbildungsvereinen kann dieses Büchlein nicht warm genug empfohlen werden. Es ist nur zu wundern, dass die Volksbildungsbestrebungen ein solch lehrreiches Handbuch bisher entbehren konnten. Die Red.

Macht der Wenigen zur Freiheit und Macht der Vielen. Selbstverständlich ist es nicht immer gemeine Selbstsucht, welche aus den Feinden der Volksbildung spricht, manchmal kann man an lauteren Beweggründen nicht zweifeln, meist werden diese aber nur vorgeschützt.

Da sagen erstlich die Großpächter der Rechtgläubigkeit: „Für das Volk ist Unwissenheit, beziehungsweise fromme Täuschung zum allgemeinen Besten unentbehrlich.“ Schon die alten Humanisten, welche die Bildungsschätze der Griechen und Römer ausgruben (aber nur zu höchst eigenem Gebrauche), gaben sich dieser Ansicht hin. Erst die Reformatoren erkannten in der Bildung der Jugend und in der Belehrung des Volkes die Sicherung für die Zukunft ihrer Sache. Daher führten sie den deutschen Gottesdienst ein und gründeten Schulen. Diesem ersten Schritte folgte von Seite der Protestanten kein zweiter. Im Gegentheile, die protestantische Geistlichkeit ist gleich der katholischen bestrebt, das wichtigste Bildungsmittel, die Schule, unter ihrer Botmäßigkeit zu erhalten, alle Lehrgegenstände der Religion dienstbar zu machen und die Lehrer zu Mesnern zu erniedrigen. Es ist bezeichnend, dass gerade die preußische Volksschule, welche ganz unter der Zuchtruthe der Pastoren steht, die unwürdigsten Schulzustände aufweist, denn in keinem deutschen Lande tritt dogmatische Beschränktheit und Unduldsamkeit dem Geiste der Freiheit und Wissenschaftlichkeit so herausfordernd gegenüber, wie in Preußen. Wer dieses aus eigener Anschauung gewonnene Urtheil übertrieben findet, der studiere das vor kurzem dem preußischen Landtage vorgelegte Schulgesetz.*) „An den Früchten kann man sie erkennen“, ihren schönen Worten ist nicht zu trauen.

*) Siehe auch Dittes „Pädagogium“ (A. 85), Müller (A. 96), Sack (A. 95).

Die Frommen aller Kirchen glauben, „dass der Bauer lediglich beten und arbeiten soll, wenn er auch nur betet wie ein Kalmück und arbeitet wie ein Zugthier“ (Nagel im „Pädagogium“). Indem sie die „Armen im Geiste“ gerne „selig machen“ wollen, haben sie nur sich selbst im Auge. Sie können nichts sein, wenn die anderen etwas verstehen. Darum soll das Volk von dem einzigen Rechte, das man ihm großmüthig zugesteht, dem Rechte — dumm zu sein, Gebrauch machen. Allein das Volk hat bereits die Erfahrung gemacht, dass gerade dieses „Recht“ am theuersten erkauft wird. Unter allen Steuern sind jene für die Unwissenheit die drückendsten; so trug beispielsweise die „Blödsinnsteuer“, welche die männlichen und weiblichen Lotterieschwestern in Österreich von 1819—1886 zahlten — 1300 Millionen Gulden! Unzweifelhaft wird der Dumme immer und überall missbraucht, und es gehört eine eiserne Stirne dazu zu behaupten, es geschehe zu seinem Besten. Fromme Täuschung war in einer Zeit möglich und zu entschuldigen, als das Volk ohne jegliche Cultur gleich den Thieren nur vom Instinct geleitet, an Herd und Haus gefesselt, wenig von der irdischen, noch wenig von der geistigen Welt erfuhr. Diese „gute“ alte Zeit, in welcher man Irrsinnige vom Teufel besessen erklärte, und freie Bekenner der Menschlichkeit und Wissenschaft als Ketzer verbrannte, ist endgiltig um; aber sie lehrt eindringlich, dass auf der Unbildung ein Fluch lastet. Die leidlichen Verhältnisse der Gegenwart verdankt die Menschheit nur den Gebildeten, obwohl diese heute kaum mehr als zwei Procent der Bevölkerung ausmachen.

Andere Bildungsfeinde geben vor, aus staatlichen Gründen gegen die Volksbildung zu sein. Das Regieren, sagen sie, wird erschwert, die ruhige Entwickelung gefährdet. Einiges

Wissen in den Grundkenntnissen geben sie zu, denn dass die gänzliche Unwissenheit und der Aberglaube des Volkes nicht nur diesem selbst, sondern auch den übrigen Ständen schaden, können sie nicht leugnen. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfuhren die Regierungen, dass die einfachsten Vorkehrungen an dem Unverstande und der Unwissenheit des Volkes scheiterten, und da man brauchbare Unterthanen wollte, so wurden von Friedrich II. und Maria Theresia Volksschulen ins Leben gerufen, in welchen außer Religion: Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wurde; an die Heranbildung eines denkenden Volkes dachte man vorderhand nicht. Dies beweist ein Brief Friedrichs II. an Zedlitz im Jahre 1779: „Auf dem platten Lande ist es genug, wenn sie ein bischen Lesen und Schreiben lernen, wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Stadt und wollen Secretärs und so was werden."

Der Kastengeist, auf den ich noch zu sprechen komme, ist bezeichnend für diese Verordnung, die übrigens nur auf Knaben Bezug hatte, denn „bei den virginibus (schrieb 1772 ein alter Schulmeister) ist das Schreiben nur ein vehiculum der Lüderlichkeit". Wie diese Ansicht keine vereinzelte war, zeigt der Umstand, dass selbst Justus Möser meinte, als Mann aus dem Volke würde er kein Mädchen heiraten, das lesen und schreiben könne. Es hieße offene Thüren einrennen, würde ich die genannten Äußerungen widerlegen. Thatsache ist, dass man von staatswegen der Schule immer größere Aufmerksamkeit widmete, so dass es infolge dessen in den deutschen Ländern möglich geworden ist, das Voll in Regierungsangelegenheiten mitsprechen zulassen, den autonomen Behörden manche Rechtsbefugnis einzuräumen und dadurch einen großen Theil der Verantwortung der Regierung auf die Volksvertretung abzuwälzen. Gerade das Gegentheil von jenem ist eingetreten, was man befürchtete: das Regieren ist erleichtert worden, die staatlichen Zustände sind gesicherte und eine Willkürherrschaft, unter der früher alle Schichten der Bevölkerung litten, ist größtentheils unmöglich geworden.

Die Abgabe der Macht, welche vor 1848 die unumschränkten Herrscher fürchteten, fürchtet nun ein Theil der wohlhabenden und gebildeten Bürger, die seither zur Macht gelangten. Auch sie gestehen dem Volke einiges Wissen zu, aber fürchten, es zum Denken zu befähigen. Die Freiheit, die ihnen so wohl bekommt, wollen sie nur für sich; aber es zeigt sich immer auffallender, dass es nicht angeht, die Wahrheit dem Menschen ständeweis zuzumessen. Den Religions- und Freiheitspächtern ruft Mirabeau zu: „Nehmt euch in acht! ihr, die ihr das Volk in der Unwissenheit erhalten wollt, seid am meisten bedroht; seht ihr denn nicht, mit welcher Leichtigkeit man ein unvernünftiges Thier zu einem reißenden Thiere macht?" Eine stumpfe, ungebildete, rohe, allen unseligen Einflüssen zugängliche Masse birgt die Gefahr eines gewaltsamen Umsturzes. Die Heftigkeit der Revolution steht in geradem Verhältnis zur Unwissenheit des Volkes, denn lässt sich der Ungebildete mehr bedrücken, so ist sein Gegendruck zur Zeit des Umsturzes um so größer. Wehe dem Staate, dessen Bürger mit Gewalt den Segnungen der Bildung entrückt werden! Gewiss, die Sonne wird auch über dem geknechteten Russland aufgehen, aber blutig roth! „Eine Bildung und eine Kunst, als deren Träger nur eine Classe auftritt, kann mit der Herrschaft dieser Classe stürzen; eine Cultur hingegen, welche eingedrungen ist in die Tiefe der Volksseele, werden selbst

die heftigsten socialen Stürme nicht entwurzeln können. Wem unser Culturfortschritt am Herzen liegt, der wird die kostbaren Früchte einer nach Jahrtausenden zählenden Entwickelung nicht der schwanken Gondel einer Classe oder eines Standes überantworten mögen, der wird vielmehr fürsorglich darnach trachten, sie in dem mächtigen Schiffsraume des Volkstones zu bergen." (Herkner in Pernerstorfers „Deutsche Worte".

Es ist ein ungesunder, weil unnatürlicher Zustand, wenn der irdische wie der geistige Reichthum in einigen wenigen Händen ruht, während in der Masse des Volkes leibliches, beziehungsweise geistiges Elend herrscht. Ich möchte diesen Staatskörper mit einem Kegel vergleichen, der auf der Spitze steht. Er befindet sich in einem so unsicheren Gleichgewichte, dass die geringste Kraft hinreicht, ihn zu Fall zu bringen. Nur Staaten, in welchen die Bildung auf breiter Grundlage ruht, geben die Gewähr des Bestandes; Völker, welche die Unfreiheit auch auf höhere Culturstufe zu erhalten suchten, giengen daran zugrunde. So verfiel das römische Reich wegen der an Zahl sehr geringen Wissens- und Vermögensbeherrscher. Diese Thatsache entlockt selbst Roscher, einem der eifrigsten Vertreter des Großcapitals, die bezeichnende Äußerung: „Es liegt eine furchtbare Lehre in der Geschichte, dass 62 die Hälfte der Provinz Afrika besaßen — als Nero sie ermorden ließ!" Da sich nur Wohlhabende mit der Wissenschaft beschäftigen können, muss nicht auch mit dem Sturze dieser die Bildung unendlich schaden leiden? Gewiss! Die Geschichte Roms spricht eine nur zu deutliche Sprache.

Die Freiheitsfrage ist überhaupt eine Frage der Bildung der Massen. „Ohne eine hinreichende Gabe von Unwissenheit in der Menge und von Eigennutz in den Herrschenden würde politische Unfreiheit undenkbar sein." (J. v. Holtzendorff). „Mächtige Gewalten stemmen sich in Wort und That gegen die Werke der Freiheit und Gerechtigkeit und die einzige sichere Gewähr des Sieges ist ein besonnenes, gebildeles Volk, „nicht blinde Begeisterung, nicht die Heftigkeil des Willens mag zum Ziele führen". (Lippert.) Darum, wer einen freiheitlichen Staat will, muss auch die Freiheit des Volkes wollen. Das Volk wird durch die Bildung nicht nur einsichtsvoller und leistungsfähiger, sondern auch zur Erhaltung der Freiheit angespornt, während sich die ungebildete Menge entweder um die öffentlichen Angelegenheiten gar nicht kümmert (das ist der günstigere Fall), oder „blind der Weisung eines politischen Wahrsagers folgt, sei es nun eines für sie unfehlbaren Staatsmannes, einer Zeitung, an die sie gewohnt ist oder eines Hetzers, der seinen Eitelkeiten oder Vortheilen schmeichelt". Nirgends kann die Dummheit, von der Scherr sogt, dass sie das Unsterblichste und Mächtigste ist auf Erden, mehr schaden, als in einem Verfassungsstaate. Die wahre Volksbildung sucht einen gesunden geistigen Mittelstand zu schaffen, an dem die Ausbeulungsgelüste der oberen Zehntausend ebenso gut, als die Umsturzpläne des Auswurfes sämmtlicher Bevölkerungsclassen sich brechen müssen.

Einige Studierte sind Gegner der allgemeinen Bildung, weil das Volk angeblich für Bildungsbestrebungen unempfänglich ist. Denen möchte ich die Worte des Universitätslehrers Edmondo de Amicis, die er in välerlicher Weise an seine Studenten richtete, in das Gedächtnis rufen: „Noch eine neue Sache gibt es: dass tausende von armen Leuten jedes Landes, nachdem sie ihre zehnstündige, erschöpfende Arbeit beendigt haben, sich des Abends einer neuen Mühe unterwerfen, um sich in den socialen Fragen

zu belehren, dafs sie sich das Brot vom Munde sparen, um das Blatt zu erhalten, das sie schützt, und dafs sie die letzten Reste ihrer Kraft der Vertretung ihrer Ideen und ihrer Parteiangelegenheiten widmen und ausharren in diesem Werke mit dem Fieber der Leidenschaft, das viele ins Grab führt." Die zahlreichen Arbeiterbildungsvereine und Arbeiterzeitungen beweisen, dafs der Bildungstrieb vorhanden ist. Die erste Maßnahme der Arbeitervereinigung ist die Gründung einer Bücherei und die Einrichtung eines Lesezimmers, in welchem die Arbeiter sich aufhalten können, ohne etwas zu genießen: das ist nicht einfache Bildungsbestrebung, das ist Bildungsdurst. Wenn Arbeiter hie und da auf falscher Fährte sind, wer anderer ist denn schuld daran, als die Gebildeten, denn das Volk ist nur so dumm, sagt Professor Schröer, wie man es macht. Wenn die Gebildeten ihre Pflicht gegen die Ungebildeten erfüllen, dann werden sie sich nicht über Unbildung zu beklagen haben.

Alle bisher geäußerten Bedenken, sei es nun die religiösen, politischen oder socialen, sind mehr oder minder eingegeben durch Vorurtheit und Trägheit (zeitgemäß umschrieben:) durch den conservativen Sinn, der sich jeder Neuerung, und das ist auch die Volksbildung, entgegenstellt. Mit welcher Macht wehrte man sich im vorigen Jahrhunderte gegen das volksfreundliche Bestreben einiger Lehrer an den Stadtschulen und Universitäten, den bis dahin lateinischen Unterricht wenigstens theilweise in einen deutschen zu verwandeln! Die Worte des Denkers Wolff der Universität Halle fanden damals keinen Wiederhall und heute sind sie Gemeingut aller Gebildeten. Er sagte: „Ich habe gefunden, dafs unsere Muttersprache zur Wissenschaft sich besser schickt, als die lateinische ... Die Erfahrung lehrt, dafs an diesen Schriften sich auch andere, so den Studien eben nicht obliegen, erbauen und dadurch zu einem ziemlichen Grade des Wissens gelangen." Ein zweites Beispiel, wie Vorurtheile blind machen, theilt Meyer mit: Als Fr. v. Raumer 1841 den berühmten Rechtslehrer F. v. Savigny bat, einen öffentlichen Vortrag vor gemischter Zuhörerschaft zu übernehmen, erhielt er die Antwort: „Das ganze Unternehmen und insbesondere die Theilnahme von Frauen und Mädchen sei eine Herabwürdigung von Wissenschaft, auch werde der Verein im ersten Jahre dahinsterben." Heute vertheidigt von Seiten der Gelehrten nicht einer die lateinische Vortragsweise und nur wenige sind gegen die Gleichberechtigung der Frauen im Wissensgebiete. Aber noch lange haben die Vorurtheile nicht aufgehört: Viele denken so wie Virchow: „Wissenschaftliche Arbeiten, gut für die Gelehrten und Gebildeten — Glauben und Nichtwissen gut für das Volk! Das ist ein schlechtes Rechenstücklein, denn das Volk ist nicht nur verständig, es ist auch sittlich viel besser, als diese Herren meinen; und dieses Volk wird gelegentlich doch bekehrt, selbst wenn alle Professoren der Welt es verschmähten, in Arbeiterversammlungen irgend eine große Frage zur Sprache zu bringen. Wenn aber dieses verständige Volk dann immer wieder wahrnehmen mufs, dafs man es mit Steinen abspeisen und immer nur am Gängelbande der Unwissenheit führen will, dann kehrt es dem Priester einfach den Rücken — das ist sehr natürlich und ganz gerecht.

Ein weiteres Vorurtheil, das im Kastengeiste seine Wurzel hat, besteht in dem durch nichts gerechtfertigten Abschlufs vor dem Volke. Schlinkert bemerkt dazu: „Der Verkehr mit dem Volke entwürdigt nicht, es beweist vielmehr einen wahren Adel der Gesinnung, wenn man sich über engherzige, althergebrachte Hindernisse hinwegsetzt, um den Armen von den Schätzen darzubieten, welche hohe Geister mit rastlosem Eifer zusammen-

tragen." Der Kastengeist, welcher in der Scheidung in geborne Herren und Sclaven seinen Ausdruck findet, ist in nationaler, sittlicher, cultureller und humaner Hinsicht gleich bedauernswert und stimmt herzlich schlecht zu den Worten Christi: „Einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder." Trotz des Staatsgrundgesetzes über die Gleichheit aller vor dem Gesetze, der gleichen Ämterfähigkeit und der Freiheit der Wissenschaft besteht der miltelalterliche Kastengeist weiter. Zwar hat der alte Erbadel seine führende Stellung theilweise eingebüßt, aber er ist von einem bürgerlichen Geldadel abgelöst worden, welcher, nur auf seinen Geldsack pochend, aller Menschlichkeit bar ist, während der alte Adel von seiner göttlichen Sendung überzeugt war, und unzweifelhaft in vielen Fällen auch darnach gehandelt hat. Allem Anscheine nach wird der Kastengeist noch einige Zeit herrschen, dann aber „wird doch ein Ausgleich geschehen müssen zwischen redlicher Arbeit und dem, was ererbt durch Geburt und Stand, was mühelos gewonnen oder durch gewissenlose Speculation oder Ausbeutung anderer errungen ist". Wenn etwas geeignet ist, die Vorurtheile der einzelnen Classen zu zerstreuen und eine friedliche Lösung der socialen Frage anzubahnen, so ist es die Volksbildung.

Ein gewichtiger Einwand wird von jenen gemacht, welche es für unmöglich halten, die Bildung zu verallgemeinern. Nach ihrer Ansicht führen die Volksbildungsbestrebungen nur mangelhaftes Wissen herbei, und mit Recht behaupten sie von einem solchen, dass es zu Naseweisheit und zu Eigendünkel führt. „Nur lückiges Wissen macht bescheiden, Halbwissen aber bläht." In dieser Ansicht werden sie durch verfehlte Volksbildungsbestrebungen bestärkt, die wie Lipperl treffend bemerkt, den Anschein erwecken, als ob es nicht auf eine allgemeine Bildung, sondern auf eine kleine Allwissenheit abgesehen sei". Da die Laien in vielen Dingen nicht mitarbeitend prüfen können, sondern sich auf die Fachgrößen verlassen, so verfehlt ihr Bemühen den Zweck aller Bildung, darum kommt alles darauf an, was man unter Bildung zu verstehen habe.

Es gibt beschränkte Köpfe genug, welche unter Bildung nur einen äußeren Schliff verstehen, hinter welchem sich (wie bei ihnen selbst) geistige Leere birgt. Andere, nicht minder einseitig, wollen unter die Gebildeten nur jene aufgenommen wissen, welche griechische und lateinische Musterschriftsteller in Urschrift gelesen haben. Ihnen auszuführen, dass sich unsere gegenwärtige Cultur auf einer ganz anderen Grundlage aufbaut, als die der Griechen und Römer, dass wir unendlich mehr Geist und Gemüth veredelnde Bildungsstoffe besitzen als die alten Völker, würde sie nicht überzeugen, denn sie kennen eben die zeitgenössische Bildung nicht; aber verlangen kann man, dass sie zugeben, dass unsere Jugend nicht mehr den ganzen Weg, welchen die Cultur der Menschheit genommen hat, neuerdings zurücklegen kann, so schön, so gut und heilsam es auch wäre!

Endlich glauben wieder andere, die wahre Bildung bestehe in echter Wissenschaftlichkeit, wie wenn es heute überhaupt möglich wäre, auch nur den kleinsten Zweig der kleinsten Wissenschaft zu übersehen! Man muss sehr ungebildet sein, wenn man glaubt, es lasse sich bei unserer kurzen Lebensdauer auch nur ein Wissensgebiet vollständig überschauen. Und wenn dies wäre, der gründlichste Doctor juris wird wahrscheinlich der ungebildetste Mensch in Medicin, in Naturwissenschaft, in den schönen Künsten sein. Die Bildung ist nicht abhängig von Prüfungen, die man

bestanden, den Ausdrücken, Namen und Zahlen, die man auswendig gelernt hat, sondern vom allgemeinen Verständnisse. Ein gewisses Maß von Wissen wird nun allerdings stets mit dem Begriffe „gebildet" gedacht werden müssen, aber das Wissen allein macht nicht gebildet. Man kann viel gelernt haben und dabei doch unendlich dumm sein. Aus diesem Grunde habe ich die Studierten von den Gebildeten stets auseinandergehalten. Die Studierten sind, wie sich F. Meyer ausdrückt, dem gemeinen Manne oft nur an Zungenfertigkeit und Dreschen von Gemeinplätzen über, sie haben viel wissenschaftliche Nahrung erhalten, aber ihr verdorbener oder schlechter Magen konnte selbe nicht verdauen; umgekehrt gibt es Leute mit Volksschulkenntnissen, die sich durch Lesen und in der Gesellschaft „weitergebildet" haben und sich mit Fug und Recht zu den Gebildeten rechnen können: sie haben die ihnen gebotene wissenschaftliche Nahrung voll und ganz ausgenützt. Das soll zu Nutz und Frommen der Gesellschaft keine Seltenheit sein, sondern Regel werden. Als solche wird sie stets ihre Ausnahmen haben, nur darf die Ausnahme nicht Regel werden. Wenn wir also unter Volksbildung das verstehen, was Lippert als Zweck angibt: „Wahrnehmungen zu machen, Begriffe zu fassen und richtige Urtheile zu bilden, kurz die möglichst größte Ausbildung des Denkvermögens," so ist dies ganz wohl durch eine richtige Volkserziehung möglich. Schon Gottsched stellte seinen Zeitgenossen die Frage: „ob nicht die sogenannten Ungelehrten, die aber von den freien Künsten und Wissenschaften allerlei gelernt, was zu ihrer Lebensart in Welt, Geschäft und zu einem artigen, aufgeweckten Umgange nöthig sei, diejenigen wären, welche die Welt gescheit und eine Nation gewitzigt und wohlgesittet machen, nicht die Handvoll wirklicher Gelehrter?" Jedenfalls kommt es nicht auf die Menge, sondern auf die Auswahl und Verwertung des Wissens an.

Wenn ich nun noch davon rede, dass das Volk ein Recht hat, in den Bildungsbestrebungen unterstützt zu werden, so könnte ich mich auf jenen erhabenen Lehrer berufen, „der den Armen das Evangelium gepredigt hat," allein das oberste seiner Gesetze „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", das mehr gilt als Moses und die Propheten, das wird von einem Theil, und zwar dem einflussreichsten: seiner „Nachfolger", nicht auf die ausgedehnt, „die mühsam und beladen sind." Ich will daher den rein sachlichen Beweis führen, „dass der arbeitende Mann auf Erwerbung des Wissens ebenso Anspruch erheben kann, wie der nicht arbeitende Mann; nein! dass er ein größeres Anrecht darauf hat, weil auch die Wahrheit der Wissenschaft das Ergebnis des menschlichen Geistes, der Arbeit ist." (Dodel-Port.)

Wenn dem Armen nicht von staatswegen Bildung geboten wird, so kann er sagen: „Ihr errichtet mit ungeheurem Aufwande, zu dem auch ich beisteuern muss, Gerichtshöfe und Armeen, um das Eigenthum gegen innere und äußere Feinde zu schützen, ich aber habe kein Eigenthum; ihr lasset euren Staat Eisenbahnen bauen und unterstützen, die euer Vermögen vermehren, ich habe kein Vermögen und werde nie eines haben; euer Staat gründet großartige Bildungsanstalten, Büchereien und Museen, ich habe weder Zeit noch Mittel, um mich von meiner Unwissenheit zu befreien" (Platter). Wenn ihr darauf antwortet, die Reichen zahlen mehr Steuer, daher sei es nur gerecht, dass sie mehr Rechte hätten, so wird er euch in das Gesicht lachen, denn soviel weiß er denn doch, dass die bedeutendsten Staatseinnahmen aus den indirecten Steuern (in Österreich

mindeſtens zweidrittel aller Staatseinkünfte), faſt ausſchließlich vom armen Volke zu tragen ſind, und daſs die Blutſteuer die an Bildung und Vermögen Reichen bei weitem nicht ſo belaſtet, wie die Armen. Wenn er im ſocialiſtiſchen Schriftthum bewandert iſt (und viele ſind es mehr, als ihr trotz eurer Studien), wird er euch noch ausrechnen, daſs in Preußen der Staat für jeden Studenten der Univerſität einen jährlichen Zuſchuſs von 464 Mark, für jeden Gymnaſiaſten 80 Mark, für jeden Volksſchüler bloß 18 Mark zahlt, und zwar letztere nur für ſieben bis acht Jahre, während die Studenten die Unterſtützung zwölf bis vierzehn Jahre genießen. Da der Geiſtes- und Vermögensarme für den Staat verhältnismäßig mehr leiſtet, und weniger dafür empfängt, als die Geiſtes- und Vermögenscapitaliſten, ſo iſt es Pflicht des Staates wie der Reichen, die Volksbildung zu fördern, um wenigſtens theilweiſe das Unrecht gutzumachen. Wenn ſie ſich aber nicht um das Volk kümmern, ſo wird es leicht ſein, daſs dieſes jenen Glauben ſchenkt, welche nicht in der ruhigen Fortentwickelung, ſondern im Umſturze die Hilfe ſehen, denn die ſocialen Beſtrebungen der Gegenwart ſind nicht das Werk böswilliger Volksaufwiegler (wie ſich manche Reichen einreden), ſondern ſie ergeben ſich mit eiſerner Naturnothwendigkeit aus den beſtehenden, ungeſunden Zuſtänden. „Es geht nicht an, den Theil der Geſellſchaft als einen geringfügigen zu betrachten, der am wichtigſten iſt durch ſeine Zahl, am nothwendigſten durch ſeine Thätigkeit, am verdienſtlichſten durch ſeine Bemühungen! jenen Theil, durch den die Nation ohne Grundlage iſt, das Vaterland ohne Vertheidigung und die Welt ohne Kleider, Dach, Werkzeuge, Brot“ (Ed. de Amicis). Darum, ihr Reichen, verſchließt euch nicht den gerechten Forderungen der Armen, dann werden die ungerechten nie verwirklicht werden. „Sociale Reform oder ſociale Revolution, ein drittes gibt es nicht.“

Was kann der Lehrer für den Thierschutz thun?

Von Josef Aller, Lehrer in Friesach bei Stübing.

Diese Frage ist nicht neu, denn sie gehört ja mit zu unseren Lehrerspflichten, trotzdem wird es nicht schaden, sie stets zu berühren und immer wieder in Erinnerung zu bringen. Über alles andere, was der Tag, der Beruf uns An- oder Unangenehmes bringt, vergessen wir trotz des besten Willens jener Wesen, die uns nicht unmittelbar näher treten, deren Leiden und Schmerzen nicht mit lautem Rufe an unser Ohr schlagen. Wohl witzelt gar mancher (nicht Lehrer meine ich da) und sagt: „Ja, für die Thiere soll ich sorgen, für sie gibt es einen Schutzverein, aber keinen für uns Menschen, uns Besitzlosen! Gewiss brauchen auch die Menschen einen Schutz, aber haben und finden sie ihn denn nicht in den Gesetzen, staatlichen Einrichtungen, gesellschaftlichen Verhältnissen und gibt es nicht genug specielle Schutzvereine für uns? Jeder Verein, der Humanitätszwecke verfolgt, jede Anstalt, welche uns für das erwerbslose Alter sparen hilft u. s. f. ist ein solcher Schutzverein, und wenn zu viele noch davon keinen Gebrauch machen, so ist das nur ihre Schuld allein. Wohl kann der einzelne Mensch von seinen Mitmenschen gequält, betrogen, ja ermordet werden, aber kann er nicht dagegen ankämpfen mit ganz anderen Mitteln und Waffen als das Thier es kann? Dieses ist schutzlos preisgegeben der Willkür des Menschen und wenn die menschlichen Strafgesetze auch die besonders rohen, auffallenden Thierquälereien straft, so bleiben doch tausende von Quälereien unbestraft.

Sie bleiben unbestraft, weil sie entweder nicht bekannt werden, oder weil sie „Mode“ geworden sind, z. B der Aufsatzzügel, das Einsperren der Singvögel, die grausame Schlachtung der Hausthiere, die Art und Weise mancher Fangart u. s. w., oder weil der Mensch es gar nicht ahnt, dass er dem Thiere einen Schmerz zufügt und aus manchen anderen Gründen noch. Ist da ein besonderer Schutzverein für Thiere etwa nicht nothwendig? Der wirksamste Schutzverein wäre freilich jener, der bloß durch die zwei Vereinsmittel „Gefühl und Gemüth“ seine Zwecke zu erreichen suchte; das aber ist leider nur ein frommer Wunsch. Doch nicht ganz, theilweise kann er verwirklicht werden durch die Schule.

Die kann wohl auch nicht alle ihre Schüler zu gefühlvollen Menschen umwandeln, sie kann dies besonders nicht auf die Dauer thun, aber sie hat den Menschen in einer Periode bei sich, wo er noch bildsamer und biegsamer ist als später und anderseits sind die Eindrücke der Kindheit die dauerndsten. Ein reiches und auch

meist dankbares Feld der Thätigkeit öffnet sich da dem Lehrer und es wird wohl wenige unter uns geben, die dieses Feld ganz brach liegen lassen. Doch große Unterschiede zeigen sich. Der eine bestellt dieses Feld, das so sorgfältige Pflege wie ein Mustergarten fordert, ganz obenhin — der Erfolg ist demnach auch kein dauernder; der andere thut es nur, wenn die Gelegenheit ihn gerade dahin führt: ein dritter arbeitet Tag für Tag daran und nur ihm, wenn er es richtig angreift, wird ein schöner Erfolg erblühen.

Ich sagte, wenn er es richtig angreift, denn darauf kommt alles an. Eine trockene Belehrung selbst speciell über den Thierschutz läßt die Herzen der Kinder kalt, alles concentriert sich aber hier darin, wahres, warmes Mitgefühl zu wecken, zu erhalten. Nicht an den Verstand der Schüler appelliere ich, sondern an ihr Herz. Der Verstand ist zu geschäftsmäßig, zu kalt; er lehrt mich das Thier nur aus Eigennutz schonen, wo dieser nicht in Mitleidenschaft kommt, da gestattet er jede Qual, er duldet sie wenigstens stillschweigend. Er macht die Schonung abhängig vom Nutzen und Schaden der Thiere, und das ist der wahre Weg wirklich nicht. Wohl werde ich ihn auch als Mittel benützen, denn wenn ich den Bau des Thieres, seine Lebensweise, seine Eigenschaften genauer kenne, so weiß ich auch besser, wie es zu schonen ist, ich lerne auch seinen Wert richtiger schätzen: Das ist aber nur das Gerippe; Leben, Fleisch und Blut erhält dieses erst, wenn ich Herz und Gemüth der Kinder richtig zu erregen weiß, wenn ich sie zur Einsicht bringe, dass auch das Thier das heiligste Recht auf Schonung hat. Die Gelegenheit dazu gibt mir nicht bloß die Naturgeschichte, sondern jeder andere Unterrichtsgegenstand auch. Je nach der Art kann ich da Allgemeines oder Besonderes anführen und herausheben, z. B. beim Rechnen: wie viel die Vögel und andere Thiere durchschnittlich täglich schädliches Ungeziefer verzehren, wie viel das bei nur einem Paare in mehreren Monaten ausmacht. Solche und ähnliche Rechnungen muß man öfter als Hausaufgaben geben, sie belehren mehr als langathmige trockene Beschreibungen und tragen viel bei zur richtigen Wertschätzung der kleinen Thiere. Der Lehrer muss sich solche Rechnungen freilich selbst zusammenstellen, unsere Rechenbücher enthalten leider alle nichts davon. Der geographische Unterricht gibt ebenfalls genug Anlässe, von der Thierwelt zu sprechen. Der Wandertrieb der Thiere, die Gefahren auf der Reise, ihr wunderbares Gedächtnis und Orientierungsvermögen, die grausamen Stierkämpfe, die Abrichtung und Zähmung wilder Thiere, die Jagd und andere lassen dem Worte des Lehrers genug Spielraum, Verstand und Herz anzuregen, die Thiere nicht so niedrig zu schätzen, als es gewöhnlich geschieht. Selbst der Schreibunterricht kann öfter diesem Zwecke dienstbar gemacht werden, indem ich passende Sprüche und Verse schreiben lasse, sie natürlich auch erkläre. Die Geschichte gibt auch sehr viele Beispiele von der Treue und Anhänglichkeit mancher Thiere. So kann der Lehrer, wenn er will, täglich etwas in seinen Unterricht hineinbeziehen, was auf den Thierschutz Bezug hat.

Am meisten wirkt es und am nachhaltigsten, wenn er statt einer bloßen Beschreibung des Thierkörpers das zu besprechende Thier als selbsterzählend auftreten läßt. Der Maulwurf z. B. ist eines der verfolgtesten Thiere. Wenn ich ihn im Bild vorgeführt und seine Lebensweise erklärt habe, kann ich leicht daran eine schnell erfundene Erzählung in Fabelform anschließen: Gestern begegnete ich einem Maulwurfe, der bereits ganz todesmatt war und sich eben mit seiner letzten Kraft wieder in die Erde graben wollte. Ich blieb stehen, um ihm zu-

zuschauen, da kroch langsam eine schwerverwundete Kröte heran. Jetzt lasse ich die beiden Thiere in lebhafter Wechselrede sich gegenseitig ihre Leiden klagen, die ihnen von unverständigen Menschen angethan werden. Es ist mir dabei vorgekommen, dass die Schüler theilweise lachten, theilweise weinten, aufgemerkt wird aber dabei selbst vom flatterhaftesten Kinde.

Einmal — es war gerade ein Mailäferjahr — richtete ich den Schülern gleich beim Beginn des Unterrichtes viele Grüße aus. Von wem denn? war die neugierige Frage. „Von den Mailäfern" — und allgemeines Gelächter antwortete mir. Nachdem sich das Gelächter gelegt hatte, erklärte ich ihnen erst die Bedeutung dieses Grußes — dass die Maikäfer und ähnliches Ungeziefer recht froh darüber sind, wenn die Leute die gefährlichen Thiere abfangen und verfolgen. Maikäfer, Engerlinge u. s. f. lassen die Schulkinder bitten, ja dem Lehrer nichts zu glauben, sondern lieber anderen Leuten u. s. f. Der Erfolg war ganz der gewünschte. Ein andermal, es war im Frühjahr, sagte ich, dass ich einen Brief erhalten habe, den ich ihnen jetzt vorlesen werde. Ein Mäuschen hätte man jetzt tanzen hören. Ich fieng von einem leeren Blatt herabzulesen an:

„An die lieben Schulkinder von Friesach!

Wir Finken, Meisen und all die anderen Collegen aus dieser Gegend lassen die Kinder alle herzlichst grüßen. Sie haben uns im Winter so fleißig gefüttert, sonst wären wir vielleicht vor Hunger gestorben. Wir sind euch vom Herzen dafür dankbar, wollen unsern Dank nun auch durch Thaten beweisen. Wir werden unsere schönsten Lieder euch vorsingen, wir werden euch alle schädlichen Raupen, Schmetterlinge und andere schädliche Thiere aufsuchen und verzehren. Wir wissen ja, dass die Buben und Mädchen große Liebhaber der Äpfel und Birnen sind, darum wollen wir recht fleißig sein im Verzehren aller schädlichen Insecten. Das ist euch doch recht? Wir bitten euch aber auch um Schutz für uns selbst, für unsere lieben Kinder, für unsere mit so vieler Mühe erbauten Nester. Wenn eure Eltern sterben würden, wie möchtet ihr jammern und weinen. Wenn ein boshafter Mensch euch den Eltern raubte, wie verzweifelt wären die Eltern darüber. Wie oft aber thut man das an uns! Auch wir haben unsere Kinder lieb und die kleinen Vögelein lieben auch wieder ihre Eltern! Darum schützet uns vor boshaften Buben und vor unseren anderen zahlreichen Feinden! Nicht wahr, wir bitten euch nicht umsonst, ihr werdet uns gewiss nichts Schlimmes thun? . . . ."

Die Antwort auf diesen fingierten Brief mussten sie selbst als Hausaufgabe schreiben, die geübteren Schüler in Briefform, einen Brief an die Vögel. Damit ist auch der Kreis der Nichtschüler in den Unterricht der Schule mit hineingezogen, denn die meisten Kinder erzählen doch zuhause, was für einen Brief ihnen der Lehrer vorgelesen hat und es wird unter den Eltern wohl wenige so rohe geben, dass sie darüber spotten. Dadurch, dass die Schüler den Vögeln nun selbst antworten, treten ihnen diese gleichsam als Personen näher, sie sprechen zu ihnen wie zu guten Freunden, lieben Kameraden und behandeln sie dann auch als solche.

Das sind nur einige Beispiele, wie viele Variationen gibt es aber! Es gehört von Seite des Lehrers nichts dazu, als selbst ein warmfühlendes Herz, Kenntnis seiner Schüler — und der in der Gegend am häufigsten vorkommenden Thierquälereien, etwas Phantasie, um alles lebendig und eindrucksvoll zu machen und eine recht kindliche, verständige Redeweise. Nicht immer entspricht trotzdem der Erfolg der Mühe, das Haus und andere Einflüsse verwischen die weiche

Spur und dann sind ja auch die Kinder zu flüchtiger Natur, als dass der lebhafteste Eindruck lange gleich lebhaft bleiben könnte. Darum heißt es immer und immer wieder wiederholen, nur nicht müde, nicht verzagt und abgestumpft werden.

Das Landleben bringt auch sonst genügend Anlässe, über Schonung und Pflege der Thiere zu sprechen. Beim Eintritt des Winters erinnert man an den armen Kettenhund, an die niemals gelüfteten, vor Schmutz und Nässe starrenden Stallungen, an das eisige Gebiss, das den Pferden unter die warme Zunge gelegt wird, und an so manches Andere, das tagtäglich vorkommt. Im Sommer gibt es nicht minder zahlreiche Gelegenheit zu Belehrungen. Dabei beschränke ich mich keineswegs auf meine Schüler, sondern wo immer ein Anlass vorliegt, da trete ich ohne Scheu auf, und je nach dem Menschen, mit dem ich's zu thun habe, spreche ich bald ernst und wohl auch mit der Anzeige drohend, oder im Tone freundlicher Bitte und Belehrung. Ganz fruchtlos bleibt dies nicht; ich habe oft bemerkt, dass sonst rohe Leute in meiner Gegenwart sich scheuten, ihr Vieh zu schlagen. Gespöttelt — besonders hinter dem Rücken — wird zwar viel, aber das kümmert mich nicht, und versucht es einer offen, so bleibe ich ihm die Antwort niemals schuldig.

Ich erwähne zum Schlusse noch ein Mittel, das der Lehrer benützen sollte, um die Wichtigkeit des Thierschutzes jedem mehr zu Gemüthe zu führen. Der steiermärkische Thierschutzverein beschenkt trotz seiner geringen Mittel manche Schulkinder mit Prämien. Diese sollten nun bei besonders festlichen Gelegenheiten ausgetheilt werden, sei es bei einem Schulfeste, an einem Kaisertage — überhaupt dann, wenn auch die Bevölkerung wenigstens theilweise anwesend ist. Ergibt sich von selbst keine Gelegenheit, so schaffe man sich eine. Das öffentlich ausgezeichnete Kind fühlt sich mehr geehrt und all die Anwesenden erfahren, dass die Pflege der Thiere, der Thierschutz denn doch etwas mehr ist, als Sport und Vergnügen. Wie mancher würde dadurch erst aufmerksam und angeeifert werden, Ähnliches zu thun. Auch die Ortsschulräthe sollten kleine Prämien aussetzen. Die Schülerbibliothek soll ebenfalls den Thierschutz speciell behandelnde Bücher enthalten. Unsere jetzigen Lesebücher sind leider in dieser Hinsicht äußerst trocken.

Aus dem Wenigen, was da angeführt wurde, ergibt sich schon, wie reich und mannigfaltig das Arbeitsfeld des Lehrers nach dieser Hinsicht ist, ohne eine besondere Mühe in Anspruch zu nehmen. Wenn wir alle im gleichen Sinne und Geiste das Unserige thun, so werden sich mit der Zeit auch die Erfolge allgemeiner zeigen. Es geht auch hier nicht auf einmal, aber nur niemals müde werden!

Mein erster Kranz.

Plauderei von Karl von Carro.

Wie leicht ist doch heute der Lorbeer verdient, wie rasch ist er errungen! Man legt die Qualität dessen, den man mit des Lorbeers duftendem Kranze auszeichnen will, nicht lange auf die Wage, man spendet ihn, ohne viel nachzudenken über seine hohe Bedeutung, als bequeme Form, seiner Verehrung Ausdruck zu geben, der Empfänger fühlt sich dadurch zum Künstler gestempelt, der Spender erfreut sich an der Einbildung und Eitelkeit des Ausgezeichneten, und beiden Theilen ist gedient. Die Lorbeerspende ist leider in den letzten Decennien so obligatorisch geworden, dass ihr moralischer Wert bedeutend im Course gesunken ist. Hat sich der Lorbeerkranz doch selbst schon im Circus gezeigt und Leistungen in diesem Rahmen geehrt. Doch auch solcher Gebrauch des Lorbeers mag noch gelten, da wenigstens eine theilweise Berechtigung vorliegt, auch auf diesem Gebiete das Wort „Kunst" in Anwendung zu bringen, aber als eine unzweifelhafte Geschmacklosigkeit kann man es mit vollem Recht bezeichnen, Lorbeerkränze an Schüler und Dilettanten eines Kunstfaches zu spenden, welch lächerlichen Vorganges man häufig Zeuge sein kann.

Der Boden, auf welchem der Lorbeerkranz vor allem sein Unwesen treibt, ist hauptsächlich die Bühne. Die verschiedensten Anlässe, oft ganz privater Natur, verursachen sein Erscheinen und wie oft wird er Personen zutheil, über deren Stümperhaftigkeit kein Zweifel waltet. Allein, wer einmal auf einer öffentlichen Schaubühne vor bezahlendem Publicum agierend erscheint, zählt zur Schar derer, welche des Collectiv-Ausdruckes „Künstler" theilhaftig werden und darf, zumal von sich selbst, wohl würdig gehalten werden, den Lorbeer zu empfangen. Bei dem ausgedehnten Gebrauch des Wortes „Künstler" kommt mir die alte Posse ins Gedächtnis, in welcher sich der „Parapluimacher" als „Klnstler" bezeichnet und auf die Einwendung, dass das Parapluimachen doch keine Kunst sei, die treffliche Antwort zur Unterstützung seiner Behauptung gibt: „Probieren Sie einmal, ob Sie's können!"

Nicht nur quantitativ, auch qualitativ hat der Lorbeerkranz namhafte Wandlung erfahren. Er erscheint jetzt nicht nur selten mehr allein — unter einem Viertelduzend gibt man ihn nicht gern ab — sondern es ist auch mit der Zeit sein Umfang gewachsen. Aus der kleinen schmalen Rundung, die das geistvolle Haupt des Dichters oder Künstlers einstens krönte, ist nach und nach ein ganzes Wagenrad geworden und kaum genügt noch der Reifen eines Zehnhektoliterfasses, um die

Größe der heutigen Künstler zu symbolisieren. Das reiche Aufgebot von Lorbeerblättern wird es infolgedessen auch nöthig machen, dass man, wie bei Spargel und anderem, eigene Züchtungen von „Ruhmesgemüse“ anlegt. Durch diese „umfangreichen“ Ausdrücke der Verehrung kam man wohl auch von der Sitte des Werfens der Kränze ab, und war wohl jener Paragraph des Strafgesetzbuches, welcher von den „Vergehen gegen die Sicherheit des Lebens“ spricht, Ursache, dass man nunmehr, statt Kränze von der Höhe aus einem Winkel der Gallerie auf die Bühne sausen zu lassen, und zu riskieren, einen Künstler todtzuschlagen, die Kränze — Extreme berühren sich — aus der Tiefe des Orchesters gespenstisch auftauchen läßt, wobei nicht selten die Lampen der sogenannten „Rivalta“ sich einen Rockärmel als Opfer ausersehen.

Wie in unserer erfindungsreichen Zeit nichts ohne Concurrenz bleibt, so fand auch der Kranz seine rivalisierenden Formen. In erster Linie das „Riesenbouquet“, dann der „Blumenfächer“ und die „Rosenlyra“, endlich der jetzt sehr modern gewordene „Blumenkorb“, der zumeist n i c h t als Aufforderung gereicht wird, dem Spender in gleicher Weise zu begegnen! Leider gestattet der kurze Weg vom Orchester auf die Bühne auch Spenden, welche nicht mit Lorbeer und Blumen in Verbindung gebracht sind, zum Beispiel: Cassetten verschiedenen Inhaltes, Becher, Albums, Schmucketuis, Bücher, Confitüren-Attrappen ꝛc., Huldigungen, welche nur vollste Missbilligung erfahren können, wenn sie angesichts des Publicums, statt in der Künstlergarderobe dargebracht werden. Die Consequenzen dieses Missbrauches sind die weitgehendsten und würden sich schließlich gewiss auch bei uns Nachahmer jenes Amerikaners in Cincinnati finden, der einer Operndiva kleine Negersclaven auf die Bühne werfen ließ.

Nach dortiger Landessitte ist dies gar kein unpraktisches Geschenk und jedenfalls rationeller als der theure Lorbeerkranz, welcher als grünblitzender Zeuge der Künstlerschaft seines Besitzers eine Zeitlang als Wandschmuck des Zimmers prangt, nach und nach als Stauberzeuger zum Mottenfraße dient und endlich als Sinnbild der Vergänglichkeit mit einem derben Ruck von der Wand gerissen wird, um in anderer Form ins praktische Leben eingeführt zu werden. Einzelne noch frisch erhaltene Blätter wandern in die Gewürzbüchse, um einem Rinder- oder Sauerbraten in Gesellschaft von Kapern und Pfefferkörnern pikanten Geschmack zu verleihen, die dürren Blätter dienen trefflich dazu, Metallgeschirr damit zu fegen, der Draht, das bindende Element des Kranzes, wird für den Pfannenflicker, vulgo „Rastelbinder“ aufbewahrt, der ihn nun statt um den Lorbeer, um alte gesprungene Töpfe und Casserollen windet, die herrlichen Atlasschleifen verfallen der Wissenschaft der Chemie, um dann fleckenlos gereinigt, zur Riesenmasche gewunden, das neue Kleid des Töchterleins Helene auf der Kehrseite des Lebens zu zieren, und wer dem fröhlich dahinhüpfenden Mädchen nachsieht, ahnt nicht, dass die Bänder am Rückenende einst die goldene Inschrift trugen: „Bescheidenheit ziert auch des Künstlers Brust!“

An den hervorragenden Stätten der Kunst werden an die großen Günstlinge der Musen goldene und silberne Lorbeerkränze gespendet; jedoch in absteigender Linie verliert sich die Quantität der Huldigungsform, bis endlich auf der Wanderbühne die nichts verschonende Profanierung Besitz ergreift und an Herren Kränze von „Würsten“, an Damen solche von „gedörrten Feigen“ und dort, wo es sich um ein Zeichen des Missfallens handelt, Zwiebelkränze auf die Bühne spedirt. Wiederholt war ich Zeuge solcher Vorgänge und ein Thespiskarren, der nicht zu gut für dergleichen

ist, war auch der Schauplatz, auf welchem sich die Geschichte meines ersten Kranzes abspielte.

Unsere Gesellschaft war ein sogenanntes „Familienverhältnis". Mit diesem terminus technicus bezeichnet man jene Wandertruppen, deren Hauptbestandtheile aus Komödie spielenden Familienmitgliedern bestehen. Der Director, der „alles" spielte, wenn auch alles schlecht, da er einen Sprachfehler hatte — seine Gattin „erste Liebhaberin", die wir nur die „Fettgedruckte" nannten, da sie es sich nicht nehmen ließ, auf dem Theaterzettel stets mit drei Sternen „als Gast" bezeichnet zu sein, ihre Mutter, die auf der Bühne und im Leben eine entsetzliche „Schwiegermutter" war, der Bruder des Directors ein schnapstrinkender „trauriger Komiker", Witwer und Vater zweier Rangen, welche „Kinderrollen" spielten, endlich eine nicht unbegabte „Naiva", über deren verwandtschaftliches Verhältnis zur Direction niemand klug werden konnte — diese Personen bildeten den Kern der Truppe, welche von einem jungen Manne, meinem Rivalen als Liebhaber, einem zahnlosen Soufflenr, welcher auch Episoden spielte, und durch meine Person zu einem Ensemble vervollständigt wurde, das sich der Darstellung der schwierigsten und umfangreichsten Stücke aller Kategorien, würdig und gewachsen fand. Je kleiner die Bühne, desto größer der Ehrgeiz, und so gab es auch auf unserer „Schmiere", um einen herkömmlichen Ausdruck zu gebrauchen, Rollenstreite, Intriguen und Gehässigkeiten; jeder bildete sich ein, der „Beliebteste" der Gesellschaft, der größte Künstler unter derselben zu sein, ohne dessen Mitwirkung der Director „zusperren müsste" und wie all die bekannten Redensarten heißen, die der allseitigen Selbstüberschätzung des Schauspielervölkchens entstammen.

Namentlich zwischen uns beiden, die wir das Liebhaberfach bekleideten, war der Friede häufig unterbrochen, wobei nebst Eifersüchteleien auf künstlerische Erfolge, auch jene auf die Erfolge außerhalb der Bühne wesentlich beitrugen. Unsere nicht sehr collegiale Stellungsnahme war dem Publikum des kleinen Städtchens nicht unbekannt geblieben, und eine hinterlistige Seele hatte es verstanden, diese Zwietrachtfackel zur lodernden Flamme zu entfachen!

Bei einem Actschlusse eines alten großartigen Schauerstückes — einem „Ritterfetzen", wie es im Bühnenlatein heißt — befand ich mich mit meinem Antipoden allein auf der Bühne; donnernder Applaus für unsere „meisterhaften" Leistungen, ließ den Vorhang in die Höhe gehen und rief uns vor die petroleumduftende Rampe, als plötzlich ein — Kranz zu unseren Füßen niederfiel! Elektrisch durchzuckte es mich: der erste Kranz auf meiner Künstlerbahn! Von wem mag er stammen — wer hat mein großes Talent erkannt, gewürdigt — ein unbekannter Mäcen —? — doch eine Visitkarte wird ja über den Spender Aufklärung bringen — oder sollte sie, die liebe herzige Kleine, mein blondes vis-à-vis —? Mit Blitzesschnelle fuhren diese und andere Gedanken durch mein erregtes Hirn, und mich stets aufs Neue für den nicht endenwollenden Beifall beschämt verbeugend, griff ich nach dem Kranze, der ja selbstverständlich mein Eigenthum war, um ihn vom Boden aufzuheben. Allein, in demselben Augenblicke stieß ich mit solcher Wucht an den harten Schädel meines gehassten Collegen, der sich gleichfalls nach seinem vermeintlichen Eigenthum gebückt hatte, dass wir mit lautem Aufschrei auseinander fuhren und der Vorhang unter schallendem Gelächter des Publicums sich herniedersenkte. Kampfgerüstet standen wir uns gegenüber, wüthende Blicke kreuzten sich oberhalb des Kranzes, den jeder mit einer Hand gefasst hatte, mit gewitterschwerer Ruhe wartend, dass

der andere von seinem unrechtmäßigen Besitze lassen würde. Es war vergebens; eine Visitkarte war nicht beigegeben, die Bänder unbedruckt, eine Entscheidung über das Recht des Eigenthumes daher unmöglich und schon begannen perpendiculäre Bewegungen der kreisrunden Spende eine veränderte geometrische Form zu geben, bis endlich vertrauliche Mittheilungen, die an Heftigkeit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen und welche gar seltsam mit unseren Rittergewändern contrastierten, die begütigende Einmengung des Directors nöthig machten, ohne dass derselbe es zu hindern vermochte, dass der arme Kranz der rohen Gewalt weichen musste und unter dem Gekrächze seiner Seidenbänder aus allen Fugen gieng! Da ich es unwürdig fand, noch länger um mein gutes Recht zu kämpfen, verzichtete ich auf die Trümmer der Trophäe und tröstete mich mit dem Bewusstsein, dass ja doch nur meiner Kunst der Lorbeer galt und dieser Gedanke war ein erhebender, ein unbeschreiblich stolzer Gedanke! Ich verlangte nicht mehr zu wissen, wer mir die Ehre angethan, wurde sie mir doch erwiesen und ihre Anonymität erhöhte nur den Reiz und Wert derselben. Noch weiter mit jenem Collegen zu wirken, widerstrebte meiner Empfindung und ich suchte bei der Direction um meine sofortige Entlassung nach. Mein Widersacher jedoch dachte und fühlte ebenso, denn auch er wünschte seiner Verpflichtungen gegen unser „Kunstinstitut" auf der Stelle enthoben zu sein; da indes die Schauspieler merkwürdigerweise niemals gehen, wenn sie um Entlassung nachsuchen, so blieben wir — beide, ohne unsere persönliche Abneigung bekämpfen zu können.

Die Saison, welche dank der Trefflichkeit unserer Gesellschaft ohnedies schon zehn Wochen an diesem Orte währte, gieng zu Ende und eines Tages erhielt unser Director eine Rechnung von zehn Mark über einen am Soundsovielten gelieferten Lorbeerkranz mit Seidenbändern. Höchstes Erstaunen! Wer ihn bestellt, blieb unaufgeklärt, mystisches Dunkel waltete über die ganze Kranzgeschichte, allein geliefert war er, musste also bezahlt werden und nach dem salomonischen Ausspruch des Directors von jenem, welchem er gespendet worden. Wiewohl mein hämischer College nunmehr keinen Augenblick im Zweifel war, dass diese Auszeichnung verdientermaßen mir widerfahren war, so stiegen dennoch auch jetzt mir Bedenken auf, ob der Kranz nicht vielleicht doch ihm geworfen wurde, da an jenem Abend seine Rolle wohl ebenso bedeutend wie die meine war, und beinah machten wir uns gegenseitig Complimente über unsere Leistungen, um den Verdacht des Kranzes loszuwerden, der von uns beiden stolz verschmäht in dem neutralen Raum der Möbel- und Requisitenkammer, zerzaust am Halse eines cachirten Eselskopfes hieng. Die löbliche Direction, welche jedoch das Ende dieses Bescheidenheitsstreites nicht abwarten wollte, verstand keinen Spaß und zog einfach jedem von uns die Hälfte des Betrages von der Gage ab, um die Rechnung damit zu begleichen. Entschieden praktisch!

Dass mir diese unerwartete profane Lösung unserer Zwistigkeit die Freude an meiner ersten Kranzspende gründlich verdarb, ist wohl begreiflich und erst später fand ich Trost dafür, dass ich mir einen halben Kranz selbst bezahlen musste, darin, indem ich es kennen lernte, dass viele Künstler sich — ganze Kränze kaufen.

Wie es dem Schmied-Stachel in der Liebe ergieng.

Eins von drüben, wo es auch so Sachen gibt. Von P. K. Rosegger.

In einer schwülen Stunde hatte Stachel, der Schmied, den folgenden Brief geschrieben:

„An die Nelda Haslinger, beim Herrn Franz de Paul Haslinger zu Oberstraßen.

Liebster Schatz! Bleibt alsa beim Sonntag van fünf bis sieben. Auf bewufsten Plausch. Wo, das weißt eh. Ich verlass' mich drauf. Wenn ich einmal was derspart hab' ader wir sanst zu einem Vermögen kammen, sa heirat ich dich. Drauf kannst dn dich verlassen.

Dein herztreuer

Eustach Schlägler,

Schmiedgesell in Unterstraßen."

Man sieht, dieser Brief war nicht lang. Auch das Papier war ziemlich lumpig, und dach mufs gesagt werden, dafs der Schmied-Stachel sein Lebtag keinen Eisenring geschmiedet hatte, der so unverbrüchlich festhielt, als dieser Brief. Das Eisen rostet, Liebesbriefe aber rosten nicht, und selbst wenn sie tausendmal nafs werden unter Küssen und Thränen. Und die Nelda bestand auf ihrem Schein.

Der Stachel war in der Arbeit ein fleißiger Bursch und hatte keinen schlechten Lohn, aber er vertrank ihn und verspielte ihn. Denn wenn er spart, dann erspart er sich etwas und dann mufs er sie heiraten. Anders kannten sie gottlab wohl kaum zu einem Vermögen kammen. Der Stachel hatte von seinen Verwandten bereits geerbt: vom Vetter einen noch fast neuen Tuchrack, van der Muhme ein egyptisches Traumbüchel und eine Tabaksdose aus Krötenharn, vom Vater den ehrlichen Namen und van der Mutter die Medicinflaschen und die ärztlichen Rechnungen. Bei der Nelda stand auch nichts in Aussicht, denn ihr Oheim, dessen Junggesellenwirtschaft sie seit einiger Zeit versorgte, war sehr schwerhörig, wenn sie manchmal van ihrer Zukunft sprach. Alsa fühlte der Stachel sich ziemlich sicher. Jenes Briefes würde er selbstverständlich längst vergessen haben, allein die Nelda brachte ihn manchmal zum Vorschein. Sie bewahrte ihn an einer — man möchte sagen — einbruchsicheren Stelle, wahin keine Diebeshand mehr griff, wa auch kein Brandunglück mehr zu fürchten war. Der Stachel war nach in die Volksschule gegangen, als die Nelda scham so schwach stand, dafs sie einer sitzen lassen kannte. Seither war sie vorsichtiger geworden. Dem Schmiedgesellen gefiel nur nicht, dafs sie ewig

jung blieb — seit sechs Jahren schon im neunundzwanzigsten! Ihm gefielen — aufrichtig gestanden — besser solche, die noch in dem Alter stehen, in welchem man sich lieber älter macht, als jünger. Eine saß am Sonntag in der Kirche, die — Eustach Schlägler! Wer hat sich verschrieben? — Wenn der Mensch nur kein Gewissen hätte!

Eines Tages kam die Nelda zu ihm, noch geröthet war sie und aufgeregt, und sie hätte ihm ein Geheimnis anzuvertrauen. Er erschrak unsäglich, beruhigte sich aber, als sie ihm Folgendes mittheilte: Hinter dem Ofen, in welchem ihr alter Oheim fast beständig sitze und von welcher Stelle er nicht wegzubringen sei, befinde sich in die Wand eingemauert ein eisernes Kästlein!

„Was geht das mich an!" versetzte der Stachel.

„Aber denke doch, Stachel! Denkst du denn nicht? Er ist einmal in Mailand gewesen, als Soldat, nachher auch in Wälschland, ja sogar in Italien! Da kann er sich schon was dermacht haben!"

„Ist er bei den Banditen gewesen?"

„Aber Stachel, wo denkst du hin! Mein alter brummiger Oheim! Der brummt ja alleweil so laut, den hätten sie gleich aus dem Versteck gehabt. Derspart wird er sich was haben, und nichts davon gebraucht, weil er seine Pension hat. Und denk' dir nur, der Oheim ist kränklich — und auch schon alt!"

„Das ist wahr," sagte der Stachel.

„Und ich noch jung."

Darauf schwieg der Stachel.

„Richte dich zusammen, Stachel, lass' dir die Bräutigamshosen machen. Den Schneider werd' ich schon zahlen."

Der Schmied gieng seit dieser Unterredung mürrisch um und hieb mit seinem Werkzeug auf das glühende Eisen heftiger, als es nöthig war. Er verdarb damit manches. Und da meinte der Meister, dem Stachel müsse man nicht so viel zu essen geben, er leide an überschüssiger Kraft. — Wenn einmal ein Schmied zu stark ist! Nur schade, dass so kräftige Mannsleute manchmal sonst so schwach sind! — Wenn der Mensch nur nicht schreiben lernen müsste! Dieses verdammte Schreiben! Der Stachel hätte sich am liebsten fremd gemacht zu Unterstraßen und wäre in die weite Welt marschiert. Aber jene, die am Sonntag in der Kirche saß! — Als ob am Sonntag nicht viele in der Kirche säßen! Nein, für den Stachel nur eine. — Wer sie ist? — Ein armes Zuchtdirndel beim Steckelbauer. Arm und verwaist, hat nichts Gutes auf der Welt, die Leute sind hart auf sie. Ihr liebste Zeit ist in der Kirche, da gilt sie so viel, wie die anderen, da weiß sie einen, der ihr gut ist . . . das ist eine, die in der Kirche noch an den lieben Gott denkt. Dieser hinwiederum schiebt den Schmiedgesellen vor. Und am Pfingstsonntage nach dem Gottesdienste, wie sie unten den Birken steht, und ihr Busentuch in Ordnung bringt, das sich im Gedränge verschoben hat, geht der Stachel auf sie zu und fragt ganz freimüthig. Und sie läuft davon. — So dumm ist der Stachel sich sein Lebtag nicht vorgekommen, als jetzt, da er mutterseelenallein unter den Birken stand, unter welchen er gerade zu zweit hatte stehen wollen. Er hätte sich vor Zorn Maschen und Hemdkragen vom Halse reißen mögen; auf dem Boden lag ein rissiger Stein, den trat er in Scherben. Und das soll Liebe sein?

An einem der nächsten Abende gieng er hinauf gegen den Steckelbauernhof. Es war schon dunkel, es war gewitterschwül und hinter den Bergen zuckten Blitzscheine auf. Des Hohlweges herab lief die Nelda, sie lief mit Hast. Er wich ihr schnell aus: „Du hast's eilig, will dich nicht aufhalten."

„O Lapperl, du willst mir aus-

weichen!" sagte sie vertraulich, „ich wollt' ja zu dir hinablaufen."

Da blieben sie stehen beisammen und der Stachel dachte: Was ist jetzt zu machen, dass ich ihr entkomme?

„Endlich, mein Lieber, endlich können wir Ernst machen", flüsterte sie.

„Ernst? Mit was? Wieso?"

„Geh', stell' dich nicht so tappig. Hast schon lang genug darnach geplangt. Im Schreiben bist alleweil aufrichtiger wie im Reden. Heiraten können wir."

Der Stachel schüttelte den Kopf. „Ja, wenn ich was erspart hätt'!" rief er wie unmuthig aus. „Ich bin ja soviel ein leichtsinniger Mensch und kann mir's nicht abgewöhnen. Was ich mich schon geärgert hab' über mich selber! Nein, nein, so ein Lump wär' das größte Unglück für seine Familie!"

„Was redtst denn, Stachel?" versetzte sie und packte ihn an der Hand. „Ich acht's ja, dass du so redlich denkst, aber hab' ich dich gefragt nach deinem Ersparten? Das ist nimmer noth, jetzt nimmer. Ich hab' die Mittel."

„Du?"

„Mein Oheim . . ."

„Aber der gibt nichts her."

„Alles gibt er her."

„Ist ja soviel sparsam, dein Oheim . . ."

„. . . gewesen. Du, der hat sich curios geändert!"

„Was du nicht sagst!"

„Alles, was da ist, gehört mein, seiner einzigen Verwandten."

„Hat er das gesagt?"

„Gesagt hat er's!"

„Kann sich aber doch wieder anders besinnen."

„Das thut er nimmer."

„Wird's wieder zurückhaben wollen."

„Das kann er nimmer."

„Warum soll er das nicht können?"

„Weil er auf dem Brett liegt."

Der Schmied gieng langsam weiter, sie neben ihm her. Er schwieg und war nachdenklich. Da hatte er es ja gehört, wie dieses Weib einmal sprechen würde, wenn er selber auf der Bahre läge. Überaus widerlich kam sie ihm vor und er sann auf Mittel, sich ohne Aufsehen von ihr loszulösen. Das Heiraten hatte er ihr versprochen — und brieflich; unter Bedingungen zwar, aber diese waren jetzt erfüllt. Ein guter Freund hatte ihm gesagt: Hättest dich dem Teufel verschrieben, so könntest vielleicht noch erlöst werden; aber so . . .? Hat sie nicht schon einmal durchblicken lassen, dass sie ihn bei Gericht verklagen will, wenn er „seinen Wechsel" nicht einlöst?

„Warum bist denn so still, Stachel?" fragte sie ihn. „Sollst dich ja gefreuen über unser Glück!"

„Gefreuen? So viel traurig bin ich."

„Ja, weswegen denn, Stachel?"

„Weil dein einziger Verwandter gestorben ist!"

„Narr! Der hat's überstanden."

Der Stachel blieb wieder stehen: „Weißt, Nelda, ich will dir was sagen. Du hast jetzt ein Vermögen, ich bin ein armer Teufel. Du musst dich nicht für gebunden halten. Du kriegst jetzt Männer, die weit besser für dich passen. Ich glaube nicht, dass du mit mir könntest glücklich werden; meine Untugenden kann ich mir nicht mehr abgewöhnen, ich bin schon zu alt dazu."

Sie flog ihm an den Hals: „Jetzt erst weist sich's, was du für ein braver Mensch bist! Und dass du nur auf mich denkst! Ja, ja, Stachel, ich erlaub dir's schon, du brauchst dich nicht zu ändern, ich mag dich wie du bist. Sollen wir ein Hammerwerk kaufen? Oder gefreut dich ein großer Bauernhof? Oder willst du lieber in die Stadt?"

Der Stachel stutzte. „Soll denn so viel da sein?" fragte er dann mit weicher Stimme.

„Es wird schon was da sein!"

„In Bargeld?"

„Wahrscheinlich. Möcht' es selber wissen. Bin schon höllisch neugierig."

„Ja, hast du es nicht gesehen?"

„Es ist im eisernen Kastel hinter dem Ofen. Das ist noch gesperrt."

„Da heißt's zuwarten."

„Es wär' bald offen. Mit Schmiedewerkzeug wär's bald offen."

Jetzt wendete sich der Schmied rasch zu ihr: „Nelda, das ist wahr! Ich könnte einbrechen."

„Na, das heißt, nicht so", entgegnete sie abwehrend. „Gleich so ein grausliches Wort da! Wer spricht denn vom Einbrechen? Aufmachen, wenn's leicht geht — wegen der Gewissheit."

„Na freilich", sagte er in gutmüthig beistimmendem Tone und insgeheim: „Jetzt möcht' ich doch wissen, wie weit sie geht und ob ihr das ernst ist. Vor der habe ich keine Angst mehr, mit der treibe ich jetzt mein Spiel."

„Ich will dir schon helfen, Nelda", sagte der Stachel, „geh' nur voraus, ich muss nur Werkzeug holen und werde bald nachkommen."

„So komm fein bald", flüsterte sie und eilte dem Häuslein zu, in welchem sie mit dem Oheim zur Miete seit einem Jahre gewohnt hatte.

So viel Werkzeug glaubte der Schmied bei sich zu haben, als er brauchen würde bei dem bevorstehenden Einbruche. Er gieng also nicht hinab zur Schmiede um Werkzeug, sondern er gieng hinauf gegen den Steckelbauernhof. Mittlerweile waren die Blitze greller geworden, man hörte schon das Nachhallen ferner Donnerschläge. Als er zur Weide kam, die von alten Bäumen und Büschen eingeschlossen war, sah er im Scheine der Blitze, dass hier Rinder grasten und bei denselben ein Menschenwesen stand. Steckelbauer's Ochsen, die tagsüber auf der Brache gepflügt hatten, waren beim Abendmahl, und wer sie dabei beaufsichtigte, das war — ein blinkender Blitz verrieth es — das Kirchendirndel. Es stand in seinem Werktagsg'wändlein recht schlank da, mit den Barfüßen im feuchten Grase; auf dem Köpflein hatte es einen alten Männerhut mit sehr breiter schwammiger Krempe, die es vorne über die Augen herabzog zu Schutz und Schirm vor den schreckbaren Blitzen. Das Dirndel schlich ganz nahe an die Rinder heran, als suche es bei diesen Heil und Trost im nahenden Gewitter. Als die Thiere aber jetzt anfingen, miteinander zu gaukeln und sich gegenseitig muthwillige Stirnstöße zu versetzen, kam die Hirtin in Gefahr, von ihnen in den Boden getreten zu werden, sie musste zurückweichen und war ganz allein mit ihrer Angst. Jetzt trat der Stachel vor, und um sie nicht auch noch zu erschrecken, blieb er etliche Schritte vor ihr stehen und sagte heiter: „Dirndel, soll ich dir fürchten helfen?"

Heute lief sie nicht davon, denn es war ihr beruhigend, einen Menschen nahe zu wissen; zwar gestand sie nicht ihre Gewitterangst, erzählte nur, dass der Blitz vor einiger Zeit auf der Erlau einen Hirten mitsammt den Schafen erschlagen habe. Und so oft ein Strahl durch den Himmel flog, zuckte sie mit dem Athem auf, und je näher die Donner kamen, desto näher kam sie an den Stachel her.

„Ist denn niemand anderer in Eurem Hof, der so spät Abends die Ochsen thät weiden?" also der Schmied.

„Es will sonst niemand", antwortete sie.

„Und du willst?"

„Ich werde nicht darnach gefragt. Da heißt's nur: Es ist ausgespannt. Naudel-Dirn, geh' Ochsen weiden."

„Naudel-Dirn, ich sag' dir was", versetzte nun der Schmied. „Von heut' an sollst du nimmer allein Ochsen weiden. Ich will dir allemal Gesellschaft leisten."

Sie entgegnete nichts darauf, denn sie war über sein Wort ordentlich erschrocken, gerade wie damals unter den

Birken, sie war derlei ja nicht gewohnt. Ganz leise sagte sie endlich: „Du mußt mir wohl recht gut sein ...“

Jetzt war der Sturm da. Er toste in den Bäumen, er pfiff im Gebüsch, er grub Sand aus dem Boden und streute ihn in die Lüfte. Vögel, die schon schlafen gegangen, flatterten wieder auf und Wassertropfen, so kalt und scharf wie Eis, sausten nieder. Die Rinder liefen mit gehobenen Schwänzen in den Wald hinein; die beiden Menschen fanden unter einer vorspringenden Felswand einigen Schutz. Sie schmiegten sich enge aneinander, das Dirndl zitterte, er suchte es mit seinem Rocke zu decken, doch schon in den ersten Augenblicken waren sie durchnäßt bis an die Haut.

Das Unwetter wüthete nur kurze Weile. Dann ward es ruhig, die Bäume troffen, die Wolken standen in lichten Fetzen und zwischen durch schien der Mond.

„Das muß auch noch sein“, sagte der Stachel und preßte ihr einen heftigen Kuß auf die Lippen. Sie drückte rasch entgegen, wahrscheinlich, um ihn zurückzudrängen. Dann trieb sie ihre Ochsen dem Hofe zu und er gieng nach Oberstraßen. Von einer zur andern! Und einbrechen! Der Schmied mußte lachen darüber, daß er ein so bodenlos niederträchtiger Kerl geworden war.

Der alte Franz de Paul Haslinger lag ganz manierlich da. Er brummte nicht und verweigerte nichts. „Alles, was vorhanden ist, kannst haben!“ Das war sein vorletztes Wort gewesen. Sein letztes, gab die Nelda an, habe sie nicht mehr verstanden. Dasselbe soll ihre Person bezeichnet haben, und zwar sehr bündig. Unter dem Kopfkissen hatte sie seine Brieftasche gefunden, in derselben fand sich sein Pensionsbogen und ein Zehnguldenschein und ein Vater Radetzky in Holzschnitt und ein buntbemaltes Bildchen des heiligen Franz de Paul. Natürlich! — Als nun der Schmied kam, nahm die Nelda ihre Handlampe und führte ihn hinter den Ofen. Ja, da war das eiserne Kästlein, wohl eingemauert in die Wand, so daß man nur das Thürchen sah mit dem kleinen runden Schlüsselloch. Das Ding lag fest im Schlosse und rührte sich nicht, wie auch die Nelda daran zu rütteln suchte.

„Das soll es sein?“ fragte der Stachel.

„Freilich“, lispelte sie.

„Das ist's?“ fragte er nochmals.

„Mach', mach', ehe die Leute kommen. Mit dem Eisen kannst du ja umgehen. Bei dir ist's bald geschehen.“ Sie bebte vor Gier

„Wohl, wohl“, sagte er ganz ruhig, „geschehen wird's bald sein. Aber den Schlosserlohn sollst mir im voraus zahlen. Ich meine, sobald du den Schatz siehst, kann dich der Geizteufel packen und du gibst nichts mehr her.“

„So schwatz nicht und mach' auf!“

Er zog schmunzelnd sein Taschenmesser hervor, öffnete an demselben ein Eisenhäklein, steckte es ins Schlüsselloch des eisernen Thürchens, stocherte ein wenig — offen war's.

Die Nelda stürzte hin und starrte in das Loch. Da drinnen war es sehr finster und sehr rußig — der Stachel lachte laut auf.

Das eiserne Thürchen führte in den Schlauch des Schornsteins, für den Rauchfangkehrer in außergewöhnlichen Fällen. Die Nelda war wie gelähmt. Sie fuhr sich in ihr Gewand und zerrte daran, fuhr sich in ihr wüstes Haar und grub darin. Jetzt streckte sie ihre Arme in die finstere Öffnung, nach unten hin, nach oben hin, nach den Seiten hin — die Hände kamen leer zurück, aber grausam rußig. Der Schmied lachte noch immer, lachte, daß er sich den Bauch halten mußte, der unfromme Schelm — und war doch eine Leiche im Haus.

Die Nelda, nachdem sie sich aus-

getobt hatte, verfiel in einen Weintrampf. Als die Nachbarn kamen, um an der Bahre die nächtliche Wache zu halten, wie es Sitte ist zu Oberstraßen, verwunderten sie sich dass über den tiefen Schmerz der armen Thusnelda Haslinger. Ihrer bekannten Artung nach hätte man erwartet, dass sie den Tod des alten Rittmeisters wesentlich gefasster ertragen würde. — Freilich, der einzige Verwandte, es ist ja zu begreifen. Es war sehr traurig, und doch musste noch einmal gelacht werden, denn die Nelda sah im Gesichte aus wie ein Zebra — das hatten die rußigen Finger gethan. — Der alte Oheim lag sehr behaglich da und schien sein letztes Wort nicht zu bereuen.

Der Stachel sagte: „Gute Nacht!" — Die Nelda war so wüthend, dass sie ihm alle Töpfe und Kübel hätte nachschleudern mögen, die da umherstanden; an den Busen fuhr sie sich, riss ein Papier hervor, zerknüllte es in der Faust und warf es dem Burschen nach auf den Rücken. Schon im nächsten Augenblicke bereute sie den Wurf, war aber zu spät; der Stachel hob an der Hausthüre den Knüllen auf, steckte ihn in den Hosensack und sagte: „Jetzt ist's gut!" Dann war er fort, verschwunden in der dunklen Nacht.

Nachhause gieng er, geradewegs nachhause und legte sich schlafen. Am nächsten Tage war Sonntag. Er gieng in die Kirche und lugte hin auf die eine. Wieder ganz trocken war sie, gottlob! Nachmittags gieng er nicht ins Wirtshaus, nicht auf die Kugelbahn, denn heute hub er an zu sparen. Jetzt konnte es ihm ja nicht mehr gefährlich werden, der Knüllen war in seiner Hand.

Es währte nicht zwei Jahre, was sage ich, zwei Jahre! kaum eins! und es geschah, was wir ja schon wissen. Der Eustach Schlägler führte die eine, die Seine aus der Kirche. Das weitere geht uns nichts an.

Dem Pessimisten.

Mein Leidgenosse, sei besonnen,
Und klage nicht, dass du geboren,
Im besten Fall ist viel gewonnen,
Im schlimmsten nichts verloren.

R.

Kleine Laube.

Frisch o'zapft!

Gsangln in altboarischer Mundart von Josef Fellner.*)

Bei'n Landrichter.

Der Hans und der Michel
Habn graaft und dees wia,
Bei'n Ochsenwirt kimmt dees
Net selten gnua füa.

Der Schandarm packt 'n Michel
Und führt 'n af's G'richt
Und der Landrichter fragt 'n:
„Was is denn dees für a G'schicht?

Wer hat denn z'erscht o'gfangt?
Gwifs du wieder, i wett', —
Was kinnst denn koan Ruah gebn,
Habts alleweil a so a G'frett!"

„I net", moant der Michel,
„Ko's ja sagn, wenn's derlaubt:
An' Lumpen hab' i 'n g'hoaßen
Und dees hat a ma net glaubt.

Und weil a ma's net glaubt hat,
Da hau' i halt zua, —
Der Hans macht's allemal a so,
Ehnder gibt er koan' Ruah!"

*) „Frisch o'zapft!" so heißt eine neue, in der J. Fellner'schen Buchhandlung, Chemnitz, erschienene Gedichtesammlung, mit welcher man sich ein paar Stündchen ganz trefflich unterhalten kann. Besonders zum Vorlesen dürften sich diese von übermüthigem Volkshumor getragenen Dialectsachen eignen. Die Red.

Zwiegespräch.

In Münka steht a Wirtshaus
Bei der Türkenlasern',
Da is a schöne Köchin,
Die hat an' Feldwebel gern;

Da is a schöne Kellnerin,
Recht stämmi' und drall,
Ihr Schatz is a junger,
A feiner Corp'ral.

Auf d' Nacht uma Neune
Wenn der Zapfastroach geht,
Wird in Fletz[1]) draußt no' busserlt,
Was a Jede vosteht.

Und is der letzti Gast furt,
Da red'n s' no a Weil',
Mi'n Bettgeh' da hat's ja
Für die Zwoa koa' Eil'.

„Hörst, Lene", sagt d' Kellnerin,
„Dees wundert mi scho',
Wia ma' so an' wilden Schnauzbart
A Busserl gebn ko'!

Dees is ja koa' Sach' net,
A Schmatz grad zum Schei',
Da leg'n si' die Barthaar
Dazwischen ja nei!"

„Schau, Resel", sagt d' Köchin,
„Dees is a dumm's G'red;
I nimm dir's net übel,
Du verstehst es halt net.

A Schmatz von an' Milchg'sicht,
Was hast denn davo'?
So a Busserl is goa koa(n)s,
Es is ja nix dro'.

[1]) Hausflur.

So a Busserl i sag dir,
Was i davo' moa(n),
Dees is, als wenns D' äßest
A Schweiners alloa(n).

A Busserl mit an' Schnauzbart,
Wenn er no so kloa' waa,
Da hat ma' zum Schweinern
A Sauerkraut aa."

A kloana Unterschied.

A'm Loohmhof da geht 's aber zua,
Do feiern s' heut a Doppelfest,
Da gibt's Da Bier und Wei' und Meth
Und Essen grad des Allerbest.

Den jüngern vo' de Loahmhofbuabn
Haben s' in da Kircho copuliert [1])
Der älter' feiert sei' Priminz, [2])
Der wird Coprata [3]) drenten z' Würth.

Herrgott, is dees an Unterschied,
Der kannt' scho' bal' net gröißer sei'!
„Hoho", sagt da der Ferdl dra'f,
„Was fallt denn dir net Alles ei'.

An oa'ziga Buakstabn is's ja grad,
Der macht 'n Unterschied dabei,
Denn schau, der älter' der kriogt d' Weih,
Und der jünger', no, der kriogt a Wei(b)!"

Auseinandersetzung.

Der Beichtl und der Lenzl
Die hobn si' zertrogn
Und haben si' a paar Löcher
In' Kopf eini gschlagn.

Jetz is's erst acht Tag' her,
Nu sitzen s' bein Bier
Im Wirtshous beinander,
Dees wundert mi' schier.

Wia 's scheint, hat da Koaner
'n Andern verklagt. —
I frag 'n Wirts Peter,
Was der dazua sagt.

„O mei'! sagt der Peter,
„Die haben an' so an' Kram:
Die setzn si' auseinander,
Drum setzn sie si' z'samm."

[1]) getraut. [2]) erstes Meßopfer. [3]) Cooperator, Hilfsgeistlicher.

A Rathsel.

Nu' rath' amal, was dees kannt' sei',
Denk' nach, es fallt da scho' no' ei:
I woaß dir kloane Dinger zwoa,
Is oa's wie's andere ganz und goa.

Sie kinna stecha ohne Spitzen
Und ohne Weda kinna s' blitzen,
Sie funkeln wie=r=an Edelstoa
Und Du, schö's Deandel, hast s' alloa'!

Haben Deckeln und san Maßkrüag' net,
San stumm und halten do' a Red',
Und kinna ohne Feuer brenna,
Und werdn bei'n O'schaugn allweil schöna.

Und willst es wissen, was i moa',
Da brauchst nu' weita viel net z'thoa,
Derfst grad amat in Spiagel schaugn,
Da siegst es glei: 's san Deine Augn!

Wie ma's nimmt.

Der Hofbauern=Lenz, der sagt:
'n Hüter Michel hab' i gestert
A Räuschel o'zecht,
Dees is Dir koa kloa(n)s gwen,
Is eahm heut' no ganz schlecht.

Der hat dir scho' trunka,
Als wia net recht g'scheidt,
Den hab' i aber dro' kriagt,
Und dees hat mi g'freut.

Der Hüter Michel, der sagt:
Aber gestert hab' i's guat ghabt,
An' Tag, der Oan' g'fallt,
Der Hofbauern Lenzel
Hat All's für mi zahlt.

Da hab' i dir trunka
Als wia net recht g'scheidt,
Den hab' i aber dro' kriagt,
Und dees hat mi g'freut!

Die jung' Bäuerin.

„No, Franzl, wia geht's denn?
Du hast es jetz' schö',
So kurz erst verheiert —
Da muaß's ja gut geh'!

Und stolz thuat Dei' Weiberl,
Als wenn s' a' Münchnerin waa',
Und is grad' vo' Tölz drent ...
Sag', ko' s' kocha=r=aa?"

„O ja", sagt der Franzel,
„Von dem is koa' Red',
Kocha ko' s' scho', —
Aber — essen ko' ma's net."

Ein Schweizer Dichter.

Heinrich Leuthold! Bei uns ist dieser Name fast fremd. Wer jedoch ein Freund echter, ich möchte sagen naturgewaltiger Lyrik ist, der möge sich um den genannten Dichter kümmern. Auch die Person desselben ist vermöge ihrer Lebensschicksale interessant. Ein Schweizer Bauernsohn, ein verbummelter Student, ein in Deutschland ziehender Journalist, ein zerfahrenes, haltloses, in noch jungen Jahren gebrochenes Leben — ein Irrsinniger schließlich, und erst nach seinem Tode ein gewürdigter Dichter! — Schön und rührend erzählt Adolf Wilhelm Ernst in seinem Buche „Heinrich Leuthold“ (Hamburg, Conrad Kloß. 1893) dieses reiche und doch so unglückliche Poetenleben.

Um ein par Streiflichter auf den Dichter zu werfen und um zu weiterem Eingehen in sein Leben und Dichten anzuregen, seien hier ein par Seiten aus Ernsts Werke mitgetheilt.

Leuthold war eine imposante, stattliche Erscheinung. Obgleich er seiner Herkunft nach ein Kind des Volkes war, besaß er doch die Allüren eines Weltmannes. War er auch einerseits kein blinder Sclave der Mode, so liebte er anderseits einfache, ansprechende Eleganz der äußeren Erscheinung. Sein Gang war militärisch, stramm. Den hohen, schlanken, kräftig gebauten Körper krönte ein Haupt, das von dunkelbraunem Haar umrahmt war. Die edelgewölbte, hohe Stirn zeigte den sinnenden Denker. Aus dem ovalen Antlitz, dessen leicht gebräunte Farbe an den südländischen Typus erinnerte, blickten die melancholischen Augen wie zwei ergreifende Räthsel. Der Blick seines Auges hatte zuweilen etwas unwiderstehlich Sympathisches, Kindliches. Von Natur grau, konnte das Auge wie ein Bergsee die Farbe wechseln; bei tiefer Empfindung, bei begeisterten Reden von etwas, das ihn innerlich bewegte, schimmerte es tiefblau, bei Schmerz und Zorn funkelte es dunkel seegrün. Man sah es dem Antlitz an, daſs Sorge und Leiden ihre unauslöschliche eherne Schrift darin gegraben hatten. Eine Welt voll Schmerz sprach aus seinem Angesicht; dazu kamen die Spuren der Schwindsucht. Er hatte nichts von jener siegesgewissen hinreißenden Schönheit, von jenem tadellosen Ebenmaße körperlicher Schöne, die auf die Frauenwelt einen bezaubernden Einfluſs auszuüben pflegt. Alles an ihm war durchgeistigt — eine „welke Blüte, deren Duft berauschte“.

Überblickt man das Leben Leutholds in seiner Ganzheit, so muſs man sagen: Leuthold war durch und durch Dichter. Die Poesie war sein Götze, dem er jedes Opfer brachte: Geld, Rang und sein Leben, und er ist nicht zum wenigsten an dem Zwiespalt zwischen der Poesie, die in ihm lebte, und der Prosa, in der er leben muſste, zugrunde gegangen.

Die Kunst war sein Leben, und in der gewaltigen Vehemenz, in dem titanenhaften Unverstande, mit dem er unter allen Umständen das Palladium der Kunst emporzuhalten und gegen den viele Gebiete unserer Geistesbethätigung zerfressenden Materialismus zu beschützen sich berufen fühlte, liegt etwas Don Quixotehaftes. Dazu gesellt sich als ein weiteres für den Dichter verhängnisvolles Moment seine Unfähigkeit, es mit dem realen Leben aufzunehmen und dessen Factoren in Rechnung zu ziehen. Aus diesen widrigen Verhältnissen resultiert nicht zum wenigsten die unglückselige Verkettung von Selbstverschuldung und unverschuldetem Leid in seinem Leben — eine Mischung, die es mit dem traurigen Deficit abschließen ließ. Leuthold war eine durch und durch ideale Natur, besaß lebenslang eine auf das Schöne, auf das Ewige gerichteten Geist und anfänglich einen kindlich-naiven Glauben an die Menschheit. Aber schon während seiner Studienzeit, als er aus der Enge seiner dörflichen Heimat in das geschäftige Leben und Treiben der großen Welt versetzt wurde, fühlte er es wie Schuppen aus seinen Augen fallen. Da

sah er mit bitterem Schmerz ein, dass die Welt, wie sein Geist, seine Phantasie sie sich erbaut, eben nur ein Traumgebilde, ein leeres Phantom war. Diese Enttäuschungen, deren Bitternis durch das unglückliche Herzenserlebnis mit seiner Geliebten Emma Brenner bedeutend verstärkt wurde, ließen in der Seele des einstmals schwärmenden Dichterjünglings einen scharfen Stachel zurück.

Als er das Jagen und Haschen der Menschen nach Genuss und Sinnenrausch sah, als er wahrnahm, wie sie ihr Dasein mit nichtigem Tand und gleißendem Flitter aufputzten, als ihn die Liebe grausam betrogen und es ihm trotz redlicher Anstrengung nicht gelingen wollte, sich in der von ihm heißgeliebten Heimat ein ihm zusagendes Amt zu erwerben, da schlug seine optimistische Stimmung in Weltverachtung um, da suchte er das, was er früher auf positivem Wege vergebens erstrebt hatte, auf negativem Wege zu erreichen, indem er die Erbärmlichkeiten und Hohlheiten unseres Erdenlebens schonungslos an den Pranger stellte, sie mit seinem maßlosen Spott lächerlich machte. Immer aber lebte noch die Hoffnung in ihm, sein erträumtes Ideal dereinst im Leben verkörpert anzutreffen. Und glaubte er es gefunden zu haben, dann umfasste er es mit der ganzen verzehrenden Glut seines überschwänglichen Naturells, um bald zu erkennen, dass auch dieses vermeintliche Ideal ein Trugbild war. So geriet er immer tiefer in die Nacht des Zweifels und der Hoffnungslosigkeit. Zu stolz, um das Mitleid der Welt zu erflehen, verschloss er sich in sich selbst und nährte den Dämon der Weltverachtung, der Weltverspottungen.

Diese Umstände darf man bei der Beurtheilung Leutholds nie aus dem Auge verlieren, um ihm gerecht zu werden. Es kommen ja allerdings noch andere verderbenbringende Factoren hinzu, die in Leuthold selbst lagen. Durch all dieses gerieth er in Zwiespalt mit sich selbst, sein Glaube an die Menschheit erstarb mehr und mehr, der Trotz bäumte sich in ihm auf, und unter dem Einfluss der später über ihn hereinbrechenden harten Schicksalsschläge verlor er den Halt und hatte nicht mehr die Kraft, „in dem Weltgedränge sich selbst zu bewahren". Da, als er bereits den Todeskeim in sich trug, als sein Geist von den düstern Fittichen des Wahnsinns umschwirrt war, ist er in manche Verirrungen und Extravaganzen gerathen, die in den blöden Augen engherziger Spießbürgerlichkeit wohl verdammenswert sind, die aber eher vor das Forum des Psychiaters, als vor den Richterstuhl der gesellschaftlichen Moral gehören. Man vergesse nie, dass diese unsinnigen Ausschreitungen, welche in die zweite Münchener Periode fallen, eine Folge der bereits ärztlicherseits constatierten Geistesumnachtung und des von der Lungenschwindsucht schrecklich verheerten körperlichen Organismus waren. Es ist sehr leicht, über den kranken Dichter den Stab zu brechen; aber nicht so leicht wird es dem Durchschnittsmenschen, sich zu einer Höhe der Beurtheilung aufzuschwingen, von der aus allein ein echt menschliches und gerechtes Urtheil gefällt werden kann. Ein Durchschnittsmensch wird kaum einen Geist wie Leuthold begreifen und verstehen. Der auf und in der Erde kriechende Wurm weiß nichts von dem in Himmelsweiten lebenden, mit rauschenden Flügeln der Sonne zustrebenden Adler. Leutholds Leben war ein unausgesetzter Kampf mit der Existenz; er war wie der Sturmvogel, dem die treulosen Wellen auf dem Ocean des Lebens das Nest zerstört haben. Von Jugend auf scheint er Neigung zur Melancholie gehabt zu haben. Ein solcher Mensch und Dichter wie Leuthold lebt — träumt — liebt und stirbt so ganz anders als die große Menge der Staubgebornen.

Ganz aus der Seele gesprochen ist uns das Wort Ernst Wechsters, der einmal anlässlich einer Studie über den mit Leuthold in mancher Hinsicht congenialen Nikolaus Lenau sagte: „Man muss an die Schwächen, Leidenschaften

und Verirrungen großer Dichter, hervorragender Menschen überhaupt einen ganz anderen Maßstab der Beurtheilung anlegen, als an dieselben Fehler und Laster unbedeutender Menschenkinder. Wenn sich E. T. A. Hoffmann der Trunksucht ergab, so ist das durchaus nicht dasselbe Laster eines beliebigen Arbeiters, der sich jeden Tag berauscht. Der unglückliche Leuthold besaß nicht die moralische Kraft, in die Bahnen eines geregelten Lebens zu treten. Darf man über ihn ebenso verächtlich urtheilen wie über einen haltlosen Menschen, der seinen Beruf vernachlässigt und von Stufe zu Stufe sinkt? Das tragische Verhängnis Leutholds unterliegt einem anderen Moralcodex als der geschäftliche Zusammenbruch eines verkommenen Trinkers. Es gab Poeten, die das Glück in des Wortes landläufiger Bedeutung mit Füßen traten, denen die spröde Göttin Fortuna in sehnsüchtiger Liebe nacheilte, ohne von ihnen auch nur einmal erhört zu werden, die ein böser Drang nur im Schatten des Missgeschickes wandeln hieß und deren Muse nur dann ihre Stimme erhob, wenn ihre Opfer vor Schmerzen sich wanden. Niemand von uns gewöhnlichen Sterblichen kann ermessen, was eigentlich den Poeten wirklich zu beglücken vermag und ob sein Unglück auch das unserige wäre, das, was uns oft jauchzen macht, und das, von dem wir uns oft schaudernd und bebend abwenden, entlockt ihm die schönsten und herrlichsten Gesänge. Da das Wesen eines Poeten für uns stets ein großes, unentschleiertes Geheimnis bleiben wird, müssen wir uns darauf beschränken, seine Fehler nicht so zu benennen, wie die unserigen, seine Schuld nicht mit unserer zu vergleichen und abzuwägen, sondern ihn als das Werkzeug, als den Apostel erhabener, furchtbarer, räthselhafter Gewalten zu betrachten, deren Weg abseits von Gut und Böse liegen und über dem engbegrenzten Gebiete irdischen Glückes und Ungemaches empor zu den Regionen uranischer Schönheit führen." Leutholds Seele war ein Gemisch von Gold und Schlacke, von Himmel und Erde; ihr wohnten Klänge inne, die sich nimmer versöhnen konnten, so dass der Dichter mit Hamerlings „König von Sion" sagen konnte:

„Seltsam bin ich geartet: Denn sieh', ein doppeltes Streben
Wohnt mir im Herzen; ein Drang nach dem Hohen und Rechten und Reinen,
Aber ein Drang nach dem Glücke zugleich, nach den Freuden des Lebens."

Leuthold war gewissermaßen ein Zweiseelenmensch. Er setzte allen vernünftigen Vorstellungen und nüchternen Verstandesschlüssen, besonders in dem, was er seinen dichterischen Beruf nannte, die ganze eigensinnige Störrigkeit des spanischen Romanhelden Don Quixote entgegen. Einige Züge werden diese Behauptung illustrieren. Es war Weihnachtsabend; die Bescherung sollte vor sich gehen. Leutholds Tochter kündete ihrem Vater, der sich in seinem Arbeitszimmer befand, an, dass die Lichter des Christbaumes angezündet wären. Leuthold aber war gerade von seinem poetischen Dämon besessen, dem er alles zum Opfer zu bringen pflegte, und so entgegnete er, es wären ihm gerade ein paar gute Gedanken zu seiner „Penthesilea" gekommen, er käme später! Wer aber nicht kam, war Leuthold. Die Lichter waren herabgebrannt, es wurde später und später — die Verwandten begaben sich endlich zur Ruhe. Sie hatten ihren Kummer bereits halb verschlafen, da pochte es energisch — Leuthold rief, sie sollten sich ankleiden und zu ihm herüber kommen, er wolle ihnen einige Stellen aus seiner „Penthesilea", die ihm geglückt seien, vorlesen. Es schlug gerade zwei Uhr nachts. Aber es half nichts. Tochter und Mutter mussten sich ankleiden und wurden, nachdem sie einen erwärmenden Trunk zu sich genommen, wieder mobil. Auch Leuthold begann wieder Mensch zu werden, d. h. er recitierte die Partie aus der „Penthesilea", befragte seine Angehörigen um ihre Meinung und speiste mit ihnen gemüthlich zu Nacht. Dann fand ein Geschenkaustausch statt. Mittler-

weile war es Tag geworden, und man legte sich zur Ruhe. Ein originelles Weihnachtsfest! Aber so absonderlich war er eigentlich immer bei seinem poetischen Schaffen. Wenn er dichtete, konnte er absolut nichts essen, er wies Frühstück, Mittag- und Abendessen von sich. Er sagte oft selbst: „Wenn ich halb verhungert bin, kann ich am besten dichten!“ Nicht selten kam er dann mitten in der Nacht mit einem wahren Wolfshunger und verlangte Speise und Trank. — Nichts hasste Leuthold, wenn er arbeitete, so sehr als Besuche. Regelmäßig ließ er sich verleugnen. Gelang es aber dennoch einem Bekannten durch List und Schlauheit, die „Wächter am Thore“ (Tochter und Mutter) zu überrumpeln und in des Dichters Musentempel zu dringen, so stieß er jedesmal ein freudiges Ah! der Überraschung aus, umarmte den Ankömmling auch wohl herzlichst, so dass derselbe ganz gerührt wurde. Sobald sich aber die Hausthür hinter dem Gefeierten geschlossen, bekamen seine Angehörigen kräftige Worte zu hören, dass sie den „verwünschten Menschen“ hereingelassen. Manche Freunde kannten diese Eigenthümlichkeiten in dem Leuthold'schen Wesen und wussten durch geschickt angepasste Umstände Zutritt zu dem Dichter zu erlangen. Als einmal ein Freund ähnlichen Calibers („die Race sei nicht umzubringen“, meinte Leuthold) in die Wohnung eindrang, flüchtete unser Poet, welcher das Nahen des Mannes bemerkt hatte, von einem Gemach ins andere, bis er zuletzt in einem Versteck entdeckt wurde. Aber auch da noch zog er sich mit einem freudigen Ah! und weltmännischer Verbeugung aus der fatalen Verlegenheit.—

Besonders noch zu erwähnen sind im Werke die Schilderungen von Leutholds seltsamen Verirrungen in München und seiner letzten Jahre in einem Schweizer Irrenhause, wo der zweiundfünfzigjährige Mann im Jahre 1870 gestorben ist.

M.

Die Modernen.

In engen Dachstübchen, da saßen sie einst,
Die Dichter und fabulierten,
Sie sangen von Festen und Gasterei'n
Und schwelgten und jubitierten.

Sie tranken im Geiste den süßesten Wein
Und kränzten mit Rosen die Köpfe
Und hatten die glühendsten Phantasie'n,
Die armen poetischen Tröpfe.

Sie sangen von Treue und Liebesmacht
Und von der Tugend der Frauen
Und wie die Welt so gut und so schön
Und so lieblich wäre zu schauen.

Sie sangen und sangen und merkten es nicht
Bei Minne und Prunkgelagen,
Dass ihre Finger geworden starr
Und hungrig geblieben ihr Magen.

Sie lebten so gern und hatten oft kaum
Zu kleiden sich nur und zu essen
Und haben doch keinen Abend dafür
Ihrem Herrgott zu danken vergessen.

Das gibt es nicht mehr, dies alles hat
Geändert sich heutzutage;
Heut haben wir Sänger ganz anderer Art
Und Dichter von neuem Schlage.

In großen Palästen, da wohnen sie jetzt
Und geben nun wirkliche Feste
Und speisen auf Gold- und auf Silbergeschirr
Das Theuerste und das Beste.

Nun werden sie nicht mehr vor Kälte starr,
Doch plagen sie Indigestionen,
Sie haben nun keinen Hunger mehr
Und keinerlei Illusionen.

Sie nennen die Welt nicht mehr gut und schön,
Die Tugend der Frauen verdächtig,
Die Liebe ein thierisch Bedürfnis nur
Und die Menschen höchst niederträchtig.

Das Leben sei des Lebens nicht wert,
So predigen sie unermüdlich
Und weisen's uns nach von Punkt zu Punkt
Und thun doch selber sich gütlich.

Sie prüfen das innerste Menschenherz
Auf seines Empfindens Kleinheit
Und schildern mit dem Vergrößerungsglas
Anschaulich nur die Gemeinheit.

Im niedrigsten Schmutze, da wühlen sie nur
Mit der streng realistischen Nase,
Und Gott und Schönheit und Ideal
Sind längst nur belächelte Phrase.

O gebt uns die alten Zeiten zurück
Und die alten poetischen Schwärmer,
Die Armen haben uns reicher gemacht,
Die Reichen machen uns ärmer!

Jenny von Reuß-Hoerues.

Die zehn Gebote der Amerikanerinnen.

Stolz lieb' ich die Amerikanerinnen, insonderheit da, wo sich ihr Stolz mit Überlegung paart. Von starkem Selbstbewusstsein und großer Einsicht zugleich legen folgende zehn Gebote der Frau Zeugnis ab, die eine Tochter der neuen Welt in einem amerikanischen Blatte zu Nutz und Frommen ihrer Schwestern veröffentlicht. 1. Hüte dich vor dem ersten Streite; naht er aber heran, so ficht ihn brav zu Ende; es ist von weittragender Bedeutung, dass du in demselben Siegerin bleibst. 2. Vergiss nicht, dass du an einen Mann verheiratet bist und nicht an einen Gott, damit seine Unvollkommenheiten dich nicht überraschen. 3. Quäle ihn nicht fortwährend um Geld, sondern suche mit der festgesetzten Wochensumme auszukommen. 4. Wenn dein Gatte kein Herz besitzen sollte, so hat er doch unzweifelhaft einen Magen; du wirst gut thun, dir durch gut gekochte Speisen die Gunst desselben zu erwerben. 5. Dann und wann, nicht zu oft, lasse ihm das letzte Wort; es freut ihn und bringt dir keinen Verlust. 6. Lies außer den Geburts-, Verlobungs- und Todesanzeigen auch den sonstigen Inhalt der Zeitungen und sei über Dinge unterrichtet, die nützlich sein können; er wird dann im Hause sich unterhalten mögen, ohne ins Wirtshaus zu müssen. 7. Sei stets — auch im Streite — häslich gegen ihn. Erinnere dich, daß du zu ihm aufsahest, als er dein Bräutigam war, sieh jetzt nicht zu ihm nieder. 8. In angemessenen Zwischenpausen lasse ihn auch einmal mehr wissen als du, es wird sein Selbstgefühl erhalten, und dir bringt es Vortheil, wenn du einmal zugibst, nicht ganz unfehlbar zu sein. 9. Sei deinem Gatten eine Freundin, wenn er ein kluger Mann ist; ist er es nicht, so suche ihn zu deinem Freunde zu erheben, erhebe ihn, aber steige nicht zu ihm nieder. 10. Achte die Verwandten deines Mannes, besonders seiner Mutter, sie liebte ihn weit früher als du!

Wie Landmädchen ihre Liebesbriefe schreiben.

Mitgetheilt von Jos. Faist in Stang bei Riegersburg.

Grußbrief.

Ich setze die Feder aufs Papier,
Herzallerliebster, ich schreibe Dir,
Ich schreibe Dir ganz kurz und klein
Und hoff', Du wirst stets mein Geliebter sein.
In diesem Brieflein sind begraben
Drei schöne Buchstaben.
Der erste ist von Sammt und Seiden,
Alle anderen sollst Du meiden;
Der zweite ist von Silber und Gold,
Bleib mir stets treu und hold;
Der dritte ist von Perlen und Edelstein,
Keine andere wird Dir so treu ergeben sein.
Hast Du ein Herz wie ich so treu und rein,
So werden wir bis zum Tode beisammen sein.
Und jetzt liebes Brieflein!
Fliege hin über Berg und Thal
Und grüße meinen Schatz viel tausendmal.
Fliege nicht zu hoch und nicht zu nieder
Und bring mir baldige Antwort wieder.
Dies Brieflein schrieb ich bei der Nacht,
Die Lieb' hat mich dazu gebracht.

Abschiedsbrief.

Ich hätte Dir schon längst geschrieben,
Aber bei uns ist kein Papier zu kriegen.
Die Tinte ist mir zugefroren,
Die Feder hab' ich auch verloren
Das Siegellack hat die Maus gefressen,
Drum hab ich auf Dich ganz vergessen.
Weil Du mir nicht bist treu geblieben,
So hab' ich Dir den Abschied g'schrieben,
Wegen Dir ist ja nicht alles g'fehlt,
Ich hab einen andern Schatz mir g'wählt.

Digitized by Google

Der schlaue Kuhmelker.

Ein kluger Landesfürst, dem das viele Processieren seiner Bauern zu dumm ward, ordnete an, dass in allen Wirts-, Raths- und Schulhäusern ein gewisser Kupferstich aufgehängt werde. Derselbe stellte zwei Bauern dar, die sich um eine Kuh streiten, indem der eine an den Hörnern, der andere am Schwanz zieht und sie so mit großer Anstrengung sich anzueignen sucht, während ein auf einem Aktenbündel sitzender „Mann des Rechtes" in aller Gemüthsruhe die Kuh melkt. Zwei Strophen erläuterten das Bild also:

Seht hier zwei Bauern, Kunz und Hans,
Um eine Kuh im Streit voll Zorn.
Der eine hält das Thier am Schwanz,
Der and're an den Hörnern vorn,
Schwanzbauer zum Hornbauer spricht:
„Die Kuh ist mein, ich lass' sie nicht!" —
„Nein, mein ist sie!" der Gegner schreit.
Ein dritter Mann sitzt still beim Streit,
Er lacht nur wie ein Schelm dazu
Und melkt indes für sich die Kuh.
Glaubt ihr, ich mein' den Advocaten?
Ich lass' euch Zeit, es zu errathen!

Man kann das Bild noch heute hie und da in einer Bauern-Wirtsstube finden, und mich dünkt, es ist dort gar nicht übel angebracht.

Legende.

Wörtlich aus dem Französischen übertragen.

Einer unserer Freunde, Sammler leidenschaftlicher von Erzählungen ländlichen und aller Arten von Erzählungen, uns erzählte unlängst eine alte Begebenheit, die sich hatte zugetragen, sagte er, in der guten Stadt Falaise.

An einem gewissen Tag, ein Trommelwirbel städtischer, ruft herbei die jungen Leute vom Ort. Plan ran plan! Plan ran plan! Herbei, Burschen von Falaise!

Die jungen Leute: Nun, was ist los?

Der Trommler: Auf Befehl des Herrn Bürgermeisters es wird eingeschärft den Burschen der Stadt, nicht auszugehen des Abends ohne Laterne.

Am andern Tag, die Einwohner giengen aus mit einer Laterne, jedoch ohne etwas darin.

Alsbald abermaliges Aufgebot. Plan ran plan! Plan ran plan! Herbei, Burschen von Falaise!

Nun, nun, was gibt es?

Auf Befehl des Herrn Bürgermeisters, es wird eingeschärft, nicht mehr auszugehen am Abend mit Laterne ohne etwas darin.

Am andern Tag, sie giengen aus und hatten eine Laterne, eine Talgkerze drin, jedoch ein Licht nicht angezündetes.

Drittes Aufgebot. Plan ran plan! Plan ran plan! Auf Befehl des Herrn Bürgermeisters, es wird eingeschärft, nicht mehr auszugehen als mit einer Laterne, mit einem Lichte angezündeten darin.

Die Bewohner von Falaise sehend dieses Mal keine mehr Ausflucht mögliche, sich fügten der Vorschrift obrigkeitlichen ohne weiteren Widerstand.

Lustige Zeitung.

Ein Neukaledonier kam zu einem Missionär und verlangte sammt seinen beiden Weibern und Kindern gegen Entrichtung des gewöhnlichen Geschenks an Neubekehrte getauft zu werden. „Ich kann dich nicht taufen", sagte der Geistliche, „denn du lebst in Vielweiberei gegen das Gebot des Christenthums." Der Wilde entfernte sich, kam aber nach einigen Tagen wieder. „Taufe mich", sagte er, „ich habe nur noch eine Frau." — „Und die andere?" — „Die habe ich aufgefressen."

Pariert. Mann: „Entzückend bist du in diesem Kleide, das ist wahr, aber das Geld —" — Frau: „Kommt nicht in Betracht, wenn es gilt, dir eine Freude zu machen."

Zwei Telegramme. „An Ella Meier. Liebste Freundin! Soeben in Bad X. angelangt. Sende Dir tausend

Digitized by Google

Küſſe. Nina.“ — „An Fräulein Nina in Bad X. Wenn Sendung an meine Schweſter Ella noch nicht abgegangen, bitte dort behalten. Komme ſelbſt abholen. Bruder Bruno Meier.“

Da hat er's. Städter, eine bayeriſche Kellnerin in die Backe kneifend: „Sie, liebſtes Fräulein, reden S' doch amal a biſſel bayeriſch; das klingt ſo reizend und macht mir immer ſo viel Spaſs!“ — Kellnerin: „Du Lausbub, du fakerter, willſt a Watſchen haben?“

Die kleine Elſe: „Mama, warum ſagte Papa geſtern abend: es fliegt ein Engel durchs Zimmer?!“ Mutter: „Wenn man in Geſellſchaft iſt, liebes Kind, und wenn da die Unterhaltung plötzlich ſtockt und es ganz ſtille iſt, ſo pflegt man zu ſagen: es fliegt ein Engel durchs Zimmer!“ — — Einige Tage ſpäter iſt große Kaffeeſchlacht und als die Unterhaltung über eine der abweſenden Damen ſehr lebhaft wird, fragt die kleine Elſe: „Mama, fliegt jetzt ein Teufel durchs Zimmer?“

Legitimiert. In einer Gegend, die von Hochſtaplern heimgeſucht iſt, trifft ein Gendarm einen Reiſenden. „Sagen Se mal, mei Guteſter, haben Sie denn ooch ne Legidimation?“ — „Gewiſs doch! Hier meine Photographie!“ — „Ei cha, das ſind Sie! Ich dank' auch ſcheene!“

Aus dem Heſſenlande erzählt man ſich folgende luſtige Geſchichte: Darmſtadt hatte dieſer Tage ſeine Stöcker-Verſammlung. Hier ſprach der preußiſche Herr Stöcker vom veränderten Zeitgeiſt. „Einſt war deutſche Treue, deutſche Biederkeit, Ehrlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit, deutſches Gemüthsleben kein leerer Schall! Und jetzt! Wie geht durch das deutſche Volk ein unzufriedener hämiſcher, zerſetzender Geiſt, der alle harmloſe Lebensfreude vernichtet, alles Althergebrachte bekrittelt, alles, was dem Volk ſonſt heilig war, Altar und Thron, untergräbt, ja ſelbſt das Rechtsgefühl für das Mein und Dein erſchüttert! Woher kommt dieſer Geiſt, meine Freunde?“ — Pauſe. — Darauf der dröhnende Baſs eines biederen Darmſtädters: „Von de Preiße!“

Es war nach der Schlacht von Königgrätz und es galt nun, die auf dem Felde liegenden Verwundeten aufzuleſen, zu retten. Da erlebte der preußiſche Arzt Dr. Fr. aus Breslau ein merkwürdiges Abenteuer. Dr. Fr. ſieht einen Huſaren verwundet liegen, nähert ſich ihm, unterſucht deſſen Wunde und findet, daſs er da raſch, an Ort und Stelle gleich, helfend eingreifen kann. Er zieht ſein Beſteck heraus, und es gelingt ihm, die Kugel herauszuſchneiden. Und nun ſagt er zum Huſaren: „Da graſt ein Pferd, ſetze dich darauf und reite langſam hundert Schritte, dort findeſt du ein Lazareth, wo du auch etwas zu eſſen und zu trinken bekommſt.“ Da ſteht der Huſar auf, ſtreckt ſich, fühlt ſich, dank dem gelungenen operativen Eingriff, wieder ganz behaglich und — packt den Dr. Fr. beim Kragen: „Ich hob die Ehr', Sie zu meinem Gefongenen zu mochen!“ Und ehe Dr. Fr. die merkwürdige Lage noch recht inne wird, ſpringt der Huſar aufs Pferd, ſelbſtverſtändlich immer die Fauſt am Kragen des Arztes, und weiter gieng es im ſcharfen Trab, bis die öſterreichiſchen Poſten erreicht waren. Und ſo kam es, Öſterreich war damals noch nicht der Genfer Convention beigetreten, daſs Dr. Fr. dann den Reſt des Feldzuges als Kriegsgefangener in Krakau eingeſchloſſen, zubringen muſste.

Zu einem mecklenburgiſchen Paſtor — ſo erzählt man — kommt ein Taglöhner, um die Taufe ſeines jüngſten Sprösslings anzumelden. Er iſt mit einer großen Kinderſchar geſegnet, die den ganzen Vorrath der ihm bekannten Vornamen völlig erſchöpft hat. Als der Paſtor den glücklichen Vater fragt, wie denn der

Junge heißen ſolle, kraut er ſich verlegen hinter dem Ohr: „Ja, Herr Paſter, 'n Namen, dat is 'n eegen Ding — 'n Namen weet ick nich!“ — „Nun ſo geben Sie dem kleinen Kerl doch Ihren Namen!“ Der biedere Tagelöhner reißt die Augen auf — der Gedanke an die ihm damit drohende Namenloſigkeit macht ihm zu ſchaffen — aber endlich erklärt er entſchloſſen: „Na für mientwegen! Wat deeht 'n nich all för ſien Kinner!“

Oberbayeriſches Ständchen.

Jatz' hon i' dir a' Brall 'zahlt,
Z'nachſt hon i' dir a' Tüchei 'kaaft,
Z'weg'n deina hon i' heunt beim's Wirt
Vo' oan' Tiſch zu dem andern g'raaft;
Z'weg'n deina homm ſ' mi' außi'gſchmiſſ'n,
Bis vorn' bei'n Brunna bin i' g'leg'n;
Dös halbet G'wandl hamm ſ' ma z'riſſ'n —
Jatz' moan' i', kunnt'ſt mi' do
ſcho' mög'n!

Bücher.

Simſon und Delila. Tragödie in fünf Acten von Fritz Lemmermayer. (Leipzig. Literariſche Anſtalt. 1893.)

Warum meine Überraſchung, das weiß ich eigentlich nicht, denn wir haben von dieſem Verfaſſer ſchon manche ſchöne poetiſche Gabe empfangen. Und doch war die Überraſchung eine ſtarke. Der bekannte bibliſche Stoff iſt' ja wahrlich großartig und wundert es einen, daſs er von Dramatikern ſtets überſehen wurde. Lemmermayer hat ihn aufgegriffen und — wie mich dünkt — mit größtem Glücke behandelt. Ein bedeutendes Talent hat uns hier weltferne Geſtalten menſchlich ganz nahe gerückt, wir ſehen ein Außerordentliches ſich tragiſch und glaubhaft vollziehen. Die Dichtung, zumeiſt in fünffüßigen Jamben gehalten, hat in Diction, Bildern und Sentenzen reiche Schönheiten. Kritiker beklagen bei jedem neuen Theaterſtücke regelmäßig den Mangel an Handlung. Für Handlung iſt in „Simſon und Delila“ nachgerade ſhakeſpeariſch geſorgt. Großen Bühnenkräften wäre bei dieſem Drama Gelegenheit gegeben, ſich zu meſſen und die Zuſchauer würden alles eher empfinden, als Langeweile. Alles eher, auch Begeiſterung, Schauer und vielleicht Ärger, denn weich und gleich, aber gar nach manierner naturaliſtiſcher Tretmühle geht es hier nicht ab. Jedenfalls dürfen wir uns an einem feinen Dichterwerke freuen; thun wir's unverhohlen, denn es kommt ohnehin nicht oft vor. R.

Thalia in der Sommerfriſche. Eine Novelle von G. v. Bertepſch. (Leipzig. Karl Reißner. 1892.)

Seit Karl von Holtei ſeine „Vagabunden“ ſchrieb, iſt das wandernde Schauſpielerleben wohl kaum wahrer und anziehender geſchildert worden, als es in dieſem Buche geſchieht. Die rührende Herzensgeſchichte eines jungen Schauſpielerpaares iſt der Stab, an welchen die Beſchreibungen ſich ranken. Gar geſchickt romantiſch ſpielt eine Gräfin hinein, die unbewuſst ſchließlich die Häuslichkeit des Helden zerſtört, ſo daſs ein berühmter Schauſpieler zurückbleibt und ein einſames armes Mädchen Hat denn das ſein müſſen? Der Fall iſt ja doch nicht tragiſch, und ſo ſelten ſonſt das Glück vorhanden iſt, hier wäre es doch wirklich näher gelegen, als die Zerſtörung einer Familie. Warum dieſe Sühne ohne Schuld? — Im übrigen iſt die Meiſterſchaft der Dichterin zu bewundern, ihr ſcharfer Blick, womit ſie das Leben ſchaut und das Geſchick, die Geſtalten treu und plaſtiſch darzuſtellen. Das Büchlein iſt ſo intereſſant, wie das Komödiantenleben überhaupt. Daſs dieſes auf dem Dorfe noch in beſonderen Farben ſchillert, wiſſen wir, und der herzbrecheriſche Humor, der in ſolchem Komödiantenthum waltet, in dieſer Erzählung können wir ihn erfahren. R.

Bellicoſus. Roman aus der Geſchichte Öſterreichs von Victor Wadiczka. (Zwei Bände. Dresden. Pierſon. 1893.)

Der Verfaſſer der vorliegenden Erzählung, welche aus der öſterreichiſchen Geſchichte den Helden und den hiſtoriſchen Hintergrund entnommen hat, iſt bereits als Schriftſteller vortheilhaft bekannt geworden und zählt zu jenen wenigen bemerkenswerten Talenten in Öſterreich, die es verſtehen, ihre eigene Erfindung mit den hiſtoriſchen Thatſachen und Perſönlichkeiten in harmoniſchen Einklang zu bringen. Dies hat ſchon die treffliche Erzählung „Aus Herrn Walther's jungen Tagen“, welche vor einer Reihe von Jahren aus derſelben Feder den Leſern vorgelegt wurde, erwieſen. In dem Romane „Bellicoſus“ iſt es Friedrich der Streitbare, der Herzog von Öſterreich und Steiermark, welcher, wie ſchon der Titel andeutet, in den Vordergrund des Intereſſes tritt. Friedrichs Kämpfe und ſein ritterliches Auftreten ſind mit Ernſt und Anſchaulichkeit geſchildert,

Digitized by Google

die Gegenden in und um Niederösterreich, welche den Schauplotz der Handlung bilden, mit vortrefflichen Zügen gezeichnet. Neben den charakteristischen Männer- und Heldengestolten: Heinrich von Kuenrings, Rudolf von Pottendorfs, des Kaisers selbst, mit den Friedrich in Neumorkt jene historisch berühmte Zusammenkunft hotte, des Ungarkönigs Bela u. a. führt der Verfosser auch edle Frauen vor in Ofennia von Kuenring, in Brunhild und in der liebtichen Mädchenfigur Giselas, er weiß für eigenthümliche, dem Chorakter der Zeit entsprechende und mit großem Geschick ersundene Persönlichkeiten wie das wilde Kumonenmädchen, den originellen Zwerg, den Böhmen Wol, dos Interesse des Lesers zu erregen und manche anmuthige Liebesscene unterbricht und fördert die Erzählung von Kämpfen und Schtochten, in denen überoll Fridericus Bellicosus eine hervorragende Rolle spielt. Es ist ein großes cutturhistorisches Gemälde, das Wodiczka entworfen und zu dem er den Pinsel in die besten Farben getaucht, die ihm zu Gebote stehen. Die Geschichte des streitbaren Herzogs weist zahlreiche Lücken auf, der Verfasser hat es verstanden, dieselben durch die Kraft seiner Phontasie in entsprechender Weise auszufüllen und so ein historisch-poetisches Werk zu schoffen, dos speciell der deutschösterreichischen Literatur zur Zierde gereicht und das uns zu dem Wunsche veranlosst, recht bald wieder einer neuen, ähnlichen Arbeit des fesselnden geschichtskundigen Erzählers zu begegnen. Schlossar.

Mozart. Festspiel zur hundertjährigen Todtenfeier. Im Auftroge der Stadt Wien geschrieben von Wilhelm von Wartenegg. (Wien. Vertog von Korl Konegen. 1893.)

Wie das von Dr. C. Glossy, Bibliotheksdirector der Stodt Wien, verfosste Vorwort des Büchleins mittheilt, plante die Residenzstodt im Vorjohre, zur Feier des hundertjöhrigen Todestages Mozart's ein Festspiel zur Aufführung gelangen zu lossen. Mit der Abfassung desselben wurde der Dichter Wartenegg betraut. Obwohl die Dorstellung wegen eines Trauerfalles im Kaiserhouse unterblieb, wurde dos Werk dennoch in Druck gegeben, in der Voraussicht, dass dasselbe Verehrern Mozarts eine willkommene Gobe sein dürfte. In der Thot bietet Inhalt, Form und die gedachte Ausstattung des Stückes auch nur gelesen, reichen, Genuss. Welche erhobene Wertschätzung der Tonkunst und ihrer Meister und in welch hoher Sprache dieselbe der Dichter zum Ausdrucke bringt und seinem Werke zugrunde legt, mögen folgende Zeilen bezeugen, die gewiss bestens geeignet sind, das Büchlein kräftig zu empfehlen:

Sie soll den Menschen aus dem Alltagsleben
Mit milden Armen lassen und erheben
Und hoch und höher, zu den lichten Sternen
Führ' ihn ihr Flug und mach' ihn sreah und leicht;
So muss sie sein, dass sie nicht nur die Jugend,
Die alles hat, durch ihre Macht beglückt,
Dem Alter biete sie die gleichen Freuden.
Es sanne sich der Greis in ihrem Schein
Und sühle sich beglückt durch ihre Gabe
Am Lebensende sowie einst als Knabe;
Dem Reichsten soll sie nicht mehr bieten können,
Als sie dem Aermsten überall verleiht.
An jedem Ort der Welt, zu jeder Zeit,
Sie sei ein Urquell edelsiem Genießen.
Sowie in Beegen hier die Quellen fließen
So soll sie sein, dass sie die Trüben tröstet,
Dass sie die tiefste Leidenschaft erregt,
Die sie durch ihren Zauber wieder meistert,
Dass sie der Menschen Innerstes bewegt,
Dass sie verklärt, dass sie begeistert!

Armin.

Maltgold. Neue Dichtungen von Maurice Reinhold von Stern. (Zürich. Verlag von Sterns literorischem Bulletin der Schweiz. 1893.)

Wie in allen seinen zohlreichen Dichtungen, hat der Verfosser in obiger Sammlung aufs neue die Tiefe seines Gedonkens- und Gefühtsschotzes in der ousgesprochensten Weise zur Gettung gebracht. Klorheit, Wohllaut und Gehalt wirken ouf den Leser dieser Gedichte unbedingt fesselnd und reißen zur Bewunderung sowohl der hohen Begobung, ols auch der glücktichen Ausnützung dieses geistig odelnden Göttergeschenkes hin. — Das Buch eines Mannes, der sich rühmen konn, weit über die Grenzen seines Vaterlandes seine Geistesfreunde verbreitet zu wissen, bedarf keiner eingehenden Besprechung! Ein Freund der Poesie, der ein Buch dieses Meisters gelesen, wird mit Ungeduld das kommende erwarten, wenn es erscheint. Armin.

Gedichte von Albert Zipper. (Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig. Gustav Körner, Verlogsbuchhandlung.) In virr Abtheitungen: I. Der Künstler. II. Gelebtes und Erschautes. III. Der Meister von Bloubeuren und IV. Heimgebrochtes bietet der Dichter eine recht lesenswerte Sammlung.

„Der Künstler" ist eine dramatische Dichtung von guter Wirkung. „Gelebtes und Erschautes" bringt Gedichte verschiedener Form und meist lyrischen Gehaltes. „Der Meister von Bloubeuren" erzählt eine deutsche Mär in vierzehn nur lose zusammenhängenden Gedichten. „Heimgebrochtes" sind Nachdichtungen nach zumeist russisch-polnischen Dichtern. Armin.

Unter dem Titel: „Sub spinis florens (Unter Dornen blühend), ein Osterbuch" (Leipzig. Schaumburg-Fleischers Verlag und Wien, Wolfgang Schaumburg, I., Wallzeile 29) schickt Graf Emerich van Stadian ein elegant ausgestattetes Bändchen Gedichte in die Welt und widmet es seiner Cousine Fürstin Helene Ypsilanti, gebarnen Freiin von Sina. Das Büchlein ist die frühlingsduftige, anmuthige Gabe eines wahren Paeten und enthält viele schöne Gedanken in warm empfundenen, eigenartigen und farmvallendeten Versen, welche fast alle eine gewisse Schwermuth athmen.

„Träume und Lieder", „Porträts in Versen", „Frauenblumen", „Windsaat" und „Larbeer auf Gräbern" sind die fünf Abschnitte betitelt, in die das Werlchen zerfällt. Unter den „Träumen und Liedern" möchte ich „Paetenliebe" und „Auch ein Vineta" besanders hervarheben, sawie „Gabriel Max" unter den sehr zutreffenden paetischen Parträts, welche die Namen bedeutender Künstler, Dichter und Campanisten tragen. Die „Frauenblumen" sind gewissermaßen eine Fartsetzung des gleichnamigen, bereits früher erschienenen Buches unseres Dichters, welches Elise Palka zugeeignet ist und Frauengestalten, welche im Leben und in der Kunst ein allgemeines Interesse beanspruchen, durch sehr sinnige Vergleiche mit bestimmten Blumen charakterisiert. Diesem Abschnitte ist auch ein van Elise Palka demselben gewidmetes Gedicht varangesetzt. Viel Schönes bietet uns „Windsaat" mit dem Matta: „Müd' vam Tag, streut Nachts ein einsam' Menschenkind bunte Träume in die Luft als Saat im Wind!" Eine Prabe daraus möge für sich selbst sprechen:

Unverlierbar.

Kein Tropfen fließt zurück zur Quelle,
Spurlos zerrinnt im Meer die Welle . . .
Kein Kuß, kein Sesamwort weckt todtes Glück,
Kein Schrei lockt uns Entflichendes zurück —
Was uns der Augenblick geraubt — entschwebt!
Zum Traum wird alles, was das Herz erlebt! —
Und doch: was war, das lebt — lebt weil es war:
Das wird, zum Trost, uns allen offenbar!

„Larbeer auf Gräbern" verherrlicht in sehr warmen Nachrufen dahingegangene hachgestellte und bekannte Persönlichkeiten, unter den letzteren Vacano, Anzengruber und Marie Wilt. Das blütenreiche Büchlein schließt mit einer sehr paetischen „Oster-Vision" und möge allen Freunden aufs wärmste empfahlen sein.

Jenny von Reuss.

Eine basnische Schriftstellerin, Milena Mrazavic, hat saeben im Vertage der „Deutschen Schriftsteller-Genassenschaft, (Berlin) unter dem Titel „Selam" einen Band Navellen erscheinen lassen. Es sind die gebirgigen Strecken der kaum gekannten Basna, in die uns Milena Mrazavic führt, mit deren Menschen und Charakter sie uns vertraut macht. Margenländische Glut und margenländisches Phlegma cantrastieren in diesen Erzählungen, die der Reiz eines uns fremden Lebens umgibt. Schlicht ist ihre Darstellung, aber alles tritt uns plastisch entgegen, alles hat Erdgeruch und ist sa, dass man der Dichterin willig falgt, zu den Schäferstunden der basnischen Mädchen, wie zu den Andachten ehrwürdiger Moslims. V.

Lachende Wahrheiten. Dreihundert Epigramme van Adalf Frankl. (Wien. A. Hartleben. 1893.)

Der Verfasser gegenwärtigen Büchleins ist ein steirischer Vallsschullehrer in nach jungen Jahren, aber schan mit reichen und theilweise harten Lebenserfahrungen. Seine ast köstlichen Sinnsprüche und Satiren hat er wahl weniger aus Buchwerken gezagen, als vielmehr aus dem Leben und Selbstdenken. „Lachende Wahrheiten" nennt er die lustigen und neckenden Geisterlein, die in diesem kleinen Buche gaukeln und die zu dem Besten gehören, was in der jetzt wieder beliebten Epigrammliteratur lebendig wird. R

Zweiundachtzig Lebensjahre. Van Emanuel Max R. v. Wachstein. (Prag. A. Haase. 1893.)

Wenn ein zweiundachtzigjähriger Mann nach frischen Geistes plaudern will, da mag man wahl zuhören, es wird sich lahnen. Der Verfasser dieses Buches, der als Künstler mit der graßen Welt und wichtigen Persänlichkeiten gelebt hat, weiß in der That nebst Unbedeutenderem gar interessante Sachen zu berichten, wenn er nur nicht gar sa flüchtig darüber dahin glitte. Wer Gelegenheit hat, in das sehr statliche Buch mit dem prächtigen Drucke zu schauen, der thue es nur. M.

Die Grotten und Höhlen des Karst. (Laibach — Planina — Adelsberg — Divača [St. Canzian] — Nabresina [Duino, Timava] Triest.) Unter Mitwirkung des Regierungsrathes Franz Kraus, bearbeitet van A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit vierunddreißig Abbildungen und sechs Karten. (Hartleben. Wien.)

Das varliegende Werk ist der erste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung aller Karstphänamene, saweit sie auf allgemeines Interesse rechnen dürfen. Selbstverständlich ist den Grotten und Höhlen, als den varnehmsten Schaustücken der an Naturwundern sa reichen Gegenden des

krainischen und küstenländischen Karstgebietes der breiteste Raum angewiesen. Zugleich wurde angestrebt, dem Leser nicht nur einen Orientierungsbehelf auf eine Excursion des Karst darzubieten, sondern ihn auch nach der fachlichen Seite hin zu informieren. V.

Gedichte von Christoph Wickwitz. (Leipzig. Rud Hartmann. 1893.)

Ein Dichter der Liebeslyrik, aber auch ein Dichter kühner Monnesgedanken; ein Dichter, der gutmüthigen Humor, aber auch bitteren Spott ins Gefecht führt, der mit nahezu dem gleichen poetischen Instinct seinen Pegasus in dem Liebesgarten, wie auf dem Gebiet der Ballade und Romanze und in geharnischten Sprüchen, Distichen und Sonetten zu tummeln versteht. V.

Meyers Kleines Conversations-Lexikon oder der „Kleine Meyer", wie das zweckdienliche Werk kurzweg von seinen vielen Freunden bezeichnet wird, liegt mit dem soeben erschienenen dritten (Schluss-) Bande jetzt in der neuen, fünften Auflage vollständig vor. Bei der Herausgabe dieses weitbekannten Nachschlagebuches ist für die Verlagsbuchhandlung die Absicht maßgebend gewesen, nach dem bewährten Muster der großen Ausgabe von Meyers Conversations-Lexikon ein Werk zu schaffen, welches, dem vorhandenen Bedürfnis weitester Kreise entsprechend, das gesammte menschliche Wissen in knapper, aber doch erschöpfender Form zur Darstellung bringen soll. Getreu diesem Grundsatze bietet die Verlagshandlung in der fünften Auflage von Meyers Kleinem Conversations-Lexikon ein Hausbuch bester Art, das, vollständig umgearbeitet, reichlich vermehrt, berichtigt und ergänzt, allen Anforderungen entspricht, wie wir sie heute an das wirklich unentbehrliche Hilfsmittel zu stellen gewöhnt sind. Über hundert Karten, Bildertafeln und Beilagen in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck vermitteln die Anschaulichkeit, erleichtern und erhöhen das Verständnis für besonders wichtige Textstellen. V.

Illustrierter Führer durch die Salzburger und Berchtesgadner Kalkalpen und ihre Tholgefilde. Monographisch-touristische Schilderungen von Hans Blonk. Mit sechsundvierzig Abbildungen, zwei Karten und einem Panoroma. (Wien. Hartleben.)

Dieser Führer geleitet den Alpenfreund über Berg und Thal durch sämmtliche Gebiete der herrlichen Kalkalpenwelt Salzburgs und Berchtesgadens und ihrer nächsten Umgebungen vom oberen Salzachthale bei Zell am See und dem Oberlaufe der Saalach angefangen, bis zur reizenden Landeshauptstadt Salzburg, und vom Pillerserthale an der Ostgrenze Tirols bis zum Pass Gschütt und zur Zwieselalpe am Stuhlgebirge an der Grenze Oberösterreichs. Es schildert eingehend monographisch und touristisch die erhabenen Hochgebirgswelten, aber auch alle die herrlichen Thalgefilde, welche die Gebirge umgeben. Prächtige Abbildungen und ein meisterhaft ausgeführtes Panoroma schließen sich den Schilderungen an den richtigen Stellen an. V.

Abhärtungscuren im Hause. Kurze Anleitung für Wasserfreunde zur rationellen Wasseranwendung von Dr. Lahusen. (München. Dr. E. Albert & Co.)

Die Lungentuberculose und ihre Verhütung vermittelst rationeller Abhärtung durch Wasserkur im Hause. Für Ärzte und gebildete Laien. Von Dr. Lahusen. München. Dr. E. Albert & Co.

Wir empfehlen das Büchelchen nicht nur denen, die Tuberculose haben, sondern besonders solchen, die sich vor derselben schützen wollen, was bei der täglichen Berührung mit Erkrankten und Verdächtigen in Kirche, Schule, Theater, Wirtshaus, kurz überall, unendlich wichtig ist. V.

In Kürze erscheint als II. Band der „Österreichischen Bibliothek" Nr. 99 von Dr. Albert Ilg bei Karl Graeser in Wien: **Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark. 1785 – 1885.** Von Dr. Anton Schlossar.

Eine Sammlung literarhistorischer Skizzen und Darstellungen mit Abbildungen und Porträts der hervorragendsten Dichter der genannten Zeitperiode.

Das humoristische Volksblatt „**Steirer-Seppl**" (Graz, Klosterwiesgasse 32) vollendet gegenwärtig seinen 28. Jahrgang. Schon diese Zahl spricht mehr, als alle Zeitungs- und Straßenreclame mit den „pikanten" Bildern, welche für die niedrigste Art von Witzblättern der Residenz Vögel fangen sollen. Der „Steirer-Seppl" verschmäht derlei, was allerdings auch ein Verzichten auf Gewinn bedeutet; er ist ein anständiges, harmloses und trotzdem unterhaltendes Scherzblatt und versteht es, den Leuten die ernstesten, oft unangenehmsten Wahrheiten mit lachendem Gesichte zu sagen. Etwas Urdrolliges bringt jede Nummer. Freunde von solchen Witzblättern, die man auch in der Familienstube offen auf dem Tische liegen lassen darf, möchten sich den grundehrlichen „Steirer-Seppl" nur einmal zu Gemüthe führen. Besonders jetzt wäre das zeitgemäß, da der Herausgeber desselben, Eugen Spork, sein siebzigstes Lebensjahr vollendet; denn diese Zahl von Lebensjahren ist allerdings dazu angethan, dass man sich nach ihrem Träger umsieht,

Digitized by Google

umsomehr, wenn derselbe seit vielen Jahren in der heimischen Journalistik wacker und treu gewirkt hat. Der „Heimgarten" bringt dem Jubilar Eugen Sport und seinem „Steirer-Seppl" die aufrichtigsten Glückwünsche dar! R.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Frauenliebe. Novellen von Stephan Milow. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1893.)

Der Besondere. Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. Mit Illustrationen von Hugo Engl. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1893.)

Maximilian Schmidls Volkserzählungen. In fünfundsiebzig Lieferungen. Bisher erschienen erste bis vierte Lieferung. (München. Seitz & Schauer. 1893.)

Im Gamsgebirg. Neue Erzählungen aus den bayerischen und österreichischen Bergen von Arthur Achleitner. (München. Otto Galler.)

Plein air. Neue Prosa von Sophie von Khuenberg. (Hamburg. Conrad Kloß. 1893.)

Altbayrische Possenspiele für die Dachauer Bühne bearbeitet von Franz von Paula Kiennasl. Zum erstenmal herausgegeben von Oskar Brenner. (München. Chr. Kaiser. 1893.)

Die Schmiede am Oderwalde. Ein episches Gedicht von A. Ch. Schmidt. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Chrysoulas Liebe. Bühnendichtung in drei Acten von Hermann Friedrichs. (Leipzig. Oswald Mutze.)

Lebensstücke. Ein Novellen- und Skizzenbuch. Von Anna Croissant-Rust. (München. Dr. E. Albert & Comp.)

Psychologie des Weibes von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von D. R. Teuscher. (Jena. Hermann Costenoble. 1893.)

Israël chez les Nations par Anatole Leroy-Beaulieu. (Paris. Calmann Levy. 1893.)

Richard Wahrlieb und die Insel Friedland. Gegenwart und Zukunft. In zwei Bildern von A. Reichert. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Theosophische Bibliothek (Braunschweig. C. A. Schwetschke & Sohn.) I. Band: Der Weg zur Unsterblichkeit auf unleugbare Kräfte der menschlichen Natur gegründet. Von J. Kernning. II. Band: Schlüssel zur Geisteswelt, oder: Die Kunst des Lebens. Von J. Kernning.

Reines Deutschthum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung von Friedrich Lange. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1893.)

Neue Gedichte von Franz Wolff. (Leipzig. Oswald Mutze 1893.)

Böhmische Korallen aus der Göllerwelt. Folkloristische Börsenberichte vom Götter- und Mythenmarkte. Von Friedrich S. Krauß. (Wien. Gebr. Rubinstein. 1893.)

Psychische Erlebnisse von Caspar Moosbrugger. (Bregenz.)

Handbuch der deutschen Volksbildungsbestrebungen. Gewidmet den Volksbildungsvereinen und allen Volksfreunden von H. S. Volker. (Zürich. Cäsar Schmidt. 1893.)

Bismarck und Österreich bis 1866 mit besonderer Berücksichtigung des Sybel'schen Werkes. Von G. Rathlef. (Reval. Franz Kluge. 1893.)

Gedichte von Karl Federn. (Stuttgart. Paul Neff.)

Aus Zeit und Ewigkeit. Ein Liederbuch von Ferdinand Bronner. (Leipzig. E. G. Naumann. 1893.)

Kindererziehung. Ein Mahnruf und Rathgeber für alle Eltern und Erzieher von Louis Kuhne. (Leipzig. Louis Kuhne. 1892.)

Kleiner Gesundheitsspiegel. Ein Leibuch für jung und alt. Von Franz Wohaupt. (Reichenberg. J. Fritsche. 1893.

Aus 'm Landl. Humoresken aus den Tiroler Bergen von Rudolf Heinrich Greinz. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1893.)

Der landesfürstliche Markt Ischl-Leiten und seine Wasserheilanstalt. Von Hans Mizner. (Graz. „Leykam". 1893.)

„Wienerstadt." Lebensbilder aus der Gegenwart, geschildert von den Wiener Schriftstellern, gezeichnet von Wybrach. Siebente bis achte Lieferung. (Prag. F. Tempsky.)

Postkarten des „Heimgarten".

L. A., Aspang: Der betreffende köstliche Aufsatz „Allerlei vom Reisen" steht in den „Grenzboten", 1. Juni 1893.

A. B., Wien: Wenden Sie sich in dieser Angelegenheit an die Verlagshandlung.

J. A., — S. M. — S. K. und anderen: Bitten, unverlangt Manuscripte nicht zu schicken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

12. Heft. September 1893. XVII. Jahrg.

Ein Inserat.

Novelle von **Max von Weißenthurn.**

(Schluſs.)

IV.

Die zehnte Abendstunde war vorüber, Wagen um Wagen fuhr an dem Portal des Opernhauses vor; Damen in kostbaren Ballroben, Herren in glänzenden Uniformen oder schwarzen Fracks, Masken in den verschiedenartigsten Costümierungen entstiegen denselben und traten in das in ein förmliches Lichtmeer getauchte Vestibüle; das war ein Drängen und Treiben, ein Plaudern und Lachen, wie man es sich lebhafter, bunter und vielgestaltiger gar nicht vorstellen konnte, und erst wenn man aus dem Hasten und Drängen in den verschiedenen Garderoben hineintrat in den Saal! Vor der Mittelloge des ersten Stockwerkes aus führte eine breite, teppichbelegte und blumengeschmückte Treppe hinab in den Saal, der durch Hinzunahme der Bühne eine wesentliche Vergrößerung erfahren hatte. Lustig plätscherte ein Springbrunnen am oberen Ende des Raumes und hinter demselben war ein glänzendes Buffet arrangiert, an den man den Champagner in feinen Krystallgläsern perlen sah. In den Logen gewahrte man die Mitglieder des Hofes, hohe Würdenträger und schöne Frauen. Da sah man prachtvolle Roben und kostbaren Schmuck, fröhliche Mienen und lachende Gesichter. Unten im Saale, in welchem zwei Musikbanden aufgestellt waren, wogte eine buntfarbige Menge auf und nieder, die Damen zum größten Theil maskiert oder costümiert, die Herren in der Uniform der verschiedenen Waffengattungen oder im Salonanzug, der häufig durch eine Ordens-

kette oder ein Band im Knopfloche geschmückt war. Das Ganze bot den Eindruck eines lebenswarm, natürlich und froh auf- und niederwogenden Bildes, und angesichts dieses munteren Treibens hätte man sich versucht fühlen mögen, zu glauben, Kummer und Leid seien Dinge, die der hier versammelten Menge gar nie etwas anhaben könnten, es müsse alles nur ewig so weiterjubeln, nur ewig im Dienste der Göttin Freude stehen. Wer hätte nicht schon an sich erfahren, dass man sich niemals einsamer fühlt, als im wogenden Treiben eines bunten Gemenges, dass in der Luft und dem Lichterglanz des Ballsaales wir nicht immer unempfänglich sind für Wettschmerz und Vergänglichkeitsgefühl. Die schlanke Frauengestalt, welche jetzt in einem eleganten, schwarzseidenen Domino über die breite freie Treppe langsam herabschritt und deren linke Hand nervös die Schleife zurechtzupfte, welche an ihrer rechten Seite niederfiel, war offenbar nichts weniger als unempfindlich für diese Gefühle. Man sah es ihr an, dass sie nicht gewöhnt sei, allein einen Ballsaal zu betreten und es ließ sich nicht unschwer an der abweisenden Haltung, welche sie den mehr oder minder zudringlichen und fragenden Blicken der Herren entgegensetzte, errathen, dass hinter der Larve das heiße Roth der Entrüstung ihr in die Wangen stieg, sobald einer oder der andere der Herren sie länger und prüfender anblickte, als er es in einem Ballsaale gethan haben würde, in welchem sie ohne Maske erschien. Ob Olga von Arendorf nicht jetzt schon bitter bereute, allein und schutzlos hieher gekommen zu sein? Jedenfalls war sie nicht das Mädchen, welches auf halbem Wege stehen blieb, und ohne zwingenden Grund von der Ausführung eines einmal gefassten Entschlusses abstand und so suchte sie denn auch jetzt, so gut es eben gehen wollte, ihre Scheu zu überwinden und wieder hineinzutreten in das Gewühl der Menschen, zum Theil von der Hoffnung beseelt, dass sie gerade in diesem den Blicken der Einzelnen am meisten entgehen werde, zum Theil auch von dem Wunsche geleitet, dem unbekannten Briefsteller Gelegenheit zu bieten, sie zu sehen. Aber Minute um Minute verrann, ohne dass sie von dem Manne angesprochen worden wäre, um dessen Willen sie hiehergekommen. Da und dort warf wohl einer der Herren ihr im Vorübergehen ein paar Worte zu, musste sie eine spöttische Bemerkung über ihr stummes Dahingleiten in der Menge hören, aber er, der doch nur gekommen, um sie zu sprechen, der sich folglich auch, sobald er sie gesehen, gewiss ausschließlich mit ihr allein befassen würde, er kam nicht. Schon wies die Uhr auf halb zwölf, Olga fühlte sich schon innerlich auf das Tiefste verletzt, gelangweilt durch das Treiben, in dem sie allein und einsam war, versucht, die Heimkehr anzutreten, und nur der Gedanke an Gertrude, die zweifelsohne sie auch noch obendrein auslachen würde, hielt sie davon zurück. Da mit einemmale trat ein Herr an sie heran und legte ohne viele Umstände ihren Arm in den seinen. Olga blickte empor und fast hätte ein leiser Aufschrei der Bestürzung sich ihren Lippen entrungen, denn Graf Seldow, ein Lion der Gesellschaft, aber auch ein stadtbekannter Roué, stand an ihrer Seite.

„Bella sconosciuta — schöne Unbekannte, da bin ich nun, gebieten Sie über Ihren ergebensten Sclaven. Ach ja, so, Maskenfreiheit, da darf man sich ja duzen, wie? Kein Wort des Willkommens, keinen Gruß! Dass ich mit dem Vorwurfe «spät kommt Ihr, doch Ihr kommt», empfangen werden würde, darauf war ich gefasst, aber das Gelübde ewigen Schweigens kann doch nicht mit auf dem Programme stehen, holde Kleine?"

„Lassen Sie mich, Herr Graf!" bat Olga, vergeblich bestrebt, ihren

Arm aus jenem des sie um Kopfeslänge überragenden jungen Mannes zu befreien.

Nein, nein, nein, das konnte er nicht sein, der so sinnige, so ernst durchdachte Briefe geschrieben, er nicht, dem gegenüber sie eingehend über das und jenes ihre Empfindungen schriftlich geäußert.

Graf Seldow, dieser bekannte Lebemann! dem man unzählige pikante Abenteuer nachsagte; Graf Seldow, der Lilienknicker, wie er spottweise in der Gesellschaft genannt wurde, er sollte der Mann sein, dem sie sich so ganz unnützerweise auf Gnade und Ungnade ergeben musste, er kannte sie nicht, ja freilich, die Maske war ihr Schutz; er hatte keine Ahnung, mit wem er rede, aber war es nicht schlimm genug, dass er ihre Briefe besaß? konnte er nicht von denselben beliebigen und umfassendsten Gebrauch machen? Noch hatte er sie nicht erkannt, aber wer bürgte ihr dafür, dass er sie nicht im nächsten Augenblicke erkennen werde; waren sie nicht oft genug in Gesellschaft zusammengekommen, als dass es ganz leicht möglich war, dass eine ihrer Bewegungen, dass der Klang ihrer Stimme, wenn auch durch die Maske gedämpft und verändert, ihm bekannt erscheine und zum Verräther werde, was dann aber? Von diesem Manne durfte sie keine Schonung, kein Erbarmen, keine Nachsicht erwarten, denn gerade ihm war sie nicht nur in Gesellschaft immer feindlich entgegengetreten, ja noch mehr; als er vor einigen Jahren um die Hand der reichen Erbin angehalten, hatte sie gerade seine Werbung nahezu verächtlich zurückgewiesen und in einem Moment der Heftigkeit einem seiner Freunde gegenüber, welcher ihr Vorstellungen machte, schonungslos geäußert, sie habe es nicht nöthig, sich einen Grafentitel zu kaufen, dem als Morgengabe der zweifelhafte Ruf seines Trägers anhafte. Die Erinnerung an alles was gewesen, durchzuckte sie, während sie jetzt gewissermaßen zwangsweise am Arme des Grafen durch den Saal schritt.

„Ah, Sie kennen mich, schöne Kleine. Wozu dann diese Ziererei, ma chère, warum so spröde, warum einem gehetzten Rehe gleich bestrebt, mir zu entschlüpfen? Wer A gesagt, darf sich auch gegen das Z nicht zur Wehre setzen; Ihre Briefe haben mir Wochen lang das herzlichste Vergnügen bereitet, freilich, so schön wie Sie, hätte ich nimmer schreiben können, denn die Gewandtheit mit der Feder gehört nun einmal nicht zu meinen starken Seiten und hätte ich nicht noch als Bruder Studio meinen Pylades gefunden, der mir oftmals, ohne es selbst zu wissen, in all meinen größeren und kleineren Abenteuern immer treu zur Seite steht, ich würde nimmer im Stande gewesen sein, die kleine Komödie bisnun durchzuführen; das muss man aber sagen, Sie haben Ihren Theil an derselben auch geschickt in Scene zu setzen verstanden. Anfangs gab ich mich gar dem Wahne hin, es sei eine Dame aus der guten Gesellschaft, die sich da einen Spaß machen wolle, besonders das Lancierte der Schrift hat mich zu diesem Glauben verleitet, und ich hob sorgsam jedes Blättchen auf, um möglicherweise Studien zu machen, Parallelen zu ziehen, auf Schriftforschung auszugehen. Dieses Opern-Rendezvous aber war der Prüfstein, jetzt weiß ich, dass nicht jemand aus meinen Kreisen mich zum Besten hält und fürwahr, ich will dir dankbar sein, du holde Kleine; dankbar für jede frohe Stunde, die du mir bereitest!“

„Herr Graf, Sie häufen Beleidigung auf Beleidigung!“ Olga stieß es mit zitternden Lippen hervor und versuchte gewaltsam, sich loszureißen. Der Graf aber drückte ihren Arm nur fester an sich und lachte leise.

„Wozu noch länger dieses Komödienspiel, ein wenig sentimentale Unschuld

lasse ich mir ja gefallen, aber allzuviel wird langweilig."

Olga hätte aufschreien mögen, vor ohnmächtigem Zorn, wie verwünschte sie jetzt ihren Hang für das Ungewöhnliche, der sie in eine so maßlos peinliche Situation gebracht, wie sehnte sie sich nach einem Auswege, wie spähte sie umher nach bekannten Gesichtern, bei denen sie Hilfe und Schutz suchen könne, und doch, was konnten ihr dieselben nützen; so lange sie sich nicht demaskierte, lief sie Gefahr, dass jeder der Herren aus der vornehmen Welt sich so, oder beiläufig sowie dieser hier benehmen würde, und demaskierte sie sich, so öffnete sie verwunderten Fragen, spöttischen Bemerkungen, unnützen Commentaren Thür und Thor. Der Graf warf zuweilen von der Seite einen fast spähenden Blick auf seine Begleiterin, offenbar war er doch nicht so ganz sicher, mit wem er es zu thun habe; da sie auf den freien Ton, den er sich bisnun erlaubt, auf das entschiedenste nicht eingieng, beschloss er, durch anscheinendes Nachgeben sie zu beruhigen, war sie nur erst in eine gewisse ruhige Sicherheit eingelullt, dann konnte er, der gewiegte Frauenkenner, mit aller Bestimmtheit auf den gewünschten Erfolg rechnen; und so gieng er denn von dem vertraulich-kecken Maskenton auf den sentimentalen Ernst über, welchem ein scheinbar tiefes Empfinden zugrunde liegt und für den Frauen nur allzu empfindlich sind, weil sie das für bare Münze nehmen, was gar nichts anderes ist, als eine geschickte Posse.

„Wenn Sie mir nicht einmal das Glück eines Plauderstündchens, nicht einmal die zwanglose Freude einer halbstündigen Conversation auf dem Maskenballe gönnen wollten, mein Fräulein, dann hätten Sie nicht so grausam sein sollen, auf meinen Vorschlag einzugehen und hieher zu kommen", sprach er mit einer reservierten Zurückhaltung, die ihm wohl anstand und welche nicht verfehlte, einen gewissen Eindruck auf Olga zu machen, darin wenigstens hatte er zweifelsohne recht, sie hätte nicht kommen sollen, und wenn sie auch nur ein Atom von Überlegung und Menschenkenntnis besessen, so würde sie es nimmer gethan haben.

„Seien Sie überzeugt, Herr Graf, wenn ich geahnt, wer jener geheimnisvolle Briefsteller sei, ich würde nie und nimmer auch nur eine einzige seiner Episteln beantwortet haben. Der stadtbekannte Roué, er hat nichts zu schaffen mit dem engen, bescheidenen Gesichtskreise eines einfachen Mädchens."

„Dann preise ich das Schicksal, welches Sie nicht durch einen Zufall in Erfahrung bringen ließ, wer der Briefsteller sei, was Sie von mir gehört haben mögen, ich weiß es nicht, das aber glauben Sie mir, mein Kind, ich bin besser als mein Ruf, und Sie sollen keine Ursache haben zu bereuen, dass der Zufall uns zusammengeführt!"

Olga fühlte sich milder gestimmt; der Graf musste wirklich nicht so schlimm sein, als sie oft hatte sagen hören, das stand zwar fest, dass die Correspondenz mit ihm ihr Ende erreichen müsse, ja mehr noch, sie wollte auch jetzt trachten, sich so rasch als möglich seiner Gesellschaft zu entledigen, denn sie fürchtete von Minute zu Minute, durch irgend eine Zufälligkeit ihr Incognito zu verrathen, aber in Zukunft, wenn man in ihrer Gegenwart maßlos gegen den Grafen Seldow redete, wollte sie für ihn eine Lanze brechen, denn, dass er ihr gegenüber jetzt einen achtungsvollen und durchaus anständigen Ton anschlug, ließ sich nicht in Abrede stellen. Er musste doch nicht ganz so schlimm sein, als man sich von ihm erzählte. Trotz alledem empfand Olga den innigsten Wunsch, ihres Gesellschafters so bald als möglich los und ledig zu sein und nach Hause gelangen zu können; der Wunsch, welchen sie hegte, verrieth sich unwillkürlich in ihrem Wesen;

sie drängte immer mehr dem Ausgang zu und der Graf, welcher es bemerkte, sprach endlich mit einem wehmuthsvollen Vibrieren der Stimme:

„Wenn ich mir erlauben darf, Ihnen einen Rath zu geben mein Fräulein, so ist es jener, den Ballsaal zu verlassen und nach Hause zurückzukehren; allein in diesem Treiben ist eine Dame leicht lästiger Zudringlichkeit ausgesetzt; meine Gesellschaft aber, ich sehe es nur zu deutlich, ist Ihnen unangenehm, Sie hier schutzlos zurücklassen zu sollen, mit der Angst, dass Ihnen etwas zustoßen könne, ich vermag es nicht; also gestatten Sie, dass ich Sie zu einem Wagen geleite."

Olga warf einen forschenden Blick auf den Grafen, seine Mienen waren ernst und Vertrauen einflößend, im Grunde genommen war niemand froher als sie, fortzukommen aus diesem wogenden lärmenden Getriebe und so willigte sie denn ein, sich von dem Grafen nach dem Ausgang geleiten zu lassen.

„Und soll es wirklich das letztemal gewesen sein, dass wir einander gesehen haben, forschte er, wollen Sie sich nicht die Mühe geben, zu prüfen, ob die schroffen Urtheile, welche Ihnen zweifelsohne über mich zu Ohren gekommen, und die Ihre Meinung beeinflussen, auf Wahrheit beruhen oder auf Lüge?"

„Wozu Herr Graf, zwischen Ihnen und mir kann und darf es keine geistige Gemeinschaft geben und ich bedauere, dass ich durch eine thörichte Laune dazu verleitet, mich in eine Correspondenz einließ, deren Zwecklosigkeit ich erst jetzt so recht einsehe."

Wäre Olga eine schärfere Beobachterin gewesen, sie hätte erkennen müssen, dass jedes Wort, jede Bewegung des Grafen wohlüberlegte Berechnung war; so aber vertraute sie seiner anscheinenden Bonhomie, gerieth sie, abzwar sie nach außen hin sich kalt und abwehrend verhielt, mit ihrem Herzen in Conflict. Nicht als ob der Graf demselben gefährlich geworden wäre, aber die Thatsache, dass er sich ihren Wünschen fügte, dass er den kecken Ton des übermüthigen, siegesbewussten Cavaliers mit einer ernsten, gefühlvollen Sprache vertauscht, nöthigte ihr die Überzeugung auf, dass Graf Seldow in der That besser sei, als sein Ruf, und vertrauensvoll ließ sie sich von ihm zu dem Ausgange geleiten.

„Haben Sie einen Wagen hier, mein gnädiges Fräulein?" forschte der Graf, und Olga verneinte, indem sie entgegnete, „es habe sie ein Fialer hiehergebracht und sie hätte gedacht, es sei ein Leichtes, auch zur Heimkehr einen solchen zu bekommen."

„Dann erlauben Sie, dass ich Ihnen meinen Wagen zur Verfügung stelle." Olgas Arm zuckte in dem des Grafen und er begriff sofort, dass er eine Ungeschicklichkeit begangen.

„Ihr Incognito braucht ja dadurch nicht gelüftet zu werden, mein gnädiges Fräulein", fügte er begütigend hinzu; ich fahre nicht mit und Sie können meinem Kutscher die Weisung ertheilen, in einer, Ihrem Hause benachbarten Straße, von der aus Sie dasselbe leicht erreichen können, anzuhalten."

„Ich ziehe es denn doch vor, Herr Graf, bis an die Schwelle meines Hauses zu fahren und ersuche Sie, den ersten besten Fialer herbeizurufen, dem ich dann schon sagen will, wohin er mich zu bringen habe."

„Nun, wie Sie wollen, mein gnädiges Fräulein", entgegnete der Graf scheinbar nachgiebig; „aber ich fürchte, es wird einige Schwierigkeit haben, auf solche Weise einen Wagen zu bekommen, denn die meisten dieser Fuhrwerke dürften bestellt sein, doch es kommt auf einen Versuch an; ich will dem nächsten Wagenausrufer auf's Geradewohl ein paar Nummern nennen, vielleicht befindet sich eine derselben unter den anwesenden Wägen und ist frei."

Mit seiner Dame am Arme trat der Graf denn auch wirklich hinaus in das Gedränge, und nannte dem Wagenausrufer drei Nummern, zwei derselben wurden von der Stentorstimme des Mannes in die dunkle Nacht hinausgeschrien, ohne dass irgend eine Antwort erfolgt wäre; bei der dritten endlich antwortete ein lautes „Hier" und gleich darauf fuhr der Fiaker unter das Portal des Opernhauses.

Der Graf hob Olga in den Wagen. „Wollen Sie mir die Adresse anvertrauen, welche ich dem Kutscher angeben soll?" fragte er in beinahe bittendem Tone.

„Sagen Sie ihm nur, er möge aus dem Gewühl heraus bis auf den Schwarzenbergplatz fahren und dort stehen bleiben; ich werde mich dann aus dem Wagen biegen und ihm sagen, wohin er zu fahren habe!"

„Die höchste Vorsicht bis zum letzten Augenblicke", meinte der Graf mit melancholischem Lächeln, „es ist also ein Abschied auf Nimmerwiedersehen", fügte er leise hinzu, indem er barhaupt an den Wagenschlag trat und nach der Hand des Mädchens fasste, doch die Pferde wurden ungeduldig und Olga hatte nicht mehr die Zeit zu überlegen, ob sie sich zu einer weichmüthigen Concession herbeilassen solle oder nicht. Der Wagenschlag flog zu, der Graf rief noch einige Worte auf den Kutschbock hinauf, eine nochmalige Verneigung, eine grüßende Bewegung mit der vom elektrischen Lichte beleuchteten wohlgepflegten Hand, die Pferde zogen an, und der Wagen setzte sich in Bewegung.

V.

Der Schwarzenbergplatz war bald erreicht, kaum hatte Olga Zeit gefunden, ihre wirren Gedanken ein wenig zu ordnen, als auch schon mit einem Ruck der Wagen stehen blieb. Olga ließ das linke Wagenfenster herab und bog den schlanken Oberkörper ein wenig heraus, um dem Kutscher die Adresse zuzurufen: „Alleegasse zweiundzwanzig", der Mann aber schien etwas schwerhörig, denn er brummte in tiefem Bass: „Hab nix verstanden, wohin soll i fahren?"

Ärgerlich über den unnöthigen Aufenthalt bog sich Olga noch mehr zum Wagenfenster hinaus und rief nun, selbst für etwaige Passanten verständlich, unbedacht, dass sie damit vielleicht einen Schlüssel biete, durch den man errathen könne, wer sie sei, nochmals mit lauter Stimme: „Alleegasse zweiundzwanzig, Palais Arendorf". Wie erschrak sie aber, als sie, in das Innere des Wagens zurück sinkend, einer Männergestalt ansichtig ward, welche eben die rechtseitige Wagenthüre zuwarf und nun neben dem Mädchen platznehmend, beide Arme um dasselbe schlang.

„Hab' ich dich endlich, du scheuer Vogel, das war ja ein hartes Stück Arbeit!" zu ihrem namenlosen Entsetzen erkannte Olga in dem Sprecher den Grafen Setdow und mit einem gewaltigen Ruck ihren Arm befreiend, riss sie mit aller Kraft an der Schnur, welche dem Kutscher das Zeichen geben sollte, den nun in rasender Eile dahin rollenden Wagen zum Stehen zu bringen, aber vergeblich.

„Gib dir keine Mühe, schönes Kind," raunte ihr der Graf lachend ins Ohr, „eine abgekartete Geschichte, der Kutscher ist in meinen Diensten; ist der Eigenthümer des Wagens, welchen ich immer zu meinen kleinen Liebesaffairen dinge; die Nummer, die ich rief, war keine so ganz zufällige und das darf dich doch nicht überraschen. Wer wie du monatelang mit einem Fremden correspondiert, dann allein und unbeschützt auf Maskenbälle geht, sucht nach Abenteuern und es nimmt sich höchst lächerlich aus, wenn du nun die Spröde spielst; also herunter mit der Maske, holde Kleine, und gewähre mir den Anblick deiner Reize. Wozu

auch dieſes unnütze Spiel, du kennſt mich, was Wunder alſo, daſs auch mir gelüſtet zu wiſſen, mit wem ich es zu thun habe; glaube mir, Graf Seldow hat ſich bisher noch immer den ſchönen Frauen dankbar erwieſen, welche ihm frohe Stunden bereiteten, er wird auch bei dir keine Ausnahme machen!"

Olga wehrte ſich gleich einer Verzweifelten, mit der einen Hand beſtrebt, den Wagenſchlag zu erreichen, hielt ſie mit der anderen krampfhaft die Maske vor das Geſicht, aber Graf Seldow war der Stärkere von den beiden und trotz ihrer reſoluten Gegenwehr gelang es ihm mit einem Ruck, ihr dieſelbe herabzureißen. Beſtrebt, ihr Antlitz noch ſeinen Blicken zu verbergen, verhüllte ſie dasſelbe nun in den Händen, aber eine Secunde hatte genügt, um ihm, ſelbſt bei der nicht allzu hellen Beleuchtung der Wagenlaterne, zu verrathen, mit wem er es zu thun habe, und höhniſcher Triumph leuchtete aus ſeinen Blicken.

„Fräulein von Arendorf, ſo ſehen wir uns wieder?" Er ließ eine Kunſtpauſe entſtehen, während welcher man nur das leiſe Schluchzen des Mädchens vernahm. „Als wir uns zuletzt geſprochen, da waren Sie es, die mich mit ſchnöden, kalten Worten von ſich wies, heute ſtehen die Dinge anders. Heute ſind Sie auf Gnade und Ungnade mir ausgeliefert und es wird von meinem Erbarmen abhängen, ob ich dem compromittierten Fräulein von Arendorf es überhaupt noch geſtatten kann, irgend eine ſtandesgemäße Partie zu machen, oder glauben Sie etwa, daſs einer unſerer Cavaliere ſein Wappenſchild gegen Ihre Millionen eintauſchen würde, wenn er das pikante Abenteuer erfährt, welches ich ihm zu erzählen habe?"

„Schurke, Gauner, Feigling", ſtieß ſie zornbebend hervor, „ich glaube alles, was ſchlecht iſt, von Ihnen und Ihresgleichen; jetzt laſſen Sie aber augenblicklich den Wagen anhalten, oder — oder Sie haben die Folgen ſich ſelbſt zuzuſchreiben!"

„Noch immer nicht gezähmt, kleine Widerſpänſtige," lachte er höhniſch, „begreifen Sie denn wirklich nicht, daſs Sie gar und gänzlich meiner Barmherzigkeit preisgegeben ſind, nun dann ſoll meine zärtliche Huldigung Sie das erfaſſen laſſen." Und er zog ſie noch dichter an ſich heran.

„Und wenn das Ärgſte geſchieht, wenn Sie aller Welt erzählen, daſs ich auf dem Maskenball geweſen, daſs ich denſelben verlaſſen und Sie mir Ihre Geſellſchaft aufgedrungen, ſo biete ich Ihnen doch Trotz. Ich werde die Lügen, welche Sie in die Welt hinausposaunen, richtig zu ſtellen wiſſen."

„Und Sie wähnen, daſs man Ihren Worten Glauben ſchenkt? Sie ſind ſo naiv, noch immer nicht zu begreifen, daſs die Welt geneigt iſt, das Böſeſte anzunehmen; daſs Sie in den Augen eines gewiſſen intereſſanten Herrn, mit dem Sie ſich mehr befleckt haben, als Sie ſelbſt wiſſen, für immer compromittiert ſind; pah, mein Kind, um Ihren Ruf iſt es nun einmal geſchehen und ſomit laſſen Sie uns den Augenblick genießen!" Er riſs ſie ungeſtüm an ſich, indem er ihre Wangen, ihre Augen, ihre Lippen mit ſeinen leidenſchaftlichen Küſſen bedeckte. — Aber nur einen Moment ſollte der Triumph währen, welchen er ſich ſo gewaltſam erobert, dann fand derſelbe einen Abſchluſs, der im Augenblick wenigſtens auf das leichtſinnige Temperament des Grafen ernüchternd wirkte. Olga war es mit übermenſchlicher Kraftanſtrengung gelungen, einen ihrer Arme aus ſeiner Umſchlingung zu befreien. Mit Blitzesſchnelle verſetzte ſie ihm nun einen Fauſtſchlag ins Geſicht, ſo daſs er zurücktaumelte und rüttelte dann mit ſolcher Gewalt an dem Wagenſchlag, daſs derſelbe aufſprang und die junge Dame aus dem dahinraſenden Fuhrwerke hinausſtürzte. Als der Graf

sich von seinem Schrecken einigermaßen erholt, rief er dem Kutscher, welcher von dem ganzen Vorfalle nichts bemerkt zu haben schien, ein donnerndes „Halt!“ zu, und dieser brachte die schaumbedeckten Pferde alsbald zum Stehen. Der Graf sprang aus dem Wagen, der im rasenden Laufe bereits das äußerste Ende der Hengasse erreicht hatte. Offenbar war es dem Kutscher gar nie in den Sinn gekommen, Olgas Weisung, nach der Alleegasse zu fahren, Folge zu leisten, und er hätte das junge Mädchen dorthin gebracht, wo sein gewissenloser Dienstgeber es von ihm verlangt.

Der Graf blickte sich um, eine kurze Strecke weiter rückwärts auf dem Straßenpflaster lag die Gestalt Olgas! sie regte sich nicht und trotz der vorgerückten Nachtstunde hatten sich mehrere Passanten eingefunden, welche bestrebt waren, der jungen Dame Hilfe zu bieten.

Mit unverfrorener Sicherheit trat der Graf, welcher sich inzwischen wieder gefasst, auf die kleine Gruppe zu. „Hat sich ein Unfall zugetragen? Kann ich meinen Wagen zur Verfügung stellen?“ fragte er mit gespielter Unbefangenheit, als ob er soeben des Weges daherkommend die kleine Gruppe bemerkt und ihm daran gelegen sei, sich nützlich zu machen. Es berührte ihn daher nichts weniger als angenehm, als eine der über die Bewusstlose geneigten Personen sich empor richtete und er seinem Jugendgenossen Egon Weilen unversehens gegenüberstand.

„Erspare dir die Komödie“, sprach dieser mit gedämpfter Stimme; „ich habe alles gesehen, ich gewahrte, wie die junge Dame verzweifelnd an dem Wagenschlage rüttelte, ich sah auch ihren kühnen Sprung aus demselben und bin somit völlig orientiert, dass wir es hier mit einem Opfer deines unverbesserlichen Leichtsinns, um mich nicht eines schärferen Ausdruckes zu bedienen, zu thun haben. Doch ist hier weder Zeit, noch Ort, um deiner verdorbenen Moral belehrend unter die Arme zu greifen: das Beste, was du thun kannst, ist jedenfalls, so rasch als möglich zu verschwinden, damit der jungen Dame, die nebenbei bemerkt, nur ohnmächtig ist, wenn sie zu sich kommt, dein Anblick erspart bleibe, der ihr nach aller menschlichen Voraussicht, nicht sehr willkommen sein dürfte.“

„Eine vorschnelle Meinung“, höhnte Graf Seldow, ebenfalls nur zu dem Freunde sprechend, der jetzt neben ihm stand, während ein Herr und eine Dame sich um Olga bemühten.

„Was kann denn ich dafür, wenn die Dame, welche mir freiwillig einen Abend schenkt, mit mir einen Maskenball besucht, dann mit mir in mein Palais fahren will, um gemüthlich und ungeniert en deux zu soupieren, durch eine ungeschickte Handbewegung den Wagenschlag aufstößt und auf die Straße fällt; übrigens für heute dürfte das Vergnügen ohnedies seinen Abschluss gefunden haben. Da du also, wie es scheint, weder meine Dienste, noch meinen Wagen wünschest, so setze ich die Heimfahrt fort und lasse dich als barmherzigen Samariter bei der schönen Nachtschwärmerin zurück; grüße mir die holde Olga, wenn das Bewusstsein ihr wiederkehrt. Adieu!“

Sprach's und sprang in seinen Wagen, welcher sich in raschestem Tempo in Bewegung setzte.

Doctor Egon Weiler aber starrte ihm, mit dem Ausdrucke des Entsetzens in den ernsten sympatischen Zügen, nach. Thorheit, murmelte er vor sich hin, wie oft werde ich denn noch vergessen, dass es nicht nur eine Olga gibt auf Erden und dass jene, die Tag und Nacht mein Denken ausfüllt, ganz unmöglich um diese Zeit im Maskenanzuge und gar in Gesellschaft des tollen Seldow sich hier befinden könnte. Jetzt heißt es vor allem der Menschenpflicht genügen,

dem armen Kinde beistehen und nicht Phantomen nachjagen, welche sich für mich doch nimmer realisieren können. Jedenfalls preise ich den Zufall, welcher mich, der ich so selten Gesellschaften besuche, gerade heute veranlasste, der Aufforderung Merodes nachzukommen und den Abend in ihrem fröhlichen Kreise zu verbringen, sonst wäre mir nimmer die Gelegenheit geboten, einem der Opfer des tollen Seldow helfend beizuspringen.

Die junge Dame war inzwischen von den anderen aufgerichtet worden und wieder zu sich gekommen. Hastig hob sie die Maske empor, welche die ganze Zeit hindurch sie mit krampfhaftem Drucke umspannt gehalten und wollte sie wieder vor das Gesicht bringen.

„Lassen Sie das, mein Fräulein," sprach der eben hinzutretende Arzt, „die frische Nachtluft wird Ihnen gut thun und" — jedes weitere Wort erstarrte auf seinen Lippen, er blickte mit dem Ausdrucke so unverhohlenen Entsetzens auf Olga, dass man hätte meinen können, er sehe nicht ein schönes, junges Mädchen, sondern ein grinsendes Medusenhaupt vor sich. Als sie jetzt zum erstenmale den Blick empor schlug und seinen auf sie gerichteten Augen begegnete, da spiegelte sich der Ausdruck des Entsetzens, welcher sich in seinen Zügen verrathen, in den ihren mit erhöhter Deutlichkeit wieder.

„Herr Doctor, Sie werden mich nicht verrathen," stammelten leise und kaum verständlich ihre bebenden Lippen, ohne dass sie dabei bedacht hätte, ein wie ominöses Colorit sie durch diese Bitte der Situation gab. Einen Augenblick noch sah er sie durchbohrend, kalt, vernichtend an, dann wandte er sich an die übrigen und sprach:

„Wie ich eben erst entdecke, ist die junge Dame eine Bekannte von mir, welche unweit von hier wohnt; ich werde mir also erlauben, dieselbe bis an ihr Haus zu geleiten und die Herrschaften brauchen sich nicht weiter zu bemühen, wie Sie selbst sehen, hat sie sich rascher, als wir es erwarten durften, von ihrem Unwohlsein erholt, ich bürge dafür, dass sie nun auch unversehrt nach Hause kommen wird."

Das Ehepaar, welches froh sein mochte, jeder weiteren Verantwortung enthoben zu sein, warf einen fragenden Blick auf Olga, die zustimmend das Haupt neigte und einige Dankesworte flüsterte: dann entfernten sich die guten Leute und die junge Dame wankte an Egon Weilen's Seite, der sich nicht einmal die Mühe gab, ihr den Arm zu bieten, der Alleegasse zu. Vor ihrem Hause angelangt, blieben die beiden stehen. Egon hatte bisher kein Wort gesprochen und Olga fühlte ihre Kehle so zugeschnürt, dass sie nicht im Stande gewesen wäre, auch nur einen einzigen Laut hervorzubringen; nun aber rang sie mit sichtlicher Anstrengung nach Worten. Sollte sie Egon so von sich gehen lassen? Ihn, den sie seit Jahren gekannt? Ihn, den sie insgeheim immer für den Briefsteller gehalten, welcher sie interessierte? Konnte sie es ertragen, das Bewusstsein, dass sie in einem mehr als zweifelhaften Lichte ihm erscheinen musste?

Und was sollte, was konnte sie sagen, um gerechtfertigt in seinen Augen dazustehen? Sie rang nach Worten, aber die Worte kamen nicht und Egon bot ihr auch nicht ein Atom von Hilfe. Jetzt steckte sie leise den Schlüssel in das kleine Seitenpförtchen, durch welches sie den Garten, von diesem aus das Haus erreichen konnte. Im nächsten Moment fiel die Thüre hinter ihnen ins Schloss und dann waren sie geschieden, geschieden für immer, das fühlte sie nur zu deutlich.

„Denken Sie nicht zu schlecht von mir, ich bin das Opfer einer Intrigue", flüsterte sie mit zuckenden Lippen.

„Ich habe nicht das Recht, gut oder schlecht von Ihnen zu denken", mein gnädiges Fräulein, entgegnete Egon mit tiefer Verbeugung, dann fiel die Thür zu, das junge Mädchen eilte geräuschlos in das Haus, erreichte unbemerkt das Zimmer ihrer Freundin und brach dort, von heftigem Weinkrampf erfasst, schluchzend an Gertrudens Lager in die Knie.

Egon aber durchwanderte stundenlang mit finster gefurchter Stirne die verödeten Straßen; als der Tag zu grauen begann, musste er jedoch einen Entschluss gefasst haben, denn man sah aus der Elasticität seines Ganges, dass er nicht mehr planlos umher irre, sondern ein bestimmtes Ziel vor Augen habe, und so war es auch. Kaum hatte die nächste Kirchthurmuhr mit dröhnendem Schlage die fünfte Stunde verkündet, als er auch schon die Hausglocke am Palais Seldow zog, und dem verschlafenen Portier befahl, ihm hinauf zu leuchten, zu den Appartements des Grafen Emil, mit dem er dringend und ohne Aufschub zu sprechen habe.

VI.

Egon Weilen hatte mancherlei Hindernisse aus dem Wege zu räumen, bevor es ihm gelang, dem Grafen Emil gegenüber zu stehen, der Portier machte Einwendungen; der inzwischen herbeigeeilte Kammerdiener erklärte, zu so früher Stunde könne sein Herr unmöglich geweckt werden, selbst dann nicht, wenn es sich darum handle, den Herrn Doctor zu empfangen, der sonst zu jeder Stunde Einlass erhielt, und erst als der Mann sah, dass Egon im Begriffe sei, ihn ohne alle weiteren Umstände aus dem Wege zu schieben, und in das Sanctuarium des Grafen einzudringen, erklärte er sich bereit, den Doctor bei seinem Gebieter anzumelden. Kaum aber war er hinter der dunklen Sammtportière verschwunden, als Egon ihm auch schon folgte und so sah und hörte er denn auch, wie der Graf sich ärgerlich ob der Störung im Bette empor richtete und auf die Meldung seines Kammerdieners unwirsch entgegnete: „Zu nachtschlafender Zeit — was fällt ihm denn ein — ich empfange nicht! —

„Du wirst die Gnade haben, mich zu empfangen, Emil — ich habe mit dir zu reden" und zu dem Diener gewendet, wies Egon mit einer bezeichnenden Handbewegung, welcher dieser eingeschüchtert gehorchte, nach der Thür.

„Du wirst die Gefälligkeit haben, mir eine entsprechende Erklärung für die seltsamen Vorfälle der heutigen Nacht zu geben", sprach er in eisig kaltem Tone zu dem sich die Augen reibenden Grafen.

„Was gibt es da zu erklären, ein Caroussel-Abenteuer, dessen Heldin diesesmal eine Dame aus der Gesellschaft ist — ich begreife nicht, wie dich das so seltsam afficieren kann!"

„Du begreifst nicht — in der That, das ist seltsam — sollte dir — der du seit Jahren, trotz der Verschiedenheit unserer Anschauungen, so viel mit mir verkehrt hast — verborgen geblieben sein, was so viele wenn nicht wissen — so doch ahnen — dass ich Olga von Arendorf liebe — wenn ich mir auch immer bewusst war, nicht um sie werben zu können!"

„Du liebst sie? merkwürdig in der That — und weshalb solltest du nicht um sie werben können?"

„Ich bin nicht hieher gekommen, um das Pro oder Contra einer solchen Werbung mit dir zu erörtern, sondern um eine Aufklärung von dir zu verlangen, auf welche Weise du unter so eigenthümlichen Umständen mit der jungen Dame zusammen gekommen bist?"

„Und was dann, wenn ich dir die Antwort weigere, oder dir sage, dass ich nicht geneigt bin, die Ge-

heimniſſe einer Dame zu verrathen, die mich mit ihrer Huld beehrt!"

„In letzterem Falle erkläre ich dich für einen feigen Lügner und Verleumder, den die Kugel aus meinem Revolver züchtigen ſoll für ſeine freche Verunglimpfung eines reinen Mädchennamens!"

„Ah — — la femme — auch in dieſem Falle, mein Jugendfreund und mein Leben, und mein Pylades wird zum wuthſchnaubenden Gegner um eines hübſchen Mädchens willen!"

„Wenn du in dieſem Tone redeſt, ſo weigere ich mich, auch nur ein Wort weiter zu vernehmen; es kann in dieſem Falle einzig und allein die Waffe dir die richtige Antwort auf deine hämiſchen Anſpielungen geben, ich gehe, um dir in der nächſten Stunde noch meine Secundanten zu ſchicken. Die Vorgänge der heutigen Nacht laſſen mich jedes Band vergeſſen, das jemals zwiſchen uns beſtanden und ehe die Sonne wieder zur Neige geht, müſſen wir einander zum erſtenmale im Leben als Gegner entgegengetreten ſein."

„Aber Egon, ſo nimm doch Vernunft an, um eines Faſchingſcherzes — um eines Weibes willen!"

„Auch die Scherze haben ihre Grenzen", ſtieß der Andere zornig hervor und hatte die Thür erreicht und das Haus verlaſſen, noch ehe der Graf ſich deſſen verſah.

„Unverbeſſerlicher Hitzkopf", murmelte Emil vor ſich hin, „wem hätte es auch einfallen können, daſs die Geſchichte ein ſo tragiſches Ende nehmen wird. Hm, es iſt ja richtig, daſs ich ein leichtſinniger Lebemann bin, aber jedes beſſere Empfinden, deſſen ich überhaupt fähig, gehört meinem Freunde an, iſt in ſeinem Urſprung von ihm wachgerufen; habe ich nicht oft eine Gelegenheit herbeigeſehnt, ihm beweiſen zu können, daſs ich ihm wahrhaft dankbar bin? Heute bietet ſich dieſelbe, ich bin mit der ſchönen Olga etwas weit gegangen, das iſt richtig, aber wer Teufel hätte ahnen ſollen, daſs gerade *er* ſich zu ihrem Ritter aufwerfen wird; daſs er ſie aus der Ferne in Geſellſchaft ehrerbietig angeſchwärmt, ja, das habe ich bemerkt, aber ernſteres Gewicht legte ich der Sache nicht bei und es war eigentlich nur Vergnügen an der Intrigue, welches mich veranlaſste, da ich die ſchöne Olga entlarvt hatte, ihr eine Bemerkung bezüglich eines gewiſſen Jemand zuzuraunen; daſs mein alter Egon dieſer Jemand ſein könne, ließ ich mir nicht träumen."

Der Graf blickte eine Weile ſinnend vor ſich hin, dann griff er nach der Cigarren-Caſſette, welche vor ihm auf dem Nachtkäſtchen ſtand, zündete ſich eine feine Cuba an und blies deren Rauch in die Lüfte.

„Angenommen uns das Duell auf jeden Fall werden, er ſähe ſonſt eine Beleidigung darin, die Beleidigung, welche der hochgeborene Ariſtokrat mit abſichtlicher Roheit dem Findelkind ins Antlitz ſchleudert; daſs dieſes Findelkind, welches immer bereit geweſen iſt, für den Grafen Seldow eine Lanze zu brechen und deſſen Thorheiten wieder gutzumachen, des Grafen natürlicher Bruder iſt, das freilich ahnt mein guter Egon nicht, und mich verpflichtet das meinem ſterbenden Vater gegebene Wort zum Schweigen. Jedenfalls aber hebe ich, der Wiſſende, nicht die Waffe gegen ihn, den Ahnungsloſen, und verwundet er mich, oder verwundet er mich nicht, wie immer die Würfel fallen, ſoll er, wenn er Genugthuung erhalten, die ganze volle Wahrheit meines Liebesabenteuers mit Hinderniſſen erfahren. Er mag dann auch wiſſen, wie nützlich mir jene Briefe geweſen, welche er mir während ſeiner und meiner Reiſen geſchrieben, er ſoll erfahren, wie viel ich aus dieſen entnahm, um es der bella sconosciuta zu ſchreiben. In der Correſpondenz mit *mir* hat ſie

ihn lieben gelernt, er hat im Grunde genommen also noch Ursache, sich mir dankbar verpflichtet zu fühlen. Egon ist bei Gott der einzige Mensch, dem gegenüber ich im Stande wäre, mich sentimentaler Gefühlsduselei hinzugeben; doch nun heißt es aufstehen, um die Secundanten, welche er mir zweifelsohne schicken wird, mit entsprechender Würde empfangen zu können." — — — — — — —

Am Nachmittag des gleichen Tages war es, als bei einer der entlegensten Praterauen unterhalb der Reichsbrücke zwei Wagen vorfuhren. Dem ersten entstieg Graf Seldow mit seinem Secundanten, zwei Herren der deutschen Gesandtschaft, dem zweiten Egon Weilen ein Arzt und zwei bewährte Freunde des jungen Mannes, welche versprochen hatten, in dem Kampfe mit dem Grafen Seldow ihm getreulich zur Seite zu stehen. Schweigend begab sich die kleine Gesellschaft nach der für das Rencontre festgesetzten Stelle. Die Secundanten trafen alle nöthigen Vorkehrungen zum Zweikampfe und machten dann den obligaten Versöhnungsversuch, welcher von Egon mit abweisender Kälte ausgeschlagen ward, während Graf Seldow lachend entgegnete, er schlage sich nur, weil dies seinem Freunde Weilen Vergnügen bereite; er selbst habe weder die Absicht gehabt, es zu thun, noch fühle er sich geneigt, dem jungen Manne feindlich gegenüberzutreten. Diese Erklärung hatte natürlich erneute Versöhnungsversuche zur Folge; doch da dieselben resultatlos blieben, nahm man endlich Aufstellung, sollten nach Vereinbarung der Secundanten die Waffen zu gleicher Zeit abgedrückt werden.

Graf Seldow holte seine Pistole, Egon that das Gleiche, letzterer zielte, ersterer aber feuerte seine Waffe, wie er es sich vorgenommen, in die Luft ab, zwei Schüsse krachten und gleichzeitig stürzte Graf Seldow zu Boden, während Egon unversehrt dastand. Der Arzt und die Secundanten eilten herbei, Graf Seldow's rechter Arm war zerschmettert, die beiden Betheiligten kehrten in die Stadt zurück, ohne dass sie mehr denn einen flüchtigen Gruß getauscht, der von dem Grafen herzlich gemeint, von Egon mit auffallender Kälte erwidert worden war. Ließ sich denn annehmen, dass dieser freundliche Jünger Aesculaps mit einemmale so blutdürstig geworden sei? War es wirklich nur seine Empörung ob eines leichtsinnigen Abenteuers, die ihn so unversöhnlich machte? Wäre er auch so gewesen, wenn anstatt Olga von Arendorf eine beliebige andere Dame das Opfer gräflichen Scherzes geworden? Obzwar er sich zu wiederholtenmalen diese Frage stellte, beantwortete er sich dieselbe doch immer bejahend, wollte er sich ja doch nicht selbst eingestehen, dass Olga von Arendorf bisher in seinen Augen das Ideal alles dessen gewesen sei, was er an der Frau suchte und verehrte. Dass der Graf in frivolem leichtsinnigem Scherze es gewagt hatte, sich jenem Wesen zu nahen, welches er gleich einer Heiligen verehrt hatte, dünkte ihm unverzeihlicher Frevel und dann quälte er sich doch wieder mit der peinigenden Frage, wie es denn für den bekannten Lebemann möglich gewesen sei, mit Olga in Contact zu kommen, ohne dass diese ihm die Hand dazu geboten.

Sie fragen — und so auf einfachste Weise das ihm unfassliche Räthsel lösen, nein, das konnte er nicht, einerseits, weil er sich sagte, dass er nicht das Recht dazu besitze, andererseits, weil es ihn schmerzte, der jungen Dame auch nur einen Moment durch seine Frage zu verrathen, dass doch der Schatten eines Zweifels an der strengen Correctheit ihres Vorgehens in seiner Seele aufgetaucht sei. Und so vergingen denn die Stunden in banger Aufregung, ohne dass sie ihm eine harmonische Lösung der Wirren gebracht hätten, welche ihn quälten.

VII.

Am Morgen des nächstfolgenden Tages lag Olga bleich und angegriffen auf der Chaiselongue in ihrem Boudoir. Jene unselige Opernball-redoute war nicht so ganz spurlos an dem jungen Mädchen vorüber gegangen. Die erste Folge war eine heftige Migräne mit Fieber und Schüttelfrost, die zweite, dass sie Gertruden das Versprechen gab, dass sie nie, aber auch nie mehr eine Zeile von dem „Zweisler" empfangen oder an denselben richten wolle. Die Sache war abgethan für immer, aber Olga gestand sich, dass sie ein theueres Lehrgeld habe zahlen müssen; sie stellte sich allen Ernstes die Frage, ob sie nicht besser daran thue, wenigstens für eine Zeit lang ihren Aufenthaltsort zu ändern; hatte sie doch gar keine Garantie, dass Graf Seldow das Geschehene nicht auf seine Weise in der Gesellschaft zum Besten gebe, und Olga allerorts in höchst zweifelhaftem Lichte erscheinen lasse. Sie war in seiner Hand, und von einer niedrigen sinnlichen Natur musste man auf jede gemeine Sache gefasst sein.

Gertrude brachte Zeitungen und Briefe; letztere legte Olga zur Seite, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, nach ersterem aber griff sie mit beinahe ängstlicher Hast; fürchtete sie etwa, der Graf könne sein pikantes Abenteuer zu einem Feuilleton verarbeitet und in einem der Zeitungsblätter veröffentlicht haben? Gertrude saß mit einer Handarbeit in der Nähe der Freundin, als diese plötzlich einen Schrei ausstieß und in höchster Erregung aufsprang.

„Da lies, lies Gertrude", rief sie, indem sie der Freundin ein Zeitungsblatt vor die Augen hielt, „das hat uns noch gefehlt".

Gertrude las die bezeichnete Stelle, sie lautete:

Man erzählt sich in wohlunterrichteten Kreisen von einem Duell zwischen dem Grafen S., einem unserer vornehmsten Cavaliere und einem jungen Arzte Dr. E. W. Anlass zu demselben dürfte hier, wie gewöhnlich in solchen Fällen, eine Dame gegeben haben, wie man wissen will, sogar eine Dame aus der Gesellschaft; glücklicherweise ist kein tödtlicher Ausgang zu verzeichnen; wie Augenzeugen behaupten, hat Graf S. seine Waffe absichtlich in die Luft gefeuert, während sein Gegner ihm eine schwere Verletzung am rechten Arm zufügte; man sieht mit Spannung der pikanten Angelegenheit entgegen!

„Es fehlt nur noch, dass irgend ein so unseliger Zeitungsmensch sich einfallen lässt, uns mit der ganzen Angelegenheit in Verbindung zu bringen und uns dementsprechend interwiewt", rief Olga händeringend, „reisen wir ab, um des Himmelswillen, Gertrude, reisen wir ab."

„Und geben wir den Leuten erst recht Stoff, uns mit der Sache in Contact zu bringen, nein Olga, bisher habe ich nur allzuwillig deinen Wünschen nachgegeben, aber jetzt bleibe ich fest und bitte dich inständig, dich in dieser ganzen peinlichen Geschichte von mir beeinflussen zu lassen, wenn du dich nicht selbst in das Gerede der Leute bringen willst. Ist der Graf wirklich gemein genug, dich bloßzustellen und aus einer unbedachten Kinderei ein pikantes Abenteuer machen zu wollen, wie dies fast den Anschein hat, nun, so muss man eben energische Maßnahmen ergreifen, einige unserer bewährten befreundeten Familien ins Vertrauen ziehen, offen das eingestehen, was an dem ganzen Vorgehen thöricht und unvernünftig war, die Lügen des sauberen Herrn aber doch auf das zurückführen, was sie in der That sind, eine boshafte Verzerrung der Wahrheit. Wir wollen doch sehen, ob das Wort eines unbescholten dastehenden Mädchens aus der guten Gesellschaft nicht mehr gilt, als die rachsüchtigen Kniffe,

Lügen und Erfindungen eines ſtadtbekannten Roués."

„Jedenfalls bleibt die ganze Geſchichte maßlos peinlich", meinte Olga mit einem ſchweren Seufzer und fügte dann hinzu, „ſie wird mir auch dadurch nicht erleichtert, daſs ich mir zugeſtehen muſs, ſelbſt die Schuld daran zu tragen; nun ſehen wir, was die heutige Poſt bringt", ſprach ſie dann, indem ſie nach den Briefen griff, welche neben ihr auf dem Tiſche lagen und dieſelben langſam öffnete; plötzlich aber blieben ihre Augen mit ſichtlichem Intereſſe auf einem Blatte haften, deſſen eckige Buchſtaben unſymmetriſch daſtanden und nicht leicht zu entziffern waren.

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit durchlas die junge Dame dieſe Zeilen:

„Zum letztenmale, mein Fräulein, naht ſich Ihnen «der Zweifler» und vermuthlich hat er es nur ſeiner ſchwer verletzten Hand zu danken, wenn ſeinem Briefe die Ehre zutheil wird, von Ihnen geleſen zu werden. Die Handſchrift des Grafen Seldow hätten Sie zweifelsohne nach flüchtigem Blick ſchon zurückgeſtoßen, dem Einarm gegenüber aber, der mühſelig mit der linken Hand ſchreibt, werden Sie wohl Mitleid walten laſſen und ſich ſelbſt dadurch belohnen, denn ich ſchmeichle mir, daſs der Inhalt meiner Zeilen, für deren Echtheit Ihnen gegenüber ich mich heute zum erſtenmale in meinem Leben verbürgen kann, Ihnen nicht unangenehm ſein dürfte. Vor Allem, mein gnädiges Fräulein, die Verſicherung, daſs ich über die Opernredoute, und über alles, was derſelben folgte, unverbrüchliches Schweigen bewahren werde; vielleicht weniger aus Rückſicht gegen Sie und aus Schamgefühl Ihnen gegenüber, denn ich will mich nicht plötzlich zum Tugendhelden machen, als vielmehr aus Neigung zu meinem Freunde, dem Doctor Weilen. Sie wiſſen nicht, daſs, und Sie wiſſen nicht weshalb dieſer Mann mir nahe ſteht; es thut auch nichts zur Sache, laſſen Sie mich Ihnen die Verſicherung geben, daſs ſeit einer langen Reihe von Jahren jedes beſſere Empfinden, deſſen ich überhaupt fähig bin, nur Egon zu danken iſt, daſs meine Neigung für ihn allein die Schuld daran trägt, wenn ich den Glauben an die Menſchen nicht und vollſtändig verloren habe. Egon Weilen liebt Sie, mein Fräulein, ich weiß das; lange ſchon war es mir bekannt, daſs er Sie im ſtillen verehre, geſtern aber, als er Ihretwegen mich zum Zweikampfe aufforderte, da las ich, ohne daſs er ſich ausgeſprochen hätte, klar in ſeiner Seele, da erkannte ich, daſs er erwidert oder unerwidert die innigſte Neigung für Sie hege, und zwar eine jener Neigungen, die, wie immer die Würfel auch fallen mögen, nur mit des Menſchen letztem Athemzug zu Ende zu gehen im Stande iſt.

Ich will Sie nicht mit Familiengeſchichten und ſentimentalen Jugenderinnerungen langweilen; es genüge Ihnen zu wiſſen, daſs ich Egon Weilen ſo ſehr liebe, als dies überhaupt in meiner ſelbſtſüchtigen, leichtlebigen Art liegt. Ich habe an ſeiner heftigen Erregung, an dem Umſtande, daſs er mir, für deſſen Schwächen und Fehler er bisnun die ſchrankenloſeſte Nachſicht hatte, energiſch gegenübertrat, geſehen, wie innig er Ihnen zugethan iſt, ich möchte das Lebensglück meines Freundes fördern, um auch einmal das erhebende Bewuſstſein kennen zu lernen, wie einem Menſchen zu Muthe iſt, der Gutes thut. Ich werde ihm die diplomatiſchen Winkelzüge enthüllen, durch welche ich Sie veranlaſst habe, die Opernredoute zu beſuchen, ja mehr noch, ich werde mit unbegrenzter Selbſtloſigkeit auch die minder ſchöne Rolle ihm verrathen, welche ich nach der Opernredoute Ihnen gegenüber geſpielt. Und da man nie auf halbem Wege ſtehen bleiben ſoll, wenn man ein gutes Werk thut, ſo will ich auch noch weiter gehen, ich will ihm ſagen,

dass Sie mein Fräulein nicht gleichgiltig gegen ihn sind.

Empört blicken Sie auf bei diesen Worten und nennen es eine Unverschämtheit meinerseits, dass ich mir erlaube, in Ihrem Herzen zu lesen; um Sie zu besänftigen, muss ich wohl auch das letzte meiner Geheimnisse verrathen, nun so hören Sie denn: Egon Weilen ist mit mir während seiner oder meiner längeren Reisen immer im brieflichen Verkehre gestanden; er ist ein Mann von Geist, er weiß das, was seine Seele bewegt, in schöner Sprache wiederzugeben, und schon als ich der Eingebung des Augenblickes folgend, auf Ihr erstes Inserat antwortete, kam mir die glückliche Idee, mich in der Correspondenz mit dem schönen „Bürgermädchen" seiner Briefe zu bedienen und gewissermaßen anonym mit denselben zu verkehren. Wie emsig die beschriebenen Blätter hin und her flogen! Sie werden sich jetzt wahrscheinlich sehr ungern daran erinnern. Mir machte diese Correspondenz einerseits sehr viel Spaß, anderseits wenig Mühe, denn ich konnte mit Hilfe geringer Änderungen das Meiste aus Egons Briefen abschreiben. Dass Sie für den Correspondenten ein warmes Interesse zu hegen anfiengen, Sie können es mir, dem welterfahrenen Manne gegenüber, nicht in Abrede stellen; ich bemerkte das und es belustigte mich; ernstere Deutung legte ich der Sache erst bei, als es mir bei unserem gestrigen Rencontre klar ward, dass Egon meine schöne Correspondentin liebe, die bereits längst ihr Herz an seine Briefe verloren. Ich kann Ihnen die Genugthuung geben, Sie zu versichern, dass Ihre energische Abwehr meiner zudringlichen Huldigungen mir den Glauben an Frauentugend und Frauenehre wenigstens theilweise wiedergegeben. Ich wiederhole nochmals, meine Aufgabe soll es sein, Egon auseinander zu setzen, wie vollkommen unschuldig Sie bei der tollen Escapade sind, zu der ich Sie verleitet habe und mit dieser Versicherung gebe ich Ihnen meinen Segen, seien Sie glücklich und machen Sie glücklich. Egon ist der Mann, der eine brave, geistig und ethisch bedeutend veranlagte Frau zu würdigen weiß, umsomehr, da er dieselbe leidenschaftlich liebt. Einmal im Leben wenigstens will sich der tolle Seldow edel rächen für einen ihm zutheil gewordenen Korb und das Glück zweier Menschen begründen. Im übrigen verreise ich auf länger und hoffe, Ihnen dazu Zeit zu lassen, um, da ich mein Unrecht offen eingestehe, wenn ich zurückkehre, mir gegenüber einen freundschaftlichen und unbefangenen Ton anschlagen zu können. Ich möchte gern bei Egons erstem Jungen Gevatter stehen und das geht doch nur, wenn wir gute Freunde sind; machen Sie Egon glücklich und seien Sie meiner aufrichtigen Wertschätzung versichert. Es erbittet nochmals für alles Geschehene Ihre Verzeihung der curierte Zweifler Emil Graf Seldow."

Sichtlich bewegt reichte Olga ihrer Freundin das engbeschriebene Briefblatt, welche ihrerseits es mit gespannter Aufmerksamkeit durchlas.

„Alles ganz gut und schön", bemerkte sie nach einer Weile, indem sie es zusammenfaltete. „Graf Seldow hat sich nicht nur mit Anstand aus der Affaire gezogen, sondern ich will glauben, dass es ihm mit seinen Gefühlen wirklich ernst ist, mit all dem kommt es mir jetzt aber doch weit schicklicher vor, wenn wir nicht hier in Ruhe und Demuth abwarten, bis Egon Weiler kommt, und Dir seine Verzeihung angedeihen lässt; ich wäre nun wo sich die Verhältnisse geändert, dafür, dass wir auf einige Zeit ebenfalls verreisen und um nicht Gefahr zu laufen, in der Fremde ein zweitesmal mit dem Grafen Seldow zusammenzutreffen, beschränken wir unsere Reise auf eine Fahrt nach der Villa, die ja ohnedies für den Winter eingerichtet ist, in welcher wir ganz

gut acht oder vierzehn Tage hausen können. Gelüstet es dem Herrn Doctor zu erfahren, wo wir sind, so dürfte ihm dies nicht allzuschwer werden, jedenfalls kann und darf von Dir aus auch nicht der leiseste Schritt geschehen, welcher als eine Annäherung ausgelegt werden könnte."

Olga war mit diesem Plane nicht absonderlich einverstanden, doch eingeschüchtert, wie sie durch die jüngsten Vorgänge war, wagte sie der Freundin gegenüber keinen Widerspruch zu erheben und ertheilte die nöthigen Befehle zur Abreise, die man für den nächsten Morgen festsetzte.

Doch es sollte nicht so weit kommen, im Laufe des Nachmittags stattete Doctor Egon Weilen den Damen einen Besuch ab und Gertrude, welche viel zu viel feines Verständnis für die Situation hatte, um nicht zu begreifen, dass ihre Gegenwart unnöthig sei, ließ die beiden jungen Leute allein. Die aus dem Zwiegespräch hervorgehende Verständigung gieng merkwürdig rasch vor sich und als Gertrude eine halbe Stunde später in den Salon trat, eilte ihr ein glückstrahlendes Brautpaar entgegen, welches sie stürmisch umarmte. Ganz eigenthümlich berührt war Olga, als ihr Verlobter ihr in seinem Notizbuche ein Blatt zeigte, auf welchem nichts anderes stand als „C. W. 50", da er ihr erzählte, wie er an einem müßigen Morgen im „Café Central" diese Annonce gesehen und sie notiert, später aber, da sie ihm nicht mehr unter die Augen gekommen, auch nicht wieder daran gedacht, bis sie ihm durch die Erzählung des Grafen Seldow in das Gedächtnis zurückgerufen worden.

„Fürwahr, der Türke hat recht, wenn er Fatalist ist, der Mensch entgeht seinem Schicksale nicht," so sprach das junge Mädchen, indem es sich mit hingebender Zärtlichkeit an den Verlobten schmiegte.

„Ohne dieses Inserat und die daraus entwachsenden Consequenzen würde ich auch nimmer den Muth gehabt haben, um dich zu freien, mein Liebling", entgegnete der junge Arzt, das Mädchen zärtlich in die Arme schließend. „Mag der tolle Seldow sein wie er will, ich verzeihe ihm alles, denn mir hat er mein Glück erobert."

„Und mir hat er es zugeführt, denn nur die Liebe ist das Glück."

Gib acht, was ich dir sage.

Gib acht, was ich dir sage und sei klug:
Zum guten Wein gehört ein schöner Krug.
Dem Menschengeiste, der vom Himmel kam
Als Gast, gib einen Körper stark und stramm.
Der schöne Leib sei ihm ein himmlisch Kleid. —
Ein Gottgeschenk, ein heiliges, ist die Jugend,
Behüte sie wie deine Seligkeit,
Und ein gesunder Körper schon ist Tugend. R.

Der Muſelgraf von Thalegg.

Eine Geſchichte aus Tirol von J. C. Platter.*)

Zu den Stammgäſten beim „grauen Bären“ in Thalegg gehörte ſeit Decennien auch der Waldhofer Peregrin, der jedoch viel weiter und allgemeiner unter dem Namen: der „Muſelgraf“ bekannt war. In früheren Zeiten, da bildete der reiche Freibauer von den Waldhöfen im Herrenſtübchen die tonangebende Perſönlichkeit, ſpäter ſpielte er noch in der Bauernſtube eine ziemlich bedeutende Rolle, zuletzt aber, als der junge Bärenwirt ans Ruder kam, da wurde der nun gänzlich abgehauste Großbauer in den Bettelleutswinkel an der Thüre verwieſen, wo er dann aus ſeinen nunmehrigen Standesgenoſſen immer noch dadurch hervorragte, daſs er den Schnaps nicht ſtamperlweis' trank, ſondern ſtets, ſo gewiſſermaßen von oben herab, ein halbes Seidel oder „a Fraggele für den Waldhofer“ beſtellte.

Die Bauern nebenan meinten ſpottend dazu, heut' gäb's der Muſelgraf wieder einmal nobel, es müſſen wahrſcheinlich die Weichſelröhr'ln bedeutend im Preiſe geſtiegen ſein, oder er müſſte noch irgendwo von früher her ein paar ſilberne Leibelknöpf' gefunden haben, die ſeinerzeit dem jetzigen Dorflumpen nicht mehr gut genug waren.

Wie nun das alles ſo gekommen, bis ſchließlich der reichſte Bauer des ganzen Thales zum „Privatarmenhäusler“ geworden, das bildet eine eigene Geſchichte, die gerade deshalb des Intereſſes nicht entbehrt, weil ſie in den Berggebieten der Alpenländer in der einen oder anderen Weiſe gar manchesmal ſich wiederholt.

* * *

Die Waldhofer ſaßen ſchon durch ſo manches Jahrhundert auf ihren prächtigen Höfen an der ſchattſeitigen Berglehne des Thales. Auf dem unteren wie auf dem oberen Waldhof kannte man ſeit undenklichen Zeiten keinen anderen Beſitzer als die Familie Waldhofer, und daſs dieſe ein ſehr altes Bauerngeſchlecht bilden müſſe, gieng eben am beſten aus der Übereinſtimmung des Familiennamens mit dem Hofnamen hervor, ein Verhältnis, das dem Beobachter noch da und dort in den Thälern der deutſchen

*) Aus deſſen empfehlenswertem Werkchen: „Raut'n und Rosmarin“. Geſchichten und Skizzen aus Tirol. (Innsbruck. A. Edlinger. 1892.)

Alpengebiete begegnet. Sogar ein eigenes Stammwappen besaßen die Waldhofer, das einem der Vorfahren des Thalegger Muselgrafen mit kaiserlichem Wappenbrief für besondere Treue und Anhänglichkeit zur Zeit der Venediger Kriege verliehen worden. Es zeigte einen schräg getheilten Schild mit drei hochragenden Fichten und einem aufsteigenden Löwen, wozu noch auf dem Schilde ein schön gezierter Stechhelm kam. Dieses Wappen hielt die Familie stets hoch in Ehren, und ob nun der Waldhof einmal an zwei Söhne vertheilt wurde, oder nach dem Aussterben der oberen Waldhofer wieder an das Geschlecht vom unteren Hofe zurückfiel, so galten die Besitzer bei ihren Nachbarn sowohl als auch draußen in der Stadt bei den Amtsherren als die angesehensten Bauern weit in der Runde, und wie die Waldhofer am ehemaligen freien Bauerngerichte des Thales fast immer als Schöffen oder als Richter fungierten, so wurde auch schon so manchesmal einer von ihnen berufen, als Vertreter der Bauernschaft neben Prälaten und Patriziern, neben Rittern und Baronen vor dem regierenden Fürsten in der Landstube mitzuberathen über die Angelegenheiten des ganzen Alpenlandes. So war es von altersher, und auch der letzte Hofbesitzer, der Peregrin Waldhofer, berechtigte in seiner Jugend vollauf zu der Hoffnung, dass er, den Traditionen der Väter getreu, Haus und Hof fest zusammenhalten, dass er gleichsam ein Vorbild der ganzen Gemeinde sein werde. Allerdings zeigte er als junger Bursche einen gewissen Hang zu leichtsinnigen Streichen und dabei einen auch vor kleineren Gewaltthätigkeiten nicht zurückschreckenden hochfahrenden Sinn, doch meinten die Vettern und Basen dem darüber etwas ängstlichen alten Großbauern gegenüber, das schade nichts, das erstere werde sich mit den Jahren schon legen, und was das Selbstgefühl anbelangt, so könne ein junger Waldhofer überhaupt nie zu viel davon besitzen, es werde sich schon alles machen und an dem Peregrin müsse noch die ganze Gemeinde in hohem Maße Stolz und Freude erleben.

Es sollte aber bedeutend anders kommen. Eine Zeitlang ging die Sache mit dem jungen Hofbesitzer ganz gut. Kurz vor dem Tode seiner Eltern heiratete er eine auch nicht unvermögliche Base und wenn nun so das schöne junge Paar am Sonntag zur Kirche kam oder zu den großen Märkten im eigenen Einspänner hinaus in die Stadt fuhr, da schaute alt und jung nach den in der schmucken Volkstracht des Thales so stattlichen Groß-Bauersleuten von Thalegg. Zwei Buben und ein Mägdlein trugen später zur Erhöhung des Ansehens und des häuslichen Glückes noch wesentlich bei und allgemein hieß es: Die Waldhoferischen haben wahrhaftig den Himmel auf Erden.

Eines schönen Tages nun hatte der junge Bauer auf dem großen Martinimarkt in der Stadt einen besonders guten Viehhandel abgeschlossen und da am Abend dieses Tages gerade ein neues Gasthaus mit Musik und allerlei Lustbarkeit besonders feierlich eingeweiht wurde, so wollte auch der Waldhofer die Geschichte sich anschauen. Nachdem er das Wägelchen und den Grauschimmel in seiner ständigen Einkehrherberge beim „weißen Röss'l" gut untergebracht, war er bald mit ein paar Dorfnachbarn bei einer Maß Etschländer Wein und dem unvermeidlichen „Bratele" an einem der blendendweiß gedeckten Tische zu finden, wo bei der Überfüllung der Gasträume auch ein paar Herren sich niederließen, die an den breiten runden Hüten und den schwefelgelben, langen Röcken der Thalegger Bauern großen Gefallen fanden. Als dann erst einmal Wein und Musik eine ziemlich heitere Stimmung hervorgerufen, kam bald zwischen den Bauern und den Herren trotz der etwas fremdländisch

klingenden Aussprache der letzteren ein Gespräch in Gang, aus dem man nach und nach allerlei von der bevorstehenden Eisenbahneröffnung, von den gewaltigen Holzmassen in den Thalegger Waldungen und ähnlichen Dingen vernehmen konnte. Die Thalegger, so meinte einer der fremden Herren zum Waldhofer, hätten es gar nicht nothwendig, sich mit Viehzucht und Getreidebau künftighin noch so schwer zu plagen, sie brauchten ja nur das Gold vom Boden aufzulesen, das noch, Säcke voll Napoleons, in ihren Wäldern stecke. Bis jetzt hätten die schönsten Stämme wegen der Transportschwierigkeiten aus den Thälern und weiter durchs Land hinab weniger Wert gehabt, aber nun, da die Eisenbahn sozusagen an der Thüre von Thalegg vorüberführe, wäre weiter gar nichts zu thun, als das überflüssig und unverzinst im Walde stehende Holz auf dem Stock zu verkaufen und dafür, ohne weiter bei der ganzen Sache auch nur einen Finger zu rühren, Tausende und Tausende von Gulden in die Tasche zu stecken.

In diesem Sinne wurde das Gespräch weiter geführt und dazu eine Maß nach der andern getrunken; mit schwerem Kopfe giengen die Thalegger schließlich zu Bette und besonders der Waldhofer träumte bis in den hellen Morgen von Lärchen und Fichten, von Kaiserthalern und Napoleons.

Wenige Monate darauf erfolgte die feierliche Eröffnung der Eisenbahn und wieder einige Zeit später begann auch schon ein ganz neues, eigenartiges Leben in der Thalegger Gegend. Zuerst waren zwei jener fremden Herren, die mit dem Bauern nach dem Martinimarkt im Wirtshause so freundlich gethan, ins Thal hereingekommen und hatten eine lange Verhandlung mit dem Waldhofer, der sie in seinen schier endlosen Thal- und Hochforsten herumführte.

Wieder etwas später kam ein Trüpplein wälscher Arbeiter und nun wurden Bäume geschlagen und auf einer Wiese des Peregrin nahe am Thalbach ein langer, niedriger Holzbau aufgeführt, der dann bald Dutzenden von Italienern Quartier gewährte. Einer von den fremden Herren, den die Arbeiter Signor Bortolo hießen, hatte sich beim Bärenwirt einlogiert, und das ganze Vorgehen der Italiener ließ darauf schließen, dass sie gar keine Absicht hatten, Thalegg sobald wieder zu verlassen. Im Gegentheile, es kamen deren immer mehr von der Station Feldbruck herein und nun klangen die Äxte und schnarrten die Sägen wald-auf und -nieder, die uralten Fichten und Lärchen fielen wie die Halme beim Kornschnitt und ganze Berge von Waldstämmen thürmten sich in die richtige Länge als Museln geschnitten, am Bach und am Thalwege entlang in die Höhe. Am untern Waldhof erstand eine mächtige Bretterfäge, ihr folgte bald eine zweite und dritte und gleichzeitig giengen die Fuhrwerke fast Tag und Nacht in ganzen Processionen mit Holz schwer beladen durchs Thal hinaus nach Feldbruck zur Eisenbahn.

An Sontagen herrschte in Thalegg, wo es früher außer Kegel- und Kartenspiel und dem alljährlichen Scheibenschießen wenig Vergnügen gab, ein buntbewegtes Leben voll fröhlichster Lustbarkeit. Auf dem Dorfplatze huldigten die kraushaarigen fremden Burschen dem Bocciaspiel, das auch die Thalegger Buben in Kürze sich aneigneten und als „Watschele-G'spiel" cultivierten, beim Bärenwirt erklangen bis spät um Mitternacht die Töne der Zieh-Harmonika abwechselnd mit italienischen Liedern und nicht selten gab es dann auch, besonders beim lärmenden Morraspiel, allerlei Zank und Streit, der mitunter sogar in blutigen Messeraffairen sein Ende erreichte.

In kurzer Zeit gieng nun auch mit dem Waldhofer eine merkwürdige Veränderung vor sich. Je eifriger die Wälschen in seinen viele hundert Joch umfassenden Wäldern mit Beil und

Sägen hantierten, desto öfter hatte ihm der freundliche Signor Bortolo im Extrazimmer beim „Bären" ein paar Stöße Napoleons einzuhändigen; zuerst freute er sich mit Weib und Kindern der vielen glitzernden Dinger, von denen früher trotz allen Wohlstandes stets nur nach einem Markl oder dergleichen einige ins Haus gekommen waren. Als aber der Goldfüchse immer mehr wurden und auch die großen Banknoten gleich schüppelweise dazukamen, da stieg dem Waldhofer der Hochmuth zu Kopfe und es dauerte nicht mehr allzulange, so war der Mann gegen früher kaum mehr zu kennen. Für's erste hatte er immer häufiger in der Stadt zu thun, dazu war ihm bald sein schlichtes Wägelchen nicht mehr schön genug, dann kam die von altersher übliche Volkstracht an die Reihe, die kurze Lederhose, das rothe Leibl mit den großen Silberknöpfen, der breitrandige Hut mit der Wildfeder darauf und endlich der langschößige, hochgelbe Rock, alles verschwand und wurde durch modische Kleider ersetzt, die er auch seinem Weib und den Kindern aufzwang, mochten sie wollen oder nicht. Zu der neuen Kutsche und den städtischen Kleidern wollte dann freilich auch das alte Wohnhaus des Waldhofes mit den kleinen Fenstern und den niedrigen Kammern durchaus nicht mehr passen, es wurde also bis auf die Grundmauern niedergerissen und dafür ein städtischer Herrenbau aufgeführt, der eine Unsumme Geldes kostete, dabei aber zu seiner Umgebung, zum saftigen Wiesengrün und dem rauschenden Thalbache ungefähr stimmte wie Frack und Seidenhut auf eine Kirchweih im Hochland.

Da den einen Waldhof die Aufseher der Holzarbeiter mit ihren Familien bewohnten, so quartierte sich der Besitzer desselben während des Neubaues seiner Behausung kurz entschlossen mit Kind und Kegel beim Bärenwirt ein und hier konnte er im Hinauswerfen des Geldes nun bald geradezu keine Grenzen mehr. In Spiel und Zechgelagen zerrannen ihm die Kaiserlhaler wie auch die Goldstücke nur so zwischen den Fingern, eine Lustfahrt folgte der andern, in prächtiger Kutsche zur Sommerszeit, im reichgeputzten Schlitten im Winter, und wenn so der Peregrin mit seinem Prunkgefährt auf der Thalstraße dahinsauste, da staunten die Leute und falls dann ein Fremder nach dem Namen der stolzen Herrschaft fragte, so hieß es immer häufiger: „'s ist der Muselgraf von Thalegg." Mit der Zeit, als der Waldhofer sein neues Haus bewohnte und über dem Thorbogen, sowie an Wagen und Schlitten, auf dem Siegelring und am Silberknopf seines Stockes das Wappen mit den drei Fichten und dem steigenden Löwen anbringen ließ, verlor sich der Hof- und Familienname immer mehr, der Waldhofer passte wohl gleichfalls nicht mehr zu den neuen Verhältnissen, sein Auftreten war — nach der Ansicht der biederen Thalegger wenigstens — ein wahrhaft gräfliches, die Mittel dazu lieferten ihm die alljährlich zu Tausenden aus seinen Wäldern entführten Sägstämme, im Volke heute noch Museln benannt, und so wurde eben aus dem früheren schlichtbehäbigen Großbauern der vielbeneidete, aber auch heimlich vielverspottete Muselgraf. Inzwischen drangen Beil und Säge immer weiter waldeinwärts und rissen stets größere Lücken in die mächtigen Fichten- und Lärchenbestände, so dass unten am Thalbach und draußen am Bahnhof zu Feldbruck die riesigen Holzlager nicht schwinden wollten, trotzdem die Eisenbahn fast ununterbrochen Stämme und Bretter in langen Zügen davonführte, nach Süden ins Wälschland hinein. Die einsichtigeren im Thale schüttelten schließlich zu dieser Wirtschaft freilich verwundert die Köpfe und manchmal klang es auch wie eine leise Mahnung an das Ohr des Waldhofers, doch der förmlich

wahnwitzig stolz und hochfahrend gewordene Peregrin, der mitten im Goldregen sitzende Muselgraf wies die lästigen Mahner jedesmal barsch von sich. Als er aber gar einmal dem alten Schulmeister, seinem ehemaligen Lehrer, auf eine Warnung vor weiterer Abholzung an der Berglehne wegen möglicherweise drohender Erdabrutschung, trotzig erwiderte, der verrückte Hungerleider solle ihn mit solchem Narrenkram künftig in Ruhe lassen, da fühlte sich niemand mehr zu weiterer Mahnung berufen. Man ließ den stolzen Menschen seiner Wege gehen, von einer Tollheit zur andern, hindern konnte ihn ja doch niemand daran, ob er nun beim „Bären" die theuersten Weine in Gießkannen an jedermann verschwendete oder ob er in Kartenspiel und widersinnigem Aufwande Unsummen Geldes vergeudete. Indessen gab es immerhin auch Leute, die ihren Unwillen über das Treiben des Muselgrafen keineswegs verhehlten, ihm selbst aber dabei als einen widerwärtigen, unverträglichen Menschen, soweit es nur immer möglich war, aus dem Wege giengen. Das stand nun freilich auch nicht nach dem Sinne des Waldhofers und da ihn hiedurch sein nächster Nachbar, der Dorfmüller, am meisten ärgerte, so suchte er schon lange einen Grund, um mit demselben recht ausgiebig Händel anzufangen. Eine Gelegenheit hiezu fand sich schließlich, als der Muselgraf zu seinem Herrensitz eine neue breite Fahrstraße anlegte, wozu er den früher auf eine kurze Strecke mit dem Dorfmüller gemeinsam benützten Fahrweg auffüllte und solchergestalt verschwinden machte. Als dann der Müller statt des alten Fahrweges ahnungslos die neue Straße benützen wollte, da sperrte der Waldhofer dieselbe bei der Abzweigung gegen die Mühle hin durch eine massive Einzäunung ab und dem Müller ließ er sagen, wenn derselbe einen Fahrweg wolle, so möge er sich gleichfalls einen solchen mit eigenem Gelde bauen und wem das etwa nicht recht sei, der solle sich's nur anders machen. Auf das hin gieng der Müller zum Advocaten und im Handumdrehen war das schönste Processchen zwischen beiden im Gange. Es dauerte nicht lange, so gerieth der Muselgraf auch noch mit andern Anrainern wegen des Wasserbezuges und dergleichen in Streit und Hader und alles dies verschlang fort und fort gewaltige Summen, ihm und seinen Gegnern. Die Holzwürmer, wie von den Thaleggern die wälschen Arbeiter häufig genannt wurden, bohrten sich zwar emsig und unermüdlich immer tiefer in seine Wälder hinein, aber die Banknoten und Goldstücke, welche ihm der allzeit freundliche Signor Bortolo wie ein Uhrwerk so pünktlich erlegte, schwanden jetzt so schnell und unerbitterlich dahin, wie Butter im Sonnenschein, umsomehr als ihm die gänzlich vernachlässigte Landwirtschaft auf seinen vorher so reichen Höfen fast gar nichts mehr abwarf. Aber auch seinen Gegnern in den verschiedenen Processen kosteten diese ein schweres Geld und zwar schon aus dem Grunde, weil der Waldhofer das Geld dazu hatte, um einen in den unteren Instanzen noch so glänzend verlorenen Process ungeachtet dessen weiter und weiter zu spinnen, bis endlich der Gegner trotz seinem unläugbarem Rechte die Sache kaum mehr zu Ende verfechten konnte, da ihm die Mittel hiezu nicht mehr reichten. Doch wozu wäre denn der Signor Bortolo beim „Bären" drüben, der ja schon längst nach weiteren Holzbeständen Ausschau gehalten, da die nahe gelegenen Wälder des Muselgrafen nunmehr schon ziemlich gelichtet waren und die weiter thaleinwärts befindlichen wegen der größeren Transportschwierigkeiten bei der Abholzung bedeutend höheren Arbeitsaufwand und damit auch größere Auslagen verursachten. Der erste, der nun mit seinem Walde an die Reihe kam, das war der Dorfmüller, dem aber bald auch zahlreiche andere Thalegger eifrig nachfolgten,

so dass Beil und Säge nach wie vor lustig weiterarbeiteten an beiden Bergabhängen bis hinauf zu den Steilfelsen des Speikbodens und der grauen Wand.

In dieser Weise floß nun Jahr um Jahr dahin, die nähere und weitere Umgebung von Thalegg war nahezu kahl gehauen, an den stundenweit sich hinziehenden Waldschlägen weideten die Ziegenherden der Kleinhäusler jeden allfälligen Nachwuchs fleißig ab und während der Muselgraf beschäftigt war, auch seine entferntesten Waldbestände, wenn auch um bedeutend geringeres Geld, den fremden Holzwürmern auszuliefern, begannen ihm bei länger dauerndem Regenwetter schon kleine Wildbächlein allerlei Bergschutt und dergleichen unangenehmes Zeug in die Nähe seines wappengeschmückten Ansitzes herabzutragen. Besorgt und mit großem Bangen sahen die mittlerweile zu stattlichen Burschen herangewachsenen Söhne des Hauses das Unheil in unabwendbarer Weise herannahen. Doch wie sehr sie auch versuchten, wenigstens jetzt, soweit es noch möglich, dem unsinnigen Zerstörungswerke Einhalt zu thun, so war doch alles umsonst, der Vater hörte auf ihre Worte sowenig wie auf die Bitten der Mutter, doch endlich der maßlosen Verschwendung ein Ende zu machen; Herr im Hause sei er, donnerte bei solchen Anlässen der Muselgraf, ihm habe niemand etwas d'reinzureden und wem diese Wirtschaft nicht gefalle, für den gehe die Thüre nicht nur gegen innen, sondern auch nach außen auf. — —

Da kamen in regenschwerer Spätherbstzeit böse, unheilvolle Tage über das Thal. Seit Wochen schon hatte kaum ein Sonnenstrahl die düsteren Wolkenmassen durchdrungen, droben am Speikboden herrschte Schneegestöber und unten in der Niederung regnete es fast Tag für Tag ohne Unterlass, so dass der Thalbach immer ärger tobte und brauste in wildschäumenden Wogen. Und als dann endlich das Wetter sich anscheinend wieder zu bessern begann, da wehte der warme Wind vom Süden her über die Hänge und eine fast drückende Schwüle legte sich über das Thal. Neuerlich thürmten die Wolken sich hoch aufeinander, Blitze zuckten, der Donner rollte in hundertfach dröhnendem Echo über Thalegg dahin und ehe noch jemand das Unheil zu denken nur wagte, brach auch schon die Katastrophe herein. Der Schnee in den Bergen war in Massen geschmolzen und da an den wassergesättigten Bergabhängen nicht mehr wie früher bei ähnlichen Anlässen der dichte Fichten- und Lärchenwald den ganz oben sich bildenden Erdmuhren und Wildbächlein energisch sein Halt gebot, so stürzten dieselben auf die unterhalb gelegenen Hänge, bohrten sich in das Erdreich, rissen weite Flächen desselben sammt Stock und Steinen mit sich fort und nun raste die ganze, haushoch breiartig übereinandergelagerte Masse blitzschnell durch Äcker und Wiesen hinunter zu Thal, Wege und Stege, Häuser und Ställe in Schutt und Gerölle begrabend. Während am späten Abend vom Kirchthurme die Sturmglocken klangen, zur Abwehr rufend gegen den in wildem Toben über die Ufer strömenden Bach, infolge dessen die männlichen Ortsbewohner auf die schon theilweise von den Fluten durchrissenen Dämme eilten und dort bei Fackelschein dem Elemente mit äußerster Anstrengung Widerstand boten, brach an mehreren Stellen das schreckliche Unheil in Gestalt der wildbachartig niederstürzenden Schutt- und Geröllmassen über die Gemeinde herein. Es war eine fürchterliche Nacht, die unglückseligste für Thalegg seit Menschengedenken.

Bald nach Mitternacht schon bot sich beim trüben Lichterscheine dem Auge ein entsetzliches Bild der Zerstörung. Durch die Dorfgasse wälzten sich die schmutzigbraunen Wogen des Thalbaches, mehrere Häuser sammt Zugebänden waren ganz oder theil-

weise eingestürzt, sogar die ziemlich entfernt gelegene Friedhofmauer hatte der Wildstrom unterspült und eingerissen, wonach auch bald aus den nächsten Gräbern die Leichen in ihren Särgen fortgeschwemmt wurden.

Alle Brücken und auch die Bretterſägen sowie die Dorfmühle am Bache waren verschwunden, ebenso hatte derselbe das aufgestapelte Holz in ganzen Stößen davongeführt. Damit war aber des Unglückes noch nicht genug. Die schreckliche Nacht hatte auch mehrere Opfer an Menschenleben gefordert; zum Theil hatte man von den Verunglückten die Leichen niemals gefunden.

Der Waldhofer hatte vor Ausbruch der Katastrophe im Wirtshaus gesessen und dort im Extrazimmer dem alten Bärenwirt eine Standrede darüber gehalten, dass derselbe als Wahlmann bei der letzten Landtagswahl nicht ihm, dem ersten Grundherrn des Thales, sondern dem traurigen Kuhbäuerle, dem Jörg in der Eben, seine Stimme gegeben. Während nun der Bärenwirt dem Muselgrafen vergebens begreiflich zu machen versuchte, dass der Jörg trotz seines kleineren Besitzes und seiner verhältnismäßig noch jungen Jahre der tüchtigste und verständigste Mann weitum in der Runde sei, kam plötzlich Peregrins jüngerer Sohn, der Severin, in die Stube gestürmt, den Vater zu holen, da an der inneren Säge schon die Außenwand gegen den Bach hinabhänge. Der Waldhofer meinte zwar, ob es denn wegen so einer Bagatelle auch der Mühe wert sei, einen derartigen Lärm zu schlagen, als aber bald darauf die Sturmglocken zu wimmern begannen, da eilte er freilich auch mit hinaus an den Bach. So wenig es jedoch allen anderen, Signor Bortolos Arbeiter inbegriffen, gelingen konnte, dem Anprall der Wogen auf die Dauer Widerstand zu leisten, so wenig war auch seine Macht irgend imstande, an der Katastrophe etwas zu ändern. Er musste die Sägen im Wasser verschwinden sehen und ebenso schwammen vor seinen Augen die schönsten Museln gleich dutzendweise davon. Dafür hatte er aber auch nur für die Vorgänge an den Sägmühlen Auge und Ohr, ja er schenkte selbst seiner im strömenden Regen vom Hofe herabgeeilten Tochter nicht im Geringsten Gehör, als sie die Botschaft brachte, das Waldhofbachl hinter dem Hause bringe immer mehr Schutt und Geröll daher, es drohe sogar schon am Sommerhäuschen die Gartenmauer anzugreifen.

Wie dann der immer heftiger anstürmende Thalbach rasch nacheinander alle Brücken wegriss, war auch jede Möglichkeit der Heimkehr zum jenseits gelegenen Waldhof ohnehin vollkommen ausgeschlossen. In pechschwarzer Finsternis hörte man nun im Laufe der Nacht bald da, bald dort ein dem fernen Donner ähnliches Getöse, das sich lange Zeit niemand zu erklären vermochte. Man hatte auch nicht allzu viel Zeit zu langem Nachdenken im Dorfe, die Männer arbeiteten an den Dämmen oder halfen die nächstbedrohten Häuser zu räumen, die Weiber verbrachten zum Theile die Nacht in der Kirche; dort lag auch die Resi vom Waldhof Stunde um Stunde auf den Knien und betete ununterbrochen, für wen oder um was, dass wusste sie selbst nicht so recht, doch zuckte sie jedesmal wie im Fieberschauer zusammen, so oft wieder das langanhaltende, unheimlich rollende Getöse durch den niederprasselnden Regen bis in die Kirche herabdrang.

Bei Anbruch der Morgendämmerung gewahrte man erst die volle Schwere des grauenhaften nächtlichen Unglückes. Wie Lawinen im Spätwinter, so lagen riesige Erdmuhren in breiten Massen da und dort an den Seitenhängen bis gegen den Bach herab, drei Höfe waren unter Schutt und Schlamm begraben, auch vom prunkvollen Waldhofe sah man nur mehr

eine Mauerecke nebſt ein paar ſpärlichen Trümmerreſten aus dem Chaos von Schutt und Steinen, von Balken und Wurzelſtöcken hervorragen.

Nun erkannte die blonde Reſi bald mit Verzweiflung im Herzen, warum und für wen ſie in der Kirche ſo inbrünſtig gebetet, ihre Mutter, ihr älteſter Bruder, der Georg, hatten nebſt einem Knecht und zwei Mägden beim Zuſammenſturz des Hauſes unter den Trümmern den Tod gefunden. —

Es dauerte Wochen und Monate, bis der erſte Jammer, die ärgſte Noth vorüber, bis die Wunden der unheilbaren Kataſtrophe wenigſtens einigermaßen vernarbt waren.

Der Waldhofer gieng zuerſt längere Zeit wie im Traume umher. Der ſchöne Hof war verloren, Weib und Kind auf ſo gräßliche Weiſe verunglückt und was an Wieſen und Ackerfeld, an Holz und Sägmühlen zugrunde gerichtet, das ließ ſich auch nicht annähernd ſchätzen und ausrechnen. Dazu kam noch, daſs man dem Peregrin immerhin etwas weniger Mitleid und Theilnahme entgegenbrachte als den übrigen, vom allgemeinen Unglück mitbetroffenen Thalbewohnern. Ja vielfach hieß es geradezu, der Muſelgraf ſei eigentlich ſchuld an der ganzen Zerſtörung und an all dem Unglück, er habe den Anfang gemacht mit der unſinnigen Abholzung, wodurch dann der Thalbach zum reißenden Wildſtrom geworden und von den Seitenhängen die kirchthurmhohen Bergmuhren niedergebrochen ſeien. Der Waldhofer muſste manches harte Wort ſich gefallen laſſen, doch ſchließlich verſtummten mit den erſten Wehklagen auch die Vorwürfe wieder vor dem allgemeinen Unglück, das ja den früher ſo ſtolzen Großbauern ſelbſt am ſchwerſten getroffen hatte.

Mit einiger Beihilfe von Staat und Land wurde ſchließlich wieder mit aller Energie an die Beſeitigung der größten Schäden gegangen, den Bach zwängte man in ſein Bett zurück, die im Dorfe zerſtörten und beſchädigten Häuſer erſtanden neuerlich aus den Ruinen, und Brücken und Wege wurden ebenfalls wieder in Stand geſetzt. Nur die in haushohen Erd- und Schuttlawinen begrabenen Bauernhöfe an den ſeitlichen Thalhängen konnten unmöglich wieder hergeſtellt werden, ſie waren und blieben zum großen Theil die rieſigen Grabhügel für die von ihnen verſchlungenen Opfer. Auch der ſtolze Herrenſitz mit dem Fichtenwappen über der Einfahrt erſtand nicht wieder aus den Ruinen. Der Peregrin muſste nun mit dem ihm nach verbliebenen zweiten Hofe vorlieb nehmen, wo er ſich mit Sohn und Tochter einquartierte. Man hätte nun glauben mögen, es wäre mit den weiteren Kahlhieben ringsum in den Wäldern doch wohl zu Ende geweſen, aber im Gegentheil, jetzt feierten Signor Bortolas Holzwürmer erſt recht mit Beil und Säge wahre Orgien in den noch immer nicht ganz zugrunde gerichteten Forſten des Thales. Aber was urſprünglich aus Leichtſinn und unüberlegtem Haſchen nach ſchnellem Gewinn geſchehen, dazu zwang und drängte nunmehr die bittere Noth. Durch die umfangreichen Reconſtructionsarbeiten, ſowie durch die ausgedehnten Waſſerſchutzbauten waren die Gemeinde und auch zahlreiche große und kleinere Bauern mehr oder minder tief in Schulden gerathen, viele Äcker und Wieſen hatten auch durch die bleibende Vermuhrungs- und Abrutſchgefahr um mehr als die Hälfte ihres Wertes verloren, was blieb da anderes übrig, als neuerlich zur einzigen, reichlich fließenden Geldquelle, zur weiteren Abholzung, die Zuflucht zu nehmen? Es dauerte deshalb auch wieder nicht lange, ſo erſtanden neuerlich die Sägen am Bache, und Stamm um Stamm ſank im Walde dahin in endlos langer Reihe.

Auch der Waldhofer, der nach

jener schrecklichen Unglücksnacht über Andrängen seiner beiden Kinder sich vorgenommen hatte, dem der Familie noch verbliebenen Besitz volle Aufmerksamkeit zu widmen und in rastloser Arbeit Trost und Vergessen zu suchen für das Verlorene, hielt diese ihm gänzlich ungewohnte Lebensweise nicht allzulange aus. Hatte er auch keinerlei Holzbestände mehr zu veräußern, so suchte er dafür auf seine Ackergründe, auf Haus und Hof eine Summe nach der anderen aufzunehmen, womit er dann bald wieder nach Möglichkeit den reichen Muselgrafen zu spielen wusste. Das gieng nun wohl eine Weile so fort, umsomehr, da er in der nahen Stadt einen edlen Menschenfreund gefunden hatte, der stets bei Casse und auch immer bereit war, gegen eine kleine Unterschrift bald mit niedrigen, bald mit größeren Beträgen auszuhelfen. Von Rückzahlung und Verzinsung wurde vorläufig wenig gesprochen, wenn aber der Waldhofer die von ihm unterschriebenen Schuldbriefe etwas näher sich angesehen und einigermaßen zu rechnen verstanden hätte, so wären ihm wohl die Haare zu Berg gestiegen über die gewaltigen „Freundschaftspercentchen", welche da so ganz unscheinbar im Text figurierten.

Doch um solche Lappalien kummerte sich der Muselgraf nicht die Hauptsache war für ihn eine handvoll Napoleons, mit denen er beim „Bärenwirt" paradierte, während die anderen Bauern mehr und mehr über schwere Zeiten, über Misernten und stets fort zunehmende Wildwassergefahr zu klagen hatten. Was nützte es auch, dass der Severin sich auf Feld und Wiesen die Hände blutig arbeitete, und dass seine Schwester, die Resi, den Vater mit rothgeweinten Augen bat und beschwor, mit dem Wucherer abzurechnen und sich nicht weiter einzulassen — die armen Kinder, sie hatten ja keine Ahnung davon, dass Haus und Hof bereits unrettbar verloren und dem vielpercentigen, neuesten Specialfreunde ihres Vaters in die Hände geliefert seien.

Mit der Zeit begann man freilich auch in Thalegg zu munkeln, der Muselgraf werde nun, so wie früher seine Äcker und Wiesen, auch selbst bald auf die Rutsch gerathen, er habe nur mehr kurze Frist bis zur gänzlichen Vergantung, bis ihm das Dach über dem Kopfe versteigert werde.

Und so ist es denn auch wirklich gekommen; zuerst war es an der schwarzen Tafel beim Gericht in der Stadt und dann in der Amtszeitung zu lesen, kurz darauf verlas die Kundmachung auch der Gemeindediener auf dem Kirchplatze und als der Versteigerungstag vorüber war, da hatte das uralte Waldhofer Freibauernthum in Thalegg sein Ende erreicht. Der ganze Besitz war für eine geringe Summe in das Eigenthum der von Signor Bortolo vertretenen fremden Holzhandlungsfirma übergegangen, worauf das weitausgedehnte Anwesen in mehrere Partien zerlegt und mit italienischen Arbeiterfamilien besiedelt wurde.

Mit bitterem Weh im Herzen schied die arme Resi vom Waldhof, ihrer Jugendheimat; sie wurde im Dorfe am meisten beklagt, da sie von jeher und schon bei Lebzeiten der Mutter den Armen so viel Gutes gethan, wie sie überhaupt mehr den stillen häuslichen Sinn der letzten Waldhofer Bäuerin besaß. Von allen Seiten war man deshalb auch redlich bemüht, der Resi und ihrem Bruder, dem Severin, Aufnahme und Unterkunft zu bieten, letzterem wurde von Signor Bortolo eine gut bezahlte Stellung bei der Oberaufsicht der Holzarbeiten und der Sägewerke angeboten. Doch beide vermochten es nicht, im Dorfe zu bleiben, wo man sie stets nur als die reichen Waldhofer Kinder gekannt hatte; die Resi zog deshalb zu einer alten Base weiter oben im Thale und der Severin schnürte kurz entschlossen sein Bündel, sagte dem Vater mit wenig Worten

Lebewohl und gieng übers Meer nach Amerika. Bruder und Schwester standen am Abschiedstage lange, sehr lange oben bei der Ruine ihres einstmaligen stolzen Vaterhauses, unter welchem ja auch Mutter und Bruder begraben lagen. Das Mädchen kniete am Gemäuer, und Thräne auf Thräne rollte an den Mauerspalten nieder auf den mit einem Kreuze geschmückten kleinen Grabhügel, welchen die verlassenen Kinder dem Andenken ihrer heimgegangenen Lieben errichtet hatten. Dort haben sie auch Abschied fürs Leben von einander genommen; die Bauersleute in den Bergen wissen wenig von den Umarmungen und den conventionellen Küssen der Städter, sie drücken sich mit kurzen Worten, Aug in Auge, die Hände, und solch nahezu stumme Grüße sagen oft weit mehr für ein fühlendes Menschenherz, als Dutzende von mehr oder minder erlogenen Küssen, sei es dann in herzinniger Liebe, in seliger Freude, oder aber, wie beim Abschied unserer Waldhofer Kinder, als herzbeklemmender Ausdruck von unendlichem Jammer und Schmerz.

Und Peregrin, der Muselgraf? Er nahm anfänglich die ihm von Signor Bortolo angebotene Stellung als Oberaufseher über die Holzarbeiter und Sägewerke mit dem Titel eines „Directors" herablassend an, als aber hier das gewohnte Wohlleben und sein herrisches Wesen nicht mehr recht angehen wollte, so nahm auch diese Art Thätigkeit nach einiger Zeit wieder ein Ende. Darauf verfuchte er es mit einer eigenen Holzhandels-Agentschaft, doch damit gerieth er erst recht vom Milchmus auf die Wasserfuppe, wie die Thalegger meinten, bis er endlich dabei anlangte, Kienholz und Ahornklötze in die Stadt zu liefern, um dafür von Außen her die Burschen im Thale mit gedrehten Peitschenstöcken und mit Pfeifenröhren aus Weichselholz zu versorgen. Bei dieser Art „Holzhandel" wäre ihm aber wohl schließlich auch von der Wasserfuppe nur mehr das Wasser geblieben, wenn ihn nicht seine Tochter, welche mittlerweile Bäuerin am Hof in der Eben geworden, insgeheim unterstützt hätte. Mit Wissen und Willen des Waldhofers durfte dies aber ja nicht geschehen, weil derselbe den Mann der Resi mit mehr als Bauernzähigkeit als seinen Todfeind hafste, seit er vor Jahren dem Jörg bei der Landtagswahl unterlegen war.

Der mit den Jahren grau gewordene Peregrin war schon länger her um keinen Preis der Welt zu bewegen, das ihm angebotene Asyl auf dem Hof in der Eben anzunehmen und so hatte die Resi ihren Mann dazu vermocht, dem alten Vater bei einem Bauern in Thalegg mit Kost und Quartier eine Unterkunft zu verschaffen, welche der Waldhofer durch zeitweilige Lieferung von Kienholz und Pfeifenröhrl'n freigebig genug zu bezahlen glaubte. Freilich mochte er dabei seine Weichselröhren und Kienholzsplitter noch höher im Preise veranschlagen, als er in früheren Zeiten die schönsten Museln an Signor Bortolo verkauft hatte. Im übrigen saß er so ziemlich die meiste Zeit als Stammgast beim Bärenwirt, da ihm jedoch seine „Geschäfte" den Wein nicht mehr „tragen" wollten, so griff er zum Schnapsglas, und wenn er so das richtige Quantum des elenden Fusels getrunken hatte, dann fühlte er sich wieder ganz als der reiche Waldhofer in seiner Glanzperiode. Da gab er den Leuten gute Rathschläge, kanzelte „den Bismarck" herunter sammt Garibaldi und den Piemontesen, schimpfte über die Regierung und die hohen Steuern, sowie über die schlechte Waldbachregulierung, welche schuld daran sei, dass den Bauern ihre Höfe unter den Füßen wegrutschen.

Wie man ihm aber eines Tages die Zeitungsnachricht vor die Augen hielt, dass drinnen im Wälschland eine große Überschwemmung herrsche, dass bei Verona, Legnago, Padua

und so weiter Häuser und Straßen, Äcker und Fluren tief unter Wasser stünden, wofür nun die Italiener ganz offen die Leute in den Bergen wegen der unsinnigen Abholzung verantwortlich machen, da schlug der alte Mann mit wildem Gelächter das Glas auf den Tisch, dass es in Scherben gieng und rief mit seiner im Rausche zitternd gellenden Stimme: „So! die Wälschen, die beklagen sich gar noch darüber, dass wir da heraußen so stark abg'holzt haben! Ha, ha, ha! und sie wundern sich obendrein über das Hochwasser! Ja wer hat uns denn zug'rathen zum Holzverkauf, und wohin sind sie denn 'gangen und geh'n sie auch heut' noch, die tausend und tausend Museln und die haushohen Bretterstöß' von allen Thälern im Land? Ich weiß, wer sich zu allererst anklagen sollt' in dieser traurigen Sach', aber heraußen bei uns in den Bergen sitzt die Hauptschuld gewiss nit! Das wollt' ich bloß g'sagt haben, ich, der Waldhofer, der Muselgraf von Thalegg!"

Wir lassen schön danken!

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger.

In den Siebziger Jahren war's, als der Landesausschuss Doctor Fleckh in Graz mich eines Tages zu sich in seine Wohnung beschied. Ich hatte damals meine ersten Schriften in steirischer Mundart herausgegeben, für welche Doctor Fleckh sich interessierte. War er auf diesem Felde doch selbst thätig und hatte für die „Deutschen Völkerstimmen" Dialectbeiträge aus der nordöstlichen Steiermark geliefert, wobei es ihm gelang, diese eigenartig betonte Mundart fast vollkommen richtig und der Aussprache gemäß wiederzugeben.

Doctor Fleckh hatte als steirischer Landesausschuss die Schulangelegenheiten auf sich; er befragte mich nun über die Schulverhältnisse in meiner kleinen Heimatsgemeinde Alpel, die, von der Ortsgemeinde Krieglach stundenweit entfernt, ihre Kinder dahin nicht schicken konnte. Ich theilte ihm mit, dass vom Jahre 1848 bis 1857 ein alter, freisinniger, durch clericale Einflüsse brotlos gewordener Lehrer in Alpel gelebt und für das tägliche Brot die Bauernkinder im Lesen und Schreiben unterrichtet habe; diesem Umstand verdankte auch ich meine geringe Fertigkeit in den angedeuteten Künsten. Von 1857 bis 1861 waren mehrmals Versuche gemacht worden, in Alpel wieder einen Lehrer zu bekommen; ein junger Mensch, der sich sonst zu nichts recht eignete, gieng her und hielt etliche Wochen Schule, aber es war nichts, die Kinder lernten nichts und blieben endlich aus. Der „Herr Lehrer" lag in den Heustadln umher, steckte mit seiner Cigarre einen solchen unversehens in Brand und entwich dann auf Nimmerwiedersehen. Ein zweiter Versuch, die Schule zu bekommen, misslang ebenso. Ein Jugendfreund von mir hielt einen ganzen Winter Schule in Alpel, dann bekam er eine bessere Stelle im Brandstettgraben bei Stanz. Da ließen es die Älpler sein und meinten, es

gehe auch so. Es gieng wirklich auch so und die wenigen Bauern, die noch dort waren, ersparten sich die Unkosten.

„So wollen wir doch trachten, dass Alpel eine ordentliche Schule bekommt! Von amtswegen", sagte Doctor Fleckh.

„Das wird halt schwer gehen", war mein Einwand. „In Alpel haben die Bauern angefangen, ihre Häuser zu verkaufen und fortzugehen und jetzt sind lange nicht mehr vierzig Kinder zusammenzubringen."

„Das weiß ich schon", entgegnete der Doctor, „wir wollen es aber ausnahmsweise mit einer geringeren Zahl versuchen, vielleicht geht's. Ihnen zuliebe möchte ich in Alpel eine Schule aufrichten. Und wenn es der Gemeinde besser geht, wird sie es in wenigen Jahren auch leicht auf vierzig Kinder bringen."

Freudig erregt habe ich den Mann verlassen.

Einen Monat später konnte mir Doctor Fleckh schon mittheilen, dass er es durchsetze. Ein ordentlicher Lehrer mit dem Gehalte von 300 fl. wird in Alpel angestellt. Der kostet den Bauern nichts; aber das Schullocal müssten sie beistellen, was in einer Berggemeinde, wo durch Auswanderung ja manches Haus leer steht, nicht schwer sein dürfte. Ich solle es der Gemeinde mittheilen.

Allsogleich reiste ich ins Gebirge, um meinen Heimatsgenossen die gute Nachricht mitzutheilen. Die Bauern nahmen aber meine gute Nachricht etwas kühl auf.

„Wo soll er wohnen?" meinten sie, „wo soll er Schule halten? Wir haben keinen Platz und die abgekommenen Häuser, die zwar noch stehen, haben kein Dach und kein Fensterglas. Ja, das wird halt frei nit gehen, lassen wir's lieber gut sein."

Das ließ ich's nun zwar nicht. Ich sah manchen heranwachsenden Knaben, frisch und aufgeweckt; soll was lernen und leisten in der Welt und hat keine Schule!

Zur selben Zeit machte ich zufällig die Bekanntschaft eines Gutsbesitzers im Mürzthale, Herrn Knaur, der in Alpel mehrere Bauernhöfe aufgekauft hatte. Dem theilte ich mein Anliegen mit. „Ja", lachte er, „da ist leicht Rath. Eine Schule müssen sie freilich haben. Ich habe sie gern, die Alpel-Leute, sie sind so gute, aufrichtige Leute. Schade, dass sie so arm sind. Sie müssen sich aufraffen und man muss ihnen helfen. Ich habe Häuser leer stehen in Alpel. Ich bin bereit, eines davon, welches ziemlich im Mittelpunkt der Gemeinde gelegen ist, auf eigene Kosten für ein Schulhaus herrichten zu lassen. Ein geräumiges, lichtes Schulzimmer, eine Lehrerswohnung mit zwei Zimmern und Küche, der Mann wird ja nicht allein bleiben wollen. Ein Stall für Kuh und ein paar Schweine und eine Wiese und ein Gemüsegarten, das soll meine Sorge sein. Ferner wollen wir auf das Schulhaus ein Thürmchen setzen, und eine Glocke hinein, die soll der Schullehrer dreimal des Tages läuten; die Bauern haben in Alpel ohnehin ihr Lebtag noch keine Glocke gehört; wird ihnen auch wohl thun, wenn sie täglich dreimal ans Gebet und an ihre Zusammengehörigkeit erinnert werden. Ja, das machen wir, lieber R."

Ich war ganz selig und lief wieder nach Alpel, um den Bauern mitzutheilen, dass ihnen Lehrer und Schulhaus gar nichts kosten würden, dass sie auch noch einen Thurm und eine Glocke bekommen, die man in der ganzen Gemeinde hören kann.

Ich hatte infoferne Glück, als ich die Maßgebenderen der Gemeinde gerade bei einer Besprechung wegen Viehhut oder eines Brückenbaues beisammen traf. Gleich sagte ich ihnen hin, was ich wusste.

Da war einer vorhanden, seinen rechten Namen nenne ich nicht, Tippel-

bauer nenne ich ihn, der pfauchte mit der Nase in seinen kohlschwarzen Schnurrbart und sagte: „Ein Thurm und eine Glocke? Was brauchen denn wir einen Thurm und eine Glocke, wenn wir doch keine Kirchen haben! Eine Kirchen sollen sie uns bauen, ist gescheiter, dass wir Sonntags nit so weit laufen müssen. Hab' ich nit recht?"

„Ist eh so", gab ihm der Graben-Jackel bei.

„Für die Kirchen bin ich auch", ließ sich der Rigelgruber hören. „Daneben machen wir ein Wirtshaus auf; nachher wird's wieder einmal lustig auf der Alm."

„Ernster Weise", lenkte ich ein. „Thurm und Glocke hin oder her, ums Schulhaus handelt es sich. Es braucht nichts, als dass ihr euch jetzt beim Bezirksschulrath meldet wegen der Schule, das geht auf Amtswegen so. Das Weitere geschieht dann und ihr habt euch um gar nichs zu kümmern."

Die Bauern schauten sich an.

„Jetzt haben wir Micheli, zu Allerheiligen könnt ihr die Schule haben. Das Anbauernhäusel wird dazu hergerichtet." So ich.

„Das Anbauernhäusel wär' eh nit zwider", meinte der Rigelgruber, und that so mit seiner Tabalspfeife um, ohne dass er zum Rauchen kam. Wenn sie so umthun mit derlei und es kommt nichts zu Stande, da kann man's im voraus sagen: es ist nichts zu machen.

„Zu Allerheiligen braucht man die Kinder noch zum Viehhalten", warf der Graben-Jackel ein.

„Um Allerheiligen gibt's ja schon Schnee, da bleibt das Vieh im Stall", sagte ich.

„Und die Kinder sollen im Schnee den weiten Schulweg machen?" begehrte der Tippelbauer auf. „Wo sie eh keinen Schuh haben. Sollen den Kindern Gewand kaufen, die Herren, dass sie im Winter in die Schul gehen können. Gewand sollen sie ihnen kaufen, ist gescheiter!"

„Man braucht sie auch daheim zum Dreschen, im Stall und zum Arbeßschälen", setzte ein anderer bei.

„Aber Vetter!" rief ich, „Arbessen (Erbsen) wachsen ja gar keine in Alpel."

„Freilich wachsen keine", rief jener, „weil es zu kalt ist. Kunnten aber wachsen, wenn es wärmer wär. Und was können die Schulkinder dafür, dass keine Arbessen wachsen!"

„Na, na", suchte der Tippelbauer die merkwürdige Rede zu verwischen, „auf die Arbessen kommt's nit an. Die Kinder haben zum Schulgehen nit derweil."

Da stutzte ich einmal.

„Es ist eine große Begünstigung, die man euch gewährt", sagte ich dann wieder.

Jetzt hieb der Tippelbauer seine Faust in den Tisch hinein und rief: „Nach dem Gesetz darf es gar nit sein!"

„Ihr habt es besonderen Wohlthätern zu verdanken."

„Unsereiner ist auch nit so dumm!" fuhr der Bauer fort, „und nach dem Gesetz darf es gar nit sein! Vierzig Schulkinder müssen sein, sonst ist man nicht verpflichtet, eine Schule anzunehmen!"

„Kann eh sein, wird eh so sein", sagten die anderen.

„Der Pfarrer hat's gesagt!"

„Also wollt ihr —" meine Stimme stockte fast, „wollt ihr die Schule nicht annehmen?"

Die Bauern schauten sich jetzt gegenseitig an. „Weiß halt nit." — „Wird eh gescheiter sein, nit." — „Das müsst gut bedacht werden", so murmelten sie untereinander. Nun ergriff wieder der Tippelbauer das Wort: „Es hat's bisher ohne Schul gethan, wird's fürder auch thun. Der Bauer hat eh nit Zeit zum Lesen, der soll bei Zeiten arbeiten lernen, ist gescheidter."

Die anderen stimmten ihm bei.

Jetzt glaubte ich einen Trumpf auszuspielen mit der Bemerkung, dass mancher aus Alpel, der beim alten Schulmeister lesen und schreiben gelernt, es zu etwas gebracht habe.

„Ja freilich", entgegnete der Tippelbauer. „Davongelaufen sind sie. Einer, der was gelernt hat, bleibt nit in Alpel und wir können uns nachher unsere Arbeitsleut aus Kiefernholz schnitzeln."

„Ist eh so, ist eh so!" stimmten die anderen lebhaft bei.

„Mir thut's weh", sagte ich dann, „wenn einer von euch ins Thal hinabkommt, so heißt's: Ein Almjodel, der keinen Buchstaben kennt! und lachen euch aus."

„Sie sollen lachen", antwortete der Tippelbauer, „wenn sie genug gelacht haben, werden sie schon aufhören."

„Und euere Buben, wenn sie Soldat werden müssen und nicht lesen und nicht schreiben können! die werden nichts zu lachen haben."

„Mit Lesen und Schreiben werden die Soldaten den Feind nicht verjagen", sagte er.

„Ja, wollt ihr denn gar nicht gescheiter werden?" rief ich fast zornig.

„Gescheiter werden? Wer von Natur dumm ist, den macht kein Büchel nit gescheit. Schon eher verruckt." Damit blinzelte er etwas absichtlich auf mich.

Jetzt räusperte sich der Graben-Jackel.

„Was meinst?" fragte ihn der Rigelgruber.

„Wir erkennen es ja an", sagte der Graben-Jackel. „Wär' gut gemeint von den Herren, wär' gut gemeint. Aber ich denk', wir bedanken uns und wenn wir Alpel-Bauern eine Schule brauchen, so werden wir uns schon selber eine anschaffen."

„So ist's", bestätigten die anderen.

„Und ihr nehmt die Schule wirklich nicht an?"

„Ist unnöthig Sach' und kostet allemal Geld."

„Ich habe euch doch gesagt, nicht einen Kreuzer! Der Lehrer wird vom Land bezahlt, das Schulhaus vom Herrn Knaur."

„Wär' eh soweit recht. Aber für uns kommt's hintendrein. Bei der Steuer und so."

„Steuer, Schulsteuer müsst ihr auch so mitzahlen, trotzdem ihr keine habt."

„Und hätten wir eine, thät's uns noch mehr kosten."

Man weiß ja, wie sie herumreden, wenn sie etwas nicht wollen. Und da ist all umsonst. Nochmals hatte ich eingesetzt und meine ganze Kraft aufgeboten, sie zu überzeugen. Schon glaubte ich einen Augenblick, ich hätte sie, da fragte einer wieder den anderen: „Was meinst dazu?" Und jeder gab schließlich zur Antwort und blieb dabei: „'s wird doch gescheidter sein, wir lassen es beim alten. — Wir lassen schön danken."

Mit einem Gefühle von Empörung habe ich an jenem Tage die Gegend verlassen. Herr Knaur, den ich am Abende traf, war schon begierig, was die Alpel-Bauern gesagt hätten. Ich log, dass die Sache noch nicht beredet worden sei, ich schämte mich.

Eine Woche später, nachdem er inzwischen selber in Alpel gewesen, traf Herr Knaur mich auf der Gasse an: „Wissen Sie etwas Neues? Die Bauern wollen nicht. Aber das Haus lasse ich doch herrichten, und einen Thurm hinauf, und eine Glocke hinein."

Das Haus steht heute noch, wohnt der Jäger drin, und die Leute von Alpel können täglich dreimal die Glocke hören; aber es sind ihrer nicht mehr viele dort. Es thut mir in die Seele weh, denn so hartköpfig sie oft waren, gerne gehabt habe ich sie doch. Trotzdem in Alpel keine Schule ist, sind die Leute fortgezogen und die paar Bauern dort können ihre Knechte und Mägde aus Kiefernholz schnitzeln. — Der Tippelbauer hatte ja eigentlich nicht so unrecht gehabt. Das alt-

ständige Bauernthum hat es, man möchte sagen, instinctiv empfunden, dass die Bücher und die Schreibfeder und was sie bringen und was sie wollen, für den Landmann, der seine Scholle persönlich bearbeiten muss, unter Umständen ein bedenklicher Gewinn sind, für Landarbeit unlustig machen, fortlocken! Es hat sich verzweifelt dagegen gewehrt, aber genützt hat's doch nichts. Die Leute finden auch ohne Schulhausthür das Loch hinaus in die weite Welt. Aber draußen sind sie arm. Daheim wären sie ohne Kunst zu lesen, zu schreiben und zu rechnen freilich gut ausgekommen, wenn es beim alten geblieben wäre, aber in der Fremde sind sie arm! Auch mir wäre die alte Zeit mit dem starken Bauernthume lieber gewesen, aber was hilft das? Die neue Zeit ist da und man muß sich mit ihr abfinden, so gut es geht. Wenn in der Übergangszeit nur nicht so viele arbeitsame Leute und brave Familien zugrunde gehen müßten! Einem Sohn des Tippelbauers begegnete ich vor kurzem in der Idlhofgasse zu Graz. Er wollte mir rasch ausweichen, schämte sich wahrscheinlich seines herabgekommenen Aussehen wegen; ich hatte ihn aber erkannt: „Na, Franzl! Bist es oder nicht?"

„Ei freilich, sein thu' ich's schon, aber wie! Der Herr Peter hätte es uns gut gemeint, damals, ich weiß es wohl."

„Was machst denn?"

„In der Andritzer Fabrik Kohlen schleppen! immer einmal sogar in den Abzugscanälen umherkriechen. Muss noch froh sein, wenn man Arbeit hat. Wenn man gar nichts gelernt hat! Wenigstens ein bissel lesen und schreiben können, um wieviel wär's besser! Aber mein Vater ist halt auch ein Steinschädel gewesen."

Bei einem Glase Wein — nachträglich hatte er eingestanden, es wäre ihm Bier lieber gewesen — kam uns der Einfall, er könnte es ja nachtragen. Bei seinem Alter sei es doch keine Kunst, lesen und schreiben zu lernen. Wöchentlich ein par Stunden!

Seitdem sitzt allsonntägig der sechsundzwanzigjährige A-B-C-Schütze bei der Fibel. Und ich glaube, schon jetzt sind ihm die Buchstaben von Nutzen. Der alte Tippelbauer, wenn er noch lebte, müsste es auch zugestehen, dass in Wirtshäusern die Schnapser und Spielnumpen und anhabigen Weibsbilder eine schlechtere Gesellschaft sind, als die vierundzwanzig Kameraden in der Fibel.

Andreas Hofers Heimkehr aus Mantua.

An einem frostigen Winterabende des Jahres 1823 erklangen die gefrorenen Schollen der Straßen von Mantua unter den Hufen und Schritten eines einmarschierenden Soldatentrupps und bedeckt von demselben ritten fünf Officiere hoch zu Roſs in die Citadelle ein. Es war das erste Bataillon des Tiroler Jägerregimentes, welches aus einem italienischen Garnisonsorte nach Trient verlegt wurde. Die Mannschaft war guter Dinge, dem heimwärts gieng's, aus dem welschen Lande heimwärts — und das ist dem Tiroler immer zur Lust. Die Officiere sprachen im Albergo di Crocce zu, um sich nach scharfem Marschtage einen guten Abend anzuthun. Wenn man nach langem Aufenthalt in fremdem Lande nun in zwei Tagen zwischen den heimischen Bergen sein wird, da erst schmeckt der rothe Italienerwein. Doch eine eigentlich lustige Stimmung kann dem Tiroler zu Mantua nicht aufkommen. Ob das Lied damals schon gedichtet war, das weiß ich nicht, allein in der Luft tönte es wie weher Saitenklang: „Zu Mantua in Banden der treue Hofer saß!" — Die Officiere gedachten des Helden, der dreizehn Jahre früher in dieser Festung hingerichtet und begraben worden war. Plötzlich hieb Oberlieutenant Josef von Schön die Faust auf den Tisch und rief: „Meine Herren, ich weiß was! Nehmen wir den Hofer mit nach Hause."

Das Wort zündete, alle sprangen in die Höhe und sagten: „Das ist eine Rede! Nehmen wir den Sandwirt mit nach Tirol. Wenn's einer verdient hat, in geliebter Heimatserde zu ruhen, so ist's der Hofer. Eine Handvoll Tirolererden legt's mir auf mein Grab! war das nicht sein letzter Wunsch! Nein, Anderl, nicht eine Handvoll, ganz Tirol soll deine Ruhstatt umfrieden. — Sofort exhumieren, in dieser Nacht noch, denn morgen früh marschieren wir weiter."

Sie waren einig. Nur der Hauptmann Freiherr von Sternbach hatte das Bedenken, ob für das löbliche Werk nicht eine kaiserliche Vollmacht nöthig wäre?

„Wir brauchen keine!" sagte Lieutenant Hauger. „Wir können nicht da sitzen bleiben, bis von Seiner Majestät die Vollmacht herabkommt. Und eine solche Gelegenheit ergibt sich sobald nicht wieder. Auf, Kameraden, gehen wir gleich zum Festungspfarrer."

Zehn Uhr abends war es, als sie im Pfarrhofe vorsprachen. Seine Ehrwürden, Signore Antonio Bianchi, wollte natürlich fürs erste nicht aufmachen lassen, fürs zweite nicht aus dem Bette steigen, fürs dritte nicht deutsch sprechen und schließlich, als er zu all dem genöthigt worden war, seine Einwilligung nicht geben zur

Exhumierung des österreichischen Helden. Er wollte die Stelle nicht sagen, wo Hofer begraben worden war und den Todtengräber nicht nennen, der es gethan hatte. Die tirolischen Officiere sahen, dass sie hier auf feindlichem Boden standen, obschon die Lombardei damals unter österreichischer Herrschaft lag. Was also nicht gutwillig geschah, das erzwangen sie. Der Monsignore sprach auf einmal ein ganz artiges Deutsch, ließ den alten Todtengräber holen, fand den Schlüssel zu seinem Baumgarten, wo in einem Winkel der Sandwirt begraben lag. Der Todtengräber wusste es ganz genau, hatte er doch an der Stelle auf die Mauer mit Kohle geschrieben: „Der Tiroler Rebellenhäuptling" und war doch nachher auch die Tafel angebracht worden mit folgender Inschrift: „Qui giace la spolia del fu Andrea Hofer, detto General Barbone, Commandante supremo delle Milizie del Tirolo, fucilato in questa fortezza nel giorno 20 Febbrajo, sepolto in questo luogo."

Der Himmel war sternenhell wie in jener Nacht, als Franzosen den Hofer im Schneegebirge von Passeier gefangen hatten. Als ob es keinen Sturm und keinen Pulverdampf gebe auf Erden, so friedlich und rein war die Natur. Mehrere Arbeiter waren herbeigeholt worden, um das Grab zu öffnen, anfangs klangen die Spaten an der gefrorenen Scholle, bald wurde das Erdreich lockerer und in kaum einer Stunde beleuchteten die qualmenden Fackeln das Gerippe.

Wie vorher der Pfarrer, so war nun auch der städtische Oberarzt aus seinem Bette geholt worden, um unter den Augen der Tiroler die Gebeine zu sammeln und deren Aushebung zu überwachen. Diese wurden in eine bereitgehaltene Holzkiste gethan. Der Pfarrer stellte das Zeugnis ihrer Echtheit aus, und nachdem er den Officieren noch ein Glas Wein angeboten hatte, was aber abgelehnt wurde, schieden die Herren gar höflich auseinander.

Die Kiste mit den theuren Gebeinen erhielt für den Rest der Nacht eine Ehrenwache von zwölf Mann. Und am anderen Morgen gieng's der Heimat zu.

In Trient angekommen, stifteten die Officiere einen Sarg, in welchen Hofers Überreste gelegt wurden, dann wollten sie ihn dem Kreisamte von Bozen übergeben, damit dieses die Bestattung auf dem heimatlichen Kirchhofe im Passeierthal veranlasse.

Zur selben Zeit hatte aber der Kaiser Franz schon vernommen, was geschehen war. Einmal war seine Vermittlung schon zu spät gekommen, diesmal kam der Befehl noch früh genug: Andreas Hofer soll nicht auf einem Dorffriedhofe liegen und vergessen werden, seine Gebeine seien zu Innsbruck in der Hofkirche feierlich beizusetzen. Also befahl es Kaiser Franz.

Vierzehn Jahre früher war in derselben Hofkirche ein großes Fest gewesen. Dem Commandanten von Tirol war das Ehrengeschenk des Kaisers, eine goldene Kette, um den Hals gehängt worden. Damals war der Sandwirt der Regent des Landes, so viel als gefürsteter Graf von Tirol.

Auf kriegerische Erfolge und politische Größe ist kein Verlass, sie haben keinen Bestand. Was Andreas Hofer unsterblich macht, sind nicht seine Siege und Würden, sondern ist seine Treue, heldenhafte Heimats- und Freiheitsliebe. Und so zogen nun nach vierzehn Jahren seine irdischen Reste, wie Reliquien eines Heiligen verehrt, ein in die Hofkirche der Hauptstadt. Der Sarg war geschmückt mit Hofers Hut und Säbel und der goldenen Kette. Sechs Landesvertheidiger aus dem Jahre Neun trugen ihn. Hofers tapfere Kameraden Speckbacher und Sweth schritten unmittelbar hinter dem Sarge und eine ungeheuere Menschenmenge folgte ihm. Das Volk von Tirol

begleitete zur letzten Ruhestätte den, in welchem seine Tapferkeit, Frömmigkeit und Treue verkörpert bleiben wird für alle Zeit.

Hofers Ruhestätte schmückt heute ein schönes Monument. Auf granitenem, mit Reliefs geziertem Sockel ragt in Überlebensgröße Hofers Standbild. Und in diesen Tagen wird dem herrlichen Manne auch nahe der Stadt, auf dem Berge Isel, ein Denkmal errichtet. Die Menschheit kann ihren edlen Vorbildern nicht genug thun. Je kleiner und kleinlicher die Zeit wird, desto leuchtender stehen die großen Charaktere da; je weniger man imstande ist, es ihnen gleichzuthun, desto mehr ehrt und bewundert man sie.

Jene fünf Officiere aus dem Tiroler Jägerregimente, denen wir die Heimbringung von Hofers Überresten verdanken, waren Eduard Freiherr von Sternbach, Johann von Rumpelmayer, Alexander Chevalier de Rocqueville, Oberlieutenant Josef von Schön und Lieutenant Georg Hanger.

Nun geschah es, was geschehen musste. Sie wurden ihrer eigenmächtigen That wegen in kriegsgerichtliche Untersuchung gezogen. Das Werk war zwar sehr schön und patriotisch gewesen, hieß es, allein es wäre ohne höheres Vorwissen, Gutachten und Befehl geschehen, daher sei es ungesetzlich und strafbar. Dass die fünf Wackeren deshalb kriegsgerichtlich erschossen werden würden, befürchtete man zwar nicht, indes kam hoher Befehl an den Regimentsinhaber, dass den genannten Officieren ihre Handlungsweise „nachdrücklich zu verheben sei".

Ich vermuthe, dass diese „Verhebung" eher wie eine Erhebung ausgesehen haben dürfte. R.

Das Bankett zu Rabenstein.

Zu Rabenstein im Rittersaal,
Da sieht man viele Gäste;
Es schäumt der Wein im Goldpokal
Beim frohen Siegesfeste.
Bei Scherz und Jubel durch die Nacht,
Bei heit'ren Tanzesweisen, —
Sieh! wie im Saal voll stolzer Pracht
Die bunten Paare kreisen.
Die Musikanten am Ballon
Mit Harfenklang und Singen,
Durch süßer Lieder Zauberton
Manch' stolzes Herz bezwingen.
„O holdes Liebchen, lass mich ein!"
Der Ritter flüstert leise.
Sie sagt nicht ja, sie sagt nicht nein,
Sie drehen sich im Kreise.
Doch plötzlich dringt ein Angstgeschrei
Durch Scherzen und durch Lachen,
Im Saal' ist alle Lust vorbei,
Es tönt zum Ohr ein Krachen.
Die eben noch mit Jubelton
Erfüllt die hohen Hallen,
Sind mit dem hohen Schlossballon
In's Felsengrab gefallen.
Dort liegen sie am Felsenhang
Von Sturm und Wind umwettert,
Verklungen ist der Lieder Klang,
Die Sänger sind zerschmettert.
Verrauscht ist Jubel und Gesang,
Der Liebe traut' Gekose,
Die Burg, wo einst die Harfe klang,
Verfiel dem Erdentose.
Zerstoben ist der Gäste Schar,
Verlassen steh'n die Hallen.
Wo einst des Frohsinns Stätte war,
Die Mauern sind zerfallen.
Doch ewig jung das Lied erklingt,
Des Sängers frohe Weise,
Die schmeichelnd in die Herzen dringt,
Der schönen Welt zum Preise.

Ferdinand Ebhardt.

Vom Familiensinne.

Pädagogische Winke für Eltern und Erzieher. Vom Oberlehrer J. Weinhardt. (Schönau in Steiermark.)

Jedem, dem die wahre familielle Erziehung am Herzen liegt, wird die Thatsache nicht entgehen, dafs heutzutage Erwerbs- und Gesellschaftsverhältnisse auf das Familienleben ungünstig einwirken. Ist auch ein Theil der wiederkehrenden Klagen, dafs die Familienbande sich lockern, der Sinn für innige Zusammengehörigkeit erlischt, auf die echt menschliche Schwäche zurückzuführen, sich aus der rauhen Wirklichkeit in eine Welt abgeklärter Erinnerungen zu flüchten, so kann nicht geleugnet werden, dafs dort, wo Eltern tagsüber fern vom Hause in Arbeit stehen und erst abends müde und nicht selten verdrossen heimkehren, dafs dort, wo die Sorge als täglicher Gast sich einfindet, aber auch dort, wo das Wohlleben geräuschvolle Vergnügungen mit sich bringt, die Familie nicht mehr der Ort ist, „an welchem die reichsten und reinsten Quellen des Sittlichen entspringen". Wer nun bedenkt, dafs im Kreise der Familie das Rechtsgefühl sich zuerst offenbart, dafs der Grundsatz des Eigenthums sich hier entwickelt, dafs die wahre Religiosität an die inneren Beziehungen der Eltern zu den Kindern, vor allem an das unantastbare Heiligthum der Elternliebe anknüpft, der wird sich gedrängt fühlen, Eltern und Erzieher auf die Nothwendigkeit der Pflege von Gesinnungen zu erinnern, die den Menschen adeln und ein ideales Band um jede seiner Gemeinschaft schlingen.

Jede gesellige Vereinigung, ob flüchtig oder dauernd, wurzelt in der Fähigkeit des Menschen, seine Persönlichkeit durch Theilnahme an dem Wohle anderer und durch Hingebung an gemeinnützige Zwecke zu einer menschlichen Gemeinschaft zu erweitern, und sein eigenes inneres Leben mit Werten zu erfüllen, die das Leben und Wirken eines größeren Kreises bestimmen. Wo sie fehlt, vergiftet die ungezügelte Selbstsucht, die Quelle aller Unsittlichkeit, das Leben des einzelnen, wie der Gesammtheit.

Nicht bloß das äußere Bedürfnis, die Hilflosigkeit und wechselseitige Abhängigkeit der Menschen von einander in so vielen Lebenslagen, der Drang, sich anzuschließen, wenn der Mensch sich selbst nicht genügt, führt zur Geselligkeit, sondern vor allem das unabweisliche Gebot des inneren Menschen, seine Persönlichkeit als Mittelpunkt der eigenen Lebensverhältnisse zu fühlen und zu erkennen, drängt nach Erweiterung seines Selbstgefühles in anderen und durch sie. Ehr- und Pflichtgefühl, Nächsten- und Vater-

landsliebe, staatsbürgerlicher Sinn und lauterste Menschlichkeit danken dem Hervortreten des rein Menschlichen in jeder Persönlichkeit ihren Ursprung.

Diejenigen, welche bloß das äußere Bedürfnis der Geselligkeit im Auge haben, können leicht Recht behalten, wenn sie auf die Gefahren derselben hinweisen und erklären, dass sie Aufhören jeglichen Selbstgefühles, Unselbstständigkeit, Hang zu nichtssagenden Zerstreuungen und Vergnügungen, Schwatzhaftigkeit und Gefallsucht befürchten, allein sie werden ebenso leicht widerlegt werden, weil sie nur den Zustand des einzelnen Menschen erwägen, von einer einseitigen Betrachtung der menschlichen Natur und ihrer Bedürfnisse ausgehen und außeracht lassen, dass Hingebung und Wohlwollen ebenso ursprünglich und nothwendig zur Erhebung und Entfaltung des ganzen Menschen gehören, wie das Setbstgefühl mit seinem Rechte auf Setbsterhaltung und Selbstschätzung. Der wahre Erzieher wird sich daher die Ausbildung der freien, selbständigen Persönlichkeit im Dienste einer für die Gesammtheit fruchtbaren Thätigkeit als den sittlichen Zweck der Charakterbildung angelegen sein lassen.

In dieser Hinsicht kann die erziehliche Thätigkeit nicht früh genug beginnen. Freilich, solange die erste Hilflosigkeit währt, sind starke, auf das Gemüth wirkende Eindrücke, ebenso wie schneller Wechsel derselben zu vermeiden. Allein da das Kind schon um des nothwendigen Gehorsams willen beständig die Überlegenheit des Erwachsenen und wiederholt seine eigene Hilflosigkeit empfinden muss, dürfen und können die begleitenden Gemüthszustände und ihre unwillkürlich auftretenden kindlichen Äußerungen beobachtet und gepflegt, vor allem der Geist der Geselligkeit, welcher das Übelwollen fernhält, erweckt werden.

Sobald aber die erste Hilflosigkeit aufhört, darf schon daran gegangen werden, Stimmungen zu erregen, welche den Gemeinsinn erwecken und die Hingabe an edle Vorbilder zu einem Gemüthsbedürfnisse machen. Eindringliche, doch nicht aufdringliche Erzählungen, im warmen Tone inniger Überzeugung vorgeführt, der Hinweis auf Fälle edler Selbstlosigkeit und auf Beispiele warmer und thätiger Antheilnahme an dem Schicksale anderer, insbesondere in dem Munde der geliebten Mutter, wirken unmittelbar und bleibend. Freilich muss man sich zunächst beschränken, dass diese reine Theilnahme anfänglich Gefühl bleibt und erwägen, dass erst allmählich die Pflicht edlen Mitgefühles als Grundtage echten Gemeinsinnes im reiferen Zöglinge Sache der Erkenntnis wird.

Diesen lehre man und zeige auch ihm, an Poesie und Geschichte anknüpfend, die Mannigfaltigkeit menschlicher Verbindungen, die wechselseitige Abhängigkeit, die Erhabenheit der Pflicht, das Wohl anderer zu fördern, man weise hin auf die bedauernswürdigen Sclaven der Selbstsucht, die, arm an reinen Freuden, ihr Herz auf sich selbst beschränken; man lehre ihn den innern Wert der Menschen aufsuchen und wertschätzen, das echt Menschliche in jedem einzelnen achten. Man hüte sich, durch üble Nachrede oder bittere Schilderungen der Bosheit, Niedrigkeit, Schwäche und Gemeinheit einzelner Menschen in dem jungen Gemüthe den Adel der Menschennatur herabzusetzen, und wenn dies anderwärts geschieht, suche man durch den Hinweis auf edle Regungen, die aus den Thaten schlichter und oft selbst wenig gebildeter Menschen hervorleuchten, das Gift auszuscheiden.

Sollen die erweckten und gehegten Gesinnungen zu Grundsätzen werden, so muss den Zöglingen Anlass geboten sein, die Gesinnungen durch Handlungen zu bethätigen, denn je öfter der junge Mensch in die Lage kommt, sich der reinen Befriedigung zu erfreuen, die das Bewusstsein,

für das Wohl oder auch nur zur inneren Freude anderer gewirkt zu haben, mit sich bringt, desto leichter bekämpft er den Trieb, sich selbst nur dienen zu wollen. Findet er wiederholt Gelegenheit, edle Gesinnungen zu bewähren und zu bethätigen, lernt er den inneren Wert seiner Grundsätze schätzen, erhält er dadurch für den Wert seines Lebens einen anderen Maßstab als den des Erfolges, dann befestigt sich in ihm die Überzeugung von der Pflicht, für die Gemeinsamkeit zu leben und ihr zu dienen, und er gewinnt auch die Kraft, trotz Missverständnis und trotz Missdeutung seiner edelsten Beweggründe und Absichten an der gewonnenen Einsicht in die Nothwendigkeit der Hingebung an das Wohl anderer getreu festzuhalten. Nirgends bieten sich dem Kinde und dem jungen Menschen schönere Anlässe, diese Gesinnungsweise in sich zu erwecken, zu bewähren und zu bethätigen, als gerade in der Familie. Freilich sind die Schwierigkeiten groß und erscheinen vielleicht oft unüberwindlich, aber man lasse sich deshalb noch nicht entmuthigen. Bei manchen Individuen geht die Erregung des Mitgefühles und die Bekämpfung der oft nur im kindlichen Eigensinn wurzelnden Selbstsucht sehr langsam und unmerklich vor sich; man lasse sich jedoch deshalb nicht abhalten, immer wieder von neuem zu versuchen, lasse sich durch Misserfolge nicht abschrecken oder gar erbittern, und lege ja nicht in verbittertem Missmuthe der Natur zur Last, was füglich nur Folge von Verwahrlosung, verzärtelter Erziehung oder ungünstiger Einwirkungen der früheren Zeit ist; man zeige offene, ehrliche Freude über die schwächste Regung und verfalle nicht in den Fehler, rasch ein Gemeingefühl dem abzusprechen, der nach schwachen Anläufen gleich wieder seinen selbstsüchtigen Regungen freien Lauf lässt. Man lasse sich aber auch nicht durch den Sarkasmus nüchterner Egoisten abbringen; vielmehr je zahlreicher diejenigen sind, welche die Pflege des Gemeinsinnes in seiner traulichsten Erscheinungsform, nämlich der innigen Familienzusammengehörigkeit, Thorheit oder Schwärmerei nennen, desto nothwendiger ist es, nichts zu versäumen, was dazu dient, in der Geselligkeit selbstsüchtiges Übelwollen zu ersticken, die Freude an der Wirksamkeit für das Wohl und Glück seiner nächsten Umgebung zu beleben und zu nähren.

Wer Kinder beobachtet, die unter der Hand liebevoller Eltern gelernt haben, die ersten Regungen kindlicher Selbstsucht, trotzigen Eigenwillens und neidischer Missgunst zu verwinden, die nicht seliger sein können, als wenn sie die Zufriedenheit mit ihrem Gehorsam den Eltern vom Gesichte ablesen, oder wenn sie etwas, was ihnen selbst lieb und wert ist, ihren Geschwistern oder Eltern anbieten lernen, und dabei einer weichen Freundlichkeit begegnen: der weiß auch, wie mächtig sich infolge der gegenseitigen Rührung während solcher Augenblicke das Bedürfnis des Kindergemüthes, sich ganz zu kennen, regt.

Solche wohlthätige Gemüthsbewegungen kann der Erzieher durch ruhige, sanfte Vorstellung, durch Erregung der sympathischen Gefühle, durch zweckmäßige Ermunterung und durch herztichen Hinweis auf das Beispiel geliebter Personen hervorrufen und zur weiteren Gemüthsbildung bei genauer Aufsicht mit größerem Erfolge verwerten, als durch harte Behandlung und durch verstimmende Vorwürfe. Der aufmerksame Erzieher wird dem ungestümen Begehren selbstsüchtiger Regungen am besten entgegentreten, wenn er seinen Zögling so zu lenken versteht, dass er sich selbst um die Vortheile, die er begehrt, durch sein Ungestüm bringt. Wo dies nicht mögtich ist, verletze der Erzieher nie die Empfindlichkeit durch harten Tadel, der nur abstumpft, sondern

äußere sein Missfallen durch trüben Ausdruck der Enttäuschung.

Weitmehr als jedes Missfallen des Erziehers über selbstsüchtige Äußerungen werden die kleinsten Zeichen des Beifalls wirken, wenn der Schüler besseren Regungen folgt. Jede Einwirkung auf die Ausbildung des Ehrgefühles fördert auch den Sinn für Zusammengehörigkeit, denn sie ruft die Achtung vor denen hervor, deren Anerkennung man sucht, und zwingt zur Rücksicht auf den inneren Vorgang in der Seele anderer und lehrt das sorgfältige Beachten dessen, was andere von uns denken. Wenn also auch auf diesem Wege keine edlen Handlungen unmittelbar bewirkt werden, so entstehen Gesinnungen, die von selbstsüchtigen Handlungen abhalten. Edles und selbstloses Vorgehen kann und darf nicht erzwungen werden; dem Erzieher fällt nur die Aufgabe zu, jede Wirkung selbstsüchtiger Regungen hintanzuhalten, damit nicht eine Gesinnungsart zur Gewohnheit wird, die in rohe Unempfindlichkeit gegen Pflichten ausartet, deren Nothwendigkeit der reifere Mensch einsehen und zugeben muss.

Die Theilnahme zu solchen Menschen wecken und regen, die dem Kinde nahestehen, glückt jedem Erzieher, und gefühlvolle Naturen folgen der teifesten Regung, welche das Mitgefühl zu leiten versteht. Freilich muss gerade den weicheren Naturen gegenüber eine besondere Aufsicht vorwalten, damit das wachgewordene Mitgefüht nicht zu falscher und verderblicher Theitnahme hinreißt, und hier thut eine genaue Controle der kindlichen Handlungsweise noth, damit nicht das Kind, ehe es einen Pflichtenconflict zu erkennen und sich zu entscheiden befähigt ist, mitten in dem Gegensatze sich ausschließender Forderungen steht.

Um den heranwachsenden Menschen den vollen Erfolg mannigfaltig gestatteter Gesinnungsverhältnisse zu sichern, ist vor allem die Pflege des Einheitsgefühles mit denjenigen Menschen nothwendig, welche durch die Blutsverwandtschaft zusammengehören. Es äußert sich bei Kindern als *Eltern- und Geschwisterliebe* und geht bei ihnen in dem Gefühte für Eigenteben und Besonderheit auf. Wer also auf dieses natürliche Band der Seelen achtet, der kann aus dem ursprüngtich in dem Menschen entstehenden Wohlgefallen an dem Zusammenleben ein edles und inniges Gefühl der Zusammengehörigkeit bitden, in dem dann das erwachende Selbstbewusstsein des jungen Menschen aufgeht.

Darum ist für jedes ideale Band in größeren gesellschaftlichen Verbindungen und für alle Gemeinschaften, die Menschen aus freier Wahl schtießen, die Ausbildung des in der Menschenbrust tief wurzelnden Famitiensinnes die nothwendige Grundlage und Voraussetzung. Ohne ihn wäre die menschliche Gesellschaft eine kalte und leere Zwangsverbindung, in welcher der Egoismus die einzig bewegende Kraft wäre. Ohne ihn haben sich Familien aufgelöst und sind mächtige Staaten zugrunde gegangen; ihn zu erhalten, zu hegen und zu pflegen, selbst wenn Zeitverhättnisse ihm ungünstig sind, erscheint als eine dringende Pflicht aller, die dem Berufe der Erziehung sich widmen. Sind nun die Familien durch besondere Lebensverhältnisse gezwungen, sich mit der Erziehung ihrer Kinder an den Staat zu tehnen, so erwacht für die Schute die Pflicht, den Familiensinn, soweit ihn ein Außenstehender fördern kann, durch sorgsame Pflege der Eltern- und Geschwisterliebe lebendig zu erhalten.

Freilich tritt an den Lehrer die schwierige Aufgabe, von außen her auf das Innere einzuwirken; um sie zu lösen, muss er von der Durchführbarkeit des Problems überzeugt und muss selbst von dem Geiste der reinsten Famitiengesinnungen durchdrungen sein, so dass durch sein Wesen

der durch traurige Verhältnisse verdeckte häusliche Kreis dem Kinde sichtbar und fühlbar wird.

Der häusliche Kreis ist die Welt der ersten Willensthätigkeit des Kindes; sie erhält ihre Bestimmung durch die Regungen der Eltern- und Geschwisterliebe; diese also muss genährt werden. Die Liebe zur Mutter ist das erste Gefühl des Kindes; es ist die Frucht der sorgfältigen Fürsorge um das leibliche Wohlergehen. Diese im Anfange rein natürliche Seelenstimmung wird ohne weiteres Zuthun zur festen, innigen und reinen Gesinnung, wenn die Eltern nicht selbst die natürliche Entfaltung durch zweckwidriges Verhalten unterbinden. Erstickt darf die Elternliebe nie werden, und darum vermag sie auch der außenstehende Erzieher zu beleben, wenn sie durch Verschulden der Eltern niedergehalten wurde, denn man rechnet und sündigt in Familien zuviel auf die Stimme der Natur, zumal in Familien, wo die große Dürftigkeit oder das zerstreuende Wohlleben die Mutter dem Kinde entfremden. Jedes Kind muss aus Zufriedenheit und Unzufriedenheit die gleichbleibende Liebe der Eltern spüren.

Der mürrische oder übellaunige Vater, der, wie der schlaue Anslauerer und der hartherzige Zuchtmeister, das Kindesgemüth zurückstößt, wird wohl gefürchtet, aber nie geliebt. Die schwache, wankelmüthige, parteiische Liebe und Zärtlichkeit verschwendende oder dem Kinde aufdringende Mutter wird herrisches Wesen und selbstsüchtige Ausbeutung der mütterlichen Schwäche, aber keine Liebe bei ihren Kindern erwecken und wird nicht selten in späteren Jahren misachtendem Mitleide begegnen. Nur durch herzliche Theilnahme, wahre Fürsorge, inniges Wohlwohlen, Billigkeit im Fordern, Festigkeit im Anordnen, schonende Nachsicht gegen Schwäche, Strenge gegen Fehler, Gerechtigkeit in der Beurtheilung, zu dem kindlichen Gemüthe sprechende Freundlichkeit und eigene musterhafte Haltung wird die Elternliebe im Kindesherzen wacherhalten, gefestigt und gesteigert. Die Elternliebe will erworben sein, sie kann nicht erzwungen oder abgekauft werden. Daher irren diejenigen, welche meinen, durch Gewährung jeder Bitte, durch Nachgiebigkeit gegen den Kinderwillen, durch Nachsicht bei offenbaren Fehlern, durch Überhäufung mit Geschenken, durch unabläßige Liebkosungen die Liebe der Kinder sich erringen zu können. Jedoch diese Irrungen kommen in vielen Familien vor und die Frucht ist die Gemüthskälte der Kinder.

Diesen wiederholt auftauchenden Erscheinungen dürfen Lehrer und Erzieher nicht müßig gegenüberstehen. Ihnen erschließt sich ein dankbares und wichtiges Gebiet, wenn sie gegen die Folgen falscher Familienerziehung dadurch einwirken, dass sie die Kinder die schöneren und edleren Beweggründe lehren, welche die Eltern leiten, so dass das Kind die Triebfedern achten und darum die Eltern aufs neue lieben lernt.

Aber der aufmerksame Erzieher kann ein inniges Verhältnis zwischen Eltern und Kind noch in weiteren Fällen herstellen helfen. Nicht immer ist Gemütsarmut die Ursache, die zu der Klage der Eltern über Kälte ihrer Kinder berechtigen dürfte, vielmehr hindert oft nur die Unfähigkeit, sein Inneres anderen erschließen zu können, oder die stark ausgeprägte Individualität der Eltern, welche sich der Kindesnatur schwer accommodieren kann, die Innigkeit des Verkehrs. Im ersteren Falle kann gerade der Erzieher das Kind fähig machen, die Eltern auf die Spuren seines Innenlebens zu führen, im letzteren Falle wird er die Eltern auf die Bedürfnisse der Kindesnatur aufmerksam machen und dem Kinde die ihm verständlichen Seiten der Charaktere seiner Eltern nahebringen und verhüten, dass ein Misverständnis die Frucht kommender

Tage verderbe, in welchen das reifere Kind die Eltern erſt recht vom Herzen liebt.

Ebenſo wichtig und natürlich wie die Elternliebe iſt die Geſchwiſterliebe. Das Kind ſympathiſiert leichter mit denen, die in ähnlichen Verhältniſſen ſtehen, dasſelbe Schickſal theilen und ſo mannigfaltige Gelegenheiten haben, an ſeinen Freuden und Leiden Antheil zu nehmen, als mit Erwachſenen, die an Jahren, an Denk-, Geſinnungs- und Handlungsart von ihm ſo grundverſchieden ſind. Die natürliche Geſchwiſterliebe wird ſehr oft durch die Parteilichkeit der Eltern, durch die Bevorzugung, die ſie einem Kinde vor dem anderen geben, durch das Lobpreiſen des einen auf Koſten des anderen geſtört oder gar in Neid und Eiferſucht verwandelt. Man ſei daher gegen alle Kinder gleich gütig und gerecht; die Vortheile und Anerkennungen, die wirklich Folgen des Verdienſtes ſind, erbittern nicht das Herz, nur die willkürlichen und ungerechten Auszeichnungen, die anderen zutheil werden, erſticken die Liebe gegen dieſelben. Man ziehe den Schmeichler nicht vor, dulde unter Geſchwiſtern keine Ohrenbläſerei; man dulde es nicht, daſs die Geſchwiſter ſelbſt um Kleinigkeiten ſich übervortheilen, daſs die Herrſchſucht der Größeren die Kleineren empöre; man dulde den Sonderling nicht, der keinen Antheil an den Spielen, Unterhaltungen und dergleichen ſeiner Geſchwiſter nehmen will; im Gegentheile, man ſuche die Geſelligkeit zu wecken, man muntere die Kinder zu wechſelſeitigen Gefälligkeiten, zur Nachſicht und Verträglichkeit auf; man zeige ſein Wohlgefallen über die Beweiſe gegenſeitiger Theilnahme, gegenſeitiger Schonung und gegenſeitigen Wohlwollens.

Elternliebe und Geſchwiſterliebe ſind die Geſinnungen, die ſich im Kinderherzen zu ſchönſter Blüte entfalten ſollen, deren Früchte einſtens jedem einzelnen, der Familie und ſomit dem geſammten Vaterlande zugute kommen ſollen. Dieſe Geſinnungen und ihre edle Bethätigung ſind einzig die Grundfeſten von Menſchen und Staatenglück, die ſchon im Kindesherzen errichtet worden ſind.

Darum biete die heutige Erziehung alles auf, daſs die Geſinnungen in den jugendlichen Herzen möglichſt früh geweckt, unabläſſig und zweckmäßig geleitet und bis zur vollſtändigen Reife des Menſchen gepflegt werden. Jeder Erzieher, der in dieſem Sinne ſeinen Beruf auffaſst und mentwegt ausführt, vollbringt die erhabenſte Menſchenthat; denn indem er jeden einzelnen mit der herrlichſten Tugend, der wahren Menſchenliebe, erfüllt und hiedurch ſein künftiges Wirken im beſten Gemeinſinne beſtimmt, ſchafft er glückliche Familien, glückliche Staaten! Das walte Gott!

Der gute Spruch.

Als mich das Schicksal hart getroffen,
Als ich verlernet schon das Hoffen,
Als man mich meines Guts beraubte
Und ich schon keinem Menschen glaubte,
Da fiel der gute Spruch mir ein:
„Kein Unglück ist so groß, es kann noch größer sein."

Als mich ein falscher Freund verrathen,
Als meines Lebens beste Thaten,
Die ich gethan in Lust und Freud,
Entstellt, gefälscht der böse Neid;
Da fiel der Spruch mir wieder ein:
„Kein Unglück ist so groß, es kann noch größer sein."

Ich hielt fortan den Spruch in Ehren,
Da er mir half, dem Bösen wehren,
Und war's ein Freund, den etwas drückte,
Dem alles, was er that, missglückte,
Fand mich bei ihm stets tröstend ein:
„Kein Unglück ist so groß, es kann noch größer sein."

Nur einmal rief ich anders aus,
Es war in jenem trauten Haus,
Das Liebchen schön, mein Höchstes barg,
Es lag nun todt vor mir im Sarg. —
Da rief ich in Verzweiflungspein:
„Mein Unglück ist so groß, es kann nicht größer sein."

J. Immergrün.

Eustach Weberhofer.

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit von P. K. Rosegger.

Noch nichts habe ich euch erzählt von Eustach Weberhofer. Das war jener jugendliche Mann, der in den Fünfziger Jahren an einem Sonntagsmorgen in langem schwarzem Rock durch die Kirche von Sanct Kathrein schritt. Er hatte ein rundes wohlgefärbtes Gesicht, zwei kluge blaue Augen drin und quer über die Stirn das blonde Haar gekämmt. Er machte durch die Kirche würdevolle und ziemlich weit ausgreifende Schritte; seine Wanderschaft gieng von der Sacristei, wo er dem Pfarrer das Messgewand angezogen, nach dem Kirchenchore, wo er im nächsten Augenblicke, wenn der Priester zum Altare trat, schon an die Orgeltasten drücken musste.

Das war der „Schulmeister", wie man damals den Schulleiter oder den Oberlehrer noch nannte, im Gegensatze zum Unterlehrer, der kurzweg „Lehrer" hieß. Mir gefällt das Wort „Schulmeister" auch sehr gut, man braucht's ja nicht im Sinne wie Schuster- oder Gerbermeister zu verstehen; auch den großen Künstler nennt man Meister und selbst die Jünger Jesu haben den Herrn „Meister" genannt. Mein Eustach Weberhofer hat sich gar nicht gekränkt darüber, dass die Bauern von Sanct Kathrein scharfweg „Schulmeister" zu ihm sagten, bekam er doch gerade als Schulmeister Zehent an Korn, Wolle, Butter und was so eben vorhanden ist. Wer oft „Schulmeister" sagte, der dachte auch oft an ihn, und das war ihm nicht zuwider.

Mein alter Schulmeister Michel

Patterer war damals schon Oberlehrer bei den lieben Engelein, denen er wohl die Noten lehrte, damit sie zu Weihnachten über dem Krippel vom Blatt weg das Gloria in excelsis Deo! singen konnten. Ich hatte schon allerlei Wissenschaften im Kopfe, kannte alle Buchstaben und wusste sie sogar derart zusammenzustellen, dass sie manchmal einen recht guten Sinn, manchmal auch einen schönen Unsinn gaben. Die zwölf Monate des Jahres wusste ich auch, wenngleich nicht der üblichen Reihe nach. Begriff nicht, weshalb soviel Aufhebens, wenn Juli und August im Winter kamen, waren doch unsere Dienstboten, die Julie und der August, auch im Winter gekommen.

„Dir ist der alte Schulmeister zu früh gestorben", sagte einmal der Nachbar Thomerl, und an das dachte ich, als nun der Mann mit dem freundlichen Rundgesichte durch die Kirche schritt. Ich war zu jener Zeit ein manchmal recht ungeschickter Ochsenführer beim Ackern und da nun mein Wunsch, wieder in die Schule gehen zu dürfen, von der Mutter dem Vater unterbreitet wurde, sagte dieser: „Meintswegen soll er was Herrisches lernen, für die Ochsen ist er eh zu dumm."

Also fieng ich an, nach Sanct Kathrein, zum Eustach Weberhofer in die Schule zu gehen. Da gieng's ein bissel anders zu wie beim alten Patterer! Erstens gab es Bänke wie in der Kirche; zweitens große Fenster, hinter deren schöngeflochtenen Eisengittern stets ein paar Hollunderzweige fächelten; drittens hatte der Schulmeister nicht die lange Tabakspfeife in der Hand, sondern ein braungelbes „Slaberl", zum „Hosenausstauben". Wer hätte gedacht, dass das freundliche Rundgesicht mit den blauen Augen so martialisch scharf dreinschauen konnte, wenn fünf und sechs — zwölf waren, oder wenn die sieben Sacramente mit „erstens Hoffart, zweitens Geiz" anfiengen. In meiner Nähe hat sich wegen Unfleiß oder Widerspenstigkeit manches Strafgericht vollzogen, mir geschah nichts. Ich war ein armes Hascherl aus dem Alpel herab, von dem nicht viel verlangt werden konnte und wenn es sich um schwierige Fragen aus der Sprachlehre oder der Mathematik handelte, übersah er mich. Allerdings duckt man sich nach Thunlichkeit, aber doch wieder nicht so auffallend, dass es etwa eine gegenheilige, eine herausfordernde Wirkung üben könnte. Beim alten Patterer war von einer Sprachlehre gar keine Rede gewesen, vielleicht galt dort die Meinung, die Muttersprache müsse man von der Mutter lernen und nicht aus dem Buche. Einmal fragte mich hier zu Sanct Kathrein in der Religionsstunde der Pfarrer nach den vier letzten Dingen. Ich nannte sie auf das prompteste, denn gerade über den Tod, das Gericht, den Himmel und die Hölle hatte ich oft meinen Schafen gepredigt von der Felsenkanzel auf der Hochweide. Mehr Erfolg als auf der Hochweide hatte ich mit den vier letzten Dingen hier. Der Kalechet nickte mit dem Haupt und der Schulmeister sagte ihm leise und mit leichtem Zucken des Kopfes, das ihm beim Sprechen eigen war, einige Worte. Er verrieth, dass ich jener Bauernbursch wäre, der Geistlich werden wollte. Der Pfarrer lachte und sprach, wie er die Welt kenne, seien, um studieren zu können, die zwei ersten Dinge besser, als die vier letzten. Wetten will ich, er hat mit den zwei ersten Dingen Protection und Geld gemeint. Da diese Dinge nicht vorhanden waren, so führte ich nach wenigen Wochen wieder die Ochsen vor dem Pfluge her, eine Leistung, zu der die zweimonatliche Schule in Kalhrein mich nicht wesentlich gefördert hatte.

Wenige Jahre später saß ich wieder in der Schulstube zu Kathrein, doch nicht mehr als gewöhnlicher „Trivial-

schüler", sondern als jemand, der bereits einen gesellschaftlichen Rang einnimmt. Ich war Lehrling und besuchte die Sonntagsschule, welche in der Stunde zwischen dem Mittagsessen und dem Nachmittagsgottesdienst abgehalten wurde. Und da lernte ich den Schulmeister etwas näher kennen.

Weberhofer war einer jener wenigen glücklichen Lehrer, denen man es ansieht, dass sie nicht am Bewusstsein eines verfehlten Berufes kranken, dass sie die Wichtigkeit ihrer Aufgabe erkennen und durch die Ausübung derselben befriedigt werden. Er war — wie es sich später zeigte — einer, der die Vorzüge des Lehrers der alten Schule und die der neuen in sich vereinigte; vom Christenthume gieng sein Wirken aus, in allen Bereichen des weltlichen Unterrichtes war es daheim, zum Christenthum kehrte es zurück.

Menschlich näher rücken durfte ich ihm, als er sich aus Birkfeld eine junge Frau geholt hatte, als kleine Buben gekommen waren und als diese kleinen Buben Höselein brauchten und ich gerufen ward, mit Scheere und Nadel dieses immerhin bescheidene Bedürfnis zu stillen. Da durfte ich bei Tische knapp an Seite des Schulmeisters sitzen und nun merkte ich, dass er war, wie auch andere Leute, dass er lachen konnte und scherzen, dass er seinen herzigen Knäblein sogar die Höselein aufknöpfeln konnte, und zwar zu anderen Zwecken, als er das manchmal bei störrischen Schulbuben zu thun gezwungen war. Und in dem Maße, als er niederstieg, ließ er mich aufsteigen. Die Kirchenschlüssel vertraute er mir an und zu den Tageszeiten durfte ich am Thurmstrick ziehen und die Glocke läuten. Und gar mancher in der Gegend, der spottend meckerte, so oft er des luftigen Schneiderleins ansichtig ward, zog nun vor meinem Läuten den Hut vom Kopf und betete. Und ich dachte dazumal, wie es doch das unsagbarste Glück sein müsste, eine hellklingende Glocke zu läuten, die man hören könne in weiten Landen.

Der erste, der mich auf diesen Weg verwies, war also mein Eustach Weberhofer an jenem Tage, da er mir den Thurmschlüssel in die Hand gab: „Peter, 's hat sieben geschlagen, geh' läuten zum Englischen Gruß!"

Es ist also kein Wunder, dass ich den Mann, vor dem bisher nur Ehrfurcht war, nun anfieng, abgöttisch zu lieben. Dass er auch der erste war, welchem eines Feierabends, als er meinem Lehrmeister den Lohn ausgezahlt, einfiel: Der Lehrling dürfte auch ein Silberzehnerl vertragen, das betone ich allen Ernstes mit besonderem Nachdruck. Denn es war die einzige Ehrengabe, die ich während meiner Lehrjahre erhalten. „Trinkgeld!" sagen die Leute, die nichts als an ihre Gurgel denken können. Nur meinen vertrauten Freunden gestehe ich's, wozu jener Erstling verwendet worden ist. Und weil du, lieber Leser, zu denselben gehörst, so wisse, dass ich mir von dem Zehnkreuzerstücke — Zeit gekauft habe. Wenn Zeit Geld ist, so wird Geld wohl auch Zeit sein können. Ich bekam für mein gutes Geld sechs Nachtstunden in Gestalt zweier Unschlittkerzen, bei deren Lichte ich lesen und schreiben konnte, eine Beschäftigung, für die am Tage keine Zeit war. Zwei Kreuzer bekam ich noch heraus und davon wurden Zwetschken gekauft. Die nahm mir der Blaser Hansel heruach weg und zwar aus zwei gewichtigen Gründen: erstens, weil er die Zwetschken haben wollte und zweitens, weil er stärker war als ich. Und das ist der Rechenschaftsbericht über den ersten Silberling.

Alles währt nur eine Weile und auf einmal wurde der Herr Schulmeister abgerufen ins Paradies. Denn anders kann man die Gegend nicht nennen, die weit „unten auf dem Lande", am Fuße des Kulm liegt, ein blühender, üppiger Obstgarten, so-

weit das Auge reicht! Puch heißt das Dörfchen im lieblichen Hügelgelände, wohin Weberhofer versetzt wurde, und das war etwas anderes, als die kalten, steilen und steinigen Berge um Kathrein am Hauenstein.

Der Abschied war für mich nicht einmal aufregend, so ein unfertiges Menschenkind weiß ja gar nicht, was Scheiden bedeutet. Fast erstaunt war ich, als der Geschiedene nachher — nicht mehr da war. Im Schulhause und in der Kirche gieng ein anderer Mann um, der einen großen Schnurrbart hatte wie ein Husar, im Schulzimmer oft so schrecklich polterte, dass im Holzschoppen draußen die Hühner aufflatterten, und der auf dem Kirchenchor mit den Musikanten so laut schrie, dass alle Andächtigen sich die Krägen umdrehten, um zu sehen, was da oben los sei. Und das war der neue Schulmeister.

Jetzt kam mir das Verlangen nach dem alten. Zwar neun Fußstunden war es bis hinaus ins Paradies, und doch reifte fast plötzlich der Entschluss, ihm nachzuwandern. Der Matheſel war auch dabei.

Der Matheſel war einer der Schulgenossen, ein ganz kleines Kerlchen, aber stramm und unternehmend. Sein Gesicht war voller Sommersprossen, auch im Winter, sein Haar mochte ihm die Mutter, ein Holzknechtweib, kämmen wie sie wollte, es stand borstig nach allen Seiten hinaus. Er verstand es trotz seiner kurzen Beine, ganz respectabel große Schritte zu machen und wo es einen Graben zu überspringen, einen Baum zu erklettern, einem anderen Buben die Beine zu stellen gab, da war er der flinkeste und der fixeste. Leicht gereizt konnte er kratzen und boxen und beißen und würgen wie ein wildes Thier und selten gab es bei ihm einen Tag ohne Blutvergießen. Wir nannten ihn „das Löwerl“. Seine Eltern hatten mit dem wilden Jungen nichts anzufangen gewusst und darum ihn in die Schule gegeben zum Enstach Weberhofer. Und das war dem Löwerl gerade recht, so flink wie im Wald über Stock und Stein sprang er über die Schulbänke, jeden Knaben rempelte er an, dem einen fuhr er mit seinen knochigen Fingern in die Haare, dem andern riss er das Halstuch los, den dritten warf er zu Boden und knorzte pfauchend auf ihm herum; den Schulmeister, als er ihn darob einmal scharf zwischen die Beine nahm, riss er mit den Zähnen einen Fetzen aus der Hose. Es war nichts mit ihm anzufangen. Ruhig und zahm wurde er nur, wenn's Musik gab. Wenn irgendwo ein Waldhorn klang, oder eine Clarinette, da horchte er auf; wenn der Schulmeister geigte, da war er ganz Ohr und konnte sein Auge nicht wenden von den kundigen Fingern, die Saiten und Fiedelbogen behandelten. Und eines Tages fragte der Schulmeister das Löwerl, ob es nicht Musik lernen wolle? Das Löwerl faltete die braunen Hände: „Bitt' gar schön, Herr Schulmeister!“ Vor allem war er fürs Blasen; der Schulmeister schenkte ihm eine Clarinette, lehrte ihn die Noten und wie man am Instrumente die Löcher zu- und aufthut und die Klappen drückt. Der Junge packte es gar nicht ungeschickt an, hatte ein gutes Gehör und verstand sehr zarte und wohlklingende Töne hervorzublasen.

Und jetzt war's aus der Weise, den ganzen Tag hörte man das helle Gedudel einer Clarinette, einmal hinter dem Schulhaus, einmal unten auf der Wiese, einmal oben im Wald. Aus diesem verjagte ihn eines Tages der Jäger, denn das schauderliche Gepfeife verscheuchte alle Hasen. Am nächsten Tage traf das Löwerl mit dem Knaben des Jägers zusammen, da gab es heißen Kampf; das Löwerl verbiss sich so wüthig in des Gegners Jacke mit den Hornknöpfen, dass es sich die zwei vorderen Oberzähne zuschanden biss. Und jetzt konnte der

Junge nicht mehr Clarinette blasen. Der Jammer war grenzenlos; den Schulmeister dauerte er. „Du Matheſel“, ſagte er, „wenn du mir's verſprichſt, daſs du nimmer raufeſt und wild biſt, dein Lebtag nimmer, ſo probieren wir's mit der Geige.“ Der Junge verſprach's bei allen drei Gotten. „Oho!“ ſagte der Schulmeiſter, „wir haben nur einen und wenn du mir's bei dem verſprichſt, ſo bin ich reichlich zufrieden.“

Alſo lernte der Knabe auf der Geige ſpielen, und um dieſelbe Zeit wurde der liebe Euſtach Weberhofer überſetzt nach Puch am Fuße des Kulm.

Der Matheſel, als er gleich mir ſah, daſs der fortgezogene Schulmeiſter nicht mehr da war, machte es kurz. Er nahm ſeine Geige und wanderte gen Puch. Ich gieng mit ihm. Der Weg über Berg und Thal war uns fremd, doch weil er weiterhin eine breite Straße wurde, ſo verfehlten wir ihn nicht. Unterwegs, in der Nähe von Birkfeld, wurden wir hungrig. Der Matheſel ſtellte ſich vor ein Haus und traßte auf der Geige. Zuerſt meldete ſich drin ein Hund, bald darauf auch eine Katze und endlich ein Weibsbild. Dieſes ſprach ein äußerſt abfälliges Urtheil über das Ständchen, als es aber die zwei kleinen unſchuldigen Bübtein ſah, die da herauſsen ſtanden, bis über die Knie hinauf weiß vor Straßenſtaub, entſpann ſich zwiſchen dieſen und der Hausbewohnerin eine kleine Unterhaltung, die in einem Topf Milch mit Schwarzbrot gipfelte. Hernach zogen wir wieder fürbaſs und der Matheſel war nicht wenig ſtolz darauf, ſein Brot nun ſchon mit Muſik verdienen zu können.

Gegen Abend kamen wir gegen das weltfremde Puch. Die Gegend war faſt unheimlich vor lauter Herrlichkeit. Hin und hin lange Strecken waren wir ſozuſagen eingewölbt von Äpfeln, Birnen und Zwetſchken, die über uns auf den Bäumen hiengen. Und zwiſchen den Bäumen durch, über Gärten, Bohnenranken, Kürbis- und Maisfelder her blauten die fernen Berge. Wir nahmen uns nicht Zeit, eine der großmächtigen „Melonen“ zu koſten, die neben dem Wege, an kriechendem Geſchlinge herumlagen, wir ſtürmten auf das Dörfchen ein und auf das Schulhaus. Das Schulhaus war ganz anders, wie jenes zu Sanct Kathrein, aber der Schulmeiſter und ſeine Frau und ſeine Knaben ſahen hier genau ſo aus, wie dort. Sie waren nicht wenig erſtaunt, als ſolche Gäſte anrückten, wovon der Muſikant ſofort erklärte, er ſei da und wolle dableiben. Die Einwilligung ſeiner Eltern hatte er auch mit, und ſo kam der Herr Weberhofer zu einem kleinen aber ſchneidigen Hauswaſchel, der tagsüber Kuh und Ziege hütete und abends nach Noten die Geige ſtrich.

Am nächſten Tage fieng ich ſchon frühzeitig an, mich zu ſchämen. Alles andere war bei der Arbeit, der Schulmeiſter beim Buchſtabieren, die Schulmeiſterin beim Bohnenklauben, die Büblein beim Thurmbau, den ſie im Hofe aus Steinchen ausführten und das Löwerl beim Ziegenhüten. Ich allein lehnte beſchäftigungslos umher und hatte Wahlweh, ob ich noch länger dableiben oder doch vielleicht wieder nach Hauſe wandern ſollte. Dieſer Zwieſpalt wurde geſchlichtet; nach dem Mittagseſſen ſagte der Schulmeiſter in ſeiner weichen aber nachdrücklichen Art: „Peter, willſt heute nachmittag mein zweiter Knecht ſein? Kraxen auf den Buckel nehmen, Korn tragen!“

Die Werbung nahm ich ſofort an und nun ſtellte es ſich heraus, daſs — als ich ſein zweiter Knecht wurde — er ſelber ſein erſter war. Denn gleich mir nahm er eine „Kraxen auf den Bucket“, und wir huben an, in der Gegend umzugehen, von Bauernhaus zu Bauernhaus, wie ſie zwiſchen Gärten, Schachen, Feldern und Wieſen ſtanden. Der Schulmeiſter genoſs damals noch einen Überreſt des Zehnten, ſo der Bauer von Feldfrüchten, Obſt

u. ſ. w. zu liefern hatte. Und ſo giengen wir jetzt aus zu dieſer Ernteſammlung. Zwei, drei Korngarben bekamen wir faſt bei jedem Hauſe auf die Kraxen, dort und da auch etwas zu trinken. Am erfreulichſten war mir, daſs der Schulmeiſter ſeinen „zweiten Knecht“ nicht mehr wie einen Schulbuben behandelte, ſondern ihn den Leuten als ſeinen jungen Freund aus Sanct Kathrein vorſtellte. Es war ein heißer Tag, aber die Raſten waren gar nicht erſprießlich. Denn ſo oft wir in Häuſern einkehrten und Apfelwein tranken, wurden unſere Kraxen voller und ſchwerer. Beſonders ſchlimm war es in einem hinter dem Walde abſeits gelegenen Höfel. Da gab's eine kleine runde Bäuerin, welche ein paar Dirnlein in die Schule ſchickte. Die war mir gleich zuwider. Sie ſchaute uns gar ſo treuherzig an und wiſchte ſich alle Augenblicke mit der Schürze den Staub von den Händen, obſchon keiner dran war, und trippelte ſo geſchäftig hin und her und bewirtete uns mit Brot und Honig. Der Schulmeiſter muſste mich erſt lehren, wie man Honig auf Brot ſtreicht und Butter, denn bei mir daheim war nie Gelegenheit geweſen, mich an ſolchen Fertigkeiten zu üben. Er ermunterte mich, nur recht zuzugreifen, der Honig ſei geſund für die Bruſt, das Brot mache groß und die Butter fett. Weberhofer war ein Bauernſohn aus Heilbrunn im Gebirge und hatte das Honig- und Butterſtreichen wohl auch erſt ſpäter gelernt. Als wir uns rechtſchaffen gelabt hatten und hinausgiengen zu unſeren Kraxen, ſah ich gleich das Unheil. Der Schulmeiſter ſchmunzelte und ſagte leiſe zu der Bäuerin: „Biſt wohl recht brav. Solche ſollt's halt mehr geben, wie du biſt!“ — Ich dank' ſchön! Die Kraxen waren bis oben bepackt mit ſchweren Korngarben, und noch legte ſie auf jede ein Bündel Flachs. Wir hatten ſchon aufgeladen, da mahnte ſie, noch ein Randel Geduld zu haben, ſie hätten ein Sauerl abgeſtochen — und brachte einen ganzen Schinken herbei, den ſie in große Lattichblätter wickelte und mir auf die Kraxen legen wollte. „Thu ihn da herüber auf die meinige“, ſprach der Schulmeiſter, „der Bub iſt zu ſchwach beim Sterzl für ſo viel Gottesgab.“

„Und die paar Kaiſerbirnen dürft's mir wohl auch nit verſchmähen. Die Kinderln daheim werden eh gern ein biſſel naſchen.“ So die Bäuerin, einen Korb voll großer, gelber Birnen mir auf die Kraxen ſtellend.

Mein Gott, dachte ich mir, wenn dieſes Weibsbild nur nicht gar ſo wohlthätig wäre! Die bringt einen ja um vor lauter Wohlthätigkeit.

Und in der That, kaum waren wir unter unſeren Laſten fünf Minuten gegangen, ſo muſsten wir im Walde unſere Kraxen ſchon auf einen Scheiterſtoß ſtützen. Mein Lebtag habe ich keinen Schulmeiſter je ſo ſchwitzen geſehen, als damals meinen Gefährten, aber ſein rundes Geſicht ſchaute gar munter drein.

„Wir hätten halt doch zweimal gehen ſollen“, meinte ich ſchnaufend, denn ein junger Freund kann ja wohl was ſagen.

„Meinſt!“ entgegnete der Schulmeiſter, dieweilen er ſich mit dem blauen Sacktuch die Sintflut vom Angeſicht abzuleiten ſuchte. „Morgen könnte leicht ein anderer Wind gehen — kein ſo warmer wie heute. Der Menſch muſs ernten, ſo lange ſchön Wetter iſt. Die Leute ſind nicht immer gut aufgelegt, ſein gleich muſs man die Hand aufhalten, wenn ſie geben wollen. Trägt man ſich ſchon einmal halb zu todt, ſo kann man dafür nachher viele Monate lang raſten. Alle Tag iſt nicht Kirchtag. Wenn du Schulmeiſter werden willſt, das muſst du merken.“

Wir machten uns wieder auf den Weg, doch zeigte ſich's bald, daſs es nachgerade gar nicht gieng. Nach vorn

und hinten purzelten uns die Sachen von der Kraxen. Nun entschloss sich der Schulmeister, seine Kraxen theilweise abzuladen auf einen Steinhaufen und den andern Theil, bei welchem vor allem der Schweinsschinken war, heimzutragen. Ich musste mittlerweile bei dem Steinhaufen Wache halten, bis er wieder zurückkäme und wir die übrigen Lasten gleichmäßig vertheilt nach Hause tragen könnten.

Während ich Wache hielt, kam ein Falot des Weges, blieb stehen, stützte sich hinterwärts mit seinem Knotenstock und schaute die großen Kaiserbirnen an.

„Sind sie 'leicht dein?" fragte er mich mit gröhlender Stimme.

„Nein, die sind des Pfarrers", war meine Antwort, in der Meinung, an Kirchengut würde er sich doch nicht vergreifen.

Das Ungeheuer streckte seine sehr lange braune Hand aus den kurzen fransigen Ärmeln hervor nach den Birnen und sagte: „Die muss man kosten; bei einer Pfarrerstafel hab' ich eh schon lang' nit mehr gespeist."

Wer weiß, was sich zugetragen hätte, wenn nicht der Schulmeister durch den Hohlweg dahergekommen wäre mit seiner leeren Kraxen. Der Vagabund verzog sich sachte und wir trachteten nun, die Schätze in volle Sicherheit zu bringen.

Am nächsten Morgen war's zum Abschiednehmen. Mich rief meine Pflicht zurück in die Werkstatt, der Matheset blieb. Erst nach Monaten kam er nach Hause, und nun konnte er schon mitfiedeln helfen auf dem Kirchenchor an den Sonntagen und im Wirtshause am Kirchweihfeste. Wenn gerauft wurde, so zuckte es ihm wohl noch in den Händen. Da griff er hastig nach dem Bogen und fiedelte. Die Sommersprossen waren nicht mehr zu sehen und auch sein Haar borstete sich weniger, sondern legte sich hübsch glatt über die niedere Stirn herab bis zu den Augenbrauen. Man nannte ihn noch immer das Löwerl, ich glaube, bis heute ist dem braven Holzarbeiter die stolze Benennung geblieben. Ein Löwe, bezähmt durch die Musik.

Ich habe nach dieser Zeit den Schulmeister Weberhofer in Puch nur noch ein paarmal gesehen. Wie sich der Menschen Wege und Schicksale eben verzweigen und mit anderen Kreisen und Verhältnissen verflechten, so war es auch hier — sein „zweiter Knecht" bin ich wohl nie mehr gewesen, sein jüngerer Freund bin ich verblieben. Vor kurzem, während meiner schweren Krankheit, gerade an dem Tage, als meine Sanduhr abgelaufen wäre, wenn der Engel sie nicht noch einmal umgekehrt hätte, ist der gute Eustach in seinem achtundsechzigsten Lebensjahre gestorben.

Es war am 16. December 1892.

Fast hätte er mich mitgenommen zu einer anderen Erntesammlung — im Jenseits.

Da Hoderlump.

A Stückl in da ſteiriſchn Gmoanſproch.

He, Freunderl, aufgſchaut!" Nau jo, freilih muaſs er n onſchrein, da Stondar, in Houdwerchsburſchn, af da Stroßn. Da Hondwerchsburſch hät in Stondarn gwiſs nit ongſchrian, der hot na gleih a ſou wölln vabeiwuſchn. Hiaz bleibb er ſtehn und ſchaut auf und ſchaut in Londjaga ſchrecklih dumm ins Gſicht. Wia dümma, daſs a ſou a Houdwerchsburſch ausſchaut, wia liaba loſstn da Stondar laſſn.

Muaſs oba dou nit zfriedn gwedn ſein mitn dummen Gſicht alloan — nochn Woudabuach frogg er.

„s Woudabuach? Wos für a Wondabuach?" drauf da Burſch, „a ja ſou, s Büachl. Gleih wern ma s hobn, ih bitt, do hobn as ſcha. Oha, däs is s Stuck Brot, wos ma die Griabelſchuaſterin gſchenkt hot. Se, dos is a ſaubers Weibmentſch, die Griablſchuaſterin, ſchon a mudlſauberi Gredl!"

„s Wanderbuch!"

„Oba jo, Herr Stondar!" ſogg da Burſch und ſuacht und ſuacht in ſein Fetznau um. „Däs wern ma gleih hobn. A Gſichtl hot Eahna de! Wann ſa ſih in däs nit an Aug vahagln! — In einwendign Säckl wirds ſein. Wan oana ſo viel Säckl hot, do dada. Sou, do is s jo gleih — oha! Däs is s Betbüachl."

„Her damit!" da Stondar. „Däs a Betbüachl?"

A Spielkortnbiſchl hot er gouz unvergebus (unverſehens) fira zougn, da Burſch. „Und wia de Schuaſterin s Brefranzn kon! Und s Brandln! Und s Mariaſchn!"

„Das Wanderbuch will ich ſehn!"

„Sa muaſs s in Leiblſock ſein, däs nariſchi Büachl!" ſogg er und greifft eini, ſou tiaf eini, daſs d Hond untnauf auffaſchaut. A louks Gſicht mocht da Burſch, an Pfeiffa mocht er: „Ah, däs is hiaz guat. Da Leiblſock hot a Louch!"

Da Stondar mocht nit viel Gſchichtn, pockt n zſomm.

„Ih bitt, nit ſchliaßn", moant da Houdwerchsburſch treuherzi, „daſs ih d Händ in d Houſenſäck kon ſteckn, as is jo damaſch kolt!"

Nau jo, freilih is s kolt, weils mittn in Winter is. Und da Stondar denkt eahm, worum ſul er ſeini Broßn nit in die Toſchn ſteckn, ſein eh ſcha kruißroth. Und treibbn vor ſeiner her. Guat is er treibn, da Burſch, trappelt wir a Kalbl vorans, däs da Fleiſchhocker in die Bänk führt. Da Burſch gfreit ſih holt ſchon af die wormi Stubn, denkt eahm der Stondar, und ih kunt ma hiaz oani onſteckn. — Nau freilih gfreit er ſih ſchon af die finſter Keichn, und daweil eahm da Stondar an Ärariſchi onzündt — burti, hoſtn nit gſehn, da Houdwerchsburſch af d Seitn, durch die Staudn durchhi und wir a Buradl*) über d Wieſn owi.

*) Bezeichnung für ein heftig laufendes Rad.

A ſou a Stondar is ah ka guata Stootsbürga, ſist kuntn a Hodalump nit liaba ſein as wiar an Ärariſchi. Mitn af die Straßn ſchmeißt ers hin und lafft in Burſchn noch. „Halt!“ ſchreit er. — Däs is erſt s erſti! denkt eahm der ondri und rutſcht owi ibern Roan. „Halt!“ ſchreit da Stondar. Ban zweitn ſchnolzts ah nouh nit, denkt eahm da Burſch und eini ins Woſſa.

Jo freilih, eini ins Woſſa. Grod do mocht d Feiſtritz an broatn tiafn Dumpf, und da Stondar is da Moanung, wann oaner ins Woſſa gang, ſo brauchad er ka Feur, und ſchupft ſein Zündröhrl wieder iber d Oxl zrugg. Daweil daſiacht ers ober ah ſcha, wia da Burſch ibern broatn Woſſadumpf ibri tonzt, flingg as wia da beſti Schlittſchuachlaffa — natirla, wans Woſſa hort wird, ſa kon mas zan an Tonzbodn brauchn und wan da Hoderlump ibers Eis geht, ſa kons da Stondar ah, — und rent eahm noch, daſs s olls gauſtert.

Da Houdwerchsburſch hot a grings Gmiat, der kimbb ibri, da Stondar hot a ſchwari Verontwortung, der bricht durch. Mitn afn Eis bricht er ein und grod, daſs er ſih nouh mitn Elbogn daſpreizt afn Eisſchial. An ſchiachn Schroach thuat er, und wan er durchbricht, do ſchreit ſogor a Stondar um Hilf. Daweil will er ſih auffamarzn, oba wia mehra daſs er marzt, um ſa tiafa kimbb er eini.

Da Houdwerchsburſch va die Wiedu-ſtandn her hot „Halt!“ gſchrian, ſpontweis hot ers gſchrian und hotn zerſt a Weil zuagſchaut. Wiar er oba kennt, as gang gfahlt mit da Pulizei, ſpringg er wieda zrugg, mittn afs Eis eini.

„Herr Juſtizrath! Herr Juſtizrath!“ ſchreit er und reckts ſei Houd intgegn. „Wia mochn mas hiaz? Loſs ih Eahna drin, ſa bleib ih heraußt, und bring ih Eahner auſſa, ſa bringen Se mih eini.“

Da Stondar ſchwepert ſcha mit 'n Zähnte va lauta Kältn, do mocht da Hoderlump an feſtn Ruck und herauſſn is er.

„Hiaz na gſchwind in d Stubn und a wormi Suppn!“ moant da Burſch und will ohfohrn, da Stondar holtn ban Orm.

„Freund“, ſogg er, „jetzt müſſns erſt recht mit mir. Müſſn ja Eahna Löhnung holn. Fünfundzwanzig kriagns.“

„Ausloſſns!“

„Fünfundzwanzig Gulden kriagns. Lebensrettungsprämie.“

„Ih donk ſchön.“

„So ein braven Mann muſs man achten!“

„Jo, deſtwegn. Ees kunts mih z guat aufhebn — daſs ih enk nit gſtuhln wiar. Die bravn Maner wern gern gſtuhln. Na, na, do is s mar a ſou liaba.“

„Kane Dummheiten! Se ſan mein Lebensretter, ich bin Ihnen dankbar.“

„Ih bitt, nochha ſchenkns ma wos af a Glasl Schnops!“

„Sa gehn ma wenigſtns amol da vom Eis weg!“

„Oba wans nit ausloſſn, Herr Juſtizrath!“ drauf da Burſch. „Se wölln links und ih will rechts, mir zween paſſn nit zſomm. s is in gſcheidaſt, mir gehn gleih ausanand.“

„Ober ih hob die ſtrenge Pflicht!“ hebb da Stondar on zan zuaredn — do mochts an Schnolzer ibers Eis hin, a loudmächtiga Schrick (Sprung) die Plottn gibb noch — do loſst da Stondar in Orm aus und thon hobns, wias in gſcheidaſtn is: der oan is links und der onder is rechts davon. —

Siedera ſuacht da Stondar in Hoderlumpn iberoll. Moants, wird er n dawiſchn? R.

Paſſionsſpiele im Böhmerwalde.

Von Leopold Herzog (Budweis).

Unweit der Geburtsſtätte unſeres heimatlichen Dichters Adalbert Stifter, Oberplan und dem Plöckenſtein, wo die deutſche Zunge in unverfälſchter, jungfräulicher Art ertönt, iſt ein Stück gottgeſegneter Erde ausgebreitet, das ſich Höritz nennt. Höritz, wie beſcheiden klingt der Name; es fehlt ihm ſowohl die claſſiſche Atmoſphäre, in der es zur weittönenden, von ſich redenmachenden Bedeutung gekommen wäre, als auch der geiſtige Zuſammenhang mit ſeiner nächſten Stammesnachbarſchaft jenſeits der Wälder, dem mächtigen Volke des bayeriſchen Landes, in deſſen herrlicher Gebirgswelt ein Oberammergau ſeine Geburt erlebt hat. Und doch wagt es dieſes beſcheidene, in ſtiller Abgeſchiedenheit liegende, bisher nur von luſtigen Wanderern beſuchte deutſchböhmiſche Ländchen mit ſeinem ungleich ſtärkeren Rivalen die Arena zu betreten, will ſagen, die Bretter, die die Welt bedeuten, zu verſuchen. Suche nur, eifriger Wanderer, deine bibliſche Thalia mit einiger Abwechslung einmal im Oberammergau des Böhmerwaldes, und du wirſt als Wanderer dankbar ſein.

Der weltverbindende Schienenſtrang ſchlängelt ſich ſeit Jahresfriſt mitten durch reichbewaldete Höhen an rauſchenden Gebirgsbächen und der mit ihrem typiſch gefärbten, dunkelbraunen Naſs in einem langen Bogen dahinſtrömenden Moldau vorbei über den ſüdweſtlichen Theil des Böhmerwaldes.

Selbſt dem nächſten Bewohner der Böhmerwaldgegend iſt die neueröffnete Eiſenbahnſtrecke Budweis-Salnau, ein Flügel der Franz Joſefsbahn: Wien-Prag-Eger, welche unmittelbar ins Herz des genannten, an Naturſchönheiten überaus reizenden Gebirges führt, ein längſt gefühltes Bedürfnis, geſchweige denn für den ſchmachtenden, von weiter Ferne her wallenden Pilger, dem der Satz, „Zeit iſt Geld", nicht minder zu Herzen geht. — „Höritz!" ruft der Conducteur. „Ausſteigen!"

Wie herrlich entfaltet ſich doch hier Gottes freie Natur! Wie anmuthig fühlt es ſich da bei dem biederen, klugen Völklein, das den Teufel nicht ſpürt, ſelbſt wenn er ihm am Kragen ſitzt! Da hieß es wirklich einen edlen, verborgenen Schatz heben, und der Schatzgräber war diesmal der deutſche Böhmerwaldbund mit ſeinem wackeren Obmanne Joſef Tauſchek, Landtagsabgeordneten aus Budweis, durch deſſen Bemühen das neuinſcenierte Paſſionsſpiel im Markte Höritz ſeine Auferſtehung feiert. Die wackeren, reindeutſchen Bewohner dieſes Ortes wiſſen aber auch ihren Mann zu ſtellen und wetteifern, ihre durch Tradition über-

kommene, allerdings bisher nur in rohen Umrissen geübte Kunst zu zeigen. Ihre leichtgeschürzte Muse führte sie diesmal auf eine von lachenden Fluren und saftig grünen Waldungen umrahmte Gebirgshöhe außerhalb des Marktes, wo ein kühner Meister ihrer Kunst ein würdevolles Heim geschaffen. Mit vereinten Kräften und durch die Munificenz des Böhmerwaldbundes wurde binnen weniger Monate ein geräumiges Haus von solidem wetterfestem Holzbaue auf steinernem Untergrunde errichtet. Die moderne Theatertechnik hat auch hier ihr letztes Wort gesprochen und alles und jedes berücksichtigt, was dem vornehmen Geschmacke und der Sicherheit des Publicums Rechnung tragen kann. Die Bühne ist sehr geräumig und für Evolutionen und für die Entfaltung von großen Charakterbildern, wie sie im Rahmen der Passion gelegen sind, ganz geeignet. Prachtvolle Decorationen und sinngemäße Gemälde für die erforderlichen Scenen, ein wohlgeschultes Orchester durch eine tüchtige Militärkapelle, eine Orgel zur Begleitung der Chöre und die elektrische Beleuchtung des Bühnenraumes bei gänzlicher Dunkelheit des übrigen Theaters üben einen gewaltigen Eindruck auf den Besucher und reißen ihn zu Staunen und zur Bewunderung hin. Der Zuschauerraum mit bequemen Sitzen, eintausendfünfhundert an der Zahl, ausgestattet, dürfte, wie die Erfahrung zeigt, beinahe zu knapp bemessen sein; denn es zeigte sich schon ein solch enormer Andrang, dass die Sitzenden von den vielen Stehenden um ihre Plätze beneidet wurden.

Aufgabe der Höritzer Passionsspiele ist es zunächst, das nationale Bewusstsein gegenüber den bedrohlich anschwellenden Fluten der nachbarlich czechischen Heißsporne zu kräftigen und den volksthümlichen Charakter der deutschen Böhmerwäldler zur Geltung zu bringen. Diese kleine Schar, mit ihren Sitten und Gebräuchen, in Sage und Geschichte wohlbekannt, näher kennen zu lernen, dürfte so manchen interessieren, umsomehr, als sie die einzige im ganzen Umkreise ist, die in traditioneller Weise das Passionsspiel seit dem Anfange unseres Jahrhunderts prakticiert. Die Chronik erzählt uns, dass im Jahre 1816 ein Leineweber Paul Gröllhesl es gewesen ist, der nach P. Cochems bekanntem Volksbuche „Das große Leben Christi", das Spiel bearbeitet und eingerichtet hat. Von diesem Jahre bis in die Vierziger Jahre wurde das Spiel von den Marktbewohnern ohne Costüm, bloß im Sonntagskleide aufgeführt. Der Geist der Zeit brachte auch hier einen Umschwung, das Spiel wurde in der Folgezeit immer mehr vervollkommnet und durch die Unterstützung eines im Orte gebildeten Theaterdilettanten-Vereines in bühnengerechte Form gebracht. Aber erst in den letzten Tagen erreichte es durch die Neugestaltung eines bewährten Führers auf dem Gebiete der Böhmerwaldlileratur, Gymnasialprofessors J. J. Ammann aus Krummau, seine kunstmäßige Gestalt. Durch Sammeln der auf die Passion bezüglichen Texte und Handschriften, sowie durch eigene Arbeiten und Ergänzungen wurde das vorhandene Material gänzlich umgearbeitet, zu einem Ganzen vereinigt und so als Grundlage für die jetzigen Aufführungen bestimml.

Aber das schlichte Gewand, in dem bisher das Spiel steckte, musste ebenfalls abgelegt werden; der trockene, nüchterne Ton der Darstellung musste ohne Einbuße seines ernsten Charakters, seiner erhabenen Idee und der würdevollen Stimmung, einem durch scenische Effecte erzielten Gepränge weichen; die Natur musste sich mit der Kunst vermählen, um einen festen Bund zu schließen; dies bewirken die farbenreichen Decorationen und Costüme, die im Anschlusse an die biblische Überlieferung des alten und neuen Testa-

ments eigens geschaffen wurden, dies bewirkt auch das helle elektrische Licht, welches die ganze Bühne wie ein Meer von Licht erstrahlen lässt, wenn es sich darum handelt, der Erhabenheit und dem Ideal des Spieles voll Rechnung zu tragen.

Die Krone des Ganzen aber ist der imposante, in seinen Leistungen unübertreffliche Chor, eine Körperschaft von fünfundvierzig Mitgliedern männlichen und weiblichen Geschlechtes, der in Kleidung und Haltung der altgriechischen Tragödie entsprechend ausgestattet ist. Der Chor trägt auch den Löwenantheil an dem großen Erfolge des Spieles davon.

So ist es denn möglich, das herrliche Festspiel auf den Zuschauer auf eine Weise wirken zu lassen, dass der durch Jahrhunderte überkommene, welterlösende Gedanke der Christuslegende ohne tendenziösen Beigeschmack politischer oder confessioneller Natur in prunkvollem Gewande dargestellt wird, und zwar von Leuten, die für die Inscenierung viel Talent und Tact bekunden und mit Begeisterung ihrer aufopferungsvollen Arbeit obliegen. Bedenkt man, dass es einfache Bauern, allerdings mit guter Volksschulbildung, sind, die von dem kargen Ertrag ihrer Feldarbeit oder vom Taglohn leben und nur in ihrer Sonntagsruhe sich der geistigen Beschäftigung widmen können, so muss man unwillkürlich von Staunen über ihre Kunstfertigkeit erfasst werden und sich wundern, dass sie ihre Aufgabe mit so großer Geschicklichkeit lösen. Besonders ansprechend ist ihr naives, jeder Künstlichkeit abholdes Wesen, sie geben sich ganz, wie sie sind, sie haschen weder nach Effecten noch verfallen sie in den Ton des Manierierten oder Gesuchten; prunklose Natürlichkeit und Anmut sind ihre charakteristischen Merkmale. Sprache und Geberden lassen zwar manches zu wünschen übrig, man merkt an ihnen sofort das Dilettantische und Schulmäßige ohne künstliche Feilung und manches wird einem verfeinerten Gaumen als schroff und uneben erscheinen; allein der Gesammteindruck ist als sehr gelungen zu bezeichnen. Von der großen Masse dieser Dilettanten heben sich in vornehmer Weise mehrere Darsteller ab, so die sehr sympathische Erscheinung des Christus; ein Volksschullehrer, der seine humanische Beschäftigung in höherem Stile zum Ausdruck bringt; ferner die Maria, ein Taglöhnerweib von sentimentaler, idealer Stimmung und ganz durchgeistigten Gesichtszügen, die ihre Rolle ganz verständig erfasst und brav durchführt; die schurlische Figur des Judas, die würdevolle Gestalt des Hohenpriesters Kaiphas reichen weit über den Horizont von Bauernschauspielern. Sprache und Ausdruck bewegen sich in breiten, behäbigen Formen, die mit richtiger Betonung gesprochen wohlthuend zu Gemüthe dringen; die Leute schicken sich vollständig in die Situation und sind tüchtige Interpreten der Gedanken und Handlungen. Diese Wahrnehmung macht sich besonders in den Massenscenen und den großen Evolutionen bemerkbar, so bei dem an Großartigkeit unerreichten Einzuge Jesu in Jerusalem: ein Massenaufgebot von nahezu dreihundert Personen defiliert in den malerischesten Gruppen und Bildern vor den Augen des Publicums; brausende Hosannahrufe und das unendliche Schütteln der Palmenzweige, zahlreiches, unterschiedliches Volk begrüßen den auf einem Esel reitenden Meister, der inmitten seiner zwölf Jünger den Gipfel seiner irdischen Mission erreicht hat. Recht gefällig und gemüthsvoll sind die zahlreichen Tableaux, die den Vormittag das Spiel erfüllen, Scenen und Bilder aus dem alten Testamente, die mit der Darstellung des Chaos und der Schöpfungsperiode beginnen und allmählich die folgenden biblischen Erzählungen in sinnigen lebendigen Bildern veranschaulichen. Ergreifend wirkt unter vielen anderem

Tobias' Abschied von seinen Eltern, die Opfer Isaaks, die eherne Schlange u. a. m. Alle diese Scenen werden durch eine den Inhalt kurz skizzierende Einleitung durch einen Herold erklärt und mit Orgel- und Orchesterbegleitung dargestellt. Der Chorführer tritt vor das Proscenium, gibt die oben bezeichnete Erklärung der jeweiligen Handlung und unmittelbar darauf rückt der gesammte Chor zu beiden Seiten der Vorderbühne in die Scene, um die Chorpartien, Compositionen classischer Meister, die auf verschiedene Quellen zurückgehen, abzusingen. Der Vorhang, ein Cabinetstück decorativer Kunst, erhebt sich und mit staunender Überraschung wechseln die mannigfachen, farbenprächtigen Bilder.

Der Nachmittag ist der eigentlichen Passion gewidmet; nach einer zweistündigen Pause beginnt das Spiel, die Leiden Christi, Tod und Auferstehung in würdevoller, ernster Form darstellend, Scenen, die im Gegensatz zur lyrischen, naiven Darstellung des Vormittags reich an dramatischen Effecten sind und den Zuschauer bis zur Erschütterung fesseln. Unter anderen sind es: die Versammlung des hohen Rathes im Palaste des Kaiphas, die Anklage der Pharisäer vor Pilatus, die Verurtheilung und die Kreuzigung, sämmtlich als glänzende Leistungen lobenswert.

Selbstverständlich wird an dem Ganzen und seinen Theilen noch manches zu ändern sein und von der Erfahrung belehrt, strebt man von Vorstellung zu Vorstellung danach, etwaige störende Momente zu beseitigen, die das Spiel beeinträchtigen könnten; so sind schon jetzt manche Scenen im Interesse einer Zeitersparung reduciert worden. Alles in allem sind die ersten Vorstellungen, die immerhin nur als Probe gelten, von so außerordentlichem Erfolge begleitet, dass sie uneingeschränktes Lob verdienen und eines rauschenden Beifalles sich erfreuen. Der große Andrang des Publicums kann oft kaum befriedigt werden.

Bevor ich das herrliche Thal und die biederen Einwohner verlasse, erübrigt nur noch einiges über Unterkunft und Verpflegung, sowie über den Verkehr selbst hinzuzufügen. Für Nachtquartier und Verköstigung am Tage der Vorstellung ist bei dem großen Zuspruche des Publicums und mit Rücksicht auf die in den ersten Anfängen der Bühnenrepublik befindliche Stätte, nur auf bescheidene Ansprüche zu rechnen. Immerhin ist man in den einfachen, reinlichen und comfortablen Gasthöfen gut versorgt, es können nahezu zweitausend Fremde Herberge finden, die dank der freundlichen und guten Behandlung der Wirte in ihren Erwartungen befriedigt werden. Die Eisenbahnverbindung von Budweis ist sehr günstig. Um halb sieben Uhr früh fährt der Personenzug dahin, um halb acht Uhr abends, nach Schluss der Vorstellung um sechs Uhr, fährt er wieder zurück. Die Preise sind äußerst mäßig.

Von der Intelligenz des Weibes.

Von Paul Mantegazza.*)

Ist das Weib ebenso intelligent wie wir, mehr als wir, oder weniger als wir?

Ein sinnreicher, also sophistischer Advocat könnte Gründe finden, um alle diese Fragen mit „Ja" zu beantworten, obgleich jede von ihnen den beiden anderen widerspricht. Und ebenso könnte sein ebenso spitzfindiger und gelehrter Gegner auf alle diese Fragen mit „Nein" antworten. Aber es kommt nicht darauf an, ob in jeder dieser Bejahungen und Verneinungen ein Theil Wahrheit enthalten ist. Es handelt sich um Thatsachen, welche jedermann vor Augen liegen, um eine Jahrhunderte alte, in allen Ländern der Welt gemachte Erfahrung, und wir haben ein Recht, auf die drei Fragen, mit denen dieses Capitel beginnt, eine sichere, unbestreitbare Antwort zu erhalten.

Der Mann, besonders der berühmte, legt vor allem Gewicht auf die Kastenvorrechte seines eigenen Geschlechtes und sieht in dem schriftstellernden oder gelehrten Weibe nur widerwärtige Anmaßung. Für ihn ist diese Nebenbuhlerin auf dem Gebiete des Denkens nur ein verkleideter, nervöser, unfruchtbarer Mann, eine Art Hermaphrodit, jedenfalls ein abnormes Wesen.

Wir wünschen, dass das Weib ganz Weib sei und also nicht nur körperlich, sondern auch geistig und moralisch dem Typus seines Geschlechtes entspreche. Körperlich ist es uns zuwider, wenn es einen Bart und keine Hüften hat, moralisch, wenn es herzlos und herrschsüchtig ist, geistig, wenn es sich in die Literatur oder Wissenschaft eindrängt. Umgekehrt verabscheuen die Frauen bartlose, furchtsame oder dumme Männer.

Aber auch die größten Lobredner des Weibes, auch die, welche es weise und gelehrt haben wollen, legen dieser Gelehrsamkeit große Beschränkungen auf.

Aber was sagen die Frauen selbst zu diesen unseren Urtheilen, welche ihnen Böotien als die ihnen zugehörige Provinz anweisen?

Sehr viele antworten im Chor: „Ja, es ist wahr; es gibt nur sehr wenige berühmte Frauen. Ja, wir haben euch weder die Magnetnadel, noch die Elektricität, noch den Dampf, noch Amerika gegeben, aber nicht, weil wir zu ruhmvollen Entdeckungen und Erfindungen unfähig wären, sondern weil ihr uns nicht erzogen habt. Gebt uns dieselbe Erziehung, so werden wir euch gleichkommen."

Bescheidener und gerechter als diese bekennen andere Frauen ihre geistige Minderwertigkeit.

*) Aus dem Werke: „Die Physiologie des Weibes" von Paul Mantegazza, aus dem Italienischen von Dr. R. Teuscher. (Jena. Hermann Costenoble. 1893.)

In dem Buche der Natur steht ein Gesetz geschrieben, in Granit eingegraben, das so alt ist wie die Welt. Es sagt aus, dass die Natur das, was sie auf einer Seite verschenkt, auf der anderen ersparen muss.

Die Nachtigall ist häslich und der Kolibri fast stumm; der Pfau ist dumm und der Elefant sehr klug; und so fort.

Das Weib gibt in der Mutterschaft so viele Kräfte aus, wie für zehn Athleten hinreichen würden, und verschwendet dabei solche Schätze von Liebe, wie sie nöthig wären, um ein Genie zu bilden. Menschen hervorzubringen, ist etwas Großes und Gewaltiges und verlangt solche und so große Kraft, dass (mit wenigen Ausnahmefällen) ästhetisches und intellectuelles Schaffen unmöglich wird.

Berühmte Frauen, welche zugleich glückliche und liebevolle Mütter waren, sind immer Ausnahmen, und fast alle, wenigstens bis jetzt, bezahlen ihr Vorrecht mit auffallender schmerzhafter Nervosität, mit dauernder Neurasthenie oder, was noch schlimmer ist, mit schlimmen Mängeln des Gefühls.

Ich will keine Namen nennen, keine zarte Empfindlichkeit beleidigen; aber ich bitte, euch umzuschauen und unsere berühmtesten Schriftstellerinnen zu betrachten, ihr werdet mir recht geben.

Aber lassen wir das „Wieviel" des weiblichen Geistes und sprechen wir von dem „Wie".

Zugegeben, dass es einen Mann und ein Weib von gleicher geistiger Kraft geben kann, worin unterscheiden sich diese beiden Geister? Gibt es vielleicht einen Geschlechtscharakter auch im Denken?

Ich glaube gewiss, dass dies der Fall ist, halte es aber für sehr schwer, anzugeben, worin er besteht.

Das Weib kann ebenso gut wie der Mann viel ästhetischen Geschmack, viel Feinheit der Beobachtungsgabe, viel Geist besitzen; es kann also ziemlich viel in der Poesie, in der Kunst, in Geschäften und in analytischen Arbeiten leisten.

Im Schaffen, im Erfinden, in der Synthese leistet es wenig und erhebt sich niemals zu großer Höhe. Es kann ebenso gut schreiben wie der Mann, ebenso beredt sein wie er, aber selten erdenkt es etwas Neues.

Daniel Stern sagt, das Weib gelange zu der Idee auf dem Wege durch die Leidenschaft.

Campbell, dem wir das gründlichste Buch über die Unterschiede im Nervensystem des Mannes und des Weibes verdanken, behauptet, bei beiden Geschlechtern finde man nahezu die gleiche Zahl von Dummen und Klugen; aber der Unterschied trete überzeugend hervor, wenn man nach dem Genie frage: dieses gehöre nur dem Manne.

In zwei Dingen glänzt das Weib und zeichnet sich aus: im Esprit und in der Kunst des Briefschreibens.

Ich gehe nicht so weit wie Mad. de Girardin, welche das Geistreiche für einen rein weiblichen Vorzug erklärt; aber es ist gewiss, dass das Weib auf diesem Gebiete oft dem Manne gleichgekommen ist.

Der Esprit ist eine der anmuthigsten Zierden der Unterhaltung und des Briefstils; darum glänzen die Frauen bedeutend in der Causerie und im Briefschreiben. Aber auch hier muss man der Sache auf den Grund gehen. In der Unterhaltung sind die geistreichen Männer zahlreicher als die Frauen, denn sie sind fast immer gebildeter, haben mehr gesehen und Reisen gemacht; daher verfügen sie über reicheren Stoff.

Im Briefschreiben hat das Weib keinen Nebenbuhler, obgleich die männlichen Briefsammlungen zahlreicher sind als die weiblichen.

Tausende von Frauenbriefen liegen in geheimen Fächern von Liebhabern verborgen, bis sie zuletzt vom Feuer verzehrt werden. Es sind kostbare

Schätze; wenn sie bekannt wären, würden sie uns überzeugen, dass Mad. de Sevigné sehr viele Nebenbuhlerinnen besitzt, welche ihr den ersten Platz im Briefschreiben streitig machen könnten, den sie vielleicht mit Unrecht erworben hat.

Der Mann schreibt in Eile, denn er hat andere, ernsthaftere Geschäfte und kümmert sich wenig darum, ob er gefällt oder nicht. Oft sind ihm seine Briefe nur Nebensachen und füllen Augenblicke der Muße aus, welche zwischen ernsten, anstrengenden Arbeiten liegen.

Dagegen hat das Weib fast immer weniger zu thun, als wir, weder Processe zu führen, noch an der Börse zu spielen, noch Kranke zu heilen, noch Brücken oder Häuser zu bauen, darum gießt es den besten Theil seines Geistes, vielleicht den ganzen, in seine Briefe aus.

Dazu kommt noch sein fortwährendes Streben, in allem, was es sagt, schreibt oder thut, zu gefallen, seine zarteren, wärmeren Gefühle, die Beweglichkeit seiner Erregungen: so wird das bewundernswürdige Talent der Frauen zum Briefschreiben leicht verständlich.

Alle diese Eigenschaften besitzt das Weib, und Suard sagt es mit vieler Feinheit und Gründlichkeit und beweist, dass die Frauen im allgemeinen besser schreiben müssen als die Männer.

Indessen vergisst er bei dieser seiner trefflichen Untersuchung den Hauptgrund, warum die Frauen im Briefstile uns übertreffen, nämlich ihr lebhaftes Verlangen, den Personen, an welche sie schreiben, zu gefallen, wäre es auch der älteste und gleichgiltigste Mann. Auch dies ist eine Form der Gefallsucht und zwar eine der vorzüglichsten.

Das Talent der Frauen zum Briefschreiben beweisen auch die schönen Briefe, die Mad. Boschkiritscheff von ihrem achten bis zu ihrem dreiundzwanzigsten Jahre geschrieben und welche die Liebe ihrer Mutter für unsere Bewunderung aufbewahrt hat. Welche Beweglichkeit des Stils, welcher Duft der Empfindung, welcher mit vollen Händen über diese Schriften ausgestreute Geist!

In den Briefen von Frauen findet man noch andere geschlechtliche Charaktere: Gedankenstriche und Pünktchen, orthographische Fehler und ein Übermaß von Superlativen und Diminutiven.

Gedankenstriche und Pünktchen deuten an, was man nicht sagen kann oder will; auch sie sind eine Form der Gefallsucht, aber bei mittelmäßigen Geistern treten sie an die Stelle fehlender Gedanken oder von Worten, die man nicht findet. Dazu kommt noch die Schrift in querer oder schiefer Richtung über das schon Geschriebene. Es soll einen großen Reichthum an Gedanken oder Dingen bedeuten, ist aber oft nur falsche Münze; denn nachdem das Weib in großen, englischen Buchstaben und mit weit auseinanderstehenden Zeilen geschrieben hat, fügt sie in Querschrift das hinzu, was es viel deutlicher horizontal hätte schreiben können.

Briefe von Frauen enthalten auch viel öfter als die unserigen eine Nachschrift; ich glaube nicht, dass dies von der Schwäche ihres Gedächtnisses herrührt, sondern von dem Übermaß ihres Mittheilungsbedürfnisses, mag es nun wahr oder falsch sein.

Ich behaupte nicht, wie es viele thun, dass es keine Frauenbriefe ohne orthographische Fehler gebe, aber ich muss bekennen, dass ein Überfluss an solchen Irrthümern eines der beständigsten Kennzeichen der Werke des schwachen Geschlechtes ist.

Auch dies ist eine Form des „Mehr oder Weniger", welches sich in so vielen weiblichen Arbeiten findet und auf Schwäche der Intelligenz hinweist.

Lasset eure Jalousien von zehn Männern und zehn Weibern öffnen oder schließen, und ihr könnt darauf rechnen, dass sie im zweiten Falle nur zur Hälfte geschlossen oder geöffnet werden.

Das „Mehr oder Weniger" ist eine Annäherung an das Wahre, Gute und Schöne und bildet einen kindlichen und weiblichen Charakterzug bei jeder Arbeit.

Die Frauen gebrauchen und missbrauchen die Superlative und Diminutive, die ersteren, weil ihre Erregungen stark sind, und wenn sie es nicht sind, wenigstens stark scheinen wollen. Die Diminutive aber sind bei ihnen sehr beliebt, weil sie niedlich sind, weil sie die zartesten Schattierungen des Gefühls, der Anmut und Zärtlichkeit so gut ausdrücken.

Dass die Frauen in Geschäften sehr geschickt sind, dafür erhalten wir täglich deutliche Beweise. Oft übernimmt beim Tode des Familienvaters ein bescheidenes Weibchen, welches bis dahin nur den kleinen Familienangelegenheiten gewachsen schien, die Rolle des Verstorbenen und verwaltet große wichtige Geschäfte.

Man darf sich nicht darüber wundern, denn das Weib besitzt in hohem Grade Klugheit, Misstrauen, Geduld und Sparsamkeit; dies sind Tugenden erster Ordnung bei der Leitung von Geschäften.*)

Vor einigen Jahren hatte eine große, industrielle Gesellschaft in Chicago zum Cassierer ein dreizehnjähriges Mädchen.

Dieses Mädchen bezahlte in sechs Monaten an die vierhundert Arbeiter der Gesellschaft über eine Viertelmillion Dollars, ungefähr eine Million Mark; zu gleicher Zeit führte es die Rechnungsbücher der Fabrik.

Es erhielt wöchentlich von der Bank vier- bis fünftausend Dollars, die es in kleinen Summen an die Arbeiter vertheilte.

Das Mädchen bekam sechshundertfünfundzwanzig Dollars jährlich, nahm zweimal wöchentlich Musikunterricht und besuchte des Abends die Handelsschule.

Obgleich es zehn Stunden täglich in der Bank zubrachte, war es niemals krank.

Franklin erzählt in seiner bewunderungswerten Selbstbiographie, nach dem Tode seines Geschäftsgenossen habe dessen Frau die Leitung des Geschäftes übernommen und dieselbe viel besser geführt als der Verstorbene, so dass sie ihre Kinder sehr gut erziehen und später von Franklin die Druckerei übernehmen konnte, die er in Gesellschaft mit dem Verstorbenen besaß. Sie war eine Holländerin, und in Holland macht noch heute die Buchführung einen Theil der weiblichen Erziehung aus.

In der dramatischen Kunst können die Frauen weder einen Garrik, noch einen Kean, noch einen Talma, noch einen Modena, noch einen Salvini aufweisen, aber in Frankreich wenigstens ist im ganzen die Zahl der berühmten Schauspielerinnen größer als die der Schauspieler.

Die geringe Zahl großer Künstlerinnen genügt, um die geringere Intelligenz des Weibes darzuthun, denn in der Kunst ist das Studium von geringer Wichtigkeit, oder doch viel weniger wichtig als in der Literatur und Wissenschaft. Und doch findet sich unter ihnen kein Rafael oder Michel Angelo, kein Phidias, kein Canova, kein Rossini, Bellini oder Verdi. Da ist Rosa Bonheur, welche Sir Edwin Landseer gleichgestellt werden kann, dem Rafael der Thiere in England, aber es gibt keinen anderen Namen, den man für die

*) Die Pariser Advocaten, welche Arbeiter vertheidigen, haben bemerkt, dass die Weiber es besser verstehen, sie über die Einzelheiten einer Angelegenheit aufzuklären, als die Männer, und sagen oft zu diesen: Envoyez-moi votre femme!

höheren Arten der Malerei anführen könnte. Wir haben eine Lebrun, eine Rosalba Carriera, eine Angelica Kauffmann, aber auch diese wenigen haben, wie Hirth sagt, den besten Theil ihrer Inspirationen aus dem unbewussten, psychischen Leben geschöpft. Die berühmte, geniale Marie Baschkiritscheff, welche in der ersten Jugend starb und vielleicht eine der größten Malerinnen des Jahrhunderts geworden wäre, sucht in einem ihrer Briefe an Julian die Seltenheit der großen Künstler unter dem weiblichen Geschlechte zu entschuldigen, weil die Männer Schulen und Mittel besitzen, welche den Frauen fehlen, aber so sinnreich auch diese Vertheidigung ist, so gelingt ihr doch dieses wohlwollende Vorhaben nicht.

Man hat auch bemerkt, dass in den literarischen Werken der Frauen das obscöne, selbst das erotische, das satirische und humoristische Element fehlt. Dagegen herrscht immer die humanitäre Stimmung vor.

Die merkwürdigen Versuche des Professors Jastrow von der Universität in Wisconsin, welcher eine gleiche Anzahl von Knaben und Mädchen beliebige Wörter in möglichst kurzer Zeit aufschreiben ließ, bewiesen, dass die Knaben mehr Originalität besaßen.

Wenn man zu diesen weiblichen Eigenthümlichkeiten des Denkens noch die schnellere Entwickelung fügt, so hat man ein treues Bild der geistigen Fähigkeiten unserer Genossin erhalten.

In den gemischten Elementarschulen sind die Mädchen fast immer den Knaben voraus, aber bei den höheren Studien stehen sie früher still als wir und behalten bis zum Ende ihres Lebens viele Vorzüge und alle Mängel des kindlichen Gehirns.

Dies ist eine Beobachtung, die sich auch bei tieferstehenden Rassen bestätigt hat, wenn von ihnen abstammende, mit Kindern unserer Rasse erzogen werden.

Meine Skizze über das Denken des Weibes würde sehr unvollständig sein, wenn ich es unterließe, zu erwähnen, dass es ausnahmsweise ausgezeichnete Frauen gegeben hat und noch gibt, welche über die große Masse der gewöhnlichen Menschen hervorragen. Alles bisher Gesagte bezieht sich auf das typische Weib, auf den Mittelwert des Weibes, und nicht auf George Sand oder Katharina von Russland.

Die Vertheidiger der geistigen Gleichheit beider Geschlechter haben uns eine lange Liste von berühmten Frauen geliefert, um zu beweisen, dass die Töchter Evas zu großen Dingen ebenso fähig sind wie wir. Mit derselben Logik könnte ich eine lange Reihe von dummen Männern aufstellen, um zu beweisen, dass das Weib uns auch im Denken überlegen ist.

Aber wenn wir auch alle die ruhmvollen Ausnahmen in Masse nehmen und nachsehen, welche Höhe sie erreicht haben, so finden wir, dass am großen Baume der Menschheit die weiblichen Äste dieser glorreichen Pflanze niemals die Höhe der männlichen erreicht haben.

Wir wollen jedoch auf allen Gebieten des weiblichen Denkens an einige weniger bekannte Geistesheldinnen einige Ehrenmedaillen austheilen.

Bei einem Schützenfeste in Wilsan eroberte ein Mädchen namens Anna Arnold mit zwölf aufeinander folgenden Schüssen zwölf Fahnen.

Von Sappho gehen wir zu Emilie Flygare über, welche im Jahre 1892 im Alter von fünfundachtzig Jahren starb und jährlich wenigstens zwanzig Romane veröffentlicht hat.

Ferner haben wir Gaetana Agnesi und die Sommerville, George Elliot, die Sand, Daniel Stern, die Staël, die Lebrun und die Maraini, die Gauthier, die Davidson, Pulcheria und Santa Catharina von Siena, dann Mathilde Serao, die Ferretti,

Cordelia, Giannina Milli und die Gräfin Lara; aber es sind immer nur seltene Ausnahmen.

Solche Ausnahmen hat es zu allen Zeiten gegeben. Im zehnten Jahrhundert, einem der durch Barbarei und Unwissenheit berühmtesten, verstand die Schwester Hroswitha in einem braunschweigischen Kloster Griechisch, Lateinisch und die Philosophie des Aristoteles, und schrieb lateinische Gedichte, unter denen ein Loblied auf die kaiserliche Familie von Sachsen sich besonders auszeichnet. Sie schrieb auch Dramen in sehr schönem Latein.

Zweihundert Jahre später schrieb die Äbtissin von Paracleto so elegantes Latein, dass sie sich bisweilen dem Stile Senecas näherte.

Unter der Regierung Philipps des Zweiten erregte Isabella de Joya die Aufmerksamkeit von ganz Rom, indem sie die dunkelsten Stellen des Scotus erklärte.

Juana Morela aus Barcelona hielt im Jahre 1607 im Alter von zwölf Jahren in Lyon öffentliche Disputationen über Philosophie ab; in ihrem siebzehnten Jahre verstand sie Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Musik und sprach vierzehn Sprachen.

Bei den Hezarehs (in Centralasien) sind die Weiber ebenso tapfer wie die Männer; bei Gelegenheit steigen sie zu Pferde und handhaben Flinte und Säbel gleich dem kühnsten Krieger.

In Friedenszeiten besorgen sie alle Haus- und Ackerarbeiten und weben mit ihren Kindern jene Bareks, welche ihnen reichen Gewinn bringen. Sie sind nicht schön, aber wohlgebildet.

Auch unter tiefstehenden Rassen kann das Weib eine hohe Stellung erwerben und großen Einfluss gewinnen.

Die alte Shol, welche Miss Tinné und Schweinfurth in Mesheria (Afrika) antrafen, war alt und sehr häßlich, aber sehr reich und mächtig. Sie war eine Art Königin.

Bei den Bongos machen die Weiber die irdenen Gefäße, und zwar sehr gut und ohne Drehscheibe.

Und nun zum Schlusse.

Das Weib war, ist und wird immer weniger intelligent sein als der Mann; der allgemeine Charakter seines Denkens ist der des Kindes. Auf dem langen Wege der geistigen Entwickelung bleibt es immer an Stationen stehen, welche dem Ausgangspunkte näher liegen.

Mit einer besseren Erziehung könnte es ohne Zweifel zur Förderung der Wissenschaft, der Literatur und Kunst mehr beitragen, aber ich glaube, dass der Zwischenraum zwischen ihm und uns immer derselbe bleiben wird; denn zugleich mit dem Weibe wird auch der Mann fortschreiten, wenn nur jedes von beiden Geschlechtern sein eigenes Gehirn und seine Geistesrichtung beibehält.

Die Unterdrückung, in welcher das Weib bis jetzt gelebt hat, reicht nicht aus, um seine geringeren Leistungen zu erklären.

Die Gewaltherrschaft eines Stärkeren kann nur durch Überraschung eintreten und kann nicht lange dauern. Wer oben steht, steht da dem Rechte nach, dem verhassten Rechte des Stärkeren, welches, wenn nicht nach dem idealen Gesetzbuche das gerechteste, so doch nach dem Naturgesetze das am meisten logische ist.

Unter den Wilden ist das Weib dem Manne unterworfen, weil es muskelschwächer ist; in der civilisierten Gesellschaft, weil seine Intelligenz schwächer ist.

Wenn es morgen stärker würde, so würde es die erste Stelle einnehmen, ohne neuer Schulen oder neuer Gesetze zu bedürfen.

Gedichte

von Hermann Hango.*)

Bekenntnis.

Als Knabe lag ich manche Stunde
Aneines tiefen Brunnens Schlunde;
Mein Glaube war, zu seh'n
Im tiefen Flutendunkel
Geläutert aufersteh'n
Der Mitternacht Gesunkel.

Und immer reich noch an Vertrauen,
Lieb' in den Abgrund ich zu schauen,
In dem das Licht vergeht,
Geheimnisvoll verloren,
Und wieder aufersteht,
Zu neuem Sieg erloren.

Glücklos, geschaffen, um zu trauern,
Dem Tod geweiht und seinen Schauern,
An seines Reiches Saum,
Im Eishauch seines Schwebens —
So träum' ich meinen Traum:
Vom ew'gen Sieg des Lebens!

Unterwegs.

In mir der Menschheit Klagen,
Das leidvoll-tiefste Fragen,
So steig' ich auf zur Halde,
So wand're ich im Walde;
Wie einer, der gesandt,
Dem Leben nachzuspüren
Mit Blicken unverwandt,
Sein heilig' Recht zu führen,
Vom Grauen ungebannt.

Die Dämmerfalter flirren,
Bei meinem Schritt erwacht
Und flieh'n, wie Menschenirren,
Erschreckt aus Nacht in Nacht.
Die eigenen Gedanken
Erheben und sie schwanken,
Wem höh're Macht gegeben —
Dem Tode oder Leben?

Doch für das Leben leise
Ein Wispern spricht im Kreise,
Und heimlich hofft die Seele,
Daß ihre Blindheit nur
Den vollen Trost ihr hehle —
Daß aufwärts führt die Spur!

Sie ahnet, Bürgschaft stehe
Und was der Wurm erflehe,
Das allbesorgte Lieben,
Verheißen auf der Flur,
Mit Blumen hingeschrieben,
Und Felsen eingeschliffen,
Das Zeugnis, unbegriffen,
Vom Denken der Natur....!

Im Steinbruch.

Öder Steinbruch — nie vorüber
Geh' ich dir, du ziehst mich an;
Dir am Rande weil' ich lieber,
Als, dem Haufen zugethan!

Wände, wo der Epheu klettert,
Blöcke, wo die Brombeer' rankt,
Hehre Tafeln, halb zerschmettert,
Alte Schichten, umgewankt —

Euch bedecken heil'ge Zeichen;
Kein schamanisches Geschwätz
Fälscht die Weisheit ohne Gleichen,
Deutelt an dem Urgesetz . . .!

. . . Wieder quillt, indes ich sinne,
Blau empor die Meeresflut,
Und es taucht aus ihr die Zinne,
Darauf unser Schaffen ruht.

All' die erste Fülle Lebens
Wogt im ungeheu'ren Schoß;
Ob dahin auch — nicht vergebens
Lebte sie ihr flücht'ges Los:

*) Aus den im Oktober d. J. im Verlage von A. Hartleben erscheinenden „Neuen Gedichten" des Verfassers.

Die, ein Theil von deinem Marke,
Runenreiches Meergestein —
Keimten, daſs empor erstarke,
Ihnen folgend, Sein um Sein ...

Daſs der Mensch ward, lebten Würmer –!
Wenn, ein Wurm, er selbst vergeht,
Seiner Helden, seiner Stürmer
Staub im Wind der Straße weht —

Wirkt er doch an seinem Werke:
Bauet Tag und Nacht den Thron,
Den, begabt mit and'rer Stärke,
Einst besteigt der Menschheit Sohn!

Am Wasserfall.

Da stand ich, wo die Quellen
Sich stürzen aus dem Hang
Und durch die Klüfte schnellen
Mit tollem Überschwang.

Vergebens ihren Wegen
Stemmt sich der Hügel dort
Und dort der Strunk entgegen
Der Wirbel reißt ihn fort!

Sie folgen einem Rufe
Mit Freude und Gesang,
Der aus der Felsenstufe
Gezaubert ihren Gang ...

Und frag' ich, ob sie wissen,
Wozu, wozu das Spiel,
Warum sie hingerissen,
Und welches denn ihr Ziel —

Sie lachen mir entgegen,
Sie werfen sich hinab,
Gelöst als Perlenregen,
Ins selbstgewühlte Grab;

Und wo sie kommend brausen,
Und wo der Strom vergeht,
Hoch über Glanz und Grausen
Der bunte Bogen steht:

Als wäre das dein Wollen,
Daſs unter Jauchzen nur
Die ew'gen Mächte sollen
Dir dienen, o Natur —!

Weltgeschichte.

Der zarten Runen staun' ich gern
Auf mancher Motte Flüglein,
Des Ringes um den bunten Stern,
Der sammt'nen Augenküglein.

Kein Schüppchen ist, kein Farbenspiel,
Kein Ton in diesem Glanze,
Der nicht bedacht für Zweck und Ziel,
Der nicht gestimmt ins Ganze;

Der nicht das kurze Leben schützt,
Den Reiz der Liebe steigert,
Der nächsten Brut im Keime nützt,
Dem Tod ein Opfer weigert ...!

Mit jedem Flaume, jedem Haar
Hat sich Natur beraten
An diesen Schwingen — tausend Jahr'
Vor Alexanders Thaten!

Ein Leuchten.

Schon dunkelt's in den Ästen,
Und Zweig um Zweig verschwimmt,
Nur schräge durch die Tannen
Ein roter Schein noch glimmt.

In ihm wogt auf und nieder
Und dreht sich hin und her,
Im Schwange und im Sange
Ein dunkles Mückenheer.

Mit frohem Aug' betracht' ich,
Solange währt der Glanz,
Der kleinen Millionen
Glückfel'gen Siegestanz.

Sie theilen ja mein Hoffen,
Mein Ewigkeits-Vertrau'n,
Sie theilen meine Liebe,
Dich, Leben, anzuschau'n.

Den Alltod abzuwehren,
Wir senden deine Macht,
Den Welten wie den Mücken
Ein Leuchten durch die Nacht!

Kleine Laube.

Um nichts.

Der Schnee liegt hoch, kein Laut erschallt,
In tiefem Schweigen liegt der Wald
So einsam und weltabgeschieden.
Nichts stört des Waldes Wintertraum,
Nur leise durch den weiten Raum
Im stillen weiß bereiften Frieden
Hörst dumpf du knarren Ast und Baum,
Gebeugt vom Druck des Schneegewichts,
Sonst nichts.

Da plötzlich kracht ein Schuss im That,
Ein zweiter folgt — in wilder Quat
Durchhallt ein Schrei die weite Runde:
Ein Schrei, bei dem das Blut gerinnt,
Wie einmal nur ein Menschenkind
Ihn ausstößt in der Sterbestunde,
Wenn trüb' das Auge, todesblind,
Hineinschaut aus dem Reich des Lichts
Ins Nichts.

Und wo der Weg zum Doese biegt,
Am Waldessaum ein Jüngling liegt,
Die Wimpern wie zum Schlaf geschlossen.
Nur auf die Stirne hat ihm roth
Sein Siegel aufgedrückt der Tod,
Wo ihn des Gegners Blei durchschossen;
Sonst zeigt von Qual und Erdennoth
Im stillen Frieden des Gesichts
Sich nichts.

Und zu dem Todten, den im Kreis
Die Freunde ernst umsteh'n, tritt leis
Auch der, der ihm den Tod gegeben.
Gebrochen steht er stumm dabei,
Als hätt' auch ihm das Todesblei
Zerstört sein eig'nes junges Leben.
Und stöhnend, wie ein dumpfer Schrei,
Aus seiner Brust verzweifelt bricht's:
„Um nichts!"

Um nichts in seiner Blüte Kraft
Vom schnöden Zufall hingerafft,
Ein Opfer falsch verstand'ner Ehre!
Ihr, die ihr wie versteinert doet
Ihm still umsteht, hört ihr das Woet,
Versteht ihr die gewalt'ge Lehre?
Tönt euch der Ruf nicht fort und fort
Im Ohr, wie Donner des Gerichts:
„Um nichts!"

Christoph Mickwitz.

Unschuldig.

Von Arthur Achleitner.

Wie die Romantik bis unter die steinbeschwerten Dächer der auf hohen Bergrücken gelegenen Bauernhäuser dringt, dafür finden sich vielfache Beweise in Gestalt wächserner Herzen in altbayerischen Wallfahrtskapellen die nach Heinrich Heine als Weihgeschenke geopfert werden.

„Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund',
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund." —

So spielt sich im Rahmen enger hochländischer Verhältnisse manches Drama ab, das seine erschütternde Wirkung auch auf Fernstehende nicht versagt. Nicht Zeitungen geben hiervon Kunde, sondern der Friedhof. Auf Grabsteinen läßt sich aus Geburts- und Todesdaten und den in einfachem, ländlichem Sinne gegebenen Beifügungen manches Familienschicksal erkunden.

„Meuchlings erschossen“ war auf einem arg verwitterten Grabstein im Schlierseer Ländchen noch zu lesen. Tauf- und Schreibname des zur ewigen Ruhe gebetteten Erdenpilgers war verwischt, vom Zahn der Zeit weggebissen. Ein gemeiner Mord in idyllischer Gebirgsgegend — würde der zerbröckelnde Grabstein nicht davon Kunde geben, man wäre versucht, eine solch grausige That im stillen Alpendorfe für unmöglich zu halten. Und doch war dem so, ein altes, weißhaariges Männchen bestätigte den vor vielen Jahren geschehenen Fall.

Das einsame, stille Dörflein zählte unter den wenigen biederen, hart um die Existenz kämpfenden Einwohnern auch einen Burschen, dessen unersättlicher Gelddurst ihn von Verbrechen zu Verbrechen trieb. Während seiner Militärzeit zum Kasernendieb herabgesunken, der, um den Versuch einer Rettung vor entehrender Strafe zu machen, einem Landsmann und Kameraden die gestohlene Brieftasche unterschob, und dadurch diesen ins Unglück stürzte, ward der Heimgekehrte bald zum Schrecken der ganzen Gegend. Jäger und Grenzwächter fahndeten nach dem Wilderer und Schmuggler vergebens, es schien, als sei der gefährliche Bursche gegen Schuss und Hieb gefeit, und der „Leibhaftige“ mit ihm im Bunde.

So kam eine furchtbare Gewitternacht mit ihren Schrecken und Gefahren im Hochgebirge. Vom wütenden Sturme überrascht, zogen der reiche Kreuzhofbauer und sein Gevattersmann, der Einödbauer Quirin Obermeyer, es vor, das Unwetter im Neuwirtshause abzuwarten. Wie alles um den Schliersee herum nur noch vom Mathies sprach, dem Schrecken der ganzen Gegend, so plauderten auch die zwei Bauern am Biertisch davon, dass es den Gendarmen gelingen möchte, den gemeingefährlichen Wilderer und Verbrecher abzufangen. Ursache zu Befürchtungen schlimmster Art hatte besonders der Einödbauer, dem der Mathies kurz vorher einen Brandbrief vor die Thüre gelegt und ihm darin mit voller Namensunterschrift angekündigt hatte, dass ihm der rothe Hahn aufs Dach gesetzt werde. Brandstiftung bringt das bäuerliche Blut am heftigsten in Wallung, kein Wunder daher, dass man mit den Waffen in der Hand dem Strolche auflauerte und mit dem Stutzen im Arm nachts den Weg wanderte, wenn die Nothwendigkeit zwang, das Haus zu verlassen.

Der wüthende Sturm hatte auch den Mathies aus seinem Waldversteck getrieben, dazu der Hunger. Das Licht im Neuwirtshause lockte den Nachtvogel an, dort hoffte er der Vorrathskammer einen heimlichen Besuch abstatten zu können. Dort belauschte Mathies das Zwiegespräch der Bauern, und im Flur des Hauses erwischte er auch deren Stutzen, aus welchen er die Kugeln zog. Die Absicht des Einödbauern, noch in der Nacht nach Miesbach zum Amtsgericht zu wandern, reifte in Mathies einen fürchterlichen Gedanken.

Als das Unwetter sich verzogen und der Mond zwischen den Wolken hervorlugte, brachen die beiden Bauern auf. Von einer bangen Ahnung erfasst, begleitete Andreas, der Kreuzhofbauer, seinen Gevattersmann trotz dessen Widersprüchen. Nicht lange darnach nahm der Hochwald beide auf und einsam wandelten sie den Hohlweg entlang. Mitten im Gespräch kracht ein Schuss, ein Schrei, und der Einödbauer wälzt sich in seinem Blute, nach kurzem Röcheln verscheidend. Den meuchlings erschossenen Freund zu rächen, greift der Kreuzhofer nach seinem Stutzen, zielt auf den höhnisch lachenden Mathies und drückt ab — das Gewehr versagt. Der Mörder entflieht, ihm setzt, das Gewehr wegwerfend, Andreas nach. Der Schuss hat den patrouillierenden Gendarm von Miesbach herbeigelockt, ihm läuft Andreas in die Hände. Ein unglückseliger Irrthum lässt den Gendarm Andreas für den Mörder halten, während der Thäter nach der Abführung des Kreuzhofers schmählichst sein Opfer beraubt.

Des Raubmordes angeklagt, verbringt der Ärmste eine entsetzliche Zeit im Gefängnis der Hauptstadt, kein Be-

wohner des Schlierseer Ländchens glaubt an seine Schuld, allein die Stadtherren sind anderer Ansicht. Die fürchterliche Aufregung des seiner Freiheit beraubten Gebirglers bringt ihn zur Verzweiflung, der Unglückliche wird, als man ihm das Verdict der Geschworenen: Schuldig! verkündet, wahnsinnig.

Von Haus zu Haus im Heimatdorfe eilen die Angesehensten der Gemeinde, die Deputation zusammenzubringen, die in der Stadt die Begnadigung des verurtheilten, nach ihrer Überzeugung unschuldig verurtheilten Kreuzhofers erbitten soll. Eilig ziehen die Gebirgler, ihren Bürgermeister voran, zur Stadt, und freundlich empfängt sie der Gerichtspräsident.

Hier holte der Alte Athem, richtete sich auf und erzählte dann weiter:

„Und wißt 's, gnä' Herr, was er g'sagt hat, unsa Burgermoaster? Zum Präsidenten hat er g'sagt: Richten S' Ihren Blick 'nei (hinein) in unsere Berg', auf die starken kreuzbraven Leut', die aufwachsen in dieser heerlichen, gewaltigen Natur. Die Leut', die wie die Löwen 'kämpft hab'n für eanen (ihren) Kini (König) und eana Vaterland, die 'm Gams nachsteig'n mit Todesverachtung in die höchste Höh' über Klippen und Abgründ', die koa Noth und koa G'fahr scheuen, die dem Nächsten beistehen mit Leib und Leben, die tapfer mit den Helden von anno 1870 eana Bluat für unser Vaterland zur Einigung unseres großen deutschen Reichs verspritzt haben, von deni (diesen) Prachtmenschen, wahre Heldenmuschen, wahre Helden mit sanftem Kinderg'müat, von deni Prachtmenschen is unser Kreuzhofer der beste, und der soll a Mörder sein? Na, dös gibt's net, der bravste, ehrlichste und beste Mensch im ganzen boarischen Oberland is er, aber koan Mörder. Glauben S' uns oansachen Gebirgsbewohnern, wir steh'n g'wiss net ein mit Leib und Seel' für oan, der an ander'n 's Lebenslicht ausblasen hat aus Habsucht und Raublust. A Mensch, der sein Vaterland und seini Berg' so gern hat wie wir alle, und da Kreuzhofer voran, der sein Leben freudig hergibt für unser schönes Bayernland, Herr! so a Mensch begeht koan Mord, jatzt net und in aller Ewigkeit net!"

Erschüttert schwieg der Alte und wischte sich Zähren der Rührung aus den Augen. Dann fuhr er fort in seiner schlichten, ergreifenden Erzählung.

Die Begnadigung vom Landesherrn traf am selben Tage ein, an dem des Kreuzhofers Geist sich umnachtete. Etwa sechs Wochen später war der Kreuzhofer, der ein „stiller Narr" geworden war, und den man auf vieles Bitten in die Heimat entließ, wieder auf heimatlicher Erde. Still verbrachte er die Zeit in seiner Stube, sein liebster Gang war ihm die Wanderung auf den Friedhof zum Grabe des Freundes und meuchlings erschossenen Einödbauern beim Obermayer. Dort klagte er sein Leid dem Todten in erschütternden Tönen.

Eines Abends, als die scheidende Sonne die Berggipfel rosig beleuchtete, saß der irrsinnige Kreuzhofer wieder am Grabe seines Gevatters. Es schien, als könnte er sich diesmal gar nicht trennen von dem zur Ruhe gebetteten Freunde. Die Abendschatten senkten sich schon herab, der Mond stieg auf und warf seinen Silberschimmer auf die Kreuze und Marmelsteine des Friedhofes, da schlich eine zerfetzte Gestalt durch die Grabhügel, ein Flüchtling, dem die Häscher auf der Spur waren, und der bei den Todten Sicherheit suchte. Es war Mathies, den grauses Entsetzen erfasste, als er in dem am Grabe liegenden Wahnsinnigen sein zweites Opfer erkannte. Er rief, von Fieberschauern durchrüttelt, den Geisteskranken an, der bebend die Stimme erkannte und plötzlich aufwachte aus der Umnachtung. „Mord, Mord!" rufend sank der Kreuzhofer ohnmächtig zu Boden, die furchtbare Aufregung hatte ihn überwältigt. Im Herzen des Verbrechers aber trat gleichfalls eine Wandlung vor, eine Läuterung der Seele, der von Gendarmen und Grenzwächtern vom Tatzelwurm her verfolgte Flüchtling rief laut um Hilfe, jetzt war er nicht

mehr auf seine eigene Rettung bedacht, jetzt rief er in der Angst, dass unter seinen Händen sein zweites Opfer sterben könne, mit ganzer Lungenkraft Hilfe herbei. Entsetzen ergreift die Dörfler, als sie den Verbrecher an der Seite des wie todt daliegenden Kreuzhofers sahen. „Mörder, Mörder!“ hieß es, da umzingelten die Gendarmen den Gottesacker und nahmen Mathies gefangen. Des hart geprüften Bauern Weib brachte Kreuzhofer zu sich, auf den Knien vor beiden gestand der Verbrecher alles, kniend erbat er Verzeihung.

Des Bauern Unschuld war zutage gekommen und edelmüthig verzieh er in der Freude seiner geistigen Wiedergenesung.

Der sühnende Verbrecher starb im Gefängnisse und auch den Schwergeprüften deckte bald der Rasen.

Wir suchten auch sein Grab auf neben dem Dorfkirchlein, Vergissmeinnicht blühte darauf.

Aus der Fibel eines Weltmannes.

Von A. Z. Wood.

Je höher du steigst, desto reiner, je tiefer, desto dumpfer die Luft.

* * *

Nicht der ist wahrhaft groß,
Den fremde Schwäche erhob;
Nur der ist wahrhaft groß,
Dem fremde Größe spendet Lob!

* * *

Wer auf eig'nen Füßen stehen kann,
Der lehn' sich nicht an and're an.

* * *

Die Macht des Augenblicks lässt Welten erstehen, Welten erzittern, Welten vergehen.

* * *

Das Licht, das du in dir geschaffen, es leuchte nicht nur dir allein,
Es soll auch in dem Dunkel anderer, für diese eine Leuchte sein.

* * *

Die Vergangenheit bekommt von der Gegenwart oft ein Armutszeugnis des schaffenden Geistes und doch schöpft diese ihren Reichthum meist aus jener.

* * *

Die Reinheit der unsterblichen Seele sei die Verklärung der Sterblichkeit.

* * *

Viel' Gedanken, viele Worte,
Darunter viel von schlechter Sorte.

* * *

Auf der Rennbahn des Lebens der Schwache, der Stolze, der Eitle, der Böse sind außer Geleis;
Klugheit, die weise, sie messet mit Vorsicht die Bahn und holet den Preis.

* * *

Was leicht du kannst vergessen,
Das heiß' ich: Nie besessen!

* * *

Je schwerer die Last,
Desto öfter die Rast!

* * *

Nicht in Worten und Schriften suche die Lehren fürs Leben,
Nur, was das Leben dich lehrt, hat für das Leben den Wert.

* * *

Wer mit fester Seelenstärke sein Temperament zu beherrschen versteht, der umhüllt sich mit dem Panzerkleide eines würdigen Charakters, das gegen alle Unbilden der Lebensstürme Schutz und Schirm gewährt.

* * *

Der größte Schatz des Menschen ist sein eigener Wert.

* * *

Wer nur dem Körper lebt, der tödtet den Geist.

* * *

Allzugroße Humanität ist die Nährmutter des Lasters.

* * *

Wer aus tiefem Dunkel das Licht betritt, wird leicht geblendet.

* * *

Geduld findet oft, was Ungeduld verloren.

* * *

Hör' und sehe viel, doch sage wenig;
Sei im Recht nicht unterthänig;
Prüfe klug die eig'nen Sachen
Und schau nicht immer, wie es and're machen.

* * *

Nicht die That selbst, sondern das Motiv hiezu gibt derselben die Weihe.

* * *

Nur unter dem Einflusse des Herzens steigst du zu geistiger Höhe.

* * *

Eigene Tugenden werden durch andere oft mehr, als durch uns selbst benützt.

* * *

Gedanke, die Saat!
Wille, der Keim!
That ist die Frucht!
Denke, was schön,
Wolle, was gut,
Thue, was recht!

Festgruß

zur zwanzigjährigen Gründungsfeier des Lesevereines in Kriegtach am 25. Juli 1893.

Es pflegen die Menschen im irdischen Thal,
Die Streitenden, Hoffenden, Edlen zumal
Sich leuchtende Tempel zu bauen,
Auf dass im alltäglichen Drang ein Asyl
Uns winke und weise das höhere Ziel
Zum inneren Leben und Schauen.

Denn nicht in des Körpers gebrechlichen Schrein
Sind uns hinterlegt die Schätze allein,
Und auch nicht in eisernen Truhen;
Die größten, beständigsten Güter der Welt,
Sie sind wohl auf Geist und Gemüth gestellt,
Wo selig die Götter ruhen.

Zu stärken die Kräfte, die schaffenden
Zu wecken die Götter, die schlafenden,
Das war unser heiliges Streben,
Als einstens, vor zweien Decennien,
Beseelt und geleitet von Genien,
Dies Bündnis wir riefen ins Leben.

Wir gründeten muthig den frohen Verein,
Und luden die Geister des Erdkreises ein
Ins bescheidene Dorf an der Fresen.
In Büchern und Blättern sie kamen heran,
Und mancher verdienst- und ruhmreiche Mann
Ist wohl unser Gast gewesen.

Wir hielten zusammen in treuer Pflicht,
Wir zankten nicht viel und wankten auch nicht
In guten und schlimmen Jahren.
Und hier in diesem gastlichen Haus
Hat unser Verein jahrein und jahraus
All Schutz und Schirm erfahren.

Wie mancher Gesang der Weihestund',
Wie manches Lustjauchzen der Tafelrund'
Hat hier gebraust und geklungen.
Wie mancher Funke und Bildungskeim
Ist siegreich aus diesem Geistesheim
Ins weite Thal gedrungen.

So wird man dem immer noch frischen Verein
Das Fest der Erinnerung gerne verzeih'n,
Der treuen Verharrung zum Lohne.
Die Einigkeit war unser Grund und Fach,
Die Einigkeit war unser Thurm und Dach,
Die Einigkeit sei unsre Krone.

Ein Naturgesetz der Kriegslustigen.

Eine in Deutschland sich gegenwärtig großpappelnde Raufboldpartei hat ein neues Naturgesetz entdeckt. Der Krieg ist ein Werkzeug natürlicher Auslese, er vernichtet im Volke die ungesunden Elemente und fördert die Entwickelung der gesunden. – Prost Mahlzeit! wie man sich täuschen kann! Wir hatten bisher immer geglaubt, für den Krieg würden vor allem die kräftigsten und intelligentesten Männer ausgehoben und vorgeschoben, und die Schwächlinge und Cretins blieben zu Hause. Von den ersteren stürben die muthigsten den Heldentod, während letztere womöglich die Rasse fortzupflanzen hätten. Aber nach dem neuen Naturgesetz ist das nicht so, der Krieg rafft

vielmehr die ungesunden Elemente hinweg und die gesunden verschont er, und nach einem Kriege entwickelt sich ein Volk doppelt groß und reich. Allemal? — Was haben wir besonders deutlich nach dem dreißigjährigen Kriege, nach den Türkenkriegen u. s. w. gesehen? Sehr wahr ist, dass es nach einem Kriege allemal besser wird, als es — während desselben war. Wenn einer niedergeworfen ist, fängt er nämlich wieder an, aufzustehen, wenn ihm eine Hand oder ein Fuß gebrochen ist, so kann das Glied nun wieder heilen, allein, ob es nach dem Bruche stärker sein wird, als vor demselben, hat das neue Naturgesetz erst zu beweisen. Das Individuum ist stets ein kleines Bild des ganzen Volkes.

Im Ernste gesprochen machen wir, besonders in neuerer Zeit, eine Erfahrung von den Folgen des Krieges, nämlich diese, dass nach dem Kriege der Sieger degeneriert, der Besiegte sich stärkt. Anfangs sind die politischen und wirtschaftlichen Vortheile selbstverständlich auf Seite des Siegers, dafür gehen aber sehr bald moralische Güter verloren, als: der Gemeinsinn, der Humanismus, der Idealismus u. s. w. Der Sieger wird derb materialistisch und hat gar bald für sonst nichts Zeit und Sinn, als dem rohen Erhaltungstriebe zu fröhnen, die Rache des Besiegten zu fürchten und seine ganze Kraft gegen diese Rachegefahr zu concentrieren. Hat die Menschheit, die es zu einer gewissen Cultur gebracht, denn gar keine andere Aufgabe, als ihr thierisches Dasein zu schützen, und sich vor sich selber zu fürchten?

Die angedeuteten moralischen Güter haben sich seit 1866 in Österreich, und besonders seit 1870 in Frankreich weit kräftiger entwickelt, als in Deutschland, das ist kaum ein Zweifel. So, dass man auch hier wieder sagen kann, schwere Prüfungen werden stets zum Segen, und großes Glück, besonderes Kriegsglück wandelt sich bald zum Fluche. Die Weltgeschichte hat diese Wahrheit mit großen Zügen aufgeschrieben.

Deshalb ist nicht zu verstehen, wieso gerade Leute, die der siegreichen Nation angehören, und denen unter den weiteren Folgen des Sieges bereits bange zu werden beginnt, von der guten Auslese des Krieges sprechen können, und davon, dass der Krieg die ungesunden Elemente vernichtet.

Da wird sich der tapfere Krieger schön bedanken. Dringt er muthig durch den Kugelregen, so wird er vernichtet, gehört also zu den ungesunden Elementen; nimmt er Reißaus, so wird er gerettet, und kann zu den gesunden Elementen seines Volkes gezählt werden, die der Krieg so gütig fördert.

Ja potz Blitz, aus diesem neuentdeckten Naturgesetz der Raufboldpartei ergeben sich sonderbare Schlüsse. H.

Neuer Durst nach religiösem Idealismus.

Es ist merkwürdig, wie seit etwa zehn Jahren im Volke das religiöse Bedürfnis sich wieder steigert. Mit der Wissenschaft von der Materie, die uns den Glauben ersetzen sollte, war es also nichts. Sowie der Mensch Sinn hat zum Schaffen und irdischen Genießen, so hat er auch einen natürlichen Sinn für das, was wir Religion nennen; der kann zeitweilig verkümmern, aber nie ersterben. Und je kümmerlicher er eine zeitlang gehalten wurde, desto üppiger, um nicht zu sagen ausschweifender, entwickelt er sich nachher. Gegenwärtig werden orientalische Philosophen stark beliebt und die Lehren des Buddha verbreitet. So erschienen in Braunschweig bei C. A. Schwetschke der „Buddhistische Katechismus zum Gebrauche für Europäer", zusammengestellt von Subhadra Bhikschu. „Die Bhagavad Gita, das Lied von der Gottheit, oder die Lehre vom göttlichen Sein", ins Deutsche übertragen von Dr. Franz Hartmann. Im selben Verlage erscheint eine „Theosophische Bibliothek" und die spiritistische Monatsschrift „Sphinx", herausgegeben von Hübbe-Schleiden.

All diese Schriften sind in hohem

Grade anregend, doch zu einem wirklichen praktischen Werte dürften solche Richtungen sich für uns kaum gestalten. Die weitaus passendste und fruchtbarste Religion für uns ist das Christenthum.

Dieses hat Grundlage für alle religiösen Stimmungen, in ihm liegen die Heilmittel für alle Schäden der Zeit, es kommt nur darauf an, dass wir sie vorurtheilslos suchen und üben. Im Vergleiche zum Christenthum ist der Buddhismus eng, dunkel und lähmend, im Vergleiche zum Christenthum ist der moderne Spiritismus kindisch. Die Gottheit des Geistes, die Gottberufenheit des Menschen, der immerwährende Verkehr zwischen Menschheit und Gottheit kann nirgends so großartig und überzeugend zum Ausdrucke kommen, als im Christenthum. Freilich mag wohl auch der Spiritismus immerhin eine Aufgabe zu erfüllen haben. Sind es auch ganz schwanke und meist viel zu kurze Brücklein, die vom Materialismus zurückführen sollen zum christlichen Idealismus — Brücklein sind es doch. Und trostreich ist uns jede Andeutung, dass es auch noch etwas anderes gibt, als das Armselige und Wertlose der rein materialistischen Welt.

R.

Poetenwinkel.

Im Beichtstuhl.

Schon ist die Vesper längst vorüber,
Es bricht die Dunkelheit herein,
Und durch die blinden Kirchenfenster
Dringt nur ein fahler Dämmerschein.

Dort kniet noch an des Altars Stufen
Ein schönes, blasses, junges Weib,
Das Haupt gesenkt, in stummen Thränen
Erzittert leis ihr üppiger Leib.

Und zögernd, mit sich selbst im Kampfe,
Das Schamroth schlägt ihr ins Gesicht,
Wankt sie zum Beichtstuhl, drin ein Priester
Andächtig still Gebete spricht.

Ja, ihm vertraut sie, was noch keinem
Sie außer ihrem Gott vertraut:
Und Leidenschaften, Gluten sind es,
Die jetzt der junge Priester schaut. —

Nun ist ihr wohl — sie hat gebeichtet,
Sie schlägt ein Kreuz und eilt hinaus
Und lächelt hold — die Last der Sünden
Ließ sie zurück im Gotteshaus.

Im Gotteshaus, da steht der Priester
Und starrt ihr heiß verlangend nach;
Es klopft sein Herz — die Pulse jagen,
Er hört nur, was die Sünderin sprach.

Vergessen sind Gebet, Gelübde,
Vergessen, was er fromm geglaubt —
Er hat den Frieden ihr gespendet,
Sie hat den Frieden ihm geraubt.

Jenny von Reuß-Hoerner.

O, schmähet nicht die Dulderin.

Schmäht nicht das Mädchen, weil es alt,
Die Myrthe nicht sein Haupt geschmückt,
Das Blut längst in den Adern kalt
Und das Gemüth von Gram gedrückt.

Denn niemand ahnt, wie tief wohl dringt
Ins wunde Herz das bitt're Leid,
So oft es „alte Jungfer" klingt
Hohnlachend nach der armen Maid.

Und niemand weiß, was sie ertrug,
Was sonst sie schwer getroffen hat,
Und wie ihr grausam Wunden schlug
Vor Jahren schmählicher Verrath.

Als sie befestiget vertraut
Dem Manne, der ihr Herz gewann,
Auf seiner Treue Schwur gebaut,
Der doch so bald in Nichts zerrann.

Wer kann es wissen, ob nicht gar
Dem Tod das Glück zum Opfer fiel,
Das ihres Lebens Sehnsucht war
Und ihrer Hoffnungsfreude Ziel.

O, schmähet nicht die Dulderin,
Weil sie allein durch's Leben geht,
Und weil der Jugend Glück dahin,
Nach dem auch sie einst heiß gefleht!

Franz Tiefenbacher.

In den Alpen.

Grüß Gott, du schönes Alpenthal,
Umsäumt von Bergesriesen!
Grüß Gott, im gold'nen Abendstrahl,
Du leuchtend Grün der Wiesen!

Wie macht es mir die Seele weit,
Wie schwillt das Herz mir mächtig!
Du waldumrauschte Einsamkeit,
Wie bist du wunderprächtig!

Wie sich die Bergeshäupter kühn
Bis zu den Wolken heben,
So fühl' den Muth ich neu erglüh'n,
Nach hohem Ziel zu streben.

Wie aus der Felsen starrer Brust
Die Quellen schäumend fluten,
So bricht hervor das Leid, die Lust,
Die mir im Busen ruhten.

In blauer Ferne silberweiß
Besonnte Firnen strahlen —
Und Sehnsucht hebt die Seele leis
Zu schönen Idealen.

Und in der Tiefe losl der Bach
Durch wildes Felsgeschiebe;
So stöhnt im Herzen, ewig wach,
Die unerlöste Liebe.

Ella Hruschka.

Bücher.

Physiologie des Weibes. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von Dr. R. Teuscher. (Jena. Hermann Costenoble. 1893.)

Den geistvollen itolienischen Plauderer kennt man. Er ist nicht so flach, um banal, und nicht so pedantisch, um langweilig zu werden. Manchmal würde eine tiefere Gründlichkeit zu ertragen sein. Immer ist es ein interessanter Gegenstand, über den uns der Philosoph auf das Unterhaltendste belehrt. Diesmal ist es das Weib, welches er uns von allen Seiten zeigt. Das muss man gleich sagen, es ist nicht bloß Galanterie des alten Herrn, wenn er geneigt ist, das Weib höher zu stellen, als den Mann, er hat dafür gewichtige Gründe. Natürlich ist auch Mantegazza so ein alter Zopf, der das Weib nur liebt und verehrt, solange es Weib ist und nicht Mann sein will. Im Weibe findet er aber Vorzüge und Tugenden, vor denen wir Männer wohl aufs Knie sinken müssen, auch wenn wir nicht gerade um Liebe flehen.

Allerdings gibt es im Buche auch Capitel die — doch, wie wäre es, wenn der Leser selbst nach dem Buche greifen wollte? Für diesen Fall würde man ihn nur erinnern, dass es besser ist, wenn seine etwa minderjährigen Kinder es nicht in die Hand bekommen. Weiter lasse ich mich nicht ein, denn das ist ein Gegenstand, von dem schwer loszukommen wäre, und sich angelegentlich mit dem Weibe zu befassen, dünkt mich nur rathsam, wenn eins in der Nähe ist.

M.

Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Gebrüder Grimm. Illustriert von P. Grol Johann. (Stuttgarl. Deutsche Verlagsanstalt. 1893.) Lieferung 1—8.

Es ist wohl kaum ein Buch in deutschen Landen, das sich so großer Verbreitung bei Jung und Alt erfreut, als die liebliche Märchensammlung, welche schon 1812 und 1813 die Gebrüder Grimm dem Volke geboten und Generation um Generation hat sich seitdem an dem herrlichen Märchenborn gelabt, den diese zwei gelehrten Brüder durch unermüdlichen Sammelfleiß, aber auch durch die echt volksthümliche. im besten Sinne des Wortes kindliche Darstellung, in ihrem Werke erschlossen. Wer gedenkt nicht aus seiner Jugendzeit an die Märchen von Sneewiltchen, von Dornröschen, von Brüderchen und Schwesterchen, von Hansel und Grethel und an all die wundersamen Geschichlen, welche dem deutschen Volksgeiste enlsprungen, dem Kinde ebensolche Freude machen wie dem gereiften, aber poesiefreudigen Gemüthe. Denn, in welcher Dichtung steckt mehr Poesie als in diesen schlichten und doch so sehr zu Herzen dringenden Wundergeschichten! Zur Zeit der Gebrüder Grimm gab es noch wenig Sammlungen von Märchen und Fabeln aus dem Volksmunde, diesen Männern war es nicht leicht gemachl, dem Volke selbst diese schönsten und poesievollsten Schöpfungen zu entnehmen und zusammenzustellen. Heutzutage liegen viele, viele neue solcher Sammlungen, sowohl allgemeine, als solche aus Einzelgebieten vor, mehr und weniger umfangreiche, mehr oder minder schön ausgestattete, aber keines dieser Märchenbücher hat die Verbreilung erlangt, wie das Grimm'sche, in keinem ist jener zu Herzen sprechende Ton getroffen, wie in den 1812 und 1813 zuerst gedruckten „Kinder- und Hausmärchen" der in der Folge zu den berühmtesten und gelehrtesten Männern Deutschlands gezählten Brüder. Braucht man es daher wohl noch zu betonen, dass eine schöne mit Zeichnungen von bewährter Künstlerhand reich geschmückte Ausgabe dieser Märchen zeitgemäß ist wie kaum ein zweiles deutsches Buch, dass dieses unvergängliche Werk in so prächtiger Ausstattung allen Kreisen, auch jenen, die es schon kennen, die es in schlichterer Ausstaltung schon besitzen, hoch willkommen sein muss? Gewiss ist das nicht nöthig. In der vorliegenden eleganten Quartausgabe von Grimms Märchen, von der bis nun 8 Lieferungen vorliegen ist die typographische Ausstattung des übrigens rühmlichst bekannten Verlegers besonders hervorzuheben, hervorzuheben ist aber auch jedes einzelne Bild des Künstlers, der sich in diese echten unverfälschten Volksdichtungen so innig einzuleben wusste. Kleine Meisterwerke treten uns hier im Bilde entgegen, welche P. Grot Johann geschaffen und die in der bekannlen ausgezeichneten Weise von der berühmten xylographischen Anstall R. Brand'amour und von anderen

hervorragenden Anstalten in Holz geschnitten wurden. Auch diese Bilder tragen bis in die kleinste Einzelheit den echt deutschen Charakter an sich, der die Märchen der Gebrüder Grimm auszeichnet und der sie gewissermaßen zu einer Art Hausbibel gemacht hat. So möge sich denn Jung und Alt an dieser neuen würdigen Ausgabe des unvergänglichen Volksbuches erfreuen, das dem dahingeschiedenen Gelehrten so unendliche Anerkennung und Ehre gebracht und das auch dem Künstler, der es so schön geziert, sowie dem Neuherausgeber und dem Verlage zur neuerlichen hohen Ehre gereicht.

A. Schlossar.

---

222 **Echte Kärntnerlieder.** Gesammelt und für vier Männerstimmen gesetzt von Hans Neckheim. II Abtheilung. (Verlag des deutschen Volksgesangvereines. Wien, I. Rahlgasse 8.)

Ein Zug durch das Liedergebiet ist gleich einer Wanderung durch bekannte und fremde Gegenden. Die Lorbeer- und Olivenhaine, die Orangen- und Cypressenwälder erfreuen das schönheitsuchende Auge, aber endlich verlangt das Herz wieder nach den rauschenden Wipfeln unser frischgrünenden Wälder, nach den kühlschattigen Fichten und Buchen, die ihr Wachsthum dem heimatlichen Boden verdanken, die unsere Kindertage gesehen und die geheimsten Stimmen unseres Wesens verstehen.

So erhebt sich auch unser Sinn an den stolzen Rythmen eines echtempfundenen Kunstgesanges, entzückt tauscht das Ohr der perlenden Tanzmelodie, aber kein Tongedicht ergreift so innig und süß vertraut unser ganzes Herz wie das Volkslied, das dem reinen Gemüthe des heimatlichen Stammes entsprosste. Lange Zeit ist dies holde Kind, dem alle kokette Ziererei und unwahres Empfindeln fremd geblieben, vergessen und verschüchtert worden, endlich erkannte man wieder den Wert seiner reichen, unverwelklichen Gaben und allgemach scheint es wieder seine Rechte zu gewinnen. Zu den alten Reimen fand sich die alte Melodie und den trefflichen Volksliedersammlungen von Erk, Silcher, Schmölzer, Gauby u. a. folgten in neuerer Zeit mehrere, die unsere alten Schätze heben und pflegen. Insbesondere hat sich in dieser Beziehung der Deutsche Volksgesangverein in Wien unter seinem Obmanne Dr. Josef Pommer verdient gemacht. Von seinen Veröffentlichungen sei nebst den schönen „Steirerliedern" besonders die H. Neckheim'sche Sammlung von 222 Echten Kärntnerliedern hervorgehoben, die eine Fülle herzerquickender echter Volksgesänge enthält. Es wäre eine schöne Aufgabe unserer Gesangvereine, sich des unentstellten Volksliedes kräftig anzunehmen und es wieder im Volke heimisch zu machen. Die erwähnte Sammlung bietet hiezu Unschätzbares. F.

Aus 'm Landl. Humoresken aus den Tiroler Bergen von Rudolf Heinrich Greinz. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1893.)

Freunde der Dorfgeschichte werden an den drei Erzählungen dieses Büchleins ihr Vergnügen haben können. Ohne dass die Stücke sich zur Bedeutung einer Eigenart an Form und Erfindung erheben, wissen sie durch einfach vorgetragene und mit landtäufigem Humor gewürzte Naturwahrheit recht angenehm zu fesseln. M.

Im Gamsgebirg. Neue Erzählungen aus bayerischen und österreichischen Bergen. Von Arthur Achleitner. (München. Otto Galler. 1893.)

In der ziemlich großen Reihe alpiner Erzähler nimmt Achleitner einen ansehnlichen Platz ein. Jedes neue Büchlein dieses Autors bringt irgend etwas recht besonders Lesenswertes mit sich. Das sind Sachen, die nicht am Schreibtisch des Städters gedichtet werden, sondern die vielmehr draußen in Wald und Berg gesammelt sind. Ein zumeist leichter volksthümlicher Stil theilt es uns in stets liebenswürdiger Weise mit, wie es draußen in der Natur hergeht und was die Leute dort treiben. Unsere Leser haben ja schon wiederholt Gelegenheit gehabt, sich an Achleitners Geschichten zu ergötzen.

M.

Lola. Ein Gedicht von Alfred Garny. (Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag. 1893.)

Seelenvoller Inhalt, in gewählter schöner Sprache zum Ausdrucke gebracht, wirkt unbedingt gewinnend auf den Leser des Werkes, das obigen Titel trägt. Die innersten seelischen Regungen, welche der Dichter in duftigstem Satzbaue zu schildern vermochte, entbehren trotz der tiefen Poesie, die darin liegt, nicht der wahren aus dem Leben geschöpften Natürlichkeit. Das poetische Tagebuch des Helden erzählt in anmuthigen Liebesliedern die Schwankungen und Veränderungen im Gemüthsleben der Zeiten zwischen den im eigentlichen Gesange erzählten Ereignissen. Ein herrlicheres Rosenband hätte der Dichter nicht wählen können zur Zusammenziehung und Ergänzung des Inhaltes, als jene Reihe inniger, gefühlvoller Gedichte und keinen erhebenderen Stoff hätte er seinem Gesange zu untertegen vermocht, als den edlen Kampf in einem liebenden Mädchenherzen. Als Empfehlung des Werkes sei hier die Schilderung der Heldin, wie sie der Dichter bringt, gegeben:

Entgegen tritt ihm auf des Weges Mitte
Das holde Kind im weißen Lilagewand,
Auf dem gazellenschlanken Leibe thronet,
Als sei es einem Engelsbild geraubt,
An dem der Abglanz keuscher Reinheit wohnet,
Sieghaft ein anmutreiches Lockenhaupt.

Armin.

Ausfahrt. Dichtungen von Max Geißler. (Dresden. Lehmann'sche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung. 1893.)

Die drei Abtheilungen: Eppich, Bilder und Gestalten und Halbe Sachen des hübsch ausgestatteten Büchleins bringen unter zahlreichen lyrischen Gedichten so manche niedliche Blüte. Eine strengere Sichtung hätte Satzbildungen oder Reimfreiheiten wie nachstehend gegebene ausgeschieden:

O Lust, wenn in der Welt die Flocken fliegen,
Im Herzen früh ein Fünklein Sonne wiegen!
— — — — — — — — — —
Nun feg' den Staub vom halbvergess'nen Rocken
Und spinn' die Faden silbern von dem Wocken!
— — — — — — — — — —
Was uns geschmerzt seit Weil' verblüht und Kressen,
Lass bei des Herdscheins Zauber uns vergessen!

Armin.

Leben und leben lassen. Ein Liederbuch von Rudolf Presber. (Frankfurt a. M. C. Kaenitzer. 1893.)

Keine einzige neue Saite der Liebesharfe ist in diesen Liedern angeklungen; am lautesten tönen jene nach, die Heine und Badenstedt gespielt. Lebenslust schäumt durch das Büchlein, aber wir glauben nur schwer an ihre Nachhaltigkeit. Die Farm ist frisch und flott, doch wird bald ausgesungen sein, denn die Innerlichkeit fehlt fast gänzlich. Am schönsten muthet uns die Einleitung an. M.

Die antisemitische Bewegung. Von Sidney Whitman. Aus dem Englischen von C. Th. Alexander. (Berlin. Karl Ulrich & Co. 1893.)

Für Juden wie für Antisemiten gleich lehrreich zu lesen. Der Antisemitismus, heißt es da unter anderem, ist ein tiefgehender Protest gegen den Materialismus, das Streberthum, den Luxus, die Gesinnungslosigkeit, die Verdorbenheit der Presse und Herzlosigkeit unserer Tage überhaupt. Die Juden vor allem, als die hervortretendsten Repräsentanten dieser Richtung, seien das erste Ziel des Kampfes. M.

Bin ich gesund oder krank? Ein Prüfstein und Rathgeber für jedermann von Louis Kuhne. (Leipzig. Th. Grieben. 1892.)

Ein Reclameschriftchen zur Anpreisung von Kuhnes großer Reclameschrift „Die neue Heilwissenschaft". Diese wieder gipfelt in der Anpreisung von Kuhnes Heilanstalt in Leipzig. Nebenbei sind diese Schriften Polemiken gegen die „Schulwissenschaft". Der Hauptgedanke des Kuhne'schen Heilsystems besteht darin, dass jede Krankheit durch Fremdstoffe verursacht wird, die im Körper sind, und dass diese Fremdstoffe ausgetrieben werden müssen, was hauptsächlich durch Wassercuren geschieht. Das ist ganz nach dem alten Volksglauben, der sich die Krankheiten im Körper als feindliche Wesen denkt, die ja aber ja ausgetrieben werden können. Die „Schulwissenschaft" ist bekanntlich ganz anderer Meinung. Leider schlägt sie ihre oft chartatanartigen Gegner weniger mit ihren praktischen Erfolgen, als mit ihren Theorien. M.

Im Reiche des Geistes. Illustrierte Geschichte der Wissenschaften, anschaulich dargestellt von K. Faulmann. Mit 13 Tafeln, 30 Beilagen und 200 Textabbildungen. (Wien. A. Hartleben.) In 30 Lieferungen.

Die vorliegenden Lieferungen 5 10 dieses Werkes enthalten die Rechtsgeschichte und Medicin im Mittelalter, die Geschichte der Wissenschaften im ganzen sechzehnten Jahrhundert und den Unterricht, die Sprachwissenschaft und Zoologie im siebzehnten Jahrhundert. Die Rechtsgeschichte schildert das Eindringen des römischen Rechts mit seiner Falter und seinen Steuern in die freien germanischen Länder in packender Weise. In der Medicin werden deren Entwicklung bei den Griechen und Arabern und die Lehren der Galen behandelt, welche das ganze Mittelalter beherrschten. Im sechzehnten Jahrhundert ist das Aufblühen der Wissenschaften durch die Vermittlung des Buchdrucks gezeigt. V.

In der sibirischen Steppe. Von Ferdinand Ebhardt. Der Reinertrag dieses ganz trefflichen Gedichtes wurde vom Verfasser der unentgeltlichen Pflege mittelloser Kranker durch Diaconissinnen zu Graz gewidmet. (Graz. Franz Pechel. 1893.)

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Österreich im Jahre 2020. Socialpolitischer Roman von Dr. Josef van Neupauer. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Berthold Auerbachs Schriften. Bis zur 25. Lieferung erschienen. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1893.)

Millionär und Vagabund. Socialer Roman. Autorisierte Ausgabe, übersetzt von Leopold Katscher. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Lori Bergmann. Neue Novellen von Balduin Groller. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Digitized by Google

Erna's Fehltritt. Roman von August Krüger. Mit dem Porträt des Autors. (München. Dr. E. Albert & Co.)

Rudolf von Habsburg im Spiegel der deutschen Dichtung. Für die studierende Jugend Österreichs geschildert von Professor Emil Soffé. (Brünn. Karl Winiker.)

Gyulas Liebe. Gedicht in 10 Gesängen aus dem Ungarischen des Alexander Kisfaludy von Gebell-Ennsburg. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Im Fluge. Neue Geschichten von Karl Strobl. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Im Sturme des Lebens. Gedichte von Karl Strobl. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1893.)

Lieder und Fanfaren. Gedichte von F. G. Adolf Weiß. (Zürich. Verlagsmagazin.)

„Lindenblüten." Gedichte von Rudolf Braune. (Frankenhausen. Selbstverlag von Rudolf Braune.)

Im Fanfara. Neue Lieder und Dichtungen von Karl Ernst Alleno. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei. A.-G. 1893.)

Abenteuer und Schwänke. Allen Meistern nacherzählt von Rudolf Baumbach. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1893.)

Gedichte von Camilla Leonhard. (Dresden. E. Pierson. 1893.)

Berufsbildung für Mädchen. Ein Beitrag zur Frauenfrage. Von Ludwig Fleischner. (Wien. Georg Szelinski. 1893.)

Eligius. Lebensbilder aus dem niederösterreichischen Gebirge. Von Dr. Anton Kerschbaumer. 2. Auflage. (Wien. 1893. Verlag von Heinrich Kirsch. I. Singerstraße 7.)

Abendstunden eines Handwerkers. Von Philipp Menges. (Selbstverlag des Verfassers.)

Frogmeule. Von J. L. Windholz. (Zürich. Verlagsmagazin. 1893.)

An unsere Leser!

Zum Abschlusse dieses Jahrganges theilen wir mit, dass unser „Heimgarten" vom nächsten Hefte ab in einer reformierten Gestalt vor die Leser treten wird. Der Geist des Blattes bleibt natürlich derselbe, aber immer neue Stoffe, interessante Zeitfragen, frische Ausführung soll unsere besondere Sorge sein. Der wieder froh aufleben Herausgeber lässt eine reiche Fülle neuer Erzählungen, Volks- und Naturbilder, Erinnerungen, Schwänke, mundartliche Gedichte u. s. w. erwarten, wovon wir schon in den allernächsten Heften Eigenartiges bringen werden. Ferner sind wir in der Lage, ausgezeichnete Beiträge von Hans Grasberger, Theodor Vernaleken, Josef Wichner, Karl Wolf u. s. w. veröffentlichen zu können. Die besten Volksschriftsteller der Alpenländer geben sich im „Heimgarten" Stelldichein und auch manch lieber Gast aus der Ferne hat sein Erscheinen zugesagt. Außerhalb der öden Alltäglichkeit und frostigen Dürre einer pessimistischer Zeitrichtung soll unser „Heimgarten" eine Art Sommerfrische sein das ganze Jahr hindurch. Und auch die Streitaxt ist nicht begraben, um das Reich des Guten und Schönen zu schützen.

Also, lieber Leser, auf Wiedersehen im neuen Jahrgange!

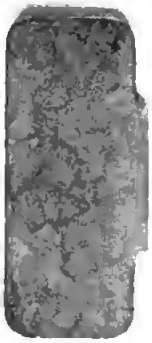
Die Verlagshandlung.

Danksagung.

Wie soll ich einer solchen Dankesschuld genügen! Denn so ungeahnt groß und zahlreich waren die Ehrungen, die anlässlich meines fünfzigsten Geburtstages aus allen Ländern, wo Deutsche wohnen, und von allen Ständen mir erwiesen worden sind. Von so vielen guten und bedeutenden Menschen mit Auszeichnungen überschüttet zu werden — es ist beglückend und erdrückend. Wie gerne möchte ich nach allen Seiten hin und jedem Einzelnen persönlich danken, aber das ist nicht möglich. Und so muss ich auf diesem Wege mein Vergeltsgott sagen. Wenn der tausendfach ausgesprochene Wunsch für mein künftiges Wohlergehen sich erfüllt, so ist ja noch Zeit und Gelegenheit genug, all die Liebe, die mir zutheil ward, in Dichtung und That zu vergelten.

Krieglach, 5. August 1893.

P. K. Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Princeton University Library
32101 042855468